Digitized by Google

654

M1 17744

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

zur

Kunde der Literatur

des

Auslands.

Fünfter Jahrgang. 1840.

Stuttgart und Augsburg,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 0.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1840.

A.

Ainsworth, H., Jack Sheppard von... S. 529, 538, 543, 552, 562, 566.
Amerikanische Anthologie. S. 213, 221, 236.
Amerikanische Philosophie. S. 449, 454,
Anderson, Bilderbuch ohne Bilder. S. 333.

B.

Babel: 2, 8, 15, 20, 27.
Balzac, Beatrix von.. 517, 525, 530.
Barbier, Auguste, Pedlam: 5. Herostratus: 165. Italien: 232.
Barton, Bernard, das Meer: 57.
Berangers Lieder, deutsch von Rubens: 415.
Billaud von Varenne: 575.
Blessington, Gedicht von Lady: 396.
Breton de los Herreros, Don Manuel. Gedichte: 298, 303, 308.
Bulwers, Sir E. L., Ehrenrettung gegen Lady Bulwer: 557, 565.
Burns, Robert, aus seinem Leben: 53, 60. Lieder nach B.: 143, 156. Uebersetzt von Kauffmann: 181, 190, 196, 203, 210.
Boz, siehe Dickens.
Bowles, Miß. Die Blume des Himmels: 157.

C.

Campbell, Thomas, An das Vaterland: 89. Feldblumen: 540.
Castilho, der Traum: 297.
Chatterton, Th., Proben aus seinen Dichtungen: 325, 360, 400.
Coleridge, S. T., Gedichte: 23. Im Concertsaal: 275—276, 341, 361. Englische Urtheile über C.: 465, 473, 478. Einige Dichtungen von S. T. C. und von Miß L. E. Landon, übersetzt von Krantz: 546, 554.
Cowper, die Geschichte von John Gilpin: 317. Der englische didactische Dichter C. und sein Hauptwerk: Die Aufgabe (The task): 493, 499, 506, 514, 521, 528. Boadicea: 505.
Crabbe, Ellen, Poesie: 601, 611.
Cromwells, Leben Oliver, neu beleuchtet: 389, 397, 405, 411.
Courtois: 576.

D.

Dänisches Lied. König Stiold: 297.
Delavigne, Casimir, siehe Komödien.
Derschawin, Ode an Gott: 1.
Desbordes-Valmore, Madame, Violette von: 45, 55, 61, 67, 72, 79, 87. Zwei Lieder: 432.
Dickens, Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby: 70, 83, 91.
Drama, das neuere französische: 313, 320. Neueste französische dramatische Literatur: 326, 331.

E.

Edmeston, James, die Stimme der Natur: 52.
Ellis, Mrs., Die Frauen in England: 34.
England, Kirche und Staat in: 357, 370, 372, 374.
Englische Dichter des 19ten Jahrhunderts: 277, 287.
Erinnerungen, aus den, einer Wochenwärterin: 205, 215, 222, 227, 238.

F.

Festus, dramatisches Gedicht: 377, 385, 394.
Französische Poesie, Verhältniß der neuern, zum öffentlichen Geist und zum Leben der Nation: 81, 89, 97, 103.
Frauen, Zustand und Beruf der: 486, 494, 501, 507.

G.

Gogel, das Ehepaar aus der alten Zeit, oder Philemon und Baucis unter den Kosaken: 497, 505, 511, 519, 527, 533.
Guizot, Washingtons Leben, Briefwechsel und Schriften: 113, 117, 125, 130.
Girardin, Madame de, siehe Komödien.

H.

Handwerks-Gesellen und Gesellschaften in Frankreich: 349, 358, 365..
Hauch, C., eine polnische Familie: 29, 37, 41.
Heiberg, J. L., Uranienberg: 51.
Hemans, Mrs.: 136. Gedichte: 396, 485.
Holst, Gedicht: 336, 367.
Hood, Robin: 395.
Hook, Theodor, Scharten, Todesfälle und Heirathen: 329, 336, 342, 346, 353.
Hugo, Victor, An die Phantasie: 41. Strahlen und Schatten: 437, 442, 447, 451, 459, 463, 471.

J.

James, M. P., An den Unwandelbaren: 104. Der Leuchtthurm: 161.
Janin, J., über Balzac's Vautrin: 279.
Iglesias de la Casa, spanische Poesien: 594.
Ingeman, Herr Ebbe: 117. Ueber J.: 162, 171, 177, 185.

K.

Karr, Alphonse, Die Wespen: 69, 77, 85.
Kennedy, Miß Grace K.: 245, 253, 257, 267.
Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter: 173.
Knowles, Sheridan, das Mädchen von Mariendorpt: 309.
Komödien, zwei politische, Popularité von E. Delavigne, und l'école des Journalistes von Madame Emilie de Girardin: 241, 247, 255, 260, 266, 273.

L.

Labbeck, Hritfeld: 77.
Lamartine, Alphonse de, Der Westen: 13.
Landon, Miß, Persisches Recept: 396. siehe Coleridge.
Lewis, Miß, siehe Frauen.

M.

Manzoni, an die ewige Liebe: 161.
Maret, über den moderuen Pantheismus: 429.

Digitized by Google

Martineau, Miß, Deerbrook: 95.
Martinez de la Roſa, Gedichte von: 345, 352.
Marwell, Gutenacht!: 112.
Millevoye, Der Fall der Blätter: 193.
Mißbrauch, über den, den man mit den Adjectiven treibt: 139, 147, 153, 159.
Mickiewicz's Konrad, ſiehe Sand.
Montgomery, das Gebet: 2.
Monthly Magazine, die neue poetiſche, philoſophiſche und politiſche Aera des M. M.: 7, 13.
Moore, Thomas, 17, 25, 31, 39, 43, 48. Auf dem Meer: 125. Alciphron: 137, 145, 150, 158, 167. Der Gondolier, 408.
Mora, ſpaniſche Legenden von Don Joſe Joaquin de: 434, 441, 445, 450, 457. Mauriſche Romanzen: 523, 549.
Moreau, Hegeſippe: 281, 289, 293. An meine Seele: 328.
Morgan Lady, ſiehe Frauen.

N.

Naturpoeſie außereuropäiſcher Völker: 369, 373, 383.
Neugriechiſche Dichtungen: 65, 243, 252, 264, 267, 453, 462.
Niccolini, Rosmonda d'Inghilterra: 461, 468, 475, 482.
Nodier, Schweſter Beatrix: 602, 607, 615.

O.

Oelenſchläger: 57, 68, 74, 285, 290, 295.

P.

Peiſſe, Louis, über den Senſualismus in Frankreich: 572.
Pellico, Silvio, Canzone: 105.
Philoſophie im Frankreich: 402, 409, 413, 422, 427.
Puſchkin, Scene aus Boris: 225, 235. Eugen Onegin: 569, 582, 590.

R.

Reboul, Jean, der jüngſte Tag: 188, 194, 201, 208, 218 223, 230.
Rein, Gedicht von: 64.

S.

Saavedra, Gedicht von: 233.
Sainte-Beuve, Maximen im Geſchmack Larochefoucaulds: 149, 157. Gedichte: 188. Zehn Jahre ſpäter in der Literatur: 269. An V. Hugo: 388. Rückkehr zur Poeſie: 401. Meine Muſe: 421. Jugendträume: 433. Volupté: 578, 587, 598.
Sand, George, das phantaſtiſche Drama. Goethe's Fauſt; Byrons Manfred, Mickiewicz's Conrad: 105, 114, 120, 126, 132, 142. Coſima, oder der Haß in der Liebe: 541, 550, 560.
Schaldemoſe, Fr., die Schmiede auf Helgoland: 88.
Shelley, der Köhler und die Nachtigall: 212. Gedichte: 274, 275, 293.
Schwediſches Volkslied: 100.
Soulié, Fr., der Platzregen: 306, 310, 315, 321.
Soumet, die Waiſe: 193.
Southey, Rüdiger: 509.
Spaniſche Volkslieder: 93.

T.

Tagebuch eines Arztes, letzte Mittheilungen aus dem: 101, 110, 123.
Taſtu, Madame Amable, Jahreszeiten des Nordens: 180.
Thomſon, Henry, Zeitliches und Ewiges: 172.
Trollope, Mrs., über die Wiener: 425, 430.

V.

Vareſe, Carlo: 169, 175, 184.
Vigny, Alfred de, die Fregatte La Sérieuse, oder die Klage des Capitäns: 477, 490. Der Schnee; 516. Frau von Soubiſe: 537. Moſes: 577.

W.

Wade, Th., Prothanaſia: 129.
Wilſon, John, Lord Ronalds Kind: 535.
Winther, Balladen von: 240.

Z.

Zaporoger Koſaken, die Volksgeſänge der: 301, 305.
Zetlitz, Gedicht von: 63.

Digitized by Google

Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Januar 1840.

Ode an Gott.

Nach dem Russischen des Derschawin.

Von Fr. Notter.

Du, weiter als die weitsten Weiten,
Du Pulsschlag, wo sich Staub bewegt,
Du Ew'ger überm Strom der Zeiten,
Ohn' Antlitz sichtbar dargelegt,
Du Seele aller Lebenskeime,
Du, ohne Ursach, ohne Räume,
Vor welchem jedes Wissen Spott,
Du, der mit sich die Allheit füllet,
Sie gründet, schützt und aus ihr quillet,
Dem wir den Namen gaben Gott.

Ob auszumessen auch die Meere,
Das Licht zu zählen, Strahl an Strahl,
Dem Geiste Macht gegeben wäre:
Du, Ew'ger, hast nicht Maaß noch Zahl.
Der Seraph selbst, der, lichtgeboren,
Für deine Nähe ward erkoren,
Er bebt vor deinem Flug zurück;
Kaum darf die Denkkraft zu dir streben,
Sie muß in deinem Glanz verschweben,
Wie im Aeon der Augenblick.

Du riefst des Chaos graue Zeiten
Vom Grund der Ewigkeit herauf,
Doch als den Grund der Ewigkeiten
That'st du das eigne Selbst einst auf,
Dich selbst dir selbst entgegenstellend
Mit deiner Glorie dich erhellend,
Du Licht, aus dem des Lichtes Schein!
Mit einem Wort die Welten streuend
Setzst du dich fort, die Welten neuend;
Du warst, du bist und du wirst seyn.

Der Wesen Kette wohnt dir inne,
Du, jedes Werdens Aufgebot,
Vereinst den Ausgang dem Beginne
Und gibst ein Leben selbst dem Tod.
Wie Funken aus der Flamme sprühen,
So neue Sonnen vor dir ziehen;
Wie auf der Ruh' beschneiten Lands
Im Mittagslicht die Stäubchen zittern
Und blitzend wechseln tausend Flittern,
So unter dir der Sterne Glanz.

Millionen Strahlensphären schwimmen
Dahin die uferlose Welt,
Als deiner Offenbarung Stimmen,
Von deinem Lebensborn erhellt.
Doch dieser Leuchten Glanzgepränge,
Doch dieser Schaaren Festgedränge,
Doch dieser gold'nen Wellen Pracht,
Doch dieser Himmel Rosenflammen —
Vor dir ist all ihr Glanz zusammen
Wie vor dem Tage ist die Nacht.

Ein Tropfen, von der See verschlungen,
Ist all dieß Firmament für dich!
Und Alles was mein Aug' erschwungen,
Was ist's und was vor dir bin ich?
Die dort millionenfach erglühen,
Ob deren lichtem Meere ziehen
Millionen Welten andern Lichts,
Kaum sind, wenn ich sie dir geselle,
Ein Stäubchen sie vor deiner Schwelle,
Und ich dir gegenüber nichts.

Ein Nichts bin ich — doch angestrahlet
Von deinem Lichte, groß und mild;
In meinem Selbst dein Selbst sich malet
Wie in dem Thau der Sonne Bild.

Digitized by Google

Doch fühl' ich Leben mich durchdringen
Und flieg' mit ewig jungen Schwingen
Dem Ziele aller Größe zu.
Es ahnt mein Geiſt entzückt den deinen,
Kann Schluß mit höherm Schluß vereinen:
Ich bin, und alſo biſt auch du!

O du, den die Natur bethätigt,
Du biſt! das Wort des Herzens ſpricht's,
Und mein Verſtand hat es beſtätigt,
Du biſt! und ſchon bin ich kein Nichts!
Mich faßt als Theil ein ew'ges Ganze,
Die Schleife bin ich in dem Kranze,
Zu dem du die Naturen wand'ſt,
Als endigend des Staubes Rechte
Und winkend himmliſchem Geſchlechte
Durch mich der Weſen Ring du band'ſt.

Ich ſoll das Band der Welten weben,
Ich, irdſcher Keimkraft höchſter Schwung,
Begegnungsort für tauſend Leben,
Und Anfangspunkt der Göttlichung.
Dem Staub muß ſich mein Staub vermählen,
Dem Donner kann mein Geiſt befehlen,
Ich Wurm, ich Gott, ich Nacht, ich Licht.
Doch welche Wunder auch mir eigen,
Woher entſtamm' ich? Lautes Schweigen!
Doch aus mir ſelber ſtamm' ich nicht.

Du gabſt mir Leben, Allbeleber,
Mich, ew'ge Weisheit, ſchuf dein Wort,
O Quell des Seyns, des Guten Geber,
Seel' meiner Seele, du mein Hort.
Geſetzt ward mir zum hohen Looſe,
Daß aus des Todes dunkelm Schooße
Hervor ich ginge, todbefreit;
Daß ich des Staubes Hülle trüge
Und aus dem Tode aufwärts ſtiege
Zu deines Ichs Unſterblichkeit.

Du, nicht zu nennen, nicht zu künden,
Ich weiß, mein Selbſt iſt zu gering,
Als daß in ſeines Weſens Gründen
Es nur dein Schattenbild empfing':
Daß deiner Feier Klang ertöne,
Bleibt für der Erde ſchwache Söhne
Kein andres Richtmaaß des Geſangs,
Als, ahnend kaum die fernen Höhen,
Im ew'gen Abſtand zu vergehen
Und Thränen weinen ſtillen Danks.

Das Gebet.

Von Montgomery.

Beten iſt des Herzens Fülle,
Wortlos oder ausgedrückt;
Iſt ein Feuer, das die Stille
Unſrer Bruſt durchzückt.

Beten iſt ein Ruf im Wehe;
Iſt ein Aug, bethaut;
Iſt ein Blick zur Himmelshöhe,
Wann uns Gott nur ſchaut.

Beten iſt der Sprachen nächſte,
Wie im Kind ſie bebt;
Beten iſt der Hymnen höchſte,
Die zu Gott uns hebt.

Fr. Notter.

Babel.

Unter dieſem ominöſen Titel erſcheint in Paris ein Collectiv-Werk, deſſen Name und Tendenz uns Veranlaſſung zu einigen allgemeineren Betrachtungen über Zuſtand, Geiſt und Richtung der franzöſiſchen Literatur, und dann auch der engliſchen und deutſchen, gibt.

Man kann es ſich nicht verbergen, daß die Unterhaltungsliteratur in Frankreich ſeit einigen Jahren ziemlich geſunken iſt. Nachdem ſie während der Reſtauration einen kräftigen Aufſchwung genommen, ihren Horizont erweitert und eine bedeutende Anzahl jüngerer Talente, welche zum Theil Ausgezeichnetes leiſteten oder verſprachen, um ihre Fahne verſammelt, hatte es, nachdem die Juliusrevolution die Geiſter elektriſirt und geſpannt, eine Weile den Anſchein, als ob jetzt auch die Literatur, die Poeſie, in der üppigſten Blüthe ſich entfalten, und, begünſtigt durch das Element der Freiheit, in eine neue Aera des Glanzes treten würde. Die Juliusrevolution ließ ſich unter dem Geſichtpunkt auffaſſen, daß ſie gegen die Vorrechte von Geburt und Stand, und die Mißbräuche des Patronats, das Recht des Talents geltend machen und namentlich auch dem literariſchen Talent den ihm gebührenden Platz und Einfluß im Staatsorganismus ſichern würde. Eine ungemeine Regſamkeit kam in die Literatur, und die Concurrenz friſcher Talente ſpornte die älteren und bekannteren zu erneuter Anſtrengung ihrer Kräfte, wozu ſchon die geiſtige Atmoſphäre in Frankreich zu jener Zeit nicht wenig mitwirkte. Weil auf die Ereigniſſe der drei Tage nicht die großen Kataſtrophen folgten, auf welche ohne Zweifel ſehr viele Gemüther bewußt oder unbewußt rechneten, weil das heroiſch begonnene Drama ſo ruhig bürgerlich ablief, ſuchten die aufgeregten Geiſter einigen Erſatz für die proſaiſche Entwicklung in den Productionen

Digitized by Google

einer noch lange aufgeregten, gährenden, kochenden Literatur, in den grotesken Geburten des Romanticismus, in den Fratzen eines tollen, zügellosen Humors, in einer Schreckensregierung der Einbildungskraft, in den Phantastereien einer vermessenen Religionsmacherei (des St. Simonismus), und in der Fata Morgana aller möglichen Emancipations- und Rehabilitationsversuche. Nicht allzulang jedoch stand es an, so offenbarte sich's, daß jene Begeisterung im Grunde nur ein schnell verfliegender Rausch gewesen; eine kühlere Prüfung zeigte, daß in den meisten der von den hastigen Tauchern in das Meer der Einbildungskraft und Fiction heraufgeholten und hingeschütteten Muscheln entweder gar keine, oder nur sehr kleine Perlen enthalten gewesen waren; das Interesse des Publicums ließ sich nur durch eine unnatürliche Ueberspannung in Erfindung und Styl festhalten, und die meisten Producenten der schönen Literatur (welche in Wahrheit nur allzuhäufig in ihr Gegentheil: in eine häßliche Literatur, umschlug!) sahen sich genöthigt, während es ihnen selbst immer kühler und öder ums Herz werden mochte, den abgestumpfteren Sinn des Publicums mit immer schärferen Reizmitteln zu bestürmen. Vieles, was man entschuldigen konnte, wenn man es nur als das erste Probestück einer noch rohen, übersprudelnden Kraft, eines noch ungebändigten Talents ansah, welchem bald die gereifte Frucht der Schönheit folgen würde, mußte durchaus widerlich und verwerflich werden, wenn man darin ein Meisterstück erblicken sollte, worin sich ein Maaß, Regel und Schönheit verachtendes, um den zweideutigen Ruhm der Originalität buhlendes Talent so gut wie erschöpft hatte, und auf welches nun dennoch Ansprüche auf Bewunderung und Unsterblichkeit gegründet wurden. Es zeigte sich, daß die ungestüme Kraft, aus welcher mit der Zeit das Große und Schöne geboren werden sollte, schon das Letzte war, und nur Unkraft, Abspannung, Erschöpfung darauf folgte. Zwar hatte die Literatur, und nicht bloß die politische, sondern auch die, in Frankreich mit ihr enger verbundene belletristische, seit der neuen Ordnung der Dinge bedeutend an Einfluß gewonnen; aber theils begnügten sich die Autoren nicht mit dem Einfluß und der Bedeutung, welche ihnen von selbst, ohne künstliche Nachhülfe, zu Theil wurden, theils wurden viele und nicht erfolglose Versuche gemacht, Talente, deren Opposition zu fürchten war, zu gewinnen oder zu neutralisiren, und mancher Autor glaubte durch eine ihm dargebotene, äußerlich vortheilhafte Stellung sich erst recht seinen Einfluß auf das Publicum zu sichern, und war sich selbst nicht bewußt, daß er durch das Aufgeben seiner Unabhängigkeit seine Wirksamkeit schwächte, sich der Hebel beraubte, den Geist des Publicums zu bearbeiten und zu bewegen. Manchem war nicht mehr der Beifall, noch weniger das Bewußtseyn, etwas Beifallwerthes geschaffen zu haben, höchstes Ziel des Strebens, sondern der Succeß war nur Mittel zu äußerem Glanz und aristokratischem Lebensgenuß, und die Popularität mehr nur eine angenehme und wünschenswerthe Zugabe zu dem reelleren Gewinn. Kein Wunder wenn unter solchen Umständen das Publicum erkaltete, und Autoren, die weder das Publicum noch sich selbst achteten, nur Mittelmäßiges zu Markte brachten. Ueber das Bessere fiel dann überdieß noch der Nachdruck her und lähmte theilweise den Buchhandel. So trat in der leichten Literatur seit ein paar Jahren eine fühlbare, von den competentesten Männern in Frankreich selbst anerkannte Stagnation ein, und nur selten taucht ein ernsteres und bedeutenderes Werk im Fach des Romans, des Drama's, der Poesie auf. Die anerkannten Talente, wenn sie nicht feiern, bethätigen durch neue Productionen doch keine bedeutenden Fortschritte oder Metamorphosen, und nur auf den positiveren Gebieten, so wie in der philosophisch-ästhetischen Kritik hat Frankreich in der neuesten Zeit anerkennungswerthe Leistungen aufzuweisen.

Um aber auf unser Babel zu kommen, — ein Artikel in der Revue des deux Mondes zeigt die Ankündigung des Werkes an, und schickt dieser Anzeige einige Bemerkungen voran, welche wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie ebenfalls bezeichnend sind für den Stand der französischen Literatur. Nachdem er von der erledigten Stelle in der Akademie gesprochen, und von der Wahrscheinlichkeit der Candidatur Victor Hugo's, geht er auf Balzac über.

„Ein andrer Löwe, aber von minder königlichem Geschlecht und von viel geringerer Qualität, hat sich dieser Tage selbst arg verwundet, ja auf den Tod getroffen; wir meinen die mehr als seltsamen gerichtlichen Abenteuerlichkeiten, in die sich Herr von Balzac gestürzt hat, und die wohl keinem Menschen, als vielleicht ihm selbst, einen Zweifel übrig gelassen haben über die Art des Interesses, welches dergleichen Bravourstücke einflößen. Alles hat seine Gränzen, und obgleich das heutige französische Publicum vielleicht die Person ist, gegen die man das Meiste wagen darf, so gibt es doch einen Grad von Unbesonnenheit und Thorheit, wornach man seine Gunst und Schätzung nicht wieder erlangt. Bei einem kürzlich gehaltnen Plaidoyer, wo Herr von Balzac vor dem Tribunal von Rouen die Interessen der Gesellschaft der Literaten (Société des gens de lettres) in seiner Eigenschaft als Präsident derselben vertheidigte, vergaß er sich so weit, daß er behauptete, es gebe nur noch zwei Buchhandlungen in Paris, welche nicht Bankerott gemacht hätten, und von diesen beiden Häusern sey dazu noch das eine in Liquidation begriffen. Der Pariser Buchhändlerstand, ernst und rechtlich, der unaufhörlich, trotz den Schwierigkeiten des jetzigen Augenblicks, die nützlichen Gebiete der Jurisprudenz, der Philosophie, der Geschichte ausbeutet, hat sich über eine so kecke und beleidigende Leichtfertigkeit entrüstet, und hat in einem sehr geistreichen Brief, veröffentlicht im National und in den Débats, die Behauptung des interessirten Plaideurs niedergeschlagen; „der Roman hat Bankerott gemacht," hat man ihm sehr gut geantwortet.

„Obwohl bankerott, sucht nun aber der industriöse Roman doch noch fortzuleben; beinahe getödtet unter der Form des Romans, und nur mit größter Anstrengung noch die obligaten zwei Bände erreichend, zerstückelt und zerreißt er sich; er zertheilt sich zur Novelle, und die Novelle ihrerseits zerstückt und vertheilt sich wieder in Capitel. Man hat keine Romane, man

hat keine Novellen mehr, man hat nur noch unendliche Reihenfolgen von Capiteln. Da die Journale offenbar nicht mehr genügen für eine ſolche verſtückelnde Verſchleuderung, ſo ſtrengt man ſich von neuem an, wieder Bände zu organiſiren. In dieſem Genre bereitet ſich eine neue Geburt vor; hören wir was der alle Vorſtellung überſteigende Proſpectus ſagt, den man ſo eben ins Publicum geſchleudert: „Unter dem ſymboliſchen Titel Babel gibt die Geſellſchaft der Literaten ein Collectiv-Werk heraus, ein merkwürdiges Denkmal des auf die Intelligenz angewandten Aſſociationsgeiſtes, deſſen Reſultat ſeyn wird die Verſchmelzung (confusion) der Gattungen und der Namen, welche ſich vereinigt haben unter dem moraliſchen Einfluß, der unſre Epoche charakteriſirt.“ Man ſieht, das Babel läßt nicht lang auf ſich warten, und es fängt gleich mit dem Proſpectus an, ſich in ſeiner Sprache vernehmen zu laſſen. Was uns leid thut, iſt, daß wir Namen von gutem Klang in dieſen Durcheinander hineingezogen und ſie dadurch dieſer neuen literariſchen Tollheit mitſchuldig ſehen. Dahin führt das literariſche Aſſociationsweſen! es wirdt die Geiſter zur Unfreiheit an, es gefährdet den Adel der Intelligenz. Lernt doch, ihr Männer von wahrem Talent, die Natur und die Beſchaffenheit deſſen was ihr in euch traget, richtig ſchätzen und würdigen! die Früchte davon ſollen Jedermann zu Gute kommen, die Begeiſterung ſey großmüthig und allgemeinmenſchlich; aber bleibt doch, ſo viel ihr nur immer vermöget, frei in den Mitteln und in der Wahl. Wenn mehrere von euch verſammelt ſind in meinem Namen, hat der Geiſt geſagt, ſo bin ich unter euch. Dieß gilt, auf das Talent angewendet, nur von einer ſehr kleinen Zahl. Und die ſtrenge Muſe ihrerſeits könnte ſagen: wenn eurer mehr als eine auserleſene Anzahl verſammelt ſind, und ihr vorgebt, in meinem Namen verſammelt zu ſeyn, ſo lügt ihr, und ich bin nicht unter Euch. — Uebrigens (daß man ſich ja nicht täuſche!) nicht aus Beſcheidenheit und reiner Selbſtvergeſſenheit kompromittiren ſich mehrere wirkliche Talente in ſolcher Art, ſondern aus Ehrgeiz und Hochmuth. Sie denken: ſie können ſich ohne Gefahr in Alles miſchen, ſie können ſich alle Allianzen offen erhalten, ſie ſeyen über jede Beſteckung erhaben und werden ſich immer aus der Sache zu ziehen wiſſen. Sie täuſchen ſich aber; das Talent, es ſey wie hoch es wolle, verliert immer bei ſolchen intereſſirten Verſchleuderungen. Bei mehr innerer Beſcheidenheit würden ſie ſtolzer ſeyn!“

Ein Stück von dieſem Babel iſt inzwiſchen erſchienen, aber wie zu erwarten war, hat es gar nichts Bedeutendes gebracht, obgleich ſelbſt ein Victor Hugo einen Beitrag dazu gegeben. Wie zu erwarten war, ſagen wir: denn während man allerdings vorausſetzen darf, daß eine Zeitſchrift, welche viele Mitarbeiter zählt, und welche fortdauernd erſcheint, ſo gewiß gute und ausgezeichnete Beiträge liefern werde, als den Unternehmern und den Contribuenten an der Fortſetzung gelegen iſt, verhält es ſich ganz anders bei einem Collectivwerk, zu dem jeder Theilnehmer ein für allemal ſeinen Beitrag liefert, unbekümmert darum, ob das Werk im Ganzen gedeihe oder nicht. Wenn man vielfältigen Zeugniſſen glauben darf, ſo geht es bei ſolchen Unternehmungen oft nichts weniger als ehrenhaft zu, und ſolche Zeugniſſe ſcheinen auch unverwerflich, wenn man mit den pompöſen Proſpecten die Magerkeit der Leiſtungen vergleicht. Die glänzendſten und lockendſten Namen werden aufgeſucht und aufgefordert, dem vielverſprechenden Unternehmen ihre ſchätzbare Mitwirkung zu leihen; Manche ſind zu ſchwach, zu eitel, zu leichtſinnig oder zu habgierig, um ſolche Einladungen, begleitet von glänzenden Verſprechungen, abzulehnen; ſo ging von einem Schriftſteller, welcher vor einigen Monaten häufig genannt wurde, das Gerücht, daß er ſich ſeinen bloßen Namen für Proſpecte theuer habe bezahlen laſſen. Es iſt ſehr natürlich, daß ſie, wenn ſie wirklich Wort halten, nicht gerade ihre beſſeren Arbeiten zu einem ſolchen Potpourri hergeben mögen, und ſo bekommt man in einem Buch, welches nach den Ankündigungen alle Dii majorum et minorum gentium wie ein Pantheon enthalten ſoll, meiſt nur den Abfall ihrer Feder. So täuſchen die Autoren die Unternehmer, und dieſe, mit jenen, das Publicum. Etwas anders verhielt es ſich noch mit dem livre des cent-et-un, welches von den Schriftſtellern ohne Belohnung zum Vortheil eines um die Literatur vielfach verdienten Buchhändlers zuſammengetragen wurde, und wo der heitre Glaube an eine neue, ſchöne Entwicklung der Literatur, im Bunde mit einer neuen politiſchen Entwicklung, die Geiſter noch ſchmeichelnd wiegte und großmüthige Täuſchungen einflößte. Die neue Idee hatte gezündet, und ein ſchöner Wetteifer ſpornte die vielen Theilnehmer an jenem merkwürdigen Buch, ſich durch ihre Gabe bemerklich zu machen, und, da ſie auf Honorar verzichteten, ſich dafür durch wohlverdienten Beifall und Lob zu entſchädigen. Aber dieß Babel iſt, wenn die Zeichen nicht trügen, nicht mehr und nicht weniger als eine induſtrielle Speculation, darauf berechnet, mittelſt eines frappanten Titels und populärer Namen die etwas kaltſinnig gewordne Theilnahme des Publicums wieder aufzuſtacheln und beſtens auszubeuten.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2 u. 3.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 Januar 1840.

Gedichte von A. Barbier.

(Aus dem Abschnitt: Lazarus.)

Bedlam.

Ha! schrecklich ist das Meer im vollen Sturm,
Wenn es sein riesenhaft schwerfällig Haupt
Zum Himmel hebt, dann wieder rückwärts sinkt
Und den bestürzten Völkern Leichname
Zuwirft von Menschen auf betheerten Masten;
Noch schrecklicher beinah' die Feuersbrunst,
Wenn ungeheure Städte sie erwürgt
Und mit dem Flammenrachen sie verschlingt,
Aechzenden Heerden gleich. Doch Feuer nicht
Noch Wasser, in der Gier, im Ungestüm
Plötzlicher Wuth machen von solchem Schauer
Die Seel' erstarren, schnüren so das Herz,
Wie jenes Bild, das die Unglücklichen
Darbieten, deren Sinn und Geist verstört,
Wie der verwirrende Anblick jener armen
Geschöpfe, die, o Bedlam, unter deinen
Finstern Gewölben schleppen hin ihr Leben!

Welch traurig Schauspiel ist es für den Geist:
Der Mensch erniedrigt bis zur Geistesohnmacht!
Seht hin, betrachtet! So wie in der Kindheit
Ist es ein Torso, nackt und stumm, zurück
Sinkend, erschlafften Leibes, ohne Spannkraft
Die Knie', die Arme kraftlos, weich, am Leib
Hängend wie einer Rebe grüne Ranken,
Der Mund halb offen und das Haupt gesenkt,
Der Blick, unstet dem Ball des Auges entgleitend,
Die Stirn wie eines Greises Stirn gerunzelt,
Und jung doch ist er; ja! doch wie ein Faden
Ist schon sein Leben unterm Wahnsinnsfinger
Zermorscht und mürb; sein Kopf, auf Einen Schlag,
In seinem Stumpfsinn ist dem Rest des Körpers
Um volle sechzig Jahr' vorangeeilt.
Forthin ist's eine nutzlose Maschine,
Fortsetzend, ohne Zweck, ihr Räderwerk;
Leer ist der Himmel ihm, die Welt verödet;
Der Sommer, ohne ihn zu rühren, geht
An ihm vorüber wie der starre Winter;
Der Schlaf, besucht er ihn, bringt keinen Traum;
Dem Sonnenaufgang öffnet sich sein Auge
Ohne Entzücken; nie hört er die Stunde,
Und in der Zeit lebt er allein, so wie
Ein Mensch, der Nachts sich auf dem Feld verirrt.
Endlich, stumm immer, vor dem Munde Geifer,
Gebückt bei Tag und Nacht, kriecht er aufs Lager;
Denn wenn im Hirn der Götterstrahl verdunkelt,
Dann nicht vermag der Mensch zu tragen mehr
Die Bürde des Unendlichen; vom Himmel
Fern, beugt und duckt er sich zur Erde nieder;
Der Stoff kehrt, ohne Feu'r, zum Stoffe wieder.

Jetzt jenen Andern hört in seiner Zelle!
Auf der zerwühlten Lagerstatt! und welch
Geschrei, und welche wilden Sprünge! nie
Bewohnt das Schweigen diese dicken Mauern;
Das Fieber wälzt ihn immer auf dem Stroh,
Und quält mit Feuerbränden seinen Leib;
Die roll'nden Augen zeigen nur das Weiße;
Die Faust, geballt, die Zähne, knirschend wild,
Zeigen den trotz'gen Ungestüm des Säufers,
Wenn er von einer blut'gen Orgie kommt.
Wär' er in Eisen nicht, dann weh den Menschen,
Die unter seine mächt'gen Hände fielen!
Weh! daß die Kraft im Wahnwitz sich verdoppelt!
Laßt ihn in ungemeßnem Raume toben:
Frei wird der Gräber Steine er erschüttern,
Die festgewölbten Bögen riesger Werke;
Sein fehnichter, zerstörungreicher Arm

Höh' aus die Eiche mit den tiefen Wurzeln.
Doch ausgeſtreckt am harten Boden liegend,
Erſchöpft in ewigen Beſtrebungen
Sich der Unglückliche; vor den naſſeten
Augen bewegt der Feind, gleichwie ein Rad
Mit fürchterlichen Speichen, Purpurkleider
Und glühnde Klingen; die Verwüſtung ſchwebt,
Ein Geyer mit gekrümmtem Schnabel, ſtets
Bei Tag und Nacht um ſeine fahle Stirne;
Langes Geheul und kurze Stöße Lachen
Brechen, wie Feuerfurchen, durch den Wahnſinn;
Aber das Schrecklichſte bei dieſem Wimmern,
Der Gipfel des Entſetzlichen iſt nicht
Des Wahnſinns Grinſen, welcher ſeinen Sieg
Durch ſeines traur'gen Opfers Kehle feiert:
Der Tod iſt es, der immer nahe lauert,
Nagend an ſeinem Raub, nie ganz ihn tödtend.

Und doch ſind unſre Herculesſäulen dieß,
Die Pfeiler, welche Alles rückwärts weichen
Oder halt machen laſſen; die Felsblöcke
Die unbeweglichen, dran die Geſchlechter,
Eins nach dem andern, ſich das Haupt zerſchellen;
Das finſtre Räthſel für die Weiſeſten,
Der Sammelort für alle Unſeresgleichen.
Wohin der Eine kommt, weil er zu viel
Gelebt hat außer ſich, und nicht beſcheiden
Und ruhig iſt zu Haus bei ſich geblieben,
Der Andre, weil er ohne Maaß geſchaut
In ſeines Weſens bodenloſe Tiefe;
Durch Sünde der, und jener durch die Tugend;
Und Alle, ach! wie ungleich auch der Anlaß,
Durch unſrer armen Gattung ew'gen Fehler:
Des Menſchen Schwachheit und gemeines Elend;
Und zu dem großen Kreis, in welchen Alles
Zu führen ſcheint, aus dem man, eingetreten
Mit beiden Füßen, nicht mehr kommt heraus;
Wo Bettler, König, Edler oder Prieſter,
Der ganze Menſchenſchwarm im Hauch des Schickſals
Sich dreht und ſchwankt gleichwie ein Hälmchen Stroh,
Iſt's größte Thor, und iſt die Schwelle, wo
Die meiſten Menſchen treten ein: der Hochmuth!
Der Hochmuth, der unreine Hochmuth — das
Iſt die wahnſinn'ge Bahn in unſrer Zeit,
Die beinah' jeden Geiſt zu blöder Narrheit
Oder zur blinden Raſerei hinführet.
O Bedlam! Haus des Jammers und des Grauſes!
Eindringen werden Andre tiefer wohl
In deine Heimlichkeit, ich aber kann
Abwenden nur mein Angeſicht, und ſagen:
Dein Tempel, mit den Räumen zum Erſticken,
Iſt würdig ſolche Kinder zu beſitzen,
Und düſtern Englands nebelvoller Himmel
Dient wohl als Kuppel ſolchem Heiligthum!

Der Gin. *)

Unholder Genius du! des Elends Gott!
Sohn des Genevers und des Bieres Bruder,
Des Nordens Bacchus, finſterer Vergifter,
Hör' einen Lobgeſang auf dich, o Gin.
Hör' an dieß Lied, ein faſt unglaubliches,
Geſtaltet aus den jämmerlichſten Tönen,
Die, luſtig taumelnd, ließ ein Höllendämon
Entſchallen ſeinem wüſten Höllenrachen.
Ein Echo iſt's vom alten Feſtershymnus,
Den vor uralter Zeit man durch's Gewitter
Hindurch vernahm auf der Normannenküſte,
Wenn ſchäumend ſtrömte der Berauſchung Meth;
Ein wüſt Geſchrei, unholder, roher noch
Als jenes Hurrah, womit der Centauren
Volk einſt im Ungeſtüm der Trunkenheit
Die Tiefen ſeiner Wälder zittern machte.

Der Städte Gott! dein iſt das Menſchenleben
Am Ruhetag und in der Drangſal Tagen,
Die Häfen dein, die Brücken und die Plätze,
Die ſchwarze Vorſtadt mit den tiefen Winkeln —
Den ganzen Boden deckt dein Nebelmantel!
Wenn ſchäumt der Nektar in deinen Paläſten
Und in dem Aug' des trüben Volkes glänzt:
Dann iſt ſelbſt Chriſtus nicht gefeiert ſo
Wie du, dem Alles Leib und Seele weiht!
Um dich verdorrt und welkt die roſ'ge Kindheit,
Sein weißes Haar ſchändet der ſchwache Greis,
Im Stich läßt ſeine Taue der Matroſe,
Und Trotz dem Froſt, dem Nebel und dem Nordwind
Verkauft das Weib ihr allerletztes Hemd.

Gin! Gin! ſchenk' mir ein volles Glas ein, Junge!
In ſeiner Goldfluth wälzt der rohe Trank
Den Himmel und Vergeſſen des Bewußtſeyns;
Er iſt die Sonne und die höchſte Wolluſt,
Das Paradies, geſchlürft auf Einen Zug;
Iſt die Vernichtung für des Elends Sohn.
Pfui über Porto, Sherry und Madera,
Die Weine alle, die Europa gibt
Altengland zu gewalt'gem Preis zu trinken,
Sie ſind zu theu'r für unſre Rauchpaläſte.
Auch iſt der Wein neben dem Gin ſo fade,
Der Wein taugt nur zu wärmen einen Kranken,
Des Schwächlings Leib und ein verzärtelt Hirn;
Neben dem Gin iſt Waſſer nur der Wein!
Bleib' Andern immerhin der Schlacht Gewühl,
Der wilde Aufruhr um der Fäſſer Hahnen,
Der luſt'ge Tanz, das Lachen zum Erſticken,
Der Liebe Jubel, all die Kinderſpiele!
Wir, die zum Gin geſchworen, haben Seelen,

*) Der engliſche Name des Wachholderbranntweins und des Branntweins überhaupt.

Die Liebesfeu'r und Weiberwunſch nicht faßt!
Ihm zu begegnen und mit ihm zu ringen
Brauchts einen Leib, welchen geſtählt das Elend.
Hoch leb' der Gin! Du lieber Kneipe-Grund,
Du düſtre Wirthin, hohlen, trüben Auges,
Verrücktheit, hilf uns unſre Krüge los,
Und du, o Tod, ſchenk' zur Genüg' uns ein!

Ach! nur zu raſch macht ſich der Tod ans Werk!
Und, nicht ausbleibend bei dem wilden Rufen,
Trifft ſein fleiſchloſer Arm wie einen Stier
Das Volk Englands wie's aus der Höhle tritt.
Nie hat der Typhus, nie hat eine Peſt
Niedergeſtreckt mit raſcherem Schlag das Elend;
Nie hat das Fieber, grauſam launenhaft,
Aerger zernagt der armen Leute Fleiſch;
Ganz gelb wird, ſo wie Stein, die Haut; das Auge
Flüchtet ſich, ſtrahlenlos, unter die Wimper,
Die Stirne nimmt des Stumpfſinns Stempel an,
Und nur die Füße ſchreiten wie geſund.
Doch an der Ecke ſchon der erſten Straße
Bäumt, wie ein Pferd das eine Kugel trifft
Und tödtet, ſich der Leib, und ohne Laut
Schwerfällig auf das Pflaſter niederſtürzend,
Bleibt er, zerſchmettert, im furchtbaren Traum
So liegen, bis der Tod ſein Werk vollendet.
Dann ſieht man über viele Leichen gehn
Die Wagen und die Pferde, kräft'gen Hufes;
An einem Baumſtamm, einer Mauerlücke
Hängt einer, leidvoll, ſeinen Leichnam auf;
Der Andre ſtürzt ſich von der Brücke Höhe
Mit einem Sprung ins tiefe Waſſergrab.
Zum Abgrund taumelt überall der Gin,
Und überall rafft hin der Tod ſein Opfer;
Die Mütter ſelbſt, heimkehrend Schritt für Schritt,
Laſſen die Kinder aus den Armen fallen,
Und vor dem Auge der wahnſinn'gen Mütter
Zerſchmettern auf den Steinen ſie das Hirn.

Unſre Leſer werden mit uns der Anſicht ſeyn, daß dieß eine wunderliche und nichts weniger als anmuthende Art von Poeſie ſey; zwar haben im Original dieſe Gedichte den Schmuck des Reimes, aber dadurch wird nur die äußere Form der Poeſie in höherem Grade ſimulirt, das innere Weſen der Poeſie aber keineswegs bereichert, vielmehr fällt der Contraſt der poetiſchen Form und des unpoetiſchen, ja antipoetiſchen Inhalts nur um ſo ſtärker auf. Eine beruhigende Auflöſung, oder wenigſtens die Andeutung einer ſolchen, ſollte jede Poeſie zu geben ſuchen; aber in den obigen Gedichten iſt nirgends ein ſolcher Verſuch gemacht; es iſt die bloße Schilderung des leiblichen und geiſtigen Elends, allerdings in ſittlichem Sinn; es ſind Ausrufe der Sympathie und der Indignation, aber nirgends iſt eine Ausſicht auf Lichtpunkte geöffnet, nicht einmal eine directe Aufforderung, dieſem Elend entgegenzuwirken, iſt ausgeſprochen. Aber doch verdienen ſolche Stimmen Beachtung; ſie zeugen von einem Ernſt der Geſinnung und einer Lebendigkeit des Mitgefühls, welche, wenn ſie allgemeiner werden, den Charakter unſrer Zeit weſentlich verändern dürften.

Die neue poetiſche, philoſophiſche und politiſche Aera des Monthly Magazine.

Das Monthly Magazine iſt kürzlich in die Hände eines neuen Herausgebers, J. A. Heraud, gekommen, und nimmt unter dieſem, wie es ſcheint, einen neuen und tüchtigen Aufſchwung; ob es jedoch all den Verheißungen nachkommen kann, womit es ſein neues Stadium beginnt, muß die Zeit lehren; allerdings aber zeichnen ſich ſeine neuen Mittheilungen durch friſches Intereſſe, Lebendigkeit und Unbefangenheit vortheilhaft aus. In einem einleitenden Artikel wird behauptet, die geſammte periodiſche Literatur (Englands) ſey bisher nur gleichſam die Puppe der darin verborgenen Pſyche geweſen, und es ſtehe eine höhere Entwicklung des darin enthaltenen Princips bevor. Alle Erſcheinungen weiſen hin auf eine neue Aera menſchlicher Strebungen, eine Wahrheit, die allgemein anerkannt und beſprochen werde. Dieſe bevorſtehende Periode laſſe ſich hauptſächlich unter einem dreifachen Geſichtspunkt betrachten: dem poetiſchen, dem philoſophiſchen und politiſchen.

Poeſie. Wir brauchen nicht weiter zurückzugehen als auf die Zeit, in welcher Cowper blühte. Wenn wir mit dieſem Dichter beginnen, ſo kehren wir ſofort Dr. Johnſons Leben der Dichter und ſeinen kritiſchen Kanones den Rücken; was er als das Weſentliche der Poeſie pries, hat man ſeither als bloßes Beiwerk anſehen lernen, und in vielen Fällen ſind ſeine Urtheile und Entſcheidungen geradezu umgeſtürzt worden. Wie man in Dr. Johnſons Tagen von Cowper dachte, kann man aus der einzigen Bemerkung Boswells über dieſen Gegenſtand abnehmen. Der Doctor hatte geſprochen von dem „wuchernden Wachsthum der Preſſe in neuern Zeiten," als nachtheilig für die gute Literatur, weil man genöthigt ſey, ſo vieles von untergeordnetem Werth zu leſen, um doch auf dem Laufenden zu bleiben. „Beſſere Bücher," ſagte Johnſon, „werden vernachläſſigt aus Mangel an Zeit, weil einer mehr Befriedigung für ſeine Eitelkeit im geſellſchaftlichen Geſpräch dabei findet, wenn er moderne Bücher, als wenn er die trefflichſten Werke des Alterthums geleſen hat. Aber man muß auch erwägen, daß jetzt viel mehr Bildung und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind. All unſere Damen leſen jetzt, was eine große Erweiterung iſt. Die modernen Autoren ſind die Monde der Literatur; ſie ſcheinen mit reflectirtem, mit von den Alten erborgtem Licht." Darauf bemerkte Allan Ramſay, er glaube daß Homers Ilias eine Sammlung von Stücken ſey, welche vor der Zeit des Dichters gedichtet geweſen, und ſprach den Wunſch aus, eine Ueberſetzung davon in poetiſcher Proſa zu ſehen, etwa wie das Buch Ruth oder Hiob. Roberſon der Hiſtoriker ſchlug vor, Johnſon ſelbſt ſolle es unternehmen; darauf verſetzte Johnſon: „Sir, Sie würden es nicht leſen ohne den

Reiz der Verſe.“ Dazu bemerkt Boswell in ſeiner Art: „dieſer Verſuch, welchen Madame Dacier vergebens machte, iſt ſeitdem auch in unſerer Sprache unternommen worden von dem Herausgeber Oſſians, und wir müſſen entweder ſehr gering denken von ſeinen Talenten, oder zugeben, daß Johnſon Recht hatte. Und Mr. Cowper, ein Mann von ächtem Genius, iſt jämmerlich geſcheitert mit ſeiner Ueberſetzung in reimloſen Jamben.“

Ein ſolches Urtheil war wohl von Boswell zu erwarten; aber man vergleiche dieſe Entſcheidung mit der von unſerem jetzt lebenden Laureaten, welcher Cowpers Ueberſetzung, und zwar mit Recht, über die Pope's ſtellt. Mit Dr. Johnſons Behauptungen über die Griechen und Römer, daß ſie die Quellen der Erkenntniß und Eleganz ſeyen, würde der Dichter Coleridge auch nicht zufrieden geweſen ſeyn — er würde die Forſchung auf das Zeitalter der Hebräer und noch weiter zurückgewieſen haben. Er hätte nach der Geburtsſtätte der Weisheit auf Erden gefragt, hätte für die urſprüngliche Einheit von Poeſie und Religion gekämpft, und für beide die Inſpiration in Anſpruch genommen. Aber das war eine, während der galliſchen Periode der engliſchen Literatur vergeſſene Wahrheit; vergeſſen, ſagen wir, denn vor dieſer Periode hatte die Poeſie immer als etwas Heiliges und Prophetiſches gegolten, und waren die Dichter als Seher verehrt worden. Unlängſt erſt wurde in Deutſchland ſo wie bei uns für die Poeſie ihr wahrer, eigentlicher Platz und ihre ächte Würde wieder in Anſpruch genommen. Die literariſchen Männer Deutſchlands wagten es, ſich für Mitglieder einer ewigen Prieſterſchaft zu halten, deren Beſtimmung ſey, den großen Mythus der Welt zu erklären und Dienſte zu leiſten bei der allmählichen Offenbarung der göttlichen Idee, von welcher ſie getragen und deren Manifeſtation ſie iſt — eine unvollkommene zwar, die aber mit jedem Zeitalter vollſtändiger wird, immer mehr einer endlichen, herrlichen Entwicklung entgegen geht.

So begann ein Cyklus von Poeſie, der, kann man ſagen, bei uns mit Shelley und Keats, und in Deutſchland mit Schiller und Goethe ſich ſchloß, worin wir einen noch immer bewegten und ſich entwickelnden, glänzenden Zug erkennen mögen von

Sehnſüchtigen Wünſchen und Anbetungen,
Schwingenbegabten Ueberzeugungen,
Verſchleierten Schickſalen, Glanz und Trübſinn,
Von ſchimmernden Beſchwörungen, von Aengſten
Und Hoffnungen, dämmernden Phantaſien,
Von Gram und der Familie von Seufzern,
Und Luſt, von Thränen blind, vom Glanz geleitet
Des eignen Lächelns, des erſterbenden,
Statt Augenlichts.

Welch eine unverhoffte Welt iſt eröffnet worden in den Dichtungen von Coleridge, Wordsworth, Southey, Byron, Hunt, Shelley, Keats, von Klopſtock, Herder, Wieland, Schiller, Goethe! Man bemerke auch, welche neue Geſtaltungen derſelbe Geiſt annimmt in den Werken von Herand, Taylor, Barrett, Milnes, in deren Productionen offenbar ein neuer Cyklus lebendiger und beſchaulicher Poeſie im Entwicklungsproceß begriffen iſt. In allen dieſen Autoren beurkundet ſich ein lebhaftes Bewußtſeyn von der göttlichen Herkunft der Poeſie, und man ſuchte auf äſthetiſchem Wege ihr den Vorrang vor allen poſitiven Formen zu erringen. Der Einheitspunkt iſt zwar noch nicht erreicht, aber doch ſind ſchon Orakelſtimmen genug vernehmbar, welche von einer Annäherung an den Tempel der reinen Wahrheit zeugen.

Beinah nichts von dieſen Beſtrebungen und Tendenzen hat ſich in den kritiſchen Journalen der Zeit abgeſpiegelt. Die Vierteljahrſchriften der Whigs ſowohl wie der Tories erklärten entweder der neuen poetiſchen Schule den Krieg oder duldeten ſie nur. So fanden Coleridge und Wordsworth eine Menge feindſeliger Kritiker, aber keine Vertheidiger. Den Profeſſor Wilſon hörte man oft den erſtern loben als ein excentriſches Individuum, das in ein ſeltſames Magazin ſchreibe; aber der letztere ward „verhöhnt ſelbſt im Hauſe ſeiner Freunde.“ Das Volk der Leſer wußte ganz und gar nichts von den Wundern welche geſchahen, und die Beſſerunterrichteten blieben noch im Zweifel über die Verdienſte ſämmtlicher genannter Dichter. Sie haben ſich ihre Bahn brechen müſſen entweder ohne die Hülfe der Kritik oder im Kampf mit ihr.

(Schluß folgt.)

Babel.

(Fortſetzung.)

Eine merkwürdige Naivetät gibt ſich darin kund, daß die Unternehmer oder die Verbündeten ihr „unter dem unſere Epoche charakteriſirenden moraliſchen Einfluß begonnenes Werk ſelbſt Babel benennen; es ſoll dieß zwar ein beſtechender und gewinnender Scherz, eine plaisanterie ſeyn, zugleich aber iſt es mehr: es iſt Frechheit, iſt eine Mißachtung ihrer ſelbſt und ihres Publicums, und leider wird das Urtheil, welches ſie ſich im voraus ſprechen, die Nativität, die ſie ihrer Collectiv-Production ſtellen, nur allzuwahr ſeyn. Wenn man bedenkt, was die Sage von dem Thurmbau von Babel iſt, daß nämlich die Sprachen der Arbeitsleute am Bau dergeſtalt verwirrt worden ſeyen, daß ſie einander nicht mehr verſtanden haben und genöthigt worden ſeyen, ihr Werk unvollendet zu laſſen und ſich von einander zu trennen, ſo wie ferner, daß dieſe Sprachverwirrung als eine Strafe ihres Uebermuths und ihrer Vermeſſenheit dargeſtellt wird: ſo muß man ſich wahrhaftig über die Unbefangenheit der Geſellſchaft der Literaten wundern, und nicht weniger über ihren Muth, daß ſie dieſen „ſymboliſchen Titel“ wählten für ein literariſches Werk, deſſen Reſultat die Verſchmelzung der Gattungen der Literatur ſeyn ſoll, wobei ſie freilich auch wieder wahrer ſprechen als ſie eigentlich meinen, ſofern confuſion wohl mehr Verwirrung als Verſchmelzung bedeutet, welches letztere durch fuſion ausgedrückt werden müßte. Soll das Publicum Vertrauen zu einem Werk faſſen, welches, wenn auch im Scherz, unter die Auſpicien der Spaltung, der Verwirrung und Zwietracht geſtellt wird; von dem zwar gerühmt wird, daß ſeine Verfaſſer unter dem moraliſchen Einfluß unſerer Zeit ſtehen, das aber ſeinen Namen ohne Zweifel noch am meiſten durch den gröbern oder feinern Egoismus der dabei Betheiligten rechtfertigen wird? Aber wie ominös der Name ſeyn mag, und wie

viele Keckheit erfordert werden mag, ihn zu wählen und dadurch muthwillig den Spott und das Mißtrauen herauszufordern: dennoch halten wir es nicht für unmöglich, daß derselbe Glück mache, daß er reuſſire und ſeinem Erfinder Ehre mache; denn dieſer kennt ohne Zweifel ſeine Leute und weiß, was er ſeinem Publicum bieten darf. Kleider machen Leute, ſagt das Sprüchwort; und vielleicht darf man etwa mit gleichem Recht ſagen: Namen machen Bücher; wenigſtens ſind wir überzeugt, daß in neuern Zeiten manches Buch um des zuvor erſonnenen Titels willen geſchrieben worden iſt. Es ſind freilich wohl zu allen Zeiten bizarre Titel für Bücher erſonnen worden, um die Aufmerkſamkeit und Neugier der Leſer zu ſpannen; aber eine ſolche Unzahl von curioſen Aushängeſchildern der Bücher, namentlich der Romane, wird man nicht leicht finden, wie in der neueſten franzöſiſchen Literatur, ausgenommen etwa jene famöſen Räuber, Ritter-Geſpenſter-Romane von Spieß und ſeinen Spießgeſellen, welche zu einer gewiſſen Zeit in Deutſchland in großer Menge fabricirt wurden, und deren Namen ſchon eine Quinteſſenz alles Schauerlichen und Grauſenhaften war oder ſeyn ſollte. Wir wollen aus dem Babel von Namen neuerer Romane nur eine kleine Leſe halten: „Allein auf der Welt," „Einerlei," (dieß deutſche Wort iſt der Titel eines franzöſiſchen Buchs!) „Warum iſt er verheirathet?" „Gerächte Griſetten," „Zwei Löwen für Eine Frau," „Freitag Abend," „Zwei Modiſtinnen," „Zwei Reputationen," „Lange Zeit nachher," „Die Schamhaftigkeit und die Oper," „Die zwei Leichname," „Die Frauenleiter," „Leib ohne Seele," „Der todte Eſel und die guillotinirte Frau," „Als ich jung war," „Der Stock Balzac's," „Das Kind von drei Müttern," u. ſ. w. In all dieſen Büchertiteln, deren Zahl ſich unendlich vermehren ließe, ſpricht ſich ein widerliches Haſchen nach Effect, theils durch gemachte Einfachheit, theils durch abenteuerliche Seltſamkeit des Ausdrucks aus. Ein beſſerer und reinerer Geſchmack wendet ſich von dieſer Unnatur mit Ekel ab. Jedoch nicht nur wenn man die Geſammtmaſſe der neuern franzöſiſchen ſchönen Literatur durchmuſtert, ſtoßen einem ſolche Babelſtimmen und eine ſolche Sprachen- und Ideenverwirrung auf, ſondern auch wenn man ſich an einzelne der neuern Autoren hält, macht man die unangenehme Entdeckung, daß ſie für ſich allein ſchon ein Babel im Kleinen darſtellen. Ein Balzac ſchreibt ſchlüpfrige Erzählungen und höchſt ſentimentale Geſchichten, eine Phyſiologie der Ehe und das myſtiſche Buch; ein J. Janin, der claſſiſche Feuilletoniſt, deſſen Styl, im Gegenſatz gegen den Balzac's, wegen ſeiner Reinheit im Allgemeinen gelobt wird, ſtimmt jeden beliebigen Ton an, je nachdem der Gegenſtand und die Zeitverhältniſſe es erfordern oder erlauben. *) Heute macht er ſich zum Organ der Tugend, der Großmuth, der Sittlichkeit, der Nationalehre und der Religioſität, und morgen ſpricht er mit ebenſo großer oder größerer Wärme als der Anwalt der liebenswürdigen Schwäche, des Leichtſinns, der Freigeiſterei, des Lebensgenuſſes, der Selbſtſucht. Wenn dieſe Schriftſteller der Menge, welche von der täglichen Volksgunſt, und zwar auf einem großen Fuße, leben, die Gegenſätze und Widerſprüche der Menge auch in ihren Schriften abſpiegeln, ſo iſt dieß erklärlich; bedauerlicher aber iſt, wenn auch bei Geiſtern höhern Rangs, wenn bei einem Victor Hugo und einem Lamartine die Einheit der Geſinnung, des poetiſchen Princips vermißt wird, welche den Dichter, den Autor von Beruf immer auszeichnen ſollte, und welche die Bürgſchaft gibt, daß er eine wirkliche Ueberzeugung, einen Glauben möchten wir ſagen, als Schriftſteller oder Dichter habe, welcher Art nun auch dieſe Ueberzeugung ſeyn möge, poſitiv wie bei einem Schiller und Goethe, oder mehr negativ, wie bei einem Voltaire oder Byron, oder gemiſcht, wie bei J. J. Rouſſeau; daß er nicht den ihm von außen aufgedrungenen Götzen des Tages huldige. Eine ſolche Einheit finden wir nicht bei Victor Hugo, deſſen kühne und glänzende Phantaſie nicht von einem ebenſo klaren und ſichern Verſtand geleitet, nicht von einer in ſich harmoniſchen, die Gegenſätze der Erſcheinung, der äußerlich angeſchauten und geſchilderten Welt, in einer höhern Einheit verſöhnenden Seele temperirt wird; wir finden ſie auch nicht mehr bei Lamartine, dem Dichter der Meditations und der Harmonies religieuses; an die Stelle der Harmonie ſind in ſeinem „Fall eines Engels" arge Babelsmißtöne getreten, und ſein humanitariſches Beſtreben, welches allerdings auf eine große, auf univerſelle Einheit der ganzen Menſchheit abzuzielen vorgibt, ſcheint zur Zeit noch eine ſtarke Aehnlichkeit mit dem Beginnen der Erbauer des Thurms von Babel zu haben, die bekanntlich auch die Einheit, das Beiſammenbleiben der Menſchheit beabſichtigten. Es verſchmähend, nach dem Rath des Dichters „im kleinſten Punkt die höchſte Kraft zu ſammeln," vergeudet vielmehr Lamartine ſeine poetiſchen und vielleicht alle ſeine Kräfte in einem Kreiſe, den er doch nicht zu bewältigen vermag, und ſtatt daß es ihm gelänge, ſein Ideal von Einheit, Friede, Gleichheit der Welt mitzutheilen und aufzudrängen, theilt vielmehr ſie ihm ihre Uneinigkeit, Zerriſſenheit, ihre Kämpfe und Diſſonanzen mit, welche in ſeinem letzten großen Gedicht ſo laut hervorbrechen.

Iſt man nun vielleicht durch all das bisher Berührte berechtigt, die geſammte neueſte franzöſiſche Literatur als ein Babel zu betrachten? als einen Bau, an welchem zwar immer und von einer zahlloſen Menge von Händen, von Meiſtern, Geſellen und Handlangern fortgebaut wird, der aber darum doch ſeiner Vollendung nicht näher rückt, der nur in der Breite, aber nicht in der Höhe zunimmt, und wo eher das Werk der ältern, beſonnenern und einſichtsvollern Bauleute von den jüngern wieder eingeriſſen, oder überbaut und entſtellt wird? Ein ungeduldiger Beobachter, deſſen Blick nur einzelne Gebiete umfaßte, könnte allerdings ein ſolches herbes Urtheil fällen; wer aber bedenkt, welch ein kleiner Zeitraum für die Literatur und ihre Geſchichte einige Jahre ſind, und ein ſelbſt zehnjähriges Stillſtehen in einiger Zeitferne verſchwindet und nicht mehr beachtet wird; ferner: daß die in einigen Gebieten der Literatur, namentlich den der ſchöpferiſchen Phantaſie angehörigen, eingetretene Stagnation, die nur mit einer erzwungenen und ſiechen Fabrication abzuwechſeln ſcheint, ſich auf andere Gebiete, beſonders das der Geſchichte mit ihren verſchiedenen

*) Allerneueſtens iſt er als Cenſor gegen Frau von Girardin aufgetreten.

Branchen, nicht erſtreckt, der wird trotz der ungünſtigen Aſpecten der Gegenwart ſein Urtheil ſuspendiren oder doch beſchränken. Daß das Bewußtſeyn und die Anſprüche der franzöſiſchen Literaten (im Unterſchied freilich von den eigentlichen Dichtern, die zum Theil ein ſtolzeres Selbſtgefühl nähren werden) im jetzigen Augenblick ziemlich heruntergeſtimmt ſind, erhellt aus folgenden Worten eines der beliebteſten und fruchtbarſten unter den Tagesſchriftſtellern, Frederic Soulié's, welche wir aus einem jüngſterſchienenen Buche desſelben anführen: „Wir (die hommes de lettres) müſſen vor Allem das Publicum amuſiren; wir ſind die Sklaven ſeines Geſchmacks und ſeiner Launen; der Leſer iſt ein feinſchmeckender Herr und Gebieter, der bald der ihm vorgeſetzten Gerichte überdrüſſig wird, daher wir, um ſeinen Appetit zu unterhalten, viel Mannichfaltigkeit hinein bringen müſſen. Der Literat hat die harte Verpflichtung, der Mann des Tags zu ſeyn und zu allen Stunden zu gefallen. Vielleicht wird man ſagen, der Literat habe eine edlere Zukunft, als der Mann des Tages zu ſeyn, und er müſſe bei ſeinen Arbeiten darauf denken, der Mann der Unſterblichkeit zu ſeyn. Freilich iſt das ein hoher und ſchöner Ehrgeiz, an den man glaubt, wenn man jung iſt, zu dem man aber nicht mehr wagt das Auge zu erheben, wenn die Erfahrung anfängt uns aufzuklären. Man wird uns, den Kindern eines vielbeſchäftigten, kreiſenden Jahrhunderts, nachſagen, daß wir alle moraliſchen und ſocialen Ideen angeregt, daß wir die Geſetze der Familie und der Geſellſchaft erörtert, Wahrheiten aus dem Dunkel hervorgezogen, Irrthümer aus der Sonne geſcheucht, alle Formen der Kunſt zerſtört und neugeſchaffen, daß wir allen Staub aufgerüttelt, alles fruchtbare Land durchwühlt haben. Aber nicht wir werden das Gebäude aufrichten, zu dem wir die Materialien entdeckt und beigeſchafft haben; eine Generation wird kommen, in ruhigeren und beſſern Zeiten lebend, welche in dem Chaos, worin wir wandeln, ihre Auswahl treffen wird und das Gute vom Schlechten ſcheiden. Sie wird allen Ruhm unſrer Bemühungen ernten, und ihren Bau auf unſern Rüinen aufführen, wie das ſiebzehnte Jahrhundert ſeinen Tempel erbaute auf dem Boden, den die Arbeiten des ſechzehnten zubereitet hatten; da iſt unſre Zukunft. Hierein muß ſich der Literat unſrer Zeit ergeben, mit der einzigen Hoffnung, daß dereinſt ein wißbegieriger Bibliograph, eindringend in das Häufchen Ideen, welche unſer Jahrhundert hervorgebracht, über unſre vergeſſenen Bücher ſchreiben wird: dieß war der Keim von dem, was Andre zur Reife gebracht haben."

Dieſe Sprache klingt vergleichungsweiſe beſcheiden, wenn man ſich erinnert, wie vor acht bis zehn Jahren noch manche Schriftſteller ihre Miſſion mit ſchmetternden Poſaunenſtößen verkündigten, gleich als ob mit dem Erſcheinen dieſes oder jenes jetzt vielleicht ſchon vergeſſenen Buchs eine neue Zeitrechnung, eine neue Entwicklung der Geſchichte des Geiſtes anfinge; aber auch in dieſer ermäßigten und herabgeſtimmten Sprache noch finden ſich, neben den Zugeſtändniſſen, allzuviele Prätenſionen; und ſo wahr und treffend der Ausdruck Chaos ſeyn mag, (entſprechend den Babel!) ſo wahr es ſeyn mag, daß von den neueſten Schriftſtellern viele moraliſche und ſociale Ideen angeregt, manche Geſetze der Familie und der Geſellſchaft erörtert, manche Wahrheiten hervorgezogen und Irrthümer enthüllt, beſonderts aber viel Staub aufgerüttelt und die Kunſtformen zerſchlagen wurden: ſo wenig kann man doch behaupten, daß die Kunſtformen von ihnen neu geſchaffen, daß jene Probleme auf eine die Löſung vorbereitende Art, gründlich und erſchöpfend beſprochen, daß die verſcheuchten Irrthümer durch Wahrheiten verdrängt worden ſeyen. Es fehlt der literariſchen Gegenwart mehr als irgend etwas Anderes: der Charakter des Vorbereitenden, welchen ihr Soulié beilegen möchte; es wird von den allermeiſten franzöſiſchen Schriftſtellern, viele Dichter mit eingeſchloſſen, bei aller ſcheinbaren erſtaunlichen Production doch im Grunde viel mehr zerſtreut und vergeudet, als erworben und geſammelt, und was als Production ſich gebärdet, iſt in den meiſten Fällen eher eine geiſtige Conſumtion zu nennen. Manche neue Ideen ſind ohne Zweifel ſeit einem Jahrzehnt in Umlauf geſetzt worden; dieſer haben ſich die Autoren, die Tagesſchriftſteller bemächtigt, ſie haben ſie zu verdeutlichen, zu erweitern, zu erſchöpfen geſucht, aber nicht weil ſie von ihnen ergriffen, begeiſtert waren, ſondern weil ſie dieſelben zu ihrem Vortheil ausbeuten zu können hofften. Was philoſophiſcher Tiefſinn, poetiſche Anſchauung, hiſtoriſcher Scharfblick wirklich entdeckt oder geahnt hatte, deſſen bemächtigten ſich induſtriöſe oder abenteuernde Talente, leiteten aus einem vielleicht noch unbeſtimmten Satz, aus einem geiſtreichen, aber halb ſcherzhaften Wort ein ganzes Syſtem ab, verdarben die fruchtbarſten und edelſten Ideen zu abſurden Einſeitigkeiten, und machten Geſchichte, Philoſophie, Poeſie und Leben durch ihre ungeſchickte Behandlung, ihre Effecthaſcherei und Uebertreibungsſucht zur Caricatur. Namentlich auch mit der Zerſtörung aller Kunſtformen, mit der Verſchmelzung (oder Confuſion) aller Gattungen in der neueſten franzöſiſchen Literatur hat es ſeine volle Richtigkeit. Die Kunſtform wurde immer mehr als läſtige Feſſel betrachtet und als veraltete Pedanterie verſchmäht, theils im Drama, wo man jetzt, nach ſo vielen Extravaganzen, wieder auf die alten claſſiſchen Dramatiker mehr und mehr zurückzukommen ſcheint, theils hauptſächlich im Roman, deſſen elaſtiſcher und geduldiger Form man alles Mögliche und Unmögliche zumuthete. Die leichtſinnige Gleichgültigkeit gegen die Kunſtform geht unter Anderm daraus hervor, daß nicht nur der Gegenſtand von Romanen oder Novellen ſogleich von dramatiſchen Schriftſtellern ergriffen und für die Bühne umgearbeitet wurde, was ſich noch äſthetiſch rechtfertigen ließe, indem ein und derſelbe Stoff Verſchiedenen ſich verſchieden geſtalten mag, dem einen in epiſcher, dem andern in dramatiſcher Form, ſondern daß auch derſelbe Autor denſelben Stoff auf zweierlei Art zurecht machte, und Einer gerichtliche Klage erhob, daß ihm ein Andrer zuvorgekommen oder doch ihm ſeinen Gegenſtand entwendet habe. In den ſogenannten ſocialen oder doctrinären Romanen vorzüglich wurden oder werden ein paar Ideen oder vielmehr oft nur ein paar pikante oder paradoxe Sätze auf die Spitze getrieben, und ſtatt erläutert und veranſchaulicht zu werden, häufiger verzerrt und zu Tode gehetzt. Das war und hieß nun eine Discuſſion, aber gewiß war es keine für das

geiſtige Leben, für die Intelligenz fördernde und fruchtbare. Kurz, die Literaten der Jetztzeit, welche Soulié gern als reſignirte und hingebungsvolle Märtyrer des Fortſchritts, als Opfer der gährenden und unruhigen Zeit darſtellen möchte, bringen es wohl gerade deßwegen zu keinem wirklichen Fortſchritt, treiben ſich in einem unfruchtbaren Kreiſe herum, und ſind dabei die Sklaven des Publicums, weil ſie zu wenig geiſtige Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, zu wenig Schönheitsſinn und Wahrheitsliebe, und dabei zu viel weltliche Anſprüche, zu viel Eitelkeit haben und zu eifrig nach äußern Vortheilen und Gewinn trachten. Die beſſern Zeiten, auf welche Soulié für eine künftige Generation von Literatur hofft, werden wohl ſolche ſeyn, welche er und viele ſeiner Genoſſen als ſehr „ſchlechte Zeiten" verwünſchen würden, d. h. ſolche, wo dem Tagesſchriftſteller keine ſo glänzende Lockungen und Verführungen geboten werden, wie heutzutage in Frankreich; wo die Autoren nicht durch vornehme Zerſtreuungen, Salons, Intriguen abgehalten werden, ſich in der Stille zu ſammeln und dem Genius, ſtatt dem Götzen der Mode zu huldigen.

Iſt nun, nach einer oft wiederholten Anſicht, die Literatur als der Ausdruck des geiſtigen Lebens eines Volkes zu betrachten, ſo müßte ſich aus dem Umſtand, daß in der neueſten franzöſiſchen Literatur eine ſolche Verwirrung und Confuſion ſich kund gibt, der Schluß ableiten laſſen: daß das geiſtige Leben und Treiben des franzöſiſchen Volkes auch einem Babel gleiche. Und wirklich gilt es manchen als eine ausgemachte Sache, daß in der Literatur, als in einem Spiegel, der innere Zuſtand der franzöſiſchen Nation ans Licht trete, und ſie ſich in ihrer literariſchen Production ſelbſt ein Zeugniß der Verwirrung und Zerrüttung ausſtelle. Unläugbar hat jener Satz eine gewiſſe Wahrheit, aber dieſe Wahrheit iſt, wenn ſie nicht abſolut, ſondern nur bedingt gilt, wenn man nicht mit vollkommner Sicherheit und Gewißheit aus der Literatur auf den geiſtigen Zuſtand der Nation, auf Geſinnung, Charakter, Temperament und Stimmung zurückſchließen kann, ſondern über alles dieß ſich auf anderm Wege belehren muß, um dann allerdings einige Uebereinſtimmung nachzuweiſen, eigentlich nicht viel mehr als eine Tautologie. Denn was Anderes beſagt jener Satz, als daß die Literatur an die Bedingungen der Cultur, der Bildung, der klimatiſchen, hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe gebunden ſey und ihnen in gewiſſer Art entſpreche, daß ſie, als Wirkung und Product betrachtet, aus entſprechenden Urſachen und Wurzeln hervorgehe, und daß zwiſchen ihr und dem Leben eine Wechſelwirkung ſtattfinde, wie ſie alles Lebendige aufeinander ausübt? Aber ſehr weſentlichen Modificationen unterliegt jener Satz, inſofern erſtlich durchaus nicht alle Elemente des geiſtigen Lebens einer Nation in ſeiner Literatur ſich abſpiegeln; und zwar dieß aus verſchiedenen Urſachen. Eine Literatur, in dem heute üblichen Sinne des Worts, ſetzt ſchon eine ſociale Organiſation und eine Culturhöhe voraus, welche bei manchen Völkern, denen doch nicht geradezu das geiſtige Leben abgeſprochen werden darf, noch fehlen. Sodann iſt bei den Völkern, welche eine Literatur beſitzen, dieſe das Product und wohl auch das Eigenthum nur der höhern Stände und Claſſen der Geſellſchaft, und wenn ſchon dieſe mit gewiſſem Recht ſich als die Träger und Repräſentanten der Bildung, des Geiſtes der Nation anſehen, ſo ſind ſie doch keineswegs ausſchließlich die Repräſentanten der gemüthlichen, ſittlichen, religiöſen Elemente, welche eben ſo gut und oft mehr in den tiefern Regionen der Geſellſchaft einheimiſch ſind, welche leicht ſelbſt in einer ſehr reichen und ausgebildeten Literatur nur dürftig oder gar nicht vertreten ſeyn können, oder von welchen Schriftſteller aus den höhern Sphären der Geſellſchaft, wenn ſie einmal ihr Augenmerk darauf zu richten belieben und dem Publicum zur Abwechslung einmal auch „Bilder aus dem Volksleben" u. dergl. darbieten, häufig nur Zerrbilder liefern. Ferner: die Philoſophie der Geſchichte überhaupt und die der Literaturgeſchichte insbeſondere hat noch keine ſichere, unumſtößliche Axiome aufgefunden für den Entwicklungsgang der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Poeſie und der Literatur bei verſchiedenen Völkern. Sie hat noch nicht feſtzuſetzen vermocht, was die politiſchen Bedingungen der Blüthe der Literatur ſeyen, vielmehr hat ſie zu erklären, wie es kam, daß dieſe bei dem einen Volk mit ſeinem politiſchen Culminationspunkt zuſammenfiel, beim andern erſt nach dieſem eintrat, und bei einem dritten den Ausgangspunkt eines neuen politiſchen Aufſchwungs bezeichnete. Die ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms waren vorüber, als dieſen Völkern das goldne Zeitalter ihrer Poeſie und Beredſamkeit aufging; dagegen brachte England ſeinen größten Dichter, und der es wohl bleiben wird, hervor, als es weder im Innern die bürgerliche Freiheit, noch nach außen die Herrſchaft über die Meere und ſeinen europäiſchen Einfluß errungen hatte. Wenn bei jenen Völkern die ſinkende politiſche Herrlichkeit ſich noch in den großen poetiſchen Genien reflectirte, ſo war dagegen Shakſpeare ſeinem Volke durch ſeine poetiſche Rieſenhaftigkeit der Verkündiger und Prophet ſeiner ſpäteren politiſchen Größe. Nun hat man wohl Recht zu behaupten: aus Shakſpeare dürfe man auf ein tüchtiges, markiges Volk, auf eine Nation voll Zukunft ſchließen; aber wer getraute ſich zu behaupten, daß in einem Sophokles, in einem Pindar ſich ſchon die politiſche und ſittliche Geſunkenheit der Hellenen offenbare? Freilich kann man hierauf erwiedern: nicht ein oder ein paar Dichter oder Autoren geben den Maaßſtab für den geſammten geiſtigen Zuſtand eines Volks, ſondern alle oder doch mehrere zuſammengenommen; und ein Ariſtophanes gibt uns ſchon ein ganz anderes Bild von den Elementen, welche das griechiſche Leben in ſeinen Fundamenten unterhöhlten und zerrütteten; aber dann muß doch immer wieder auf hiſtoriſchem Wege ausgemittelt werden, in wie weit der eine und der andere Autor die Geſinnungen, Gedanken und Tendenzen ſeines Zeitalters darſtellte und repräſentirte, ob er Vergangenes oder Gegenwärtiges ſchilderten, oder ob er in das Zukünftige hinausgriff, und wiefern dieſer und jener Beifall und Anklang bei ſeinen Zeitgenoſſen fand. Denn, und dieß führt uns auf eine weitere, den obigen Satz einſchränkende Bemerkung, ein Volk, ein Zeitalter, charakteriſirt ſich nicht bloß durch die literariſchen Productionen, die es in einer beſtimmten Zeit aufzuweiſen hat, ſondern oft eben ſo ſehr, ja noch mehr, durch die Empfänglichkeit, welche es für Erzeugniſſe jüngſtvergangener oder auch wohl älterer Zeiten an den Tag legt, durch den fortdauernden Einfluß, welchen

gewiſſe Autoren über die Periode ihres Schaffens und Lebens hinaus über es ausüben. Die Heroen, die Führer der Literaturen, deren Geburt, wenn ſie auch einer höhern, nur für uns nicht begreiflichen und erklärlichen Geſetzmäßigkeit unterworfen iſt, gerade in dieſem oder jenem Zeitpunkt, unter ſolchen Verhältniſſen, uns als etwas rein Zufälliges erſcheint, ſind ihren Zeitgenoſſen immer voraus und müſſen es ſeyn; ſie werden von dieſen nicht ſogleich anerkannt, oder doch nicht völlig begriffen, und erſt nach Ablauf einiger Zeit dringen ſie wahrhaft in ihr Volk ein, gehen in deſſen Saft und Blut über. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit wo der große Friedrich, der Verächter des deutſchen Genius und der abgöttiſche Verehrer der franzöſiſchen Muſe, die franzöſiſchen ſchönen und ſtarken Geiſter an ſeinen Hof zog, damals hätte nicht leicht ein Prophet, wenn er ſich auch noch ſo gut auf die Zeichen der Zeit verſtanden hätte, geweiſſagt, daß ein Goethe und ein Schiller in Deutſchland geboren werden würden, oder vielmehr errathen, daß ſie geboren worden ſeyen; denn die Zeit war damals literariſch und poetiſch ziemlich ruhig und ließ keine ſolche Entwicklungen und Revolutionen erwarten, wie ſie dann durch dieſe und andere Geiſter bewirkt wurden; jene ſtillen und anſpruchsloſen Zeiten brachten ſolche mächtige Beweger und Schöpfer hervor, und unſere Tage, wo ein Uebermaaß von Geiſt in Deutſchland ausgegoſſen zu ſeyn ſcheint, wo die Bildung ſo viel ausgebreiteter und gereifter, wo die Luſt zu Neuerungen, der Trieb zu geiſtigen Abenteuern ſo viel größer iſt, dürften ſchwerlich Männer hervorbringen, welche ſich mit jenen meſſen könnten. Was ſich uns daraus ergibt, iſt dieß: daß man den Geiſt eines Volks in einem gewiſſen Zeitraum nicht aus den innerhalb einer gewiſſen Friſt erſcheinenden literariſchen und poetiſchen Erzeugniſſen errathen oder conſtruiren kann und darf, ſondern nur dadurch ein annähernd richtiges Reſultat erreicht, wenn man die oft langanhaltenden oder verſpäteten Nachwirkungen von älteren Autoren und Schriften mit dem Einfluß der Zeitgenoſſen zuſammenrechnet. Wie bei uns jene großen Geiſter, die freilich auch ſchon zu ihren Lebzeiten von der entzückten Mitwelt bewundert und gefeiert wurden, doch erſt jetzt mehr und mehr in die Nation eindringen, ſo wird, glauben wir, die franzöſiſche Nation noch heutiges Tages von noch älteren Notabilitäten beherrſcht, und wir zweifeln ſehr, ob irgend einer der neueren Dichter und Autoren einen ſo großen Einfluß auf die Geiſter ausübt, als Voltaire, Rouſſeau und Diderot.

Von dieſer Abſchweifung zurückkehrend, erkennen wir nun bereitwillig an, daß der Vorwurf, welchen man der jetzigen franzöſiſchen Literatur machen kann: daß ſie ein Babel ſey, in gewiſſem Grad allerdings das geſammte Leben des franzöſiſchen Volkes treffe. Wir ſuchen dieß im Einzelnen näher nachzuweiſen, werden aber dann auch Gelegenheit nehmen, in der Kürze zu unterſuchen, ob und in wie weit andre Nationen, Deutſche und Engländer, das Recht haben, in dieſer Hinſicht einen Vorzug vor der franzöſiſchen anzuſprechen.

Das moderne Leben, die moderne Bildung überhaupt hat, in Vergleichung mit dem Leben und der Bildung der alten claſſiſchen Völker und wohl auch denen des Mittelalters, eine bunte Menge nicht völlig, nur äußerlich und oberflächlich, zur Einheit verbundner Elemente, weßhalb man bei ihnen die klare Einfachheit und Gediegenheit nicht mehr findet, welche die Griechen, die Römer und die Italiener des ſpätern Mittelalters auszeichnet. In höherem Maaß als von irgend einem Volke mag dieß von dem franzöſiſchen gelten, welches ſchon durch den Mangel einer Urſprache (da das Franzöſiſche nur eine Modification des Romaniſchen iſt) dazu beſtimmt ſcheint, einer ſehr tiefen und reichen Originalität und claſſiſcher Muſter und Typen für die Menſchheit zu entbehren. Zum Erſatz vielleicht dafür, daß es der Welt nicht die höchſten Modelle und Vorbilder in Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft darbietet, hat ihm das Schickſal verliehen, das den Ton angebende Volk der Mode zu ſeyn, die, während die großen Meiſterwerke des Genius die ewigen Geſetze des Wahren und Schönen veranſchaulichen und ausprägen, als ein Erbe und Beſitzthum für alle Zeiten und Völker — die mächtige Geſetzgeberin und Deſpotin des Augenblicks (des „mächtigſten unter allen Göttern!“), die im Wechſel beſtehende, in der Veränderlichkeit blühende, durch Contraſte ewig triumphirende Königin der ſich civiliſirt nennenden Welt iſt. In der Mode ſind die Franzoſen das prädominirende Volk; ihre Sprache iſt, und war es in noch höherem Grade, die Modeſprache der höhern, der „guten“ Geſellſchaft in den meiſten Ländern Europa's, ihre Literatur gab, beſonders im vorigen Jahrhundert, überall den Ton an; in den Künſten hatten ſie wenigſtens eine Zeitlang die Pretenſion, die beſten Kenner und Schiedsrichter zu ſeyn, und in den Trachten, in den geſelligen Geſetzen der guten und feinen Lebensart, in der Kochkunſt und ſofort iſt ohnehin ihre Herrſchaft unbeſtritten. Die natürliche Neigung zum Wechſel, zur Veränderung, und die aus dieſer Neigung entſprungne und ſie befriedigende Herrſchaft und Geltung der Mode bedingten und ſteigerten ſich wechſelsweiſe, wobei jedoch gewiſſe Grundeigenſchaften des franzöſiſchen Nationalcharakters, unter welchen Eitelkeit eine der hervorſtechendſten ſeyn möchte, ſich im Ganzen immer gleich blieben.

Dieß alles, und dann beſonders noch die welthiſtoriſchen Ereigniſſe des letzten halben Jahrhunderts trugen viel dazu bei, dem franzöſiſchen Leben und Treiben, beſonders in der Alles an ſich ziehenden und feſthaltenden Hauptſtadt, den Charakter eines Babels aufzudrücken, und man hat der Stadt Paris dieſen Namen wirklich ſchon manchmal im pietiſtiſch-zelotiſchen Sinne ertheilt, als der Gott mißfälligen, ihm verhaßten Stadt. Wie die Stadt Paris mit Gott ſteht, laſſen wir ganz dahingeſtellt, und wenn wir den Namen Babel auf ſie anwenden, ſo geſchieht es nur, um mit einem kurzen und prägnanten Ausdruck zu bezeichnen, wie ſich ihr Leben und Treiben, das Durcheinanderwogen und Gähren der verſchiedenartigen, theils in einander verſchmelzenden, theils ſich abſtoßenden Elemente dem menſchlichen Auge darſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 Januar 1840.

Der Westen.

Von Lamartine.

Tief ward die See, wie einer Urne Schäumen
Sich niedrigt, wenn die Flamme ihr entgeht,
Und von des Ufers weit umspülten Säumen
Glitt sie, zu schlummern, dampfend in ihr Bett.

Die Sonne, sinkend durch der Wolken Gluthen,
Schien auf das Meer, ein strahlenloser Mond;
Dann tauchte ihre Hälfte in die Fluthen
Wie ein umschlagen Boot am Horizont.

Bleich ward der halbe Himmel und die Lüfte
Verhauchten in den Segeln ohne Laut,
Die Schatten liefen und im Dunstgedüfte
War Meer und Himmel schnell in Eins ergraut.

Und also ward's in meiner Seele leise,
Wie in die Fluth der laute Tag versank,
Und in mir war, wie in des Weltraums Kreise,
Etwas von Schmerz, von Klage und von Dank.

Im Westen nur brach noch im Purpurfeuer
Aus duft'gem Thor des Lichtes Wellenbild,
Und das Gewölk glich einem zarten Schleier,
Der einer Flamme weiten Herd umhüllt.

Und Schatten, Wellen und der Winde Wehen
Sie zogen all' nach jenem Flammenthor,
Als ob vor einem Tode sie entflöhen,
Der ihrer harrte in des Dunkels Flor.

Der Abendstaub flog dorthin von den Dünen,
Der weiße Schaum schwamm auf den Wogen hin,
Und lange, irrend, zog mein Aug' mit ihnen,
Und ohne Gram stand eine Thräne drin.

Und Alles schwand, und wie die Luft, die wanke,
Ward mir die Seele leer am düstern Strand,
Dann stieg empor ein einziger Gedanke
Der Pyramide gleich im öden Sand.

Du Licht wohin, verglühte Flammenhöhle?
Wohin zieht Wolken, Winde, Wellen ihr?
Du Staub, du Schaum, du Nacht, du Aug', du Seele,
Sprecht, wenn ihr's wisset, wohin ziehen wir?

Zu dir, aus dem sich alle Sonnen lösen,
Zu dem die Nacht, der Tag, der Geist sich drängt,
Du Fluth und Rückfluth in der Wesen Wesen,
Du Meer des Seyns, worein sich Alles senkt.

Fr. Notter.

Die neue poetische, philosophische und politische Aera des Monthly Magazine.

(Schluß.)

Philosophie. Vieles in dem oben erwähnten Widerspruch zwischen dem kritischen und dem poetischen Geist des Zeitalters glauben manche erklären zu können aus der Mannichfaltigkeit des individuellen Geschmacks und Sinnes, welche zu allen Zeiten herrsche. Diese Apologie dient nur auf einen weitern Mangel hinzuweisen, den Mangel in unsern Erziehungsplanen, an derjenigen Philosophie, welche solche Mannichfaltigkeit auf eine gemeinschaftliche Einheit zurückführte, und dadurch Jeden unterwiese in dem allen gemeinsamen Princip der Harmonie, durch dessen Kenntniß Jeder bald mit seinen Mitmenschen einig werden kann. Man wird uns freilich antworten: dazu sey keine Hoffnung vorhanden, denn das ganze Gebiet des metaphysischen Wissens sey ein Schauplatz voll Ruinen — wo ein Gebäude gestürzt werde, damit ein andres sich erhebe, und

dieß wieder einem andern Platz machen müſſe und ſo fort. Wir geben dieß Alles zu. Es gilt von allen Wiſſenſchaften, nicht von der Metaphyſik allein. Die Wiſſenſchaften, phyſiſche, metaphyſiſche, moraliſche oder religiöſe, ſind nur Zweige der Geſchichte; und die Geſchichte bleibt immer eine unvollſtändige Urkundenſammlung, durch einzelne paſſende Abſchnitte ſymboliſch darſtellend ein Aggregat von Einzelnheiten ohne einen geordneten Plan, außer demjenigen, den der Hiſtoriker geſchickt genug iſt ſelbſt zu entwerfen. Nicht nur hat er eine nicht ſicher zu ermittelnde Maſſe von Materialien in Ordnung zu bringen, ſondern er hat auch die innere Einheit zu errathen, da wo das Ganze, wenn er es umfaſſen könnte, doch nur ein wüſter Haufe wäre. Geſteht man ihm auch die Kenntniß der geſammten Vergangenheit zu, muß er nicht doch eigentlich die Zeit des Endes abwarten, ehe die Wege Gottes, worauf er die Menſchen führt, können durchaus gerechtfertigt werden vor dem Verſtändniß der Geſchöpfe, und einer hiſtoriſchen Erklärung fähig ſind? Ganz gewiß! Und wie viel fehlt denn doch immer noch zur Kenntniß der geſammten Vergangenheit! wie vieles fehlt ſowohl hinſichtlich der Maſſe als der Zuverläſſigkeit! Eben ſo iſt es beim Naturhiſtoriker. Wenn er auch alle Kenntniß ſich verſchafft, was iſt ſie? Tod — Zerſetzung — Analyſe. Dem Sitz des Lebens darf kein Profaner ſich nähern; die verborgen wirkende Kraft entzieht ſich der letzten Forſchung des Mannes der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft. Ebenſo verhält es ſich mit dem metaphyſiſchen Forſcher. Gewiſſe Phänomene leiten ihn auf gewiſſe „letzte Thatſachen," wie Profeſſor Dugald Stewart ſie nennt, des menſchlichen Geiſtes; und hier hat ſeine Analyſe ein Ende. Eine große Kluft iſt befeſtigt zwiſchen ſolchen Thatſachen und den Geſetzen, deren Ausdruck ſie ſind; auch führt und kann keine Brücke führen hinüber von dieſer Seite des weiten dazwiſchenliegenden Grabens. An den Rand dieſer Kluft muß der Hiſtoriker jeder Art, was auch ſein Gegenſtand ſey, treten, und über dieſe weite Tiefe eine laute Simme hinüberſchicken, das Echo, das nur ſeine Frage wiederholt, fragend, was denn das Syſtem ſey, deſſen Idee er gefaßt hat? was die Ordnung, deren Princip er anerkennt? was der Zweck, deſſen Geſetz er ahnt?

Etwas alſo über oder jenſeits der Wiſſenſchaft Liegendes wird gefordert — ein Bedürfniß, welches der wiſſenſchaftliche Mann als Inſtinct fühlt, aber noch nicht ausdrücklich als ein Poſtulat angenommen hat. Immer mehr jedoch gehen ihm auf die Strahlen der majeſtätiſchen Wahrheit, daß die Gegenſtände ſeiner Forſchung Stufen und Proceſſe ſind, durch welche die Entwicklung jenes jenſeitigen Etwas vermittelt wird, das ſo erhaben, ſo fern iſt! Alle Arten hiſtoriſcher Forſchung, betreffe ſie nun die Natur, den Menſchen, Inſtitutionen oder Völker, ſind Theile einer Philoſophie, die noch nicht auf ihre Elemente zurückgeführt, noch nicht ausgearbeitet iſt, aber immerfort thätig iſt und in theilweiſen Löſungen ſich erprobt. Es wäre nicht ſchwer zu zeigen, daß die metaphyſiſchen Räthſel, womit die die Sphinx anbetende Welt in Verlegenheit geſetzt oder beluſtigt wurde, hiſtoriſche Evolutionen der Einen Philoſophie ſind, die in allen Zeitaltern und allen Ländern der Welt Ein und derſelbe Geiſt war, überall anerkannt, und die Theorien aller Namen und Farben beſeelend. Die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit hat von Zeit zu Zeit ihre Beſtätigung und Bewährung gefunden an den Werken der edelſten Geiſter ſowohl in England als auf dem Continent. Kant, Fichte, Schelling, die Schlegel, Herder, Leſſing, Schiller, Goethe; Frau von Staël, Chateaubriand, Couſin, Southey, Wordsworth, Coleridge, Anſter, Carlyle u. A. haben gleicherweiſe die Geltung dieſer Ueberzeugung bezeugt und durch ihre Productionen bewahrheitet.

Mit den Vorurtheilen, welche gegen die oben ausgeſprochne höhere Anſicht zu Felde ziehen, haben die oben aufgezählten Geiſter gefochten, und nicht vergebens. Wie wenig ſie aber durch die Kritik der periodiſchen Preſſe unterſtützt wurden, zeigt das Schickſal Coleridge's zur Genüge. Er lebte um die Wahrheit des Gefühls zu erweiſen, unter deſſen Uebermacht Shelley erlag. Beide waren beſtimmt, zu erfahren, daß in und gegenüber und vor dieſer Welt das Genie nur ein glänzender Irrthum, und ganz nicht an ſeinem Platz iſt auf dieſem materiellen Planeten. Aber doch lebt der Genius fort — auf Hoffnung; er nährt ſich mit Hoffnung, und das Weſen und der Geiſt ſeines Seyns iſt Liebe; — Tugenden, welche ihren Beſitzer hienieden nackt und darbend laſſen und dann am freieſten hervortreten, wenn er dem äußern Anſchein nach verlaſſen und entblößt iſt von allem Vergänglichen. Es war ein Glück für Shelley, daß er Vermögen hatte; er hätte ſonſt als ein Bettler oder Wahnſinniger ſterben können. Er war ein Opfer des Mangels an philoſophiſcher Vollendung an ſeinem eigenen Geiſt, ſo wie des völligen Mangels an philoſophiſchem Geiſt in den kritiſchen Leiſtungen der Zeit. Coleridge aber war in allen Hinſichten vollendet, als Poet und Philoſoph; und die geringe Würdigung ſeiner Leiſtungen beim Publicum rührte ganz von der Nachläſſigkeit und Oberflächlichkeit der Kritik her. Es iſt beluſtigend ihre ſpätern Widerrufe zu leſen, die des Edinburgh Review in Betreff Kants und Wordsworths, die des Quarterly-Review über Shelley, Coleridge und Hazlitt, und beinahe ſämmtlicher Magazine Southey betreffend. Und noch beluſtigender iſt es, die Verwirrung mancher alten Leſer all dieſer Schriften zu ſehen; ſie ſind ganz beſtürzt und außer Faſſung. Die Entſcheidungen, auf die ſie ihr literariſches Glaubensbekenntniß gebaut, ſind wie die ebenſo unveränderlichen Geſetze der Meder und Perſer dahingeſchwunden. Die Zeit hat über ſie entſchieden, daß ſie falſch waren.

Politik. Der gegenwärtige Zuſtand der Politik iſt ein Ergebniß der oben beklagten ſchlimmen Einflüſſe. Darunter bitten wir auch Kirche und Staat begreifen zu dürfen. Alles in beiden iſt jetzt und war in Kampf, und Alles in Folge des verderblichen Anſehens und der Autorität, welche eine von allen Grundſätzen entblößte periodiſche Literatur ausübte. Der Fortſchritt unſrer großen Literatur von der Zeit Heinrichs VIII bis auf die Gegenwart ging auf das Allgemeine und Abſtracte; die Tendenz der kritiſchen Beſtrebungen dagegen auf das Kleinliche und Sectireriſche. Was half es, daß ein ehrwürdiger Hooker ſchon zur Zeit der dämmernden Reformation ſich zu der prophetiſchen Idee erhoben hatte, daß das Recht identiſch ſey

mit dem Weſen der Gottheit ſelbſt, und daß ein beredter Coleridge, in den jüngſten Zeiten noch, die Entwicklung von zwei unendlichen Potenzen gezeigt hatte, welche immer nach verſchiedenen Richtungen ſtreben, aber dennoch gehemmt und getragen werden in einem gemeinſchaftlichen Medium durch die gleichmäßige Anziehungskraft eines gemeinſamen Centrums? Kein einziger öffentlicher Beurtheiler achtete es der Mühe werth, den Vermittlungspunkt nachzuweiſen, ſondern fand es ſeinem Intereſſe gemäß, ſich zum Anwalt und Ritter des einen oder andern der entgegengeſetzten Principien aufzuwerfen und den Pöbel aufzuhetzen zu der wahnſinnigen Erwartung, daß Eins das Andre überwältigen werde, als ob von zwei ewigen Potenzen die eine zerſtört werden könnte! Eine abſurde Meinung, die aber ſelbſt von den Führern der Volksmeinung getheilt wurde! Zeuge hievon ſind Reviews, Magazine, Zeitungen, die alle ohne Ausnahme einer Partei ergeben ſind, einem der Pole in dieſem großen Kampf, und von denen keines den leiſeſten Wink fallen ließ von einem frühern Ganzen oder einer Einheit, deren Entdeckung und Erfaſſung alle Schwierigkeiten löst, alle Anomalien ausgleicht. Der Grad, bis zu welchem der Parteigeiſt der periodiſchen Preſſe in neuern Zeiten geſteigert worden iſt, überſteigt alle Beiſpiele. Wir haben jetzt nicht nur zwei oder drei Reviews, ſondern neun bis zehn, vielleicht noch mehr; eine noch größere Anzahl von Magazinen, und Wochenblätter ohne Zahl; eines vertritt die eine Partei oder Secte, ein andres eine andre; aber keines widmet ſich der Wahrheit an ſich, keines arbeitet für Gott und für die Menſchen, ſtatt für Individuen oder Cliquen. Ein großes Bedürfniß iſt in Folge hievon fühlbar geworden, und dieſem ſuchen wir zu genügen!

Babel.

(Fortſetzung.)

Wenn wir nun die bunten und diſparaten Elemente im geiſtigen Leben Frankreichs anzugeben oder anzudeuten verſuchen, nennen wir vor Allem die Sprache ſelbſt, die Trägerin der Intelligenz und aller Beſtrebungen, welche ſich keineswegs rein erhalten hat von entſtellenden Einflüſſen und etwas in ſich hat aufnehmen müſſen von dem Babel-Charakter. Die Encyclopédie des Gens du Monde ſagt hierüber in einem bemerkenswerthen Artikel über die franzöſiſche Sprache: Mit der Revolution von 1789 ſey auch ein neuer Geiſt und Lebensſaft in die Sprache gekommen; Mirabeau's ungeſtüme Beredſamkeit habe ſich eine neue, von Grammatiken und Akademien unabhängige Sprache geſchaffen; das Wort der Madame Roland habe ſeine ganz eigenthümliche Phyſiognomie, in den brennenden Worten Dantons und Camille-Desmoulins habe ungeheure Lebenskraft gewaltet, obgleich ſie ſich wenig um grammatiſche Reinheit gekümmert. Zugegeben wird, daß der Strom der Revolution trübe und ſchlammige Waſſer fortgewälzt habe, aber mit der Zeit habe ſich der Schlamm geſetzt und die verjüngte Sprache wieder aufblühen können; „Napoleon machte die Tribune verſtummen und ſchien die Macht des Worts für ſich allein behalten zu wollen; nach ihm aber entwickelte ſich die Sprache, erfriſcht durch die Leidenſchaften und Ideen einer ſocialen Wiedergeburt in der reinen Luft der Freiheit und in der Lehrzeit des conſtitutionellen Lebens. Nach dem Aufſchwung von 1830 ſchien eine drohende Umgeſtaltung vor ſich gehen zu wollen. Bei der Zügelloſigkeit, welche ſich der Poeſie, des Theaters und der Künſte bemächtigt hatte, bei dem Ueberfluthen der extravaganteſten Syſteme, konnte auch die Sprache nicht reſpectirt bleiben. Der ehrwürdige Zauber des alten Franzöſiſchen verlor ſich, der Solöcismus und der Barbarismus kam zu Ehren; man veränderte den natürlichen Sinn der Worte, Alles wurde franzöſiſch, und um die Frechheit auf den Gipfel zu treiben, man erhob Fehler, welche nur die Folgen von Trägheit und Unmacht waren, zu einem Syſtem. Jetzt aber thut ſich eine glückliche Reaction kund und der ausgetretene Strom ſcheint wieder in ſein Bett zurückkehren zu wollen. Immerhin jedoch bleibt noch mehr als Eine Spur dieſer künſtlichen Barbarei zurück. Viele Urſachen wirken unabläſſig, die urſprüngliche Reinheit zu entſtellen. In unſerer Zeit ſtrebt die Proſa aller europäiſchen Sprachen ſich umzugeſtalten; dieſe Sprachen verlieren ihren Originalcharakter, um ſich nach dem der franzöſiſchen Sprache zu bilden. (?) Aber bei dieſer häufigeren Berührung muß auch das Franzöſiſche ſeinerſeits etwas verlieren. Das übrigens ſo nützliche und löbliche Studium der fremden Sprachen hat dazu beigetragen, die unſrige zu corrumpiren. Schon unter der Reſtauration hatte man den Geſchmack an Germanismen aufkeimen ſehen; man könnte die erſten Spuren davon in dem finden, was man im 17ten und 18ten Jahrhundert den style réfugié nannte; dieſer eignete den Schriftſtellern Genfs und Hollands. Was ihn charakteriſirt, iſt die Sucht, Abſtractionen zu ſubſtantialiſiren, die allgemeinen Begriffe gewiſſermaßen zu perſonificiren. Während das Griechiſche und Lateiniſche vorzugsweiſe das Verbum und das Adjectiv gebrauchen, bedienen ſich die Modernen lieber des Subſtantivs. Der Mißbrauch dieſes den modernen Sprachen weſentlichen Zuges hat den von uns gerügten Hang erzeugt, welcher die Tendenzen und die Nothwendigkeiten des Jahrhunderts, die Capacitäten und die Superioritäten ſo zu ſagen inkarnirt hat. Der engere Verkehr, den wir mit Großbritannien unterhalten, die Nachahmung der engliſchen Sitten, haben auch die Einführung einer guten Anzahl engliſcher Worte wie Dandy, rout, fashionable, comfortable etc. zur Folge gehabt, welchen wir das Bürgerrecht gegeben haben."

Hier iſt mit Recht hingewieſen auf die fremden Elemente und Worte, welche die franzöſiſche Sprache nicht eben immer zu ihrem Vortheil, oft mehr aus Launenhaftigkeit und Affectation, als aus wirklichem Bedürfniß in neuern Zeiten aufgenommen hat, und welche der einfachen Claſſicität gewiß nachtheilig ſind. Eine andre Eigenthümlichkeit, welche Jedem an dem neueſten Franzöſiſchen auffallen muß, die Vorliebe für Abſtracta, wird dem Einfluß der deutſchen Sprache aufgebürdet, während wir glaubten, uns gerade über die Einführung dieſer Art oder Unart aus der franzöſiſchen Sprache in die unſrige beklagen zu dürfen. Doch wir wollen nicht unterſuchen, auf welcher Seite das Recht zur Klage iſt; es mag ſeyn, daß die

philosophische Sprache Deutschlands, welche allerdings die Abstraction liebt, unsre Nachbarn jenseits des Rheines zu der genannten Angewöhnung verleitet haben; aber kaum zu bezweifeln und zu bestreiten ist wohl auch dieß: daß sie diese Redeweise bis zum Aeußersten getrieben und ausgebildet haben, daß namentlich ihre Journalartikel und ihre Reden auf der Tribune einen solchen Schwall von Wörtern wie: Existenzen, Influenzen, Notabilitäten, Specialitäten, Reputationen, Illustrationen, Velleitäten, Prätensionen, Ambitionen, Devouements u. s. w. bringen, daß Einem gar nicht mehr zu Muth ist, wie wenn es sich von concreten Zuständen und Personen handelte, daß man meinen könnte, es gebe in Frankreich nur noch Kategorien und logische Begriffsschemata. Wer scandalisirte sich heutzutage noch an einem Ungeheuer von Abstractionen wie etwa folgendes: „Der zwölfte Mai, recrutirt aus den Defectionen aller Farben, wird in die Fußstapfen der willenlosen Hingebungen des 15ten Aprils treten," und ähnlichen, wie man sie jeden Tag zu hören und zu lesen bekommt? So bewundernswerth einerseits das Talent von Männern seyn mag, die sich zu einer Höhe und Sublimität der Abstraction und zur Künstlichkeit einer Ausdrucksweise emporgeschwungen oder hinaufgeschraubt haben, welche Sachen und Personen gar nicht mehr mit ihren wahren Namen nennt, welche über Alles hinschwebt und nichts berührt und packt, und doch für die Eingeweihten verständlich ist, so sonderbar muß doch dieser journalistische und parlamentarische Jargon einem unbefangenen Sinn erscheinen, der den Schlüssel dieser Chiffernsprache nicht besitzt; die Sprache zieht offenbar aus dieser Art keinen Gewinn und der Geist eben so wenig; und vielleicht ist es gerade der Mangel an großen, allgemein verständlichen Interessen, die in der gewöhnlichen Sprache verhandelt werden könnten und müßten, was diese Ueberfeinheiten erzeugt, so wie die Scholastik ihre seltsamsten Wörter und Begriffe hervorbrachte, als sie auf den magersten Gehalt und die geringste Freiheit zurückgeführt war. Die Worte der meisten französischen Redner gleichen mehr Stecknadeln als Donnerkeilen, und den scheinbar freimüthigsten und kühnsten Demonstrationen glaubt man doch immer anzufühlen, daß die Helden des Worts mit großer Vorsicht den Ariadnefaden festhalten, um sicher wieder aus dem Labyrinth der Verhältnisse und Interessen sich herauszufinden. Seit 1830 hat die französische Sprache der Journale und der Tribune, wie uns dünkt, ziemlich gealtert und hat Runzeln bekommen, und dieß sticht wunderlich ab gegen die nicht seltnen Aufwallungen und Ausbrüche eines jugendlichen, neuerungssüchtigen Muthwillens.

Zu der Sprachverwirrung haben neben den Einflüssen fremder Sprachen, der deutschen und englischen, nicht wenig die innern Entwicklungen und Schicksalswechsel Frankreichs beigetragen, wie dieß auch von der Encyklopädie anerkannt wird. Man erwäge nur, welche politische Metamorphosen Frankreich in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht hat! Nach dem glänzenden, aber ziemlich gewissenlosen Despotismus eines Ludwig XIV, der Schamlosigkeit der Regentschaft, der erbärmlichen Maitressenherrschaft Ludwigs XV und der Schwäche und Unentschlossenheit des wohlwollenden und unglücklichen Ludwigs XVI, während welcher Zeit der Adel, die höhere Geistlichkeit und die höhern Gesellschaftsclassen überhaupt mehr und mehr in Frivolität, Unsittlichkeit und in einer seichten materialistischen Philosophie versanken, warfen plötzlich die Sturmfluthen der theils durch schlechte Verwaltung, theils durch große Schriftsteller vorbereiteten Revolution eine Menge neuer Ideen und Worte unter das Volk; die Republik veränderte nicht nur die politischen Institutionen der Sache und dem Namen nach, sie schuf auch eine neue Umgangssprache, neue Monatsnamen, einen ganzen republicanischen Kalender, und gab manchen Wörtern eine ganz neue, eine, wenn man so sagen darf, welthistorische Bedeutung; wir erinnern nur an die zwei Wörter: Tugend und Schrecken! Was Thucydides berichtet und klagt, daß zur Zeit des peloponnesischen Kriegs die Worte und Benennungen ihre Bedeutung verändert haben, das geschah auch während der französischen Revolution, wo die wüthendsten Schreier und Schlächter im Namen der Freiheit als die tugendhaftesten Bürger gepriesen wurden und ein Marat beinahe als ein Apostel galt. Sehr begreiflich ist, daß den Gegnern und Opfern der Revolution die Institutionen, die Neuerungen und die Sprache derselben gleich verhaßt waren, und daß sie sich gegen das Gute derselben eben so wie gegen ihre Ausschweifungen und Gräuel sträubten. Dann folgte der Napoleonische Militärdespotismus und sein den Franzosen bis zur Berauschung schmeichelnder Kriegsruhm; da galt es, die Sprache der Republik und der Freiheit, ihre Anschauungsweise und Gesinnungen schnell zu vergessen und zu verlernen, und den pünktlichsten und schnellsten Gehorsam gegen den Willen des Kaisers (welcher sich gelegentlich mit dem Ruhm und dem Glück Frankreichs identificirte) als die Cardinaltugend eines ächten Franzosen zu betrachten. Die Thronentsagung Napoleons, die Wiedereinsetzung der Bourbons, Napoleons Rückkehr von Elba und seine zweite Resignation und deren Folgen — all diese rasch aufeinander folgenden Ereignisse machten die Bedeutung mancher der im politischen Leben und Handeln wichtigsten Begriffe, wie Pflicht, Eid, Ehre, Treue, für eine Menge Franzosen höchst schwankend und unsicher, und die verschiednen politischen Parteien verstanden darunter häufig gerade das Entgegengesetzte. Die fünfzehnjährige Opposition gegen die Bourbons, von den Einen wirklich nur zur Behauptung der Charte, von Andern aber aus unbedingtem Haß gegen die Familie unterhalten, trug auch eben nicht zur Feststellung eines gleichmäßigen Sprachgebrauchs bei, und bekannt ist die contradictio in adjecto, mit welcher im Jahre 1830 dem französischen Volk ein neueinzusetzender Regent als „die beste der Republiken" empfohlen wurde — ein kühner Ausdruck, der schwerlich auf eine baldige Feststellung und Reinigung der Sprache Aussicht eröffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5 u. 6.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 Januar 1840.

Thomas Moore.

Erſter Artikel.

Schon oft iſt in dieſen Blättern der Name Thomas Moore's genannt worden; wir haben Auszüge aus ſeiner Geſchichte Irlands gegeben und ſchon viele ſeiner kleinern Gedichte mitgetheilt, aber wir haben ſeine Eigenthümlichkeit als Dichter noch nicht charakteriſirend zuſammengefaßt, und wollen dieß jetzt thun, wo ein neues größeres Gedicht, Alciphron, von ihm erſchienen iſt, von welchem wir unſern Leſern mit nächſtem einige Proben mitzutheilen gedenken.

Thomas Moore iſt einer der zahlreichen Sterne, welche binnen der letzten vier Jahrzehnte am poetiſchen Himmel Englands aufgegangen ſind und eine Zeitlang neben und mit einander, oder auch wohl gegen einander, ſtrahlten, von welchen aber jetzt die meiſten untergegangen, oder, um das Bild zu verlaſſen, geſtorben, und andere faſt ganz verſtummt ſind, wie Wordsworth, Southey, Rogers. Th. Moore hat die meiſten überlebt, und die andern Ueberlebenden mit ſeiner poetiſchen Productionskraft überdauert. Immer wird ſein Name die Erinnerung an eine der glänzendſten und fruchtbarſten Perioden der engliſchen Preſſe, als einer der Träger und der Zierden dieſer Periode, wecken, wenn man auch darüber ſtreiten kann, welchen Rang unter den großen Namen jener Zeit der Thomas Moore's einnehme und behaupte. Hierüber nämlich ſind die Stimmen ſehr getheilt, und während die einen ihn beinahe zum Rival von Byron machen, laſſen ihm andere noch mehr als Einen Dichter, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Keats vorgehen. Indeſſen das Vergleichen geiſtiger Größen miteinander, die eben oft nicht unter eine gemeinſchaftliche Benennung zu bringen ſind — und der gemeinſame Name des Dichters läßt noch eine gar große Mannichfaltigkeit der Begabung und der Strebungen zu — iſt oft am wenigſten dienlich, um das Wahre und Charakteriſtiſche zu finden und richtig zu würdigen, und daher wollen wir vorzugsweiſe Thomas Moore zu faſſen und zu beurtheilen ſuchen, wie er an ſich, individuell, iſt, und es Andern überlaſſen, ihm ſeinen Rang unter den engliſchen Dichtern auszumitteln.

Wir geben zuerſt eine kurze Lebensſkizze, wie ſie ſich in Halls Book of Gems findet, und werden ſpäter noch auf einzelne ſeiner Lebensumſtände zu ſprechen kommen.

„Th. Moore iſt geboren zu Dublin am 28 Mai 1780. Vierzehn Jahre alt bezog er die Univerſität in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeinen akademiſchen Grad empfing. J. J. 1799 wurde er Mitglied des Mittel-Tempels und wurde zur Barre berufen. Noch ehe er zwanzig Jahre erreicht hatte, gab er ſeine Uebertragungen anakreontiſcher Oden heraus, und bekam auf einmal einen Namen. Das Werk war (in einem griechiſchen Gedicht) dem Prinzen von Wales gewidmet; es gab Veranlaſſung zu einer Vorſtellung bei Sr. königlichen Hoheit und nachmals zu einer vertrauteren Bekanntſchaft, worüber gar manche Anekdoten im Umlauf ſind; daß aber dieſe Bekanntſchaft ein für beide Theile unvortheilhaftes Ende nahm, davon finden wir den unzweifelhaften Beweis in einigen ſpätern Dichtungen des Poeten. Im Jahr 1803 erhielt Moore eine Anſtellung in Bermuda; er bekleidete ſein Amt nur kurze Zeit, und kehrte (nach größern Reiſen) nach England zurück. Im Jahr 1806 gab er die Oden und Epiſteln heraus; 1808 Gedichte unter dem angenommenen Namen Thomas Little (der Kleine); 1817 Lallah Rookh, und 1823 die Liebe der Engel. Außer dieſen Gedichten hat Moore verſchiedene kleine politiſche Gedichte leichter und ſcherzhafter Art drucken laſſen, deren Werth natürlich mit den Veranlaſſungen, durch welche ſie hervorgerufen waren, aufhörte.

„Moore lebt in der Nähe von Bowood, dem Landſitz ſeines Freundes Lord Lansdowne, bei Calne. Er hat die Zurückgezogenheit der Auszeichnung vorgezogen — diejenige Auszeichnung ausgenommen, welche die Muſen ſo verſchwenderiſch über ihn ausgegoſſen haben, und widerſteht allen Verſuchen, ihn auf die Arena des politiſchen Lebens zu locken. Man wird gern glauben, daß er das Idol des Kreiſes iſt, in welchem er lebt. Ein feinerer Gentleman im beſſern Sinne des Worts iſt nicht zu

finden; ſeine Gelehrſamkeit iſt nicht nur ausgebreitet, ſondern auch geſund und tüchtig, und er iſt ausgezeichnet in den Eigenſchaften, welche in der Geſellſchaft anziehen und entzücken. Seine Stimme, obgleich von nicht großem Umfang, iſt wunderbar anmuthig und eindringlich, und er iſt ein guter Muſiker; ihn eine ſeiner eigenen Melodien ſingen hören, iſt in der That ein reicher Genuß. Von Perſon iſt er klein, und der Ausdruck ſeines Geſichts iſt eher munter als würdevoll; aber er hat in ſeinem Benehmen und Ausſehen eine eigenthümliche Gutmüthigkeit, welche dem Enthuſiasmus durchaus keinen Abbruch thut, den ſeine Perſönlichkeit unfehlbar hervorrufen muß."

Dieſer Skizze iſt ebendaſelbſt auch ein kurzes Urtheil beigefügt:

„Es iſt kaum nöthig, eine Bemerkung über die Poeſie Th. Moore's zu machen. Sie iſt in einem weitern Umkreis geleſen worden, als die irgend eines lebenden Autors; ſolche, die ſonſt vielleicht ſie nicht aufgeſucht hätten, ſind mit ihr bekannt geworden durch das Medium der köſtlichen Muſik, mit welcher ſie ſich vermählt hat; und man würde ſchwerlich in ganz Großbritannien nur Ein Individuum finden, das nicht einen oder den andern Vers von ihm auswendig wüßte. Kein Dichter, unter den lebenden oder todten, hat ſich einer ſo allgemeinen Popularität zu erfreuen gehabt; und wenn die Stellung und der Rang eines Autors abhängig gemacht werden ſoll von dem Genuß und der Freude die er gewährt, ſo müſſen wir den Dichter der Lallah Rookh und der iriſchen Melodien als den „erſten der Barden" der neuern Zeit hinſtellen. Jedoch fehlt es ſeiner Poeſie an den höhern und dauerhafteren Stoffen und Elementen, welche die Baſis eines unvergänglichen Ruhmes bilden. Ihre Haupteigenſchaft iſt Anmuth. Selten verſucht der Dichter — und noch ſeltner gelingt es ihm — die Tiefen des menſchlichen Herzens zu ergründen, und die reiche Ader offen zu legen, welche unter dem tauben Geſtein verborgen iſt; er iſt immer glänzend, aber ſelten gewaltig ergreifend; er iſt ein Epikuräer in der Poeſie und wendet ſich von allen Gegenſtänden ab, die keinen reizenden Genuß gewähren. Seine Phantaſie iſt in einem ewigen Spiel begriffen; was den Sinnen ſchmeichelt, wird von ihm lieber zum Gegenſtand der Betrachtung gemacht, als was die Leidenſchaften aufregt oder bezwingt; und während er

„Lebt in eigener glänzenden kleinen Welt,"

dürfen wir das ſchimmernde und blendende Licht, das ihn umgibt, nicht irrigerweiſe für das belebende und kräftigende Licht der Sonne halten.

„Seine Poeſie iſt ausnehmend geglättet und in der Form vollendet; nie ſtößt man auf eine Zeile oder auch nur auf ein Wort, die das Ohr verletzten; es iſt „Harmonie, köſtliche Harmonie," nicht geſtört auch nur durch Eine mißtönende Note.

„Wir werden wohl nicht vereinzelt ſtehen mit unſerer Anſicht, daß die iriſchen Melodien als das ſchätzbarſte und dauerndſte unter ſeinen Werken zu betrachten ſeyen; ſie „umwinden ſeinen Namen mit einem Zauber gegen den Tod," und als Liederdichter ſteht er ohne Nebenbuhler da. Moore fand die Nationalmuſik ſeines Vaterlandes vor, entwürdigt, mit ſehr wenigen Ausnahmen, durch eine Verbindung mit Worten, welche entweder abgeſchmackt oder unverſtändlich waren. Sie war daher für die Welt ſo gut als verloren; und die Zeit verminderte raſch, was das Gedächtniß allein bewahrte. Der Verſuch, ſie mit paſſenden Texten zu verbinden, ward im Jahr 1807 angefangen. Der Erfolg war beinahe ohne ſeinesgleichen in der Geſchichte der Literatur. Die Muſik Irlands iſt jetzt durch die ganze Welt bekannt und gewürdigt, und die Lieder des iriſchen Dichters werden dauern ſo lang als das Land, die Liebe und der Ruhm, welche ſie verkünden und preiſen."

Dieſe Notizen und Urtheile entfloſſen der discreten Feder eines Autors, welcher Moore's politiſche Anſichten nicht theilt und billigt, was man auch daraus erkennen kann, daß über ſeine politiſchen Gedichte und Satyren ſo leicht weggegangen wird. Nicht ausdrücklich geſagt iſt in dem Obigen, durfte aber auch als bekannt vorausgeſetzt werden, daß Moore ein Katholik iſt. Dadurch ward ihm auch gewiſſermaßen ſeine politiſche Anſicht mit Nothwendigkeit vorgezeichnet; er mußte ſich zur liberaleren Partei halten, zu derjenigen, welche für Irland und für den Katholicismus Gleichheit der Rechte verlangte. Damit ſteht gar nicht im Widerſpruch, daß er eine Zeitlang in vertraulichem Umgang mit dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen George IV, lebte, denn dieſer galt bekanntlich vor ſeiner Thronbeſteigung und Regentſchaft lange als eine Stütze und Hoffnung der Liberalen, als Freund der Whigs, eines Fox, Grey, Sheridan; und es ſpricht zu Gunſten von Georgis Geſchmack und Geiſt, daß er einen Mann von Moore's Talenten zu ſchätzen wußte und in ſeinen vertraulicheren Umgang zog; aber minder günſtig läßt ſich dieſer Umſtand anſehen in Bezug auf Moore's gerühmten Unabhängigkeitsſinn, wiewohl allerdings die Verſuchung für den damals noch ſo jungen Dichter ſehr ſchmeichelnd und ſtark ſeyn mochte, und auch der Ruf des Prinzen damals noch nicht von der Art war, daß er einen Mann, der, ohne gerade ein Heiliger und Puritaner zu ſeyn, etwas auf ſich hielt, geradezu abſchrecken mußte. Welch eine bedenkliche Sache es aber immerhin mit ſolchen erlauchten Bekanntſchaften und Freundſchaften bleibt, mag man aus der Anekdote abnehmen, daß der Prinz, welcher, obwohl er ſich rühmte, oder doch ſich einbildete, der erſte Gentleman in England zu ſeyn, nicht frei war von einem Anſtrich gelegentlicher Gemeinheit, dem Dichter in einer Anwandlung von ſcherzhafter luſtiger Laune drohte, ihn in das Weinkühlgefäß zu werfen — was zwar möglich geweſen wäre, ſofern dieß Gefäß, wie man neulich in öffentlichen Blättern las, ungeheuer groß, und der Dichter ausnehmend klein iſt, aber letzterem doch nicht gefallen haben muß, denn er äußerte: der Vorſchlag ſey mehr königlich als artig. Auch war es für beide nicht ſonderlich ehrenvoll, daß Moore nach dem Bruch ſich in ſeinen Gedichten auf ſolche Weiſe an dem Fürſten rächte, wie er that. Die Unabhängigkeit und Feſtigkeit von Moore's Geſinnungen und Handlungsweiſe überhaupt wird in Zweifel gezogen von Leigh Hunt, welcher, früher mit ihm, ſo wie mit Lord Byron befreundet, ſpäter mit beiden in ein feindſeliges Verhältniß kam. Wir

theilen zur Vergleichung das Weſentliche aus ſeiner Schilderung der Perſönlichkeit des Dichters und ſeinem Urtheil über ihn mit:

„Ich fand an Thomas Moore, als ich ihn zuerſt kennen lernte, einen ſo angenehmen Mann, als man ſich nur einen denken kann. Er konnte gar nicht anders als intereſſant ſeyn; und ſein Talent hat das Vortheilhafte an ſich, daß, während es ſeiner Natur nach für Jedermann verſtändlich iſt, ſein Beſitzer des Ruhms in der Gegenwart eben ſo gewiß ſeyn kann als deſſen in der Zukunft. Ich hatte nie einen Beſuch von ihm, ohne daß mir zu Muthe war, wie wenn ich mit Prior oder Sir Charles Sedley geſprochen hätte. Seine Bekanntſchaft mit Lord Byron begann mit der Verabredung eines Zweikampfs; die mit mir fing eben ſo ehrenhaft, obgleich in anderer Weiſe, an. Ich hatte eine Oper von ihm (der Blaustrumpf) hart mitgenommen, als unwürdig eines ſo glänzenden Geiſtes. Er ſuchte mich auf, ſagte mir, ich hätte vollkommen Recht; und von da an begann zwiſchen uns ein Verkehr, deſſen ich mich vielleicht bis auf dieſen Tag zu erfreuen hätte, hätte er ſo viel auf den ächten Ruf gehalten, wie ich. Moore ſprach, in ſeinen ernſthaften eben ſo wie in ſeinen ſcherzhaften Gedichten, gar viel von Unabhängigkeit und Freimüthigkeit, und von der Verachtung gemeiner Vorurtheile; und in dieſem Betracht wäre er ſeinen Bewunderern ſchuldig geweſen, ſie nicht zu täuſchen.... Moore war lebhaft, höflich, aufgeweckt, voll Freundlichkeit und Behaglichkeit, womit er eine Art derber Herzlichkeit zu verbinden wußte, die wie die Kruſte von altem Portwein war. Es ſchien ihm eine wahre Freude, „Ja" zu ſagen. Er hatte gerade genug vom Irländer an ſich, um ſein Geſpräch und ſein Benehmen zu würzen. Er war vielleicht etwas wählig in ſeiner Wohlredenheit, doch nicht mehr als einem Dichter ziemte, und er ſchien mir am wenigſten unter allen Leuten der Mann, der ſein Vaterland, vornehmem Leben zu lieb, im Stich laſſen könnte....

„Moore's Vorderkopf iſt knochigt und voll Charakter, mit Organen des Geiſtes und Witzes, groß und hervorſtechend genug, um einen Phrenologen in Entzücken zu verſetzen. Seine Augen ſind dunkel und ſchön, ſein Mund edel und launig, und hat Grübchen; ſeine Naſe iſt ſinnlich, verſtehend, und zugleich das Gegentheil einer Adlernaſe. Sie hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, wie wenn ſie vorwärts und hinaus ſchaute und ein Feſt oder einen Baumgarten röche. Das Geſicht im Ganzen iſt iriſch, nicht ohne Spuren von Sorge und Leidenſchaft; aber feſtliche Fröhlichkeit iſt ſein vorherrſchender Ausdruck. Als Kind ſoll Moore ausgezeichnet ſchön geweſen ſeyn, ein wahrer Amor zum Malen, und trotz der Streiche, welche Freude und Leid ſeinem Geſicht geſpielt haben, kann man ſich dieß noch ganz gut denken. Vielleicht war es die Erinnerung an dieß, was ſeinen Freund Atkinſon, als er ihn gegen den Vorwurf des Libertinismus vertheidigte, veranlaßte zu ſagen: „man mag von Moore ſprechen wie man will; aber ich will Ihnen etwas ſagen: ich betrachte ihn immer als ein Kind, das an der Bruſt der Venus ſpielt." Hieran iſt etwas Wahres. Wenn das Bewußtſeyn eintritt und ſeine Rechte geltend macht, müſſen die Aufwallungen und Neigungen des Menſchen ſich auch dem Denken unterwerfen; aber bis dahin iſt die Poeſie nur die beredte und unwiderſtehliche Manifeſtation der Natur des Individuums; und Moore's wildeſte Gedichte waren um vieles unſchuldiger, als die Einbildungskraft der alten Lüſtlinge faſſen konnte, welche das Recht zu haben glaubten, ſich auf ſie zu berufen...

„Meine Bewunderung und Achtung für ihn ſtieg aufs Höchſte durch ſein Benehmen gegenüber einem alten Gönner von ihm, der, es nicht ganz angemeſſen findend, ihn offen um ſich zu behalten, ihm den Vorſchlag machte, dafür zu ſorgen, daß er unter den Tories ein Amt bekomme — ein Vorſchlag, welchen Moore als eine Unwürdigkeit zurückwies. Hätte mir damals Jemand geſagt, daß unſer neuer, cordialer Anakreon, der einen hochherzigen Geiſt zu den größten Freuden des Lebens zählte, etwas Ungroßmüthiges thun, oder eine Sache oder eine freie Geſinnung würde opfern können, auf den fetten Altären der Ariſtokratie — zum ſüßen Geruch einem Herrn (lord) — ich hätte geantwortet: daß ſo etwas wohl vorkommen könne in dem gemeinen Verlauf der Proſa dieſes Lebens; aber kein Menſch wiſſe, welche Erhabenheit über conventionelle Rückſichten und Geſetze gerade in dem weichen Gemüth des Dichters liege. Ich erinnere mich unſeres Erſtaunens in Italien über den flammenden Panegyrikus, welchen Moore auf England und alles Engliſche bei einem Gaſtmahl in Paris hielt. Es war ſein Abſchiedseſſen, wenn ich mich recht erinnere, als er von Paris nach London abreiste. Gewiß, entweder der engliſche Panegyrikus oder die iriſchen Melodien hatten Unrecht; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, was Capitán Rock dazu geſagt hätte." Leigh Hunt macht ihm dann weiter Vorwürfe darüber, daß er, der in ſeinen Gedichten ſo manche Leichtfertigkeiten ſich habe zu Schulden kommen laſſen, ſpäter einen ſtrengen, ſittenrichterlichen Ton angeſtimmt habe, der ihm gar nicht gut anſtehe, und ſagt: „die Welt wird fortwährend über ſeine heitern und ſcherzhaften Productionen lachen, und ſich wenig um ſeine ernſten Mienen und Worte kümmern, mag er auch der Reue und Buße nach der Weltluſt noch ſo viele Prämien ertheilen."

Leigh Hunt berührt dann auch noch den Umſtand, daß Moore die Autobiographie Lord Byrons unterdrückt habe. Dieß gibt uns Anlaß, über das Verhältniß beider Männer Einiges zu bemerken. Die erſte Berührung zwiſchen den beiden Dichtern war, wie oben angedeutet worden, eine feindſelige, aber bald, nachdem das Mißverſtändniß gehoben war, trat an die Stelle der Verſtimmung eine gegenſeitige Anerkennung und große Vertraulichkeit. Wie hoch Lord Byron Thomas Moore ſtelle, erſieht man aus den Worten, mit welchen er ihm ſeinen Corſar widmete. Er ergreife, ſagt er, mit Begierde „die Gelegenheit, dieſe Blätter zu ſchmücken mit einem Namen, der durch die unerſchütterlichſten Grundſätze im öffentlichen Leben und die unzweifelhafteſten und mannichfaltigſten Talente geweiht und geadelt ſey." — „Erlauben Sie einem Mann, der ſeit dem Beginn unſerer Bekanntſchaft die Jahre, die derſelben vorangegangen, als verlorne bedauert, die beſcheidene aber aufrichtige Huldigung der Freundſchaft der Stimme von mehr als Einer Nation beizufügen." Byron kommt dann auf das damals er-

wartete Gedicht: Lallah-Rookh, zu ſprechen, deſſen Scene, dem Vernehmen nach, in den Orient verlegt werden ſolle. „Niemand," ſagt er, „iſt geeigneter, ſolchen Scenen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als Sie; die Unbilden, die Ihr eignes Heimathland erfahren, der hochſtrebende und feurige Geiſt ſeiner Söhne, die Schönheit und das tiefe Gefühl ſeiner Töchter finden ſich da wieder; und wenn Collins ſeine orientaliſchen Eklogen — iriſche betitelte, wußte er ſelbſt nicht, wie wahr ſeine Parallele wenigſtens theilweiſe war. Ihre Phantaſie wird eine glühendere Sonne, einen wolkenloſeren Himmel ſchaffen; aber Kühnheit, Zartheit und Originalität begründen zum Theil Ihre Nationalanſprüche auf orientaliſche Abkunft, welche Sie für Ihre Perſon ſchon weit klarer und unwiderſprechlicher dargethan haben, als die eifrigſten Alterthumsforſcher Ihres Landes." Ein Beweis großen Vertrauens und zugleich ein nicht unbedeutendes Geſchenk war es, daß Lord Byron ſeinem Freund Moore die Herausgabe ſeiner Autobiographie, ſeines Tagebuchs und ſeiner Correſpondenz vermachte. Aber gegen dieſe Herausgabe proteſtirten die überlebenden Verwandten Lord Byrons; Moore glaubte ſich verpflichtet, ihren Bitten nachzugeben, und vernichtete, wie er in einem Brief erklärte, das Manuſcript, wobei er die ihm angebotene Entſchädigung für das ihm entgehende Honorar von 2000 Pfd. ausſchlug. Wie es mit dieſer Sache weiter ging, wiſſen wir nicht genau anzugeben; aber nach einiger Zeit erſchien doch das Tagebuch Lord Byrons, das man vernichtet geglaubt hatte, herausgegeben von Th. Moore, ohne Zweifel befreit von manchem, was der Familie oder ſonſt Anſtoß gegeben haben würde, aber dadurch auch des Verdienſts der völligen Authenticität entbehrend, und immer noch ſo viel des Verletzenden und Anſtößigen enthaltend, daß die Bewunderer der beiden Dichter wohl wünſchen dürften, die Herausgabe wäre unterblieben. — Was die Vorwürfe betrifft, welche Leigh Hunt Th. Moore darüber macht, daß er ſich an die Vornehmen und Großen anſchmeichle, ihren Anmaßungen huldige, von ihnen Vortheile und Genuß ziehe und ſich ſelbſt vornehm und ariſtokratiſch gebärde — ein Vorwurf, den er zunächſt darauf gründet, daß Moore dem Lord Byron dringend abgerathen habe, als dieſer mit Leigh Hunt eine Zeitſchrift: The Liberal herauszugeben unternahm, und zwar, wie Hunt behauptet, aus dem Grunde, weil ein ſolches Unternehmen und ſolche Geſellſchaft ſeiner, des Lords nicht würdig ſey: ſo ſcheint uns, ſo weit wir ohne genauere Bekanntſchaft mit den einzelnen Perſonen und Umſtänden urtheilen können, Moore ein Mann zu ſeyn, der, weit entfernt von aller Starrheit und Auſterität, fein und ſchmiegſam in ſeinem Weſen und Benehmen, ekel in ſeinem Geſchmack und wohl auch etwas ariſtokratiſch verwöhnt in ſeinen Neigungen und ſeiner Lebensweiſe, die Bekanntſchaft und den Umgang der ſich um ihn bewerbenden, der ihn aufſuchenden Vornehmen und Großen nicht meidet und ſcheut, der nichts Unehrenhaftes und Entwürdigendes darin ſieht, an den Vortheilen und Genüſſen ihrer Lage und ihres Reichthums Theil zu nehmen, der wohl auch ihrem Stand und Rang bereitwillig alle Ehren und Rückſichten zollt, welche ſie in Anſpruch nehmen oder erwarten mögen, und der ſich durch gewandtes und feines Betragen überall angenehm zu machen weiß, der aber Vornehmheit der Geburt oder des Standes doch nur ſchätzt und ehrt, wenn er ſie verbunden ſieht mit der Auszeichnung von Geiſt und Talenten — und Geiſt und Talente waren auch dem Prinzen von Wales nicht abzuſprechen; Landsdowne iſt ohnehin als ein höchſt geiſtreicher, gebildeter und geſchmackvoller Mann bekannt — der ſich, und wohl mit Recht, in den Kreiſen der Reichen und Vornehmen, mit welchen er in Aufwand und Gaſtlichkeit nicht rivaliſiren kann, keineswegs als geduldeten Paraſiten, ſondern als willkommnen, Geiſt, Heiterkeit und Anmuth verbreitenden, geiſtig ebenbürtigen Gaſt betrachtet und fühlt, der durch äußere Anerkennung und Berückſichtigung der Standesunterſchiede ſeinem Selbſtgefühl und ſeiner innern Unabhängigkeit nichts zu vergeben glaubt, und der bei aller Gefälligkeit, Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit des gebildeten Weltmanns doch auf ſeine Grundſätze und Geſinnungen nicht verzichtet, und der einen Bruch da nicht ſcheuen würde, wo man ihm ein ſolches Opfer zumuthete. So wird es begreiflich, wie Moore von dem Einen wegen ſeiner unerſchütterlichen Unabhängigkeit der Geſinnung geprieſen, und von dem Andern wegen nachgiebiger Unterthänigkeit und Wohldienerei getadelt werden konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Babel.

(Fortſetzung.)

Bedenkt man dann ferner, daß Revolutionen, äußere Kriege, Bürgerkriege, Regentenwechſel und ſo totale Veränderungen, wie ſie in Frankreich vorgingen, auf die Moralität des Volkes im Ganzen und auf die der Einzelnen den nachtheiligſten Einfluß faſt unausbleiblich üben müſſen, indem die Gelegenheiten und Verſuchungen zu ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Anmaßungen, zum Treubruch, zur Pflichtverletzung, zum Mißbrauch der Gewalt, zur Grauſamkeit u. ſ. w. ſich ſo unendlich vermehren, die Verwirrung vieles überſehen und ſtraflos hingehen macht, und der Parteigeiſt Fehler, Vergehen und Laſter bei der eignen Partei, und ſofern ſie den politiſchen Charakter unmittelbar nicht betreffen, mit größter Nachſicht entſchuldigt, und an dem politiſchen Gegner leicht Alles verdammt: ſo wird man begreifen, daß in Frankreich die verſchiednen Parteien und Schulen in manchen Gebieten ganz verſchiedene Wörterbücher zu führen ſcheinen, daß ſie bei Beurtheilung von Perſonen und Handlungen ganz widerſprechende Maaßſtäbe anlegen, und kaum etwa bei der Würdigung der allerausgezeichnetſten oder der verrufenſten Charaktere einigermaßen zuſammentreffen. Jedoch vereinigen ſich nicht einmal über den Charakter eines Lafayette oder eines Girardin alle Stimmen!

Noch ſchlimmer wurde und iſt die Verwirrung, das Babel, in der Denkweiſe und in der Sprache durch die Verſchiedenheit in den philoſophiſchen und religiöſen Anſichten und Ueberzeugungen. Durch die geiſtreichen und witzigen aber frivolen Philoſophen

des 18ten Jahrhunderts, unter welchen zwar der ernſte Rouſſeau eine Ausnahme macht, ohne doch auf die poſitive Religion einen großen Werth zu legen, und durch den ſchlechten Lebenswandel und den Unglauben des hohen Clerus und der Abbés, war das Chriſtenthum in Frankreich zur Zeit der Revolution ſehr in Abnahme und Mißcredit gekommen. Der Convent ſchaffte die Religion ſammt dem chriſtlichen Kalender ab; Robespierre führte zwar den Cultus des höchſtens Weſens, und Napoleon das katholiſche Chriſtenthum in Frankreich wieder ein; aber dieſe Acte der Gewalthaber hatten nichts Erbauliches. Die Gemüther hatten ſich während der Zeiten der Republik nicht nur der Religion (dieſe mochte ſchon vorher vielen gemangelt haben!) ſondern auch ihrer äußern Zeichen, ihrer Ceremonien und ihres Cultus entwöhnt; ſie hatten gelernt, bei der Trauung, die nur noch als bürgerlicher Act galt, die Weihe und den Segen der Kirche zu entbehren, und ſo mußte nach und nach ihre ganze Lebensanſchauung eine durchaus proſaiſche, nüchterne, rein nur verſtändige werden, ohne höhere Gefühle, ohne Ahnung des Ueberſinnlichen, ohne Poeſie, wenn ſie auch nicht gerade die poſitive Irreligioſität und Frivolität aus den übrigens immer ſtark curſirenden Schriften eines Voltaire und Diderot, Raynal und Louvet ſchöpften. Napoleons Herſtellung des Katholicismus und ſein Concordat mit dem Papſt waren Maaßregeln, die er aus politiſchen Gründen ergriff, die wohl wenige gute Chriſten in Frankreich machten und ihm ſelbſt vielleicht mehr ſchadeten als nützten, die aber doch der Sache der Religion inſofern vortheilhaft waren, als ſie der Entchriſtianiſirung des Volks Einhalt thaten, und gewiß weniger Widerſtand und Abneigung vorfanden, als wenn erſt mit den Bourbonen der Clerus wieder zurückgekehrt wäre. Auch ſo noch richtete ſich die Oppoſition, welche gegen die Reſtauration kämpfte, in nicht geringem Maaß gegen die Geiſtlichkeit und gegen die Religion — unter dem Namen von Obſcurantismus und Jeſuitismus; und die Liberalen waren zum größten Theil Philoſophen, aufgeklärt und indifferent in Sachen der Religion. Nach der Julisrevolution ſah ſich diejenige Fraction der frühern Oppoſition, welche ans Ruder berufen ward, genöthigt, mit dem Clerus ſich einigermaßen zu verſöhnen, und die jetzige Oppoſition läßt die Religion ziemlich auf ſich beruhen. Die republicaniſche Partei iſt zum größten Theil entſchieden philoſophiſch, d. h. ungläubig; die Bourgeoiſie macht das Beſtehende mit, und die legitimiſtiſche Partei weiß ſich viel mit ihrer Frömmigkeit. Indeſſen ſcheinen doch auch die laxeſten und indifferenteſten franzöſiſchen Katholiken hin und wieder Anwandlungen von Zelotismus gegen die Proteſtanten und Ketzer zu verſpüren, und ſelbſt dem National entſchlüpfen Aeußerungen in dieſem Sinn. Die Philoſophie der Encyklopädiſten hat ihr Anſehen unter den Philoſophen und Gelehrten vom Fach verloren; es iſt an ihre Stelle ein höherer und edlerer Eklekticismus getreten, welcher engliſche und deutſche Elemente zu verbinden ſucht; unter der Maſſe der Gebildeten aber und des Volks gilt noch großentheils der Senſualismus und Materialismus. Dieſe kurzen Andeutungen werden genügen zur Rechtfertigung der Behauptung, daß in religiöſer und philoſophiſcher Hinſicht in Frankreich eine bunte Miſchung der verſchiedenſten und feindſeligſten Richtungen, eine Ungleichheit der Lebensanſchauung ſich finde, wie nicht leicht bei einem andern Volke, vergleichbar etwa mit dem Gemenge von Religionen und Philoſophemen zur Zeit der ſpätern römiſchen Kaiſer. Auffallende Manifeſtationen dieſer Confuſion ſind unter Anderm der St. Simonismus, und die ſpätern Schriften des geiſtvollen La Mennais, die „Worte eines Gläubigen," und das „Buch des Volkes," in welchen man, für ſich allein genommen, ein Babel diſparater Elemente nachweiſen kann. Sind nun in Frankreich nicht nur die politiſchen und äſthetiſchen, ſondern auch die religiöſen und ſittlichen Begriffe in ſo hohem Grad ſchwankend, ohne ein ſicheres Fundament in der Geſinnung und im Bewußtſeyn des Volks, ſo kann es uns nicht befremden, wenn die Literatur, welche nur in ihren ausgezeichnetſten Genien und Heroen dem Bewußtſeyn und der Bildung des Volks voraneilt, in ihren Repräſentanten geringeren Rangs dagegen die im Volke waltenden und herrſchenden Elemente, Anſichten und Geſinnungen in gebildeterer äſthetiſcher Form reproducirt und abſpiegelt, auch von dieſer Verwirrung angeſteckt wird, wenn die Autoren, welche bei ihrem Publicum keine gleichförmigen, feſten Grundſätze und Lebensanſichten vorausſetzen, auf keine den Kern des Volks durchdringende und bindende Ueberzeugung rechnen dürfen, ſich großentheils auch ſelbſt an die Grundſatzloſigkeit, an die Indifferenz wenden, willkürlich bald das eine, bald das andre Princip ihren Artikeln oder Büchern zu Grunde legen, heute mit der Frivolität liebäugeln, morgen die Tugend preiſen; heute den ſtarken Geiſt ſpielen und morgen im andächtigſten Ton ſprechen. Gar nicht ſelten geſchieht es den populärſten Schriftſtellern des Tages, daß ſie mit den Worten und Ausdrücken mißbilligen, was ſie in der That durch den ganzen Ton ihrer Romane oder Dramen, und durch die Austheilung des Intereſſe's erheben und verherrlichen, wodurch die Seele des nicht völlig urtheilsfähigen Leſers oder Zuſchauers verwirrt, der einſichtsvollere aber äſthetiſch verletzt und abgeſtoßen wird. Dieſe ſchillernde und ſchwankende Charakterloſigkeit erſtreckt ſich auch über das Gebiet der Unterhaltungsliteratur hinaus und auf das der Geſchichte. Der Grundſatz der Objectivität und der Unparteilichkeit in der Geſchichtſchreibung mußte den franzöſiſchen Hiſtorikern bei ihren eifrigen und ſich lohnenden Studien ſich nothwendig auch aufdrängen, und ſie ermangelten nicht, ihn in verſchiedner Richtung anzuwenden und auszubilden. So entſtand die deſcriptive maleriſche Schule, welche das Urtheil des Hiſtorikers verſtummen ließ, und ihn zum bloßen Erzähler machte, und die ſogenannte fataliſtiſche Schule, welche das Princip der Unparteilichkeit und Objectivität ſo auslegte und befolgte, daß ſie die ſubjective Freiheit und Zurechnungsfähigkeit der in der Geſchichte auftretenden Perſonen durch die behauptete nothwendige Entwicklung beinahe ausſchloß. Dieſe philoſophiſch-fataliſtiſche Methode macht zwar Anſpruch, über alle Einſeitigkeiten ſich zu erheben durch ihre ſtrenge Objectivität, in der That aber bildet ſie, vom menſchlichen Standpunkt aus geübt, nur eine neue Einſeitigkeit neben den übrigen.

Wir haben hier allerdings viel Schatten zuſammengehäuft.

und man darf darüber ja nicht die Lichtpartien vergeſſen, welche der franzöſiſche Geiſt, das franzöſiſche Leben noch immer darbieten. Wenn über moraliſche, religiöſe, politiſche und äſthetiſche Principien bei den Franzoſen große Verſchiedenheit der Anſichten und tiefgreifende Spaltung herrſcht, ſo iſt dagegen in der Sphäre des gemeinen Verſtandes eine ungemeine Uebereinſtimmung der Franzoſen unverkennbar. Sie beſitzen eine Art von Gemeingefühl (sensorium commune) welches eine Menge Differenzen in den Anſichten und Geſinnungen ausgleicht. Der Klarheit, Leichtigkeit und Durchſichtigkeit der franzöſiſchen Sprache korreſpondirt die dieſem Volke im Ganzen eigene raſche und ſichere Logik (ſobald einmal die Sphäre der tieferen Ideen und der höchſten Grundſätze verlaſſen iſt), die Gabe des geiſtreichen Räſonnements, die glückliche Formulirung ſeiner Gedanken. Ein Zweig, ein Ausfluß davon iſt der ausgezeichnete Tact für das Schickliche und Paſſende, und der raſche Blick für die Entdeckung des Lächerlichen, was von dem, ſeinem Nationalcharakter nach, eiteln Franzoſen mehr gefürchtet wird als der Tod. Dieſe Eigenſchaften haben zwar in ſich keinen ſehr hohen ſittlichen Werth, ſie wirken aber doch im Ganzen ſehr wohlthätig, und mögen in manchem Fall nicht zu verachtende Surrogate für edlere Motive ſeyn. Wenn gleich die Begriffe von perſönlicher Ehre und von der Ehre Frankreichs — Gefühle, die man nicht leicht bei einem nur mäßig gebildeten oder aufgeweckten Franzoſen vermiſſen wird! — oft ſehr ungeläutert und verworren ſeyn mögen, ſo daß der auf ſeine Ehre höchſt Eiferſüchtige vor argen Vergehen ja Verbrechen nicht zurückbebt, und die Ehre Frankreichs, oder was man ſo nennt, leicht einen großen und intelligenten Theil der Nation aller Geſetze des Rechts und der Treue vergeſſen macht, ſo hat man doch an dieſen Begriffen und Gefühlen mächtige Hebel, um auf den Willen und die Kraft des Volks einzuwirken, und ein Mittel, den Enthuſiasmus, die Begeiſterung zu erwecken, welche ihrer Natur nach dem Idealen näher ſteht als ſeinem Gegentheil. Die Ausſchweifungen der modernen franzöſiſchen Literatur werden, wenn die Aufregung der Gemüther ſich ganz gelegt haben wird, an welcher ſie ihren Halt fanden, gewiß am wirkſamſten durch die Waffe des Spottes bekämpft werden, und die hölliſchen Ausgeburten einer überreizten Phantaſie werden vor dem Licht des Lächerlichen fliehen.

Ob, wann und wie eine Verſöhnung und Ausgleichung der ſo diſparaten Elemente des franzöſiſchen Geiſteslebens eintreten, die Verwirrung der Sprache und der Begriffe ſich heben, die Literatur wieder einen einigermaßen conſtanten Charakter und eine feſte, würdige Haltung annehmen werde? darüber erlauben wir uns hier nicht einmal Vermuthungen aufzuſtellen, und verweiſen nur, als auf Hoffnung gebende Momente, theils auf den noch immer, wie oben angeführt wurde, lebendigen Gemeingeiſt, auf den bei einem großen Theil der franzöſiſchen Jugend ſich kund gebenden ernſten Eifer und Fleiß, mit welchem ſie ſich poſitive Kenntniſſe, namentlich auch vom Ausland her, zu erwerben ſuchen, und auf den immer weiter ſich verbreitenden und ſich mehr und mehr läuternden hiſtoriſchen Sinn, welcher durch eine bedeutende Anzahl von Geſchichtsforſchern und Geſchichtſchreibern, deren Form und Styl ſie auch dem größern Publicum zugänglich und anziehend macht, beſtändige Nahrung erhält. Näher dagegen liegt uns die Frage, ob die mit Frankreich auf gleicher Höhe der Cultur ſtehenden Nationen, Deutſche und Engländer, in ihrer Literatur, und in dem derſelben zu Grund liegenden geiſtigen Leben, eine größere Harmonie und Einheit ſich bewahrt haben, ob der Name und Begriff eines Babels in geringerem Grade, oder gar nicht auf ſie Anwendung finde?

Daß die Babel'ſche Verwirrung in Literatur und geiſtigem Leben bei dieſen beiden Nationen in geringerem Grad vorhanden ſey, wird man uns ziemlich allgemein zugeben; aber daß ſie ganz davon verſchont geblieben ſeyen, wird man eben ſo wenig in Abrede zu ziehen vermögen. Jenes iſt auch ganz leicht zu erklären; beide Völker haben, obgleich ſie von den Stürmen, deren Wiege Frankreich war, gewaltig durchrüttelt und in Mitleidenſchaft all der großen Schickſale und Entwicklungen und Kataſtrophen gezogen wurden, welche ſeit fünfzig Jahren die Welt heimſuchen und verändern, ſie haben trotzdem nicht die wunderbaren und zum Theil entſetzlichen Umwälzungen und Metamorphoſen im geſammten politiſchen, ſocialen und religiöſen Leben durchgemacht, wie die Franzoſen; ſie erhielten und empfanden meiſt nur den geſchwächten Reflex oder die oft freilich noch hinlänglich fühlbaren und bittern Folgen davon. Die franzöſiſche Republik mit ihren politiſchen und philoſophiſchen Grundſätzen fand allerdings in England und in Deutſchland Anhänger, ja enthuſiaſtiſche Freunde; die philoſophiſchen Anſichten, welche zur Revolution beitrugen, waren, wie dieß Schloſſer nachgewieſen, von engliſchen Philoſophen großentheils entlehnt, und die politiſchen Ideen der Nordamerikaner, durch Lafayette und Andere nach Frankreich gebracht, waren urſprünglich engliſcher Abkunft; aber in beiden Ländern waren es vorzugsweiſe Theoretiker und Enthuſiaſten, welche ihr unbedingt zufielen; theils war der vorherige Zuſtand, namentlich in dem conſtitutionellen England, nicht von der Art geweſen, daß man nach einem ſolchen Extrem Verlangen trug, theils waren auch die Dämme, welche die äußere Macht und die geiſtigen Potenzen der Pietät, der Sitte und Gewohnheit entgegenſtellten, zu ſtark, als daß ſie ſo leicht hätten niedergeriſſen werden können. Die republicaniſch-jakobiniſchen Stimmen verhallten bald, zumal unter der drückenden Laſt der erſchöpfenden Kriege oder des Napoleoniſchen Joches; und nachdem dieß abgeworfen worden war, ſchien Deutſchland durch ſo lange und viele Leiden wenigſtens die Einheit der Geſinnung und die Ueberzeugung erkauft und gewonnen zu haben, daß es in Einigkeit des Geiſtes und der Macht, in vernünftiger, politiſcher und religiöſer Freiheit ſeine Wohlfahrt und ſeine Würde als Nation zu ſuchen habe. In England war eine Frucht des Erſtarkens und Umſichgreifens freiſinnigerer Principien die Emancipation der Katholiken, wodurch die Zahl der politiſch vollberechtigten Staatsbürger etwa um ein Drittheil vermehrt, und die Einheit des Nationalbewußtſeyns verſtärkt wurde. Aber daß weder hier noch dort Einheit des öffentlichen Geiſtes und der politiſchen Anſichten erzielt worden war, zeigte ſich am deutlichſten nach der Julius-

revolution, ſeit welcher in England die Reformbill unter gewaltigem Kampf durchgeſetzt wurde, die aber nun keineswegs befriedigt. Hinter den reformirenden Whigs ſtehen die Gleichheit mit den Engländern verlangenden Irländer, die geheime Abſtimmung und Reform des Oberhauſes verlangenden Radicalen, und die physical-force-men, die republicaniſch geſinnten Chartiſten. Mit den politiſchen Differenzen ſind die religiöskirchlichen theils identiſch, theils eng verflochten, und gerade im jetzigen Augenblick iſt der Kampf zwiſchen dem hochkirchlichen und dem römiſchen „Katholicismus“ wieder heftig entbrannt; und neben dieſen Parteien beſteht die ſchottiſche Kirche und eine große Menge zum Theil ſehr zahlreicher Diſſentersſecten. Hier ſcheinen freilich Elemente genug zu einem Babel vorhanden zu ſeyn, und die Journale und Zeitſchriften der verſchiedenen Parteien ſchreien auch wirklich oft bunt genug durcheinander; es fehlt nicht an proteſtantiſchen Zeloten, welche die Papiſten „Götzendiener“ nennen, und O'Connell ſelbſt wirft dagegen dem Proteſtantismus Unglauben vor; es fehlt nicht an Anarchiſten, welche über die Trümmer der beſtehenden Einrichtungen und die Schranken aller Geſetze hinweg dem Ideal einer neuen Staatsverfaſſung entgegenſchreiten möchten und ſogar blutige Verſuche wagen; aber im Ganzen kommen doch dieſe Extreme und Ausſchweifungen kaum in Betracht; die ſich aufs heftigſte und gehäſſigſte angreifenden Parteien ſind, politiſch und religiös, in den höchſten Principien nicht auffallend verſchiedener Anſicht; die Aufrechthaltung der monarchiſchen Conſtitution im Ganzen, die Achtung der perſönlichen Freiheit, der Freiheit der Preſſe u. ſ. w., ſteht allen, durch einſichtsvolle und gewichtige Männer vertretnen Hauptparteien feſt, und in religiöſer Beziehung iſt wohl der Glaube an die poſitiven Dogmen der chriſtlichen Religion, die religiöſe Ehrfurcht und Scheue vor den heiligen Ueberlieferungen in Schrift und Cultus, weit allgemeiner und ſtärker als ſelbſt in Deutſchland. Daß deſſenungeachtet die Erbitterung über politiſche und religiöſe Fragen oft zu einer unglaublichen Höhe ſteigt, wird denjenigen nicht befremden, der erwägt, daß es häufig der Haß gegen die Perſonen, Neid, Habſucht und andre Motive leidenſchaftlicher und egoiſtiſcher Art ſind, welche die giftigſten Diatriben dictiren, und der da weiß, daß geringe Differenzen zu eben ſo heftigem Streit und Haß führen, wie die Uneinigkeit in den tiefſten Principien, — wie die zwei Nachtwächter ſich tödtlich haßten, weil der eine: „Unſer Vater!“ der Andre „Vater unſer!“ ſang. Hat nicht Wellington die Katholiken emancipiren, und Peel während ſeines kurzen Miniſteriums die Sprache eines Reformers führen müſſen? — Dazu kommt dann noch, und hängt mit dem ſtrengern religiöſen Geiſt in England zuſammen, daß, trotz der großen Corruption unter einem Theile der hohen Ariſtokratie, und trotz der Rohheit, welche bei einem Theil des niedern Volks, namentlich bei dem Pöbel, der ſich in den Winkeln Londons und anderer großen Städte verbirgt, herrſchen mag, im Ganzen doch auch die ſittlichen Begriffe ſtrenger und geläuterter ſind, wie viel auch in der Praxis dagegen geſündigt werden mag, daß bei der Dauerbarkeit der engliſchen Inſtitutionen und der Feſthaltung des Herkömmlichen, der Uebertritt von einer Partei zur andern aus unreinen Motiven, die eigentliche Corruption und Apoſtaſie ſeltner vorkommt, und Charakterfeſtigkeit dem Engländer gleichſam angeboren und anerzogen wird.

(Schluß folgt.)

Gedichte nach Sam. Coleridge.

Liebe. *)

Gedanken, Leidenſchaften, Freuden,
Was immer auch bewegt das Blut,
Sind ſämmtlich nur der Liebe Diener
Und nähren ihre heil'ge Gluth.

Oftmals in meinen wachen Träumen
Durchleb' ich noch die ſel'ge Zeit,
Wo einſt ich lag auf jenem Berge,
Von der verfall'nen Burg nicht weit.

Der Mondſchein, der den Ort erhellte,
Verſchmolz ſich mit dem Abendlicht;
Und ſie war dort, mein holdes Mädchen;
Im Mondſchein glänzt' ihr Angeſicht.

Sie lehnt' an dem geharniſchten Ritter,
Des Helden altem Steingebild;
Sie ſtand und lauſchte meinem Liede
Im Dämmerlichte ſanft und mild.

Sie hat nur wenig eigne Sorgen;
Sie iſt mein theures, liebes Herz;
Sie liebt mich doch, wenn auch ich ſinge
Die Lieder, die ihr machen Schmerz.

Ich ſpielte ſanfte Trauertöne,
Ich ſang ein altes rührend Lied,
Das gut zu dieſen Trümmern ſtimmte,
Aus denen längſt das Leben ſchied.

Sie lauſcht' mit züchtigem Erröthen
Und mit geſenktem Auge mir;
Sie wußt' es wohl, ich konnt's nicht anders,
Ich maßt' ins Antlitz ſchauen ihr.

---

*) Die engliſchen Kritiker urtheilen über Coleridge in Bezug auf das obige Gedicht folgendermaßen: — „Die Träumereien der Liebe ſind in Coleridge's Gedichten mit reizender Melancholie und Einfachheit beſchrieben. Wenige Schriftſteller haben die Zartheit dieſer Leidenſchaft beſſer verſtanden. Coleridge hat ihre poetiſchſte Idealität dargeſtellt und ſelbſt den Regungen der Sinne die Sprache der Phantaſie gegeben. Das kleine Gedicht „Liebe“ hat an ſolchen reizenden Zügen Ueberfluß. Es iſt ein ſüßes Gemälde der Metaphyſik der erſten Liebe und beſitzt einen großen Theil jener Grazie, welche in Dante's „Quel giorno più non vi leggemmo avante“ ſo hoch bewundert wird.“

Ich ſang ihr von dem Ritter, welcher
Im Schild trug einen Feuerbrand,
Und der zehn lange, lange Jahre
Warb um die Herrin von dem Land.

Ich ſang ihr, was er litt; der tiefe,
Und leiſe Ton, worin mit Muth
Ich ſang von eines andern Liebe,
Erklärt' ihr meine eigne Gluth.

Sie lauſcht' mit züchtigem Erröthen
Und mit geſenktem Auge mir;
Und ſie vergab mir, daß ich blickte
Zu zärtlich in das Antlitz ihr.

Doch als ich ihr ſang, daß Verachtung
Den Ritter trieb aus ſeinem Land,
Daß wild durch Berg und Wald er ſtreifte
Und Tag und Nacht nicht Ruhe fand;

Daß manchmal aus den wilden Schluchten,
Aus dunklem Schatten manchesmal,
Und manchmal plötzlich vor ihn tretend,
Im grünen und besonnten Thal,

Ihm in das Antlitz freundlich ſchaute
Ein Engel ſchön und glanzumhellt,
Und daß er glaubt', es ſey der Böſe —
(So ängſtlich war der trauʼge Held!)

Und daß, nicht wiſſend, was er machte,
Er ſtürzt' auf eine Räuberſchaar,
Und raſch des Landes Herrin ſchützte
Vor naher, tödtlicher Gefahr;

Und wie ſie weinte, vor ihm kniete,
Wie ſie vergeblich ihn gepflegt,
Um die Verachtung jetzt zu ſühnen,
Die ſeinen Wahnſinn einſt erregt;

Wie ſie in einer Höhl' ihn pflegte,
Und wie ſein Wahn ſchwand nach und nach,
Als auf dem gelben Laub des Waldes
Tief ſeufzend er im Sterben lag.

Sein letztes Wort — doch als ich ſpielte
Des ſüßen Liedes weichſten Klang,
Ward zitternd meine Stimm' und Harfe,
Und ihr ward aus Mitleid ſo bang.

Was Seel' und Sinne nur bewegt,
Durchbebte tief mein Mädchen auch,
Die Töne, wie das Trauermährchen,
Des Abends balſamreicher Hauch;

Hoffnung und Furcht, die Hoffnung zündet,
Was unerkennbar uns bewegt,
Und zarte Wünſche, ſtets bezwungen,
Bezwungen und doch ſtets gehegt.

Sie weint' aus Mitleid und aus Wonne,
Erröthete vor Lieb' und Scham;
Sie hauchte liſpelnd meinen Namen,
Den wie im Traum mein Ohr vernahm.

Ihr Buſen wallt, — ſie ging zur Seite,
Da feſt mein Blick auf ihr verweilt,
Dann iſt ſie plötzlich, ſchenen Blickes,
Und weinend zu mir hergeeilt.

Sie ſchließt mich ſanft in ihre Arme,
Sie drückt mich leiſe an ſich dicht;
Sie beugt zurück ihr Haupt, aufblickend,
Und ſchaut mir in das Angeſicht.

Theils war es Furcht, theils war es Liebe,
Theils war es auch verſchämte Liſt,
Damit ich lieber fühlt', als ſähe,
Wie tief ihr Herz erſchüttert iſt.

Dann ſprach ich tröſtend; — ſie ward ruhig,
Hat ihre Liebe mir vertraut,
Und ſo gewann ich meine holde
Und heißgeliebte ſchöne Braut.

Heimweh.

Geſchrieben während einer Reiſe in Deutſchland.

Süß iſt es, wer die ganze Woche
Die Stadt durchläuft mit Müh' und Plag', —
Durch Wald und Flur allein zu ſtreifen,
Zu feiern ſo den heil'gen Tag.

Süß iſt's, in einer Sommerlaube,
Wenn froh beim feſtlichen Gelag
Die theuren Kinder um uns ſcherzen,
Zu feiern einen Hochzeittag.

Doch was iſt's gegen deſſen Wonne,
Der, wenn die Welt durchreiſt er iſt,
Das Bündel wirft von ſeinem Rücken
Und froh die Heimath wieder grüßt!

Das Heimweh iſt ein banges Leiden;
Dieß fühl' ich ſtündlich mehr und mehr;
Nur Heilung bringt das Lüftchen, welches
Von Englands Ufern wehet her.

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 Januar 1840.

Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Notizen über die äußern Lebensumstände und die Persönlichkeit Th. Moore's, die bei einem so ausgezeichneten Mann nicht ohne Interesse seyn werden, gehen wir zur Charakterisirung und Analyse seiner Poesie über.

Als erste charakteristische Eigenschaft von Moore's Poesie nennen wir zuerst, so sonderbar es lauten mag, das negative Kriterion: daß sie durchaus nicht philosophisch ist. In der That ist dieß heutzutage ein wichtiges unterscheidendes Merkmal, heutzutage, wo die meisten Dichter, mehr oder weniger ausgesprochen und bewußt, in ihren Dichtungen irgend welche philosophische Ideen und Gedanken, in Poesie verkörpert und veranschaulicht, der Welt darzubieten bestrebt sind. So dürfen wir unsre zwei größten deutschen Dichter, Goethe und Schiller, ohne Zweifel als philosophische Dichter bezeichnen; sie greifen nicht bloß als Dichter und Künstler, sondern als Denker durch die eigenthümliche Richtung und die Bestrebungen ihres Geistes mächtig ein in die gesammte Bildung, die Denkungsart und Weltanschauung der Nation. In Frankreich — Lamartine und Victor Hugo setzen ihre Ehre wohl mehr darein, an dem Fortschritt der Zeit und der Bildung, mithin als Philosophen, zu arbeiten, als der unbefangenen Inspiration sich hinzugeben; sie wollen mit ihrer Poesie auf bestimmte, sociale Wirkungen und Resultate hinarbeiten, und verderben dieselbe ohne Zweifel häufig durch allzu viel Absichtlichkeit und bewußte Tendenz. In England selbst kann, ja muß man Byron, Wordsworth, Coleridge, Shelley sämmtlich, wiewohl in sehr verschiedenem Sinn und verschiedener Richtung, als philosophische Dichter bezeichnen. Wenn man dieß von den Uebrigen zugeben, aber von Byron in Abrede ziehen wollte, so erläutern wir unsre Meinung dahin; daß wir freilich nicht gerade ein philosophisches System als die Basis und den Hintergrund von Byrons Poesie annehmen, sondern daß wir das Wort Philosophie in einem weitern Sinn nehmen, als bezeichnend eine bestimmtere, ausgebildetere und durchgeführte Ansicht von der Welt und vom Leben. Und offenbar that sich Byron etwas darauf zu gut, besonders in seinen beiden größern epischen Gedichten, im Childe Harold und im Don Juan, eine eigenthümliche, sich gegen die Welt und gegen die Zeit feindselig gebärdende, und doch gerade vermöge einer innern Verwandtschaft mit den geistigen Elementen und Richtungen der Gegenwart so sehr anziehende und enthusiasmirende, oder doch so mächtig interessirende Weltanschauung oder Philosophie kund zu geben oder zur Schau zu stellen — im einen Gedicht die der melancholischen, bald am Glück verzweifelnden, bald resignirenden Weltverachtung, im andern die Philosophie, wenn man den Namen so gebrauchen darf, des alle Sittlichkeit läugnenden, alles Höhere im Menschen verhöhnenden Unglaubens und zügelloser Sinnlichkeit und Genußsucht, die sich durch Ironie gegen das Ideale zu rechtfertigen sucht. Und gewiß waren es diese philosophischen oder pseudophilosophischen Elemente in Byrons Poesie, welche, neben seinem ungeheuren poetischen Vermögen, einen so großen Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ausübten und so viele Nachahmer erweckten, die sich jedoch nunmehr so ziemlich verloren zu haben scheinen.

Th. Moore dagegen ist kein philosophischer Dichter; die Poesie, die Gränznachbarin der Philosophie, des Gedankens einerseits und andrerseits der Kunst, hat sich bei ihm vorzugsweise auf die Seite der letzteren gewendet und sich mit ihr vermählt; seine irischen Melodieen, von Vielen für sein trefflichstes Werk erklärt, sind durch die eines würdigen Gehalts und Textes entbehrenden Formen der Nationalmelodien Irlands hervorgerufen worden und haben sich mit der Musik vermählt, und sein berühmtestes Werk nächst diesem, Lallah Rookh, gemahnt uns, während es ebenfalls durch den bezaubernden Wohllaut der Verse und die Fülle der Sprache einen musikalischen Eindruck macht, zugleich vermöge der prächtigen Farben, in welchen es schimmert und zittert, wie ein entzückendes Gemälde, welches, der Seele und des Geistes zwar keineswegs ermangelnd, doch vorzugsweise durch die Fülle, den Glanz, die Wärme und die Harmonie sei-

ner Tinten dem Auge ſchmeichelt und zu immer neuem Genuß es einladet.

Wir ſind weit entfernt, die Abweſenheit des philoſophiſchen Elements in der Poeſie für einen Mangel erklären zu wollen; im Gegentheil, gerade der am höchſten ſtehende poetiſche Genius wird am wenigſten bewußt und abſichtlich eine beſtimmt und klar erkannte, oder gar eine ſelbſterdachte philoſophiſche Weltanſchauung oder Theorie ſeinen Productionen zu Grund legen; er wird das religiöſe Bewußtſeyn und die philoſophiſche Weltanſchauung ſeiner Zeit und ſeines Volkes unbefangen annehmen, und nur etwa in größerer Reinheit, Klarheit und Schärfe wiederſpiegeln, wie dieß Homer, Dante, Shakſpeare thun, welche alle im Weſentlichen nicht über die Vorſtellungsweiſe ihrer Zeit hinausgingen, ſondern nur das Vorhandene und Gegebene mit genialer Kraft poetiſch individualiſirten und potenzirten. Auch Goethe iſt wohl nicht in ſeinen philoſophiſchen Dichtungen, wie im zweiten Theil Fauſt, am größten, ſondern in den mehr abſichtslos, das heißt ohne ein ſo beſtimmtes Bewußtſeyn von dem Zweck, von der Tendenz, geſchaffenen Productionen, zu welchen wir ſelbſt den erſten Theil Fauſt rechnen möchten, in welchem man zwar wie in faſt jedem größern poetiſchen Organismus, eine Philoſophie finden kann, aber ſchwerlich eine von dem Dichter mit abſichtlichem und klarem Bewußtſeyn *hineingelegte*, ſondern eine aus ſeinen lebensvollen Geſtalten und Inſpirationen erſt zu abſtrahirende. Wohl aber kann bei einem Dichter, auf welchen das Prädicat eines „philoſophiſchen" in keiner Weiſe Anwendung findet, bei dem Stand der heutigen Bildung leicht die Vermuthung entſtehen, ob es ihm nicht vielleicht an Tiefe des Geiſtes oder Gemüths fehle, wenn er gegen die großen Probleme, welche heutzutage die Welt der Forſchenden und Denkenden beſchäftigen, ſich ſo ganz unbefangen verhält? Natürlich wird man dieſe Frage nicht machen bei Dichtern, die ohne eine gründlichere wiſſenſchaftliche Bildung, nur aus angeborner Inſpiration ſingen, wie Robert Burns, aber doch haben die Gedichte dieſes berühmten Naturdichters häufig bei der größten und ſchärfſten Individualität einen, ſo zu ſagen ſymboliſchen Charakter, der den philoſophiſchen Geiſt verräth. Es wird ſich uns im Folgenden ergeben, ob bei Th. Moore die Vermuthung eines Mangels an Geiſtes- und Gemüthstiefe ſich beſtätigt.

Wir werden Moore vorzugsweiſe als lyriſchen Dichter und zwar im ſtrengſten, eigentlichſten Sinne des Worts, als Liederdichter, als Sänger, als chansonnier (wie Beranger ſich nannte, als man ihn bei ſeinem Proceß um ſeinen Stand und Beruf fragte), zu betrachten haben. Sicherlich iſt Moore auch inſofern eine höchſt merkwürdige und ausgezeichnete Erſcheinung, als er in unſrer Zeit, wo der Name der Rhapſoden, der Barden, der Troubadours und Minſtrels nur noch als ein der Vorzeit angehöriger, als eine Tradition, zu exiſtiren ſchien, den vollen Begriff, der ſich in zwei Hälften, in den Dichter und in den Muſiker, zerſpalten und aufgelöst hatte, bis auf einen gewiſſen Grad wieder realiſirte und lebendig machte. Ob er wirklich die iriſche Harfe („dear harp of my country!") zu ſpielen verſteht, iſt uns zwar nicht bekannt, aber wenigſtens iſt er ein ausgezeichneter Muſiker, Componiſt, und der Ton ſeiner Stimme im Geſang ſoll ſeyn wie der Hauch der Flöte. Als lyriſcher Dichter, kann man ſagen, iſt Moore zum voraus davon diſpenſirt, philoſophiſcher Dichter zu ſeyn; er hat als ſolcher ja nur Gefühle und Empfindungen auszuſprechen. Dagegen wäre jedoch geltend zu machen, daß die Lyrik, in der modernen Zeit beſonders, ſich ein ſehr bedeutendes Feld erobert hat, daß der Hymnus, die Ode, die Elegie und noch manche Arten, die man mit verſchiednen Namen bezeichnen kann, darunter begriffen werden, und daß z. B. Schiller die Lyrik, wiewohl zum Aergerniß Vieler, mit philoſophiſchem Geiſt durchhaucht, daß manche von Goethe's edelſten lyriſchen Gedichten ein philoſophiſch-ſymboliſches Gepräge tragen, daß unter den Engländern Wordsworth, und ganz beſonders Shelley, in lyriſchen Stücken philoſophiſche Ideen ausſprechen, und der letztere namentlich ſelbſt die zarteſten, nur wie hingehauchten Lieder zu Spiegeln ſeines Syſtems, ſeiner Weltanſchauung macht. Gerade im eigentlichen, ſangbaren und zum Singen beſtimmten Lied jedoch iſt, nach unſerm Dafürhalten, das philoſophiſche Element nicht nur entbehrlich, ſondern es wäre ſogar eher ſtörend und tadelnswerth, und dasjenige Lied dürfte als das der Gattung gemäßeſte, als das trefflichſte bezeichnet werden, das eine einfache Empfindung aufs anſchaulichſte und unmittelbarſte ausſpricht, ſo wie ſie im Gemüth aufſteigt, und ſo daß ſie ins Herz dringt, ohne erſt durch die Reflexion hindurchzugehen, ohne ſich im Prisma des Verſtandes oder des philoſophiſchen Geiſtes zu brechen und auszubreiten. Der Umfang der Gattung des Liedes, welcher auf den erſten Blick ziemlich beſchränkt erſcheinen möchte, wird dadurch erweitert, daß nicht bloß ganz ſubjective, auf den Zuſtand des eignen Ich bezügliche Gefühle, die Gegenſtände oder Seelen von Liedern werden können, ſondern auch einfache, äußere Facta, welche ſich leicht und ungezwungen in die Empfindung, in das Gemüth aufnehmen laſſen, und dann als der Ausdruck eines theils ſubjectiven und individuellen, aber zugleich auch ganz allgemeinen, wenigſtens für einen gewiſſen Kreis, für einen Stand oder eine Nation anſprechenden Gefühls wiedergeboren werden. Lieder dieſer Art hat Moore nicht wenige gedichtet, wie er denn überhaupt unſers Erachtens die Sphäre des Lieds mit einer beinahe erſchöpfenden Virtuoſität und Vielſeitigkeit behandelt, und nur etwa die Stufen der tiefſten, gewaltigſten, brennendſten Leidenſchaft, des innigſten und heiligſten Gemüths, der verklärteſten, geiſtigen Anſchauung andern Dichtern, einem Goethe und Byron, zum Theil auch wohl einem Uhland, Novalis und Shelley überlaſſen hat. Abgeſehen indeſſen von den höchſten Punkten, zu welchen Moore ſich ſeltener emporſchwingt, offenbart er im Lied, in deſſen verſchiedenſten Geſtaltungen, einen Reichthum von Anſchauungen, eine Fülle von Empfindungen, eine Modulation der Sprache des Herzens, eine Unerſchöpflichkeit von Tönen und Formen, eine Anmuth und Zartheit, eine Sicherheit und vollendete Harmonie, welche Jedem die höchſte Bewunderung abnöthigen müſſen, und einen Genuß gewähren, den man ſo rein, ſo mannichfaltig und doch im Grundton ſo gleichmäßig, ſonſt nicht leicht findet. Wir haben hier vorzugsweiſe ſeine iriſchen Melodien und ſeine religiöſen Lieder im Auge, welche wir als die reifſte Frucht und Krone ſeiner Poeſie anſehen, ſo viel

Treffliches im Einzelnen ſich auch in ſeinen übrigen lyriſchen Producten findet.

(Fortſetzung folgt.)

Babel.

(Schluß.)

Die Folge von all dieſem iſt, daß in der engliſchen Literatur im Ganzen keine ſolche Verwirrung der Sprache, der Stimmen und der Anſichten herrſcht, wie in der franzöſiſchen. Natürlich bezeichnen wir mit dem Ausdruck Babel nicht die unendlich verſchiedenen Abſtufungen des Talents, vom Genie bis zur Armſeligkeit und Bornirtheit herab, nicht die Ungleichheiten in der Qualität; dieſe Differenzen, ſo wie den Hader und Widerſpruch der gereizteſten Leidenſchaftlichkeit, die gegenſeitigen Anklagen der ärgſten Thorheit, der bewußten Verblendung und Verſtocktheit finden ſich reichlich in der engliſchen Preſſe, und auch die nicht eigentlich politiſche und religiöſe Literatur trägt eine ſtärker oder leichter aufgetragene Parteifarbe an ſich, und ſehen ſich die Dichter und Autoren genöthigt, zur einen oder andern Hauptpartei ſich zu ſchlagen; die Parteilichkeit und Gehäſſigkeit in den Urtheilen über Schriftſteller der eigenen oder der fremden Partei geht oft ins Unglaubliche, und das ſchwächſte Product wird, wenn es der eigenen Partei angehört, mit Lob überhäuft, während das trefflichſte Werk aus dem feindlichen Lager heruntergezogen wird. Dabei aber iſt wohl zu beachten, daß ſolchen Urtheilen nicht entgegengeſetzte ſittliche, religiöſe und äſthetiſche Principien zu Grund zu liegen pflegen, ſondern, bei mancher Verſchiedenheit in den Anſichten, greift der Eine einſeitig das Gute heraus, während der Andre ebenſo einſeitig die ſchwachen Seiten hervorhebt und übertreibt. Nach einiger Zeit, etwa nach dem Tode der Autoren, bisweilen auch noch zu ihren Lebzeiten, ſetzt ſich dann aber das Urtheil der verſchiedenen Parteien ziemlich ins Gleichgewicht — wenn die fremdartigen Zuthaten des Factionsgeiſtes abgezogen ſind — und nicht nur über einen Shakſpeare und Milton, Goldſmith und Stern, ſind die Engländer im Ganzen in ihrem Urtheil einig, ſondern auch über hart angefochtene Namen, wie Byron und Shelley, bildet ſich nachgerade eine, wenn auch nicht allgemeine, doch wachſende und ſiegende Meinung; Walter Scott ward zwar nicht von allen Parteien gleich verehrt, aber doch von allen anerkannt und gerühmt, und noch neueſtens hat Dickens, der Verfaſſer der Pickwickier, in deſſen Schriften ſich keine entſchiedene Vorliebe für eine politiſche oder religiöſe Partei kund gab, der als der humoriſtiſche Prediger einer liebenswürdigen Humanität und ehrbaren Rechtlichkeit auftrat, alle Stimmen in ſeinem Lobe vereinigt. Kurz die Philoſophie der Engländer, dieß Wort in einer umfaſſenderen und beſonders in praktiſcherer Bedeutung, als es in Deutſchland hat, genommen, als die geſammte Denkweiſe und Lebensanſchauung, die Philoſophie der Engländer hat viel mehr Uebereinſtimmung und Einheit, als die der Franzoſen; ein ſolider, tüchtiger Sinn hält gern am alten Herkommen, alter Sitte und altem Glauben feſt, und wie der ſo freie Engländer das Gepränge und die Ceremonien des Königthums ſogar mit Liebe, Eifer und Stolz feſthält, ſo empfindet er auch nicht ſo ſtark den Trieb, an andern Traditionen zu rütteln und ſie zu bekritteln, ſondern er hat eine Scheu davor, zumal wenn dieſelben nicht praktiſch ſchädlich ſind. Zwar hat es auch in England in neuern Zeiten nicht an Schriftſtellern und Dichtern gefehlt, welche in dieſen Beziehungen eine revolutionäre Sprache führten; aber man weiß, was das Schickſal Byrons und Shelley's geweſen iſt; ſo unermeßliche Bewunderung Byron erntete und ſo viele Nachahmer er fand, bleibt ihm doch bis jetzt ein Monument in der Weſtminſter-Abtei verſagt, und ſeine wärmſten Lobredner befleißen ſich, ſeine Irrthümer einzugeſtehen. Shelley findet erſt ſeit kurzem eine unparteiiſchere Würdigung, und die etwas ſchlüpfrigen erotiſch anakreontiſchen Lieder Th. Moore's mußten, ſo ſehr man ſie bewunderte, doch dem Dichter verziehen werden. Dieſe Strenge und Solidität in der Geſinnung geht bisweilen bis zur Pedanterei und Beſchränktheit und erzeugt eine Kleinlichkeit und Unzulänglichkeit des Urtheils; und wenn man ſieht, daß die laxe Praxis mit der ſtrengen Theorie nicht zuſammenſtimmt, iſt es entſchuldbar, wenn man von Heuchelei und Scheinheiligkeit ſpricht. Mögen indeſſen auch in England viele Elemente bereit liegen zu einem künftigen Babel — im jetzigen Augenblick wenigſtens iſt es noch nicht zur Erſcheinung gekommen, — denn auch das wollen wir nicht mit jenem Namen bezeichnen, wenn engliſche Schriftſteller häufig, wo ſie auf deutſche Philoſophie und Theologie zu ſprechen kommen, die wunderlichſte Begriffsverwirrung und Unklarheit verrathen.

Endlich wollen wir noch einen raſchen Blick auf Deutſchland werfen, und es darauf anſehen, ob ſeine Literatur und ſein geiſtiges Leben Anlaß geben, den Babelnamen auf es anzuwenden. Deutſchland hat nicht die politiſchen Revolutionen durchgemacht, wie Frankreich, und hat bei den Stürmen, die über es ergingen, ſich mehr leidend und reagirend als freithätig verhalten; aber es hat auch bei ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen eine ungehemmtere Geiſtesfreiheit entwickelt, als England. Da in Deutſchland die Preſſe, zumal die politiſche, nicht frei iſt, läßt ſich nicht angeben, ob in politiſcher Beziehung der Zuſtand der Geiſter ein babeliſcher iſt oder nicht. Aber glauben konnte man dieß beinahe, als nach einer Reihe von Friedensjahren die politiſche Begeiſterung oder Phantaſie vieler Deutſchen in der ihr nicht verwehrten Oppoſition ſich gefiel, den langjährigen Feind und Unterdrücker Deutſchlands, Napoleon, plötzlich als einen Märtyrer der Freiheit, als den Helden der Völker zu feiern, und damit ſich ſelbſt ein vollgültiges Zeugniß politiſcher Blindheit und Charakterloſigkeit auszuſtellen. Davon kam man allerdings ſeit 1830 zurück; aber ob und wie ſich ein Nationalbewußtſeyn geſtaltet habe, darüber läßt ſich nichts ſagen. Elemente der Gährung traten viele hervor und wirkten eine Zeitlang. Sie wurden zurückgedrängt; aber ob nun Alles ſich im Frieden abklären werde, ſteht dahin. Deſto freier walteten philoſophiſche, religiöſe, theologiſche und äſthetiſche Entwicklungen und Kämpfe, und es könnte ſcheinen, als habe ſich das dort zurückgedrängte Feuer auf dieſe Gebiete geworfen. Die Terminologien von vier aufeinanderfolgenden philoſophiſchen Hauptſchulen, der Gegenſatz von zwei Hauptkirchen und von einer Menge

theologiſcher Syſteme und religiöſer Parteien und Secten in der einen Kirche; Claſſiker und Romantiker; Anglomanie und Gallomanie — all dieß ſcheint Material genug zu einem anſehnlichen Babel zu ſeyn, und man kann mit geringer Mühe das Bild einer gewaltigen Verwirrung entwerfen. Dieß unterlaſſend, werfen wir nur die Eine Frage auf: ob den gebildeteren Deutſchen im Ganzen Eine Grundanſchauung des Lebens gemeinſam ſey? Von der Beantwortung dieſer Frage wird es abhängen, ob man die Bewegungen, welche in jüngſten Zeiten die deutſche Literatur erſchütterten, und welche ſich als ein neues Syſtem ankündigten, nur als ein vorübergehendes Fieberſymptom anzuſehen hat, oder ob eine innere Entzweiung und Spaltung in der Literatur, wie in den Anſichten und Geſinnungen, ſich fixiren werde? Wir geſtehen, daß wir jene Frage nicht mehr zu bejahen wagen, daß uns außer Zweifel ſcheint: es habe ſich in Deutſchland und in der deutſchen Literatur eine tiefgreifende Spaltung in der geſammten Lebensanſchauung fixirt, welche man etwa als den Gegenſatz des ethiſchen und des äſthetiſchen Princips bezeichnen könnte. Unter das ethiſche Princip ſubſumiren wir hier auch das religiöſe. Daß die ethiſche Weltanſchauung bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die herrſchende in Deutſchland und in ſeiner Literatur war, wird man nicht beſtreiten, und auch zugeben, daß ſie ſich in manchen Fällen pedantiſch und engherzig gebärdete. Unter den Philoſophen huldigten ihr noch in aller Strenge Kant und Fichte, unter den Dichtern war Schiller ihr Vertreter. Einſeitigkeiten dieſer Weltanſchauung forderten das andre Princip heraus, das ſich in edeln und harmoniſchen Geiſtern als eine Milderung und Ergänzung jenes ſtarren und unvollkommenen Princips kund gab, ſich mit ihm zu verſchmelzen, es in ſich aufzunehmen ſuchte. Ohne Zweifel müſſen ſich auch das ethiſche und äſthetiſche Princip, richtig gefaßt, mit einander vertragen; aber bald gefielen ſich die Anhänger des letztern in einer offenern oder verſteckтern Polemik gegen das erſtere, und machten das Princip des Geſchmacks und Genuſſes zum oberſten oder allein gültigen. Die äſthetiſche Weltanſchauung, ſehr verſchiedner Geſtaltungen fähig, kann ſich der reinſten Ethik nähern, ohne doch im Princip mit ihr eins zu werden, aber auch zu einer Frivolität, ja Brutalität herabſinken, wo ſie ſich offen gegen die ethiſche Weltanſchauung und die ethiſchen Geſetze empört. In der deutſchen Literatur iſt es mehr als einmal ſo weit gekommen, zu einem völligen Bruch der Aeſthetik mit der Sitte und Moral, zu einer trotzigen Empörung und Unabhängigkeitserklärung der wenn auch noch ſo fein und geiſtreich ſich gebärdenden Sinnlichkeit gegenüber göttlicher und menſchlicher Ordnung. Es mag ſein Gutes haben, es mag eine Nothwendigkeit ſeyn, daß die beiden Principien, wenn ſie doch einmal vorhanden ſind, auch zum klaren Bewußtſeyn kommen, woraus ja möglicherweiſe wieder eine Ausgleichung hervorgehen kann; auch fehlt es nicht an ſolchen, die ſich rühmen, die beiden Einſeitigkeiten ſchon in einer höhern Einheit ausgeglichen und verſöhnt zu haben; aber wir geſtehen, daß wir in dieſe Verſicherung nicht ſehr viel Vertrauen ſetzen, oder vielmehr wir glauben, daß die richtige Theorie: beide ſollen ſich nicht widerſtreiten, oder: ſie widerſtreiten ſich an ſich nicht, die factiſch und praktiſch beſtehenden Parteien nicht ſofort vernichte oder verſöhne; ſie beſtehen, und ihnen ſchließen ſich alle Richtungen mehr oder minder entſchieden an. So lang der Gegenſatz verdeckt war, war es möglich, neutral zu bleiben und einem gewiſſen Inſtinct zu folgen; jetzt, nachdem er offenbar geworden, muß ſich jeder entſcheiden; und wir glauben, daß ein großer Theil der Widerſprüche, der Unmöglichkeit ſich zu verſtändigen, der Sprachverwirrung in unſerer Literatur, gerade auf Rechnung dieſes Zwieſpalts in den Geſinnungen und Anſichten der Nation kommt. Die Deutſchen ſind methodiſch, ſyſtematiſch, und in der Theorie oft Liebhaber von Paradoren; ein neues Syſtem und Princip darf, aus dem letztern Grund, immer ſchon auf Anhänger zählen, und die erſtgenannte Eigenſchaft bewirkt, daß ein gegebenes Princip gern auf Alles angewendet und durchgeführt, und bereitwillig angenommen und daran angeknüpft wird. So wird das äſthetiſche Princip, wiewohl ohne daß die Einzelnen ſich deſſen klar bewußt werden, ein gemeinſamer Mittelpunkt für Senſualiſten und ſinnliche Eudämoniſten, wie für geniale, gegen die Proſa des Lebens ſich ſträubende Naturen, für phantaſievolle, heißblütige Künſtler und für überſchwängliche Philoſophen, während andrerſeits das ethiſche Princip eine ebenfalls bunte Gemeinde um ſich verſammelt. Die Extravaganzen auf der einen und der andern Seite erbittern und entzünden den Gegenſatz immer mehr, und durch die Blößen, welche einer- und andrerſeits gegeben werden, glaubt die Gegenpartei das Recht ihrer Sache unbeſtreitbar beſtätigt. Nicht unbemerkt darf gelaſſen werden, daß das äſthetiſche Princip und die ihm entſprechende Lebensanſchauung dem germaniſchen Geiſte minder gemäß ſind und daß ſie ſich der Art des franzöſiſchen Geiſtes nähert, zu welchem ſie auch wirklich, wie die Erfahrung zeigt, durch innere Verwandtſchaft hingezogen zu werden ſcheinen. Eine ſolche Spaltung ſcheint aber in Deutſchland um ſo bedenklicher, als bei uns das Band der nationalen Einheit, des Gemeinſinns und Gemeingeiſtes weit weniger ſtark iſt, als bei den Franzoſen, und die Differenzen in philoſophiſchen, moraliſchen und literariſchen Fragen keine Hemmung und Gränze finden an einem Alle beſeelenden Nationalgefühl. Wenn die Deutſchen ſich aus Mangel an Verſtändniß, in Folge von Sprach- und Begriffs-Verwirrung trennen und zerſtreuen, wird es ihnen ſchwerer werden als den Franzoſen, ſich wieder zu ſammeln und zu einigen.

Vor der Gefahr eines Babels haben wir Deutſche uns auch dadurch zu hüten und zu bewahren, daß wir, indem wir dem Ideal einer Weltliteratur nachtrachten, nicht fremde Anſchauungsweiſen, ſtatt ſie nur zu begreifen und mit möglichſter Unbefangenheit zu würdigen, ganz und gar uns aneignen, ihnen das Bürgerrecht ertheilen und uns von ihnen beherrſchen laſſen.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8 u. 9.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Januar 1840.

Eine Polnische Familie.

Pänischer Roman von C. Hauch. *)

Mitgetheilt von A. v. K.

Der polnische Freiheitskampf hat jetzt auch seinen Sänger gefunden, und zwar in einem der begabtesten Dichter, die gegenwärtig leben. Was Zeitungsberichte und geschichtliche Werke uns in seinen äußern großen Erscheinungen dargestellt, das wird hier in seinen eigentlichen Lebensquellen, wie es im Volke selbst von den Einzelnen empfunden worden ist, vor unsere Blicke geführt. Seine innere Geschichte geht vor uns Fremden auf. Man kann nicht mehr zum Lobe dieser Dichtung sagen, als daß sie ihres Stoffes würdig ist. Die Millionen Herzen, welche die Wahrheit erschüttert hat, sie werden für ihr Mitgefühl hier die Worte finden, welche sie wünschen. Noch einmal werden die Gemüther, immer noch bewegt und gerührt, wenn nur ein Laut von Polen ertönt, die ganze tiefe Bewegung hier durchmachen. Mit welchem Interesse wird dieses Buch gelesen werden! Von allen Polen und von vielen Tausenden in jedem Lande Europa's! Wenn ich ein Pole wäre, ich könnte es nicht ohne Thränen lesen; aber ich versichere euch, ihr Söhne dieses Volkes, die ihr nur zu geneigt zum Verkennen seyd, auch manche Thräne wird bei Anderen, aus vielleicht schon ergrauter Wimper sich dabei noch hervordrängen.

Doch damit ich die Leser nicht zu dem Glauben verleite, sie würden hier das, was sie schon oft gelesen, noch einmal, nur in einer andern Form, wiederfinden (und gar etwas von jenen schülerhaften Auszügen, mit denen manche Schriftsteller in ihren sogenannten geschichtlichen Romanen ganze Seiten ausfüllen, und womit sie gleichsam die Stufe wissenschaftlicher Bildung andeuten, bis auf welche sie sich in ihrer Jugend aufgeschwungen), so will ich nur gleich das hier anführen, was der Dichter selbst sich hierüber zum Gesetz gemacht, und was er gegen den Schluß darüber sagt, wo die geschichtliche Katastrophe eintritt, welche die Entwicklung herbeiführt. „Die Pflicht des Geschichtschreibers ist es, den Hauptstrom der Zeit zu überschauen, der Dichter dagegen hält sich gerne in den kleineren Seitenströmen und Strudeln nahe an der Küste auf; dieß mag auch unsere Entschuldigung seyn, wenn wir hier nur in der Kürze von dem eigentlichen Kampfe reden, den wir nur so weit berühren wollen, als er in Verbindung mit dem Lebenslauf der Personen steht, welche wir schildern." Diese Verbindung ist mit einem so richtigen Tact ausgeführt, daß sich auch die Kriegsbegebenheiten auf eine klare Weise darstellen.

In dem ganzen Buche bis gegen das Ende sind es aber nur die Erlebnisse eines Familienkreises, welche uns in Anspruch nehmen. Aber freilich wird in diesen Menschen der Kampf in seinem innersten Wesen, wie ihn die Nation erfahren hat, durchgeführt. Da gibt es eine mächtige russische Partei in der Familie, überwiegend an Scharfsinn und Verstand, aber auch offenbar oder im Geheimen befleckt mit der Schmach, welche es mit sich bringt, wenn man eine Stellung zur Welt angenommen, bei der es nothwendig war, mit seinem Gewissen zu handeln und zu markten. Es gibt da eine vaterländisch gesinnte Partei, vom heiligsten wahrsten Ernste an, im Mönche Vincent, ausgerüstet mit aller Größe des Geistes und des Herzens, in dem Fanatiker Bonaventura, gewiegten Männern und schwärmenden Jünglingen, die erst im Kampf mit den Verhältnissen zum Willen erstarken, bis zum jungfräulichen Heroismus einer Leontine; und mitten innen die schwankenden leichtsinnigen Gemüther, die bei aller Schwäche des Charakters dennoch das Spiel der wüthendsten Leidenschaften sind, und denen man leider nur zu vielfach unter diesem Volke begegnet.

Wo solche Kräfte von beiden Seiten mit einander in Streit treten, und alle die übrigen menschlichen Leidenschaften und Motive: Ehrgeiz, Liebe, Verzweiflung, Rache, Intrigue, weiblichen Fluch und weiblichen Hochsinn, Vaterlandsliebe und die Stärke eines katholischen Glaubens noch zu ihren Verbündeten nehmen, da läßt sich wohl der Kampf, welcher dieses Volk in seinem innersten Schooße, an jedem einzelnen Herde bewegt hat, in seiner

*) Der Verfasser bereitet selbst eine deutsche Uebersetzung vor.

ganzen Wahrheit zeigen. Ja, es iſt die Wahrheit in jeder Beziehung, welche dieſer Dichtung ihren Werth verleiht und ſie als das Werk eines ächten Genius erkennen läßt; Wahrheit in der Scene, auf der ſie ſpielt, Wahrheit in den Menſchen, Wahrheit und Strenge im ſittlichen Princip. Wir wollen alle drei etwas näher betrachten.

Es iſt hier nicht etwa davon die Rede, daß einige Gebäude und Gegenden mit einem muſterhaften Talent geſchildert ſind — Schilderungen, die in andern Büchern dieſer Gattung ganze Seiten einnehmen, aber gleichſam mit den Haaren herbeigezogen, ohne daß ihre Anſchauung in dem Leben der handelnden Perſonen vor uns entſteht, und darum dieſe auch niemals dem Leſer mit der beabſichtigten Lebendigkeit in ihrer Umgebung erſcheinen läßt; wir wollen von berühmten Namen nur Bulwer in den letzten Tagen von Pompeji nennen. Im Gegentheil, eine ſolche Schilderung iſt kaum in dem Buche zu treffen. Wenn dagegen der Dichter das katholiſche Hofgeſinde einige Tage nach dem Tode der geliebten Herrin, und ſelbſt den alten polniſchen Oberſten zum Mönche ſagen läßt: „weißt du, daß Alexandra eine Heilige geworden iſt; die Engel ſind ja vom Himmel herabgeſtiegen und haben in ihrer Todesſtunde über ihr geſungen; mehrere Leute im Hofe haben die himmliſchen Melodien ſelbſt gehört;“ oder wenn er die innige Verſchmelzung von Menſch und Boden in folgendem allgemeinem Bilde verſinnlicht:

„Am nächſten Morgen wachte Adalbert ſehr zeitig auf; er ſtand ſogleich auf, aber da alle Leute im Hauſe noch ſchliefen, blieb er auf ſeinem Zimmer und öffnete bloß ein Fenſter, aus dem er eine freie Ausſicht über die Ebene und den Wald hatte. Die Sterne waren noch ſichtbar, und nur im Oſten verkündete ein blaſſer Streifen, daß die Dämmerung anbrach. Eine tiefe Ruhe lag auf der ganzen Landſchaft, bisweilen jedoch glühte ein ferner Blitzſchein oben in der höchſten Atmoſphäre und ſchoß wie eine Sternſchnuppe durch die Luft. Adalbert mußte dabei an manche Auftritte in ſeinem früheren Leben denken und an die wunderbaren Meteore, die er damals geſehen; denn kaum gibt es ein Land, das reicher an ſeltſamen Luſterſcheinungen iſt, als die polniſche Ebene; Feuerkugeln, Nebenſonnen, Sternſchnuppen und alle Arten phosphoriſche und elektriſche Lichter ſind hier nicht ſelten, und vielleicht tragen dieſe Lichter, indem ſie wie Luftgeiſter über den Wäldern und den dunkeln Gewäſſern aufſteigen, viel dazu bei, den Sinn für Abenteuerliches, der einen Grundzug im polniſchen Nationalcharakter ausmacht, zu nähren.“ Oder wenn er auf der fünftägigen Entführungsreiſe Leontinens uns durch lauter Wald und Schnee, abgelegene Wege und einſame Hütten auf öden Waldſtellen führt, ſo ſind das nur immer einzelne Flocken. Aber es wird faſt kein Wort geſprochen; in dem nicht ein leiſer Anflug davon lebt, in dem der Dichter ſich nicht ſo tief in die Phantaſie der Polen, wie ſie von Jugend auf durch den Eindruck jener Landſchaften und durch die ganze Geſchichte ihrer Geſchlechter entſtanden iſt, verſetzt hätte, daß man immer in der Täuſchung lieſt, er müſſe Jahre lang dort zugebracht und ſeinen Roman in denſelben Umgebungen geſchrieben haben. Und doch iſt das nicht der Fall geweſen. Dann iſt es aber faſt nicht anders möglich, als daß er während dieſer Arbeit in vielfachem und täglichem Umgange mit geiſtreichen Polen gelebt hat.

Dieſe Vermuthung wird noch mehr beſtätigt, wenn man die Perſonen recht genau ins Auge faßt. Sie ſcheinen nicht nur von lebenden Menſchen abconterfeit, wie ſie nur der Maler von der Geſtalt vor ſeinen Augen auf die Leinwand trägt und mit allen Zügen wirklichen Lebens ausſtattet; — es iſt außerdem ziemlich auf dieſes oder jenes Portrat hingedeutet, was dem in die Verhältniſſe jener Zeit Eingeweihten nicht ſchwer ſeyn dürfte, zu errathen. Porträt iſt freilich ein falſcher Ausdruck, wo es ſich um poetiſch vollkommen durchgeführte Charaktere handelt. Nicht vollkommen als Engel oder Teufel — aber in der Uebereinſtimmung von Schwächen und höherer Eigenſchaften in demſelben Individuum iſt es, worin Hauch durch dieſen Roman ſich auf eine Stufe ſtellt, die nur große Dichter erreicht haben. Nur ihnen iſt es vergönnt, Charaktere wie dieſe Leontine auch dann noch nicht bloß als wahr, ſondern als ſchön hinzuſtellen, wenn ſie ſich in den Kampf ſtürzt; nur ſie fühlen es, daß dieſe männliche Vaterlandsliebe im Weibe nur dann ſchön bleibt, wenn ſie zuletzt dem Gefühle weiblicher Pflichten weichend erſcheint; und dennoch fühlen ſie die Nothwendigkeit, es in Zweifel zu ſtellen, ob ein ſolches Geſchöpf für die Weichheit der Liebe zugänglich und verwundbar war. Aber ſie motiviren ein ſo ungewöhnliches Gemüth auch von den früheſten Verhältniſſen ſeiner Jugend an, die es entſcheidend in eine ſolche Richtung gedrängt haben. Dieſe Leontine, von der erſten Verkennung von Seiten ihrer nächſten Verwandten bei ihrer Mutter Tode an, wo ein ſelbſtſtändiger heimlicher Stolz ſich im Kinde erhebt — wie iſt dieſes Kind der Wälder und Berge immer dieſelbe bis zur Abſchiedsſtunde von ihrem vaterländiſchen Weichſelufer, als ſie auf die galiziſche Gränze hinüberfährt; wie ſchaut ſie noch aus dem Boote mit hinſterbender ſtummer Wehmuth nach den Hügeln ihrer Heimath, aus deren dunklen Kaſtanienlaube das Dammwild, das ſie ſo oft in ihrer Jugend gefüttert, ihr nachblickt; und wie wird ſie trotz dieſer ſtrengen Sinnesart doch niemals ſteif und bleibt durch alle kleinen Züge ein höchſt intereſſantes Mädchen.

Nur ein ſolcher Dichter mag uns einen Mann in der Glorie erſcheinen laſſen, der der Welt und ihren Freuden entſagt hat, ohne ein peinliches Widerſtreben in uns zu erwecken, aber er bringt dieſe Entſagung in ſeinem Vincent in Harmonie mit den Pflichten, indem er ihn als Mönch auftreten läßt; er ſtellt das Mönchwerden als das nothwendige Ergebniß einer ſo ſeltſamen Jugendgeſchichte in einem poetiſchen und von früh zur Beſchaulichkeit der Religion gewöhnten Geiſte dar. Wie vortheilhaft erſcheint Hauch auch hier gegen Bulwer, Vincent gegen Eugen Aram und Maltravers! Welchen kalten Eindruck hat unwillkürlich jeder von dieſen letzteren davongetragen, wenn man immerfort von ihrer Geiſtesgröße, von ihren Schriften, womit ſie auf ihre ganze Mitwelt wirken ſollen, hört, und doch ſieht man davon keine Probe, es bleibt bei den Verſicherungen. Der Dichter Vincent gibt uns ſeine Geſänge, wir hören ſie aus dem Munde des Volkes widertönen, ja, wo er auftritt, als Freiheitsredner, als Religionslehrer, überall iſt es die poetiſche Begeiſte-

rung, die aus ſeinen Worten ſpricht, mit der er das Volk vor unſeren Augen leitet. Vincent iſt eine Erſcheinung, wie es in der Poeſie aller Sprachen nur wenige gibt, die wir ohne Eintrag der Wahrheit und mit ganzem Genuß in einer Art von Verklärung betrachten können.

Von einer Kraft, die eine ſo hohe Aufgabe zu löſen wußte, läßt ſich erwarten, daß auch die übrigen Charaktere, bei denen ſchlimme Leidenſchaften mehr Gewalt haben, in innerer Harmonie wiedergegeben ſind, und ſie ſind dann nicht weniger dichteriſche Conceptionen. Daß dieß kaum minder leicht iſt, beweiſen gerade die häufigen Verzeichnungen bei ſolchen Geſtalten. Hier iſt der ſtolze, ruſſiſch geſinnte Staroſt doch immer noch ein ſehr geiſtreicher Mann, dem wir mit der größten Theilnahme zuhören; der leichtſinnige Caſimir, trotz ſeinem furchtbaren Ende zwar nur ein dummer Junge, aber leider ein eben ſo häufiges als bis in die kleinſten Züge richtig aufgefaßtes Lebensbild; und zu dem Fluch, der auf dem Schickſale Emiliens ruht, zieht ſich der Keim ſchon von ihrer halb polniſchen, halb ruſſiſchen Geburt durch ihr ganzes Leben.

Endlich iſt auch hier ein ſchwarzes Verbrechen, welches ſich in den Hintergrund der Handlungen ſtellt, aber wie ganz anders, als bei den franzöſiſchen Romanen, die damit prahlen; hier iſt es eben nur wie beim Maler, der im dunklen Hintergrunde ſeines Bildes einige Figuren mit wenigen phantaſtiſchen Pinſelſtrichen hinhaucht, ſo daß wohl die Einbildungskraft den Zuſammenhang ahnen, aber die Lüſternheit ſich nicht daran befriedigen möge.

Was jedoch dieſen Geſtalten eigentlich erſt Leben verleiht, iſt, daß ihre Leidenſchaften nicht in abſtracten, wenn auch in ſich übereinſtimmenden Charakteren wirken, ſondern daß es polniſche Menſchen ſind. In jeder Individualität ſpiegelt ſich der nationale Typus, und doch iſt jedes Wort, jede Handlung wahrhaft harmoniſch nur mit ihrer Perſon verwebt. Dieſe beiden letztern Eindrücke, die den wahren Werth des Romans beſtimmen, laſſen ſich nur aus dem Ganzen erhalten, und ſie werden ſeinen ausgezeichneten Platz für das Urtheil eines Jeden in dem Maaße fühlbar machen, als er ſich über alle, dem Berichterſtatter wenigſtens bekannten, bisherigen Verſuche ſtellt, jene Nationalität zu ſchildern. Es iſt keine Perſon dabei, welche von den Fehlern der Erziehung und ſchon des Blutes, die nur gerade dieſem Volke eigen, und jedesmal an ſeinem Verderben Schuld geweſen ſind, gänzlich frei wäre, und hierin iſt es, wo uns auch der Dichter die ſittliche Wahrheit und ihre weltgeſchichtliche Bedeutung vorhält.

(Fortſetzung folgt.)[21]

Thomas Moore.

(Fortſetzung.)

Seinen eigentlichen Beruf für das Lied ſcheint Th. Moore gleich bei ſeinem erſten Verſuch als Autor richtig erkannt, aber auch zugleich bekundet zu haben, daß originelle und geniale Schöpfungen im höchſten Sinn nicht ſeine Sache ſeyen. Wie ſchon erwähnt, trat er zuerſt mit einer Ueberſetzung der Lieder Anakreons auf, des geprieſenen, heitern, griechiſchen Sängers der Liebe und des Weins. Die Wahl dieſes Stoffs iſt ſehr charakteriſtiſch für den Geſchmack und Geiſt des Dichters; als zwanzigjähriger Jüngling fühlte er ſich weder in die gränzenloſen Welten gewaltiger Leidenſchaften, noch in ideale Höhen hinausgetrieben; es drängten ſich in ſeiner Seele keine poetiſchen Welten, wie jungfräuliche Inſeln aus der ſchöpferiſchen Tiefe des Meeres, empor; aber er beſaß Geſchmack und Feinheit des Sinnes und Geiſtes, er beſaß claſſiſche Bildung genug, um die Süßigkeit und Anmuth des griechiſchen Sängers vollkommen zu verſtehen und zu würdigen, und ſeine Schönheiten nicht nur nachzuempfinden, ſondern ſie in neuer Geſtalt zu reproduciren, und er war ſo genügſam, daß er ſein poetiſches Talent nur daran ſetzte, einen anerkannt trefflichen Gehalt in eine neue Form zu bringen, den griechiſchen Liedern das Gewand engliſcher Sprache und Verſification umzuwerfen. Hier muß daran erinnert werden, daß die Engländer die alten Dichter der Griechen und Römer (und häufig auch moderne) nach ganz andern Regeln zu überſetzen pflegen, als, ſeit einigen Jahrzehnten wenigſtens, wir Deutſche. Die engliſche Sprache eignet ſich nicht für die auf der Quantität der Sylben beruhende Proſodie der Griechen und Römer, welche wir Deutſche uns in unſern Ueberſetzungen anzubequemen wiſſen; ſie kann den Hexameter, das elegiſche Versmaaß, die alcäiſche und ſapphiſche Strophe gar nicht oder nur höchſt ungelenk und unbequem nachahmen, und ſo iſt für ſie diejenige Uebertragung unmöglich, welche uns allein befriedigen, uns den Eindruck treuer Wiedergebung des Originals gewähren kann. Statt der eigentlichen, treuen Ueberſetzung ſind ſomit die Engländer auf die Nachbildung verwieſen, d. h. ſie ſuchen zwar den Inhalt ſeinem Weſen nach in ihrer Sprache wiederzugeben, bringen ihn aber in eine andre Form, und zwar wählen ſie ſehr häufig den der modernen Poeſie allerdings weſentlichen Reim, wiewohl auch ſchon Verſuche mit reimloſen Jamben (blank verses) gemacht worden ſind. So ſind gereimt überſetzt worden Homer, Pindar, Lucrez, Virgil u. A., und in dieſer Weiſe hat nun auch Moore den Anakreon zu überſetzen oder nachzubilden unternommen. Es iſt leicht einzuſehen, daß dieſe Manier, Dichter zu überſetzen, wenn ſie auch einerſeits viel mehr Freiheit geſtattet, als mit den bei den Deutſchen ſeit den Zeiten von Voß's Ueberſetzung der homeriſchen Gedichte geltenden, und ſeitdem immer mehr ausgebildeten und geſchärften Regeln verträglich iſt, auf der andern Seite gerade durch die gegebene größere Freiheit auch viel größere Schwierigkeiten und Gefahren darbietet, daß ſie mit der erweiterten Licenz auch die Verantwortlichkeit unendlich ſteigert, und der Selbſtſtändigkeit des Bearbeiters weit mehr Raum läßt. Handelt es ſich bei dem Ueberſetzer ins Deutſche nur darum, ob er, erſtens, den Sinn des Originals richtig verſtanden und verdeutſcht, und zweitens, ob er dem Genius der deutſchen Sprache keine Gewalt angethan, dabei aber die Regeln der Proſodie und des Wohllauts reſpectirt habe, ſo kommen bei einer Ueberſetzung ins Engliſche, außer dem erſten Punkt,

gar manche andere in Betracht: ob der Ueberſetzer ein paſſendes Versmaaß gewählt, ob er dieß richtig durchgeführt, oder bei Gelegenheit paſſend modificirt habe? ob er nicht unbefugt abgekürzt, oder unnöthig vom Eignen hinzugeſetzt, ob er durch die Auszeichnung des Reims nicht minder Bedeutendes zu viel betont, ob er nicht das im Original Prägnanteſte zurückgeſetzt und abgeſtumpft habe? u. ſ. w. Kurz der Ueberſetzer iſt viel mehr verantwortlich für die Form, die er beinahe ganz als ſein Werk betrachten darf, und der Ruhm, welcher glückliche Verſuche auf dieſem Felde lohnt, und nicht ſelten faſt dem von Originalwerken gleich kommt, iſt größer, als er in der Regel den Ueberſetzern claſſiſcher Poeſien ins Deutſche (Voß mit ſeinem Homer allerdings ausgenommen!) zu Theil wird.

Moore hat den Anakreon in, den kurzen Metren des Originals entſprechenden, aber gereimten Verſen, meiſt in vierfüßigen Jamben und Trochäen, überſetzt, von welchen je ein Verspaar gereimt iſt. Hin und wieder, doch ſelten, geht Moore von der Einfachheit des Reims, ſo daß je zwei aufeinanderfolgende Zeilen ſich reimen, ab, und läßt eine leichte Verſchlingung der Reime eintreten. Bei dieſer Methode iſt die Zahl der Verszeilen des Originals meiſt um etwas überſchritten, weil dieß bald durch das Bedürfniß des Reims erfordert wurde, bald auch weil der dichteriſche Ueberſetzer hin und wieder ein Bild zu erweitern, eine Andeutung weiter zu verfolgen ſich verſucht fühlen mochte. Die Verſe ſind ausnehmend fließend, glatt, wohllautend, und erinnern auch an die Einfachheit des Originals, doch haben ſie durch den Reim einen auffallenderen Schmuck erhalten, und die Farben ſind häufig etwas ſtärker aufgetragen, ſatter und glühender. Beſonders fällt auf, daß durch den Reim der einfache und milde Fluß des Originals mehr unterbrochen erſcheint, einzelne Gedanken ſtärker hervortreten, und ſich oft epigrammatiſch geſtalten. Wir wollen bei dieſer erſten Arbeit des Dichters, von der nur ein Theil der Form ſein Eigenthum iſt, nicht länger verweilen, und nur eine Stelle aus ſeiner Vorrede überſetzen, welche für Moore ſelbſt charakteriſtiſch ſcheint; er ſagt daſelbſt:

„Auf die Gemüthsart und Sittlichkeit eines Dichters aus dem ſeine Werke durchziehenden Ton zu ſchließen, iſt häufig ein ſehr täuſchendes Verfahren; aber die Seele Anakreons ſpricht ſich ſo unzweideutig in ſeinen Geſängen aus, daß wir ſie als die treuen Spiegel ſeines Herzens befragen dürfen. Wir finden in ihnen den anmuthigen, feingebildeten Jünger des Genuſſes, der den verführeriſchen Reiz ſüßer und einſchmeichelnder Empfindungen ausgießt über Leidenſchaften und Neigungen, welche die ſtrenge Moral mißbilligen muß. Sein Herz, behaglichem Müßiggang ergeben, ſcheint zu glauben, im Genuß des Glückes ſey Reichthum genug, aber ſelten im Reichthum genug Glück; und die Heiterkeit, womit er ſein Alter verklärt, iſt anziehend und einnehmend; wie ſeine Roſe verbreitet er noch welkend ſüßen Duft. Der eigenthümlichſte Zug ſeines Geiſtes aber iſt die Liebe zur Einfachheit, die er ſich ſelbſt mit ſo richtigem Bewußtſeyn zuſchreibt, und welche charakteriſtiſch in allen ſeinen Geſängen athmet. In der That, wenn wir in unſerer Würdigung abſehen von den Laſtern, welche die heidniſche Religion nicht nur mit Nachſicht behandelte, ſondern ſogar heiligte, ſo werden wir ſagen dürfen, daß Charakter und Gemüth unſers Dichters liebenswürdig geweſen; ſeine Sittlichkeit war liberal aber nicht liederlich, und die Tugend mit gelöſtem Gürtel dürfte das Sinnbild von Anakreons Charakter ſeyn."

Dieſen Ueberſetzungen folgten bald die „Gedichte Little's" (des Kleinen), welchen er ſich ſcheint beinahe geſchämt zu haben, ſeinen Namen vorzuſetzen, da ſie gar manche Leichtfertigkeiten und Anſtößigkeiten enthielten. In der Vorrede ſagt er: Little habe dem Studium der Liebesdichter, Ovid, Properz, Tibull und Catull viele Zeit gewidmet, habe aber übrigens, ſo viel dem Herausgeber bekannt, ſich die frühern engliſchen Dichter hauptſächlich als Muſter der Einfachheit zur Nachahmung auserkoren. Wirklich ſcheint er manchmal mit den berüchtigtſten unter jenen alten Dichtern zu wetteifern, und ſeine Verſe ſind, wenn minder derb und nackt, darum nicht weniger, ſondern eher mehr lüſtern und verführeriſch. Die Liebe wird, wenn auch häufig von Herz und Seele die Rede iſt, doch meiſt als ſinnliche Leidenſchaft behandelt, und durch feinere Gefühle nur raffinirt, nicht wirklich geadelt. Dem Ton und der Idee nach ſind viele dieſer Gedichte dem folgenden ähnlich, das man als einen Typus anſehen kann:

Wenn meinem Geiſt im Traume,
Der nächtlich ihn umſchwebt,
Sich aus phantaſtiſchem Schaume
Dein reizend Bildniß hebt:

Wenn Luſt ich borg' vom Schlummer:
Zürnt mir wohl nicht dein Blick!
Ach! wer erwacht zu Kummer,
Darf träumen wohl von Glück!

Oh! wenn dein Bildniß, lügend,
Des Herzens Wunſch erfüllt,
Oh! wenn im Traum es, trügend,
Mir jedes Sehnen ſtillt:

Verzeihſt du's, wenn ich wage
Einen Kuß und etwas mehr!
Was du verbeut'ſt am Tage,
Nicht meinem Schlaf' es wehr!

Wie von der Liebe, ſo hat er auch von dem Weib in vielen dieſer Gedichte keine ſehr hohen und edlen Begriffe; er ſagt einmal, freilich in ſehr glatten Verſen: „O Weiber! euer Herz iſt ein jämmerlicher Schatz, und Mahomets Lehre war nicht zu ſtreng, wenn er dafür hielt: ihr ſeyd nur geboren und beſtimmt zur Luſt und zum Genuß, und Ueberlegen und Denken ſey jenſeits eures Bereichs!" Hin und wieder verfällt Moore's Poeſie hier, beſonders in den humoriſtiſchen Stücken der Sammlung, ins Widrige und Niedrige, wie z. B. in einem Gedicht an eine alte Kokette, wo er ſagt: obgleich ein Liebhaber von Fleiſch, habe er doch nie beſondern Geſchmack an Knochen gehabt; und außerdem gefällt er ſich in frivolem Spott auf religiöſe Gegen-

ſände und Vorſtellungen, wodurch erotiſche Gedichte, die ohnedieß hinüber ſchielen nach den Geſetzen der Religion und Moral, wohl noch eine gewiſſe Unbefangenheit und Unſchuld behaupten könnten, durch ihre bewußte und zur Schau getragene Oppoſition und Rebellion einen um ſo zweideutigeren Charakter annehmen. Doch finden ſich neben den frivolen und lüſternen Gedichten auch manche, die als Prophezeyungen der ſpätern Leiſtungen Moore's angeſehen werden dürfen, wie z. B. folgende:

An eine Frau,

als er ne singen gehört.

Die Himmelsliebe hat dein Sang
Zu ahnen mir das Herz erweicht,
Die, wenn ſie hören Sphärenklang,
Den Geiſt der Seligen beſchleicht.

Wenn aus ich möcht' das Staubkleid ziehn,
Satt dieſes Lebens Qual und Noth;
O Emma! will zu dir ich fliehn,
Und du ſollſt lullen mich in Tod!

Und wenn um Mund und Wange dir
Spielt ſanften Lächelns Himmelsſtrahl,
Das — o verzeih' die Schwachheit mir! —
So oft mir Sinn und Seele ſtahl:

Wähn' ich dich Engel, deß Gebot
Hinzaubert mich nach Eden fern;
Ich ſchau' und ſterbe; — wär' der Tod
Nur halb ſo ſüß, wer ſtürb' nicht gern?

Die Thräne.

Der Mondſtrahl auf Schneepfühlen ſchlief;
Trüb war und kalt die Mitternacht;
Allein weint' überm Grabe tief,
Drin Lindora' man zur Ruh' gebracht.

Warm rann' ihre Thrän', in Winterluft
Erſtarrend, als ſie floß zuthal;
Als Eis lag Nachts ſie auf der Gruft,
Am Morgen glänzte ſie im Strahl.

Vom Wandern brachte dann zurück
Ein Engel den Edelſtein
Dem Mitleid mit dem feuchten Blick
Und fügt' ihn ſeiner Krone ein.

Ein Nachtgedanke.

Wie oft der Wolke neidiſch Grau
Das milde Licht trüb macht,
Das anſpruchslos durchs öde Blau
Hinzieht der weiten Nacht!

So trübt auch oft der Welt Unrecht
Und Uebermuth mit Wehn
Ein Herz, das, ſehn, nur lieben möcht'
Und ſterben — ungeſehn!

Ueber die im Jahre 1806 erſchienenen „Epiſteln und Oden nebſt andern Gedichten" wollen wir hier weggehen. Es iſt eine Sammlung von ſehr gemiſchtem Inhalt, es finden ſich viele erotiſche Lieder darin, unter andern die Geſänge an Nea, dann aber auch Satyren auf amerikaniſche Verhältniſſe und Zuſtände, denn Moore ſchrieb dieſe Poeſien großentheils während ſeiner Abweſenheit von Europa und auf einer Reiſe durch Nordamerika. Die Bewohner der neuen Welt kommen hier ſchlimm weg; die Schilderungen, welche Moore von dem Land und von den Einwohnern macht, ſind ein Gegenſtück zu dem, was Lord Byron im Eingang der Braut von Abydos über den Orient und über ſeine Bewohner, über den ſchreienden Contraſt zwiſchen beiden ſagt: „daß dort Alles göttlich ſey, nur der Geiſt des Mannes nicht;" auch Moore preist begeiſtert die Größe, die Schönheit, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der dortigen Natur, aber wendet ſich geringſchätzig und widerwillig von den Menſchen ab:

„Was groß, was lieblich nur die Schöpfung ſchafft,
Die reiche, ſteht in Blüthe hier und Kraft;
Kühn hebt der Berg ſich, Gärten prangen hold,
Weit glänzt der See, der Strom roſſend rollt;
Der Geiſt nur, ohne deſſen Ruf: „Es werde!"
Die Welt iſt wüſt, der Menſch ein Klumpen Erde,
Der Geiſt allein, in unfruchtbarer Ruh,
Bläht, regt ſich nicht, er ſteigt nicht, nimmt nicht zu.
Ja, Chriſten, Mohawks, Demokraten zumal,
Vom Wigwam bis zu des Congreſſes Saal
Der Wilde, ſey er Sklave oder frei,
Und der Geſittung Sohn, nur minder ſcheu —
Ein Chaos iſt's, ein unfruchtbares Schweben
Zwiſchen halb ſitt'gem, halb barbariſchem Leben,
Wo alle faule Frucht der alten Welt
Zu allem Roh'n der neuen ſich geſellt,
Wo Alles, aber reizlos, nährt die Sünden,
Und Laſter ohne Bildung ſich entzünden.

Das komiſch-ſatyriſche Element beſprechen wir ſpäter.

Die „Iriſchen Melodien," Moore's ſchönſtes Monument, erſchienen in mehreren (neun) Abtheilungen, vom Jahre 1807 — 1813. Während wir in vielen der frühern Gedichte mehr das Talent des Dichters bewundern, werden wir in dieſen von der Inſpiration, welche auch ſeine Seele und nicht bloß ſeine Phantaſie ergriffen zu haben ſcheint, tiefer angeſprochen; das Gefühl des iriſchen Patrioten theilt dieſen Liedern eine höhere, gemüthliche und ſittliche Weihe mit. Moore ſpricht ſich über das Unternehmen, zu welchem er von außen aufgefordert wurde, deſſen Idee er aber mit Lebhaftigkeit ergriff, ſo aus: „Wir haben zu lange das einzige Talent vernachläſſigt, das uns unſre engliſchen Nachbarn gelten zu laſſen geneigt ſind. Unſre Nationalmuſik iſt

nie gehörig geſammelt worden, und während die Componiſten des Continents ihre Opern und Sonaten mit Melodien bereichert haben, die ſie aus Irland entlehnten, ſehr oft ohne dieß auch nur, wie die Ehrlichkeit forderte, zu geſtehen, haben wir dieſe Schätze in einem ſehr verwahrloſten Zuſtand gelaſſen. So ſind unſere Melodien, wie nur zu viele unſrer Landsleute, aus Mangel an Schutz zu Hauſe, in den Dienſt von Ausländern getreten. Aber wir ſind, hoffe ich, in eine beſſere Periode, was Muſik ſowohl als was Politik anlangt, getreten; und wie ſehr beide verbunden ſind, wenigſtens in Irland, das offenbart ſich nur zu deutlich in dem Ton des Kummers und der Niedergeſchlagenheit, welcher unſre alten Weiſen charakteriſirt. Die Aufgabe, dieſen Melodien paſſende Worte zu leihen, iſt keineswegs leicht. Der Dichter, welcher den mannichfaltigen Empfindungen, die ſie ausdrücken, folgen wollte, müßte fühlen und verſtehen die raſch wechſelnde Strömung, das Ebben und Fluthen der Geiſter, die unerklärbare Miſchung von Trübſinn und Leichtſinn, welche den Charakter meiner Landsleute charakteriſirt und ihre Muſik tief durchdrungen und gefärbt hat. Selbſt in den lebhafteſten Weiſen ſtoßen wir auf eine ſich hereindrängende ſchwermüthige Note, welche vorübergehend einen leichten Schatten wirft und der Fröhlichkeit einen neuen Reiz verleiht. Wäre Burns ein Irländer geweſen (und gern gäbe ich um ihn alle unſre Anſprüche auf Oſſian auf!), ſein Herz wäre ſtolz geweſen auf ſolche Muſik, und ſein Genius hätte ſie unſterblich gemacht!" Als Moore dieß ſchrieb, erkannte er das Schöne und Würdige ſeiner Aufgabe, aber er war ſich vielleicht ſelbſt noch nicht bewußt, welche Kräfte, geſteigert durch den edeln Ernſt des Gegenſtands, durch die Weihe eines ſchönen Nationalgefühls, in ihm lagen und ihn befähigten, ſie ſo trefflich zu löſen.

Der Plan war, daß der Text möglichſt viele Hinweiſungen auf die Geſchichte und Sitten des iriſchen Volks enthalten, ſich an ſeine Sinnes- und Denkweiſe möglichſt anſchließen ſolle. Dieſem bemühte ſich Moore nachzukommen, und er wußte mit glücklichſtem Tact die Traditionen des Alterthums mit den Empfindungen der Gegenwart unauflöslich zu verflechten, individuelle Gefühle zu allgemeinen zu erweitern und allgemeinen ein individuelles Gepräge aufzudrücken; er benützte aufs ſinnreichſte und ungezwungenſte Sagen und Traditionen, Sitten und Glauben, Localitäten und Namen, um ſeinen Geſängen eine reale Baſis, Anknüpfungspunkte in den Herzen und die erfreulichſte Mannichfaltigkeit zu geben.

Die Gegenſtände der Iriſchen Melodien ſind im Allgemeinen: Liebe, Vaterland, Heldenſinn, in den verſchiedenſten Geſtalten und in mannichfaltigen Tönen, bald tiefwehmüthig, bald ſanftelegiſch, bald mit kühner und friſcher Begeiſterung, bald auch heiter und keck behandelt.

Eines der ſchönſten Gedichte iſt die Apologie, die, wie eine Anmerkung ſagt, einem der alten wandernden Barden Irlands in den Mund gelegt wird, die aber offenbar im Munde Moore's ſelbſt einen ſehr guten und ſchönen Sinn hat, und durch ihren kräftigen, warmen Ton bezeugt, daß der erotiſche Dichter wirklich ein tiefes Gefühl, ein Herz für ſein Volk und Vaterland hat, daß er ſeinen Vorbildern, den Griechen, auch darin gleicht, daß Weichlichkeit und Genuß die edeln, großmüthigen und tapfern Geſinnungen nicht abſtumpfen und ertödten. Wir laſſen die Ueberſetzung folgen:

Oh! den Barden nicht ſchilt, wenn er weilt, wo Behagen
Auf den Ruhm hin mit ſorgloſem Lächeln blickt!
Wohl zu Beſſrem geboren, in glücklichern Tagen
Hätt' ihm heil'gere Gluth die Seele durchzückt!
Die Saite, jetzt zitternd an weichlicher Leyer,
Hätt' den Bogen des Kriegers geſpannt zum Schuß,
Und den Mund, der jetzt ſingt zu der Sehnſucht Feier,
Hätt' geſchwellt patriotiſchen Hochſinns Erguß!

Doch ſein Land, weh! wo iſt ſein Stolz geblieben?
Der Geiſt iſt gebrochen, der nie ſich gebeugt!
Tod bringt: es vertheid'gen, Verrath iſt: es lieben;
Ob den Trümmern das Volk, kaum ſeufzend noch, ſchweigt.
Seine Kinder — zu Ehren bringt nur Verrath ſie,
Wer die Väter nicht ſchändet, dem winkt kein Kranz;
Und die Fackel, die führt auf der Würden Pfad ſie,
Muß man holen vom Holzſtoß des Vaterlands!

Drum den Barden nicht ſchilt, wenn im Traum der Genüſſe
Der unheilbaren Wunde Schmerzen er fühlt:
Eine Hoffnung laß glühn, wie durch Wolkenriſſe,
Durch den Gram ſeines Lands — und ſieh, ob er fühlt!
Oh, ihm wärd' opfern ſein Herz entſchloſſen,
Was von Wünſchen und Wonnen es weichlich genährt,
Die das Haupt ihm jetzt krönen, die Myrten ſproſſen —
Wie Harmodius bärg' er darunter ſein Schwert!

Doch, iſt hin auch die Größe, erblichen das Hoffen:
Dein Nam' lebt, o Erin, in ſeinem Gedicht!
Selbſt wenn ganz ſein Herz ſcheint der Fröhlichkeit offen,
Vergißt deiner und deiner Leiden er nicht.
Auf den Ebnen des Fremden ſoll tönen dein Klagen,
Ueber's Meer flieg' dein ſeufzender Harfenklang,
Bis ſelbſt deine Herrn, die die Ketten dir ſchlagen,
Ruhn und weinen ob ihres Gefangnen Geſang.

(Fortſetzung folgt.)

Die Frauen von England.

Von Mrs. Ellis.

Ueber dieß jüngſt erſchienene Buch finden wir in einem engliſchen Blatt Folgendes: Unter allen Einflüſſen, welche in civiliſirten Ländern auf die Geſellſchaft ausgeübt werden, iſt natürlich mit Ausnahme der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit derjenige, in deſſen Beſitz das Weib iſt, der größte und wichtigſte. Dem Weibe iſt anvertraut die früheſte Erziehung, wodurch dem künftigen Herrſcher, dem künftigen Staatsmann, dem künftigen Mann ſein Charakter aufgeprägt wird; den Frauen

iſt anheimgegeben all der mächtige Einfluß, den ihre größere Milde, Zartheit und Schönheit ihnen verſchaffen über die genannten Perſonen im Jünglingsalter; dem Weib iſt anvertraut die Pflicht, des Herdes zu pflegen, die Sorgen zu theilen und den balſamiſchen Troſt freundlich aufrichtender Worte zu ſpenden, eben jenen Perſonen, wenn die Bedrängniſſe des Lebens hart auf ſie einſtürmen, wenn der Finger des Kummers ſeinen Namen auf ihre verſtörte Stirne mit nur allzuleſerlichen Furchen ſchreibt, und ſeine Anweſenheit in ihrem langſamen und ſchweren Schritt beurkundet. Deßwegen lenkt auf die Erziehung der Frauen in allen Gebieten und Vorkommniſſen des Lebens, in Kleidung, Benehmen, häuslichen Gewohnheiten, Geſpräch, Charakter, geiſtiger Ausbildung, als durch welche Einflüſſe hauptſächlich die Geſellſchaft beſtimmt und geregelt wird, Mrs. Ellis die beſondre Aufmerkſamkeit aller Erzieher in England hin. Die Rechtfertigung, welche ſie dafür gibt, daß ſie überhaupt über dieſen Gegenſtand ſchreibe, iſt, wenn ſie wahr iſt, in der That ſchrecklich; ſie ſagt:

„Die Frauen in England verſchlimmern ſich in ihrem moraliſchen Charakter, und falſche Begriffe von ſeiner Bildung bewirken, daß ſie weniger einflußreich, weniger nützlich, weniger glücklich ſind als früher. Und können wir an der Wahrheit dieſer Behauptung zweifeln? Beſuchen wir nur den Ballſaal und betrachten wir dort die klägliche ſchmachtende Schlafheit der Einen, bei Andern die Sucht, durch jedes, wenn auch noch ſo entwürdigende Mittel Bewunderung auf ſich zu ziehen; ſehen wir die Künſte und Liſten einer Mutter, um einen Schwarm von Gecken um ihre Tochter zu verſammeln, und wie ſie dieſe Tochter gleichſam ausbietet, um ſie dem zuzuſchlagen, der am meiſten bietet; man ſehe dieß Geſicht, durchzückt von den Empfindungen eines armſeligen Stolzes, wenn die ſchlauen Künſte der Inhaberin, meiſt durchſchaut und verachtet, eine weniger geübte Nebenbuhlerin glücklich in Schatten gedrängt haben; man ſehe die überwundene Mitbewerberin um die Bewunderung von vielleicht einem verächtlichen Taugenichts, — das Geſicht verzerrt von den gemiſchten Empfindungen der Eiferſucht, des gekränkten Stolzes und des gedemüthigten Ehrgeizes, den Buſen ſich hebend vor Wuth, jede Gebärde die Größe der Kränkung ausdrückend, und man muß ſich überzeugen, daß entweder früher der Maaßſtab der Anforderungen an weibliche Vortrefflichkeit zu nieder war, um noch tiefer heruntergeſtimmt zu werden, oder daß die Frauen Englands, im Ganzen genommen, weniger einflußreich, weniger nützlich und weniger glücklich geworden ſind, als ſie ſonſt waren. Suchen wir eine andre Scene auf; gehen wir zu den Lieblingsorten einer andern Claſſe von Frauen, von ſolchen, welche nach höherer Trefflichkeit trachten als ihre Schweſtern; treten wir in die Verſammlungen der Mäßigkeits-Vereine, der Bibel- und Miſſions-Vereine, der proteſtantiſchen Aſſociationen und dergleichen. Wir möchten ſolche Vereine und Geſellſchaften nicht herabwürdigen, weil wir wiſſen, daß Manche ſie beſuchen aus dem aufrichtigen Wunſch und Streben, das Gute zu fördern; aber wir wiſſen auch, daß ſie von den meiſten nur beſucht werden, um ein krankhaftes Gelüſten nach Aufregung zu befriedigen; und wir können beobachten, wie ſich die Urſachen und Beweggründe in den Wirkungen wieder abſpiegeln, in den gehäſſigen, unchriſtlichen Reden, denen ſich ſo oft die Sprecher und Sprecherinnen bei dieſen Zuſammenkünften überlaſſen, und welche offenbar von den Zuhörenden höchlich bewundert werden. Iſt das übermäßige Trinken Thema, oder das Erſticken der Geiſtesfähigkeiten durch übermäßige Befriedigung ſinnlicher Triebe: wie jauchzt da innerlich die Zuhörerſchaft auf, wenn ſie von Männern und Frauen hört, welche ſich freiwillig ihrer Vernunft berauben, während ſie ſo aufrichtig die Perſonen bemitleiden, von welchen geſprochen wird, während ſie ſo herzlich beſorgt ſind für ihre Beſſerung, und ſo fromm ihrem Gott danken, daß ſie nicht ſind wie jene Menſchen; und doch nagt vielleicht an ihrem Herzen der Krebs der Welt, in ihrer Bruſt hat vielleicht der Gott Mammon ſeinen Altar, der Balken iſt in ihrem eignen Auge, und ſie wiſſen es nicht, ſondern möchten Andern gern den Splitter aus dem Auge ziehen. Auf ſolche Perſonen, welche immer die Welt beſſer machen möchten, während in ihrer eigenen Bruſt eine Hölle liebloſer Leidenſchaften tobt, möchten wir gern das ſchöne Wort anwenden: werden wir ſelbſt erſt beſſer, ſo wird Alles beſſer werden. Handelt es ſich von der Sündhaftigkeit der römiſchen, von der Trefflichkeit der proteſtantiſchen Kirche, oder umgekehrt: wie entzückt ſind ſie, allem Anſchein nach, wenn man ihnen gerad zu verſichert, wie nichtswürdig die Mitglieder der entgegenſtehenden Kirche ſeyen, und ſie durch einen nahe liegenden Schluß errathen läßt, wie trefflich und gerecht ſie ſelbſt; ſie weinen bitterlich über die Sünden ihrer Mitmenſchen, aber ſie vergeſſen zu weinen über ſich und über ihre Kinder."

Dieß ſind einige der Belege von der Behauptung der Mrs. Ellis, und dem um ſich greifenden Uebel entgegenzuarbeiten, iſt der Zweck ihres Buchs. Mrs. Ellis hat in eine Warnungspoſaune geſtoßen, deren Echo noch immer forttönt, und in welche man immer wieder ſtoßen muß, bis die Warnung beachtet wird. Sie ſagt uns, und denen die lang genug in der Welt gelebt haben, um ihre Noth und Leiden zu fühlen, überlaſſen wir es, zu beurtheilen, wie wahr es iſt: daß

„das Geſchrei gänzlicher Hülfloſigkeit nichts ausrichte um zu retten aus den Waſſern der Bedrängniß, und die Entſchuldigung mit Unwiſſenheit ungehört verhalle auf dem weiten und tiefen Ocean der Erfahrung, und die Frage der Verantwortlichkeit immerdar, wie die Stimme eines warnenden Geiſtes, ertöne über den Stürmen und Wogen dieſer ſublunariſchen Welt."

Sie ſagt den engliſchen Frauen, daß ſie ſchwere Verantwortlichkeit und wichtige Anſprüche haben; daß in ihrer Hand und Hut Englands moraliſche Geſundheit ſtehe. Hierin werden die Verſtändigen, welchem Glauben und welcher Schule ſie angehören, mit ihr einſtimmen. Einſtimmen wird damit der Schüler Locke's, denn das Weib ſchreibt zuerſt auf das unbefleckte Blatt Papier, welches, nach dieſer Theorie, die Seele eines Kindes vorſtellt. Einſtimmen müſſen damit die Anhänger von Coleridge und Wordsworth, denn in der Hand der Frauen liegt es, zuerſt zu erſticken oder zu fördern das Wachsthum jener angebornen Ideen, womit ſie von der Stunde der Geburt an bevölkern, was früher als das Vacuum des menſchlichen Geiſtes betrachtet wurde. Damit müſſen einſtimmen Alle, die ſich die

Mühe nehmen nachzudenken, denn Alle wiſſen, daß den Frauen die erſte Pflege und Bildung des menſchlichen Gemüths durch Lehre und Beiſpiel obliegt. Und was ſollte die Erziehung derjenigen ſeyn, welchen eine ſo wichtige Pflicht anvertraut iſt? Soll es die frivole, närriſche Erziehung mit Klavierklimpern, Sticken, Männerſuchen ſeyn, die ihnen dermalen gegeben wird? Wir wollen nicht ſagen, Muſik oder Sticken und Zeichnen ſeyen unnütze Talente und Fertigkeiten; im Gegentheil, ſie dienen der trüben Einförmigkeit des Lebens Abwechslung zu geben. Aber ſoll es bei dieſen allein bleiben? Gewiß nicht! Wenn der Blinde den Blinden führt: werden nicht, müſſen nicht beide in die Grube ſtürzen? Eine ſittliche und ächt chriſtliche Erziehung, nicht darin beſtehend, daß man Bibelverſe auswendig lernt und ſchreibt, ſondern in der richtigen Erkenntniß der Schönheit und Tugend, wie ſie von unſerm Erlöſer gelehrt worden, ſollte die Erziehung jeder Frau in England ſeyn. Der Einfluß, den eine Frau beſitzt, iſt groß; im Verhältniß groß iſt die mit der Ausübung verknüpfte Verantwortlichkeit. Die Frage jeder Frau ſollte ſeyn: „Thun wir alles Gute, das in unſrer Macht ſteht?" Wenn ſie weniger leiſten, ſo haben ſie viel zu verantworten. Wenn ſie ihre Macht mißbrauchen, wie groß iſt ihre Verantwortung! Dichter mögen ſchwärmen von den ſchönen Viſionen, welche ihre Phantaſie verkörpert, Maler mögen uns die überſchwänglichen Schönheiten einer Lieblingslandſchaft anpreiſen, Liebende den Reiz eines bewunderten Angeſichts, Hiſtoriker die Größe einer Heldenthat: aber wir fordern ſie alle heraus, uns einen ſchönern Anblick zu zeigen, als den einer Familie von Frauen, deren Pflichten der Liebe und des Wohlthuns mit der Morgenſonne beginnen, und nicht endigen, bis die Sonne am Horizont verſinkt; die es nicht für nöthig halten, daß all ihre Bemühungen nach auswärts ſich richten, ſondern die auch einen Theil ihrer Menſchenliebe dazu verwenden, ihre Häuslichkeit ihren Brüdern und Freunden angenehm zu machen, einen Theil ihrer Milde dazu, diejenigen zu ſtärken und zu tröſten, welche mit den ſtürmiſchen Wogen des Lebens zu kämpfen haben, einen Theil ihres Einfluſſes dazu benützen, ihre Freunde von dem beinahe unvermeidlichen Skepticismus und der Verzweiflung, wozu das Drängen und die Noth des Lebens verleitet, zurückzuführen zu den erhabenen Wahrheiten des Chriſtenthums, auseinandergeſetzt von ihren zarten Lippen und bekräftigt durch ihre mächtige Ueberredung; einen Theil ihres holden Lächelns dazu, ſolche zu erquicken, welche darnach vergeblich ſich umſehen unter den ehernen Geſichtern, welche Tag für Tag am Mammonsaltar der Arbeit ſich abmühen.

Der Einfluß, welchen die Frauen über die Männer haben, indem ſie ihren Sinn auf religiöſe Gegenſtände lenken, iſt zu einleuchtend, als daß wir uns darüber zu verbreiten nöthig hätten. Würde er doch beſſer benützt! Statt der ärmlichen Klatſch- und Skandalgeſchichten, womit ein arbeitsmüder Gatte begrüßt wird an dem Ort, wo, wenn irgendwo auf Erden, Ruhe zu erwarten iſt, wie viele wichtige und nützliche Gegenſtände des Geſprächs gibt es, womit eine wohlerzogene und gebildete Frau ihren Gatten unterhalten und erquicken könnte! wie Vieles gibt es, was die Starken von den Schwachen lernen dürften. Vor Allem ſollten Frauen in ihrem Geſpräch alle Aeußerungen von Uebelwollen gegen Andre vermeiden. Es gibt Uebelwollen und Bosheit genug in der Welt draußen, und ſie ſollten nicht auch an der Feuerſeite eingelaſſen werden. Nicht in der Macht aller Frauen ſteht es, auffallend viel Gutes zu wirken, aber alle können es vermeiden, Leid und Verdruß zu verurſachen.

Zum Schluß, indem wir den Leſern und Leſerinnen das ſehr beredte und chriſtliche Buch empfehlen, treten wir der Aufforderung der Mrs. Ellis bei: es möge nicht nur paſſive ſondern thätige Zuſtimmung den darin niedergelegten Grundſätzen zu Theil werden, ſo daß wir bald ſeine Wirkungen zu ſehen bekommen in der höhern ſittlichen und intellectuellen Erziehung und Bildung der Frauen, und ſomit auch beinahe nothwendigerweiſe in der größern Sittlichkeit der Männer. Gewiß können wir dieſe Anzeige nicht beſſer ſchließen als mit der beredten Sprache der Mrs. Ellis ſelbſt, deren wichtiges Buch wir allen Leſenden herzlich empfehlen:

„Nicht bloß auf dieß Leben, obgleich auch das ſchon genug und zu viel wäre für unſre Thorheit, ſondern wohl durch die endloſen Zeiten der Ewigkeit hin erſtrecken ſich die Folgen unſers wohlthätigen oder ſchlimmen Einfluſſes. Ich habe meine Landsmänninnen im Verlauf dieſes Buchs auf das Ziel eines rühmlichen Ehrgeizes hingewieſen: eine Nation vor den Gefahren, welche die Zerſtörung ihrer moraliſchen Tüchtigkeit bedrohen, zu bewahren; aber über dieſe Ausſicht hinaus, ſo groß und erhaben ſie ohne Frage iſt, eröffnet ſich noch ein Feld des Ruhmes und der Herrlichkeit, welches zu betreten als überſchwänglicher Segen betrachtet werden muß. Und wenn wir nun die Möglichkeit erwägen, die Werkzeuge zu ſeyn, Andre mit uns dorthin zu führen, und zwar die, die uns das Theuerſte auf der Welt ſind, ſo iſt es gewiß unſrer beſten Kräfte, unſres brünſtigſten Eifers, unſrer Thränen und Gebete werth, daß wir unſern Einfluß ſo benützen, unſerer Mittel uns ſo bedienen, daß diejenigen, deren Glück unſrer Sorgfalt anvertraut iſt, auch mit uns die Seligkeit in den Wohnungen des ewigen Friedens theilen." — —

Wir wollen dieſem nur die kurze Bemerkung beifügen, wie ſehr dieſe Sprache, der Verfaſſerin ſowohl als des Beurtheilers des Buchs, abſticht gegen die Sprache, welche die Vorfechter der Frauenemancipation in Frankreich und Deutſchland, und ſchon auch hin und wieder in England, führen. Die hohe „Würde der Frauen" iſt auf beiden Seiten ein feſtſtehendes Axiom; aber wie verſchieden faſſen die Einen und die Andern die wahre weibliche Würde und Bedeutung auf, und wie verſchiedne Mittel empfehlen ſie, um dieſelbe zu behaupten und zu ſteigern! Welche Anerkennung und Huldigung dem ſich ſelbſt ehrenden Theile des weiblichen Geſchlechts willkommner ſeyn müſſe — darüber wollen wir kein Wort verlieren.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

26 Januar 1840.

Eine Polniſche Familie.

(Fortſetzung.)

Dieß zu erkennen muß dem Leſer des Buches ſelbſt überlaſſen bleiben. Hier wollen wir uns lieber auf ſolche Stellen beſchränken, wo die Menſchen mehr in Maſſen handeln. Wir wählen:

Die Fahrt zu einem Maskenball, auf welchem die Nachricht der Revolution von Warſchau eintrifft.

„Adalbert hüllte ſich in ſeinen Pelz ein und nahm Platz hinter Leontinens Schlitten. Es war ein klarer Abend im Anfang des Decembers, die Sterne glänzten ſtärker als gewöhnlich und im Himmel ſchienen unbekannte Tiefen ſich zu öffnen, in denen weite Welten ſich dem Auge aufthaten, die ſich ſonſt dem Blick des Menſchen verbergen. Fern hin in den Wäldern hörte man Geheul von Wölfen und das Gekläff des Fuchſes, das ſich auf eine eigene Weiſe mit dem Schellengeläute miſchte. Adalberts Herz klopfte heftig; ungeachtet noch ein Schlitten vor und einer hinter ihm war, ſo kam es ihm doch vor, als wenn er ganz allein mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe wäre, denn bei dem Schimmer, welchen der Schnee verbreitete, konnte er nur gerade ſie noch unterſcheiden, und doch ſtand er ihr ſo nahe, daß er jeden ihrer Athemzüge vernahm. Im Anfang waren ſie beide ſtill, endlich brach Leontine das Schweigen. „Was macht mein Bruder in Warſchau?“ fragte ſie. — „Er will die Stimmung unterſuchen.“ — „Und vielleicht den Tyrannen ermorden, nicht wahr?“ — „Könnten Sie dieſen Mord billigen, Leontine?“ — „Nein,“ ſagte ſie, „aber den Mörder könnte ich lieben.“

Es entſtand nun eine lange Pauſe, endlich ſprach Adalbert: „Als ich Sie das erſtemal ſah, glaubte ich nicht, daß ein ſolches Feuer in Ihrem Innern glühe.“ — „Nein, Sie glaubten ich wäre kalt und gleichgültig, nicht wahr?“ — „Sie ſind ſicher oft falſch beurtheilt worden, Leontine?“ — „An Verkennen bin ich von meiner früheſten Jugend gewöhnt,“ entgegnete ſie mit einer Stimme, die ſanfter als gewöhnlich klang, „meine Mutter ſtarb, als ich neun Jahre alt war, ich weiß noch wie betrübt ich damals war, und doch ſpielte ich an dem Tage und ſchien gleichgültig; es war mir eine Unmöglichkeit, meinen Schmerz vor Andern zu zeigen. Als ich dann durch die Zimmer ging, hörte ich wohl manchmal ein Wort aus einem Winkel flüſtern, wie kalt und gefühllos ich wäre, aber in der Nacht, wo mich Niemand ſah, ſaß ich manche Stunde wachend auf meinem Lager und betete zu Gott, er möchte mich doch von hier weg zu der beſſern Stätte nehmen, wo meine Mutter wäre. Dieſe Stunden, und die Hoffnung, in ihnen mit meinem Kummer allein zu ſeyn, gab mir am Tage Muth; mein Troſt war, daß ein Geheimniß zwiſchen Gott und mir ſtatt fand, das kein Andrer kannte, und je mehr ſie mich tadelten, deſto feſter verſchloß ich mein Inneres, ja zuletzt wurde ich gewohnt, verkannt zu werden, ich fand eine Freude darin, und es wurde mein Stolz, minder gut zu ſcheinen, als ich war.“

Leontine fühlte ſelten den Drang, ihr Herz ſo zu öffnen, deſto aufmerkſamer hörte Adalbert ihr zu. Es kam ihm vor, als wenn ein Schleier weggezogen würde, ſo daß er tief in die reinſte Seele ſchauen und goldne Schätze darin entdecken könnte, wie in der Winternacht über ſeinem Haupte, in der die fernen Welten blinkten, die der Tag nicht kennt und deren Reichthum der Menſch nicht begreift.

Ob die einſame Nacht Adalberts Kühnheit hervorrief, oder ob ſein Gefühl jetzt ſo ſtark war, daß er ſelbſt bei einer minder günſtigen Veranlaſſung ſich ausgeſprochen haben würde, laſſen wir unausgemacht; aber ſo viel iſt gewiß, plötzlich überraſchte er Leontinen mit dem Geſtändniß ſeiner Liebe. Sie ſaß ganz ſtill dabei und wie in einem Traume verſunken, aber ehe ſie noch ein einziges Wort geantwortet hatte, traf der Umſtand ein, den wir hier anführen müſſen.

Eine Viertelſtunde von Larinski's Schloß ſteht eine kleine Capelle, halb verſteckt zwiſchen Gebüſch, durch welches ein Kreuzweg führt. Als ſie ſich derſelben näherten, ſtieg grade der Vollmond hinter einem Hügel auf und leuchtete auf die Capelle und die Baumgruppen. Sie ſahen plötzlich einen kohlſchwarzen

Schlitten, der ohne Schellen und von mehreren Reitern begleitet, vorbeieilte, aber er fuhr ſo raſch und die Reiter trabten ſo ſtark, daß das Ganze wie eine nächtliche Erſcheinung an ihnen vorbeiſchwand, ehe ſie noch begriffen, was ſie geſehen hatten. „Was war das?“ fragte Adalbert. — „Das war der Schlitten, der die Feſtgenommenen nach Sibirien bringt,“ antwortete Leontine. „So lange noch ſolche Schlitten auf unſeren Wegen hinfahren,“ fuhr ſie fort, „ſollte Niemand von unſeren Landsleuten an etwas Anderes denken, als an ſein unglückliches Land.“ Adalbert ſah wohl ein, daß ſie Recht hatte, er fand ſelbſt, daß dieß nicht der Augenblick war, in dem ein polniſcher Jüngling ſich der Liebe hingeben könne, und kurz nachher kamen ſie in Larinski's Schloſſe an.

Die Fenſter waren prächtig erleuchtet, eine rauſchende Muſik ertönte aus den Zimmern, viele Schlitten hielten im Hofe und beſtändig kamen neue hinzu. Als Adalbert und Leontine eintraten, ſtrömten ihnen eine große Anzahl Masken entgegen; doch war keine beſondere Mannichfaltigkeit in den Anzügen zu ſehen; ohne Zweifel waren die meiſten Gäſte mit ernſten Planen beſchäftigt und ermangelten darum der geiſtigen Beweglichkeit, die dazu gehört, wenn man ſich in eine fremde Rolle verſetzen will. Viele trugen Dominos. Andere waren in polniſche Nationaltracht gekleidet. Die Damen hatten prächtige Ringe und glänzende Diamantſchmucke, wovon inzwiſchen ein großer Theil unächt ſeyn mochte.

Unter den Charaktermasken befanden ſich gar manche, die entweder geradezu oder durch Winke und Andeutungen die herrſchende Stimmung bezeichneten; ſo ſah man einzelne mit dreifarbigen Cocarden, auch waren unter den Damen viele, die dreifarbige Bänder und Tücher trugen.

Ein Paar junge Leute gaben ſich für Papierhändler aus und vertheilten ihre Waaren im Saale. Dieß ſchien ſehr unſchuldig; es befanden ſich jedoch unter den reinen Bogen kleine Zettel, die verbotene Nachrichten über die Unruhen in Deutſchland und den Aufſtand in Belgien enthielten.

Andere waren dreiſter. Unter dem Vorgeben, Kupferſtiche zu zeigen und zu verkaufen, theilten ſie Caricaturen des Großfürſten und ſeiner nächſten Umgebung bei den Liebhabern aus.

Großes Aufſehen erregte eine Maske, die plötzlich eine Fahne in die Höhe hob, auf der man die Worte las: „Es lebe die Freiheit! nieder mit den Tyrannen!“ Die Maske, welche die Fahne trug, war von einem Schwarme junger Männer umgeben, die jede unbequeme Perſon ſich zu nähern verhinderten. Nach einigen Minuten ſank auch die Fahne wieder und die Maske war verſchwunden.

Kurz darauf kam ein Ritter mit niedergeſchlagenem Viſir, aber hoch erhobenem Schild. Auf dem Schilde war der weiße polniſche Adler im Kampf gegen eine große Schlange. Die Schlange hatte den ganzen Leib des Adlers, nur mit Ausnahme der Flügel und des Schnabels, umſchlungen, welcher letztere ihren Kopf bedrohte. Es währte indeſſen nicht mehr lange, ſo war auch dieſe Maske nicht mehr ſichtbar.“

Es folgen nun witzige Abtrumpfungen von läſtigen Masken und Erkennen mehrerer entfernt geglaubter Mitglieder der Familie, namentlich Leontinens Bruders, Bonaventura, den ſie aufſuchen will.

„Aber ehe ſie ihn noch gefunden hatten, näherten ſich ihnen mehrere Andere und erzählten: in Warſchau wären Unruhen ausgebrochen, die Ruſſen wären vertrieben und der Großfürſt geflüchtet oder getödtet. Dieſes Gerücht verbreitete ſich über alle Begriffe ſchnell und erweckte eine große Spannung in der Geſellſchaft; zuletzt mußte die Muſik ſchweigen und überall bildeten ſich Gruppen, in denen ſich ein Geſumme kund gab, gleich dem im Bienenſtocke, wenn die Bienen ſchwärmen wollen.

Als Leontine dieſe Nachrichten hörte, löſte ſie ihre Maske und warf ſie von ſich. „Iſt dieſes Gerücht Wahrheit,“ rief ſie aus, „dann iſt es Zeit, ſein Geſicht ohne Verhüllung zu zeigen.“ — Dieſe Worte wurden von vielen Seiten wiederholt, und im Nu waren die meiſten Larven von den Geſichtern verſchwunden, nur Zeitner und einige wenige Gleichgeſinnte behielten ſie vor. — In der fremden Tracht, mit dem blitzenden Halbmond über den dunkeln Locken, ſah Leontine hinreißend ſchön aus; das heftig bewegte Gemüth belebte jeden ihrer Züge, auch erſchien ihre Geſtalt kräftiger und entwickelter als ſonſt, ja, da ihre Maske ſank, ſchien es wirklich, als wenn ein Weſen aus einer phantaſtiſchen Welt niedergeſtiegen wäre, um das Feſt der Sterblichen zu verſchönern; dieß fühlten alle Umſtehenden ſo lebhaft, daß ſie ihr Platz machten wohin ſie ging, und ihr Anblick mit der Theilnahme, die ſich in ihrem Geſichte malte, erhöhte offenbar die allgemeine Begeiſterung.“

Plötzlich hob ſie ihren weißen Arm auf und zeigte nach der geöffneten Flügelthüre des Saales. Hier hatte eine große Menge Menſchen ſich eingedrängt; Weiber, Greiſe und Kinder, die nicht zum Feſt gehörten und die der ſtolze Graf Larinski dießmal doch nicht zurückwies. In ihrer Mitte ſtand ein blinder Mann, in welchem Adalbert den herumwandernden Sänger wieder erkannte, den Oberſt Czernim aus dem Gefängniß gerettet hatte. Wie gewöhnlich war er von ſeiner Tochter begleitet und hielt ſeine Harfe in der Hand. Ein großer Halbkreis ſammelte ſich um ihn, Adalbert und Leontine eilten auch hin, und da Jedermann vor der letzteren zurückwich, ſtand ſie dem Sänger ganz nahe, der mit ſeiner Begleiterin folgenden Wechſelgeſang begann:

Er.

Hier blühte die Roſe am Waſſerfall,
Hier tönte im Walde der Vögel Schall,
Sind ſie verborgen jetzt, ſind ſie geflüchtet?

Sie.

Als das Schwert des Feinds hier hauste,
Und ſein Pferd im Haine graste,
Sank die Roſ in ihrer Blüthe
Und der Vogel floh die Art;
Nur das rothe Birkhuhn krähet
Noch am kahlen Eichenſtamme,
Aber keine jungen Buchen ſproſſen,
Und das Gras erſtirbt zu Dornen
Unter des Verhaßten Füßen

Er.

Dein kühner Bruder ſoll ſein Schwert umbinden,
Er ſtürze los, gleich den heulenden Winden,
Wie Rauch und Wolken ſollen die Feinde fliehen.

Sie.

Dreizehn Jahr' mein Bruder zählte
Als Barbaren ihn genommen,
Ihn der Schmach und Noth geweiht;
Schande drücket ſeine Stirne,
Und der Mönch ſingt Seelenmeſſen
Ueber ihn, als wär' er todt.
Selbſt ſein Nam' ward ausgelöſchet,
Und auf ſeinen Rücken ſchrieben
Sie als Zahl ihn in ihr Glied.

Er.

Dein tapf'rer Vater ſoll den Feind bezwingen;
Der ſchneeweiße Falk ſoll durch die Luft ſich ſchwingen
Und der Rab' ſoll krächzen beim Schwerterklang

Sie.

Als das Banner ſtolz ſich hob
Und die feigen Feinde bebten
Vor Dombrowski's Heldenruf,
Ach! da fand mein greiſer Vater
Auf dem Felde ſeinen Tod
An der fernen fremden Küſte.
Auf dem eingeſunknen Grabe
Stehen Diſteln und es wachſen
Neſſeln aus dem Heldenblut.

Er.

Dein muthiger Bruder ſoll die Ketten brechen,
Mit blutiger Lanz' ſich am Tyrannen rächen,
Und ſchreien dazu der Vergeltung Geſang.

Sie.

Rohe Hände haben von der Stirne
Meines Bruders Haar geſchoren,
Auf dem Schlitten iſt er weggeführt;
Dort wo Eis die Erde bindet,
Wo die Thräne einſam fällt,
Wo kein Seufzer mehr zu hören,
Wo die Peitſche nimmer ruht
Und den Fürſten an die Karre zwingt,
Hat ein Wort ihn hingeführet

Er.

So zieht euer Schwert, ergreift eure Lanze,
Und tanzt mit dem Feinde im Todestanze.
Verjagt ihn, wie Stürme den flüchtigen Sand.
Unauslöſchlich und ewig muß die Rache erglühen
Und will die Freiheit aus der Welt uns entfliehen,
So ſuchen wir ſie noch hinter des Grabes Rand.

(Schluß folgt.)

Thomas Moore.

(Fortſetzung.)

Ein wohlberechtigtes Selbſtgefühl, das Bewußtſeyn ſich ein Verdienſt um ſeine unterdrückte Nation zu erwerben und zu ihrem Wiederaufleben etwas beizutragen, ſpricht aus dieſen edeln Strophen, in welchen der Ernſt den ſonſt ſo heitern und milden Dichter unwillkürlich hinzureißen, zu übermannen, ihn über ſich ſelbſt zu erheben ſcheint, und gewiß! wenn Irland dem Mann der unermüdlichen Beharrlichkeit, dem Agitator mit der rieſenmäßigen Spannkraft, dem Redner mit den ehernen Lungen den Zoll ſeines heißeſten Dankes ſchuldig iſt für ſeine kühnen, oft ſelbſt widrige und unſaubre Berührungen und Mittel nicht ſcheuenden, Ein Ziel, die Freiheit und das Glück ſeines Volks unverrückt im Auge haltenden Beſtrebungen, ſo hat es gewiß Grund, neben jenem Mann, neben Shiel und andern Helden des Wortes, den goldmundigen, ſüßen Sänger zu nennen, als einen ſeiner einflußreichſten Vertreter, als den, deſſen poetiſch gehauchtes Wort die Herzen ſo mächtig und dauernder für Irland bewegt und rührt, als O'Connells Donnerſtimme und gewaltige Schmähreden, als den, der neben den großen Vereinen, die der Agitator ſtiftet, vermittelſt ſeiner Lieder die Herzen durch die ſanfteſten Sympathien zuſammenflicht. Eine Probe, wie fein und ſinnig Th. Moore ſeinen iriſchen Landsleuten zu ſchmeicheln weiß, und zwar auf eine ganz würdige Art, ſo daß die Schmeichelei ohne Zweifel zugleich eine an das Selbſtgefühl der Nation appellirende Ermahnung in ſich ſchließt, zeigt folgendes kleine, einfache Lied, das eine alte Sage behandelt:

Reich und ſelten trug ſie manchen Edelſtein
Und am Stab einen Goldring von hellem Schein;
Doch, oh! ihre Schönheit verdunkelte ganz
Den ſchneeweißen Stab, der Juwelen Glanz.

„Und fürchtſt du nicht, Dame, allein zu ziehn
So liebreizend, auf ödem Weg dahin?
Sind ſo kalt Erins Söhne, ſo tugendfeſt,
Daß unverſucht Weib oder Gold ſie läßt?"

„Herr Ritter, ich hab' unverzagten Muth!
Kein Sohn von Erin ein Leid mir thut!
Denn, Herr Ritter, wohl ſind ſie dem Weib und dem Gold,
Doch noch mehr der Ehr' und der Tugend hold!"

Und ungekränkt, in ihres Lächelns Glanz
Durchzog ſie das grüne Eiland ganz;
Und entzückt jeder Mund die Jungfrau pries,
Die auf Erins Ehre und Stolz ſich verließ!

Die Vereinigung von Heldenmuth und Sängerthum bei den alten Iren feiert folgendes Lied:

Der Minſtrel-Knab' in den Krieg auszog,
Trotz bietend dem Tod ohne Bangen;
Um die Hüften des Vaters Schwert ihm flog —
Um den Rücken die Harfe gehangen.
„Land des Geſangs," ſprach der Sängerheld,
„Flicht Verrath auch der Weltenkreis dir:
Ein Schwert vor dein Recht doch ſich ſchützend ſtellt,
Eine treue Harfe weiht Preis dir!"

Der Minstrel fiel! — doch den stolzen Geist
Zieht des Feindes Ketten nicht nieder;
Der geliebten Harfe Saiten zerreißt
Seine Hand — sie redet nie wieder:
„Nicht schände die Kette dich, die befreit
Sang von Liebe und Heldenfechten!
Du, zur Wonne der Freien, der Reinen erwählt,
Sollst nicht tönen im Lande von Knechten!“

Wenn aber Moore allerdings dem Nationalgefühl der Irländer reichliche Spenden opfert und das Gefühl erduldeten Unrechts und der Unterdrückung ihnen schärft, so sind doch seine irischen Melodien nicht darauf berechnet, Haß gegen die Schwesterinsel und ihr Volk auszusäen, denn Moore muß wohl erkennen, daß Irland nicht mit Losreißung von England gedient und geholfen wäre, sondern daß Gleichstellung an Rechten mit diesem das Erwünschteste für sein Volk ist. Und schon daß diese Lieder in englischer Sprache gedichtet sind, ist ein Pfand und eine Bürgschaft, daß die Verbindung der zwei Völker nicht zerrissen werden soll. Aber auch ausdrücklich erkennt der Dichter die politische und nationale Einheit an, z. B. in einem Gedicht, worin er Irland um den Verlust großer und tapfrer Männer klagen läßt, um „den Helden von hundert Schlachten, und um den, an dessen feuriger Zunge Wahrheit, Friede und Freiheit hing,“ womit Nelson und Fox gemeint sind, wie die untenstehenden Anmerkungen besagen, wo man auch liest: „ich habe hier versucht, ohne auf den irischen Charakter zu verzichten, welchen in diesem ganzen Werk durchzuführen meine Absicht ist, auf das traurige unglückweissagende Schicksal hinzudeuten, das England so vieler großen und tugendhaften Männer gerade in einem Augenblick beraubte, wo es des Beistands des Talents und der Redlichkeit am meisten bedarf.“

Wie man sich denken kann, ist in dieser Sammlung, wo alles Irische gefeiert wird, auch dem Emblem Irlands, dem Kleeblatt (Sham rock) die gebührende Ehre nicht vorenthalten; es kommt in mehreren Gedichten vor, namentlich in einem, wo er die Sache Irlands mit der Spaniens, das Kleeblatt mit der Olive verschwistert. Beinahe jedoch dürfte die Rose, das Emblem Englands, von dem irischen Kleeblatt beneidet werden um die Huldigung, welche ihr der Dichter Irlands in seinem so berühmten Gedicht: von des Sommers letzter Rose, dargebracht hat:

Letzte Rose des Sommers —
Noch allein blüht sie dort!
All die lieblichen Schwestern
Sind welk und sind fort.
Keine Blum' ihrer Gattung,
Keine Knospe mehr lauscht,
Die spiegelt ihr Erröthen,
Mit ihr Seufzerduft tauscht.

Verlass'ne! nicht sollst du
Hinschmachten am Strauch!
Wenn die Lieblichen schlummern,
Geh, schlummre du auch!
Sanft streu' deine Blätter
Auf dem Bett ich umher,
Wo duftlos und todt liegt
Der Schwestern süß Heer.

So mög' ich auch bald folgen,
Wird Freundschaft dem Stand,
Und die Thauperl' am Kelche
Der Liebe, zum Raub.
Wenn das treue Herz modert,
Und das zärtliche floh:
Ach! in öder Welt einsam —
Wer noch weilte gern so?

Trotz dieser, freilich nicht politisch gemeinten Feier der Rose erhoben sich in England manche Stimmen gegen die irischen Melodien, welche ihnen eine revolutionäre und anarchische Tendenz beilegten. Es konnte sogar das Gerücht verbreitet werden und Glauben finden, daß die irländische Regierung der Fortsetzung des Werks Hindernisse in den Weg lege, was Moore in dem Vorwort zur vierten Abtheilung berichtet, mit der Bemerkung: „dieß wäre in Wahrheit eine Erneuerung der Acte Heinrichs VIII gegen die Minstrels; es ist übrigens sehr schmeichelhaft, zu bemerken, daß von manchen Personen, wie die Anstifter jenes Gerüchts, unsrer Sammlung so große Wichtigkeit beigelegt wird.“ In Beziehung auf jenen Vorwurf: „daß er diese Melodien nur als Vehikel für gefährliche politische Grundsätze gewählt habe,“ sagt er: „Gegen solche, welche Nationalgefühl mit Hochverrath gleichstellen, und in jeder Bestrebung zu Gunsten Irlands ein System der Feindseligkeit gegen England erblicken, die, in finstern Vorurtheilen aufgesäugt, bei dem geringsten Schimmer von Freisinnigkeit in Unruhe gerathen, welcher ihre Finsterniß zu stören droht, gegen solche halte ich es nicht der Mühe werth, mich wegen der Wärme politischer Gesinnungen zu rechtfertigen, wie sie hier und da in diesen Blättern vorkommen mag.“

Und offenbar wäre es höchst kleinlich und engherzig, mit dem Dichter über einzelne heftigere oder zu einer gefährlichen politischen Deutung einladende Gedichte rechten zu wollen. Wir theilen noch ein solches mit:

Wo die Letzten, die Treuesten starben
Der Helden — vergeßt nicht das Feld!
Wo die Hoffnung, voll glänzendster Farben,
Mit ihnen ins Grab ward gefällt!

Oh! könnten vom Tod wie erbeuten
Der kühn schlagenden Herzen Zahl,
Um im Antlitz des Himmels zu streiten
Für Freiheit die Schlacht noch einmal!

Könnten, stundenlang, frei wir uns rühren
Von der Kette tyrannischem Band:
'S ständ', uns drein von neuem zu schnüren,
Nicht in Menschen- und Götter-Hand!

'S ist vorbei! — Wohl mag glänzend im Buch seyn
Der Kön'ge des Siegers That:
Doch der Zug des Ruhms soll ein Fluch seyn,
Der die Herzen der Freien zertrat!

Lieber Grab oder Kerker, drin schimmern
Eines Freundbürgers Namen man schaut,
Als Aller Trophä'n, die auf Trümmern
Der Freiheit den Ruhm sich erbaut!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Januar 1840.

An die Phantaſie.

Von Victor Hugo.

Zeig' mir den Ewigen, wie er aus ſeinem Strome
Der Ephemere Zeit und Raum gibt dem Atome;
Das dunkle Nichts, der Nächte ſtille Gruft,
Den Blitz, ſich küſſend in der blauen Sphäre,
Und den Kometen, der die Strahlenähre
Weitſtrömend hinzieht durch des Himmels Kluft.

Mein Geiſt entſchwebt auf deinem mächt'gen Flügel
Von Blum' zu Blum', von Hügel über Hügel
Zum hellen Land, woraus und Gott zerſtreut;
Er ſtreift an des Verhüllten heil'ges Grauen,
Denn weiter als der Staub kann er erſchauen
Und irret, eine Welt, in der Unendlichkeit.

Fr. Notter.

Eine Polniſche Familie.

(Schluß.)

Dieſer Geſang brachte eine außerordentliche Wirkung hervor, aber ſie wurde noch größer, als Bonaventura plötzlich hervortrat und erklärte, das Gerücht ſey wahr; er ſelbſt ſey, kurz ehe der Aufſtand ausgebrochen, in Warſchau angekommen, die Ruſſen ſeyen fort, und ſobald der erſte Kampf vorbei geweſen, ſobald in Warſchau die Thore wieder geöffnet worden, ſey er davon geeilt, um der Erſte zu ſeyn, der ſeinen Brüdern dieſe Kunde brächte. — Unbeſchreiblich war der Jubel, der nach dieſen Worten ausbrach, „zu den Waffen, zu den Waffen!“ tönte es überall, „noch iſt die Freiheit nicht verſchwunden, noch iſt Polen nicht verloren!“ Zu gleicher Zeit erhob ſich die Fahne wieder, die wir erwähnt haben, und wurde, gefolgt von einem wachſenden Schwarm, durch die Gemächer getragen; auch der Ritter mit aufgehobenem Schilde kam wieder, Leute aus dem gemeinen Volk miſchten ſich unter die Gäſte, Männer und Weiber knieten auf die Erde und flehten um Segen zu dem bevorſtehenden Kampf; Greiſe erhoben ihre Hände zum Himmel und dankten Gott, daß ſie dieſen Tag erlebt hätten; die kräftigſten Krieger, deren Geſichter erhärtet wie das Eiſen ſchien, vergoſſen nun Thränen wie kleine Kinder, ja alte Feinde fielen einander um den Hals und ſchworen von dieſer Stunde ihren Haß zu vergeſſen.

Leontine näherte ſich inzwiſchen einem Piedeſtal, auf dem ein Adler von weißem Marmor mit ausgebreiteten Flügeln ſtand, darauf löste ſie ſchweigend einen koſtbaren Halsſchmuck von ihren Schultern und legte ihn nebſt ihren Ringen zu den Füßen des Adlers. Die Umſtehenden, die dieß ſahen, klatſchten ihr Beifall zu und alle anweſenden Damen folgten ihrem Beiſpiel. So wurde ein reicher Schatz von Gold und Edelſteinen in dieſer Nacht dem Vaterlande geopfert.

Bonaventura würde ſchon gleich bei ſeiner Ankunft ſeine Botſchaft verkündet haben, aber Graf Larinſki hatte ihn zu warten gebeten, bis der Volksſänger ſein Lied geſungen hatte, da er glaubte, daß dieß den Eindruck vermehren und die Herzen zu gewinnen beitragen müßte.

„Da draußen ſteht noch eine Maske,“ rief Bonaventura, „unter welcher die ruſſiſche Gerechtigkeit ſich oft verborgen hat.“ Hiermit winkte er, und ein ſchwarzer Schlitten, der einem Sarge glich, glitt in die Thüre; er wurde von jungen Leuten gezogen und bewegte ſich langſam vor, während die Menge zur Seite wich; endlich hielt er mitten im Saale. Ein eiskaltes Gefühl ging durch der Meiſten Bruſt, als ſie dieſen Schlitten ſahen, denn ſie kannten ihn wohl und hatten ihn bei Tage und bei Nacht oft begegnet, und es waren Manche zugegen, deren Freunde und Verwandte er auf Wegen fortgeführt hatte, von denen ſie niemals zurückkehrten.

„Auch dieſe Nacht führte dieſer Schlitten einen Unglücklichen fort,“ ſagte Bonaventura, „ich erfuhr im voraus, was geſchehen ſollte, ſammelte einige Bauern, denen ich verkündete, daß des Feindes Macht gebrochen ſey, und mit ihrer Hülfe habe ich den Gefangenen befreit.“

„Dieſer Schlitten wird euch Alle doch zuletzt holen," rief plötzlich eine Stimme, ohne daß man wußte woher ſie kam. Es entſtand eine tiefe Pauſe, die jedoch bald vom Schrei der Erbitterung unterbrochen wurde, während Dolche und Säbel in der Luft blitzten, um den Unheil verkündenden Propheten zu treffen; als man ihn aber nicht fand, nahm die Erbitterung eine andere Richtung, und man begann den Schlitten zu zerhauen. Da Säbel und Dolche hierzu zu ſchwache Waffen waren, holte man Aexte, und ſelbſt die Damen legten Hand an, ſo daß zuletzt kein Span übrig blieb, denn Jeder wollte ein Stück nach Hauſe tragen, um es auf ſeinem Herde zu verbrennen als Opfer für die wiedergefundene Freiheit.

Kurz darauf hörte man von außen einen Schuß: „Was war das?" fragten Mehrere. — „Das Pferd, welches zu einer ſo unwürdigen Handlung gebraucht worden iſt, lebt jetzt nicht mehr," ſagte der Wirth des Hauſes.

„Erſchießt nur das Pferd," murmelte Major Zeltner, „wenn der nur frei ausgeht, der zuerſt ſeinen Gang beſtimmte." Mit dieſen Worten hüllte er ſich in ſeinen Domino und ſchlich ſich fort."

Einen Beweis von der Vielſeitigkeit des Dichters im Auffaſſen von Charakteren geben nächſt der polniſchen Nationalität, die durch das ganze Buch geht, ganz beſonders auch zwei deutſche Perſönlichkeiten, die nur in einzelnen Momenten auftreten, nämlich der alte Advocat und Fräulein Wahlſtein. Beide ſind in ein und demſelben Capitel des Buches in unvergleichlichen Zügen ſo trefflich geſchildert, daß ich faſt in Verſuchung komme, das ganze meiſterhafte Capitel hier abzuſchreiben; da dieß jedoch der Raum dieſer Zeilen nicht geſtatten dürfte, ſo begnüge ich mich nur künftige Leſer auf dieſen Abſchnitt, der „Fräulein Wahlſtein," überſchrieben iſt, aufmerkſam zu machen. Als Probe der Darſtellung ſey nur Folgendes daraus angeführt.

„Ich habe ſchon von der großen Liebe geſprochen, die mein Vetter gegen ſeine Hausthiere zeigte; unter dieſen ſpielten die beiden erwähnten Katzen eine wichtige Rolle; da ſie indeß beide weiblichen Geſchlechts waren und ſich ſtark vermehrten, ſo wurde ihm ihre Nachkommenſchaft, trotz aller ſeiner Thierliebhaberei, zu großer Beſchwerde. Die Mehrſten an ſeiner Stelle würden das ganze Gezücht ertränkt haben, aber das konnte er nicht über's Herz bringen. Er verehrte ſie alſo entweder ſeinen Bekannten, oder verſchaffte ihnen mit deren Hülfe Plätze in fremden Häuſern und ſorgte mit großer Mühe dafür, daß ſie gute Herrſchaften erhielten. Ja, bei ſolchen Gelegenheiten opferte er, der ſonſt die Einſamkeit liebte, gern ſeine häusliche Ruhe, und ſobald er Jemand von ſeinen Bekannten zu ſich einlud, da wußten wir mit Sicherheit, ein Paar von dieſen Thieren ſollten auf ein oder die andere Weiſe angebracht werden. Wenn ſeine Freunde ihm jedoch nicht helfen konnten oder wollten, nahm er ſeine Zuflucht auch zu andern Mitteln und überredete für Geld und gute Worte Taglöhner oder alte Weiber, ſeine ungebetenen Gäſte in fremder Leute Wohnungen auszuſetzen, aus welchem Grunde er auch über alle Katzenliebhaber, die er in der Stadt aufſpüren konnte, Buch hielt. Ja, da er Mißtrauen bekam, ſeine Boten möchten ihn bisweilen hinter's Licht führen oder zum wenigſten ſeine Aufträge nicht ſo gewiſſenhaft ausrichten als er wünſchte, ſo mußte zuletzt bald ich, bald der alte Johann am Abend die Kätzchen in der Stadt herumtragen, und überhaupt konnte keine Mutter mehr Künſte anwenden, ihre Kinder gut verſorgt zu erhalten, als der Advocat, der doch ſonſt kein diplomatiſches Genie war, um dieſe ſeine Lieblinge auf guten Stellen anzubringen; „denn, warum ſollen wir ihnen das Leben nehmen?" pflegte er zu ſagen, „unſere Hände haben ſie ja doch geſtreichelt und gefüttert, wir haben uns oft über ihre luſtigen Sprünge gefreut, laßt ſie alſo lieber, wenn ihrer zu viel werden, ausgehen in die Welt und ihr Heil verſuchen, zum wenigſten wollen wir ihnen nicht den Weg zu dem Glück verſperren, das ihnen vielleicht beſchert iſt."

Fräulein Wahlſtein, ſo hieß die Eigenthümerin des Gartens, war eine von denen, die auf der Liſte des Advocaten obenan ſtanden, und ſie war deßhalb öfters mit einem Freiexemplar aus ſeinem Thiergarten bedacht worden. Eines Abends, als ich ihr eine ſolche Verehrung bringen ſollte, und als ich nach meines Vetters Vorſchrift das kleine Thier eben auf die Treppe niederſetzen wollte, fing es plötzlich ſtark zu miauen an, worüber ein Mädchen mit Licht heraus kam, und mich auf friſcher That überraſchte. „Aha," ſagte ſie, „nun bekommen wir doch zu wiſſen, wer uns den Segen von jungen Katzen ins Haus bringt." In demſelben Augenblick ſchellte es von innen, weßhalb das Mädchen hineinging, aber doch nicht, bevor ſie die Hausthüre zugeriegelt hatte, damit ich nicht entlaufen konnte. So ſtand ich da in Furcht und Beben über die Gefahr, der ich entgegen ging. Kurz darauf kam das Mädchen wieder und erſuchte mich einzutreten, weil das Fräulein ſelbſt mit mir zu ſprechen wünſchte.

Der Neffe des alten Advocaten wird auf dieſe Art mit dem nicht mehr jugendlichen, doch höchſt anziehend geſchilderten Fräulein Wahlſtein bekannt, die ihn ſehr gütig aufnimmt, obwohl ſie gegen ähnliche Beweiſe ſeines Vertrauens zu ihrem mitleidigen Herzen für die Folge proteſtirt.

Später wird er von derſelben in das Reich der Poeſie eingeführt, ſo daß er ſich ſchon in jugendlichen Jahren zum großen Verdruß des alten Vetters in eignen Gedichten verſucht. Dieſer äußert ſich nämlich ſehr bitter über dergleichen leeres Kinderſpiel und unnütze Träumereien, und empfiehlt ihm dagegen das Studium der Mathematik, „die vor allen andern Kenntniſſen eines verſtändigen Mannes würdig ſey."

Indeß widerfuhr meinem Vetter kurz darauf eine große Kränkung, die ihn für einige Zeit in die ängſtlichſten Zweifel und in Unſicherheit ſtürzte, obgleich er die gewiſſeſte von allen Wiſſenſchaften ſtudirte. Er nahm eines Tages eine Abſchrift von ſeinen Arbeiten und ſandte ſie einem berühmten Mathematiker zu, der in Danzig wohnte, um ſeine Meinung darüber zu hören. Nach einiger Zeit erhielt er jedoch eine Antwort, in der ihm bedeutet wurde, die Wiſſenſchaft habe ſchon längſt die Gränzen überſchritten, von welchen er noch glaubte, daß ſie ſtande, in Folge deſſen wußte man jetzt kürzere Wege, um das Ziel zu erreichen, das er auf einem längeren ſuchte.

Seiten hat etwas mich mehr erſchüttert, als der Anblick des Kummers und der Bläſſe, die ſich über das Geſicht meines Vetters verbreiteten, als er dieſen Brief geleſen hatte. Er ging mehrere Tage umher, faſt ohne zu eſſen und zu trinken, und ohne ein Wort zu ſprechen; ſogar in der Nacht hörten wir ihn in ſeinem Zimmer gehen und tiefe Seufzer ausſtoßen; er arbeitete nicht mehr, er achtete nicht auf ſeine Hausthiere, aber ſeine Augen waren beſtändig auf das Pult gerichtet, auf welchem der unglückliche Brief aufgeſchlagen lag, und er wurde jeden Tag bläſſer und bläſſer.

Eines Abends rief er ſeinen alten Diener in ſein Zimmer. „Johann!“ ſagte er, „ich weiß du biſt mir ergeben, ich habe keinen Andern, dem ich mich anvertrauen kann, und doch muß ich meinen Gram vor Jemanden ausſchütten, wenn mein Herz nicht brechen ſoll; denn du mußt wiſſen, ich habe faſt mein ganzes Leben mit Narrenſtreichen verſchwendet, ja ich hätte die ganze Zeit Verſe ſchreiben können, wie der Knabe letzthin that, und ich würde doch nicht weiter vom Ziele ſeyn, als ich jetzt bin.“

Dieſer Gram hätte auch ſicher ſeinem Leben ein Ende gemacht, wenn nicht der alte treue Diener ihn mit dem Gedanken getröſtet, daß jener Gelehrte wohl gar aus Neid oder andern kleinlichen Beweggründen dieſes liebloſe Urtheil gefällt, und erlangte die Erlaubniß noch einen zweiten Verſuch damit zu wagen. Dieſer Verſuch kommt unter Mitwirkung des Hausarztes zur Ausführung, der dem Mathematiker die lebensgefährlichen Folgen jenes Briefes vertraut, und deſſen Menſchenliebe zu einem zweiten bewegt, worin er ſein Bedauern ausdrückt, wegen Mangel an Zeit jene Schriften das erſtemal nicht aufmerkſam geleſen zu haben, jetzt aber, nach genauerer Durchſicht, müſſe er eingeſtehen, daß wenn auch Manches nicht neu, doch die Arbeiten in ihrer Art ſehr nützlich ſeyn könnten, beſonders wenn ſie noch recht ſorgfältig durchdacht und ausgefeilt würden.

„Dieſer letzte Brief wirkte wie ein Zauberſchlag; der alte Herr erhielt Muth und Kräfte wieder, aß und trank und arbeitete nach wie vor tief in die Nacht hinein bis zu ſeinem Todestage.“

Nachdem ich ſo viel zum Ruhme dieſer Dichtung geſagt habe, ſey es mir auch geſtattet, auf einige Mängel aufmerkſam zu machen, die in der deutſchen Ueberſetzung vielleicht vermieden werden könnten. Nachdem er auf dem vorgeſchilderten Maskenballe den Enthuſiasmus aller Anweſenden und des Leſers ſo hoch geſpannt hat, läßt er Emilie ihren Verwandten in ein Seitenzimmer des Saales rufen und ihm dort eine ſtundenlange Geſchichte erzählen, was ſchon darum nicht günſtig auf den Leſer wirkt, weil er vielleicht der gedehnteſte Abſchnitt im Buche iſt, in dieſem Augenblick iſt es aber auch unnatürlich. Ueberhaupt beſitzt Hauch eine Eigenthümlichkeit der däniſchen Sprache, Alles ſehr umſtändlich auseinanderzuſetzen was in ihren kurzen Worten zur Verdeutlichung beiträgt, in der deutſchen länger werdenden aber ermüden würde, in größerem Grade, als andere däniſche Schriftſteller. Dagegen gleitet er über die Erzählung mancher kleiner Umſtände fort wie einige Franzoſen, welche mit weniger Worten motivirter und wahrſcheinlicher erſcheinen würden, was der Deutſche nicht vergeben kann. Ebenſo iſt Hauchs Interpunktion von der deutſchen abweichender, als die der mehrſten anderen. Das deutſche Ohr möchte ſich ſchwerlich daran gewöhnen. — Werden dieſe kleinen Uebelſtände abgeſtellt, ſo wird ein großes Hinderniß wegfallen, das dieſem Roman auf ſeiner Rundreiſe durch alle Sprachen Europa's entgegenſtehen dürfte.

Ferner, warum läßt er Skrzynecki ſo ganz in den Hintergrund treten? man ſieht, daß Polen perſönlich auf den Dichter eingewirkt haben. Denn wenn dieſe merkwürdiger Weiſe alle für Uminski ſympathiſiren, deſſen Leichtſinn doch allein den unglücklichen Rückzug nach Oſtrolenka herbeigeführt hat, und der, was ſchlimmer, nach der Revolution in London im Wohlſtand lebte, da er vor ihr nicht mehr auf ſeinem polniſchen Dorfe exiſtiren konnte — haben ſie gegen Skrzynecki, den unbeſcholtenſten aller ihrer Anführer, eine gemeinſame Theilnahmsloſigkeit. So lange nicht ein wahrer Redlichkeitsſinn ſich bei vielen dieſes Volks zeigt, werden ſie immer wieder Häuptern in die Hände fallen, die im entſcheidenden Moment ſie entweder aus Leichtſinn oder geradezu aus Habſucht im Stiche laſſen, und ein Skrzynecki wird mit ihnen nichts ausrichten können.

Ich kann jedoch zum Schluß nicht umhin, die Theilnahme für den Dichter und die Bewunderung einer ſo merkwürdigen Menſchen- und Länderkenntniß noch dadurch zu erhöhen, daß ich die Stelle anführe, an der er, leider aus eigner ſchrecklicher Erfahrung ſpricht, wo Caſimir beide Beine abgenommen werden. Auch er hat das eine verloren. Beſcheiden hat er die Worte derjenigen Perſon in den Mund gelegt, die er am wenigſten hoch ſtellt:

„Ach, und wenn nun der ungeheure Schmerz überſtanden iſt, dann merkt man bald, wie alle Pulſe aufhalten, wie alle Lebensgeiſter trauern über den großen unerſetzlichen Verluſt. Die Seele fühlt dann wohl, daß alle Lebensblumen dahin ſind, daß der Ausdruck des immerwährenden Schmerzes niemals mehr aus den Geſichtszügen weichen wird, daß der Schmetterling, der die Flügel verbrannte, nun keinen Troſt mehr zurück hat, außer den, den der Tod ſchenkt. Die andern welken langſam hin, das eine ihrer Haare wird grau nach dem andern, eine Falte kommt nach der andern, und ſie merken kaum, wie der Sommer in den Herbſt übergeht; ſie haben Zeit, ſich an den Winter zu gewöhnen, ehe er hereinbricht, und erinnern ſich faſt nicht mehr, daß es einſt Frühjahr war; ich dagegen war in dem einen Augenblick friſch und blühend und in dem nächſten ein zerſchmetterter Wurm, der ſich von dem Wurm auf dem Felde nur durch den Vorzug unterſcheidet, daß er ſeinen Schmerz ſtärker fühlt.“

Thomas Moore.

(Fortſetzung.)

Der erotiſchen Poeſie hat Moore in den iriſchen Melodien keineswegs Lebewohl geſagt, aber ſie erſteht darin in einer höhern, edlern Form. Hatte er ſonſt mehr den flüchtigen Genuß der Sinne, den Rauſch der Leidenſchaft beſungen, deren Kehrſeite dann frivoler Spott und der Witz befriedigungsloſer Un-

behaglichkeit war, der bald den Gegenstand der Liebe oder Leidenschaft, bald diese selbst verdächtigte und herabsetzte, so ist es jetzt die Treue des Herzens, die unzerreißbare Sympathie der Seelen, welche von seinen schönen, tiefgemüthlichen Liedern verherrlicht wird. Man könnte sagen: Th. Moore hat damit seine ehrende Achtung vor dem Volke, vor der moralischen Person der Nation an den Tag gelegt; jene lüsternen und frivolen Poesien bot er so zu sagen den litterarischen Gourmands und fashionablen Leuten der höhern Gesellschaftsclassen dar, aber vor die Versammlung des Volks wollte er nur mit den gediegenern, reinen, natürlichen und edeln Gefühlen eines starken und treuen Herzens treten. Das allererste Lied der ganzen Sammlung ist sogleich ein Liebeslied voll Innigkeit und Tiefe. Es ist, so muß man etwa annehmen, das Lied eines irländischen Mädchens, das seinem Geliebten, der in den Krieg oder sonst in die Welt hinausziebt, um seine Kraft zu erproben, rührende und bittende Abschiedsworte nachruft:

Geh, wo Ruhm dir zuwinkt;
Doch, wenn der Kranz dir zufällt,
Oh! stets doch denke mein!
Wenn von süßesten Zungen
Dir wird Lob gesungen,
Oh! dann gedenke mein!
Welche Hand wohl hegt dich,
Lieb're Freundschaft pflegt dich,
Höhre Fluth wohl trägt dich
In Lust und Freud' hinein;
Doch wenn Freund' und Wonnen
Trauteſt dich umspinnen,
Oh, dann auch denke mein!

Wenn du schweifst am Abend,
Dich am Vollmond labend,
Oh! dann gedenke mein!
Denk', heimwärts gewendet,
Wie uns oft geblendet
Sein Licht! So denke mein!
Wird bei Sommers Scheiden
Sich dein Aug' mit Freuden
So wie ehmals weiden
An später Rosen Schein:
Denk', wer dich die werthe
Blume lieben lehrte,
O! dann gedenke mein!

Wenn um dich das todte
Herbstlaub liegt, das rothe,
Oh! dann gedenke mein!
Schaust du zu der frohen
Herrosflammen Lohen,
Oh' dann gedenke mein!
Netz' Musik, erweichende,
All dein Seyn durchstreichend,
Sanft dein Herz beschleichend
Dann das Auge dein'
Weisen, die ich sang dir,
Flüstr' Erinnrungsklang dir —
Oh! dann gedenke mein'

Als eine eigentliche Palinodie und Abschwörung früherer Irrlehren und Ketzereien, gegen den Glauben an die Treue und Ewigkeit der Liebe gerichtet, indem er in frivolem Uebermuth sogar ausdrücklich die Dauer der Liebe an äußerliche und natürliche Bedingungen geknüpft, und nur unter solchen Restrictionen und Reservationen der Geliebten sein Herz zugeschworen hatte, läßt sich folgendes schöne Gedicht ansehen, in welchem die Unabhängigkeit der Seelenliebe von natürlichen Zufälligkeiten, von sinnlichen Reizen ausgesprochen und stillschweigend die Lehre Plato's (über den der Dichter sich sonst gern lustig gemachte hatte), daß die ächte Liebe das Sichwiederfinden und Vereinigen von zwei Seelen sey, welche ursprünglich eine Einheit bildeten, und getrennt worden waren, beistimmend bestätigt:

Glaub' mir, wenn deiner blühenden Reize Verein,
Drauf mein Aug' weilt in zärtlicher Lust,
Blöd', wie Reengeschenk, ein vergänglicher Schein,
Während ich dich schließ' an die Brust:
Ja, wenn welk deine Schönheit wär' heute, und bleich,
Dich anbeten, wie jetzt, würd' ich doch'
Jede Sehnsucht des Herzens schläng' eyberzleich
Um die theure Ruine sich noch!

Nicht, so lange dich Jugend und Schönheit verklärt,
Deine Wang' nicht die Thräne entweiht
Wird die Inbrunst und Treue der Seele bewährt,
Der nur theurer dich stets macht die Zeit
Oh! nichts ächter Liebe ihr Wesen raubt!
Treu das Herz bis zum Ende sich zeigt,
Wie zum sinkenden Gott sich der Sonnblume Haupt
Noch, gleichwie zum aufsteigenden, neigt'

Die heilige Unschuld der Liebe, mit einer religiösen Beziehung, spricht folgendes kleine Lied aus:

Die kennen mein Herz nicht, die glauben: es sey
Nicht vom Erdelement sein Gefühl für dich frei!
Und, wenn ich in Blüthe des Lenzes dich schau'
Rein, wie auf der Blume der früheste Thau,
Droh ich Leid der Geliebten — wie lächelnd saust
Auf die Thauperl' ein Sonnstrahl und weg ihn trinkt.

Nein! wie glühend auch strahlt dein Madonnengesicht
Dein Herz umschwebt ein noch holderes Licht'
Nicht die Wange, vom Purpur der Unschuld behaucht,
Macht so schön dich — die Seele, die dämmernd draus taucht;
Wie zum Aether, wie prachtvoll geführt er auch blinkt,
Wir sehnsüchtiger noch schaun, weil der Himmel dort winkt

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12 u. 13.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Februar 1840.

Violette.

Von Madame Desbordes Valmore.

Die Dichterin der Fleurs und der Pauvres Fleurs verläugnet sich in diesem vor kurzem in Paris erschienenen Roman keineswegs. Blumen und Thränen kommen in demselben reichlich vor, wie denn schon der Name der einen Hauptheldin der Name einer Blume ist; die andere Hauptheldin, Marguerite, Königin von Navarra, hat ebenfalls einen Blumennamen, denn Marguerite bedeutet die Maßliebe, aber auch Perle, und jedes halbwegs poetische Gemüth, oder jeder, der nur Poesien gelesen hat, weiß, wie die Dichter und Dichterinnen zu spielen lieben mit Perlen und Thränen, indem bald Thränen mit Perlen verglichen, bald Perlen in Thränen verwandelt werden. Indeß läugnen wir nicht, daß uns diese, wenn auch etwas reichlich angewendeten Zuthaten eines Romans immer noch besser behagen, als diejenigen Ingredienzien, welche man in der neuesten französischen, englischen und leider auch der deutschen Roman- und Novellen-Literatur so häufig findet — wir meinen die unnatürlichen Gräuel und Frevel, das Gemisch von Blut und asa foetida. Den vorliegenden Roman könnte man sich versucht fühlen, in die Classe der vor einigen Jahrzehnten in Deutschland so beliebten Klostergeschichten, deren Reigen Sigwart anführt, zu rechnen, aber die sentimentale, rührende Erzählung hat auch einen historischen Hintergrund, indem der Hof und das Zeitalter Franz I von Frankreich dem Leser vorgeführt werden. Und wenn man will, kann man sogar in dieser Erzählung eine gewisse Verwandtschaft finden mit denjenigen modernen Romanen, welche das große Thema der Frauenemancipation behandeln; diese Verwandtschaft beschränkt sich aber darauf, daß das gewöhnliche Schicksal der Frauen: aufgeopfert zu werden, in mehreren Fällen dieser Art, an dem Beispiele einer Königin und zwei ihrer Ehrenfräulein, veranschaulicht und beklagt wird, doch ohne daß irgend direct oder indirect Vorschläge gemacht oder Anweisungen gegeben würden, wie sich die Frauen diesem Schicksal entziehen oder daß sie sich dagegen empören sollten. Vielmehr dulden die Geopferten ihr Loos mit stummer und frommer Resignation. Die Geschichte ist ziemlich einfach. Wir geben zuerst einen kurzen Umriß und lassen dann einzelne Abschnitte folgen.

Die Scene ist im Anfang das Louvre. Der alte bigotte Baron von Aigues-Vives, ein navarresischer Edelmann, der Vormund Violettens von Sauveterre, zeigt der Königin Marguerite von Navarra, deren Ehrenfräulein Violette ist, das Testament von Violettens Vater, seinem vor Jahren gefallenen Waffenbruder, worin er seine Tochter, die Erbin großer Güter, nach zurückgelegtem sechzehnten Jahr dem jungen Grafen Amalric d'Argèles, einem ebenfalls sehr reichen Erben, zur Gattin bestimmt, worüber beide Familien längst einig geworden sind. Die Königin, welche Violette zärtlich, wie eine Tochter, liebt, und die erst kürzlich ein Ehrenfräulein, Isabelle des Ursins, die vieljährige Gespielin und Freundin Violettens, durch eine Heirath verloren hat, welche sie, wie man besorgt, nicht glücklich macht, und selbst vermählt mit einem ihrer nicht würdigen Manne, den sie nicht liebt und der sie nicht einmal mit Achtung behandelt — die Königin erhebt Bedenklichkeiten gegen dieß Testament, dessen unverbrüchliche Gültigkeit und Vollziehung indeß der alte Baron unnachgiebig verlangt, obgleich er selbst den jungen Grafen Amalric kaum kennt. Der Graf soll jetzt am Hof erscheinen und sein Recht auf Violettens Hand geltend machen. Auf dem für den Abend vorbereiteten Ball soll er erscheinen, wo auch die Königin mit ihrem Hof sich einfinden wird; zuvor aber noch erhält die Königin durch den Dichter Clement Marot, mit welchem sie seit frühen Jahren eine von ihm erwiederte tiefe und glühende, gewaltig bekämpfte, aber nicht zu erstickende Neigung verbindet, von ihrem vergötterten Bruder Franz I, den sie erst kürzlich aus seiner Gefangenschaft in Madrid zu befreien nicht wenig beigetragen, indem sie selbst nach Madrid reiste, und Kaiser Karl V günstig zu stimmen suchte, den Befehl, in ihr Königreich, nach Bearn, abzureisen.

Marguerite, mit schwerem, bekümmertem Herzen, schmückt mit eigenen Händen Violetten, welche über einem wehmüthigen Brief an Isabellen zu lange gesäumt hat, sich für den Ball an-

zukleiden, und führt ſie in den prächtig erleuchteten, von Muſik erfüllten Saal. Wirklich erſcheint dort auch der Violetten beſtimmte Bräutigam, der Graf Amalric d'Argeles, eine hohe, prächtige Geſtalt, aber voll Eigendünkel und Selbſtgefälligkeit; er führte Violetten zum Tanze, aber ohne ein beſonderes Intereſſe für ſie zu zeigen, ohne mit ihr zu ſprechen, und mit einer Miene, welche ihr ſagte, daß er ihr in Ewigkeit nichts zu ſagen haben, daß er ihr nie etwas ſeyn werde. Nur einen Augenblick war der König am Ende einer Galerie erſchienen, und wie die Königin überzeugt war, nur, um ſein Auge von fern an Violettens Schönheit zu weiden. Violette, von dem Ball in ihr Gemach zurückgekehrt, am Schickſal ihrer ſchweſterlichen Freundin Iſabelle ſich ſpiegelnd, ſprach bei ſich ſelbſt ein entſchloſſenes: Nein! gegen die ihr beſtimmte Verbindung mit dem Grafen Amalric, aus. Marguerite aber, die bewunderte und glänzende Königin, die beim Ball von Freundlichkeit und Reiz geſtrahlt, ſuchte, tief betrübt über ein demüthig zärtliches Billet von Element Marot, von dem ſie bald ganz ſcheiden mußte, unter bittern Thränen den Schlummer. Am andern Morgen überzeugte ſie ſich in einem Geſpräch mit Violette, daß dieſer der Graf d'Argeles gänzlich zuwider ſey, aber eben ſo auch, daß das unſchuldige Mädchen die keimende Neigung des Königs ganz und gar nicht merke, und ihn in ehrfurchtsvoller Entfernung bewundere und hochſchätze. Ein Verſuch ihres Vormunds, ſie auf andere Gedanken zu bringen, blieb trotz ſeiner Strenge und Heftigkeit, und der Scheu, welche Violette ſeit frühen Jahren vor ihm hegte, fruchtlos. In der Traurigkeit und Bangigkeit, welche ſie ergriff, als ſie nach dieſem Beſuch wieder allein war, gedachte Violette an all die Schmerzen und Leiden, die ſie ſchon geſehen, und hiebei trat ihr beſonders lebhaft vor die Seele ein junger Pilger, noch ein Kind, der ihr eine werthe Reliquie, einen bleiernen Ring, zurückgelaſſen, welchen ſie jetzt anſtarrte. Man ſah auf dieſem Ring zwei Herzen, eingefaßt von einem Dornenkranz, und darüber eine Flamme. In tiefer Schwermuth dachte ſie: was haben ſie wohl mit dieſem Kinde gemacht?

Violette hatte im Alter von vier Jahren Vater und Mutter verloren; beim Begräbniß ihrer Mutter brach ihr Jammer, zum großen Verdruß des Barons Aigues-Vives, ihres Vormunds, ſo aus, daß dadurch die Leichenfeier geſtört wurde, und mit Unmuth erkannte und ahnte der Baron in ihr das Gemüth ihrer weichherzigen, und nach ſeinem Dafürhalten viel zu ſehr für weltliche Gefühle empfänglichen Mutter. Er verwünſchte ihre Erziehung und beſchloß, ihr an der einige Jahre ältern Tochter eines Freundes, eines eben ſo ſtrengen Mannes, des Herrn des Urſins, eine Geſpielin zu geben, die ihr hoffentlich mit gutem Beiſpiele vorangehen würde. Dieß war Iſabelle, die er ohne Vorbereitung aus dem Hauſe ihrer Eltern auf ſeinem Pferd mit ſich nach Sauveterre nahm, wo die beiden Mädchen in liebevoller Eintracht, obwohl unter ſtrenger Zucht gehalten, lebten. Wenig Abwechslung hatte ihr einförmiges Leben, bis eines Tags ein ſeltſames Ereigniß ſich begab. Die beiden Mädchen (Violette war ſieben Jahre alt) erblickten vor dem Thor, das auf die Landſtraße ging, einen etwa zehnjährigen Knaben als Pilger gekleidet, baarfuß, aber um den Hals ein koſtbares Tuch, von überraſchender wunderbarer Schönheit. Sie redeten ihn, der nicht Worte finden konnte, an; ſie bewirkten, daß man ihn einließ. Er erzählte ihnen, daß er auf einer Wallfahrt begriffen ſey zur heiligen Jungfrau de la Daurade, um von ihr die Erfüllung ſeines heißen Wunſches zu erlangen: das Herz ſeiner Mutter zu gewinnen, welche, all ihre Liebe dem erſtgebornen Sohne zuwendend, ihn in ein Kloſter ſchicken wolle. Ein alter Pilger habe ihm viel von der Macht der heiligen Jungfrau de la Daurade über die Herzen erzählt, und er habe die Pilgertracht, welche ſeine Mutter für einen armen Knaben machen ließ, um für ſie eine Wallfahrt anzutreten, angezogen, nicht um über die Pyrenäen zu wandern, und zur Madonna del Pilar zu flehen, wie der Waiſenknabe es thun ſollte, ſondern zur Gottesmutter de la Daurade, daß ſie ihn glücklich und frei mache, wie ſeinen Bruder, und ihm einen gleichen Antheil an der mütterlichen Liebe verleihe. Aber plötzlich kamen Diener ſeiner Mutter mit Waffen in den Händen, und an ihrer Spitze der Baron Aigues-Vives ſelbſt, höchlich erzürnt über die Keckheit und Unbotmäßigkeit des Knaben. Er fuhr ihn barſch an, aber der Knabe antwortete ihm unverzagt und freimüthig; den Dienern gebot er, ihre Waffen zu ſenken, denn er ſey der Sohn ihrer Gebieterin; er werde nicht ihnen folgen, aber ſie ſollten ihm folgen, denn er verſtehe ſich dazu, zu ſeiner Mutter zurückzukehren. So entfernte er ſich mit den Dienern, nachdem er zuvor Violetten den oben erwähnten Ring zum Andenken und als einen Glück bringenden Talisman gegeben. Violette brach in ein heftiges Weinen aus, worüber der Vormund ſehr ungehalten war; doch hatte das Benehmen des Knaben einigen Eindruck auf ihn gemacht, und den bleiernen Ring betrachtete er mit großer Ehrfurcht. Aber nie erfuhren die Mädchen von ihm den Namen des jungen Pilgers, den er wohl kannte; es war der jüngere Bruder des Grafen Amalric d'Argeles; und obgleich Violette manchmal auf das Schloß der Wittwe d'Argeles kam, ſah und hörte ſie doch nie etwas von Iſolier d'Argeles; und nur eine innere Ahnung ſagte ihr, daß der ſeraphähnliche Pilger Iſolier d'Argeles ſeyn möchte.

Marguerite ſetzte Violette in Kenntniß von ihrer bevorſtehenden Abreiſe und ihrem Entſchluß, ſie mit ſich zu nehmen, um ſie ſo noch einige Zeit wenigſtens vor den Beſtürmungen zu jener Heirath zu ſichern. Dankbar nahm Violette dieß an. In einer Unterredung mit ihrem Bruder Franz I erfährt Marguerite, wie ſie ſchon vermuthet, daß er ſie nach Navarra ſchicke, weil ſich viele Anklagen gegen ihre Rechtgläubigkeit erhoben, und ſie durch die Entfernung vom Hofe auch dem Haß und der Verfolgung eher entrückt werde. Zugleich vergewiſſert ſie ſich, daß Violette auf den galanten König einen bedeutenden Eindruck gemacht hat, und dieß benützt ſie, in einer Unterredung mit dem Baron von Aigues-Vives, um dieſen zu bewegen, ſeine Mündel ſofort mit der Königin ziehen zu laſſen, und ſie ſelbſt als ihr Oberſtallmeiſter zu begleiten. Nachdem noch ein Ball des Königs ſtatt gefunden, nach deſſen Schluß er Margueriten und Violetten prächtig beſchenkt, und Marguerite unter Thränen von ihrer gerührten und trauernden Mutter Abſchied genommen, reiſt ſie mit ihren Ehrenfräulein, ihrem Oberſtallmeiſter und dem mun-

tern und ſchlanen Pagen Eliſée nach Navarra ab. Unterwegs begegnen ſie unverhofft dem Gemahl Margueritens, Henri d'Albret, König von Navarra, deſſen Kind ſie unter dem Herzen trägt, der, auf dem Wege nach Paris begriffen, ſich mit der Jagd die Reiſe verkürzt, und ſeine Gemahlin, die ihm lebhaft entgegeneilt, mit der größten Gleichgültigkeit und Kälte empfängt, welche nur dem alten Baron von Aignes-Vives nicht auffällt. Nach einigen kleinen Abenteuern und ſeltſamen Begegniſſen — ſie werden zufällig Zeugen einer Hochzeit unter den faſt wilden Bewohnern der Landes — kommen ſie in Bearn an, wo ſie vom Volke mit Jubel empfangen werden.

Am andern Tage wird ſofort der Page Eliſée nach dem einige Stunden entfernten Schloß Ortez geſandt, welches dem Gemahl Iſabellens, Glover Aymond, gehört, um die Freundin Violettens an den Hof der Königin einzuladen. Aber er wurde von dem Edelmanne unfreundlich empfangen; barſch erklärte er ihm, die wankende Geſundheit ſeiner Gattin erlaube ihr das Reiſen nicht; er werde allein an den Hof kommen, der Königin ſeine Huldigung darzubringen. Der Page ſah zuerſt Iſabellens Schweſter, Aloiſe, ein ſehr ſchönes Mädchen, aber mit einem böſen Zug im Geſicht, und dann Iſabellen ſelbſt, blaß und leidend. Sie erklärte dem Pagen, daß er die Antwort, welche ihr Gatte ihm gegeben, der Königin überbringen ſolle, und gab ihm dann eine Maßliebe (marguerite) als Zeichen ihres beſtändigen Andenkens an ſeine Gebieterin mit. Der Page richtete ſeine Botſchaft aus, und erntete theils dafür, theils für ſeine ſonſtigen Talente, für ſeine Treue und ſeinen Eifer, Geſchenke und Lobſprüche, welche ihn mit einem ganz neuen, männlichern Geiſt beſeelten. In einer innigen Unterhaltung vertrauen jetzt die Königin und Violette einander ihre theuerſten Herzensgeheimniſſe an; Violette erzählt die Begegnung mit dem Pilgerknaben, deſſen Bild ihr nie mehr aus dem Herzen entſchwunden ſey, und die Königin erzählt ihr eine ähnliche Begegnung, auch aus ihren Kinderjahren, mit einem, den ſie nicht nennt, aber wohl nennen könnte; ſie getraut ſich nicht, ihr ganzes Herz auszuſchütten, getraut ſich nicht, den Namen Clement Marot auszuſprechen. Violette dagegen geſteht, daß ſie tauſendmal ſchon vermuthet, der Pilgerknabe ſey der Bruder des Grafen Amalric; aber nie habe ſie darüber Gewißheit erlangen können. — Der Oberſtallmeiſter wird zur Königin beſchieden, und, obgleich er für das Dringlichſte hält, die Kirchen und Klöſter der Umgegend zu beſuchen, beauftragt, Violetten auf einem Beſuch bei ihrer Freundin Iſabelle zu begleiten.

Dieſer Beſuch iſt traurig. Violette glaubt in ein Gefängniß zu treten, ſo düſter und kalt iſt Alles in Ortez. Iſabelle eilt ihr blaß und heftig bewegt entgegen, ohne zu ſprechen, und nur Schluchzen verräth ihre Gefühle. Das Geſpräch bleibt einſilbig, ſo lange der Vormund, Glover und Aloiſe anweſend ſind; aber nachdem ſich dieſe entfernt — und zwar der Baron Aignes-Vives ſehr erboſt über die gottloſe Aloiſe, welche ſich ſträubt den Schleier zu nehmen, dem ihre Eltern ſie geweiht haben, und allerlei kecke Reden führt — läßt Iſabelle ihrem Kummer freien Lauf. Sie erwartet den ihr ſchon nahen Tod, aber ſie erklärt ſich zufrieden; ſie wünſcht Violetten, daß ſie glücklich ſeyn möge, bittet ſie, der Königin zu ſagen, wie ſie ſie gefunden, zeigt ihr ihre ganz abgemagerten Arme, und geſteht ihr, daß ſie, von ihrem Gatten, den ſie auf Befehl der Ihrigen, ohne eigne Neigung, die Hand gereicht, niemals eigentlich geliebt, ſeit der Zeit wo ſie ihre Schweſter Aloiſe zu ſich genommen, ihm gänzlich entfremdet worden ſey. Dieſe unnatürliche Schweſter habe ſie, als die Aeltere, von Kindheit an gehaßt und beneidet, auch aus dieſen Geſinnungen nie ein Geheimniß gemacht. Offen habe ſich Aloiſe gegen ſie deſſen gerühmt, daß ſie, Aloiſe, hier die Geliebte, daß Iſabelle die Ueberflüſſige und Ueberläſtige ſey, und ihr Gatte ſelbſt habe in einer gewaltſamen Scene ihr dieß beſtätigt. Violette hatte ſelbſt Gelegenheit, ſich von dem Einverſtändniß der beiden gleichſam gegen Iſabellens Leben Verſchworenen zu überzeugen und verließ ihre duldende, tödtlich blaſſe Freundin in ohnmächtiger düſtrer Verzweiflung.

Mit ihrem Vormund begab ſich Violette jetzt nach dem Schloß Urſins. Noch war die dritte und jüngſte Schweſter, Angela, das Ebenbild Iſabellens, im elterlichen Hauſe, und Violette kam dieſem ſchönen, aber in ihrem Benehmen oft ſehr ſonderbaren Mädchen mit Rührung und Freundlichkeit entgegen. Eines Tags waren ſie beiſammen im Freien, als der Page Eliſée daherſprengte. Er überbrachte einen Brief von der Königin Marguerite an Violette, in welchem ſie ſie unverzüglich zu ſich zurückrief; die Königin war nämlich in tiefe Betrübniß und Kummer verſetzt worden durch die Nachricht, deren Ueberbringer der Graf Amalric geweſen, daß in Paris auf dem Greveplatz mehrere Hugenotten feierlich verbrannt worden ſeyen. Sie ſah die Ehre und das Gewiſſen ihres geliebten Bruders durch dieſe That ſchwer befleckt und ſehnte ſich nach der tröſtenden Nähe ihrer geliebten Violette. In dem Brief war noch ein zweiter für Violetten beſtimmter, mit der Ueberſchrift: An meine Verlobte, von dem Grafen Amalric. Dieſen Brief raffte Angela haſtig auf, las ihn, und ſank dann bewußtlos ins Gras. Der Page Elyſée trug ſie in ihr Gemach. In dem Brief war weiter nichts enthalten, als der Ausdruck der Verwunderung des Bräutigams, daß er ſeine Braut nicht bei der Königin oder bei ſeiner Mutter, der verwittweten Gräfin d'Argeles getroffen. In der Nacht zogen ſonderbare Geſänge und andre Töne Violetten in Angela's Schlafzimmer; ſie fand ſie im Fieber und im Delirium, doch gelang es ihr endlich, die Arme zum Sprechen zu bringen, und jetzt erfuhr ſie, daß das arme Mädchen, getäuſcht von ihrer Schweſter Aloiſe, welche mit dem Grafen Amalric ein Liebesverhältniß angeknüpft, geglaubt hatte, daß die geheimen Beſuche des Grafen im Garten und Park ihr ſelbſt gegolten, zumal da der Graf Amalric ſelbſt ſie einmal für ſeine Verlobte erklärt hatte. Jetzt, ſeit ſie wiſſe, daß er ſich mit Violetten verlobt, ſey ſie bereit ins Kloſter zu gehen. Tief gerührt und betrübt verließ Violette das betrogene, unſchuldige Kind, bei dem ſich eine tiefe Leidenſchaftlichkeit mit ſeltſamen religiöſen Ideen miſchte.

Als ſie wieder ins Schloß in Navarra zurückgekehrt waren, wurden ſofort Anſtalten getroffen zu einem Ausflug nach Vallée aux Xonces und in ein daſelbſt befindliches Kloſter. Amalric hatte ſich entfernt, um dieſen Ausflug nicht mitmachen zu müſ-

ſen. Nach einer mühſamen und heißen Reiſe langten ſie in dem Kloſter an, wo ſie ſich in Kirche, Kreuzgang und Garten umſahen. Der Page Eloſée wurde in großen Schrecken gejagt durch einen wahnſinnigen Bruder, deſſen Geſchichte der Prior mit großer Ruhe und Zufriedenheit erzählte, obgleich er ſelbſt die Schuld ſeiner Geiſtesverwirrung trug. Sie erfuhren ferner, daß in wenigen Tagen die Einkleidung eines Novizen ſtatt haben werde, des jungen Iſolier d'Argeles, wozu der Prior die Königin und ihr Gefolge einlud, — und im Garten des Kloſters ſah Violette, welche allein zurückgeblieben war, eine hohe, edle Geſtalt in einem Veilchenbeet ſtehen, und erkannte — den Pilgerknaben, welcher kein Andrer war als Iſolier. Auch er erkannte augenblicklich Violetten, welche er ſeit jener Begegnung im Herzen getragen. Aber die Ueberraſchung beider war zu gewaltig, als daß ſie hätten Worte finden können; ſie trennten ſich ſtumm. Zerſtreut und außer ſich begleitete Violette auf dem Heimweg die Königin.

Bald geſtand ſie ihr Alles, was vorgefallen war. Marguerite, tief ergriffen, rieth ihr, die verwittwete Gräfin d'Argeles zu beſuchen und einen Verſuch zu machen, ſie auf andre Geſinnungen gegen ihren jüngern Sohn zu bringen; ſie ſelbſt aber wollte den Prior zu ſich berufen und in ihn dringen, den unglücklichen Jüngling frei zu geben. Beides geſchah, aber beide Verſuche blieben fruchtlos. Die Mutter und der Prior waren nicht zu erweichen; Violette aber verſchaffte ſich bei ihrem Beſuch noch ſichrere Beweiſe, mit welchem Widerſtreben der junge Iſolier dem Kloſterleben entgegengehe, und mit welcher Gluth er ſie liebe. Zur Königin zurückgekehrt ſprach ſie gegen dieſe ihren Vorſatz aus, ſelbſt auch den Schleier nehmen zu wollen, worüber der Baron Aigues-Vives nicht wenig beſtürzt wurde. An dem zur Einkleidung Iſoliers feſtgeſetzten Tage beſtand Violette mit größter Entſchiedenheit darauf, daß ſie auch mit dem Hof der Ceremonie anwohnen und Iſolier noch einmal, zum letztenmal, ſehen wolle. Man geſtattete es ihr endlich. Sie kamen in dem Kloſter an, deſſen Kirche feſtlich geſchmückt war. Die Gräfin d'Argeles war in prächtigen Gewanden in der Kirche; der Graf Amalric fehlte noch. Iſolier wurde hereingeführt, er ſtand vor dem Altar; der Mönch der ihm die Locken abſchneiden ſollte, näherte ſich ihm — da mit einemmal wandte er ſich um, ergriff die Scheere, ſchleuderte ſie weg, und proteſtirte laut und feierlich gegen den Zwang, den man ihm anthue, indem man ihn einkleiden wolle; er fordere ſeine Rechte aufs Leben, er weiſe die Gelübde zurück. Im Herzen ſey er verlobt mit einer irdiſchen Geliebten, und ihr ſchwöre er ewige Treue. — Sprachloſes Staunen ergriff alle Anweſenden; endlich rief eine Stimme: Anathema, Anathema, Anathema! und Alle ſtürzten aus der Kirche und dem Kloſter hinaus. Iſolier wurde in die Zelle der Wahnſinnigen gebracht.

Als die Gräfin d'Argeles voll Scham, Zorn und Ueberraſchung ihrem Schloſſe ſich näherte, kam ihr der alte Diener Placidus in Trauerkleidern entgegen, die er, wie er ſagte, wegen eines zwiefachen Unglücks, das die Familie betroffen, angelegt hatte — das zweite Unglück war das, daß der Graf Amalric als Leiche im Schloß lag. In triumphirender Freude, an dieſem Tage für immer ſeines Bruders entledigt zu werden, hatte er einen heimlichen Beſuch bei Aloiſe in Ortez machen wollen; er hatte eine Leiter an ihrem Balcon angelegt und dieſe ſchon halb erklommen, als der Ritter Glover Aymond herbeikam und ihn tödtete. Den Leichnam lies er auf das Schloß d'Argeles tragen. Dieſer traurige Fall gab nun Allem eine andre Geſtalt; der einzige noch lebende Sprößling des edeln Hauſes erſchien jetzt durch eine wunderbare Fügung des Himmels noch frei von den Mönchsgelübden; der Baron Aigues-Vives erſchien mit einem glänzenden Gefolge im Kloſter und forderte den jungen Grafen Iſolier für die Welt zurück. Im Triumph wurde der an dieſen Schickſalsumſchwung kaum glaubende Gefangene aus ſeiner Zelle geführt und ihm das Schwert ſeines Vaters eingehändigt; er betrübte ſich über den Tod ſeines Bruders, aber mit Entzücken begrüßte er die ihm gegebene Zuſage, daß Violette die Seinige werden werde. Man führte ihn ſogleich ins Schloß zu Navarra; aber dort lag Violette, umgeben von der Königin und ihren Frauen, thränenlos, im Fieber, aber ſcheinbar beruhigt und zufrieden. Der Baron ließ ſich bei der Königin melden und benachrichtigte ſie von Allem; dieſe ſetzte Violetten von dem Vorgefallenen in Kenntniß; das Mädchen wähnte zu träumen, Marguerite überzeugte ſie von der Wirklichkeit des vermeintlichen Traums dadurch, daß ſie Iſolier herbei rief; „ich liebe dich!“ rief ſie dem ſich Nähernden entgegen, und dann: „das iſt der Himmel! zu ſpät!“ und ſank, ſanft verſcheidend, in die Arme der Frauen zurück. — — —

(Fortſetzung folgt.)

Thomas Moore.

(Schluß)

Religiöſe Anklänge kommen nicht ſelten vor, indeß iſt dieſe Sphäre des Gefühls in einer eigenen Sammlung Moore's, in den Sacred Songs behandelt, von welchen ſchon manche Proben in dieſen Blättern gegeben wurden. Wir wollen aus den iriſchen Melodien nur noch ein aſcetiſch-melancholiſches Lied überſetzen, das zugleich zeigt, wie der Dichter auch ſolche Empfindungen und Themata an Nationales anzuknüpfen weiß. Er ſagt in einer Anmerkung: „dieß Gedicht ſoll anſpielen auf den vom alten Aberglauben erdichteten Ort, der St. Patricks Fegefeuer heißt. Dr. Campbell ſagt: in den düſtern Gegenden von Donegall lag ein See, welcher die myſtiſche Scene dieſes fabelhaften Zwiſchenzuſtandes ſeyn ſollte. In dem See waren einige Inſeln und von dieſen hieß eine: der Schlund des Fegfeuers.“ Dieß zum Verſtändniß des Lieds.

Ich wollt' ich wär' beim düſtern See,
Wo Seelen ſcheiden im Sündenweh
Von dieſer Welt, in Todes Haft
Kalt ſchaudernd halb, eh' er ganz ſie rafft.
Dort, dort, fern von dir

Falſche Welt, wünſch' zu ſeyn ich mir —
Wo, was auch komm' von Pein und Schmerz,
Nicht eitle Hoffnung täuſcht mehr 's Herz.

Lebloſer Himmel, Schwermuthslaut
Vom Waſſer, das man hört, nicht ſchaut,
Das dürre Laub, das über mir bebt, —
Wie Einer der im Sarg noch lebt —
Das ſollt' entwöhnen 's Herz
Von dieſes Lebens Trug und Scherz,
Und all mein Wünſchen, all mein Denken
Wie Weiden, abwärts, grabwärts lenken.

Wie, wenn du ſanften Schlaf begehrſt
Vom Pfühl, das Licht du löſcheſt erſt:
So muß, o Herz, der Hoffnungsſchein,
Eh' ruhn du kannſt, gelöſcht die ſeyn;
Kalt, kalt du werden mußt,
Unwandelbar durch Leid und Luſt,
Wie jene Quellen, die, was drein
Verſunken, wandeln um in Stein.

Es könnte in Beziehung auf dieſe Lieder ein Zweifel aufgeworfen werden, ob Th. Moore dieſelben wirklich mit freier und ſelbſtſtändiger Inſpiration geſungen habe, ſofern er von außen erſt dazu den Anſtoß und die Aufforderung erhielt, und ihm in den vorhandenen Melodien beſtimmte Formen vorgezeichnet und gegeben waren, in welche und nach welchen er arbeiten mußte. Aber, was das erſte betrifft, ſo enthielt jene Aufforderung von außen nichts, was dem Dichter die Erfindung und die Freiheit des Schaffens erſpart, und nichts was ſie weſentlich beſchränkt hätte, und ſchon oft ſind Meiſterwerke veranlaßt worden durch Urſachen, deren ſcheindare Zufälligkeit man ſich verſucht fühlt, providentiell zu nennen. In Beziehung auf das zweite läßt ſich allerdings ſagen: der inſpirirte Dichter bringe Inhalt und Form (wozu auch Metrum und Melodie zu rechnen) auf Einen Schlag, als einen lebendigen Organismus, wie Leib und Seele, hervor; beides entſtehe ihm, ununterſcheidbar, zugleich; indeſſen, mag dieß als Hypotheſe gelten, welche durch einzelne glänzende Fälle gerechtfertigt und bekräftigt zu werden ſcheint — gewiß iſt doch auch, daß in unzähligen Fällen der Stoff, das Princip, die Monas eines Gedichts im Geiſte des Dichters vorhanden war, ehe dasſelbe die beſtimmte Form anzog, und daß bei nicht wenigen auch die feinſinnigſte Kritik dieſe, nach jener Theorie abnorme Entſtehungsart nicht nachzuweiſen vermag. Bei den iriſchen Melodien nun verhält es ſich umgekehrt; die vorhandene Form von Metrum und Melodie, freilich an ſich ſchon eine beſeelte Form, wirkte als Reiz auf Phantaſie und Gemüth des Dichters, und lockten die ſchlummernden Monaden von Liedern, in ihrer lieblichen Hülle in die Actualität zu treten und nach ihnen ſich zu geſtalten. Die Theorie wird ſich jedoch wohl hüten, ihre Grundſätze in dieſem Fall zu überſpannen, da Gedichte wie Moore's iriſche Melodien ganz geeignet wären, ſolche aprioriſche Sätze auf die glänzendſte Weiſe a posteriori und ad hominem zu widerlegen. Wenn Metrum und Reim überhaupt dem Verſtand und der Theorie als eine Hemmung und Feſſel für die Freiheit des Gedankens und Ausdrucks erſcheinen müſſen, für den inſpirirten und techniſchgebildeten Dichter aber es durchaus nicht mehr ſind, ſondern ihm oft eher als hebende Flügel dienen: ſo iſt ja wohl auch denkbar, daß eine ganze gegebene Melodie für den Sänger, der ſie lebendig in ſich aufnimmt und ſich damit durchdringt, aufhört eine von außen entgegentretende Form zu ſeyn, daß ſie ſein geiſtiges, freies Eigenthum wird, und die noch nicht völlig formirten, ſo zu ſagen noch weichen und flüſſigen Gefühle und Gedanken erſt in ihr und durch ſie wahrhaft ins Werden und Seyn treten.

Mit welchen Dichtern andrer Völker läßt ſich Th. Moore etwa vergleichen? Wenn wir ſpäter ſeine Lallah Rookh und andere orientaliſche Poeſien beſprechen, werden wir unterſuchen, ob und in wie weit er unter den Franzoſen mit Victor Hugo, unter den Deutſchen mit Rückert paralleliſirt werden kann; hier aber, wo hauptſächlich ſeine iriſchen Melodien beſprochen werden ſind, können wir ihm unter den Franzoſen nur Beranger gegenüberſtellen, welcher auch ein ächter Volksdichter iſt. Auch Beranger iſt ächt nationaler und populärer Dichter, auch Beranger iſt Sänger im eigentlichen Sinn, und ſeine Verbreitung unter dem Volk dürfte der Popularität Moore's nichts nachgeben. Beranger iſt durch und durch Franzoſe, und vielleicht iſt er es mehr, als Moore Irländer iſt, denn der letztere iſt daneben ja auch Anakreon und Orientale. Beide ſind Verfechter der Sache des Volks und der Freiheit; aber Beranger iſt der Repräſentant des ganzen Frankreichs der Revolution, Moore leiht ſeine Stimme nur einem zurückgeſetzten Stamm des engliſchen Reiches, einer Nation, die ihre politiſche Selbſtſtändigkeit verloren hat. Beranger wirft alle Feſſeln und Hemmungen, alle Traditionen und allen Glauben weg; Moore hält feſt an der alten Herrlichkeit Irlands, er preiſt ſeine alten Könige und Fürſten, er kehrt, als iriſcher Barde, zurück zu dem Glauben der Väter und belebt die Hoffnung auf die Zukunft durch Beſchwörung der Geiſter der großen Vergangenheit. Betrachtet man die Stoffe und Elemente, welche der eine und der andere Sänger vor ſich hatte, um daraus ſeine Lieder zu ſchaffen und zu ſchmücken: ſo ergreift Einen unwillkürlich ein Gefühl des Mitleidens mit der Armuth des Franzoſen gegenüber dem Reichthum des Irländers; jener hat die Ideen und Traditionen nur des letzten halben Jahrhunderts, das nivellirte Leben der franzöſiſchen Bourgeoiſie, viel Galanterie und Bonhommie, Geſchmack an einem fröhlichen, leichten Leben, einen tüchtigen Schatz Nationalſtolz und Eitelkeit, ein gutes Herz und ſchäumende Champagnerflaſchen, und zum Hintergrund das Chaos der Rieſenſtadt Paris mit allen politiſchen Händeln und Intriguen; und Moore dagegen hat das ganze grüne Erin, mit allen Bergen, Seen, Flüſſen, mit ſeinen alten, ſchönen, romantiſchen Traditionen, mit den Erinnerungen und Sagen eines naturfriſchen, eines unterdrückten aber tapfern und auf ſeine Helden ſtolzen Volkes, er hat zu ſeiner Verfügung die ganze Scala der Töne religiöſer, kriegeriſcher, politiſcher Begeiſterung, er entlockt

jedem Fels, jeder Trift den Klang rührender oder ſchauerlicher Legenden, er gebietet über alle Jahrhunderte, und erhebt den Zoll einer ganzen, reichen Natur, während Beranger nicht leicht aus Paris hinauskommt und die Ankunft des Lenzes nur etwa aus der Ankunft der Schwalben merkt. Man muß Beranger bewundern, daß er mit ſo viel geringern Mitteln doch eine ſo ungeheure Wirkung hervorbringen konnte; aber wir möchten doch behaupten: Moore erhebt ſich über Beranger mindeſtens um eben ſo viel, als ihm der Reichthum und die Beſchaffenheit ſeines Materials den Vortheil über den chansonnier gibt. Beranger iſt der Volksdichter eines zwar civiliſirten, aber durch die Civiliſation auch vielfach corrumpirten Volkes, deſſen natürlicher Leichtſinn durch viele ungünſtige Einflüſſe beinahe bis zur grundſatzmäßigen Frivolität geſteigert worden iſt, und Beranger ſtellt ſich anſpruchlos in ſeinen Sitten und Grundſätzen dieſem Volk gleich in all ſeinen Schwächen und ſchlimmen Neigungen, wie in ſeinen liebenswürdigeren Seiten; er greift ſeine Stoffe aus dem Volksleben heraus, treu die Natur oder die Unnatur copirend, und nur die äußere Kunſtform thut er aus dem Seinigen dazu; Moore iſt der Sänger eines vergleichungsweiſe rohen, oder wieder in Rohheit zurückgeſunkenen Volks, das aber mit ſeinen ſchönen Traditionen doch noch manche Reſte alter, einſt weit berühmter, Bildung ſich bewahrt hat, mit friſchem, lebendigem Naturſinn begabt iſt, eine poetiſche Sprache und Anſchauungsweiſe beſitzt, und noch nicht den Laſtern der Civiliſation entgegengereift iſt; er hat, um der Vertreter der Poeſie dieſes Volks zu werden, der Poeſie einer überfeinerten und üppigen Bildung entſagt, und indem er ſeine Nation allerdings idealiſirt, hat er ſelbſt in ſeiner Poeſie eine höhere Stufe erſtiegen, während Beranger, um dem Geſchmack der Franzoſen zu ſchmeicheln, ſich vielleicht frivoler gebärdet, als er wirklich iſt.

Uns Deutſchen fehlt ein Name, den wir, als Volksſänger, einem Moore gegenüberſtellen könnten; es fehlen uns die hiſtoriſchen Bedingungen, welche Moore's Poeſie tragen und möglich machen; unſere Intereſſen ſind zu getheilt und zu proſaiſch geworden, unſere Traditionen zu ſehr verblichen, unſer Leben zu nivellirt, und die Freiheit der Circulation zu gehemmt durch innere und äußere Verhältniſſe, als daß der Baum einer ſolchen Volkspoeſie Wurzeln ſchlagen könnte. Auch Beranger haben wir keinen entſprechenden Namen entgegenzuſtellen; aber wenn man auch das Talent dieſes Dichters noch ſo ſehr bewundert, ſo wird man doch Frankreich nicht gerade um ihn beneiden, und wir können uns bei den Sängern, die wir ſonſt haben, ſehr gut tröſten, daß uns Einer von dieſer Art fehlt. — —

Der gerechte Wunſch, daß Moore in Deutſchland mehr bekannt werden möchte, namentlich ſeine Iriſchen Melodien, Nationalweiſen und religiöſen Gedichte (von Lallah Rookh und der Liebe der Engel gibt es mehrere Ueberſetzungen, die aber noch nicht alle Anſprüche befriedigen), ſchien erfüllt werden zu ſollen durch eine Uebertragung der „poetiſchen Werke von Th. Moore durch Theodor Oelckers," welche in vier Bänden angekündigt wurde, wovon drei erſchienen ſind. Wenn der noch fehlende vierte Band alle noch übrigen Poeſien Moore's bringen ſollte, ſo müßte er ſtärker werden, als zwei der bisherigen zuſammen; wahrſcheinlich werden viele der politiſch-ſatyriſchen Dichtungen wegbleiben, was wir nicht tadeln wollen, weil theils ihr Intereſſe vorüber, ihr Verſtändniß für Ausländer ſchwierig, und die Ueberſetzung oft ſo gut als unmöglich iſt wegen der Wort- und Namensſpiele; nur hätte dieß ſollen angemerkt werden. Eine uns kürzlich zu Geſicht gekommene Anzeige ſagt über den zweiten und dritten Band: durch das raſche Fortſchreiten ſey der Gediegenheit nicht der geringſte Eintrag geſchehen, vielmehr bewähre ſich der Ueberſetzer bei den wechſelnden Metren und Formen (der erſte Band enthält Lallah Rookh) noch mehr als gleich tüchtigen Sprachkenner und Selbſtdichter. Wir ſahen vor einiger Zeit eine Ueberſetzung von Byrons Gedichten, wo der Ueberſetzer oft die erſte Zeile halbwegs richtig, oft jämmerlich gequält und falſch, überſetzt, die entſprechende zweite aber nach Erforderniß des Reims aus eignem Kopf, mitunter in ganz abenteuriger Weiſe, ergänzt hatte. Gegen dieſe Ueberſetzung, die einen ganz andern Namen verdiente, iſt die Ueberſetzung Moore's durch Oelckers ein Meiſterſtück; aber dennoch hat uns jenes Lob nicht wenig befremdet. Da ſieht man wohl, daß der Verfaſſer das Original richtig verſteht; er hält auch Metrum und Reim genau ein, und Lallah Rookh mag mäßige Anforderungen befriedigen, wiewohl eine ſtrengere Kritik genug vermiſſen würde. Die ſo berühmte Stelle:

Now upon Syria's land of roses
Softly the light of eve reposes,
And, like a glory, the broad sun
Hangs over sainted Lebanon,
Whose head in wintry grandeur towers,
And whitens with eternal sleet,
While summer, in a vale of flowers,
Is sleeping rosy at his feet.

überſetzt Oelckers ſo:

Nun, da auf Syriens Land der Roſen
Die ſanften Abendſtrahlen koſen,
Und hell, als Glorie, die Sonn'
Umſtrahlt den heil'gen Libanon,
Deß Haupt in winterlicher Pracht
Und weiß von ew'gem Schnee ſich hebt,
Da unten Sommer blumig lacht
Und roſig ſeinen Fuß umwebt.

Dieſe Ueberſetzung iſt nicht ſchlecht, ſie übergeht ſelten ein Wort, ſie reimt gut und die Verſe fließen — aber wie weit iſt ſie doch entfernt von Vollkommenheit! Wer ahnte daraus, daß das Original eine der weltberühmteſten Stellen ſey wegen der prächtigen Sprache und des ſüßen Wohllauts? Erſtens iſt die Conſtruction verfehlt, das „da" hat keinen Nachſatz; an die Stelle des ruhenden Abendlichts ſind „koſende Abendſtrahlen" geſetzt; das „Hängen" der Sonne iſt verwiſcht; while ſollte nothwendig mit: während oder indeß, und nicht mit da überſetzt ſeyn; den Reimen towers und flowers würden

weibliche Reime wohllautender entſprechen, und aus dem Sommer der „roſig ſchläft," iſt ein „lachender und webender" geworden. Um nicht bloß zu tadeln, geben wir auch einen Verſuch:

Auf Syriens Land voll Roſenglath,
Jetzt ſanft das Licht des Abends ruht;
Wie Heil'genſchein hängt groß die Sonn'
Ueber dem heil'gen Libanon,
Deß Rieſenhaupt, das winterkahle,
Umrauſcht des Schnee's und Hagels Guß,
Indeß der Sommer im Blumenthale
Schläft roſenroth zu ſeinem Fuß

Weit geringer aber ſind die Ueberſetzungen der Lieder, wo durch die verrenkte Sprache, den gequälten Versbau, den verfehlten Ton, den ärmlichen, matten, gezwungenen Reim der ganze Reiz und Zauber der Poeſie weggewiſcht, und nur ein Skelett überſetzt wird, das die deutſche Literatur nicht bereichert, in welchem Niemand das Product eines großen Dichters erkennt, und das man, wenn es nicht einen berühmten Namen an der Stirn trüge, als ſchwer zu leſen und unerquicklich, weggeſchieden würde. Denn lyriſche Poeſie ohne Fluß und ohne äußern Reiz, in Metrum und Reim verkrüppelt, hat wenig Anziehendes mehr. Nur ein paar Proben:

Geh in Ruhm zu prangen,
Doch von Ehr' umfangen (!)
O denk' auch da noch mein.
Wird die Preis erſchallen
Der dir ſüß vor Allen, (?)
O dann gedenk' auch mein.
Andern Arms Umweben,
Holdrer Freund' Umſchweben, (!)
Was die lieb im Leben — (!)
Fern*) mag's ſüßer ſeyn;
Doch wenn Freunde nah ſind,
Liebſte Fremden da ſind, (!)
O! dann gedenk' auch mein! u. ſ. w.

Vergeßt nicht das Feld, wo ſie ſanken,
Die treuſten, die letzten voll Muth,
Mit ihnen muß Hoffnung auch wanken,
Ihr Grab hat verlöſcht ihre Gluth.

O könnten vom Tode wir tragen (!)
Ihre Herzen, hochſchlagend und treu,
Im Angeſicht Gottes zu ſchlagen
Die Schlacht für die Freiheit aufs neu!

Sprängen einmal der Kette Glieder,
Worin Tyrannei uns läßt ſtehn, (!)
Nicht an Menſch noch Himmel läg's, wieder
Tyrannei ſie ſchließen zu ſehn.

'S iſt aus — doch ob ſtolz in Hiſterie (!)
Der Name des Siegers mag ſeyn,
Verflucht iſt die Laufbahn der Glorie, (!)
Die tritt über Herzen der Freien, u. ſ. w.

Doch ach, ſeine Heimath! ihr Stolz iſt entflohn,
Und der Geiſt iſt gebrochen, der nie ſich entweiht; (!)
Nur geheim ob des Untergangs weint nun ihr Sohn, —
Weil ſie lieben — Verrath; weil ſie ſchützen — Tod leiht! (!!)
Verſchmäht iſt ihr Sohn, bis Betrug ihm gelang, (!)
Lebt gering, (!) bis er Schmach ſeinen Vätern erwarb,
Und die Fackel, ihm leuchtend zu Würden und Rang,
Muß vom Holzſtoße ſeyn, drauf ſein Vaterland ſtarb, u. ſ. w.

Aehnliche Mißgriffe und Mißtöne ließen ſich faſt in jedem Lied nachweiſen.

*) Sweeter ſoll heißt: viel ſüßer, nicht fern — ſüßer.

Uranienborg, Wohnſitz Tycho de Brahe's auf der Inſel Hveen.

(Aus einer Sammlung däniſcher Balladen, herausgegeben von Chr. Winther. Kopenhagen 1839. Ueberſetzt von K. L. Kannegießer.)

Du Wandersmann am Meere,
O hemme deinen Gang!
Die Augen dorthin kehre,
Zuhörend meinem Sang.
Nach jenem Inſellande
Wend' hin dein ſehnend Leid!
Dort ſtand auf gelbem Sande
Ein Schloß in Einſamkeit.

In längſtverſchwundnen Tagen
Prangt' es in Glanz und Macht;
Jetzt ſieht man kaum noch ragen
Ruinen jener Pracht.
Man kannt' es aus der Weite
Ob jeder Höhe ſchaun,
Rundum von jeder Seite,
Ein ſtolz Gebäude, traun!

Drin wohnte keinerweiſe
Ein roher Wikingsmann;
Uranien zum Preiſe
Erhob ſich's himmelan.
Von Menſchenvolks Gewimmel
Geſchieden, lag's am Meer,
Und ſtrebt' hinauf zum Himmel
Und zu dem Sternenheer.

Bewehrt war dieſe Feſte,
Ein Thor gen Oſten dort,
Und eben ſo aufs beſte
Gen Süd und Weſt und Nord.

Wie war geſchützt die Stätte
Vor Stoß und Wurf und Schuß!
Drauf ſich im Winde drehte
Ein goldner Pegaſus.

Seltſame Thurmgeſtalten
Gen Nord und Süd daran,
Von Pfeilern feſtgehalten,
Mit Warten und Altan.
Und wo man mochte eben
Sich wenden, gehn und ſtehn,
Da waren Kreiſ' und Globen,
Quadranten nur zu ſehn.

Die Ausſicht auf die Felder
Von oben dort, wie hehr!
Die Halden und die Wälder,
Das große, weite Meer,
Die Waſſer und die Küſte,
Welch ſchönes Farbenſpiel!
Die Höhlen und die Klüfte,
Und Bäum' und Blüthen viel!

Doch bei des Tages Sinken
Bei dämmerlichem Grau,
Beim Schimmern und beim Blinken
Der Stern' an Himmels Blau:
Da hörte man es gellen,
Und, horchte man, mit Macht
Vier große Hunde bellen,
Die nächtlich hielten Wacht.

Der Burgherr dort ging nimmer
Zum Krieg von ſeinem Herd,
Und an der Mauer immer
Hing Harniſch, Lanz' und Schwert,
Auch war vom Erdenjammer
Er nichts ſich mehr bewußt;
Zu ſitzen in der Kammer
Bei Nacht war ſeine Luſt.

Die Augen aufzuheben
Den Himmelsraum entlang,
Zu ſchau'n und Acht zu geben
Auf der Geſtirne Gang.
Die führten ſeinen Namen
Mit ſich in ihrem Lauf;
Und Kön'ge ſelber kamen
Und ſuchten ihn hier auf.

Jedoch der Sterne Blinken
Lockt' ihn mit holdem Licht:
Da folgt' er ihren Winken,
Und ging, und kehrte nicht. —
Längſt ſank im Zeitenfluge
Die ſtolze Burg in Graus;
Durchfurcht wird mit dem Pfluge,
Urania, dein Haus.

Die Sonn' im Sinken ſtrahlet
Auf Hoeen noch ihren Zoll,
Die Abendröthe malet
Den Schutt erinnrungsvoll.
Der Mond wehmüthig blicket
In die Ruin' hinein,
Der Stern der Freia ſchicket
Ihr heil'gen Liebesſchein.

In Schloſſes tiefem Grunde
Da flirrt und rührt ſich's dann,
Die ſonſt'ge Abendſtunde,
Fängt ſie wohl wieder an?
Wie? Will ein Hauch des Lebens
Durchziehn die öde Schluft? —
Ach nein, es ringt vergebens,
Und tiefer ſinkt die Gruft.

J. L. Heiberg.

Die Stimme der Natur.

Von James Edmeſton.

Wohllaut in der Zweige Schwanken,
Auf des Windes leichtem Pfad,
Wohllaut in des Baches Wanken
Um das fieſige Geſtad,
Meine Seele faſſend gleitet
Süßer zu mir euer Klang
Als im Saale, laut umſaitet,
Aller Harfner Feierſang.

Preiſt ihr den doch, deß Gebilde
Wonnevoll der Blick durchſchaut,
Berg und Thal und Glanzgefilde
Und den Himmel, tief durchblaut;
Und ihr ſprecht: „ſein Werk bekrönend
Wallt im Licht ein ew'ger Geiſt:
Lobet ihn, doch nicht zu tönend,
Der da Lieb' und Stille heißt!"

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 Februar 1840.

Aus Burns' Leben.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

Die Geſchichte von Burns iſt ſo bekannt wie ſeine Poeſie; ſeine Lebensgewohnheiten und Anſichten leuchten unverhüllt aus ſeinen Gedichten hervor. Die Nennung ſeines Namens ruft mit Einemmal ſeinen männlichen Charakter und Geſtalt vor unſre Seele, die Scene überragend, wie es in ſeiner eigenen ſchönen Skizze von Edinburg-Caſtle heißt:

Es glänzt, hochher das Land bewachend,
Die ſtarke, rohe Burg von fern.

Wir hatten kürzlich eine lange und merkwürdige Unterredung mit dem älteſten Sohn des Dichters, der noch am Leben iſt, der etwa zehn Jahre alt war, als ſein Vater ſtarb, und ſich ſeiner noch ganz genau und mit inniger Liebe erinnert. Dieſer Gentleman wurde nach dem Tode Burns' von einigen Freunden der Familie in ein Collegium in Schottland gebracht, und von da bekam er einen Platz im Stempelamt in London, in welcher Stellung er, als Beamter, bis vor wenigen Jahren verharrte. Er zog ſich dann mit einer Penſion von 120 Pfd. jährlich zurück, was zu erlangen ihm beſonders die thätige Großmuth von Lord Brougham, damaligem Kanzler, behülflich war. Mr. Burns hat jetzt ſeinen Wohnſitz in Dumfries, wo ſein berühmter Vater ſeine kurze und glorreiche, aber unruhvolle Lebensbahn beſchloß. Dieſer Gentleman ſagt, man habe dem brünſtigen Streben des Dichters nach Belehrung, ſeiner Sehnſucht nach Kenntniſſen, nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er war ein unermüdlicher Freund vom Leſen — er las Geſchichte, Politik, Poeſie und alles was ihm in die Hände fiel. Sein Geiſt war immer in Aufregung, brennend, lodernd, in ſeinem haſtigen Lauf entgegen: „der dunkeln Herberg: Grab." Burns hatte an ſeines Vaters Herd, oder in Augenblicken, die er harter Arbeit abgemüßigt, die ſechs erſten Bücher Euklids durchgearbeitet. Auch hatte er Unterricht als Landbevmeſſer genommen, und ſein Sohn beſitzt noch ſeine Meßkette, von welcher man ihn manchmal um ein paar Ringe anſpricht, als Reliquie des Genius. Er erhielt ſich die Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache, von der er ſich eine dürftige Kenntniß erworben hatte durch einen vierzehntägigen Unterricht bei ſeinem frühern wohlwollenden Lehrer, John Murdach in Ayr. Der Sohn des Dichters ſcheint ſeine Freude daran zu haben, die Lieblingsplätze und Spaziergänge ſeines Vaters an den Ufern des Fluſſes Nith zu zeigen. Die in Trümmern liegende Abtei Lincluden, auf einem einſamen Platz gelegen, wo zwei Flüſſe ſich vereinigen, etwa anderthalb Meilen von der Stadt, war eine ſeiner Lieblingsſtellen. Sie iſt umgeben von ſanft anſteigenden grünen Erhöhungen, den Ueberbleibſeln eines Raſenſtücks und Blumengartens, und einigen alten Eſchen. „Auf einem dieſer kleinen Hügelchen," erzählt der Sohn, „habe ich oft meinen Vater ſtehen ſehen, während er mich ſpielen hieß um ihn her, bis er heimkehren mochte. Auf dieſem Punkt hatte er die Anſicht von den beiden gothiſchen Fenſtern der Capelle, durch welche der Himmel und die Bäume ganz wie ein Gemälde ſich ausnehmen, in einen maſſiven Rahmen gefaßt, und hier, nach einer langen Träumerei um Mitternacht, dichtete er ſein: Traumgeſicht:

„Als ich ſtand bei jenem Thurm ohne Dach,
Wo die Blume durchwürzt die thauige Luft,
Die Eule ſtöhnt im Epheu-Gemach,
Und zum Mitternachts-Mond ihre Klagen ruft
Die Winde ruhten, die Luft war ſtill.
Am Himmel dahin ſchoß mancher Stern.
Es heulte der Fuchs auf dem Berg, und ſchrill
Wiederhallten die Schluchten zur Antwort fern."

Als wir dieſe Stelle beſuchten, waren die Eſchen kahl und der Wind ſauste durch die alten Ruinen; wir vergaßen die Mönche und Nonnen, welche einſt in dieſen Mauern gehauſt, aber der Dichter ſtand ſichtbar vor uns im Lichtglanz des Genius, und ſo wird er ſtehen vor manchen künftigen Generationen, die Scene adelnd durch zuvor ungekannte Erinnerungen.

Allan Cunningham hat eine lebendige Schilderung von dem Tode des Dichters, inmitten von Elend und Bedrängniß, gegeben. „Am vierten Tage," ſagt der Biograph, „als ſein Wärter ihm eine Stärkung an den Mund hielt, ſchluckte er ſie begierig — richtete ſich beinahe völlig auf — breitete ſeine Hände aus — ſprang beinahe eine ganze Bettlänge weit — fiel auf ſein Angeſicht nieder — und verſchied." Burns' Sohn, der ſeinen Vater ſterben ſah, erklärt dieß für pure Fabel — Allan Cunningham müſſe gewaltig übel berichtet geweſen ſeyn. Der Dichter war viel zu ſehr durch Krankheit gelähmt und geſchwächt, um einer ſo ſeltſamen Kraftanſtrengung fähig zu ſeyn. Er lag da, ein hülfloſes Wrack, ſein Geiſt im Fieberwahnſinn umirrend. Seine letzten Worte waren: „der verdammte Schuft, Matthew Penn" — ein unverſtändlicher Ausruf, veranlaßt wahrſcheinlich durch die Furcht vor der Juſtiz und dem Gefängniß — denn Matthew Penn war ein Attorney und der Dichter einige Pfund ſchuldig. Ach! wir können mit William Roscoe ſagen:

„Geſchehen iſt's! der Zauber wirkt;
Sein mächt'ger, hoher Geiſt gedämpft!
In Seelenbitterkeit er blutet —
Nicht mehr mit dem Geſchick er kämpft;
Ein blöd Gelächter ſchallt zum Himmel, —
Entwürdigt ſo des Genius Bild!
Bis nieder ſenkt den Schleier der Himmel
Der's glüh'nde Dichterauge umhüllt!" —

Wenige Tage vor ſeinem Tode bat Burns Mr. George Thomſon von Edinburgh um fünf Pfund, und ſeinen Vetter, James Burnes von Montroſe, um zehn Pfund. Sein ſtolzer Geiſt war zermalmt und gebrochen — das Eiſen war ihm in die Seele gedrungen. Doch ſey es zur Entſchuldigung der Freunde, die den Dichter täglich ſahen und ſeinen Bedürfniſſen hätten entgegenkommen ſollen, geſagt, daß Burns Lage, ſo traurig ſie war, doch noch düſtrer und ſchrecklicher durch ſeine Einbildungskraft gemacht worden ſeyn muß. Seine Familie erfuhr nichts von dieſen ſeinen Geldgeſuchen bis nach ſeinem Tode, wo man zwei Bankwechſel in ſolchem Betrag unter ſeinen Papieren fand. Er hatte keinen Gebrauch davon gemacht.

Auch wollen wir einen kleinen Irrthum von Mr. Cunningham berichtigen, zu Gunſten der Mrs. Burns, die in vielen Punkten einen natürlichen Tact und eine Zartheit des Gefühls beſaß, welche weit über ihrem Stand und Bildungsmitteln waren. „Obgleich Burns jetzt wußte, daß er ſterben müſſe," berichtet Cunningham, „war doch ſeine Laune unzerſtört und ſein Witz verließ ihn nie. Als er aufblickte und Dr. Marwell an ſeinem Bette ſah, ſagte er: „Ach! was hat Sie hergeführt? Ich bin nur eine arme Krähe, die es ſich nicht verlohnt zu rupfen." Er deutete auf ſeine Piſtolen, nahm ſie in ſeine Hände, und gab ſie Marwell, mit der Bemerkung, ſie könnten in keine würdigere Hände kommen, und er ſelbſt würde ihrer nicht mehr benöthigt ſeyn. Dieß befreite ſein ſtolzes Herz vom Bewußtſeyn einer Verpflichtung."

Burns ſchenkte ſeine Piſtolen nicht ſelbſt dem Arzt, ſondern einige Wochen nach ſeinem Tod ſchickte ſeine Wittwe, wohl wiſſend, daß die Reliquie würde geſchätzt werden, dieſelben Marwell, als Andenken an den Dichter und Zeichen ihrer Dankbarkeit.

In der Grafſchaft Ayr müſſen wir die Hauptlocalitäten aus Burns' Leben und die Spuren ſeiner früheſten Dichterſtrebungen ſuchen. Die unvergänglichſten unter ſeinen lyriſchen Gedichten feiern die Ufer ſeines heimathlichen Fluſſes. Wir haben ſeine Schritte verfolgt von der Hütte an, worin er geboren ward, bis Tarbolton, wo er ein Freimaurer und Dichter wurde. Die Bücher der Maurerloge ſind noch vorhanden, und Niemand konnte der myſtiſchen Zunft ergebner ſeyn als Bruder Burns. Es wird berichtet, daß er beinahe bei allen Zuſammenkünften anweſend war; oft führte er den Vorſitz, und die geringſten Vorfälle ſind von ihm als Präſidenten aufgezeichnet. In der Nähe der Loge iſt das ziegelbedeckte, einſtöckige Bauernhaus, wo Burns einen Diſputir-Club ſtiftete, und wo er als ein glänzender ausgezeichneter Stern unter einigen wandernden Bauersleuten ſtrahlte. Jetzt entfaltete ſich ſein Geiſt, und ſein Genius fand auf dieſen beſcheidnen Schaubühnen Gelegenheit, ſich geltend zu machen. In der Nähe aber war der Wohnſitz der Hochlands-Mary, und Burns' Seele ward von neuen und tiefern Gefühlen ergriffen. Mary war nur eine arme Milchmagd in dem ſtolzen Schloß Montgomery. Sie war jedoch ausnehmend liebenswürdig und tugendhaft, und der junge Dichter kam täglich mit ihr zuſammen in der allerreizendſten landſchaftlichen Umgebung. Das Schloß ſteht auf einem hohen, waldigen und ſteilen Felſen, an deſſen Fuß ein Bach hinmurmelt, halb bedeckt vom Gebüſch, in deſſen Nähe die Liebenden in der Morgen- oder Abenddämmerung ſich zu treffen pflegten. Eine Stechpalme wird noch gezeigt als der Platz ihres Zuſammenſeyns —

Wer, deſſen Herz in Thränen ſchmolz
Ob ſeinem Lied, das er erhoben
Zu Mary's Seel' im Himmel droben,
Sieht nicht im Spiegel der Phantaſie,
Die Landſchaft und des Himmels Glühn,
Der über ihrer Liebe ſchien?

Der Tag kam, wo Burns und Mary ſich trennten. Sie ſtanden auf den beiden Ufern eines kleinen Baches; ſie wuſchen ihre Hände in dem Waſſer, und eine Bibel zwiſchen ſich haltend, ſprachen ſie ihr Gelübde aus, einander treu zu bleiben. Die Liebenden ſahen ſich nie wieder; Mary ward die Beute einer tödtlichen Krankheit, ihr Gelübde noch friſch im Herzen; der Dichter ward in mannichfache Lebensſcenen verſetzt, er betrat die Bahn hoher Auszeichnung; er verkehrte mit hochgebornen und berühmten Leuten, und zog, mit andern Banden, in Gegenden weit entfernt von den waldigen Höhen von Faillee und dem Fluß Ayr. Nie aber vergaß er jenen Tag und jene Scene. Noch nach Jahren, als er in dem Thale des Nith ſeinen Wohnſitz hatte, ward Burns an einem Septemberabend von ſeiner Frau beobachtet, wie er, den geſtirnten Himmel beobachtend, langſam auf und abſchritt. Er heftete ſeine Augen auf einen

ſchönen Planeten, „der ſchien wie ein andrer Mond,“ und ſtrömte ſeine Seele in leidenſchaftlichen Verſen aus.

„O Stern du mit dem bleichen Strahl,
Der du den Morgen liebſt zu grüßen,
Du mahnſt mich neu des Tags, wo meine
Mary ward meiner Seel' entriſſen!
O Mary! ſüßer, ferner Schatten!
Wo iſt dein ſel'ger Ort der Ruh'?
Siehſt du hier unten den Geliebten?
Hörſt ſein herzſprengend Seufzen du?“

Dieß iſt der ſchönſte und rührendſte Abſchnitt aus Burns ganzem Leben. Seine ſpätern Liebesgeſchichten waren von der Erde, irdiſch, aber ſeine Leidenſchaft für die Hochlands-Mary war ſo rein, als ſie glühend und dauernd war. Sie ging ihm auf in der empfänglichſten Lebensperiode; ſie goß einen Zauber aus über Scenen und Gegenſtände, die er zuvor mit Kälte oder Abneigung betrachtet; ſie verlieh ſeinem ganzen geiſtigen Weſen einen edleren, feinern Ton von Humanität. Stimmen wir nicht ein in Byrons Ausſpruch: „Kalter Länder Bewohner ſind kalt im Blut!“ wenn doch im Bauernleben, unter den Wäldern des Ayr, in Einſamkeit und Verborgenheit eine Leidenſchaft genährt werden konnte, ſo tief und ergreifend und romantiſch, wie die eines Taſſo oder Petrarka, und unermeßlich weit über der eines Sidney oder Waller ſtehend. Sacharissa und die Schönen von Arkadia müſſen der Milchmagd von Montgomery-Caſtle nachſtehen!

Als Burns' Schickſal eine finſtrere Wendung nahm, und ſein Gemüth durch getäuſchte Hoffnung und Vernachläſſigung verbittert wurde, gewann die in ſeinem Weſen gegründete Melancholie neue Stärke, wie er denn immer dazu geneigt geweſen war, und er hatte ſeine Luſt an ernſten und wilden Landſchaften und Umgebungen. Wir haben den alten John Richmond von Mauchline (mit dem der Dichter in einer Dachkammer in Lawnmarket zuſammen wohnte und ſchlief) erzählen hören, daß der Dichter, wenn er von den Feſten des Adels heimgekommen, ſich in düſtrer Stimmung auf ſein Bett geworfen, und ſeinen Freund gebeten habe, ihn mit Vorleſen einzuſchläfern. In ſpätern Jahren ſuchte er die Wälder auf, und hatte ſeine Luſt, an einem umwölkten Wintertag den Sturm in den Bäumen ſauſen und über die Ebene hintoben zu hören. „Es iſt meine beſte Jahrszeit zur Andacht,“ ſchreibt er; „mein Gemüth fühlt ſich in einer Art von Enthuſiasmus zu Ihm hingezogen, der, nach dem prachtvollen Ausdruck des hebräiſchen Sängers, auf den Flügeln des Sturmes dahinfährt.“ In einem andern Brief ſchreibt er, der erſte Januar, der Neujahrstag, der große Carnevaltag des Presbyterianiſchen Schottlands, wo Weihnachten wenig gefeiert wird, — der erſte Sonntag im Mai, ein luſtiger, blauer Mittag im Anfang, und ein Morgen mit Nebel und Reif und milder ſonniger Tag zu Ende des Herbſtes ſeit unvordenklichen Zeiten für ihn eine Art von Feſttagen geweſen. Das Folgende iſt ſchon oft angeführt worden, aber wir können uns nicht enthalten, die Stelle auch wieder herzuſetzen. Was gäbe man nicht für eine ähnliche Aeußerung von Shakſpeare?

„Ich habe einige Lieblingsblumen im Frühjahr, worunter die Bergmaßliebe, die Hyacinthe, die wilde Heckenroſe, die knoſpende Birke und der Weißdorn gehören, die ich nie ohne beſondere Luſt ſehen und betrachten kann. Ich höre niemals das laute, einſame Pfeifen des Brachvogels an einem Sommermittag, oder das wilde, verworrene Schreien einer Truppe luſtiger Strandpfeifer an einem Herbſtmorgen, ohne eine Erhebung der Seele, gleich dem Enthuſiasmus der Andacht oder der Poeſien zu fühlen. Sagt mir, mein lieber Freund, woher kann dieß rühren? Sind wir ein Stück Maſchine, die, wie die Aeolsharfe, paſſiv den Eindruck der uns umgebenden Vorfälle aufnimmt? oder deuten ſolche Empfindungen auf etwas in uns, das erhaben iſt über die Erde, die wir treten? Ich geſtehe meine Vorliebe für ſolche Beweiſe von den geheimnißvollen und wichtigen Weſenheiten als da ſind: ein Gott, der alle Dinge geſchaffen — die immaterielle und unſterbliche Natur des Menſchen — und eine Welt der Pein oder Seligkeit jenſeits des Todes und Grabes.“

Dieſe edle Stelle iſt in einem poetiſchen Geiſt gedacht und empfunden, den Burns in den Feſſeln des Reims ſelten erreichte und nie übertraf. Manches von demſelben nachdenklichen und philoſophiſchen Geiſte findet ſich in ſeinen zarten Strophen auf das Aufſcheuchen von wilden Hühnern in Loch Turit und in den Verſen, die er in der Einſiedelei Friars Carſe dichtete. Die religiöſen Anſichten von Burns waren frühe ſchon von Socinianismus oder gar Unitarismus gefärbt. Sein Vater hatte ein kleines Handbuch der Andacht für ſeine Familie geſchrieben, worin er zur Lehre der Arminianer ſich hinneigte. So ward der Dichter von Kindheit an veranlaßt, den ſtarren Calvinismus der ſchottiſchen Kirche mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Nachher trat er in Verbindung mit einigen heterodoxen Geiſtlichen in Ayrſhire, zu einer Zeit, wo „theologiſche Streitigkeiten das Land bald toll machten,“ und ſeine Gefühle, Vorurtheile und Vorneigungen trugen insgeſammt dazu bei, die von uns bezeichnete Häreſie oder Glaubensart ihm dauernd einzuprägen. Er blieb dabei ſein Leben lang. Wenn er in ſpätern Zeiten Cowpers „Tagewerk“ pries, ſo nahm er die „Fragmente calviniſtiſcher Theologie“ davon aus. Die Anſicht des Landvolks war, daß die ganze Familie Burns der unbeliebten Lehre Socins anhange.

(Schluß folgt.)

Violette.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen jetzt einige Proben folgen.

„Zurückgekehrt in das hohe Gemach, wo ihre Dienerin, in voller Kleidung auf dem Teppich ausgeſtreckt, ſchlief, wie auf einer blumenreichen Triſt von Bearn, ſchöpfte Violette wieder Athem nach ihrer Flucht vor Amalrie und nach einer noch ſchmerzlicheren Beklommenheit. Nach einem beneidenden Blick auf den tiefen

Schlaf ihrer ländlichen Milchſchweſter fing ſie an, den begonnenen Brief noch einmal zu leſen; dann entledigte ſie ſich langſam der Prachtgewande, welche ihre Schönheit beſchwerten; dann verſank ſie in eine lange Träumerei, mitten unter den Goldſtoffkleidern, den Blumen und Diamanten. Auch mich, geſtand ſie ſich ſelbſt, auch mich will man verheirathen. Es iſt eine Verſchwörung gegen uns Alle. Iſabelle! dich hat man zuerſt ergriffen, und ich glaube, dein Käfig iſt weniger freundlich als vergoldet. Ich erinnere mich wohl noch deiner Bläſſe, als man dich für den Altar bekränzte, und wie ich dich ganz leiſe fragte, ob dich das, daß du eine Edelfrau werdeſt, darüber tröſte, daß du mich verlaſſen müſſeſt; ich erinnere mich auch, wie du die Augen verſtohlen zum Himmel aufſchlugſt, und wie deine Finger zitterten, als du ſie mir auf den Mund legteſt. Nein! das war nicht das Glück, was in deinem Schmuck dahinwandelte! das war nicht der Frohſinn unſers Alters, der deinen aufrichtigen Mund aufthat, als du mich an dein Herz drückteſt und mir ſagteſt: Lebewohl, Violette! lebwohl, mein Frühling! da kommt der Sommer! ich flüchte mich vor dem Gewitter! — der Gehorſam war es, der deine weiche und kalte Hand in die gewaltige Hand des dir beſtimmten Gatten fallen machte, der uns deine Freiheit entriß. Dein Vater hat es gewollt, Iſabelle, und du haſt geſagt, du wolleſt es auch; ein Vater hat eine ſo gewaltige Stimme, und du warſt ſo froh, deinen Vater lächeln zu machen, der dir nie zulachte. Ach! ich bin eine Waiſe und mein Vater iſt bei Gott. Aber Gott lächelt mir zu, ohne mir dieſe Heirath zu gebieten, die ſo unſeligerweiſe in einem letzten Willen gefordert wird. Ich, ich kann noch nein ſagen. Nun denn, nein! rief ſie entſchloſſen aus, als ſchaute ſie dem Edelmann mit dem funkelnden Dolch ins Geſicht; nein, Seigneur Amalric d'Argelès; hier, vor Gott, wie in Eurer Anweſenheit, ſage ich: nein! denn ich habe es geleſen in Eurem mehr ſpöttiſchen als fröhlichen, mehr eiteln als gefühlvollen Geſicht geleſen, und mein Vormund wird von mir nicht mehr erzwingen, trotz Eures hohen Wuchſes und Eures vornehmen Weſens. — Deſto beſſer: rief Blondele im Schlafe, auf dem Boden ſich umwälzend, und ſie erwachte plötzlich an ihrem eignen Lachen. Dieſe laute Billigung machte Violetten lächeln, und vielleicht empfand ſie eine abergläubiſche Freude; und ſobald ſie ſich zur Ruhe gelegt, ſchickte ſie Blondele fort, um einen neuen fröhlichen Traum zu träumen.

Iſt das nicht ein ganz ſeltſames Mädchen, dieſe ſchöne Violette? hatte Marguerite bei ſich ſelbſt geſagt; Qual zu empfinden auf einem Hofball, mit ſechzehn Jahren, geputzt von einer Königin, bewundert von einem König! Was verlangt denn ſie, um ſtolz und zufrieden zu ſeyn, wenn ſie jetzt nicht ſtolz und zufrieden iſt? Es ſcheint, ſie kann nicht glücklich oder unglücklich ſeyn ſo wie eine Andere! —

Der Hof von Franz I ſchimmerte damals in einem großen Glanz; aber die zweite Heirath Margueritens, wenige Monate nach ihrer Rückkehr aus Spanien gefeiert, hatte, indem ſie das königliche Diadem um ihre Stirne ſchlang, nur die Trauer ihrer Seele vermehrt, welche durch eine allzufrühe Wittwenſchaft betrübt war. Sie wurde durch dieſe zweite Ehe nur Königin, und doch hätte ſie verdient, Gattin zu ſeyn.

Indeß beſeelte ſie die Prüfung, welche ihr ganzes Leben ausfüllte, weit entfernt ihre natürliche Herzensgüte zu verändern, nur mit einem um ſo aufmerkſameren und beſorgteren Wohlwollen gegen die jungen Mädchen, die ſie um ſich verſammelte. Alle ihr zu Gebot ſtehende Geſchicklichkeit und Klugheit, in Erwanglung der Macht, bot ſie oft auf, um Verbindungen und Schlingen zu löſen, welche durch Habſucht oder Ehrgeiz geknüpft werden ſollten. Mehr als Eine Frau hatte ihr ſo ihr Glück und ihre Tugend zu danken. Der Geiſt duldſamer Liebe, den ſie ſelbſt in den ſchon krampfhaft ausbrechenden Religionsſtreitigkeiten bewahrte, machte ſie zum Gegenſtand des bittern Tadels der wahnſinnig eifrigen Katholiken, die in dieſer himmliſchen Tugend nur eine gottloſe Schwachheit, einer exemplariſchen Züchtigung werth, erblickten. Marguerite verlor ihre muthige Milde und Sanftmuth nicht; nichts Bitteres miſchte ſich je in dieſe ebenſo ruhige als aufgeklärte Frömmigkeit, welche ſie ihren, wenn auch ihr noch ſo ſchmerzlich gemachten Pflichten ſich unterwerfen lehrte. Die Fanatiker donnerten, in der Ferne, gegen ſie; aber in ihrer Gegenwart ſchlugen ſie ihre Augen nieder vor dem reinen und ruhigen Blick Margueritens.

Alle Bücher jener Zeit ſtrahlen von der Anmuth Margueritens; die Männer beten ſie an; die Frauen bequemen ſich, ſie zu lieben, obgleich ſie Königin, ſchön, und Dichterin war. Man weiß nicht, welcher Familienzug, welche prophetiſche Aehnlichkeit ſich findet zwiſchen dieſem Bild und einem König, von dem das Volk auch, als er todt war, ſagte: unſer Vater iſt todt!

Aber Marguerite, welche Frankreich Heinrich IV zu weiſſagen ſchien, war umſonſt damals das Idol dieſes Volkes; umſonſt war es, daß der Bruder, dem ſie durch ihren Muth und ihre Beredſamkeit kürzlich Thron und Freiheit wieder verſchafft hatte, keinen Tag vergehen ließ, ohne ihr perſönlich und mündlich dafür ſeinen Dank zu ſagen; dumpfe Gerüchte waren gegen ſie in Umlauf geſetzt. Finſtre Wolken thürmten ſich auf über dem armen Haupt, auf welches eben erſt eine Krone gefallen war; und die Augen derer, die ſie liebten, entdeckten ſchon in ihrem, nach dem Willen und den Phantaſien ihres Bruders eingerichteten, prächtigen Aufzug eine Deviſe, welche Marguerite nie mehr aufgab: die Sorgenblume, die nach der Sonne ſich wendet.

Es iſt leicht zu glauben, daß eine ſchüchterne Waiſe, deren Herz noch ſchlief, ſich wohl befand unter dieſen ſegnenden, liebkoſenden und ſchirmenden Fittigen; gern wäre Violette immer ſo geblieben; aber der Fanatismus weihte auch ſie einem ſturmvollen Leben."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15 u. 16.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 Februar 1840.

Das Meer.

Von Bernard Barton.

Mild, erhaben, lebenwiegend,
Maaßlos, furchtlos, zwangbefreit,
Selbſt die graue Zeit beſiegend,
Abbild du der Ewigkeit!

Meer, das keine Worte künden!
Traun, nicht ſchwerer würd' vollbracht
Deiner Wellen Zorn zu binden,
Als beſchreiben deine Macht!

Sonn' und Mond und Sterne zeugen,
Wie dein Hochflug kommt und geht,
Doch kein Lichtglanz wagt zu ſteigen
Forſchend in dein klanglos Bett.

Ob auf dir die Strahlen blühen
In Auroreus Herrlichkeit,
Stürme brauſen, Flotten ziehen:
Kaum währt's eine Spanne Zeit.

Auf der Erde weiten Triften
Uebt der Menſch ſein Herrſcherrecht;
Du, in unerforſchten Klüften,
Trotzeſt ſterblichem Geſchlecht.

So biſt du, das ewig dauert;
Doch wenn ſo du ſiegend rollſt,
Wer kann denken undurchſchauert
An den Gott, dem du entquollſt?

Fr. Notter.

Däniſche Literatur.

1.

Oelenſchläger.

Unter den jetzigen däniſchen Dichtern, deren es nicht wenige, und einige treffliche darunter gibt, genießt Oelenſchläger unſtreitig den größten Ruf, und zwar nicht bloß in Dänemark, ſondern auch im Auslande, beſonders bei den Deutſchen, deren Dichtern er ſich ſelbſt anreiht, und auch mit Recht angereiht werden kann, da er manche von ſeinen Dichtungen urſprünglich deutſch geſchrieben hat. Die neueſte, von ihm ſelbſt veranſtaltete Ueberſetzung ſeiner däniſchen und Herausgabe ſeiner ſämmtlichen auserleſenen Werke in Breslau hat ſeinen Namen noch mehr unter uns verbreitet, und es iſt nur zu bedauern, daß er bei dieſer Auswahl faſt zu ſtrenge gegen ſich ſelbſt geweſen iſt und uns manches Schätzbare vorenthalten hat. Daß er „Freia's Altar" als eines, wenn ich nicht irre, ſeiner minder gelungenen Dramen weg ließ, mag hingehen; aber mehrere andere vermißt man ungern, und es iſt deßhalb zu wünſchen, daß eine dritte Auflage nöthig werde, um das Fehlende zu ergänzen. Es liegen mir die beiden neueſten, in dieſem Jahre (1839) zu Kopenhagen erſchienenen Bände ſeiner däniſch geſchriebenen Schauſpiele vor. In einem derſelben ſind außer dem von ihm ſelbſt überſetzten trefflichen Luſtſpiele „der kleine Schauſpieler" noch zwei Luſtſpiele, „der eiferſüchtige Müller," ein zweiactiges Stück in Alexandrinern, und „Robinſon in England" in vier Acten enthalten, in dem zweiten ein neues Trauerſpiel in fünf Acten, „Kanut der Große," das übrigens auch ſchon vor Vollendung der deutſchen Ausgabe im Frühling 1838 in Kopenhagen aufgeführt war, und dieſer noch hätte einverleibt werden können. Da wohl nicht zu erwarten iſt, daß wir die genannten Stücke, wenigſtens nicht von des Verfaſſers Hand, ſo bald verdeutſcht erhalten werden, will ich von den beiden größeren „Robinſon in England" und „Kanut" (denn „der eiferſüchtige Müller" iſt weniger bedeutend) einige Nachricht nebſt einigen Proben geben.

In „Robinſon in England" iſt der Seefahrer Selkirk die

Hauptperſon, der nach ſeiner Heimkehr mit ſeinem Pflegeſohne Will, einem karaibiſchen Jüngling, nicht bloß von großem Heimweh nach ſeiner Südſeeinſel, ſondern auch von Armuth zu leiden hat, ſo daß er auf den Gedanken kömmt, ſeine Begebenheiten niederzuſchreiben und im Druck herauszugeben. Da er aber der Feder nicht hinlänglich mächtig iſt, wendet er ſich an einen Schriftſteller Defoë, um durch deſſen Hülfe ſeinen Zweck zu erreichen. Defoë findet bald, daß Selkirks Lebensgeſchichte und Abenteuer von höchſtem Intereſſe ſind, und beſchließt aus Ehrſucht, die ihm mitgetheilten Entwürfe zu bearbeiten, und das Ganze als eigenes Werk unter dem Titel: Robinſon Cruſoë, erſcheinen zu laſſen. Er ſieht ſich auch in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht, das Buch wird gekauft, geleſen, bewundert, bringt ihm Geld und Ruhm ein. Aber jetzt beunruhigt ihn ſein Gewiſſen, und, um dieß zum Schweigen zu bringen, kauft er dem Alten das Manuſcript für ein Jahrgeld und für eine Beſitzung auf dem Lande ab, verlangt darüber eine ſchriftliche Beſcheinigung, und die Erlaubniß, Selkirks Entwürfe zu verbrennen. Zu dem letzteren verſteht ſich dieſer ungern, tröſtet ſich jedoch damit, daß, wenn auch das Manuſcript verbrenne, die Erinnerung an ſeine Erlebniſſe doch unvertilgbar in ſeiner Bruſt fortlebe, und iſt über das unerwartete irdiſche Glück, das ihm in dem Beſitz eines Landhauſes und eines hinreichenden Auskommens bevorſteht, um ſo mehr erfreut, da er nun hofft, auch ſeines Pflegeſohns Wünſche erfüllen und ihm zum Beſitz ſeiner geliebten Betty, der Tochter eines Strumpfhändlers Twaſtle, ſeines bisherigen Hauswirthes in London, verhelfen zu können. Will iſt über die verbeſſerte Lage ſeines Pflegevaters auch wohl erfreut; aber die Hinderniſſe ſeiner Verbindung mit Betty, die beſonders in der Abneigung des Vaters der Braut von dieſer Partie beſtehen, ſind dadurch noch nicht beſeitigt; auch iſt es ihm ſehr ſchmerzhaft, London und hiemit ſeine Geliebte verlaſſen zu müſſen, um ſeinem Pflegevater auf das Land zu folgen. — Indeß hat ſich Defoë noch nicht genügt, er hat das Selkirk'ſche Manuſcript aus dem Feuer gerettet, will ſeinen Fehler gut machen, dem Verfaſſer nicht zu nahe treten, die Welt nicht belügen, und gibt das Manuſcript dem Verfaſſer endlich bei einer ſchicklichen Gelegenheit zurück. Dieſe findet ſich, als ein in der Nähe von Selkirks Landhauſe angeſeſſener Sir Robert Edgarſon ſeine Schweſter Miſtreß Quickly, eine überbildete Dame und Bewundrerin des Robinſon, durch eine dem Aufenthalte Robinſons in der Südſeeinſel ähnliche Anlage, die er in ſeinem Parke hat machen laſſen, überraſchen will. Aber die Schweſter, welche davon einen Wink erhält, überraſcht nun ihrerſeits den Bruder, indem ſie ihren Sohn und Pflegeſohn als Robinſon und Freitag verkleidet und ſo ihres Bruders Idee vervollkommt, die Inſel, wie ſie ſagt, bevölkert hat. Betty, ein Liebling des Sir Robert und Will werden dann auch vereinigt, nachdem der alte Twaſtle, der Vater Betty's, der ſie mit ſeines Freundes Mr. Crabs noch nicht volljährigem Sohne Peter, des Vermögens wegen, hatte verheirathen wollen, durch Verluſt ſeiner Brieftaſche zum armen Manne geworden iſt, die aber Betty gefunden hat und ihm zurückgibt, worauf er denn gern in die Verbindung einwilligt.

Das Stück gewährt nicht bloß eine ſchöne ſittliche Befriedigung durch die Reue des Defoë, ſondern iſt auch ſo voll von anziehenden, beſonders komiſchen Charakteren und Auftritten, daß es höchſt wahrſcheinlich auch auf unſerer Bühne Wirkung machen würde. Komiſch ſind beſonders die eigennützigen Krämerſcenen zwiſchen Twaſtle und Crack, die äſthetiſchen der Miſtreß Crack mit den Kritikern, das Examen, das der Lehrer der Söhne der Miſtreß Quickly mit ſeinen Schülern anſtellt, die Unterhaltung zwiſchen dieſem Lehrer und einem Gärtner, und die zwiſchen Betty und ihrem ihr aufgedrungenen Liebhaber Peter, der jünger als ſeine Braut iſt. Hier einige dieſer Scenen.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Mr. Twaſtle, Betty, Will, und Selkirk ſitzen in einem kleinen Zimmer beim Mittageſſen. Letzterer iſt in ſeinem Lehnſtuhl eingeſchlummert.

Twaſtle.

Na, auf Selkirks und Will's Geſundheit! — Könntet Ihr hier in Europa nur eine Anſtellung bekommen! Eine kleine, mein' ich; denn auf Großes könnt Ihr nicht Anſpruch machen. Was könnt Ihr? Was habt Ihr gelernt? Fiſche fangen, auf die Jagd gehen! davon wird man hier in London nicht fett.

Betty.

O lieber Vater, Will hat ſchon viel gelernt. Er findet viel Vergnügen am Leſen. Er hat beinahe alle unſere Dichter geleſen, beſonders Shakſpeare. Der erinnert ihn oft, ſagt er, an ſeine Inſel und an die Gedanken, die er ſich in ſeiner Einſamkeit gemacht hat.

Twaſtle.

Ja, Shakſpeare! das war auch ein halber Wilder. Nein, willſt du ordentlich zahm werden, mein Sohn, ſo mußt du zahme Schriften leſen. — Aber die Leſerei überhaupt taugt nicht, die gehört noch zur Barbarei, zur Kindheit des Menſchengeſchlechts. Wenn man Kind iſt, geht man in die Schule; erwachſene Leute leſen nicht mehr; ſie wirken für den Staat.

Will.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Glas Selt einſchenke!

Twaſtle.

Ihr traktirt uns mit Selt? das iſt chriſtlich. Ich ſpeiſe ſonſt gewöhnlich Ochſenfleiſch und trinke Bier; davon kommt das Geſetzte, das Solide im Charakter. — Erzähl' uns nun etwas von deiner Lebensweiſe, Camerad! Goddam! Menſchen zu ſpeiſen und Blut zu trinken! Ihr ſteht noch auf einer niedern Stufe der Cultur. Hier in Europa ſchinden wir wohl auch die Leute lebendig, das verſteht ſich, aber nicht auf dieſe Weiſe. (Lacht.)

Will (zu Betty).

Wie ſeltſam däucht es mir doch, ſchöne Miß,
Daß ich mit Ihnen und mit Ihrem Vater
Im engen Zimmer hier ſo traulich ſitze!
Ich, der vor gar nicht langer Zeit im Dickicht
Noch mit dem Hirſche wettlief, Bahn mir brach
Gleich einer Schlange durch verwachſnes Buſchwerk,
Hoch in die Aeſte mit dem Affen ſtieg,
Und, wie ein Fiſch, in Seen und Flüſſen ſchwamm.

Twaſtle.

Das können unſre Matroſen eben ſo gut. Werde Matroſe! Das iſt deine Beſtimmung. Das iſt der freieſte Stand, beſonders hier in England; denn ſobald ein Matroſe den Fuß auf das Land ſetzt, um gebunden zu ſeyn, ſips, ſchleppt man ihn hinaus auf ein Schiff, und zwingt ihn, wieder frei zu ſeyn. Da kannſt du klettern ſo viel du willſt. — Laufen? Nein, auf einem Schiffe kannſt du nicht weit laufen, das iſt wahr; dafür läuft das Schiff deſto weiter mit dir. — Schenke mir noch ein Glas Sekt ein!

Betty.

Sind Sie in Lebensgefahren geweſen, Will?

Will

Der Wilde, Betty, kennt Gefahren nicht,
Er ſpielt und ſcherzt tagtäglich mit dem Tod,
Wie Kinder mit der Puppe.

Twaſtle.

Thut Ihr das?

Will.

Ja mit der Axt, gemacht aus hartem Holz.

Twaſtle.

Habt Ihr nicht Eiſen?

Will.

Danach fragen Sie
Den Herrn nur!

Twaſtle.

Wie? Ihr handelt nicht?
Dadurch bekämt Ihr gute Waffen doch,
Um Euch noch beſſer tod damit zu ſchlagen.
Ich hab' 'nen Schwager, er iſt Eiſenkrämer,
Verkauft Grabſcheite, Senſen, Meſſer, Pflüge,
Bratpfannen, Pfannenkuchen drin zu backen,
Und manche andre kriegeriſche Waffen
Von Eiſen, die ganz ſchwarz in ſchöner Ordnung
Gemalt an ſeiner Ladenthüre ſtehn.
Glaub' mir, der Kerl, er würde Aufſehn machen,
Im Fall er zu Euch käm'! Er würd' ein Gott!
Ihr betetet ihn an als Dalai Lama.

Will.

Man betet dort nicht Dalai Lama an.

Twaſtle.

Ihr habt ja doch ein Thier, das Lama heißt.

Will.

Ein Schaf.

Twaſtle.

Nun ja!

Will.

Ein Schaf, jedoch kein Gott.

Twaſtle.

Ja ſo! — — Was macht nun aber unſer Wirth?
Ich glaub', er hält ein bißchen Mittagsruh.

Will.

Verzeiht es ihm, Herr Twaſtle, laßt ihn ſchlafen!
Er hat viel ausgeſtanden, ſeine Kräfte
Sind ſehr geſchwächt. Oft kann er ganze Nächte
Nicht ſchlafen, und geht auf und ab im Zimmer.
Und wenn er ſchläft, ſo träumt er und erzählt dann
Von ſeiner Inſel ſtets.

Twaſtle.

Verhelf' ihm Gott
Zu ſeiner Inſel denn! Ein Schiffscap'tän
Hat ſeine Zähne mit Altenglands Flagg' itzt
Dort in den Sand geſteckt, und das bedeutet,
Daß uns ſie angehört. — Ja, ja, ſo geht's.
Ich ſelbſt erfuhr ſolch einen Teufelsſchlag!
Ein Bankerot — ein Debitor — verdammt —
Ein Porterbrauer! Solch ſolider Mann —
Solid — du kennſt den Ausdruck, weißt doch, was
Solid bedeutet?

Will.

Nun, ich denk', es heißt
Was tüchtig und was grundfeſt iſt.

Twaſtle.

Ganz richtig!

(Zu Betty).

Ich merke doch, er legt ſich auf die Sprache. —
Und weißt du nun, was tüchtig grundfeſt iſt?

Will.

Nun das kann viel nach meiner Meinung ſeyn.
Auf höchſt verſchiedne Art.

Twaſtle (zur Tochter).

Da irrt er ſehr.
Doch nicht zu hoch anrechnen darf man ihm
Das vor der Hand. — Solid heißt Geld, mein Sohn!
Solid heißt Geld, was Geld beſitzet, oder
Was Geld herbeiſchafft. Porterbrau'n zum Beiſpiel,
Das iſt ſolid, das iſt Brodſtudium;
Bierſtudium kann man es auch wohl nennen.
Nimm dich in Acht vor allen Wiſſenſchaften,
Beſonders vor den ſchönen! Die ſind häßlich!
Zum Müßiggang verführen ſie die Leute,
So daß zum Bettelſtab ſie greifen müſſen.

Betty.

Nun, Will, erzähl' uns doch von Eurem Krieg,
Und von dem Zwiſt der Wilden.

Twaſtle.

Nein, mein Kind!
Das kann man ſich verſtellen. Sieh, ich war
In einen ſolchen Caſus ehmals auch gerathen,
In ein Gedräng. Ich ward ganz flach gedrückt,
Wie Schweinefüße, sans comparaison.
Auction war auf der Börſe, es war Twiſt (zu Will.)
Du kennſt doch Twiſt?

Will.

Zwiſt meint Ihr! Nur zu gut!
Bei uns war ew'ger Streit und ew'ger Zwiſt.

Twaſtle.

Das iſt 'ne andre Sach'. Ich meine Garn,
Gedrehtes Garn von Baumwoll.

Will.

Nein, Herr Twaſtle,
Das iſt mir gänzlich unbekannt.

Twaſtle (greift ihm unter's Kinn).

's gibt Vieles,
Was du noch nicht kennſt in der Welt, mein Sohn,
Und lernen mußt. — Schenk, mir noch einmal ein! —
Der gute Selkirk fährt nach ſeiner Inſel
Auf Traumes Fahrzeug und mit dem Paſſatwind.

Selkirk (im Schlaf.)

Die Stütze hält die Höhle!

Twaſtle.

Was ſoll das?

Selkirk (im Schlaf).

Nehm' ich die Steine weg, ſo fällt das Dach,
Und ich begrabe mich lebendig.

Will.

Stets
Denkt er an ſeine Höhle.

Twaſtle.

Ihm gehört
Die Höhle nun nicht mehr; er wohnt zur Miethe
Bei mir jetzt, oben unterm Dach; er muß
Bezahlen, was er ſchuldet, jeden Zieltag;
Sonſt geht es ſchlimm ihm.

Betty (betrübt).

Aber, lieber Vater,
Ich bitte Sie!

Will.

Er wird — wird ſchon bezahlen.
Es war vor ein'gen Wochen ja bei einem
Gelehrten mit dem kleinen Bäckchen Schriften,
Das man uns rieth wir drucken laſſen ſollten,
Die ſeltſamen Begebenheiten, die
Wir beid' erlebten. Das bringt Geld uns!

Twaſtle.

Poſſen'
Begebenheiten drucken? Narrenſtreiche! —
Mein Vetter druckt.

Will.

So könnte der vielleicht —

Twaſtle.

Kattun, doch keine Schriften. Druckt Kattun!
Kattun hat Abſatz, wird nicht Maculatur.
Das Schriftendrucken iſt nur Teufelsnarrheit.

Selkirk (im Schlaf).

Wo ſind die Menſchen denn? Ich ſeh' ſie nicht.
Ich bin noch einſam, ja, ich bin allein,
Und Niemand denkt an mich. Mein Will, mein Will nur!
Ihn hatt' ich — und ich hab' ihn ja auch noch u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Burns' Leben.

(Schluß.)

Es lebt noch ein alter Mann, Namens Humphrey, in einem Armenhauſe in Ayrſhire, ein gewaltiger Polemiker, auf den Burns ein derbes Epigramm gemacht hat. Dieſer Mann iſt 82 Jahre alt, aber noch lebhaft und ſtets bereit zu einem theologiſchen Kampf. Er erzählte die Veranlaſſung zu dem Epigramm etwa ſo: „Ich ſah eines Tags Burns (an deſſen Wohnung er zu bauen hatte) auf mich zukommen auf der Straße von Moßgiel, und beſann mich, was ich zu ihm ſagen wollte, denn es war kein Menſch in der ganzen Gegend, der ihm im Streit gewachſen geweſen wäre. Ich hatte Queveda's „hölliſche Geſichte" geleſen, und ſo, als der Dichter auf mich zukam mit ſeiner gewöhnlichen Frage: „Nun, Jamie, was Neues?" ſagte ich: es ſeyen ſeltſame Botſchaften aus den untern Regionen gekommen, es ſey ein Streit ausgebrochen zwiſchen den verdammten Geiſtern, ob ſie den alten Teufel behalten, oder lieber an ſeine Stelle einen gewiſſen wilden Dichter aus Ayrſhire ſetzen wollten; der ältere Theil der Verſammlung ſey dafür, den alten Teufel zu behalten, die Jüngern aber, die des Dichters Schriften kannten, trachteten ſehr, ihn zur Herrſchaft zu erheben. — Burns lachte, er nannte mich einen — — — und machte bald nachher jenes Epigramm." Wir ſuchten den Alten auf die Geſchichte Burns' zu bringen, aber er ſchweifte in Polemik hinüber und wußte nur im Allgemeinen von des Dichters Wildheit, ſeinem Unitarismus und ſeiner unvergleichlichen Stärke im Geſpräch und im Disputiren zu erzählen.

Ueber Burns' Politik brauchen wir nicht viel zu ſagen. Er war anfänglich Jakobite und nachher Jakobiner — zwei ſehr verſchiedne Rollen. Das erſte war eine knabenhafte Grille, die ihren Grund in Nationalvorurtheilen und in dem Gefühl einer poetiſchen Sympathie für vergangene Macht und Größe hatte. „Ein Fremder füllte den Thron," und Burns fragte nicht weiter nach, ob der Wille des Volks und die gute Sache einer vernünftigen Regierungsform ihn darauf geſetzt, oder ob er durch Uſurpation eingenommen ſey. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, wurden viele edle Geiſter ergriffen von dem Schauſpiel, wie eine große Nation die hundertjährigen Feſſeln abwarf und die natürlichen Rechte der Menſchen wieder anſprach. Burns wurde von der Flamme der Begeiſterung ergriffen, und breitete ſie unter ſeinen Landsleuten durch mehrere Gedichte aus. Er war damals von ſeiner glänzenden Stellung herabgeſunken; er lebte gleichgültig unter den Menſchen hin, und hegte oder bezeugte keine Ehrfurcht mehr vor der Gewalt und der Autorität. Die Welt und der Welt Geſetz war nicht ſein Freund; und die Bitterkeit ſeiner einſamen Stunden, die vergleichungsweiſe Dürftigkeit ſeines Hauſes und der kühne Flug ſeines Genius — Alles zuſammen ſtimmte ihn ſo, daß er den Orakeln der franzöſiſchen Freiheit begierig ſein Ohr lieh. Er erlebte es noch, daß der glänzende Morgen mit Blut und Finſterniß endete, und in ſeinen letzten Stunden wandte er ſich wieder dem alten Gebäude der Conſtitution zu. Auf ſeinem Sterbebette rieth er auch einem ſeiner Freunde und Nachbarn, nie an der Religion ſeines Landes zu zweifeln.

So war in zweien der wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen, „der Knabe der Vater des Mannes,“ und der Mann kehrte zu den Hoffnungen und Gefühlen zurück, die ihn als Knaben beſeelt hatten.

Aus früher Gewohnheit und Nothwendigkeit verfaßte Burns ſeine Poeſien hauptſächlich unter freiem Himmel. Sie, Sonne, Wälder und Flüſſe beſtrahlend, erfüllte ihn mit Freude und Fröhlichkeit, und, den ächten Stoff der Poeſie vor ſich und um ſich und in ſeinem Herzen, brauchte er den Sporn der Bücher nicht. Während er den Pflug lenkte oder den Samen in die Furchen ſtreute, hatte er Muße und Freiheit, ſeine „tollen Phantaſien zu murmeln,“ und ſie zu Gedichten zu geſtalten. So dichtete er die „Bergmaßliebe“ und das „Mäuſeneſt.“ Selbſt „Tam o' Shanter,“ was man für das Product der Begeiſterung luſtiger Nächte und ſtrömender Becher zu halten ſich verſucht fühlen möchte, ward im Freien gedichtet, beim Gemurmel des Nith und dem Rauſchen der Wälder von Ellisland. Seine einſamen Ritte als Zolleinnehmer wurden auch hiezu benützt, und wenn er in ſeinem Lehnſtuhl über einem Gedicht brütete, oder einen glücklichen Gedanken faßte, gab er ſich nie zufrieden, als bis er, mit dem Stock in der Hand, hinausgeeilt war, und im ächten Studium der Natur die Skizze vervollſtändigt hatte. Daher ſind auch Burns' Schilderungen der Ländlichkeit und des Walds ſo wahr wie die Natur ſelbſt. Immer waren ſolche Bilder ſeinem Geiſt gegenwärtig, und ohne Zwang kamen ſie auf ſeine Zunge, in ſeine Feder. Wenn er den Tod eines Freundes beklagt, ſo zählt er nicht wie ein Leichenbeſorger den Katalog von Trauerblumen und Kräutern und den ganzen Leidapparat auf; er ruft nicht, wie Milton, die neun Schweſtern vom heiligen Quell, aus Jupiters Palaſt herbei, um in ſeinen Schmerz einzuſtimmen; aber er ruft die ganze Natur — die Flüſſe, Wälder, Hügel und Ebenen — und alle Jahrszeiten an.

Das waren die Mittel und Werkzeuge, mit welchen der Dichter arbeitete, die Autoritäten, die er zu Rathe zog — die Pandekten, denen er folgte und gehorchte. Wir haben manchmal gedacht, was für eine Art von Dichter wohl Cowper geworden wäre, wenn ſein Geſchick ihn nach Schottland verſetzt hätte. Würden die nordiſchen Waſſer ihn zu einer andern Art von Geſang begeiſtert haben, als die Bäche Englands? Würde er von Bruce, Wallace und ſchottiſchen Trinkgelagen geſungen haben, wie er von Wolfe und Chatham und weiblichen Arbeiten und nüchternen Theegeſellſchaften ſang? Thomſon vergaß in England Schottland nie ganz — Campbell iſt noch voll davon. James Montgomery iſt in Ayrſhire geboren, aber er verdankt Schottland nichts als die Geburt; er hatte nicht Zeit, den Geiſt der Berge einzuathme , und ſeine Muße iſt ganz engliſch. Wordsworth würde, wäre er in den Hochlanden geboren, eine Art von Oſſian geworden ſeyn — hin und her, auf und ab wandernd, den Untergang der Häuptlinge und Clans beklagend, feſt glaubend an das zweite Geſicht, und feiernd einſame Berge und Thäler, bedeckt von Nebeln, von toſenden Waſſerfällen, und das trauernde Anſchlagen der Wellen an den Sunden und Seen.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß auf den obengenannten Sohn Burns' ſich wenigſtens ein Theil von dem poetiſchen Genius ſeines Vaters vererbt, und daß er die Thronbeſteigung der Königin Victoria mit einem ſehr lebendigen nationalen Lied begrüßt hat.

Violette.

(Fortſetzung.)

Der Vormund.

„Müde und ſich ſchämend in Folge einer weltlichen Nacht, wofür er ſchon insgeheim Buße zu thun ſich vornahm, erbittert über die lange Dauer und die erſtickende Atmoſphäre des Balls, dem er den heftigeren Anfall von Gicht zuſchrieb, über welchen er nur im Bewußtſeyn ſeiner Pflicht als Vormund Meiſter geworden war, triumphirte jetzt der Baron d'Algues-Vives von neuem darüber, um ſich nach dem Lever der Königin zu ſeiner Mündel zu begeben. Der Schmerz im Zehen, der ihn quälte und den er bei jedem Schritt abzuſchütteln ſtrebte, diente keineswegs zur Beruhigung ſeiner frommen Gewiſſensſcrupel oder ſeiner reizbaren Gemüthsart; und keineswegs im zärtlichen Ton eines Vaters erklärte er Violetten, daß ſie in wenigen Tagen vor dem Altar einen Gemahl finden werde, und daß ihr dieſer Gemahl am vorigen Tage von der Königin vorgeſtellt worden ſey in der Perſon des Grafen Amalric d'Argeles. Fräulein von Sauveterre erwiederte ihm beſcheiden, ſie habe ſo eben zu erklären gewagt, daß ihr Herz gegen dieſe Heirath ſich ſträube, und ſie müſſe ihn flehentlich bitten, dieſelbe aufzulöſen, weil ſie dadurch ganz und gar unglücklich würde. — Dieß offene Geſtändniß machte den Vormund einen Schritt zurücktreten, wie wenn ſein kranker Fuß ſich an einem Kieſelſtein geſtoßen hätte. Höre ich wirklich Euch ſo ſprechen? ſagte er endlich mit Erſtaunen. Hat Euch Jemand dieſe Gedanken, dieſe Worte eingegeben gegen einen im Teſtament eines Vaters niedergelegten Willen? Wollt Ihr meine Beſorgniſſe rechtfertigen, welche in mir an dem Tage keimten, wo ich Euch, ein eigenſinniges Kind, gegen den Willen der Vorſehung Euch empören ſah? Und bei einer Leichenceremonie mit Euren Thränen und Eurem Geſchrei die Feierlichkeit der Gebete ſtören und mit ungeduldig zürnendem Fuß niedertreten den Gehorſam, welchen ein Vormund von ſeinen Mündeln ſo gut wie von ſeinen eignen Kindern erwarten kann? Ja, beim heiligen Ludwig, fuhr er fort, indem er ſich an die Stirne ſchlug, wie wenn dieſe Idee ihm mit neuer Kraft und neuem Licht ſich aufdrängte, das war das erſte Zeichen, welches mir verrieth, daß Ihr eines Tags Empörung und Verwirrung ſäen würdet, wo Euer Vater Ordnung und willigen Gehorſam vorbereitet hatte. Damals ſchon habe ich vorhergeſagt, vor jenem Sarge Eurer Mutter, von dem man Euch nicht wegreißen konnte, daß Ihr auch das Schickſal dieſer zerbrechlichen Frau haben würdet, die ſo wenig feſt ſtand in ihren Pflichten, die ſich ſo hinreißen ließ durch die Leidenſchaft, ihrem Willen zu folgen, daß ſie, nachdem ſie uns erklärt hatte, ſie könne ihren Gemahl nicht überleben, wirklich an dieſem Schmerz ſtarb, weil ſie weder über ihn hinwegkommen noch ihn bekämpfen wollte. — Ach, mein edler Herr! verſetzte die Waiſe, ergriffen von der

Erinnerung an ihre herrliche Mutter; weſſen klagt Ihr uns denn an? liegt denn in dieſer Aehnlichkeit mit meiner Mutter etwas, das Euch erbittern ſollte? Ich, ich liebe ſie; ich finde darin die Gewißheit, daß ſie das Leben ihres Kindes nicht zum Unglück verdammt haben würde durch eine Verbindung, welche mir Abneigung und Abſcheu einflößen würde, wenn man mich dazu zwänge. — Das heißt mir ganz keck heraus erklären, verſetzte er zornig, daß Ihr entſchloſſen ſeyd, Euch meiner Autorität zu entziehen und ſie zu verfluchen? — Violette blieb ſtumm und ſchaute den Greis mit traurigem Staunen an. — Ich ſehe ganz klar Eure Seele, fuhr er fort, ſich ſelbſt zur Härte ſtachelnd. Sie iſt ganz getränkt von den vergifteten Grundſätzen, welche an dieſem Hofe keimen; ich erkenne die verderbliche Moral derer, deren Autorität Euch, iſt es nicht wahr? weniger läſtig ſcheint als die meinige? — Haltet ein, mein Vormund, ſagte Violette zitternd; wenn man Euch hörte! — Der Himmel hört und richtet! antwortete er, die Hand zum Himmel erhebend. So bereitet ſich vor die Züchtigung dieſer ſtrafbaren Duldſamkeit, dieſes mattherzigen, ich ſollte ſagen dieſes ungläubigen, Glaubens, welcher die Seele verderbt und ihr die heilige Kraft entzieht, die Frevler, die Ketzer und die Gottloſen zu ſtrafen; die Gottloſen, ſage ich, die Frevler und die Ketzer! wiederholte er, indem er mit Heftigkeit auf und ab ſchritt, und glühende Blicke nach den Gemächern Marguerites hinüber ſchleuderte, gegen welche er längſt einen fieberiſchen Zelotismus hegte. Geduld! fuhr er fort, indem er die Stimme ſinken ließ, im Tone geſammelter Hoffnung; wir werden die heilige Sache triumphiren ſehen; und die Saumſeligkeit der Autorität und all das heitre Weſen und Wiſſen des Königs werden dann die Gefäße des Verderbens nicht retten. Violette! Violette! der göttliche Schutz iſt nicht mit dem Unglauben, der Irreligion und der Hölle! — Violette hörte dieſe Fluth von Drohungen mit ſo tiefem Stillſchweigen an, und hatte die Augen in ſolchem Nachſinnen niedergeſchlagen, daß ihre regungsloſe Haltung ihren Vormund endlich glauben machte, ſeine Vorwürfe hätten ſie zu einer wohlthätigen Beſinnung und Sammlung gebracht; er ging hinaus und verſparte für eine ſpätere Unterredung Alles, was ihm ſeine Frömmigkeit und ſeine Gichtſchmerzen Bitteres eingaben gegen die harmloſeſte Fürſtin. Aber wird dieſer Zorn nicht ſchmelzen wie das Eis des Winters vor dem lichten Geiſt einer Frau, wenn dieſe Frau ihre Strahlen auf ihn fallen zu laſſen geruht?“ — — Was hier angedeutet und prophezeyt wird, tritt wirklich bald ein, wie folgendes Fragment zeigt:

„Der ſinnende Edelmann (der Baron d'Aigues-Vives) begab ſich, der Aufforderung folgend, zu der Königin Marguerite, in einer Stimmung, welche bereits einiges Nachlaſſen des großen Eifers verrieth, den er für den Grafen d'Argeles gezeigt hatte. Der freundliche Empfang, der ihm bei der Königin zu Theil wurde, machte ihm die Erinnerung an das lange Lied, womit der Page ihn gequält hatte, erträglicher; denn die liebenswürdige Fürſtin beſtand darauf, daß der Baron, welchem ſie den Zutritt in ihrem eigenen Zimmer vergönnte, in ihrer Gegenwart ſich auf einen Stuhl ſetze. Dieſe Vergünſtigung entwaffnete beinahe gänzlich die noch in ihm haftende Erbitterung, und Marguerite, gegen ihn ſich jenes unwiderſtehlichen Tons bedienend, den ſie nie vergeblich anſtimmte, fing an ihn in Kenntniß zu ſetzen von ihrer nahe bevorſtehenden Abreiſe nach dem friedlichen Navarra. Aber, fuhr ſie fort, können wir mit Beruhigung Violetten zurücklaſſen an dieſem Hofe, wo ihre Reize ſchon mehr als Einen ſtarken Eindruck gemacht haben? Was Euch betrifft, Seigneur, ſo nehme ich Euch mit mir, oder vielmehr ich entführe Euch in der Eigenſchaft meines Großſtallmeiſters; im Begriff jenes Königreich zu betreten, welches Gott mir, einer ſchwachen Frau, auferlegt, muß ich mich wohl mit kräftigen Stützen verſehen, um mich aufrecht zu erhalten, und Euer fleckenloſer Ruhm iſt ein Strahl, den wir wünſchen nicht länger von unſrer Krone entfernt zu halten. Man hätte ſagen können, der alte Baron habe zum erſtenmal den Zauber einer Frauenſtimme empfunden, und die Marguerites war unwiderſtehlich. Karl V ſagte, ſie könnte Einen über einen Thron tröſten. Von ihr im Herzen ergriffen und gänzlich ſeiner Gicht vergeſſend, erhob ſich der Vormund, die Hand ans Schwert legend, das er in dieſem Augenblick mit Freuden gezogen hätte, um die Königin gegen diejenigen zu vertheidigen, die er noch vor wenigen Stunden in Schmähungen überboten hatte. Aber ſie nöthigte ihn, ſich wieder zu ſetzen und fuhr zutrauensvoller fort: indem ich zuerſt für mich ſorge, wegen welcher Sünde ich Euch bitte mir die Vergebung des Himmels zu erflehen, glaube ich auch für Euch zu ſorgen, Seigneur, für Euch, den dieß Kind unabläſſig als ſeinen Vater betrachtet. Iſt es nicht auch wirklich eine handgreifliche Probe Eurer Aufopferung für ſie, daß Ihr Euch bequemt zu einem Leben, das ſo wenig gemäß iſt den ſtrengen Gewohnheiten und dem Geſchmack eines im Dienſt unſerer heiligen Sachen mit Wunden bedeckten Kriegers! — Ich geſtehe es, gnädige Frau, verſetzte der Edelmann, beinahe gerührt über dieß zarte Mitleid, und ſich im Uebrigen bewußt, daß er ſo viel an Violette denke, daß man es ihm wohl danken dürfe. Aber die nahe bevorſtehende Heirath meiner Mündel befreit mich bald von einer beunruhigenden Obhut. Die Königin von Navarra bis an den Fuß der Pyrenäen geleitend, denke ich zum letztenmal die Reiſe durch die Landes zu machen. Wenn ich das Glück der Erbin von Sauveterre durch Erfüllung einer Pflicht werde ſicher geſtellt haben, wird meine Sendung und mein Amt erfüllt ſeyn. Ich kann ſie dann ganz den Ketten eines Herrn überlaſſen, der, ſo glaube ich, dieſen geräuſchvollen Hof dem einförmigen Anblick unſrer alten Edelſitze vorzieht. — Ich denke ebenſo wie Ihr, verſetzte mit Lebhaftigkeit Marguerite, den etwas bittern Ton dieſer letzten Betrachtung ſich zu nutze machend. — Die umherſchweifende Jugend des Grafen d'Argeles bringt uns Schätze ein, die er nicht in unſern alten Einſamkeiten ſcheint begraben zu wollen. — Wie Schade! findet Ihr nicht auch, daß die edel ernſte Erziehung, für welche Violette Euch Dank ſchuldet, etwas gar zu ſehr abſticht gegen die beweglichen Neigungen und Lebensgewohnheiten Amalrics? Sollte ihr beiderſeitiges Alter Eurer Klugheit nicht geſtatten, ihre Verbindung noch aufzuſchieben, deren Unverbrüchlichkeit ich übrigens eben ſo wie Ihr wohl erwogen habe? — Sie hielt inne, um eine Antwort zu erwarten; aber die nachdenkliche Miene des

Greiſes war alles was ſie ihm abgewann. — Ich weiß, daß das Glück Eurer Tochter die letzte Lebensaufgabe iſt, die Ihr zu erfüllen wünſcht, das weiß ich wohl. Und Ihr, Seigneur, wißt Ihr, wie etwas Rührendes es iſt um einen Krieger, deſſen Heldenſinn ſich um die Wiege einer ſchuldloſen Waiſe ſchlingt! deſſen fromme Lorbeern eine ſchwache Pflanze gegen den rauhen Hauch des Unglücks ſchützen? Wißt Ihr endlich, daß ich Euch bewundere und daß ich wünſche Euch davon zu überzeugen, daß das Gewühl der Höfe, der Weltlichkeit, die mich umgibt, meine Seele nicht verſchließen gegen Betrachtungen ernſter Art? So laßt uns denn auch Theil nehmen an Euren Bemühungen für die Wohlfahrt eines Engels, deſſen Reinheit mich rührt. Führen wir Violetten von hier weg, und prüfet Ihr Amalric; ſehet zu, ob er das Glück, das Ihr ihm bereitet, in ſeinem ganzen Werthe zu ſchätzen weiß; wenn er ihrer würdig iſt, wird er ohne Verzug wegfliehen von eiteln Vergnügungen, um ihr zu folgen an einen beſcheidneren Hof, deſſen Zierde ſie, Dank Euch! ſeyn wird! — Dieſe Rede, gewürzt mit den erſten Lobſprüchen vielleicht, welche der Vormund in ſeinem ganzen Leben eingenommen, bewirkte eine wohlthätige Erſchütterung in den Ideen des alten Soldaten Ludwigs XII. Er war ſelbſt erſtaunt über dieſe unerwartete Verwirrung, kein Wort kam ſeinem unentſchiedenen Stillſchweigen zu Hülfe, und Marguerite, den Ton ſinken laſſend, als fürchtete ſie, daß Jemand ſie hören könnte, fuhr fort: endlich, Seigneur, erwarte ich, daß Ihr ſelbſt mich ermächtigt, Violetten den dringenden Bitten einer Perſon zu verweigern, welche ſie nur mit einem Schmerz wird abreiſen ſehen, der einige Beſorgniſſe über die Natur der von ihr eingeflößten Gefühle erregt. — Die ganze Aufmerkſamkeit des Vormunds wurde hier rege, und als er ſah, daß auch die Königin jetzt mit einiger Verlegenheit und Scham ein Stillſchweigen beobachte, fragte er im Ton der lebhafteſten Beſorgniß: und wer iſt denn, Madame, dieſe Perſon? wer, außer Amalric ſelbſt, kann hier den Blick auf diejenige richten, die ihm von ihrer Geburt an verlobt iſt? Ich habe Niemand in Unwiſſenheit gelaſſen in Betreff des Teſtaments ihres Vaters. — Ich vertraue Eurer Gewiſſenhaftigkeit, mein Herr Stallmeiſter, verſetzte ſie, ſich auf dieſen Titel ſtützend, den er ja nicht vergeſſen ſollte, was die Herzensreinheit Violettens, bewundernswerth wie die Eurige, nicht von ferne gearzwohnt hat; merkt wohl auf! ſie iſt ſchön! mein Bruder hat Augen und mein Bruder iſt König! — Ha, Madame! rief er aus, erſchrocken über den plötzlichen Glanz dieſes ihm aufgehenden Lichtes; nehmen wir Violetten mit uns fort! ſie reiſe ab von hier! zieht ſie zurück von einem Abgrund! rettet ihr Leben und ihre Ewigkeit! — Beruhigt Euch, Seigneur, und beruhigt mich! Ihr allein wißt dieß Geheimniß; erſtickt es Eures Theils in dem Myſterium der Beichte. Ich habe ſelbſt nur einen halben Blick hinein zu werfen gewagt, und Eure Mündel wird nie etwas davon erfahren. Weiſt Ihr ſelbſt ſie an, ſich zur Abreiſe bereit zu halten; dieſer Befehl wird ihr angenehm ſeyn, denn er führt ſie zurück zu Iſabellen, die verſtändig iſt unter allen Frauen. Und dann wird die Zeit Euch ſchon aufklären über den Gatten, den ihre Eltern ihr beſtimmt haben.

Dieſe letzten Worte wurden von Violetten vernommen, welche halb ſich näherte, halb zurückwich, angezogen von der Königin und zurückſcheuend vor ihrem Vormund. Dieſer konnte nicht mehr unterſcheiden, was am mächtigſten in ihm war: ſeine Bewunderung für eine ſolche Fürſtin, oder ſeine ungeduldige Sehnſucht, Violetten zweihundert Stunden weit weg von dem Ort zu führen, wo ihrer Tugend ſolche Schlingen gelegt wurden.

Als das junge Ehrenfräulein ſah, wie er gewiſſermaßen auf ſie zu eilte, zitterte ſie davor, er wolle ſie zu der verhaßten Heirath drängen, und ſie warf ſich ihm mit Entſchloſſenheit zu Füßen, und rief ihm zu, er möge ſich ihrer im Namen ihres Vaters erbarmen. Aber er vergaß, zum erſtenmal, ihr von dem Teſtament zu ſprechen, in ſeiner Eilfertigkeit, ihr ihre Abreiſe mit der Königin anzukündigen. Die beſte der Königinnen, hört Ihr wohl? die verſtändigſte, die heiligſte Fürſtin! betheuerte er und betrachtete dabei Violetten mit unbeſchreiblicher Angſt und Neugier, indem er zum erſtenmal in ſeinem Leben die Entdeckung machte, daß ſie unendlich ſchön ſey, und innerlich knirſchte über die Worte Margueritens, die ihm noch im Ohr klangen: „Sie iſt ſchön; mein Bruder hat Augen und mein Bruder iſt König!“ Er wiederholte ihr dreimal in Gegenwart der Königin den Befehl zur Abreiſe, die er durch die Haſt zu beſchleunigen glaubte, womit er ſich damit beſchäftigte, und durch die Furcht, ſie möchte Schwierigkeiten dagegen erheben. Die ſelige Ueberraſchung, welche ſich in Violettens Antlitz ausſprach, überzeugte ihn jedoch völlig von ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der unheilſchwangern Ehre, die ihr dadurch zu Theil ward, daß ſie ſo hohen Orts gefiel. Die Hand des alten Vormunds zog, beinahe ohne daß er ſelbſt es wußte, Violetten an ſeine rauhe Bruſt, aus welcher das Wort: mein theures Kind! zu ihrem beiderſeitigen Erſtaunen ſich losrang. Er ahnte vielleicht bei dieſem Blitz von liebender Zärtlichkeit, daß er unter ſeinem Skapulier ein Herz trug. Die edle Art Margueritens hatte es ihm zum Bewußtſeyn gebracht.“ — —

(Fortſetzung folgt.)

Norwegiſche Lieder.

(Aus der Sammlung „Bragur“ Chriſtiania, 1837.)

Ueberſetzt von K. L. Kannegießer.

Auf Königswohlſeyn trink ich gern,
Und ſein Geburtstag iſt mein Leben.
Auf die Geſundheit hoher Herrn
Darf hoch und oft das Glas man heben.
Wer Durſt drum ſpüret,
Laß, wie's gebühret,
Hoch leben den, der den Scepter führet!
Regenten hoch!

Ich ſinge gern vom Ordensband,
Denn Niemand, denk ich, kann's verneinen,
Daß ſolch ein Mann von Rang und Stand

Wein trinken kann, und zwar vom reinen.
Hoch! Mann von Range,
Nur nicht verlange,
Daß vor dem Stern und dem Band man bange!
Die Großen hoch!

Ich ſinge gern von Schlacht und Krieg!
Was könnt' er ſonſt auch Gutes bringen,
Als daß man nach erfochtnem Sieg
Ein Gläschen trinken kann und ſingen?
Hoch, wer da krieget,
Hoch, wer da flieget,
Und nicht bei Sieg und bei Trank erliegt!
Die Krieger hoch!

Ich ſinge gern von Gut und Geld,
Mich wundert deß, der ohn' Erſchlaffen
Auf Reichthum ſeinen Sinn geſtellt,
Macht, Ehr' und Wein ſich zu verſchaffen.
Ducaten laufen!
Faßt aus dem Haufen
So viel, um bachiſchen Trank zu kaufen!
Die Reichen hoch!

Ich ſing' auch von dem Handel gern,
Von Schiffern, die mit Weine kehren.
Nur bleibt mir mit Gebräuen fern,
Die Rauſch uns geben, ekeln, ſchweren!
Der Wimpel ſchwebe!
Die Seefahrt lebe!
Und Zoll der Zöllner mit Maaß erhebe!
Seehandel hoch!

O Lieb', ich ſinge gern von dir,
Von deinen Wonnen, deinen Schmerzen;
Denn Liebe lehrt' Eliſa mir
An ihrer Bruſt, an ihrem Herzen.
Das Lob der Minne
Drum ich beginne,
Zu Theil ja wurde mir holde Minne!
Verliebte hoch!

Zeltitz.

Norwegens Winter muß ich loben,
Eisberge, ſchwerbedeckt hoch oben,
Gepudert grüner Tannen Haar,
Gewäſſer, feſtbedeckt mit Eiſe,
Strandöden, weiß nach Geiſterweiſe —
Kaum ſchöner iſt der Lenz fürwahr.

Des Thales muntre Söhne gleiten
Auf Schleifſchuhn von des Berges Seiten,
Raſch, wie der Pfeil die Luft durchſchwebt.
Wie ſie ſich auf dem Stahle ſchwingen,
Und leichter Schlitten Schellen klingen,
Daß vom Geräuſch das Ohr erbebt!

Verglente fahren ſonder Raſten,
Zum Strande führt man mächt'ge Maſten,
Die Kälte ſelbſt beſchwingt den Leib.
Durch Schnee ſieht man ſich Wege bahnen
Der nord'ſchen Bauern Karawanen,
Denn Arbeit iſt ihr Zeitvertreib.

Doch wir, mit Scherz die Zeit vertreibend,
Am Tiſch im warmen Zimmer bleibend
Bei Freundesgeſpräch und Sang vergnügt,
Wir trinken auf das Wohl des Landes,
Und auf das Wohl des erſten Standes,
Der mit der Schaar den Acker pflügt!

Heil, wer da bricht der Erde Schollen,
Heil, wer enthebt den tiefen Stollen
Die Schätze, die ihr Schooß bewahrt!
An Froſt ſich, Sturm und Tod nicht kehren,
Frei ſeyn, doch ſeinen König ehren,
Das iſt des Norwegs Bauernart.

Nicht Porcellan weiß er zu härten,
Nicht Wein zu bau'n in Winzergärten,
Für ſeinen Schweiß doch kauft man's ein.
Bau'n kann er Häuſer, warm ſie decken;
Und Wild, es an den Spieß zu ſtecken,
Bringt aus dem Wald er uns herein.

Heil Winterhaus und Hausgenoſſen!
Dort ſitzt der Normann unverdroſſen,
Beſchirmt vor raubbegier'gem Wild,
Und wer's Geſetz nicht wollte ſcheuen,
Zu ſpät würd' er die That bereuen,
Denn Freiheit führen wir im Schild!

Ob Norwegs Froſt und Eismann ſchelte,
Nur ſprecht mir nicht von Freundſchaftskälte!
Denn Feuer iſt des Normanns Herz.
Kommt, Brüder, einet eure Flammen,
Wir halten bis zum Tod zuſammen,
Heil, Freundſchaft! ſchall' es himmelwärts.

J. Rein.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Februar 1840.

Neugriechisches.

Die Nro. 62 — 64 des vorigen Jahrganges der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" brachten die Ueberſetzung einiger Satyren aus dem „πανόραμα τῆς Ἑλλάδος von Alexander Sutzo, die von einigen den Dichter und ſeine Dichtungen betreffenden Notizen begleitet waren. Auf dieſe verweiſend, laſſe ich hier zwei andere Gedichte aus demſelben Werke folgen, welche aber einen mehr lyriſchen Charakter haben, während jene bloß ſatyriſchen Inhalts waren. Das erſte der hier folgenden Gedichte iſt offenbar eine Nachbildung unſeres: „Denkſt du daran, meine tapfrer Lagienka," aber trotzdem tritt auch hierin die Originalität Sutzo's deutlich und unverkennbar hervor. Ich ſtelle auch dieſen Gedichten die eigene Erläuterung des Dichters voran.

Der rumeliotiſche*) Invalide.

„J. Kapodiſtria, der ſich vorgenommen hatte, die Griechen zu unterjochen, ſuchte alle andern Heldenthaten, ſeine eigenen ausgenommen, in Vergeſſenheit zu bringen, und indem er ihre Opfer für die Unabhängigkeit unbedeutende Thorheiten nannte, legte er kecker Weiſe ſich allein die Rettung von Hellas bei; doch das unerträgliche Joch, welches das Volk niederdrückte, ſtellte im Gegentheil das Andenken an die Heldenjahre vor ſeiner Ankunft deſto lebhafter wieder her. Dieſe Geſinnung ſuchte ich in den Herzen meiner Cameraden durch das folgende Gedicht anzufeuern, und ihnen vorzuſtellen, daß nur, wenn ſie ihren Nacken nicht vor den Tyrannen beugen, ſie ihrer früheren Kämpfe würdig erſcheinen werden."

Auf dem Olymp, in der Cypreſſen dunklem Schatten,
Da ſaß ein alter, greiſer Rumeliot
Mit den Cam'raden, die ihn treu begleitet hatten
Einſt in den blut'gen Kampf um Sieg und Tod.

Durch ſieben Jahre, ſo hört man ihn ſingend klagen,
Hab' ich die Fahne in Gebirg' und Feld getragen!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene ſchöne Zeit,
Die uns dem ſüßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie Churſchid Paſcha's Schaaren,
Wohl dreißigtauſend an der Zahl,
Die uns durch ihr Geſchütz weit überlegen waren,
Argos überſchwemmten mit Einemmal?
Erinnert ihr euch noch, von welchem Muth wir kochten,
Als bloß mit Senſ' und Keul' wir gegen Schwerter fochten?
Cam'raden, denkt ihr noch an jene ſchöne Zeit,
Die uns dem ſüßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie gegen Skodra's Herden
Nach Karpeniſi eilt' Held Botſaris,
Und mit der Kraft, die nie erſchüttert worden,
Sie ſchlug? Ja, ihr erinnert euch gewiß,
Wie mit der Wunden Blut ausſtrömt' ſein Heldenleben,
Und wie ſein letzter Blick uns Allen Muth gegeben!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene ſchöne Zeit,
Die uns dem ſüßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch wohl noch an Rumeliens Trauer,
Als ſich der Türken Fluth dahin ergoß,
Und der Aegyptier*) in Miſſolunghi's Mauer
Die Kinder uns, die Eltern uns verſchloß?
Erinnert ihr euch noch — Europa konnt' es ſehen! —
Wie jene Stadt mußt' in den Lüften untergehen?
Cam'raden, denkt ihr noch an jene ſchöne Zeit,
Die uns dem ſüßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie mit dreihundert Treuen
Einſt Karaiskos eilte nach Athen?
Ach, wie ſchwand da der Muth Kintachi's, des Leuen!
Ja jenen Tagen ſahen wir erſtehn

*) Die Türken begreifen unter dem Namen Rumili (di Land. rum der Griechen) alle griechiſchen Länder; die Griechen unterſcheiden aber Moren noch beſonders von Rumelien. Sutzo nimmt einen rumeliotiſchen Soldaten beſonders zum Helden ſeines Geſanges, weil gerade die Rumelioten die meiſten Opfer in dem Kampfe für die Befreiung Griechenlands brachten.

*) Ibrahim Paſcha, der Sohn Mehemed Ali's von Aegypten.

Rumelien, es knüpft' das feine Freiheitsband!
Wie man den Boden da von Blut gerötet fand!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Bei uns ward keine Stadt, kein Lager da gefunden:
Hungrig, durstig und nur an Muth so reich,
Noth leidend außerdem an Pest und tiefen Wunden,
Und mit Gesichtern, wie die Erd', so bleich,
Erhoben wir den Blick nur zu dem Himmel hoch:
Doch beugten wir uns nie in der Tyrannen Joch!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Der bettelnde Soldat.

„Während J. Kapodistria die Staatsgelder ohne Maaß an seine Spione und Glücksritter von Beamten vergeudete, ließ er die Beschützer des Vaterlandes selbst am täglichen Brode Mangel leiden. In seinen Tagen hungerten oft die Kinder des großen Karaiskos, und vergebens klopfte die verwaiste Tochter des Hadschi Michalis an seine Thür.*) Viele Griechen hörten mit eigenen Ohren den schmachvollen Ruth, welchen sein Satrap Viaros**) einem Soldaten gab, der im Kampfe verstümmelt worden war und ihn um eine Geldunterstützung bat. „Nimm eine Leyer, antwortete er ihm, spiele darauf in den Straßen, und fordere Almosen!" Der traurige Zustand, in welchem ich den bettelnden Krieger darstelle, ist in der Absicht ausgesucht worden, um die Griechen zum gemeinschaftlichen Mitgefühl ihrer schweren Leiden zu bewegen."

Bettlers Sack auf seinem Rücken, Bettlers Stab in seiner Hand
Sprach der alte, blinde Krieger, zu dem Knaben hingewandt,
Der ihn leitete des Weges: „Nicht so eilig, Knabe! weile;
Siehst du nicht, daß ich dir nimmer folgen kann in solcher Eile?
Du bist glücklich, glücklich bist du.... hast ein Augenpaar so hell,
Du hast junge, rasche Füße, rennest wie der Hirsch so schnell!
In der Stadt zu Missolunghi ist mein Augenlicht entflossen,
Mit der Kugel ward das eine Bein mir dorten weggeschossen!

Sprich, wo sind wir jetzt, mein Knabe? ... Ist es Nacht?... Ist's
Tag?... Sag' an!"...
— Nacht ist's!... Nauplia nicht ferne sind wir, armer alter Mann!
— „Nauplia!" — Was weinst du, Vater? — „Alte Zeiten ich erwäge...
Was ich einst war, was ich jetzt bin, stehe ich und überlege...
Nauplia!!! Das Schwert im Mund sah mich als Ersten man gewinnen
Palamidi's hohe Zinnen;
Gleich der Schlange sprang ich früher, wo die höchsten Felsen ragen,
Und jetzt kann ich kaum den schweren, matten Körper vorwärts tragen!

Ich bin blind... Ich schaue nimmer Hellas' grüne Bergeshöhen,
Nimmer können meine Augen seine freie Sonne sehen!....
In Gefilden, baumbeschattet, schön, mit Heldenblut bespritzt,
Regt sich jetzt ein neues Leben, das der Friede mild beschützt;
Ich, ein Bettler, alt und hungrig, irre unstät und verlassen,
Schlafe Nachts in den Ruinen öder Kirchen, auf den Straßen.
Jeder treibt mich von der Stelle,
Fremd bin ich im heim'schen Hellas, fremd an meiner eig'nen Schwelle!

Umgewendet, umgewandelt ist die Welt, und heutzutag
Selbst der Sohn in Hellas nimmer seinen Vater kennen mag!
Völlig haben sie vergessen ihrer Väter Kampf und Noth,
Alle haben sich das schnöde Gold erwählt zum einz'gen Gott!
Einen Freund such' ich vergebens mir aus jenen Heldentagen,
Und umsonst sind meine Klagen!
Viele starben, Wen'ge leben, diese überall vertrieben;
Wo ich bin, werd' ich verspottet, und kein Freund ist mir geblieben!

Fremde, wollet nimmer spotten über meine blinden Augen,
Ueber mein verstümmelt Bein!
Einstens mocht' ich von den Kriegern Botsaris der erste seyn!
Und dieß Kleid, des Lumpen kaum noch dürftig mich zu decken taugen,
Ist Geschenk des Karaiskos: solcher Ruhm, der kleidet schön!
Dieses Schwert, das ihr um meine Hüften könnt gegürtet sehn,
Hat nicht Gold, nicht Edelsteine, doch ist's meine schönste Zier;
Denn mein Admiral Tompazi, ja, er selbst, er gab es mir!

Helden, ihr aus jener Zeit!
Ob ihr gleich gestorben seyd,
Ewig lebt in eurer Brüder Geist und in der Welt Gedenken!
Doch die Namen Jener woll'n wir in des Todes Leibe senken,
Gleichviel, ob sie auch noch leben! —
Die, euch schmähend, nach den Früchten eurer Heldenthaten streben!
In den Felsenhöhlen schlafen Griechenlands Befreier, wir,
Und sie sehn uns ohn' Erbarmen betteln, uns vor ihrer Thür!"

Der Held Karaiskos wird so häufig in diesen Versen erwähnt, daß ich mich nicht enthalten kann, ein ihn betreffendes, bisher noch nie gedrucktes Volkslied, welches in jedem seiner Worte den Beweis trägt, daß es allein im Munde des Volkes entstanden seyn kann, hier in einer Uebersetzung beizufügen. Es bezieht sich auf den Sieg, den Karaiskos über den Mustapha Bey davon trug, als dieser im Jahre 1821 bis Nachova vorgedrungen war.

Karaiskos in Nachova.

Mittwoch war der Tag, wo er — armer Mustabey!
Nach Nachova hinmarschirte: — armer Mustabey!
Auserwählte Truppen nahm er, — armer Mustabey!
Bloß Geziden und Arnauten, — armer Mustabey!
Als er hinkam, rings umlagert — armer Mustabey!
Ward er auf 'nem hohen Hügel, — armer Mustabey!
Fünf der Tage kämpfte er — armer Mustabey!
Dorten, und fünf Tag' und Nächte; — armer Mustabey!
Seine Füße, die verfaulten — armer Mustabey!
Von des schweren Winters Leiden, — armer Mustabey!
Und es fielen seine Nägel — armer Mustabey!
Von dem bösen Winterfrost; — armer Mustabey!
Sie machten einen heft'gen Ausfall, — armer Mustabey!
Nach Vlakura zu kommen, — armer Mustabey!
Karaiskakis, der sprach, — armer Mustabey!

*) Thiersch: de l'état actuel de la Grece, I., pag. 19 f.
**) Es gab drei Brüder Kapodistria: Johann, Augustinus und Viaros.

Und Gardikiotis ſagte: — armer Muſtabey!
„Meine Kinder, ihr müßt mir — armer Muſtabey!
Sieben Beilkhaſſas fangen!“ — armer Muſtabey!
Sie gingen hin und fingen ſie, — armer Muſtabey!
Fingen und führten ſie von dannen. — armer Muſtabey!
Der ganze Weg war voll von Blut — armer Muſtabey!
Und lauter ſilbernen Säbeln. — armer Muſtabey!

H. A.

Violette.

(Fortſetzung.)

Franz I.

„Die Königin, welche ſo eben Violetten verabſchiedet, indem ſie ihr einige Beſorgungen für die Abreiſe auftrug, blieb vor dem Gemach des Königs ſtehen. Erſtaunt, die Thüre bald offen zu finden, drückte ſie ſie zuerſt ſchüchtern auf, dann, ſicher erwartet zu werden, weil ſie entboten worden war, ſagte ſie ganz laut: kann ich zu dem König eintreten? Keine Antwort erfolgte; keine Wache, kein Page kam auf den Laut ihrer Stimme; und nunmehr ganz eintretend, wiederholte ſie leiſe ihre Frage.“

Franz, auf einem langen Pfühl ausgeſtreckt, war ſo eben tief eingeſchlafen. Marguerite ſchlüpfte leicht durch das Zimmer, und ſich auf ihn hinbeugend, betrachtete ſie ihn lange Zeit und ihr Athem berührte ſeine Stirne, wodurch ſie ihn zu wecken gedachte; er aber, zu erſchöpft ohne Zweifel, um dieſen leiſen Athemzug und dieſe liebe Stimme zu vernehmen, rührte ſich nicht. Sie ſetzte ſich neben ihn hin, um geduldig ſein Erwachen abzuwarten.

Iſt es möglich, daß dieß der ſorgloſeſte Geiſt in ganz Frankreich iſt? dachte ſie. Iſt es möglich, daß man es ihm wenigſtens manchmal geſagt, und daß er es in manchen Fällen bewährt hat? Iſt dieſe Stirne zu hoch, um ſich zu faſſen und zu ſammeln? dieſe tiefen um ſeine Augen gezogenen Kreiſe — offenbaren ſie nichts von dem Genie, das in ihm brennt? dieſe ſo ſcharf geſchloſſenen Lippen, welche, ſelbſt im Schlummer, ſo viele Klugheit und Beſonnenheit zu verrathen ſcheinen, alle dieſe Zeichen — hätten ſie uns getäuſcht über den wahren Charakter von Franz? Iſt es möglich, daß dieſe meiner Seele ſo theuren Züge die Züge eines leichtſinnigen Vergnügungen ganz ergebenen Menſchen ſind?

In dieſem Augenblick zogen ſich die Augenbrauen des Schläfers zuſammen, ſeine ausdrucksvolle Naſe dehnte ſich, wie im Zorn, aus; eine Miſchung von Entſetzen und Verachtung machte ihn lebhaft mit der geballten Fauſt auf die Blätter eines Buches ſchlagen, das er noch feſt mit der andern Hand hielt, und einige unverſtändliche Worte entquollen ſeinem Munde. Das Buch fiel zu Boden. Marguerite hob es auf und ward von dem Titel betroffen, wie von einem Licht, das ihr plötzlich aufging über den unerklärlichen Brief von geſtern.

Das leſet Ihr! ſagte ſie, indem ſie Franz I, der jetzt erwachte, die Conſtitutionen des Ignaz von Loyola hinbot. — Hab' ich darin geleſen? fragte er, indem er das Buch, etwas verwirrt, in die Hand nahm. Ihr wollt vielleicht ſagen, ich habe nicht wach bleiben können über dieſer ſo ernſten und undurchdringlichen Theologie. — Was ich eben ſo wenig begreifen kann, verſetzte ſeine Schweſter, indem ſie das erſte Blatt durchlief, iſt dieß: das Parlament von Paris gibt ſeine Einwilligung zur Niederlaſſung der Jeſuiten in Frankreich, um die Proteſtanten zu bekämpfen. — Es iſt dieß ein grüner und ſaftreicher Baum, ſagte Franz, welcher der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben ſuchte. — Deſſen Früchte, ſchlecht geſtiegt, bitter und ſcharf werden dürften, mein Bruder. — Wie auch die allerſüßeſten, Marguerite. Aber wir wollen ſchon verhüten, daß ſie nicht faulen und gähren. — Ich glaube an die Heiligkeit dieſes Mannes, Franz, aber nicht an ſeine Wunder. Oh! leſet nicht Alles, was er geträumt hat von den Befehlen Gottes, deren Erbe er ſeyn ſoll, denn er würde Euch zu ſeltſamen Dingen verleiten. — Ihr verſteht ihn nicht, mein liebes Herz. — Ich weiß wenig Latein, verſetzte Marguerite beſcheiden; aber dieſe kriegeriſchen Worte ſind ſchon alle ins Franzöſiſche herübergeſtrömt, wie der Glanz einer Feuersbrunſt. — Richter Euren Geiſt nicht auf dieſe derben Sachen, meine Schweſter. Die Frauen haben andre Sorgen. Ihr verwendet nicht genug Sorgfalt auf Eure Haare, welche die ſchönſten von der Welt ſind. Ihre hellgoldnen Wellen ergießen ſich heute zu ſehr über Euer Antlitz, ſtatt es mit tauſend durchſichtigen Locken wie Vogelfedern einzufaſſen. Es iſt dieß eine Mode, die überhand nimmt. — Ich werde ſuchen ſie in Navarra einzuführen, mein Bruder. Aber die Locken meiner Haare ſind wie meine Hoffnungen, ſie halten nicht! — Deſto ſchlimmer! es gibt geſchicktere Frauen, die beſitzen die Kunſt, die leichten Locken feſt und beſtändig zu machen. — Sie thun wohl daran, wenn ſie dadurch ſchöner, ruhiger und glücklicher werden. — Beneidet nichts als ihren Haarputz, meine Schweſter! Wer weiß, wenn man bis in ihr Herz hinabſchaute, ob man nicht darin ein verborgenes Gift, eine nagende Leidenſchaft fände? Ohne in Sparta zu ſeyn, hat nicht dennoch Jedes von uns ſeinen unſichtbaren Fuchs, deſſen Biſſe kein Menſch ahnt? — Werde ich noch einen Augenblick in Eurer Nähe bleiben, Franz? fragte in traurigem Tone Marguerite, deren Herz brannte, und die doch noch nicht von ihrer Abreiſe zu ſprechen wagte. Um Euch zu gehorchen komme ich; um uns zu verſtändigen, heißt Ihr mich zu Euch kommen, und jetzt ſind wir beiſammen ohne Vertrauen, ohne Hingebung des Herzens, als ob fremde Zeugen an der Thüre lauerten. Eure Thüren ſind alle offen; und ich habe die Bitte an Euch, neben Eurem Schutzengel auch noch für die Aufſtellung einiger wachſamen Männer Sorge zu tragen, welche Niemand Eurem Bette ſich nähern laſſen, wenigſtens wenn Ihr ſchlaft, mein Bruder. — Franz lächelte, und indem er ſeinen Blick auf mehrere Thüren richtete, welche in ſein Gemach führten, verſicherte er Marguriten, es gebe keine ſorgſamer geſchützte Einſamkeit als die ſeinige. — Dann bin ich vielleicht entbehrlich, mein Bruder? — Ihr entzückt mich, Marguerite, Ihr feſſelt mich jederzeit an Euch. — Marguerite zitterte, indem ſie den Verbannungsbrief an ihr Herz drückte. Aber die Kraft fehlte ihr, um ihn ihm vorzurücken, zumal da ſie fürchtete belauſcht zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Däniſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Vierter Act.

Sir Robert Edgarſens Garten auf dem Lande. Ein alter Gärtner iſt mit Blumen beſchäftigt. Herr Joſeph kommt.

Joſeph.

Guten Morgen, mein Lieber!

Gärtner.

Dank, Herr!

Joſeph.

Man wird mir doch meine Dreiſtigkeit nicht übel nehmen, daß ich in den Garten gegangen bin? Die Pforte ſtand offen.

Gärtner.

Sir Robert hat nichts dagegen, daß Fremde herkommen. Er theilt gerne, was er hat, mit Andern.

Joſeph.

Eine edle Denkart!

Gärtner.

Ueberdieß ſieht er gerne Menſchen. Sie beleben die Natur, ſagt er.

Joſeph.

Wahr! Tauſend Gefühle werden geweckt, welche zur Thätigkeit ſich drängen.

Gärtner.

Nein, Herr, fühlen will er nicht mit Ihnen. Iſt das Ihre Abſicht, ſo bitt' ich Sie, ohne Sie beleidigen zu wollen, daß Sie wieder gehn.

Joſeph.

Ei, ei, iſt er ſo menſchenfeindlich?

Gärtner.

Keineswegs. Er hält viel auf Menſchen; die meiſten hält er für witzige, vernünftige Leute, ehe ſie den Mund aufthun.

Joſeph (leiſe).

Der Alte iſt ein ſchlauer Fuchs. Er ſpricht beſſer, als man es einem Mann von ſeinem Stande zutrauen ſollte. (Laut.) Sie ſind ein vernünftiger Menſch, mein Guter! Es iſt mir ſehr lieb, einen Gärtner ſich ſo logiſch ausdrücken zu hören.

Gärtner.

Nun, das iſt mir lieb, daß es Ihnen lieb iſt. Wollen Sie nicht weiter ſpazieren?

Joſeph.

Haben Sie in Ihrer Jugend ſtudirt?

Gärtner.

Ja, leider!

Joſeph.

Wie? Leider?

Gärtner.

Weil mir Kopf dazu fehlte, und weil nichts den Wiſſenſchaften größern Scharen zufügt als ſchlechte Köpfe, die ſtudirt haben.

Joſeph.

Ei, mein Lieber, Sie ſprechen ja in lauter Epigrammen! Aber dieſer Ton paßt nicht für Ihren Stand. Ein Gärtner muß idylliſch ſeyn, ſo ſanft wie Milch und Honig. — Was iſt das für ein Denkmal aus weißem Marmor mit der ſchwarzen Urne, das dort unter den Roſen ſteht?

Gärtner.

Es iſt einem unſtudirten Mann aufgerichtet.

Joſeph.

Wem, wenn ich fragen darf?

Gärtner.

Dem William Shakſpeare, Komödianten und Komödienſchreiber zu ſeiner Zeit. Sein Vater war Wollweber in Stratford.

Joſeph.

Ach der göttliche Shakſpeare! Liebt Sir Robert alſo wirklich Poeſie?

Gärtner.

O ſehr, wenn ſie etwas taugt.

Joſeph.

Da ſeh' ich noch ein Grabmal, dem von Shakſpeare gerade gegenüber. Gewiß eines andern großen Dichters, Homers, Virgils, Miltons?

Gärtner.

Nein, eines armen Mädchens.

Joſeph.

Sappho? Laura? Heloiſe?

Gärtner.

Es war ein junges Mädchen mit Namen Johanna Blomfield, die in ihrem ſiebzehnten Jahre ſtarb.

Joſeph.

Und hatte ſie ſchon ein Denkmal neben Shakſpeare verdient?

Gärtner.

Ja, ſie gewann durch Schönheit, Frömmigkeit und Verſtand das Herz meines Herrn, eben ſo wie Shakſpeare; aber ſie ſtarb vor der Hochzeit.

Joſeph.

Sir Robert hat eine Schweſter.

Gärtner (ſeufzt).

Ja, das läßt ſich nicht läugnen. Sie lebt noch.

Joſeph.

Eine Dame in ihren beſten Jahren, die an Geiſtesgaben ihrem Bruder nicht ein Haar breit weicht. Sie hat einen hoffnungsvollen Sohn, und die junge Pflanze wird mit einem armen Jungen aufgezogen, den die Frau zu ſich genommen hat.

Gärtner.

Und der arme, erbarmungswerthe Junge bekommt alle die Prügel, die der Sohn verdient hat.

Joſeph.

Jetzt nicht mehr, jetzt nicht mehr. Miſtreß hält ausgezeichnete Lehrer für dieſe Kinder.

Gärtner.

Meiſtens ſind es erbärmliche Kerle geweſen, die mit der Frau Piquet ſpielen mußten, ſtatt den Kindern etwas beizubringen, die Kammerdiener ihres Geiſtes ſpielen, und alle Unarten der Buben ertragen mußten.

Joſeph.

Nun nicht mehr, nun nicht mehr!

Gärtner (trocken).

Nein, jetzt, weiß ich wohl, hat ſie einen vernünftigen flinken Mann bei den Kindern angenommen, und das iſt mir lieb.

Joſeph (geſchmeichelt).

Kennen Sie ihn denn etwa?

Gärtner.

O ſehr gut, Herr Joſeph, ſehr gut.

Joſeph.

Wie? Sie wiſſen, daß ich es bin?

Gärtner.

Nehmen Sie's nicht übel? Ich wollte Ihr Incognito nicht ſtören.

Joſeph.

Sie ſind ein Schelm, Guter!

Gärtner.

Freilich, ich bezahlte den Hofmeiſter mit gleicher Münze. Wollen Sie nun ſo gut ſeyn und weiter ſpazieren, ſo will ich Sie zu Sir Robert hinbringen.

Joſeph (bei Seite).

Dieſer Alte iſt ein durchtriebener Kerl.

Gärtner (eben ſo).

Dieſer Hofmeiſter iſt wie die übrigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18 u. 19.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 Februar 1840.

Die Wespen.

Von Alphonse Karr.

Mit dem November des vergangenen Jahres hat Alphonse Karr, einer der jüngern Schriftsteller Frankreichs, Verfasser mehrerer Romane und Mitarbeiter am Figaro, wenn wir nicht irren, eine Art Monatsschrift unter dem etwas anspruchsvoll an eine gleichnamige Komödie des Aristophanes erinnernden Titel: die Wespen (les guêpes), begonnen, welche, von ihm allein geschrieben, in einem Cyklus von zwölf Heften die Ereignisse, Erscheinungen, die Fragen, Interessen und Personen des Tags in satyrisch ironischer Weise besprechen, respective ironisiren und geißeln soll, bald nur drohend, bald den Stachel tiefer und giftiger eindohrend.

Die Titelvignetten zeigen riesenhafte, große und ganz kleine Wespen, in der Luft schwebend, nach welchen die Leute unten theils ängstlich lorgnettiren, theils mit verschiedenen Waffen, mit Sonnenschirmen und Gewehren, stoßen, sich angstvoll ducken, oder zu entfliehen suchen; einer schneidet gräßliche Grimmassen und einer liegt ohne Hut am Boden. Ueber jedem der kleinen Abschnitte ist wieder eine Wespe zu sehen, die freilich oft mehr droht als der Paragraph sticht. Man kann sich leicht denken, daß Stachel und Gift dieser geflügelten Insecten, von welchen der Verfasser jeden Monat seinen bestimmten Schwarm loslassen will oder muß, sehr ungleich beschaffen ist, und man kommt manchmal in Vermuthung zu glauben, daß auch unter diesen Thierchen, wie unter ihren Verwandten, den Bienen, ein Theil Drohnen, d. h. stachellose, seyen.

In den drei bis jetzt erschienenen Nummern, je sechs Bögchen in Taschenformat, werden vorzüglich Politik und politische Systeme, Männer, Einseitigkeiten und Thorheiten, jedoch auch andere Gegenstände, wie Literatur, den Wespenstichen preisgegeben. Die Büchlein sind insofern nicht ohne Interesse, als der Verfasser ein ziemlich klares Bewußtseyn von den eigenthümlichen Schwächen und Blößen des französischen Charakters und namentlich auch von den Mißständen der Gegenwart zeigt. Auch rühmt er sich seiner Unparteilichkeit, die er allerdings bis jetzt ziemlich bewährt hat. Wir theilen einige der Wespen mit, die etwa für deutsche Leser „pikant" seyn möchten, und fangen an mit dem, was der Verfasser über seine Absicht sagt.

„Diese Bändchen sollen den freimüthigen und unnachsichtigen Ausdruck meiner Gedanken über die Menschen und über die Dinge enthalten, frei von allem ehrgeizigen Streben, von allem Parteieinfluß. Ich werde ohne Zorn reden, weil in meinen Augen die schlechtesten Menschen noch mehr lächerlich als boshaft sind... Ich gehöre keiner Partei an; ich beurtheile die Dinge, je nachdem sie kommen, die Menschen, so wie sie sich darstellen; ich nehme wenig ernsthaft, weil ich, Niemandes als meiner Freunde bedürfend, von denen ich nur ihre Freundschaft verlange, mit dem kalten Blut und der ruhigen Heiterkeit eines ganz ordentlich und bequem sitzenden Zuschauers empfinde, sehe und urtheile. Wir werden mit einander über viele Leute lachen, die für ernsthaft gelten möchten, und uns belustigen, die Kleinheit der großen Menschen und der großen Dinge zu messen."

„Der Grund, warum ich mir die Mühe nehme zu dieser Veröffentlichung, da doch jeden Morgen unter dem anmaßenden Titel von: Organen der öffentlichen Meinung, so viele viereckige Bögen Papier erscheinen, wo es mir frei stände, einzuschieben, was ich meinen Zeitgenossen etwa zu sagen habe, ist dieser: weil es nicht Ein Journal gibt, in das man zwanzig Zeilen einrücken könnte, worin nicht eine Dummheit oder eine Unredlichkeit wäre. Ich nehme zu Zeugen mehrere meiner Freunde, Männer von Geist und Talent, die mit so viel Ekel und Verdruß daran schreiben oder vielmehr, daran angeschmiedet, arbeiten. Ja noch mehr, ich beweise es." . . .

„Die Cautionen (bei den Journalen) sind das größte Hemmniß, aber daneben haben sie gerade Privilegien geschaffen, das heißt: wenn sie viele Journale unmöglich gemacht haben, so

haben ſie denen, welche die Bedingung erfüllen können, eine unermeßliche Macht gegeben, weil die verſchiednen Nuancen von Leſern ſich zu Einer Farbe verſchmolzen und jedem der beſtehenden Journale ein ſehr zahlreiches Publicum gaben. Die der Preſſe auferlegten fiscaliſchen Bedingungen haben ſie den Händen der Schriftſteller entzogen, um ſie den Speculanten und Unternehmern zu überliefern. Kein einziger Schriftſteller iſt heute Beſitzer eines Blattes; dafür iſt die Preſſe beherrſcht von geweſenen Mützenfabricanten, geweſenen Apothekern, geweſenen Advocaten und Notaren; einige, die Actienjournale, gehören zweitauſend Gewürzkrämern, Schuhmachern, Paſtetenbäckern, Hauſirern, Garköchen, Thürſtehern, Haarkräuslern, Advocaten — und andern Bürgern von zweifelhaftem Literaturberuf zugleich. Die Regierung hat die Waffe, die ſie fürchtete, aus den Händen der Poeten in die Hände der Geſchäftsmänner und Kaufleute übergehen machen. Die Kaufleute wiſſen, was ſie bei einem Geſchäft ein und aufs Spiel ſetzen, und den durch das Riſico vervielfachten Gewinn, den ihnen dieß Geld ertragen muß. Sie haben eine Zähigkeit und Hartnäckigkeit, welche die Schriftſteller nie gehabt hätten, die nur Ideen, Paradoxen oder Syſteme verfolgen. Ihr habt es wollen mit den Kaufleuten zu thun haben; nun gut, ſtellt euch mit ihnen! ſie kaufen euch die Preſſe im Großen ab und verkaufen ſie euch wieder im Detail, und gewinnen dabei, und verkaufen theuer an euch, und laſſen euch zahlen mit Allem was ihr habt, und mit Vielem, was euch nicht gehört."

„Die Oppoſitionsjournale ſind ebenſo eigenſinnig und ſervil in ihrem Tadel, als die miniſteriellen in ihrem Enthuſiasmus. Neben den offenliegenden Uebelſtänden gibt es auch geheimere. Dieß oder jenes unabhängige, gewöhnlich der Regierung feindliche Journal mildert jedesmal ſeinen Grimm, wenn bei einem königlichen Theater das Engagement irgend einer magern Tänzerin erneuert werden ſoll. Ein andres, das immer in Bewunderung zerfließt vor den unterſten Bureaudienern der Miniſter, miſcht etwas Wermuth in ſeinen Honig zu gewiſſen Zeiten, wo es gebräuchlich iſt, die den Journalen bewilligten Unterſtützungen zu erörtern."

(Fortſetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

Von Ch. Dickens.

Unter der belletriſtiſchen Literatur Englands nimmt unſtreitig Dickens einen ausgezeichneten Platz ein. Man hat ſeinen Humor gerühmt und die Laune, mit der er die verſchiedenen Thorheiten der Gegenwart geißelt, man hat ihn mit Fielding und Smollet verglichen, und es iſt nicht zu läugnen, daß er höchſt ergötzlich in manchen Beziehungen iſt. Doch ſein Humor iſt faſt ſtereotyp zu nennen, die Ausdrücke, die bei ihm einen komiſchen Effect hervorbringen, ſeine Darſtellungsweiſe, iſt ſich ſo gleich, daß die Wiederkehr derſelben durch ſeine drei bis jetzt erſchienenen größern Werke auch dem minder Aufmerkſamen auffallen müſſen. Was bei Smollet Charakter, iſt bei ihm Studium und kann auf die Länge nicht befriedigen. Aber wir glauben auch nicht, daß er unter dieſem Geſichtspunkt angeſehen werden darf und den Ruf eines humoriſtiſchen Schriftſtellers ſelbſt ſucht. Seine Schriften ſind wenigſtens auf einer ganz andern Seite ausgezeichnet zu nennen. Es iſt die tiefe Kenntniß des Alltagslebens und die ergreifende, meiſterhafte Darſtellung desſelben mit allen ſeinen Jämmerlichkeiten und Verruchtheiten, es iſt die Entwicklung und Enthüllung der Urſachen dieſer troſtloſen Geſtalt unſeres bürgerlichen und Familienlebens, wodurch er eine ſo hohe Stellung unter den Schriftſtellern der Gegenwart einnimmt. Beſonders in dieſer Hinſicht glauben wir in dieſen Blättern den obengenannten Roman nicht unerwähnt laſſen zu dürfen. Denn er gehört als nothwendiges Glied in die Schilderung engliſcher Sitten und engliſchen Lebens, die Hr. Dickens ſich vorgeſetzt zu haben ſcheint. Sein Reich iſt die Mittelclaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, ob er gleich auch die höhern Stände ſeines Landes mit wenigen und treffenden Zügen zu charakteriſiren weiß, ſo weit ſie in ſeinen Kreis eingreifen, und wenn er in den nachgelaſſenen Papieren der Pickwickier das Leben jener durch eigenes Vermögen frei und ſorglos lebenden Bürger geſchildert und das Clubbiſten-Weſen Englands höchſt ergötzlich abconterfeit hat, wenn er in Oliver Twiſt den Zuſtand der Armen geſchildert und den Leſer in die Cloaken des Londoner Verbrechers geführt hat, gibt er uns in Nicholas Nickleby das Bild von andern Theilen der bürgerlichen Geſellſchaft, indem er die Schickſale eines jungen Menſchen aufzeichnet, der, von anſtändigen Eltern geboren, durch den Tod ſeines Vaters und den Verluſt ſeines Vermögens in mannichfachen Stellungen die verſchiedenen Branchen des gewerbtreibenden Lebens durchwandern muß.

Nicholas' Großvater lebte in großer Dürftigkeit in London, als der Tod eines wohlhabenden Onkels ihn in den Stand ſetzte, ein kleines Landgut in Devonſhire zu kaufen, wo er in Ruhe den Reſt ſeiner Tage verleben und ſeine zwei Söhne erziehen konnte. Dieſe Erbſchaft zur rechten Zeit, die lange Zeit ein Gegenſtand des Geſprächs in der Familie blieb, und ihre frühere dürftige Lage hatten auf die heranwachſenden Knaben eine ganz verſchiedene Wirkung. Während Ralph, der ältere, in dem Beſitz des Geldes die Quelle der Macht und des Anſehens erkannte und ſchon in der Schule anfing, durch Ausleihen ſeines kleinen Wochengeldes ſich Schätze zu ſammeln, ſah Nicholas, der jüngere, in dieſen Erzählungen nur die Beſtätigung ſeiner Neigung, fern von den Getümmel der großen Welt, in der Stille des Landlebens wahres Glück zu ſuchen.

Beide führten ihre Anſichten im Leben nach des Vaters Tode aus, und während Ralph in London mit ſeinem kleinen geerbten Capital von 3000 Pfd. St. wucherte, gab ſich Nicholas in dem väterlichen Beſitze dem Glücke ländlicher Zurückgezogenheit hin. Doch ſeine Einnahme blieb nicht in wachſendem Verhältniß mit den wachſenden Ausgaben, als ſeine Verheirathung mit der Tochter eines ſeiner Nachbarn ſeine Familie mit zwei Kindern ſegnete, und als er das geſchwundene Capital, das

die Erziehung derſelben verzehrt hatte, wieder gewinnen wollte und zum erſtenmal dem Rathe ſeiner Frau folgte und ſpeculirte, verlor er auch das Wenige noch, was er beſeſſen. Der Kummer darüber machte ſchnell ſeinem Daſeyn ein Ende, und ſeine Familie eilte nach London, um durch den Beiſtand des Oheims neue Mittel der Exiſtenz zu gewinnen.

Dieſer hatte gerade an dieſem Tage eine glückliche Speculation gemacht, indem er und mehrere ſeiner gleichgeſinnten Freunde einen Actienverein in Vorſchlag und glücklich zur Ausführung brachten, die Semmeln und Kaffeebrödchen warm und pünktlicher als bisher geſchehen den Bewohnern der Hauptſtadt zu überliefern (United Metropolitan Improved Hot Muffin and Crumpet Baking and Punctual Delivery Company), wobei es nicht an rührenden und begeiſternden Schilderungen und Anſprachen an das menſchliche Gefühl der zahlreich verſammelten Zuhörer fehlte, und ſtand eben der St. Paulskirche gegenüber, um ſeine Uhr zu richten, als Newman Noggs, ſein Schreiber, vor ihm ſteht.

„Ah, Newman!“ ſagte Mr. Nickleby, indem er aufblickte ohne ſich in ſeiner Beſchäftigung ſtören zu laſſen. Der Brief wegen des Pfandſchillings iſt gekommen, nicht wahr? Ich dachte es wohl.“

„Falſch,“ entgegnete Newman.

„Wie? und Niemand deßhalb angeſprochen?“ fragte Mr. Nickleby, indem er inne hielt. Noggs ſchüttelte den Kopf.

„Was iſt denn gekommen?“ fragte Mr. Nickleby.

„Ich!“ ſagte Newman.

„Was weiter?“ fragte der Herr finſter.

„Das,“ ſagte Newman, und zog langſam einen verſiegelten Brief aus der Taſche: „Poſtzeichen, Strand, ſchwarzes Siegellack, ſchwarzer Rand, Weiberhand, C. N. in der Ecke.“

„Schwarzes Siegellack,“ ſagte Mr. Nickleby, und blickte auf den Brief. „Die Hand ſollte ich auch kennen, Newman, es ſollte mich nicht wundern, wenn mein Bruder todt wäre.“

„Ich denke nicht,“ ſagte Newman ruhig.

„Warum nicht, Sir?“ fragte Mr. Nickleby.

„Sie wundern ſich nie, erwiederte Newman, das iſt Alles.“

Mr. Nickleby nahm ſeinem Gehülfen den Brief ab, heftete einen kalten Blick darauf, öffnete, las ihn, ſteckte ihn in die Taſche, und da er die Zeit auf die Secunde getroffen hatte, fing er an, ſeine Uhr aufzuziehen.

„Es iſt ſo, wie ich erwartete, Newman, ſagte Mr. Nickleby, während er damit beſchäftigt war. Er iſt todt. Herr Gott. Nun, das iſt ſchnell geſchehen. Ich hätte es nicht gedacht, wahrhaftig.“ Mit dieſen rührenden Ausbrüchen ſeines Schmerzes ſteckte Mr. Nickleby ſeine Uhr wieder in die Uhrtaſche, zog ſeine Handſchuhe ruhig an, nahm ſeinen Weg wieder und wandelte langſam, die Hände auf dem Rücken, weſtwärts.

„Kinder am Leben?“ fragte Noggs, auf ihn zutretend.

„Nun, das iſt eben die Sache! entgegnete Mr. Nickleby, als wenn ſeine Gedanken eben bei ihnen wären. Sie ſind beide am Leben.“

„Beide?“ wiederholte Newman Noggs mit leiſer Stimme.

„Und die Wittwe dazu, fuhr Mr. Nickleby fort; und alle drei in London! Verflucht! Alle drei hier, Newman.“

Newman blieb ein wenig hinter ſeinem Herrn zurück und ſein Geſicht wurde ſeltſam verzerrt wie durch einen Krampf; doch ob aus Lähmung, oder Kummer, oder innerlichem Lachen, konnte er nur ſelbſt möglicherweiſe erklären. Der Ausdruck des Geſichts eines Menſchen iſt gewöhnlich eine Hülfe ſeiner Gedanken oder ein Gloſſarium für ſeine Sprache, doch das Geſicht von Newman Noggs, in ſeinen gewöhnlichen Gemüthsſtimmungen, war ein Problem, das keine Erfindungskraft löſen konnte.

„Geh' zu Hauſe! ſagte Mr. Nickleby, nachdem ſie einige Schritte gegangen waren, und ſah nach ſeinem Schreiber um, als ſey er ſein Hund. Die Worte waren kaum ausgeſprochen, als Newman über die Straße ſchoß, in die Menge ſich miſchte und in einem Augenblick verſchwand.

„Vernünftig, wahrhaftig! murmelte Mr. Nickleby für ſich, als er weiter ging, ſehr vernünftig! Mein Bruder that nie etwas für mich, und ich erwartete auch nichts von ihm; doch kaum hat er aufgehört zu athmen, ſo ſieht man auf mich als die Stütze eines großherzigen Weibes und eines erwachſenen Knaben und Mädchen. Was gehen ſie mich an? Ich hab' ſie nie geſehen!

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken eilt Hr. Ralph Nickleby nach dem Strand an das bezeichnete Haus, wo eine Miniaturmalerin, Miß La Creevy, wohnt, und deſſen zweites Stockwerk ſeine Schwägerin bezogen hat.

Eine Frau in tiefer Trauer erhob ſich, als Mr. Nickleby eintrat, ſchien aber unfähig ihm entgegenzugehen und lehnte ſich auf den Arm eines hagern, doch ſehr ſchönen Mädchens von ungefähr 17 Jahren, die neben ihr geſeſſen hatte. Ein junger Menſch, der einige Jahre älter ſchien, trat ihm entgegen und begrüßte Ralph als ſeinem Oheim.

„Oh, murrte Ralph mit ſchlecht verhehltem Groll, das iſt Nicholas, denke ich?“

„So iſt mein Name, Sir,“ erwiederte der junge Menſch.

„Lege meinen Hut weg, ſagte Ralph herriſch. Nun Madame, wie geht's? Seyn Sie ſtark gegen den Schmerz, Madame, das thu' ich ſtets.“

„Ich hatte keinen gewöhnlichen Verluſt!“ ſagte Mrs. Nickleby, und hielt ihr Schnupftuch vor die Augen.

„Es war kein ungewöhnlicher Verluſt, Madame; entgegnete Ralph, und knüpfte ruhig ſeinen Spenſer auf. Ehemänner ſterben alle Tage, Madame, und auch Frauen.“

„Und Brüder auch, Sir,“ ſagte Nicholas mit einem Blick des Unwillens.

„Ja, Sir, und junge Hunde und Möpſe gleichfalls, erwiederte ſein Onkel, indem er einen Stuhl nahm. Sie erwähnten in ihrem Briefe nicht, woran mein Bruder litt, Madame.“

„Die Aerzte konnten es keiner beſondern Krankheit zuſchreiben, ſagte Mrs. Nickleby, Thränen vergießend. Wir haben zu viel Grund, zu fürchten, daß er am gebrochenen Herzen ſtarb.“

„Bah! ſagte Ralph, das iſt nichts. Ich kann es wohl verſtehen, daß ein Menſch am gebrochenen Halſe ſtirbt, oder an

einem gebrochenen Arm oder Kopf oder Bein, oder Naſe leidet; aber ein gebrochenes Herz! — Unſinn, das iſt eine Redensart. Wenn ein Mann ſeine Schulden nicht bezahlen kann, ſo ſtirbt er am gebrochenen Herzen und ſeine Wittwe iſt eine Märtyrin."

„Manche Leute, glaube ich, haben keine Herzen zu brechen;" bemerkte Nicholas ruhig.

„Wie alt iſt der Bube, um Gottes Willen? fragte Ralph, indem er den Stuhl herumdrehte und ſeinen Neffen vom Kopf bis zu Fuß mit tiefer Verachtung muſterte.

„Nicholas iſt ziemlich 19 Jahre alt," erwiederte die Wittwe.

Neunzehn! he! ſagte Ralph; und was gedenkt Ihr zu thun, um Brod zu erhalten, Sir?"

„Nicht von meiner Mutter zu leben," entgegnete Nicholas, und ſein Herz ſchwoll ihm auf, während er ſprach.

„Da hättet Ihr auch wenig genug zu leben!" bemerkte der Ohm, ihn verächtlich anblickend.

„Wie viel es auch ſey, ſagte Nicholas, vor Zorn erröthend, ich werde nicht auf Sie hoffen, es mehr zu machen."

„Nicholas, lieber Sohn, denke an dich!" ermahnte Mrs. Nickleby.

„Lieber Nicholas, bitte!" drängte das junge Mädchen.

„Halt dein Maul, Sir; rief Ralph. Auf mein Wort! ein guter Anfang, Mrs. Nickleby — ein guter Anfang."

Mrs. Nickleby machte keine andere Entgegnung, als daß ſie Nicholas durch eine Gebärde bat, zu ſchweigen, und der Oheim und der Neffe ſahen ſich einige Augenblicke ohne zu ſprechen an. Das Geſicht des alten Mannes war finſter, hart und unangenehm, das des jungen offen, ſchön und geiſtreich; des alten Mannes Auge war ſtechend und voll Geiz und Liſt, des jungen Mannes glänzte voll Geiſt und Verſtand. Seine Geſtalt war hager, doch männlich und wohlgebildet und abgeſehen von aller Anmuth, die Jugend und Wohlbildung geben, floß ein Etwas aus dem warmen jungen Herzen in ſeinen Blick, das den alten Mann niederdrückte.

Eine ſcheinbare Verſöhnung erfolgt und der Oheim ſchlägt Nicholas die Stelle eines Hülfslehrers in einer Erziehungs-Anſtalt vor, die ein Hr. Wackford Squeers in Dotheboys Hall in dem anmuthigen Dorfe Dotheboys bei Greta Bridge in Yorkſhire errichtet hat mit einem jährlichen Gehalt von 5 Pfd. St.; und gern nimmt der junge Mann das Anerbieten an, nachdem ihm der Ohm verſprochen hat, daß er in dieſem Falle auch für Mutter und Schweſter ſorgen wolle.

Mr. Squeers' Aeußere iſt nicht einnehmend. Er hat nur ein Auge und das von grünlicher Farbe, ſein Geſicht erhielt durch ſeine vielen Runzeln ein ſehr unangenehmes Anſehen, beſonders wenn er lachte; ſein Haar war glänzend und ſteif und war an der flachen Stirne hoch aufgebürſtet. Er war ungefähr 52 Jahre alt und etwas unter der mittlern Größe, trug ein weißes Halstuch mit lang herabhängenden Zipfeln, einen ſchwarzen Frack, deſſen Aermel viel zu lang, und ſchwarze Beinkleider, die viel zu kurz waren, und ſchien nicht recht zu Hauſe in ſeinen Kleidern, ſondern in ſteter Bewunderung, ſich ſo ehrbar zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Violette.

(Fortſetzung.)

Ich ſchwöre Euch, ſagte der König, ihre Beſorgniß vermuthend, daß wir allein ſind vor Gott. Man würde nur auf meinen Ruf kommen, man würde nur hören wenn man ſchriee, und wir haben keine Luſt zu ſchreien; es iſt noch nicht Zeit dazu, und wird wohl auch nie die Zeit dazu kommen, gegenüber von dir, meine gute und ſanfte Marguerite. — Mit namenloſer Freude haſchte ſie den Strahl dieſes ſchwarzen und ſtolzen Auges, das einen Augenblick wie eine glühende Drohung gegen etwas Abweſendes ſich richtete, dem es trotzen zu wollen ſchien; aber, nur einen Augenblick, dem Blitz ähnlich, und dann trat wieder das ruhigſte und gleichgültigſte Lächeln ein. — Sage mir denn Lebewohl! begann jetzt muthig Marguerite zu dem König, der das Haupt wegwandte, um der Antwort auf dieß ihn beunruhigende Wort zu entgehen. Er vergönnte ſeinem Herzen nicht das Recht, ihn unglücklich zu machen. — Sprechen wir vom morgenden Tage, meine Schweſter, von einem Feſt, das ich im Angeſicht von ganz Frankreich der Königin von Navarra gebe. Es iſt dieß ein glänzender Schild, den ich über ihre Reiſe ſchützend breite. — Ein Schild von Blumen, mein Bruder! der geringſte Sturm wird mich ganz bloß laſſen. Aber wo waret Ihr denn heute Nacht? Als wir dem König unſer beſcheidenes Feſt gaben, wo war denn der König? — In Europa, Neugierige! antwortete Franz entſchloſſen. Ihr wißt nicht, welchen Weg man uns in wenigen Stunden machen läßt! — Oh! ich weiß es, mein Bruder! Ich bin ſchnell gereist auf der Straße nach Spanien! — Der Bruder ergriff die Hand ſeiner Schweſter und preßte ſeine Lippen darauf. — Und bald werde ich wieder an jener Gränze ſeyn, aber allein. — Aber als Königin! verſetzte Franz ſtolz. — Ihr rühmt Euch deſſen im Intereſſe meines Glücks? fragte ſie mit einem Vorwurf voll der innigſten Zärtlichkeit. — Jetzt ſeufzte der König, zog ſie an ſich und ſagte: ich habe dich ſo ehrgeizig geſehen für mich, Marguerite. Iſt es dir denn unmöglich, es auch ein wenig für dich zu ſeyn? Nun, was weinſt du denn? fuhr er fort, denn die Thränen ſeiner Schweſter floſſen jetzt ohne Zurückhaltung. — Laß mich einmal vor dir weinen, mein Bruder! denn ich weine weil ich unglücklich bin, und es in Zukunft keinem Menſchen mehr ſagen werde, nicht einmal mir ſelbſt, denn ich wage nicht, mit mir ſelbſt zu ſprechen. Ich weine auch um deinetwillen. Ja, mein Herz iſt voll Kummer, wenn ich meinen Bruder anſehe, den Erſten, den Edelſten in Frankreich, und der, wie ich ahne, dem Einfluß boshafter und niedriger Geiſter unterworfen iſt. — Unterworfen! rief der König, indem er ſich haſtig erhob; Ihr wißt, daß Ihr allein auf der Welt mir etwas der Art ſagen dürft. — Und müßt Ihr es durch Euer Thun beſtätigen? Der Staat ſteht Eure Milde und Feſtigkeit an, mein Bruder, und Euer abſcheulicher Kanzler ſucht nur darum Euer Herz durch Geräuſch und Lärm zu betäuben, um ſeine guten Gefühle zu erſticken. Seine geduldige und beharrliche Verkehrtheit und Eure fortwährende Großmuth flößen mir Beſorgniſſe ein, gegen welche Ihr gleich-

gültig ſeyd; habt Ihr nicht ſo viel Kraft, um den Horizont zu erweitern, der ſich düſter auf Euern jungen Ruhm ſenkt? Wollt Ihr nichts mehr von Eurer Schweſter, Euch dabei Hülfe zu leiſten? glaubt Ihr ihre Verfolgungen gegen mich zu entwaffnen, wenn Ihr mich abreiſen laßt? Geht! dieß Zugeſtändniß wird Euch theuer zu ſtehen kommen! Glaubt Ihr, der König, den Ihr mir zum Gemahl gegeben, werde mich dort beſſer vertheidigen, wenn man mich auch dort verfolgt? Ich beſitze nicht den Schlüſſel, der ſein Herz öffnet, und doch werde ich bald Mutter werden von dieſem Mann! Wißt Ihr, daß dieß entſetzlich iſt, mein Bruder! — Euer Kind wird Euch darauf beſſer antworten als ich, Marguerite. — Ihre Blicke begegneten ſich dieß mal in längerer Vereinigung; ſie waren traurig, und das darauf folgende Schweigen ſo bitter, daß die arme Königin, um nicht zu erſticken, ſich demüthig vor ihrem Bruder niederwarf und zu ihm ſagte: was trägt mir der König auf für Navarra? — Glücklich zu ſeyn oder es zu ſcheinen, meine Liebe; das iſt die edelſte Liebespflicht. Welche Frau hat ſie beſſer begriffen als Ihr! — Sire, was befehlt Ihr mir weiter? — Immer zu ſchreiben, als ob Ihr die fröhlichſte der Frauen waret, wie Ihr die beſte ſeyd, und mir Eure heitern Erzählungen zu ſchicken, um mich dafür zu entſchädigen, daß ich ſie nicht mehr höre. Dann fuhr er fort, indem er ernſt aus dem Buche ein ſorgfältig zuſammengelegtes Papier hervorzog: obgleich dieſe ernſten Materien nicht für das zärtliche Auge von Frauen ſich eignen, wirf doch einen Blick hinein, wenn auch nur um mir dann den Muth zu verzeihen, daß ich dich nach Navarra ſchicke. Siehe das Breve des Papſts gegen die von ihm verabſcheute Ketzerei; ſiehe, wie er zwei Räthe des heiligen Stuhls ernennt, ausgerüſtet mit allen geheiligten Vollmachten, den Schuldigen jeden Ranges und Standes den Proceß zu machen, und ſprich ſelbſt, ob dieſe Reiſe von einigen Monaten in ein friedliches Land, wo noch keine lateiniſchen Vipern ſich regen, nicht im Intereſſe meines Herzens liegt, da ſie zur Sicherſtellung deiner theuern Perſon dient. — Che indigna commedia! verſetzte Marguerite erbleichend. Aber Ihr werdet doch auch Clement nicht ſeinen Feinden preis geben, mein Bruder? — Den Eurigen, wollt Ihr ſagen; er verabſcheut alles was Euch nicht anbetet; er iſt ſeit geſtern wie wahnſinnig. Wir könnten von ihm ſelbſt für eine Geſandtſchaft kein Sonett erlangen. — Ihr werdet ihn ſeinen Feinden nicht preis geben, wiederholte Marguerite mit Wärme. Wird Franz I weniger großmüthig ſeyn als Ludwig XII? — Erſtlich kann man ihm keine Vernunft beibringen hinſichtlich der Güter dieſer Welt, die er hartnäckig zurückweiſt, obgleich er ſie redlich verdient hat mit ſeinen Wunden in unſrem Dienſt. Und dann wißt Ihr auch, wie wenig ich aus dem von der Sorbonne bisher gegen ihn geſchleuderten Tadel gemacht habe. Aber werde ich ebenſo ſtark ſeyn gegen den Clerus? Alles was wir vornehmen können gegen die, die er verſpottet, falls er ſich nicht beſſert, wird ſeyn, daß wir ihn vom Hofe verbannen, und fürs Heil ſeiner Seele wird das Beſte ſeyn, wenn er ſein Exil zweihundert Stunden weit von Euch wählt. Er beobachtet keine Mäßigung und Zurückhaltung außer in Betreff deſſen, was ihm das Herz zerreißt, und dafür rächt er ſich dann, indem er trotzig herausfordert, was er fürchten ſollte: die Kirche! — Ach! Ihr werdet ihn alſo ſo ſchlimm behandeln wie mich! — Abgerechnet das Königreich, das ich ihm geben könnte; aber er würde ſo wenig davon wollen als Ihr. Er ſagt im Scherz, das ſeinige ſey nicht von dieſer Welt, und er wolle es nur in der Ewigkeit beziehen. Gott weiß mit welcher Königin! — Gott ſollte ihm wenigſtens auf Erden Freiheit ſchenken, wo ſein Stolz ihn ſo arm bleiben läßt! — Und wo Ihr, Marguerite, Ihr, ſo geizig ſeyd auf ſein Leiden, daß er mir vorkommt, als hätte er gute Luſt, bald dorthin zu fliehen, wo ſein Reich ſeiner wartet." —

Als das Geſpräch auf Violetten kam, welche der König am Hof zu behalten wünſchte, ſagte er:

„Violette war heute Nacht himmliſch; weiß wie die Seele eines Kindes, dahingleitend wie Waſſer; es gibt hier keine dunkeln Corridors, wo man ſie überraſchen könnte. — Wie ſo denn, mein Bruder? — Der junge Amalric, der ſie gar nicht verdient, hat doch ſo viel Geſchmack, daß er den Hof liebt und mit ihr ſich am Hof aufhalten will. In dieſem Betracht verzeihe ich es ihm, daß er ſie heirathet, in der Hoffnung, ſie an einem ſolchen Gatten zu rächen. Er iſt eines der Geſchöpfe, die man eine Stunde lang liebt, um ſie dann für immer zu haſſen. Er hat eine Schönheit, die Einen unmuthig macht, die Einen oft wünſchen läßt, er möchte häßlich ſeyn. Dieſe Abneigung wird ihm auch überall zu Theil, denn er iſt uns bezeichnet worden als ein großer Männertödter und Jungfrauen-Räuber. In der That ſein Blick nimmt ſich aus wie ein Schwert, das ein anderes herausfordert. Alles das verſpricht der ſchönen Violette viel Einſamkeit und vielleicht eine baldige Wittwenſchaft; aber beruhigt Euch wegen dieſes liebenswürdigen Kindes, das Ihr Euch entſchließen müßt zu verlieren; wir werden für es Sorge tragen. — Violette, mein Bruder, iſt ein naiv dahinſchwebendes Mädchen, wie der Vogel in der Sonne. Ihre Sonne iſt die Freiheit, aber die reine, wie die in welcher die Engel leben. Hier iſt keine Luft, die ihr zuträglich wäre, und es iſt nichts mit der Heirath mit dem Grafen d'Argèles, den ſie verabſcheut. Ich nehme ſie mit mir. — Als ſie ihren Bruder ſeine Miene ändern ſah, faßte ſie, ehe ſie ihn verließ, ſeine Hände und fuhr fort: übermorgen iſt der Palmſonntag: er bringt allen Opfern Palmzweige! — Warum ſeyd Ihr doch nicht die frömmſte Frau im Königreich mit einer ſolchen Seele! ſagte der König, ſchwankend zwiſchen Hochachtung und Unmuth. — Das verhaßte Geſicht des Kanzlers Duprat machte plötzlich Margueriten erbeben. Er trat ein durch eine der geheimen Thüren, in ſeiner rothen Amtstracht, ohne angemeldet zu ſeyn; aber doch trat mit ihm eine zu kalte und falſche Etikette ein, als daß es Marguerite lang aushalten konnte. Mit noch vom Weinen gerötheten Augen gönnte ſie ohne Widerſtand dieſem niederträchtigen Herzen den Triumph, die Tugend zur Flucht zu bewegen, aber ohne den Mann auch nur eines Blicks der Verachtung zu würdigen." — —

Marguerite und Violette.

„Nachdem die Königin von den jubelnden Zurufen des Volks begrüßt worden, nachdem ſie mit aufrichtigen Zuſagen

geantwortet hatte auf das Geſchrei der Hoffnungen, welche ihre herzgewinnende Schönheit erweckte, warf ſie ſich ſehr müde auf das einſame Lager, welches erſt ſo kurz ihr Gemahl verlaſſen hatte. Sie machte Violetten, welche ſie bei ſich behalten wollte, bemerklich, daß dieß Bett mit reichen Vorhangen an den vier Pfeilern mit Rebhühnerflügeln bekranzt ſey, womit man vielleicht eine freundliche Prophezeyung andeuten wolle. Weißt du, ſagte ſie mit jener Traurigkeit, welche ſie mit ihrer Vernunft nicht zu bemeiſtern vermochte, daß dieſe Federn der Perſon ein ſehr langes Leben verſprechen, die darunter eine ganze Nacht fortſchlafen kann? — Ach, Madame, verſetzte Violette, in den Augen der Königin wieder jene Thräne erblickend, welche nie fiel; ich beſchwöre Euch, nicht vor Tag aufzuwachen! — Ich will es verſuchen. Schlafe du ſanft in dieſem Glauben, und unter den eigentlichen Flügeln der Hoffnung. Ich möchte gern, indem ich dich zur Begleiterin meiner Leiden mache, zum Glück dich führen, meine Tochter! Aber mag man ruhen oder gehen, weiß man wohin man kommt! Zur Ruhe, zur Ruhe, Violette! das iſt das einzige Glück einer Frau; ein andres hat ſie nicht, hörſt du? — Und ihre Hand entfernte ſanft das Mädchen, das noch lange an die Worte der Königin dachte und an jene Thräne, ſo vielſagend für ſolche, die auch ſchon vergoſſen haben. Sie erreichte ihr minder koſtbares Lager. Sie bemerkte nur, daß es weder Federn noch Flügel von Rebhühnern zur Zierrath hatte. Der an dieß Symbol ſich knüpfende Aberglaube machte ſie ſchwermüthig lächeln. Ein neuer Aufenthaltsort öffnet den Geiſt auch neuen Ideen. Obgleich ſo fern vom Grafen Amalric und ſo nahe Iſabellen, empfand ſie doch im Herzen ein ſie drückendes Bedürfniß, traurig zu ſeyn. Es offenbarte ihr halb und halb, daß die Welt ſchwere Pfade hat; daß ſie oft voll Einſamkeit iſt, voll verlorner Wünſche, die ſich verbergen in der Tiefe der Seele; und zum erſtenmal verweilte ihr Gedanke bei jenen Verſen Margueritens, die ſie bisher nur mit dem Mund ausgeſprochen hatte. Sie glaubte jetzt jene Thräne darin fließen zu fühlen, welche ſie nicht ſchlafen ließ.

In meinem Herzen wollten wecken
Viele des Mitgefühles Spur;
Antworten muß ich ihrem Drängen:
Für Einen kenn' ich Freundſchaft nur.

Doch daß du nicht fortfährſt zu trachten
Nach einem unbekannten Gut:
Ein Andrer ſchon in meinem Herzen,
Das niemals dein kann werden, ruht.

Violette, mit ihrer jugendlichen Erfahrung, wußte nur, daß ein entfernteres Licht beſſer leuchtet, als dasjenige, das in zu großer Nähe blendet, wie die Abweſenheit den Schleier der Reflexion ausbreitet über Züge, welche von Reizen überſchwemmt ſind. — Liebt ſie ihren Gatten ſo ſehr, der ſie nicht liebt? ſprach ſie. Dieſer Gedanke machte ſie erbeben. Als ſie die Augen aufſchlug, um einen Blick des Mitleids auf die Königin zu werfen, ward ſie überraſcht und mehr noch erſchreckt durch eine große Helle, welche das Zimmer erfüllte. Dieß glänzende Licht drang durch die Scheiben herein und kam von einigen harzigen Bäumen, die man zu einer Illumination angezündet hatte. Dieſer Beweis von Fröhlichkeit, wodurch die ganze Landſchaft in der Runde erleuchtet wurde, und das Kniſtern der vom Feuer verzehrten Aeſte machten Violetten ſo bange, daß ſie in das Gemach ſtürzte, um zu der Königin zu eilen. Sie fand ſie ruhig daſitzend und dieſe ſinnreiche Art, ihr ein Feſt zu ſchaffen an einem Ort, dem zum Glück, wie ſie ſagte, der Luxus noch fremd ſey, bewundernd. Aber dieſe armen Bäume, ſprach ſie, thun mir leid; es wird nur die Wurzel von ihnen übrig bleiben. Sieh nur! man ſollte meinen, ſie ſtrecken hülfeflehend ihre brennenden Arme gegen uns aus; denn ſie können keinen Schritt machen, um ſich zu retten. Entſetzliches Bild der Sklaverei! So miſcht ſich denn immer ein trauriger Gedanke in all die tollen Freuden dieſer Erde. Dieß mahnt mich an die Holzſtöße, die man vielleicht auf dem Greveplatz errichtet. Sage mir, Violette, unterbrach ſie ſich, das noch zitternde Mädchen umarmend, kommt, weil dieſe guten Leute den Zauber meiner Federkrone vernichtet haben, ein Engel, um beim Glanz dieſer Feſtnacht an meinem Bette zu wachen? Kehre zurück zum Schlummerpfühle, meine Liebe, ich befehle dir zu ſchlafen und nur liebliche Träume zu haben."

(Fortſetzung folgt.)

Däniſche Literatur.

(Schluß.)

Vierter Act.

Miſtreß Quickly, indem ſie ihrem Bruder Sir Robert gewahr wird.

Guten Morgen, Bruder, küß mich! Nein, laß ſeyn!
Das iſt ſo trivial, altfränkiſch iſt's.
Daß wir einander herzlich lieben, als
Geſchwiſter, das verſteht ſich ja von ſelbſt.
Das iſt ein Axiom, und drum bedarf es
Nicht weiteren Beweiſes.

Sir Robert.

Liebe Schweſter,
Willkommen!

Miſtreß (fortfahrend).

Das verſteht ſich! laſſen wir
Die zeitvergeudende Tautologie. —
Du weißt, daß heute meines Sohnes Karls
Geburtstag iſt.

Sir Robert.

Das freut mich.

Miſtreß.

Wie? Ein Tag
Muß es doch ſeyn. Warum nun heut ſich mehr
Als andre Tage freun?

Sir Robert.

Du meinſt, daß jeder
Tag ein Geburtstag iſt. — nun in gewiſſem
Verſtande freilich. —

Digitized by Google

Mr. Quickly.

Jeglicher Verſtand muß
Gewiß ſeyn, Bruder, denn ein ungewiſſer
Verſtand iſt keiner. Doch zur Sache nun!

Sir Robert.

Was iſt die Sache, Schweſter? Iſt nicht dein
Beſuch an deines Sohnes Karls Geburtstag
Von Wichtigkeit für mich?

Miſtreß

(ſetzt ſich auf die Bank und ladet ihren Bruder durch ein Zeichen ein, ſich gleichfalls zu ſetzen).

Wir leben beide
Im Ideal, mein Bruder, — Poeſie,
Philoſophie ſind unſre Spielcam'raden,
Entzücken uns. — Ich weiß, daß du das Buch
Robinſon Cruſoë mit Freude laſeſt,
Ich gleichfalls. Dieſe aller Welt entlegne
Entfernung iſt vortrefflich. Cruſoë ſteht
Auf ſeiner Inſel wie auf kleinem Schemel,
Glasbein'gem, um den Schlag recht zu erfahren
Von Mißgeſchicks Elektriſirmaſchine,
Und ſo empfindet er den Schlag am ſtärkſten.
Ich weiß, du ließeſt eine Grotte machen
Ganz à la Robinſon. Wohlan, mein Bruder,
Ich muß als Schweſter dir zu Hülfe kommen.
Du ſchufſt dir eine Welt, doch du vergaßeſt
Das Wichtigſte, das iſt: ſie zu bevölkern.
Erlaub', daß ich die Augen dir verbinde.

(Sie thut es.)

Gleich einer Fee mit meines Fächers Schlag
Belieb' ich deine unbewohnte Inſel
Mit dem, was ihr noch mangelt.

(Sie winkt mit ihrem Fächer, Herr Joſeph kommt mit dem als Robinſon und Freitag verkleideten Charles und Jack, dann läßt ſie ihrem Bruder das Tuch von den Augen.)

Sir Robert (überraſcht).

Ei, das iſt allerliebſt! Ihr lieben Jungen,
Das ſteht euch hübſch. Kommt her, ihr wackern Burſche!
Nun, liebe Schweſter, das muß ich geſtehn,
Das war ein kluger Einfall.

Miſtreß.

Biſt du andre
Als kluge denn von mir gewohnt, mein Bruder? —
Seyd ſtille nun und hört, was ich euch ſage!
Verſtört mir nur nicht dieſer jungen Menſchen
Simplicität und fromme Waldnatur
Mit der modernen Falſchheit! — Nun, Herr Joſeph,
Sind auch die Kinder mit Chocolad' und Zucker-
Werk wohl verſorgt?

Joſeph.

Sie haben's ſchon verzehrt.

Sir Robert.

Ei, ei, Herr Joſeph! Sehn wir uns hier wieder?
Willkommen! Dank für letzt!

Miſtreß Quickly.

Herr Joſeph condi-
tionirt jetzt bei mir als Informator.
Und um doch recht zuwege hier zu bringen
Original und ſeltne Ironie,
Soll er examiniren ſie ſofort
In dieſen primitiven wilden Trachten.
Auf dieſe Weiſe, lieber Bruder, ſiehſt du
Verknüpft man zwei Zeitalter. Das iſt ja
Das große Ziel, nach welchem die Cultur ſtrebt,
Des Wilden Leib, der Wiſſenſchaften Geiſt. —
Wohlan, Herr Joſeph! — Willſt du ſie zuerſt
In Wiſſenſchaften hören oder Sprachen?

Sir Robert.

Nun mir ſind beide gleich werth, liebe Schweſter!

Miſtreß.

Beginnen wir denn mit den Wiſſenſchaften!

Joſeph.

(nachdem er etwas nachgedacht hat, ſich mit wichtiger Miene räuſpernd).

Geographie! — (zu Charles) Wie heißt die Hauptſtadt doch
In Pecking? — Was ich ſagen wollte — China?

Charles.

Die heißet Pecking.

Joſeph (zu Jack).

Und in der Wüſte Sara?

Jack.

Tombuctu.

Joſeph.

Richtig! — Charles, welcher Fluß
Durchſtrömet London wohl?

Charles (naſeweis).

Der Rinnſtein.

Miſtreß.

Vortrefflich, lieber Jung! Er iſt ſo witzig.

(Sie küßt ihn.)

Joſeph (zu Jack)

Und welcher ſonſt?

Jack.

Die Themſe.

Joſeph.

Völlig richtig! —
Nun zur Hiſtorie! (zu Charles.)
Wie heißt der Kaiſer,
Der im Thal Roncival die Araber
In Spanien ſchlug?

Charles.

Han — Hannibal.

Joſeph.

Der zeichnete als Sieger zwar ſich aus
In Spanien allerdings; doch war's nicht gegen
Die Araber. Beſinne recht dich, Charles!

Charles.

So war es Mahomet.

Joſeph.

Ja, das iſt richtig.
Er überwand die Araber, doch nicht in Spanien.
Er ließ ſie werden, was?

Charles.

Mahomedaner.

Joſeph.

Mahomedaner! Richtig! Jack, wie hieß
Der Kaiſer? Weißt du's?

Jack.

Karl der Große.

Joſeph.

War er es ſelber, der als Sieger fiel
Bei Roncesval?

Jack.

Das war ſein General.

Joſeph.

Wie hieß er, Charles? Weißt du nicht den Namen?
(Charles ſchweigt.)
Du weißt es ganz gewiß. Sey nur nicht bange!
Wie heißt doch da dein brauner Jagdhund?

Charles (ſchnell).

Roland.

Joſeph.

Ganz richtig! Alſo nun — der General?
Ro —

Charles.

Roland.

Joſeph.

Recht!

Sir Robert.

Das nenn' ich gut antworten.

Joſeph.

Statiſtik! — (Zu Jack.)
Die Diamanten holt man aus —

Jack.

Golkonda's Gruben.

Joſeph (leiſe zu Charles).

Nun, antworte auch!
Woher bekommt man Nanking wohl?

Charles.

Aus Nanking.

Joſeph.

Wie heißt die Stadt, die die Piſtol' erfand?

Charles.

Piſtoja.

Joſeph.

Und die Fayance.

Charles.

Fayenze.

Joſeph.

Durch welches Fabricat ſind in Mancheſter
Merkwürdig die Fabriken?

Charles.

Durch Mancheſter.

Sir Robert.

Die Ratzen, woher kommen die?

Charles.

Aus Ratzeburg.

Sir Robert.

Schön, ſchön, beim Zeus!

Miſtreß Quickly.

Nur nicht geſtört die Prüfung!

Joſeph.

Chemie ein wenig! (zu Jack.)
Was iſt ein Stück Kreide?

Jack.

Ein Kali.

Joſeph.

Nenn' mir eine Säure, Charles!

Charles.

Weineſſig!

Joſeph.

Was geſchieht, wenn man auf Kreide
Weineſſig gießt?

Jack.

Dann ſchäumt es.

Joſeph.

Richtig, richtig!
(Zu Charles.)
Und was entwickelt ſich bei dieſer Luft-
Entwicklung?

Charles.

Luft.

Joſeph

Luft! Richtig, richtig!

Sir Robert.

Luft!
Sinnreich, bei Gott! Und was iſt Luft, mein Sohn!
Wi —

Charles.

Wind.

Sir Robert.

Wind! Recht! Alſo entwickelt ſich
Aus dieſer ganzen Kunſtentwicklung?

Beide Knaben.

Wind.

Sir Robert.

Wind! Bene! Und mit dieſem Windproduct,
Denk' ich, beendigen wir das Examen.

K. L. Kannegießer.

(Die Fortſetzung über Knut d. Gr. folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 Februar 1840.

Hvitfeld.

Däniſche Ballade, herausgegeben von K. L. Kannegießer.

Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden,
Die vor dem Tod nie wurden bleich,
Viel iſt davon zu melden.
So waren Jul und Adeler,
So Tordenſkjold und andre mehr!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Doch heiße Hvitfeld in der Schaar
Zumeiſt der Unverzagte!
Wenn ihm der Tod vor Augen war,
Das war's, was ihm behagte.
Drum lebt er auch für alle Zeit,
Hat er doch Dänemark befreit!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Wohl unter Guldenlöwe ſtritt
Er mit der Feinde vielen,
Weil ihn im Kampf es da nur litt,
Wo Ehre zu erzielen.
Das hielt er für des Kriegers Glück,
Stets vor zu ſeyn und nie zurück!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Wo mit dem Arm er um ſich griff,
Da fielen ſie in Schaaren.
Doch plötzlich ſtand ſein eignes Schiff
In Flammen, offenbaren.
O Hvitfeld, kapp' die Taue, ſieh!
Dich rettet Flucht nur, flieh denn, flieh!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Nein, ſprach er, Flucht, ſie würd', ich weiß,
Den Sieg den Feinden geben.
Und ſchonk' ein Dän' um ſolchen Preis
Wohl je ſein eigen Leben!
Nein, ſchlagen, ſterben, das iſt Pflicht,
Nur laßt uns ungerochen nicht!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Ja, ſchlagen, ſterben, das iſt Pflicht!
Rief jeder ſeiner Leute,
Und unverzagt, ſie ruhten nicht,
Wie Tod und Flamme dräute,
Bis Feuer in das Pulver fiel,
Da waren ſie am Heldenziel.
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Rüſt Hvitfeld, ruft's in hohem Ton,
Nie ſoll ſein Name ſchwinden!
Wird nicht in jedem Dän'marksſohn
Er ſeines Gleichen finden!
Sobald uns Dän'marks Ehr' entbrennt,
Gleich ihm den Tod dann nicht geſcheut!
Mein Vaterland, wie biſt du reich
An tapfern Kriegeshelden!

K. L. Lyhdek.

Die Weſpen.

(Fortſetzung.)

„Außer dem, daß man in keinem Journal ſeine Meinung ganz ausſprechen kann, iſt für Leute, die keinen Ehrgeiz und daher geſunden Sinn und Redlichkeit haben, ein weiterer Miß-ſtand, der ſie hindert, ſich an eine der Parteien anzuſchließen, welche im Beſitz der Preſſe ſind, der: die Regierungspartei,

beurtheilt man ſie nach ihren Häuptern, iſt der Oppoſition überlegen. Sie hat die Männer von wirklichem Wiſſen, von Erfahrung, von wahrem Geiſt und feiner Bildung und Lebensart auf ihrer Seite; aber ſie ſchleppt hinter ſich her alle Bettler, Kammerdiener und Famuluſſe. Die Oppoſitionspartei weiſt mit gerechtem Stolz auf Leute von Entſchiedenheit und Aufopferungsfähigkeit, auf Männer von ſtrenger Rechtlichkeit und erprobter Gewiſſenhaftigkeit hin; aber ihr Schweif beſteht aus allen Taugenichtſen, Kneipenſitzern, Schreiern, Lärmenmachern und Lumpen. Und die ehrenhaften Leute beider Parteien wiſſen, wie plump und ſchwer zu behandeln dieſe Schweife ſind."

„Es gibt in Frankreich eine ſeltſame Thorheit: Jedermann will regieren. Dieß ganz in der Nähe geſehen, erſcheint, wie wir nun einmal ſind, nicht ſo närriſch als es in der That iſt. Aber würde nicht Jeder lachen, wenn er alle Einwohner einer Stadt Schuhmacher werden ſahe? Und doch iſt es leichter, den Leuten Schuhe zu machen, als ſie regieren. Alle Welt ſtrengt ſich an, nach den ſieben Portefeuilles der ſieben Miniſter zu greifen; ich glaube die dreißig Millionen Franzoſen werden ſich dabei ablöſen; das dauerte freilich lang, aber es nähme doch ein Ende, wenn die, ſo Miniſter geweſen, ſich ruhig hielten und den andern gutwillig Platz machten."

„In Mans erklärte ein alter Soldat, Chef einer Emeute, was die Regierung mit dem ausgeführten Korn thue. „„Man warf es in die Seine, um das Volk Hungers ſterben zu laſſen; er erinnerte ſich, wie er, zu Paris in Garniſon, ſein Pferd zur Tränke führte, daß es bis zur Bruſt im Weizen watete, welchen der Fluß mit ſich führte."" Ich entdecke mit Leidweſen, daß das unterrichtete Volk (man behauptet, es ſey dieß) noch etwas dümmer iſt als das unwiſſende; und ich erkenne aus dieſen Unordnungen, eben ſo betrübend in ihren Reſultaten als lächerlich in ihren Urſachen, daß das beſagte Volk ſeit den Zeiten des Moſes ſich nicht verändert hat."

„Die großen Bürger, die Freunde des Volks, die ſtarken, die ernſten, die gewandten, die großen Politiker ſagten bei ſich ſelbſt: das Volk fürchtet eine Hungersnoth, das Brod iſt theuer; — das iſt der Augenblick für dasſelbe zu verlangen. — Agrariſche Rechte; — Herabſetzung des Cenſus, meinten die Einen, gänzliche Abſchaffung die Andern; dritte: allgemeines Stimmrecht."

Noth der Journale außer der Zeit der Sitzungen.

„Glaubt man den Journalen, ſo fängt es in Frankreich gleich nach dem Ende der Sitzungen an von Hundertjährigen, von Kälbern mit zwei Köpfen, von unglaublich klugen Hunden und Kindern zu wimmeln. Man ſchießt Adler mit ſilbernen Halsbändern. Haut man einen Baum um, ſo iſt im Mark ein Heiligengeſicht zu ſehen. Jeder Marmorblock enthält eine lebendige Schlange; Bären ſetzen die Bevölkerungen in Erſtaunen durch das Schauſpiel ihrer Tugenden und Menſchlichkeit. Das Land iſt bedeckt mit Wundern. Es fehlen noch fünf Zeilen. Friſch drauf los, eine kleine Begräbnißverweigerung, einen Meuchelmord. So iſt's fertig."

Diogenes-Couſin.

„Paris braucht Athen um nichts mehr zu beneiden. Seit langer Zeit beſitzt es, unter dem Namen von Nationaldenkmalen, mehr griechiſche Tempel, als die Stadt der Pallas je hatte; jetzt hat es auch ſeinen cyniſchen Philoſophen aufzuweiſen. M. Couſin hat ein großes Aergerniß angerichtet; Staatsrath im ordentlichen Dienſt, d. h. mit 12,000 Fr. Gehalt, ſah er ſich plötzlich zum Staatsrath im außerordentlichen Dienſt, d. h. ohne Gehalt, verwandelt; und in der That, das wäre ein ſehr außerordentlicher Dienſt, den M. Couſin umſonſt leiſtete. Er exiſtirte ſich, er ſchrieb in die Journale, er gab ſeine Entlaſſung von „einem leeren Titel," wie er es nannte. Aber, o Diogenes! in dieſem Zorn, der Euch jeden Pact mit einer undankbaren Gewalt brechen macht, habt Ihr vergeſſen, Euch auch der zwei kleinen, ganz angenehm bezahlten Aemter zu entledigen, die Euch bleiben. Nehmt Euch in Acht, Diogenes, man wird glauben, die leeren Titel ſeyen die einzigen, die Ihr verachtet, und Ihr habet Euch weniger beſtrebt, die Laterne in der Hand, einen Menſchen zu ſuchen, als Stellen zu ſuchen. Iſt es wahr, Diogenes, daß Ihr in Eurer Zurückgezogenheit Euch mit einer Abhandlung beſchäftigt, worin Ihr zeigt, wie ſehr Ihr die Verachtung des Reichthums verachtet?"

Die Jury.

Beim Inſtitut der Jury drängt ſich eine ſonderbare Bemerkung auf, die ich keinen Grund habe für mich zu behalten. Alles liegt in den Händen der Kaufleute: das Königthum, die Preſſe, die Stellen, die Ehren. Die Gerechtigkeit konnte ihnen nicht entgehen; ſie haben die Gerechtigkeit nach ihrem Geſichtspunkt gemodelt. Nach den Geſetzbüchern, den Rechtsgelehrten und Moraliſten aller Zeiten und Länder iſt das ſtrafbarſte Verbrechen der Mord. Der Diebſtahl ſteht in dritter oder vierter Linie. Seit der Gründung der Jury iſt dieſe Ordnung geändert; das entſetzlichſte, das gräßlichſte, das unerbittlichſtgeſtrafte Verbrechen iſt der Diebſtahl. Der Meuchelmord folgt erſt nach ihm. Zwei Menſchen ſind von gegenſeitigem Haß erfüllt; der Beleidigte oder der Beleidiger tödtet ſeinen Feind; das iſt nicht ganz gemäß der Gerechtigkeit, der Moral und dem Herkommen, denken die Geſchwornen; aber im Grund geht uns das nichts an. Es war ein Handel zwiſchen dem Mörder und dem Ermordeten: die Sache iſt abgemacht. Die Geſellſchaft (ein Wort, das ſo viel bedeutet als: ich im Mund eines Geſchwornen, ſo wie das Volk im Mund eines Politikers) iſt nicht bedroht. Aber man hat geſtohlen einem Kaufmann (wie ich bin), einem patentirten Mann (wie ich bin), einem Parfumeur (wie ich bin), in einer abgelegenen Straße (wie die meinige), der Dieb hatte es nicht auf den Parfumeur gerade abgeſehen, ſondern auf's Geld. Die Geſellſchaft (ich) hat (habe) Geld, alſo iſt die Geſellſchaft bedroht; man muß ſich des Verbrechers

entledigen. — Dieß iſt kein Paradoxon; die Thatſachen liegen vor; Jedermann kann urtheilen und Folgerungen ziehen."

Paradoxen.

„Man hat mich beſchuldigt paradox zu ſeyn; es gibt zwei Arten von Paradoxen; die eine beſteht darin, daß man das Gegentheil von jeder angenommenen Anſicht behauptet, nur darum, weil es eine allgemein angenommene Anſicht iſt; die zweite darin, daß man etwas behauptet oder läugnet, obgleich man ſich im Widerſpruch mit einer angenommenen Meinung ſetzt. Meine Schuld iſt es nicht, wenn oft eine Anſicht um ſo abſurder iſt, je mehr Anhänger ſie hat und je allgemeiner ſie angenommen iſt."

(Schluß folgt.)

Violette.

(Fortſetzung.)

Kloſterſcenen.

„Nachdem einige Reliquien der Königin gezeigt worden, welche ſah und glaubte, öffneten ſich alle Almoſenbüchſen und Geſchenke wurden daraus dargebracht. Dann trat man in das Innere des Kloſters, wo Alles Sorgfalt, Sammlung und Ordnung athmete. Der Bruder Thürſteher, vom Alter ſo gebeugt, daß es ſchien er habe ſeit Ewigkeit gelebt und gehe nur vermöge eines unſichtbaren Räderwerks, ſchritt ihnen voran, einen ſchweren Schlüſſelbund in ſeinen ſtarren Händen, die auch von Eiſen zu ſeyn ſchienen. Am Ende eines langen Corridors, wo jedes leiſe geſprochene Wort mehrere Echos weckte, und auf deſſen beiden Seiten ſich dreißig enge Zellen befanden, war ein dickes Thor, deſſen hölzernes Gitter das Licht in den Schlafſaal fallen ließ. Das Thor that ſich auf und man trat in den Garten; er war ſehr groß und gewährte den von den düſtern Räumen, durch welche man gekommen, ermüdeten Augen eine angenehme Ueberraſchung. Die Sonne färbte und bemalte da ſo ſchöne Pflanzen, ſo ſeltne Blumen, ſo majeſtätiſche Bäume, daß Marguerite mit Entzücken die köſtlichen Düfte einathmete. Es ſchien da der Hauch eines andern Lebens zu walten. Wäre etwa hier die Ruhe? dachte die Königin. Aber ihre Augen begegneten, aufſchauend, hohen Mauern, und ihre Frage fiel ihr aufs Herz zurück; ſie bewunderte den Garten angelegentlich.

Dreißig Vierecke, von gleicher Größe, verſchieden eingetheilt und angeordnet, offenbarten gewiſſermaßen das Geheimniß jedes Bruders, der hier die Gewächſe und Blumen ſeiner Wahl hegte. Hier erhoben Myrtenbäume, Symbole glücklicher Liebe, auf dieſem Boden der Verbannung ihre liebkoſenden Zweige empor, wie einen duftenden Spott. Der benachbarte Garten gab nur der trüben Wermuthpflanze und der braunen Sorgenblume eine Freiſtatt, deren Athem betrübt und das Herz ſchwer macht bis zu Thränen. Dort hegten zwölf Schuhe Land alle Gattungen von Roſen mit ihren berauſchenden Wohlgerüchen und Farben. Auf einem andern Bezirk walteten nur weiße und blaue Syringen, verſchlungen wie Freunde, die ſich einander bekränzen. Ganz nahe dabei zeigte ein Gärtchen Orangenbäume, und über dieſen ſchwachen Schätzen erhoben ſich einige Fruchtbäume, als Anzeichen und Troſt einer weniger glänzenden Jahreszeit. Man ſchritt dahin, die Namen der Gewächſe und Blumen andörend. Die Geſchichte ihres vergänglichen Lebens, vorgetragen von erloſchenen Lippen, welche nicht mehr lächelten, bot dem Nachdenken Margueritens einen rührenden Contraſt dar mit den langſam hinwelkenden Tagen des Mönchs.

Warum mich wundern? dachte ſie; ſie ſchmücken und erheitern ihre Gräber. Dieſe armen Anachoreten mögen ſich immer den Todten gleich machen und dem Leben abſterben; in ihren Gräbern ſelbſt ſaen ſie Lächeln und Leben aus. Es iſt etwas ſo Schönes um das Leben! Ach! ſo lang es Einem im Herzen zittert, liebt man es auch um ſich her; man belebt wieder das ſterbende Gras, man iſt traurig, wenn man über eine unfruchtbare Gegend wandelt, man wühlt die Erde um, damit ſie eine Blume erzeuge. Wahrlich, dieſe Verbannten täuſchen ſich; ich habe Luſt ihnen zu ſagen, daß ſie ſich täuſchen... Aber ſie ſchritt doch ſchweigend mit dem übrigen Zuge dahin.

Unter all dieſen Gärten, die ein Garten umſchloß, war ein ſo einfacher, daß er Margueritens Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Der Trinitarier beeilte ſich, etwas verwirrt, daran vorüberzugehen, weil er dieſen Garten des Ganzen nicht würdig fand, denn die demüthigſte der Blumen bedeckte hier ganz und gar den Boden wie ein düſtrer Teppich. Er war beſchattet von zwei jungen Weißpappeln, mit Geißblatt umwachſen, und ſo von den andern mehr getrennt. Kein Fruchtbaum war in der Mitte. Die Königin lehnte ſich auf die ſchwache Einfaſſung und verweilte einige Augenblicke, hingenommen von durchdringenden, unſichtbaren Wohlgerüchen. Der Garten enthielt nichts als Veilchen. Man könnte glauben es ſey der deinige! ſagte die Königin, Violetten auch an das Geländer ziehend. — Friede ſey mit dem, der ihn pflanzt! antwortete das Fräulein von Sauveterre. — Amen! ſagte der Prior, nieder auf den Boden ſchauend. Und dieſer kirchliche Ton lautete ſeltſam und traurig in dieſem friſchen Elyſium; Euer Wunſch für ihn, edles Fräulein, iſt auf dem Punkt in Erfüllung zu gehen. Der Novize wird in einem Monat die Gelübde ablegen. Eine Einkleidung! rief der Baron von Aigues-Vives, durch die ſo große Neuigkeit plötzlich aus ſeiner ſtummen Extaſe geweckt, Gott wird mir die Gnade ſchenken, daß ich ihr anwohnen darf! — Mit dem geſammten Adel von Bearn, Monſeigneur; denn der Novize iſt aus dem erlauchten Hauſe d'Argeles. — D'Argeles! ſagte Marguerite erſtaunt. — D'Argeles! wiederholte leiſer Violette. — Iſolier d'Argeles! Endlich, ſagte der Baron befriedigt, fangen an die Rathſchlüſſe der Vorſehung in Erfüllung zu gehen. So hat er denn den Weg des Heils betreten! O Wittwe d'Argeles! o Weib, zweimal geſegnet und getröſtet in deinen Kindern! — d'Argeles! wiederholte die Königin... Hat denn Amalric einen Bruder hier? Warum hat er ſich der Freude beraubt, ihn heute mit uns zu beſuchen? Wir haben vor ihm von unſerem Beſuch im Kloſter geſprochen und — warum.... Sie ſah den alten Baron an, aber ihre Augen begegneten ſich ſo wenig als ihre Gedanken, und ſie ſchritt weiter.

Als ſie an eine düſtre, unheimliche Zelle kamen, fragte

Marguerite nach deren Beſtimmung. Der Prior antwortete ruhig: Madame, das iſt die Zelle der Tollen. — Die Königin zitterte. Dann horchte ſie mit dem geſpannteſten Weſen weiter. Der Prior fuhr fort; die Einſamkeit macht manchmal unſre Brüder ſcheu und verſtört. Sie werden erſt nach und nach aufgeklärt über das Wohlthätige ihrer Trennung von der Welt. Von den wirklichen Stürmen, die ihrer dort warteten, träumen ſie im Frieden des Kloſters, und die Angſt, die ſie dabei empfinden, die Scham, ſie dem allſehenden Gott zu offenbaren, verſetzt einige in einen beklagenswerthen Wahnſinn. Aber das Faſten, die wohlthätigen Bande, womit man ihre entſetzliche Energie zügelt, die Einſamkeit und die Kühle dieſes beinahe unterirdiſchen Ortes, wo ſie nur weinen, denken und ſchweigen lernen, beruhigt ihr unnöthigerweiſe empörtes Blut. Ihre Adern hören auf zu klopfen, ihre ohnmächtigen Kräfte erſterben mit dem Fieber, das keine Nahrung mehr findet. Nach einigen Wochen dieſes umwandelnden Todeskampfes kommen ſie beinahe ganz lebendig hier heraus; blaß, geſchwacht dem Anſehen nach von einem mehr oder minder langen Kampf, aber die Seele reingewaſchen und leer von den Erinnerungen und ſehnſüchtigen Wünſchen der Welt. Man ſieht ſie lange ſtumm und das Haupt zu Boden geſenkt umherwandeln; verſunken in ernſtes und tiefes Nachdenken, genießen ſie ein innerliches, ſtilles Leben. Einige graben und machen ſich ihr Grab zurecht. Dieſe nennen wir unſre Melancholiſchen; ſie erreichen beinahe alle ein ſehr hohes Alter. — Ach! rief unwillkürlich Marguerite, die, von dieſem Purgatorium ſich losreißend, mit einiger Ungeduld ihre Begleiterinnen vor ſich her drängte. Sie erhob und bewegte ihre unter dem goldgeſtickten Handſchuh zitternde Hand, wie wenn ſie ſchneller eine andre Atmoſphäre herbeiziehen wollte.

Violette blieb allein zurück, die Stirne an die Eiſengitter gelehnt. Eine fieberiſche Erinnerung miſchte ſich in ihr Mitleiden mit Allen, das ſie immer quälende Mitleiden, mit dem ſie des Pilgers von Sauveterre gedachte. Das Bild des ſchönen Kindes, ſein bleierner Ring, eine bis zum Erſticken gehende Beklemmung des Herzens wirkten eine Art Schwindel in ihr. Es war ihr, als ſehe ſie im Hintergrund der Zelle eine hagere und zornige Geſtalt ſich erheben und ſich gegen ihre Bande ſträuben. Aber der Strick riß nicht, die Säulen blieben unbeweglich, die mitſchuldigen Mauern ſtarrten das Opfer an und wankten nicht. Und nichts durchdrang dieſe Nacht, die geduldig Zeuge war des unſichtbaren Mords, und nichts führte das Wunder herbei, um das ſie Gott im Aufruhr ihres Herzens bat; und die gefeſſelte Geſtalt, ohne Halt, ohne Hoffnung, glitt, wälzte ſich und vernichtete ſich in dem dunkeln Schatten. — Endlich merkte ſie, daß ſie allein war, und ſie eilte auf gut Glück die enge Treppe wieder hinauf, die ſie zum Kloſter zurückführen ſollte, während ihr die Frage ihres ganzen Lebens, wie das ſtürmiſche Waſſer eines Bergſtroms in den Ohren brauste: was haben ſie mit ihm gemacht? was haben ſie mit ihm gemacht?

Sie ſchritt weiter. Ein Bleigewicht hemmte jeden ihrer Schritte. Ein himmliſcher Zorn malte ſich in ihren Zügen. Gott! Gott! ſagte ſie, als ſie ſich wieder dem Veilchenbeet gegenüber ſah, vor welchem die Gießkanne und Haue des Novizen lagen, welcher dieſe Blumen liebte. Die ſüßen Düfte gemahnten ſie wie eine Stimme. Dieſe Stimme ſagte: Iſolier! dieſer Platz war der ſeinige; dieſe Blumen waren vielleicht die Erinnerung an ſie. Gott! wiederholte ſie mit halb verwirrten Sinnen, ihr thränengebadetes Auge aufſchlagend... und ihr Blick blieb, zwiſchen Himmel und Erde haften auf einem Mann, der vor ihr auf den Knieen lag, zwiſchen den Pappeln und den Zweigen einer Weide, die er bei Seite ſchob, um ſie beſſer zu ſehen und mit Begierde zu betrachten. Anfangs konnte ſie ſich nicht rühren; der Schreck lähmte ihren Willen. Alles was ſie von Geiſt und tiefer Güte in ſich trug, trat plötzlich in ihr Auge bei dieſer Erſcheinung. Das iſt er! rief es in ihr. Aber ihre Unbeweglichkeit nimmt plötzlich einen neuen Ausdruck an; ſie wagt einen Blick unerſchrocknen Mitleids auf das zu heften, was ſie für das Geſpenſt eines verlorenen Opfers hält. Dieſe braunen, vom Wind emporgehobnen Haare erinnern ſie an einen trüben Heiligenſchein um eine Stirne, hoch und weiß wie die, welche ſie anſchaut. Dieſe Augen, deren glühendes Blau unter langen und traurigen Wimpern brennt; dieſe Freude, welche ſich wieder wie Licht über ſchon erblaßte Züge ausgießt; dieſe brünſtigen Arme, gegen ſie ausgeſtreckt, wie um ſein Leben zu flehen, dieſer hohe aber weiche Wuchs, der ſich beugt wie die Pappel im Sturm; dieß junge Weſen, erſtickend mitten in der Luft und im Schweigen — das Alles iſt kein Traumgeſicht! Nein es iſt eine jener Schickſalsfügungen, welche das Daſeyn eröffnen und darüber entſcheiden. Es iſt Iſolier, noch im Habit des Novizen; es iſt der Knabe von Sauveterre, gebeugt über ſich ſelbſt und ſein gefeſſeltes Leben; es iſt der junge d'Argeles, erdrückt unter der Laſt einer ihm verhaßten Tracht. Nein! dieſer zugleich ſanfte und ſchreckliche Anblick iſt nicht neu; dieſe beredten Züge, ihre jugendliche und ſtolze Schönheit dringen nicht zum erſtenmal in Violettens Herz! Dieß Herz hat ſich geſchloſſen über ihrer Erinnerung; es öffnet ſich jetzt wieder, es ſchlägt von Ahnung, Hoffnung, Furcht! ſie ſchiebt ihren Schleier zurück, um lange wieder zu erkennen dieſen knieenden Jüngling, der auch ſprechen will, deſſen Stimme wie die ihrige erſtirbt in dem Rauſchen der Blätter, vielleicht auch in dem noch ſüßern Rauſchen der Erinnerung. Da, horch! ruft man nach Violetten! der Page ſucht ſie und ruft ihren Namen im Garten. Da taucht die Königin, die Trinitarier, das Kloſter, Alles taucht wieder vor ihrem erwachenden Geiſt auf. Sie entreißt ſich ihm, ſich ſelbſt. Sie muß forteilen, muß dieſe himmliſche Begegnung abbrechen, und nur dieſe Worte ringen ſich los aus ihrer Seele gegen den, den ſie ohne Zweifel wohl erkannt hat, denn ſie ruft mit Verzweiflung: „Ach! ſo ſeyd Ihr wieder unglücklich!“ — —

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21 u. 22.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 Februar 1840.

Verhältniß der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.

Während man allwärts, namentlich in Frankreich, die Behauptung hört, die Gegenwart habe sowohl für das Schaffen, als die Würdigung dichterischer Kunstgebilde alle Weihe und allen Sinn verloren, tritt uns als auffallender, aber willkommner Widerspruch die Thatsache entgegen, daß in dem Lande, wo diese Idee sich am breitesten macht, ein Dichter die ausgedehnteste und am tiefsten begründete Volksthümlichkeit genießt. Denn wer, sey er Redner, sey er Staatsmann, sey er ein Fürst der Kirche, sey er Großmeister eines philanthropischen Ordens, sey er sonst was Ruf und Einfluß gibt, kann sich rühmen, daß sein Name von den Geringsten, wie von den Größten der Nation mit der Liebe und stolzen Bewunderung genannt werde, als der Name Berangers. In der Barke des normannischen Schiffers folgen seine Strophen auf die fromme Anrufung der Jungfrau, wie wechselndes Tischgespräch auf den Ernst des Tischgebetes; in den Fabriken von Flandern und Lyon bringt er ein belebendes Element in die tödtende Einförmigkeit der Arbeit; er ist der Liebling des Studenten, der Vertraute des Künstlers, wie der ermunternde Geist des Erntefestes; mündliche Ueberlieferung, allenthalben seine beste Propaganda, trägt selbst über die Gränze des Reiches seine Lieder, und der arme Savoyarde, der sie vielleicht nie in gedruckter Ausgabe sah, bringt sie, wie eine heimische Neuigkeit, aus seinen Bergen nach Paris. Doch auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft finden sie eine freundliche Aufnahme, und der Salon ist ihnen so gastlich, wie die Hütte. Nicht daß überall Alles von ihm gekannt und geliebt sey, aber Alle finden etwas für sich in seinen Werken. Man darf bezweifeln, ob sein Spott auf heilige Dinge in den verschiedenen Gegenden, unter den verschiedenen Ständen Frankreichs überall gleicher Empfänglichkeit begegne, doch annehmen läßt sich, daß Niemand die Natur des französischen Volkes, wie sie aus den Stürmen der Revolution hervorging, so tief begriff, und so treu abspiegelt, als Beranger, und Keiner das uralt Eigenthümliche dieser Nation mit dem, was die neuere Zeit ihm angebildet, so glücklich zu verschmelzen wußte. Die romanischen Bewohner des Südens gehören ihm allerdings weniger an; dort fließt schon das französische Blut nicht mehr in seiner vollen Reinheit; Gesinnung und Weltansicht haben sich in abweichender Richtung entwickelt, und das Volksgefühl wird dichterisch noch immer in einer Sprache laut, die mit der des Nordens zwar innig verwandt, doch mehr als eine ihrer Mundarten ist, und schon das Gepräge eines fremden Idiomes trägt. Ueber die Linie der Geschäftsreisenden hinab ist dort Beranger kaum gedrungen, nur in dem unteren Languedoc, in Nismes, besonders in Montpellier, wo die einheimische Sitte am meisten überwunden ist, mag unser Dichter verbreiteter seyn. Allein so weit die Sprache von Oil (la langue d'Oil) herrscht, herrschen auch seine Lieder, als Stimmen aus dem Gemüth des Volks. Der sorglose Geist, wie er in diesem Lande lebt, schimmert schon aus dem entferntesten Alterthum herüber, und, was Cäsar von dem Leichtsinne der Gallier (gens levis) sagt, gilt für die heutigen Franzosen noch; die Römer konnten die celtische Rede bis auf wenige Worte ausrotten, die Franken den römischen Ueberbau mit deutscher Streitart in Trümmer schlagen, die Normannen die Spur ihrer Ansiedelung, die Mauren den flüchtigen Hufschlag ihres Einfalls in diese Erde drücken, nichts von dem Allem vermochte den eingebornen gallischen Leichtsinn auszutilgen, nicht die gräßlichsten Erschütterungen, nicht die blutigsten Wechsel der Gewalt den lustigen Autochthonen ins Grab zu bringen. Noch immer zieht er sich durch die tägliche Geschichte, die geselligen Erscheinungen und das geistige Treiben dieser Nation, und obgleich vielfach bei Einzelnen, durch ernstere, zu oft nur egoistische Sorge in seiner ursprünglichen Heiterkeit getrübt, so bricht er doch fast überall, wenn auch minder in praktischen Beziehungen, doch in Denken und Gefühl als ein Hauptelement des französischen Charakters unwiderstehlich durch, und es wäre die anziehende Aufgabe einer umfassenden und gelehrten Arbeit, die Wirkungen dieses Elements in der Kunst und den Schriftwerken der Franzosen zu verfolgen. Am schärfsten von ihm durchdrungen mußte natürlich das Volkslied werden,

und der erſte Meiſter in dieſer Gattung ſeinem Einfluſſe verzüglich anheimfallen. Beranger verläugnet hierin auch den Franzoſen, und um genauer zu reden, den Pariſer nicht, denn das iſt mit das Eigene ſeiner Poeſie, daß ſie, nur ein Spiegel von Paris, doch auch das Abbild von ganz Frankreich iſt, und ſo, ein ächtes Kind der Revolution, den Grundſatz der Centraliſirung in ihren Gränzen zur Wahrheit macht. Wie leicht zu errathen, bezieht ſich das eben Geſagte auf jene ſeiner Lieder, die der Freiheitsgöttin des Vergnügens gewidmet ſind, die erſte Sammlung ſeiner Gedichte in ziemlicher Anzahl füllen, in den ſpäteren minder häufig, in der letzteren faſt gar nicht mehr vorkommen. Der ungeregelte Genuß des Lebens wird hier nicht bloß als eine reizende Sünde geſchildert, ſondern mit den Einrichtungen der Geſellſchaft, ſo wie allen Begriffen des Erlaubten und Ehrbaren ein zügelloſes Spiel getrieben, das Glück der Liebe ohne die ordnende Begleitung der Pflicht zum Ideal des Daſeyns erhoben, und jede Idee von ſtrafender Vergeltung einer Philoſophie maaßloſer Nachſicht aufgeopfert. Und glaube ja Niemand, daß dieß Vergeſſen ſittlicher Zucht, dieß Ueberſpringen ſittlicher Schranken in einem ſyſtematiſchen Traume, in einem berechneten Plane die Ablöſung von den Banden eines veralteten Herkommens ſeinen Grund habe. Beranger beſingt dieſe Art zu ſeyn und zu denken, wie die Griſette ſie im Leben übt, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde, als wenn es nicht anders ſeyn könnte, und darin gerade zeigt ſich der alte Gallier mit ſeinem unverwüſtlichen Leichtſinn. Wohl erwiederte Beranger auf deßhalb geäußerten Tadel, er habe in dem hier beſprochenen Theil ſeiner Werke nur ein ſatyriſches Gemälde der Wirklichkeit zu geben beabſichtigt, und hie und da, unter Anderm, wenn er behauptet, den Franzoſen ſey nichts von allen ihren Größen, nichts als „Wein, Weib und Geſang" geblieben, iſt die Ironie unverkennbar, im Ganzen aber jene Erklärung nur eine ſinnreiche Ausrede, nur eine reine Unwahrheit, dem ehrlichen Gemüthe des Dichters unſchuldigerweiſe entſchlüpft. Hätte ſich nun Beranger nur an dieſe Seite der franzöſiſchen Natur gehalten, er wäre von der Maſſe des gemeinen Chanſonniers nur durch die höhere Vollendung der Schreibart zu unterſcheiden, und höchſtens der Erſte in dem Buche des Gaudriole, oder des fleiſchlichen Humors, wenn man im Deutſchen einen annähernden, unvollſtändigen Ausdruck für ein Wort verlangt, das keine erſchöpfende Uebertragung zuläßt. Wer der erſte Volksdichter eines Landes heißen kann, das die Heimath eines Vincent Paula, eines Fenelon, das die Wiege der barmherzigen Schweſtern iſt, und heutzutage noch ſo viele Beiſpiele mildthätigen Geiſtes und freiwilliger Entſagung zum Nutzen und Beiſtand der Bedürftigen aufweiſt, dem darf wohl eine tiefe Sympathie für das Unglück nicht fehlen, und dieſe hat Beranger in reichem Maaße, ſie iſt zugleich der ſchönſte und hervorſtechendſte Zug ſeines Genies. Wie bei andern Dichtern das Bild des Todes und der Vergänglichkeit durch Luſt und Jubel ſcheint, ſo ſchleicht bei ihm in die Lieder der Freude ſich unverſehens oft eine Thräne des Mitleids, und hinter dem Vorhange von Pracht und Größe ſieht er das harte Lager der Entblößung und ſchlafloſen Elends. In dem ſchönen Gedichte „Wenn ich ein kleiner Vogel wäre" denkt er ſich wohl als Bote und Sänger der Liebe, allein er vergißt den melodiſchen Troſt für die armen Gefangenen nicht und möchte ſelbſt den Kummer der Könige lindern. In dem ſchimmernden Palaſte, bei dem tönenden Zauberglanz der Oper, in der Mitte reizender Frauen hat er die leiſe Klage des Heimwehs, die Sehnſucht des Alpenſohns belauſcht, den es von dieſen Wundern hinweg in die Einſamkeit ſeiner Berge zieht. Die Gegenſätze von Ueberfluß und Mangel, die häufig ſo raſchen Uebergänge von Anſehen und Fülle zu hülfloſer Erniedrigung, und die Leichtigkeit des Umſchwungs in Allem, womit in Berangers Vaterſtadt, in Paris, das Auge des Beobachters beſchäftigt iſt, konnten die Phantaſie des Dichters nicht unberührt laſſen, und er verarbeitete auch dieſen Stoff bald in elegiſcher, bald ſatyriſcher Weiſe. So zeigt er uns an der Schwelle von Notre-Dame eine Bettlerin, die ſich gegen die Unbill des Winters durch ihre armſelige Bekleidung nicht zu ſchützen vermag, und zitternd, mit erſtarrten Händen die Vorübergehenden um eine Gabe anfleht, und berichtet uns, daß ſie einſt, als Fürſtin der Bühne, von Höflingen umringt, mit Gold überhäuft, mit Schmeicheleien verfolgt, eine Königin aller Feſte geweſen, und von dem Allem nur die peinigende Erinnerung und höchſtens einen Anſpruch mehr auf Nachſicht bei denen gerettet habe, die von dem Verlaufe ihres Schickſals unterrichtet ſeyen. Ein andermal erzählt er uns eine ähnliche Geſchichte, jedoch in einem nicht ſo ernſten, nicht ſo rührenden Gemälde. Das Töchterchen eines Portiers wird, faſt noch Kind, von einem galanten Herrn entführt, kömmt dann in die Hände eines Engländers, wird dann nach und nach wie ein Primawechſel, das Eigenthum verſchiedener Inhaber, ſtifter dann ein Frauenkloſter für männliche Bedürfniſſe, und endigt damit, die allgemeine Fegerin des Hauſes zu werden. Dieſe Folge von Abenteuern iſt nun mit heiterer Eleganz entwickelt, und unter dem Bilde von verſchiedenen Stockwerken, in denen die Heldin des Gedichtes auf ihrer Reiſe durch das Leben Herberge hält, recht munter zuſammengeſtellt. Doch dieſe ſpottend ſcherzende Betrachtung von Menſchen und Dingen, in der ſein Geiſt ſich gefällt, ſoll nicht bitter, nicht kränkend ſeyn; und ſelbſt ſein abſichtsloſer Frohſinn iſt darauf bedacht, den Schmerz nicht zu ſtören, und zu beleidigen.

O Gott! Du haſt mich reich bedacht,
Nicht weiſe mich, nicht ſtark gemacht,
Doch gabſt du mir den fröhlichen Muth,
Der traurigen Seelen nicht wehe thut.

Der Antheil an Mißgeſchick und Bedrängniß, die Einkehr in Hütte und Kerker, um ſich nach verborgenem Hunger und geheimer Folter zu erkundigen, und die aufmerkſame Beſchäftigung mit dem harten Looſe des Volkes überhaupt gehören übrigens einer Richtung an, die nicht bloß ein Vorrecht der Muſe Berangers, die ein Gemeingut der ganzen Poeſie des heutigen Frankreichs iſt. Dichter, die ſonſt in Ideen und Formen durch eine ganze Himmelsweite von einander getrennt, treffen in dieſem Punkte zuſammen. Mad. Dudevant und Mad. Desbordes Valmore, Hugo und Souveſtre, de Vigny und die Verfaſſer des Pariſer Gaſſenjungen, Ode und Roman, Drama und Vaudeville,

bringen dem Dulder und Verlaſſenen ein Zeichen des Mitgefühls. Wie alles Schöne, fiel natürlich auch dieſe Sympathie für das Unglück in die Gewalt der Uebertreibung; man huldigte den Heroen des Bagno, und glaubte Schätze der Großmuth in dem Herzen eines Freudenmädchens zu entdecken. Straßenraub und Diebſtahl werden durch das Vernachläſſigen großer Anlagen erklärt, dieſe Verwahrloſung dem Staate und der Geſellſchaft Schuld gegeben, und es ſchien, als hätte man zur Aufnahme unter die Heiligen nur ein Zeugniß der Gaunerei und Zerlumptheit nöthig. In ihrer Ausartung, wie in ihrer urſprünglichen Natur ſteht, ſo ſcheint es, dieſe Erſcheinung mit dem demokratiſchen Sinne der Epoche in Verbindung. Es iſt immer noch der Sturmwind der Revolution, der, wie in alle Verhältniſſe, auch in die Harfe der Dichtkunſt greift; wohl durch die lange Wuth müde und milder geworden, entlockt er ihr mehr weiche Klagen als laute Muſik des Aufruhrs; allein es ſind immer revolutionäre Klagen, und hinter der Thräne über das Geſchick des darbenden Arbeiters lauert der Geiſt ſocialer Umbildung.

(Fortſetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

(Fortſetzung.)

„Mr. Squeers ſtand in einem Verſchlag an einem der Kamine des Wirthszimmers in dem Gaſthofe zum Saracenen-Kopf, ſeinem gewöhnlichen Abſteigequartier, wenn er zur Stadt kam. In einer Ecke des Verſchlags lag ein kleiner hölzerner Koffer mit einem abgenutzten Stricke zuſammengebunden, und auf dem Koffer hockte — ſeine zuſammengeſchnürten Halbſtiefel und Hoſen in der Luft ſchwebend — ein kleiner Knabe, die Schultern bis an die Ohren in die Höhe gezogen und ſeine Hände auf die Knie geſtützt, der furchtſam und mit ſichtbarem Entſetzen und Angſt von Zeit zu Zeit auf den Schulmeiſter blickte.

„Halb vier Uhr, murmelte Mr. Squeers, ſich vom Fenſter wegwendend und mürriſch an die Uhr im Zimmer blickend. Heute will Niemand kommen!“

Sehr verdrießlich über dieſe Gedanken ſah Mr. Squeers auf den kleinen Knaben, ob er nicht etwas thäte, weßhalb er ihn ſchlagen könnte; da er aber überhaupt nichts that, ſo gab er ihm ein paar Ohrfeigen und ſagte ihm, er ſolle es nicht wieder thun.

„An Johanni, murmelte Mr. Squeers, ſeine Betrachtungen fortſetzend, nahm ich zehn Buben mit mir; zehn Zwanziger — 200 Pfd. Morgen früh um 8 Uhr gehe ich fort, und habe nur drei — dreimal Null iſt Null — zweimal drei ſechs — ſechzig Pfund. Was wird aus allen den Jungen? Was fährt den Eltern in den Kopf? Was ſoll das Heißen?“

Hier nieste der kleine Junge oben auf dem Koffer heftig.

„Holla, Sir! grollte der Schulmeiſter, ſich umwendend. Was iſt das, Sir?“

„Nichts, mit Ihrer Erlaubniß!“ entgegnete der Kleine.

„Nichts, Sir?“ rief Mr. Squeers.

„Verzeihen Sie, ich nieste nur,“ fing der Knabe an, und zitterte, daß der Koffer unter ihm wankte.

„O, du nieſeſt? bemerkte Mr. Squeers. Was ſagteſt du denn „Nichts!“ Sir?“

In Ermangelung einer beſſern Antwort auf dieſe Frage bohrte der kleine Junge ein paar Knöchel in ſeine beiden Augen und fing an zu weinen, weßhalb Mr. Squeers ihn mit einem Schlage auf die eine Seite ſeines Geſichts vom Koffer herunter ſchlug und mit einem andern auf die andere Seite ihn wieder hinauf ſchlug.

„Wart', bis ich dich nach Yorkſhire hinunter kriege, junges Bürſchchen, ſagte Mr. Squeers, dann will ich dir das Uebrige geben. Willſt du's Maul halten?“

„Mr. Squeers, ſagte der Kellner, der in dieſem Augenblick ins Zimmer ſchaute, ein Herr fragt nach Ihnen!

„Führt den Herrn herein, Richard, erwiederte Mr. Squeers mit ſanfter Stimme. Stecke das Schnupftuch in deine Taſche, kleiner Strick, oder ich morde dich, wenn der Herr fort iſt.“

Der Schulmeiſter hatte kaum dieſe Worte heftig dem Jungen zugeflüſtert, als der Fremde hereintrat. Mr. Squeers that nicht, als wenn er ihn ſähe, ſondern ſchnitt an einer Feder und gab ſeinem jungen Zögling eine freundliche Ermahnung.

„Mein liebes Kind, ſagte Mr. Squeers, Jedermann hat ſeine Trübſal. Die zeitige Trübſal, von der dein kleines Herz faſt brechen möchte, und die deinen Augen ſo viel Thränen auspreßt, was iſt ſie? Nichts, weniger als nichts. Du ſollſt deine Freunde verlaſſen, doch du wirſt in mir einen Vater haben, mein Lieber, und eine Mutter in Mrs. Squeers.“

Dieſem Menſchen wird Nicholas von ſeinem Oheim aufgezwungen; denn Verbindungen mit Ralph Nickleby, von denen nichts Genaueres vom Verf. angegeben wird, zwingen Mr. Squeers faſt wider ſeinen Willen, den Neffen als Unterlehrer anzunehmen, und am folgenden Morgen, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner Mutter und Schweſter, und von einem Briefe, den ihm Newman Noggs geheimnißvoll in die Hände drückt, tritt der junge Mann ſeine Reiſe nach Dotheboys-Hall an.

Wenn nicht ſchon in London die goldnen Hoffnungen zergangen wären, die anfangs die jugendliche Phantaſie Nicholas vorſpiegelte, ſo mußten ſie gewiß bei ſeiner Ankunft in ſeinem neuen Wohnorte ſchwinden. Brutalität und Eigennutz ſprachen ſich in einer Art in den Vorſtehern der Erziehungs-Anſtalt, Mr. und Mrs. Squeers, aus, daß er ſchon 24 Stunden nach ſeiner Ankunft den Wunſch empfand, dieſe Höhle der gräßlichſten Barbarei nie nennen gehört zu haben. Die Kinder, die ihrer Sorgfalt anvertraut ſind, werden nicht allein von aller Communication mit ihren Angehörigen abgeſchnitten, für das geringſte Verſehen auf das grauſamſte gezüchtigt und kaum halb mit den ſchlechteſten Nahrungsmitteln geſättigt, ſondern müſſen auch für ihre Eltern haften, indem ſie gezüchtigt werden, wenn jene keine Geſchenke ſenden oder gar das Schulgeld nicht zur beſtimmten Zeit entrichten. Beſonders iſt es aber ein Weſen, das Nicholas' Erbarmen im höhern Grade erweckt. Ein Knabe, der, obgleich ſchon 18 oder 19 Jahre alt, und für ſein Alter ziemlich groß, ein Kleid trägt, wie man es gewöhnlich nur ſehr kleinen Knaben tragen läßt, und das, wenn auch abgeſchmackt kurz an Armen und Füßen, doch weit genug war für ſeinen abgemagerten Kör-

per. Seine Füße ſtecken in einem paar ungeheuren Stiefeln, die einſt wohl für einen ſtämmigen Landmann gemacht waren, jetzt aber ſo mit Flecken und Flicken beſetzt ſind, wie ſie kein Bettler tragen würde. Wie lange er auch hier geweſen ſeyn mochte, er trug immer noch daſſelbe Weißzeug, das er mit ſich brachte, denn um ſeinen Hals hing eine zerriſſene Krauſe von einem Kinderhemde, das nur halb von einem groben Männerhalstuch verdeckt wurde. Der Menſch iſt lahm, doch verrichtet er alle Dienſte eines Knechts und einer Magd zuſammen, und deſſenungeachtet iſt er der Träger aller Ausbrüche der üblen Laune und des Zorns der beiden alten wie jungen Squeers, denn das ehrenwerthe Paar iſt mit zwei Kindern geſegnet, den würdigen Erben ihres Humors und ihres Charakters.

Höchſt intereſſant iſt die Erzählung, wie die bereits aus den Jahren jungfräulicher Blüthezeit langſam austretende Tochter des Hauſes, Miß Fanny Squeers, ſich plötzlich einbildet, Nicholas müſſe für ſie eine verzehrende Leidenſchaft gefaßt haben, weil ſie ihn einmal gebeten, ihr eine Feder zu ſchneiden, und er über ihr zimperliches Betragen unwillkürlich zum Lächeln gebracht wird. Wir müſſen darüber weggehen und zur Urſache ſeines plötzlichen Entſchluſſes kommen, Dotheboy zu verlaſſen. Ein freundliches Wort und geduldige Führung des unglücklichen Smike, jenes mißhandelten Knaben, bei ſeinem Beſtreben, etwas ſchreiben und leſen zu lernen, hatten ihm die innigſte Anhänglichkeit desſelben erworben, und als Miß Fanny zu ihrem großen Mißbehagen zur Ueberzeugung kommt, nicht von Nicholas geliebt zu ſeyn, ihr um ſo unangenehmer, da ſie einer jüngern Freundin, die vor kurzem Braut geworden war, dieſen Umſtand und ihre ſichere Ausſicht, in den heiligen Eheſtand zu treten, bekannt gemacht hatte, ehe ſie faſt Nicholas geſehen, vereinigt ſich die ganze Familie Squeers in dem einen Gefühl des tödtlichſten Haſſes gegen Nicholas; doch um ihn um ſo ſchärfer zu treffen, wird der unglückliche Smike mit ſo unſäglicher Barbarei behandelt, daß ſelbſt in dieſem eingeſchüchterten Gemüthe der Gedanke zur Flucht entſteht. Er entflieht; doch Mr. und Mrs. Squeers eilen ihm ſogleich auf verſchiedenen Wegen nach.

„Nicholas blieb zurück in einem Aufruhr von Gefühlen, denn er wußte, daß, welchen Ausgang die Flucht des Knaben nehmen möchte, die Folgen jedenfalls traurig und ſchmerzlich für ihn ſeyn müßten. Tod aus Mangel und Kälte (es war im Anfang des Jahres) war das Beſte, was man von der Auswanderung eines ſo armen und hülfloſen Geſchöpfes, allein und ohne Freunde, in einer Gegend, die er ſo wenig kannte, erwarten konnte. Die Wahl aber zwiſchen dieſem Schickſal und der Rückkehr zu dem zärtlichen Willkommen der Yorkſhire Schule, war ſchwer, und doch regte ſich unwillkürlich in ihm der Wunſch, ihn bei ſich zu haben, und ſeine aufgeregte Phantaſie erging ſich in tauſend Möglichkeiten bis am Abend des nächſten Tages, wo Squeers allein und ohne Erfolg zurückkehrte.

„Keine Nachricht vom Entſprungenen, ſagte der Schulmeiſter, der augenſcheinlich ſich oft auf ſeiner Fahrt von innen erwärmt haben mochte. Ich will mir ſchon von Jemand Troſt holen, Nickleby, wenn Mrs. Squeers ihn nicht auflagt, das ſag' ich Euch."

„Ich kann Sie nicht tröſten, Sir, ſagte Nicholas; mich geht es nicht an."

„Nicht? rief Squeers in drohendem Tone. Wir wollen ſehen."

„Das wollen wir!" entgegnete Nicholas.

„Mein Klepper hat ſich die Füße wund gelaufen, daß ich eine Mähre miethen mußte, das macht 15 Schilling außer andern Unkoſten, ſagte Squeers. Wer ſoll das bezahlen, wiſſen Sie das?"

Nicholas zuckte ſeine Achſeln und ſchwieg.

„Ich will es ſchon kriegen, das ſage ich Ihnen, ſagte Squeers, und ſeine gewöhnliche rohe Schlauheit änderte ſich in offene Rohheit. Nichts mit Ihrer jämmerlichen Windmacherei, Herr Gelbſchnabel, machen Sie, daß Sie ins Neſt kommen, es iſt ſchon lange Schlafenszeit. Fort, fort!"

Nicholas biß ſich in die Lippen und ballte unwillkürlich ſeine Hände, denn ſeine Fingerſpitzen prickelten ihm, die Beleidigungen zu rächen, die um ſo ſchwerer zu tragen, da Miß Squeers und Maſter Squeers nebſt dem Dienſtmädchen aus einer Ecke ſeine Behandlung mit anſahen und unter großem Gelächter ihre Gloſſen darüber machten; doch beſchloß er feſt bei ſich, die Rechnung mit Mr. Squeers früher abzuthun, als jener es denken möchte.

Am andern Morgen wird von Mrs. Squeers der unglückliche Smike, an Händen und Füßen gebunden, herbeigebracht, und am folgenden Nachmittag ſollte im Beiſeyn ſämmtlicher Knaben das Strafgericht über ihn gehalten werden. Schon war ein Streich gefallen, und während der Getroffene ſich vor Schmerz wand und ſchrie, hob ſich der Arm zu einem neuen, als Nicholas Nickleby plötzlich von ſeinem Sitz aufſprang und „Halt!" rief, mit einer Stimme, die die Balken des Hauſes zittern machte.

„Wer ſchrie Halt?" fragte Squeers, ſich wild umdrehend.

„Ich! ſagte Nicholas, vortretend. Das darf nicht weiter gehn!"

„Darf nicht weiter gehn?" ſchrie Squeers faſt kreiſchend.

„Nein!" donnerte Nicholas.

Entſetzt und ſtaunend über die Keckheit der Zwiſchenkunft, ließ Squeers Smike ein wenig los, und ein paar Schritte zurücktretend, ſtarrte er auf Nicholas mit Blicken, die wahrhaft fürchterlich waren.

„Ich ſage, es darf nicht, ſoll nicht ſeyn! wiederholte Nicholas, keineswegs eingeſchüchtert. Ich will ihm zuvorkommen."

Squeers ſtarrte ihn immer noch an mit Augen, die ihm faſt aus dem Kopfe traten; aber das Erſtaunen hatte ihn für den Augenblick wirklich der Sprache beraubt.

„Sie haben meine ſtille Verwendung für den jammervollen Burſchen nicht beachtet, ſagte Nicholas, auf den Brief, in dem ich Sie ſeinethalb um Verzeihung bat und mich anbot, für ſein künftiges ruhiges Verweilen hier verantwortlich zu ſeyn, keine Antwort gegeben. Tadeln Sich mich dieſer öffentlichen Verwendung wegen nicht. Sie haben es dahin gebracht, nicht ich."

„Setz' dich nieder, Bettler!" kreiſchte Squeers, faſt außer ſich vor Wuth, und ergriff Smike, während er ſprach.

„Elender! entgegnete Nicholas heftig, rühr' ihn an auf

deine Gefahr! Ich will nicht dabei ſtehen und zuſehen. Mein Blut iſt warm und ich habe die Kraft von zehn ſolchen Männern wie du. Sieh dich vor, denn bei Gott, ich ſchone dich nicht, wenn du mich dazu treibſt."

„Tritt zurück!" ſchrie Squeers, und ſchwang ſeine Waffe.

„Ich habe eine lange Reihe von Beleidigungen zu rächen, ſagte Nicholas, vor Zorn erröthend; und mein Zorn iſt vergrößert worden durch die feigen Grauſamkeiten, die in dieſer ſchändlichen Höhle an hülfloſer Kindheit verübt werden. Sieh dich vor! Denn wenn du den Teufel in mir aufregſt, ſo ſollen die Folgen ſchwer auf dein eigenes Haupt fallen."

Er hatte kaum geendet, als Squeers in einem heftigen Ausbruch des Zorns und mit einem Schrei, gleich dem Geheul eines wilden Thiers, ihn anſpie und mit ſeinem Marterwerkzeuge ihn über das Geſicht ſchlug, daß das Blut aus einer breiten Wunde herabſtrömte. Wüthend vor Schmerz und in dieſem einen Augenblick alle Gefühle von Zorn, Verachtung und Rache vereinigend, ſprang Nicholas auf ihn los, rang die Waffe ihm aus der Hand, ergriff ihn bei der Gurgel und ſchlug den Schurken, bis er um Gnade brüllte. Doch erſt als er ſeinen Arm ermatten fühlte, warf er den Elenden nebſt Mrs. Squeers und die hoffnungsvollen Kinder Squeers, die vergeblich ihn von der Mißhandlung des Vaters entfernen wollen, in eine Ecke, packt ſeine wenigen Kleider und ſonſtiges Eigenthum in einen kleinen Koffer und entfernt ſich unaufgehalten aus dem Hauſe, um nach London ſich zu begeben. Auf dem Wege trifft er Smike, der ihn auf ſeiner mühevollen Wanderſchaft begleitet.

(Schluß folgt.)

Die Weſpen.

(Schluß.)

Der franzöſiſche Charakter.

„Viele Leute täuſchen ſich oder ſtellen ſich an, als täuſchten ſie ſich über den franzöſiſchen Geiſt; ſie glauben die Franzoſen unabhängig, Feinde jedes Jochs, jeder Autorität; ſie täuſchen ſich aufs gröbſte. Der Franzoſe iſt eitel und großſprecheriſch; er neckt gern die Autorität und trotzt ihr, ohne ſie umſtürzen zu wollen. Wen Teufels ſollte er denn dann necken? Er macht gern Emeuten, und iſt ſehr erſtaunt, wenn er in dem Durcheinander, ohne daran zu denken, eine Revolution gemacht hat zu Nutz einiger Ehrgeiziger. Ein Theil der ſo berühmten Liebe der Franzoſen für ihre Könige rührt von dem Vergnügen her, das ſie jederzeit daran fanden, Lieder gegen ſie zu dichten; das erklärt die Gunſt, die jeder findet, der mit der Polizei in Streit kommt. Die großen Bürger, die aufgeklärten Männer theilen dieß Gefühl, erhitzen, ſteigern es und machen manchmal am Ende etwas äußerſt Abgeſchmacktes daraus. Es leiſtet der Popularität eines Menſchen trefflichen Vorſchub, wenn er einmal auf den Bänken der Zuchtpolizei geſeſſen iſt. Man nennt dieß Verfolgung oder Märtyrerthum, je nach den Artikeln des Strafgeſetzbuches, welche den Fall vorgeſehen und ihn anders benennen. Neulich verletzte ein Cabrioletkutſcher die Polizeiverordnungen; Polizeiagenten ſetzten ein Protokoll auf. Dieß hieß wahrhaftig die Freiheit des Bürgers Kutſcher beeinträchtigen, dem es beliebte, die Polizeiordnung zu verletzen. Aber man muß auch geſtehen, daß die Freiheit des Bürgers Kutſchers die Freiheit der zu Fuß gehenden Bürger beeinträchtigen konnte, welche nicht gern überfahren ſeyn wollten. Der Kutſcher ſchlug die Stadtſergeanten und verwundete einen ſchwer. Ein Proceß war die Folge. Der Kutſcher wurde in die Koſten verurtheilt, welche ſein Pferd und Cabriolet verſchlangen. M. Laffitte trat ins Mittel und ſchenkte beſagtem Kutſcher ein anderes Pferd und Cabriolet."

Literatur.

„Man lieſt nichts in Frankreich; dafür aber ſchreibt alle Welt. Die Literatur bietet in dieſem Augenblick ein wenig den traurigen Anblick eines Theaters ohne Zuſchauer dar. Diejenigen, welche weder Romane noch Theaterſtücke ſchreiben, finden doch auch Mittel zu ſchreiben unter dem Vorwand, die Werke Andrer zu beurtheilen. Es gibt Reputationen auf die Langeweile gegründet, Schriftſteller, die man lieber bewundert als lieſt. Die Alten hatten alle Dinge vergöttert, vor denen ſie ſich fürchteten: das Fieber, den Tod, die Peſt. Die Modernen haben die Langeweile vergöttert, eine tauſendmal mächtigere Gottheit als Fieber, Peſt und Tod. Man verſöhnt ſie mit Opfern und verbrennt ihr Weihrauch. Aus den langweiligen Sachen bildet ſich, was man die ernſte, die große Literatur nennt, die man nicht lieſt. Die Leute, die Bibliotheken haben, kaufen zuerſt alle Bücher der großen Literatur und laſſen ſie ſo koſtbar einbinden, daß man ſie nicht lieſt, aus Furcht ſie zu verderben; prächtige Gräber, aus denen die Todten nie auferſtehen. Dann ſchließen ſie die Bibliothek und verbergen die Schlüſſel, aus Furcht ohne Zweifel, es möchten dort Geiſter umgehen. Dann abonniren ſie ſich bei einem Leſecabinet, und leſen die Armſeligkeiten, die ſie weinen, lachen oder tief nachſinnen und träumen machen. In der Regel lieſt man nur Romane, und geſteht nicht, daß man welche lieſt. Die ernſthaften Leute ſagen von einem Schriftſteller: es iſt Schade, daß er nur Romane ſchreibt. O ernſthafte Leute! meine guten Freunde, ihr ſeyd ſehr ſpaßhaft!

Nur Romane! Verzeihung, ihr ernſthaften Leute; was bleibt denn im Kopf und im Herzen der Menſchen von den Meiſterwerken des menſchlichen Geiſtes? Was ſind denn die Ilias und die Odyſſee, die Aeneis, Gil-Blas, Don Quixote, Clariſſa, die neue Heloiſe, Werther, Quentin Durward und Ivanhoe? Was ſoll man denn leſen? Die bürgerliche Köchin? Die Dictionnaires? Die Geſchichte vielleicht? Ach, ihr glaubt an die Geſchichte, ihr wackern Leute? Die Geſchichte iſt die Erzählung von Begebenheiten, wenn ſie nicht ein Mährchen iſt; der Roman iſt die ewige Geſchichte des menſchlichen Herzens. Die Geſchichte ſpricht euch von Andern, der Roman von euch ſelbſt. — Nur Romane! Kennt ihr den Einfluß der Romane? wißt ihr, wie viel Köpfe Rouſſeau's Heloiſe verrückt hat? Wie viel Selbſtmorde Goethe's Werther veranlaßt hat? Und heutiges Tags — eine Frau, die ihre St. Simoniſtiſchen Träumereien in einen

glänzenden und prächtigen Styl kleidet — wißt ihr, welche Unordnungen ſie in der Welt geſtiftet? Ein Präſident des königlichen Gerichtshofs hat mir geſagt: ſeit dem St. Simonismus und Madame Sand haben ſich die Scheidungsgeſuche, die ſonſt nur ein ſeltner Skandal waren, um mehr als ein Drittel vermehrt, und erregen nicht mehr Erſtaunen im Saal des Gerichtshofs als eine Verletzung der Ordonnanzen für das Straßenkehren."

Die Frauen.

„Es iſt in dieſem Augenblick viel Skandal in der Comédie-Française; die Frauen nehmen definitiv Beſitz davon. Madame Ancelot läßt von Zeit zu Zeit darauf ein Drama ſpielen von Mademoiſelle Mars. Mademoiſelle Soumet hat eine römiſche Tragödie dort angebracht; Madame Sand ein Drama, der Haß in der Liebe, das ſie von einem jungen, lockigen Advocaten hat vorleſen laſſen. Zuletzt iſt Madame de Girardin gekommen mit der Journaliſtenſchule. — Parenthèſe. Es gibt Frauen, welche Freiheit und Gleichheit der Rechte mit den Männern fordern. Sie ſind wie der Held Corneille's:

Am Gipfel angelangt drängt's ihn hinabzuſteigen.

Die Frauen haben bisher in Frankreich Alles gethan und die Männer ſind nur ihre verantwortlichen Herausgeber geweſen. Wenn man die Geſchichte der eigentlichen Könige von Frankreich ſchriebe, würden Agnes Sorel, Madame Maintenon, Madame de Pompadour u. ſ. w. darin auftreten, mit der Krone der erlauchten Liebhaber in den Haaren, welche Könige waren unter der Herrſchaft dieſer Damen. Es gibt in Frankreich nicht etwas Großes, Böſes oder Gutes, in der Politik, der Literatur, der Kunſt, wozu nicht die Inſpiration von einer Frau ausgegangen wäre. Iſt es nicht ſchöner, zu Verſen begeiſtern, als ſelbſt machen? Ich meine die Gottheiten aus ihren Nischen herabſteigen zu ſehen, um ihren Verehrern das Rauchfaß zu entreißen. Im jetzigen Augenblick ergreifen die Frauen Alles, bemächtigen ſich Alles. Umſonſt proteſtiren die Männer; ſie ſind genöthigt, um noch Einen Unterſchied zu behaupten, und ſich vor den Frauen auszuzeichnen, den Bart wachſen zu laſſen. — Die Komödie von Madame de Girardin iſt einſtimmig mit Beifallruf aufgenommen worden, in Folge wovon entſchieden wurde, daß man ſie nicht aufführe. So iſt hier eine andre Komödie geſpielt worden außerhalb des Theaters, wo man, leider! keine ſpielt! — Die Götter verlaſſen uns, hat ein Alter geſagt. Ich ſage etwas noch Betrübteres: die Frauen verlaſſen uns. Gab es je eine ſchöne und edle Beſtimmung, ſo war es die der Frauen, wie ſie ſo lange in Frankreich galt. Königinnen durch Schönheit und Liebe hatte man ſie auf ein ſo erhabenes Fußgeſtell gehoben, daß die weniger Göttlichen unter ihnen nicht wagten herabzuſteigen, aus Furcht den Hals zu brechen. Eine große, eine erhabene Fiction hatte feſtgeſtellt, daß die Liebe einer Frau zu erringen ſey nur durch Kundgebung alles deſſen, was die menſchliche Natur Edles und Heroiſches hat. Die Männer hatten die Frauen ſo groß gemacht, daß man groß werden mußte, um ſie zu erreichen. Die kleinen Männer und die Schwachköpfe, die gemeinen und niedrigen Naturen haben das Alles geändert. Der Geſchmack an leichten Vergnügungen mußte herrſchend werden in einer Epoche, wo ein unerſättlicher Haß gegen alles Große und Schöne waltet. Männer aus den beſten Familien, Männer, ganz gemacht für die Welt, haben ſich mit fortreißen laſſen. Sonſt hatten ſie wohl Tänzerinnen, jetzt haben die Tänzerinnen ſie. Sie haben zu den Füßen dieſer unreinen Gottheiten einen Weihrauch verbrannt, an den ſie nicht gewohnt waren. Die Journaliſten haben die Decenz und den Adel, die Tugenden und den guten Ton von Springerinnen geprieſen, die ſich dreimal wöchentlich dem Publicum nackt zeigen, und die ſonſt keine Reize haben können, als daß ſie weder guten Ton, noch Tugenden, noch Decenz beſitzen."

Volksnarren.

„Diejenigen, die das Volk für ſouverain erklärt, haben ſeine neue Majeſtät mit allen Attributen des zertrümmerten Königthums umringt. Beſonders haben ſie Sorge getragen, ein wichtiges, ſeit langer Zeit in Abgang gekommenes Hofamt wieder herzuſtellen; ſie haben ſich Tribulets und Angelis erinnert; und damit das ſouveraine Volk ſeine Vorgänger, die Könige, um nichts zu beneiden habe, ſind ſie ſelbſt die Hofnarren des Volks geworden. M. de Cormenin hatte ſich bisher durch den Styl, den Verſtand und Geiſt ſeiner Werke ausgezeichnet. Es ſcheint, man habe von ihm verlangt, er ſolle, nebſt ſeinem Titel als Vicomte, auch den Styl, den Verſtand und Geiſt, die er beſeſſen, auf dem Altar des Vaterlands opfern. Es braucht nur einige Glöcklein auf die Freiheitsmütze, um daraus die Narrenkappe zu machen."

Literatur des Schloſſes und der Miniſter.

Die Literatur des Schloſſes beſteht aus den Herren Caſimir Delavigne, Cuvillier-Fleury, de Latour und A. Pepin. Ich übergehe einen Mann von Geiſt, einen correcten Schriftſteller, der ſich in nichts zu miſchen oder nicht gehört zu werden ſcheint. Die Literatur der Miniſter beſteht aus den Herren de Wailly, Cavé, Bertin, Mevil, Baudoin, Perrot. Betrachtet man dieſe Wahlen, ſo ſcheint es, der Hof und die Miniſter haben um ſich Schriftſteller nur ſo, wie die Spartaner Sklaven hatten, die ſie ſich berauſchen ließen, um ihren Söhnen die Häßlichkeit der Unmäßigkeit vor Augen zu führen. M. Cuvillier-Fleury verfaßt von Zeit zu Zeit für das Journal des Débats einen feigigen Artikel, der von Seiten der Oppoſition der Gewalt viele Plackereien zuzieht; dann ſchreibt er an dieſe Journale, was er geſagt, ſey nicht Anſicht des Schloſſes und er ſey unabhängig. Beauftragt, im Journal des Débats die Parentation der Prinzeſſin Marie, dieſer ſchönen, ſo früh gewelkten Blume, zu ſchreiben, konnte er nicht vergeſſen, daß er oft den milden und geiſtvollen Neckereien der Prinzeſſin zur Zielſcheibe gedient hatte, und ließ in ſeinen übrigens ohne Talent und Gefühl geſchriebenen Artikel einen Tadel über ihren Hang zum Sport einfließen. Was M. de Latour betrifft, ſo mißbraucht er ſeine kleine Stellung nur um verſchiednen Sammlungen literariſche Artikel von ſeinem Gewächs aufzudrängen. M. Alphonſe Pepin iſt ein armer Teufel, der den Mangel an Talent und Fähigkeit durch Ergebenheit erſetzt. Er hat den Namen hergegeben zu einer

Rechtfertigung der Regierung Louis Philipps, wovon er nicht ein Wort geschrieben hat. Das Manuscript kommt ihm aus siebenter oder achter Hand, ohne daß er dessen Ursprung kennt. Man sagt, man wolle M. A. Pepin zum Deputirten machen. Ich bin fest entschlossen, mich von ihm in der Kammer nicht vertreten zu lassen. Wie M. Fleury nennt sich auch M. Casimir Delavigne unabhängig. Aber er geht weiter; und um die Vortheile der Popularität mit denen der Gunst zu verbinden, schreibt er bald eine legitimistische Tragödie (die Kinder Eduards), bald eine republicanische (la Popularité), und in diesem Augenblick hat er seine Stimme dem M. Berryer für die Akademie versprochen. — Die Bertin haben in ihrem Leben nie eine Zeile geschrieben, aber ihr Journal ist eine Macht. M. Cavé, von den Einen der geistreiche Verfasser der Abende von Neuilly, von den Andern der wenig geistreiche Verfasser der Abende von Neuilly genannt, ist von M. Thiers abhängig. M. Mevil schreibt gar nicht. M. Perrot ist Censor und vertrauter Freund von M. Janvier. M. Baudoin hat keine andere literarische Rechtsansprüche, als daß er in einem Keller tricolore Fahnen wieder gefunden, die er muthig daselbst versteckt hatte.

Der republicanische Setzer.

Die Buchdrucker an den Journalen gehören in der Regel zur republicanischen Partei. Ein junger Setzer, den seine Cameraden Himmelblau nannten, weil er rothe Haare hat, hatte immer an Oppositionsjournalen gearbeitet. Zufällig fand er einmal keine Stelle in den Druckereien seiner Partei. Man wollte ihn zu einem ministeriellen Journal verführen; er wolle lieber warten, erklärte er. Er verkaufte seine Uhr und wartete. Ein Monat verging und er fand keine Arbeit. Er beugte sich ein wenig unter die Nothwendigkeit, und erklärte sich bereit, an einem Journal der dynastischen Opposition zu arbeiten. Diese Concession führte zu keinen Resultaten; er versetzte seine Kleider und wartete mit festem Sinn zu, und lebte lieber von Brod und Käse als er mit seinem Talent eine Regierung unterstützte, die er verabscheut, treu ergeben dem Glauben der Journale, daran er sein Leben lang gedruckt hatte. Eines Morgens erhielt er einen Brief von seiner alten Mutter, die krank war und ihn um etwas Geld bat. Er hatte nichts mehr zu verkaufen oder zu versetzen. Da ließ er sich anwerben unter die Setzer des Moniteur Parisien, erhielt einiges Geld als Vorschuß und schickte es seiner Mutter. Von dem Tag an wurde er schweigsam und trübsinnig, vermied seine Freunde, zeigte sich nirgends. Er war überwunden und gedemüthigt, und nur der Gedanke an seine Mutter tröstete ihn ein wenig. Eines Tags aber erwachte Himmelblau mit einer Idee und zugleich mit seiner ganzen alten Heiterkeit. Er trat singend in die Druckerei, plauderte, war unterhaltend und geistreich, kurz wieder ganz der Alte. Aber von diesem Tag an schlichen sich seltsame Dinge in das Journal ein; Druckfehler, die einen mehr als sonderbaren Sinn gaben; Worte, am Ende der Zeile so abgebrochen, daß sie einen für die Regierung beleidigenden Sinn gaben, erregten das Mißvergnügen der einen Leser, die Heiterkeit Anderer, das Erstaunen Aller."

Nothwälsch der Journale.

Aus Veranlassung der Eröffnung der Kammern haben die Journale ihr Nothwalsch um einige weitere Worte vermehrt. Die Gelehrten, die starken Geister in der Politik, haben eine, für den gemeinen Mann unverständliche, heilige Sprache geschaffen; sie bezeichnen die Ministerien und die von ihnen vertretnen Ansichten mit Monatszahlen, die Attentate und Emeuten mit andern Monatszahlen. Es ist für die unglücklichen Journalleser nichts so leicht, als diese Monatszahlen zu vergessen. Die mit dem glücklichsten Gedächtniß begnügen sich, sie zu verwechseln und nehmen ein Attentat für ein Ministerium und umgekehrt, den 6 September, der die Politik der Doctrinäre bezeichnet, für den 6 Junius, den Jahrstag einer Emeute. Das jetzige Ministerium, das mit einer Emeute das Datum des 12 Mai theilt, ist namentlich seltsamen Mißverständnissen ausgesetzt. Hier ein paar solche Sätze: „Wenn der 12 Mai, der den 6 Junius herbeigeführt, sich erinnert hätte, daß auf den 11 August der 2 November folgte; wenn die Doctrinen des 13 März und 10 Octobers ihm nicht die Augen geschlossen hätten über die Nothwendigkeit eines Umschwungs in der Art, wie der 27 October auf den 4 Februar folgte, hätte er nicht so rasch mit dem 6 September und 22 Februar gebrochen."

Drei Gewalten.

„Es gibt drei Mächte, welche in Frankreich die Realisirung der drei constitutionellen Gewalten: des erblichen Königthums, der aristokratischen Kammer und der Deputirtenkammer unmöglich machen. Diese drei, wie ich fürchte dem Nationalcharakter anhaftenden Mächte sind: die Unbeständigkeit, die Eitelkeit und die Unwissenheit." — —

Heißt das nicht Selbsterkenntniß und Selbstverläugnung an einem Franzosen?

Violette.

(Schluß.)

Hier schließen wir die Proben, obgleich sich noch manches anziehende Fragment mittheilen ließe, namentlich solche Abschnitte, in welchen der Charakter des alten Barons und Clement Marots genauer geschildert ist. Am glücklichsten vielleicht ist der Charakter des Pagen durchgeführt, eines sich dem Jüngling nähernden Knaben, in welchem kindischer Muthwillen, französischer Leichtsinn und ritterliches Trachten recht gut verschmolzen sind. Bei dem Charakter des Barons d'Aigues Vives fänden wir es angemessener, wenn er nicht so ironisch behandelt würde, wie dieß geschieht. Es ist ein Mann, der nach seiner, wenn auch eingeschränkten, Ueberzeugung gewissenhaft handelt, und scheint uns in seiner im Grund unverschuldeten Engherzigkeit eher tragisch als komisch. Dem Dichter Clement Marot ist von der Verfasserin sehr geschmeichelt, denn er war nicht der idealisch schwärmende Enthusiast, den sie aus ihm macht, und auch

in Margueriten, der geliebten Königin von Navarra, der ihr Volk zurief: „Es lebe die Königin! die Henne iſt mehr werth als der Hahn!“ erkennt man die Verfaſſerin ſo luſtiger und überaus naiver Geſchichten im Geſchmack Boccaccio's nicht ganz wieder. Ob das Coſtume der Zeit, im weitern Sinne, richtig wiedergegeben iſt, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden; manche Züge aber aus dem Hofleben, wo auch der Hofnarr Triboulet aufgeführt wird, erſcheinen uns glücklich getroffen. Zum Schluß überſetzen wir ein einfaches aber ſchönes Lied, welches die halb wahnſinnige Angela ſingt:

Zu büßen in der Fremde
Mein Lieben, will ich gehn
Morgen im härʼnen Hemde,
Fern zu Galiciens Höhn.

Du Dienʼrin, der ich traue,
Den Mantel gürte mir!
Die Farbe ſtellt, die graue,
Des Grabes Aſche für.

Mein wallend Haar, du lebe
Wohl! du beſchwerſt mich nur!
Die eiteln Gaben gebe
Zurück ich der Natur.

Wenn fort die Freuden ſchweben:
Dem Herzen Reue droht;
Einſam in meinem Leben
Bin ich betrübt zum Tod!

Meine Schutzheilʼge winkt mir;
Das Leid gönnt mir nicht Raſt;
In ihrer Nähe ſinkt mir
Ganz ab des Lebens Laſt.

Wohl werdʼ mit nacktem Fuß ich
Schwer rauhe Wege gehn;
Und auf dem Wege muß ich
Des Haus von Arthur ſehn.

Am Fenſter wird erſtehen,
Wird ſagen wohl: ſie friert!
Ob ihn, für ſie zu flehen,
Der Fremden Noth wohl rührt?

Nicht meiner Wallfahrt fehle,
Gott, deiner Gnade Schild!
O trennʼ von meiner Seele
Durch ein Gewölk ſein Bild!

Die Schmiede auf Helgoland.

Däniſche Ballade.

Es ſteht eine Schmiede auf Helgoland
Gar einſam auf dem weißen Strand,
Schmied Thormod ſchwingt mit Emſigkeit
Den ſchweren Hammer zur Mitternachtszeit,
Die Funken fliegen in flammender Halle!
Die Schlägʼ erdröhnen mit mächtigem Schalle.

Wie jetzt er bei dem Amboß ſteht,
Ein ſeltſamer Lärm in das Ohr ihm weht,
Wie zweier gewaltiger Roſſe Trab!
Doch kommt von dem Meere her das Geklapp,
Er eilt zur Thürʼ und ſieht mit Grauen,
Denn gräulich iſt das Geſicht zu ſchauen.

Es iſt wie Wolke von Blitz und von Nacht,
Die ſchwebt auf des Waſſers grauem Schacht,
Und näher zum Lande kommtʼs heran,
Es iſt, ſo ſcheintʼs ihm, ein Roß und ein Mann,
Ein flammendes Schwert ſieht den Mann er ſchwingen,
Und das Roß auf vier Paar Füßen ſpringen.

Das Meer ſchrint felshart unter dem Ritt,
Es kniſtert und funkt, wo das Roß hintritt;
Je näher das Ungethüm nun ſchoß,
So deutlicher wird auch Reiter und Roß.
Sie kommen zur Schmiede, das Roß geht nicht weiter,
Und raſch aus dem Sattel ſchwingt ſich der Reiter.

Sein einzig Aug', wie die Sonne klar,
Ein Goldhelm um ſein ſilbern Haar,
Ein blauer Harniſch bedeckt ihn ſchwer,
Beſetzt mit funkelnden Sternen umher.
Und auf der Schulter ein Rabʼ ihm ſitzet,
Kohlſchwarz die Flügel, das Augʼ ihm blitzet.

„Auf, Schmied!“ ſo ſagte der ſeltſame Gaſt,
„Beſchlage mir meinen Rappen mit Haſt,
Nimm Hammer und Zangʼ, ein Schuh iſt ab,
Es iſt ſchon ſpät und die Zeit mir knapp,
Bevor des Morgens Strahlen ſich breiten,
Muß ich noch hundert Meilen reiten!“

Der Schmied den ſchweren Hammer ſchwang,
Das Eiſen klirrte, der Amboß klang,
Das wählige Roß wird beſchlagen mit Haſt,
In den Sattel ſchwang ſich wieder der Gaſt.
Doch nächſten Tags, o weh dem Leide!
Sie ſchlugen die Schlacht auf Bravallaheide.

Fr. Schaldemoſe. (K. L. Kannegießer.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

26 Februar 1840.

An das Vaterland.

Von Thomas Campbell.

Britten, deren Recht zu fühlen
Einst gekämpft der Väter Heer,
Deren ungebeugten Seelen
Zeugniß sprechen Land und Meer,

Durch die Westen, die ihr sengtet,
Durch den Feind, vor euch erlahmt,
Durch die Flotten, die ihr sprengtet,
Durch die Throne, die ihr nahmt:

Wißt, um Englands Schläfen windet
Ihr nur einen dürren Kranz,
Wenn das Herz der Väter schwindet
In dem Sohn des Vaterlands.

Was gewinnt der Ruhm des Braven,
Wo kein Muth des Bürgers glüht?
Was sind werth im Land des Sklaven
Tempel, Ehrenmal und Lied?

Eitler Tand! — man mög' uns ehren
Um des Brittenvolkes Recht!
Heldensinn laßt uns bewähren
Für die Freiheit im Gefecht!

Denkt an Hampdens, Sidney's Degen,
Denket ihres heil'gen Schwurs;
Ihre Martyrthume wägen
Mehr als hundert Agincourts.

Stolz der Tyrannei Gelüsten
Zeigten sie ihr frei Panier!
Ueber Schlacht und Blutgerüsten
Hoffnungskühn: — so wollen's wir!

Fr. Notter.

Verhältniß der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.

(Fortsetzung.)

Bei keinem der Zeitgenossen aber tritt die Forderung einer besseren Zukunft, und der Glaube an ein Anderswerden in bestimmterer Gestalt, und mit größerer Sicherheit auf, als bei Beranger. Bei andern Dichtern mischt sich in das Verlangen und die Hoffnung einer größern Summe irdischen Glückes für die Menschheit die Wehmuth über das Absterben der alten Welt und den, wie wir glauben, nur vermeintlichen Zerfall jenes großen Denkmals, das vor achtzehn Jahrhunderten nicht aus Erz und Marmor, sondern aus geistigem Baustoff, wenn sich so reden läßt, für die Ewigkeit errichtet war; Beranger aber, der sonst gern jedem Grabe eine Blume weiht, hat dafür keinen Hauch des Mitleids. Darum gibt er noch die Vorzeit nicht mit vorschnellem Hochmuthe für eine Aera der Finsterniß und Wildheit aus, er weiß zu gut, daß, wenn die Unwissenheit den Barbaren machte, den meisten Franzosen kein viel schmeichelhafterer Name gebühren würde, und der Lobredner der Revolution kann es gleichfalls nicht gerathen finden, das Mittelalter der Menschenfresserei zu bezüchtigen. Seine Feinde stehen ihm näher. Die Welt des Ehmals läßt er in Ruhe, aber denen, die sie zurückführen wollen, macht er einen unerbittlichen Krieg. Die Jesuiten und Emigranten, die Leute des Hofs und der Polizei, das ist sein Wild. Gegen dies Geschlecht ist seine Satyre scharf und tief, hier kitzelt sein Spott nicht nur, hier brennt er. So vortrefflich nun der berühmte Chansonnier auf diesem Felde in seiner Art ist, so läßt sich doch in dem sarkastischen Kampfe gegen Gewalt und Priesterthum am besten sehen, wie weit Beranger, obgleich der erhabenste Dichter seiner Gattung, von den wahrhaft erhabenen, wahrhaft großen Geistern absteht, die als ruhige Richter der Ereignisse, über Alles, was sie besprechen, sich erheben und so den Namen der Erhabenen in des Wortes strengster Bedeutung verdienen. So ist Homer, so Shakspeare, so Goethe, so Dante, der, wohl ergriffen von den

Leidenschaften seiner Zeit und in den Strudel der Parteien gezogen, doch von einem höheren Grundsatze geleitet, jene großartige Unparteilichkeit bewahrt, die seinen Aussprüchen einen Charakter göttlichen Ansehens gibt. Beranger steht nur durch seine Kunst, durch Umfang der Anschauungen kaum sehr hoch, durch Tiefe der Einsicht aber gar nicht über dem Volke, dessen Sänger er ist.

Am schönsten spricht sich dieses Volksgefühl in des Dichters oft schmerzlichem Rückblick auf den kriegerischen Ruhm des Vaterlandes und in dem poetischen Cultus für den Kaiser aus. Der Kaiser ist für das Volk der allmächtige Zauber, der Alles in Frankreich geschaffen und gestaltet hat, der die Paläste von Paris erbaut, und die Gesetze des Landes allein gegeben, er ist der alleinige Sieger, und für Manche der alleinige Gott. Es gibt keinen Ludwig XI, der die Einheit der Nation, keinen Ludwig XIV mehr, der ihre Größe, keine Revolution mehr, die ihre Freiheit begründet, es gibt für das Volk nur einen Kaiser. Alle, die eine Leyer tragen, die Höchsten und Geringsten, sehen sich gedrungen, den Kaiser zu besingen, wie man den Frühling und die Liebe besingt; Lamartine widmete ihm seine tiefsten Betrachtungen, Hugo seine prächtigsten Strophen; aber keiner feierte ihn mit so viel Liebe und Gemüth, als Beranger, keiner sprach von „der Zeit des großen Schwerts," mit einem solchen Ausdruck von Muth und Ehre, keiner hat den Heldensinn des Volks besser aufgefaßt und vortrefflicher wiedergegeben. Gott, ruft Berangers ergrauter Veteran seinen Enkeln in der Wiege, wie eine spartanische Mutter zu,

Gott geb' euch Kindern einen schönen Tod.

Benjamin Constant glaubt durch die Bezeichnung „Oden" diese Lieder zu ehren; — laßt ihnen den volksthümlichen Namen Chanson — durch ihre Seele mögen sie der höchsten Ode würdig seyn, durch Ton und Form werden sie immer die einfachen französischen Chansons bleiben.

Dem Volk gehören alle Gedanken und Gefühle Berangers, ihm nur seine Wendungen; was das Volk ihm gibt, das nimmt er, Haß und Liebe, Vorurtheile und Weisheit, denn, wie gesagt, nur durch sein Talent ist er etwas anderes, als das Volk, durch seinen Geist ist er eins mit ihm. Und dabei ist es nur der Plebejer von Paris, der ihm seine Ideen und Empfindungen leiht; manch heimischer Gebrauch, manch örtlich fromme Sitte der Provinz muß ihm entgehen; da aber Paris, als Sammelplatz von ganz Frankreich, auch eine Musterkarte der Gewohnheiten und Vorstellungen des ganzen Landes darbietet, so muß Beranger natürlich vieles haben, was das gemeinsame Eigenthum beider ist. In Paris fand er die argwöhnische Feindschaft gegen die Kirche, und den Haß gegen Bourbonen, und im Dienst dieser Leidenschaften schreibt er fünfzehn Jahre lang als unermüdlicher Soldat. Nach den Julustagen legte sich allmählich der Zorn gegen die Priester, und sogleich hört seine Narrenpfeife auf, sich in Orgelton und Chorgesang zu mischen. Die Sprache des Exils mäßigt bis zum Schweigen beinahe den Abscheu gegen eine Dynastie, die ihr Hauptverbrechen, durch fremden Einfall zu bestehen, so hart gebüßt, und Beranger, wie das Volk sein Juliusfest begehend, erlaubt sich nur im Vorbeigehen, und durch die Folge der Gedanken nothwendig darauf geführt, zwei strenge Worte gegen das verdammte Königshaus. So zieht er nicht, wie Arion die bezauberten Delphine, durch die magnetische Kraft seiner Töne, die Menge, wohin es ihm gefällt, mit sich, er ist ein wenig, wie der Leyermann und der Geiger, der dem Volke nachgeht, und auf dem Tanzplatz ihm zu Walzer und Galopp aufspielt, und wenn den Leuten nach einem lustigen Berglied oder einer klagenden Ballade gelüstet, zu dem einen wie dem andern sich bereit findet, die Tafel unterhält, und die Messe begleitet, und wenn der Gedanke der Empörung in die Köpfe steigt, die Laune des Aufruhrs der Gemüther sich bemächtigt, sein Instrument zu Ermunterung des Sturmlaufs hergibt — so auch ist Beranger.

Auch hält ihn das Volk selbst so sehr für seinen Hofsänger, es hat sich so ganz daran gewöhnt, all die Grillen und Anfälle die es hat und haben könnte, von seinem Dichter gefeiert zu sehen, daß er nach seiner argwöhnischen Weise Verkauf und Abfall witterte, als, bei der sinkenden Sympathie für Louis Philipp, Beranger, vielleicht früherer Verbindungen eingedenk, den Kampf gegen die ältere Linie der Bourbonen nicht auch gegen die jüngere fortsetzen wollte. Wenn er nun gleich in seiner letzten Sammlung mehr allgemeine Stoffe behandelt, so findet doch seine innerste Gesinnung, das Gefühl getäuschter Hoffnung, und das feste Vertrauen auf einen späteren Ausbau des begonnenen Tempels mehr als einmal sich darzuthun Gelegenheit. Allerdings verschleiert er etwas seine Meinungen, allein, um die Züge derselben erkennen zu lassen, ist die Gaze durchsichtig genug Er nennt sich nicht schlechtweg einen Republicaner, aber er neckt die Belgier mit ihrem König auf eine Art, daß jedes Kind eine anderweitige Anwendung daraus ziehen kann; die Verse, mit denen er seinen Freund und Collegen Emile Debreaux zum Grabe geleitet, verrathen deutlich sein geringes Wohlwollen für Thron und Krone, und sich erinnernd, daß einst der erste Souverain der royalistischen Dichtkunst mit beredtem Schmerze ausgerufen hatte, man hätte Königinnen weinen sehen wie gemeine Frauen, und habe sich über die Menge der Thränen verwundert, welche das Auge der Könige enthalten könne, sagt er als späte Antwort etwas empfindsam, doch in sinniger Wendung:

Die Thränen, welche Könige vergossen,
Die zählte man,
Dem Aug' des Volkes sind so viel entflossen,
Daß man's nicht kann.

Noch lauter als in den meisten Gedichten der Sammlung selbst dringt der bittere Ton der Enttäuschung, der höhnische Unmuth über die Nichtigkeit des Wechsels in der Vorrede und den Anmerkungen durch, nur in einem Liede an seine Chanson, an sein Liedchen, wie er sie heißt, gerichtet, geht er, was noch zu züchtigen übrig bliebe, genau und in geordnetem Gange durch, bietet aber die Geißel jüngeren, kräftigeren Händen an. Diese

Hände mangeln nicht. Jeder Verſtändige, der ſeine höheren Anlagen beſitzt, glaubt, er könne die Hiebe politiſcher Entrüſtung führen; der Knabe, der kaum dem Colleg entronnen, den Weg der richtigen Mitte für ſeine Plane zu enge findet, hält ſich zum Scharfrichter oder Hofmeiſter des Juſtemilieu berufen, und zu keiner Zeit war Noth an Leuten, die auf das Steckenpferd in der Mode, und das große Ereigniß von geſtern, heute oder morgen eine gereimte Reclame zu verfertigen wußten. Man macht für ein politiſches Feſtmahl einige Strophen, ganz wie für eine Hochzeit, mit dem Unterſchiede nur, daß man die einen auf Seide oder den feinſten Velin, die andern auf das Löſchpapier eines Journals druckt, mit der Aehnlichkeit dagegen, daß die einen ſo ſchnell als die anderen vergeſſen ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

(Schluß.)

Wir ſind etwas länger bei dieſem Theile der Erzählung verweilt, als wir ſollten, und werden vielleicht ſpäter noch einmal darauf zurückkommen, denn mehr als irgend eine noch ſo weitläuftige und ausgearbeitete Rede zeigen dieſe aus dem Leben genommenen Bilder den vernachläſſigten Zuſtand der engliſchen Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten. Auch hat der Verfaſſer ſelbſt die Genugthuung erhalten, daß es gerade dieſem Theile ſeiner Erzählung an Wahrheit nicht gebricht, denn mehrere Vorſteher von ſogenannten Erziehungsinſtituten in Yorkſhire haben ihn mit Klagen wegen Verleumdung bedroht. Doch wir fahren in unſerer Erzählung fort.

Die nächſte Sorge des Mr. Ralph Nickleby war, ſeiner ſchönen Nichte Gelegenheit zu verſchaffen, ſich ihre Exiſtenz zu ſichern. Es iſt ein Modewaarengeſchäft, das er ihr vorſchlägt, und das gern von ihr angenommen wird, unter der Bedingung, daß ſie bei ihrer Mutter bleiben kann. Gern hätte der zärtliche Onkel und Schwager ſeine Schwägerin in eine Verſorgungsanſtalt außerhalb London, die von einem Armenhauſe wohl nicht viel verſchieden geweſen wäre, gebracht; dieſe Bedingung der Nichte, deren Schönheit und liebenswürdiges Betragen ſelbſt auf ſein nur vom Wucher erfülltes Herz einigen Eindruck gemacht hat, dieſe Forderung nöthigt ihn faſt wider ſeinen Willen, die Schwägerin in London zu behalten und ihr ein weit entlegenes Haus, das ihm zugefallen iſt und jetzt leer ſteht, zur einſtweiligen Wohnung anzuweiſen.

Wir können die Charakterſchilderung der Modenhändlerin, Madame Mantalini, und ihres Gemahls, den ſie ſeiner hübſchen Geſtalt und beſonders gut gepflegten Backen- und Schnurrbarts wegen geheirathet hat, und der ſie zum Dank dafür durch ſeine tolle Verſchwendung ruinirt, ihrer erſten Nähterin, Miß Knag, die, obgleich in der Nähe des 7ten Stufenjahres, ſich immer noch für ein junges, reizendes Mädchen hält und des plötzlichen Falles der Firma Mantalini, die, um die Schulden ihres Mannes zu decken, in ihr Geſchäft eben jene ewig jung bleibende Schönheit, Miß Knag, als Aſſocié nehmen muß, nicht aufnehmen; ſo ergötzlich und ſo treu dieſe Schilderungen aus dem Leben genommen ſind, ſo würden ſie uns zu lange aufhalten. Die einzige merkwürdige Folge für den Hauptfaden unſerer Erzählung iſt, daß Miß Knag findet, daß Kate Nickleby unbrauchbar für das Geſchäft ſey, und ſie ſchriftlich erſucht, ſich nicht ferner zu ihr zu bemühen, weil die öffentliche Meinung ſie für ſchön hält.

Doch ehe dieſe Kataſtrophe eintritt, hat Kate einen eigenthümlichen Beweis der freundlichen Fürſorge ihres Oheims für ihr Wohl erhalten, indem er ſie vermittelſt eines Diners, das er einigen jungen, vornehmen Wollüſtlingen gibt, dieſen bekannt macht, um ſie um ſo tiefer in ſeine Schlingen zu fangen. Doch gelingt ſein Plan nur halb, denn ſtatt des jungen Lord Veriſopht verfolgt das Mädchen Sir Mulberry Hawk, der Mentor des hoffnungsvollen Peers, ein Menſch, der ſelbſt den Lord zu rupfen ſucht, und dem ſich natürlich Mr. Ralph Nickleby entgegen ſtellt, da nichts dabei zu gewinnen.

Mit dieſem Mittageſſen nimmt eine Reihe von qualvollen Tagen für die arme Katharina Nickleby ihren Anfang, die ſyſtematiſch von Sir Mulberry verfolgt wird, der ſogar die Mutter für ſeinen Plan zu gewinnen weiß, eine Frau, die in ihrer Armuth und Zurückgezogenheit an nichts als Größe und Herrlichkeit denkt, die ihr durch ihre Kinder kommen ſoll, und in ihrer Beſchränktheit in jedem Manne, der ihrer Tochter nahe tritt, einen Freier ahnt und freudig begrüßt. Ohne daran zu denken, würde ſie Katharinen daher ihrem Verſucher überliefert haben, hätte nicht jener Newman Noggs, der Schreiber ihres Schwagers, mit beſonderer Aufmerkſamkeit über ſie gewacht und ihrem Bruder von der drohenden Gefahr, worin ſeine Schweſter ſchwebe, Nachricht gegeben.

Nicholas nämlich war glücklich zwar nach London gekommen; doch nachdem er vergeblich verſucht hatte, eine ihn anſtändig nährende Beſchäftigung zu finden, ſah er ſich genöthigt, London zu verlaſſen und ſein Glück in der Ferne zu ſuchen, jedoch nicht ohne ſeinem Oheim für die treffliche Fürſorge zu danken, die er für ihn getragen. Mit ſeinem unzertrennlichen Reiſegefährten Smike kommt er bis 12 Meilen vor Portsmouth, wo er ſich auf ein Schiff zu vermiethen gedenkt, um ſo wenigſtens das tägliche Bedürfniß des Lebens ſich zu ſichern, als er in einem Gaſthof am Wege, in dem er Smike zu Liebe übernachtet, den Director des Theaters jener Stadt, Mr. Vincent Crummles, kennen lernt, der von der hungrigen Geſtalt Smike's ſo getroffen iſt, daß er, ſobald er etwas von ſeiner bedrängten Lage hört, ihm den Vorſchlag thut, in ſeiner Truppe die Bühne zu betreten, und als Theaterdichter Bühnenſtücke des Auslandes für ſein Theater zu bearbeiten. Gern nimmt Nicholas das Anerbieten an, verſpricht Smike's Einwilligung, der früher ſchon das Bett geſucht hat, und den Mr. Crummles namentlich als Apotheker in Romeo und Julie unmöglich entbehren zu können verſichert, und tritt am folgenden Morgen in ſeiner neuen Beſtallung ſeine Reiſe nach Portsmouth an.

Welche Geſellſchaft er hier traf und wie er ſelbſt bald der Liebling des Publicums und folglich auch des Directors, aber

auch der Gegenſtand des Haſſes aller wurde, die ſich durch ihn beeinträchtigt und gekränkt glaubten — dieſe trefflichen, lebensvollen Gemälde dürfen wir freilich hier nicht mittheilen, vielleicht finden wir ſpäter Muße, eins und das andere nachzuholen, denn ſie ſind treue Spiegelbilder, und verdienen wohl eine nähere, genauere Beachtung. Doch kaum hat er hier einige Wochen in angenehmern Verhältniſſen gelebt, als ihn Newman Noggs' Brief aufruft, zum Schutz ſeiner Schweſter herbeizueilen, und ſchon derſelbe Abend findet ihn in London.

Eine Freundin ſeiner Mutter, eine Portraitmalerin, Miß La Creevy, in deren Haus ſie bei ihrer erſten Ankunft in London eine Zuflucht gefunden hatten, das ſie aber auf Mr. Ralph Nickleby's Drängen bald wieder verlaſſen mußten, Miß La Creevy, die ſtets mit der Familie in freundlichen Beziehungen geblieben war, hatte, von Newman befragt, wie er ſich bei Nicholas Ankunft benehmen dürfte, ihm gerathen, um ihn von einem raſchen Schritte abzuhalten, ihm anfangs auszuweichen, wie auch ſie die Mutter ins Theater führen wolle. So geſchah es, daß Nicholas Niemand traf, der ihn über den eigentlichen Stand der Dinge hätte aufklären können, und von der Angſt herumgetrieben, tritt er endlich in ein Kaffeehaus, um ſich einige Erfriſchungen geben zu laſſen, als er in einem Nebenverſchlag Sir Mulberry Hawk mit ſeinen Genoſſen in nicht ſehr anſtändigen Ausdrücken von ſeiner Schweſter ſprechen hört. Er ſtellt ihn deßhalb zur Rede und erhält eine ſchnöde Antwort; er verlangt ſeinen Namen zu wiſſen, und erhält keine Antwort, und kochend vor Grimm ſetzt er ſich nieder, um ſeinen Aufbruch zu erwarten, und den in ſeine Wohnung zu begleiten, der ſo ungeſtraft den guten Namen ſeiner Schweſter brandmarken zu können glaubt. Endlich fährt Sir Mulberry's Wagen vor, Nicholas folgt, jener ſteigt ein, er tritt auf den Tritt, das Pferd iſt wild, und durch eine raſche Bewegung will der vornehme Schurke ſeinen Gegner herabſtoßen, als Nicholas ihm den Peitſchenſtock in der Hand zerbricht, ihm einen fürchterlichen Schlag mit dem dicken Ende über das Geſicht gibt, daß Sir Mulberry vom Wagen ſtürzt und eine Strecke weit von dem wüthenden Roſſe fortgeſchleppt wird, Nicholas aber ohne weitere Beſchädigung davon kommt.

Am folgenden Morgen holt er ſeine Schweſter aus dem Hauſe der Mrs. Wititterly ab, wo ſie bisher als Geſellſchafterin gelebt, und ſeine Mutter aus dem ihr von ſeinem Oheim eingeräumten Hauſe, läßt Mr. Ralph Nickleby den Schlüſſel mit einem Briefe überreichen, indem er ihm ſein ſchändliches Betragen mit kräftigen Worten vorhält, und bringt ſeine beiden Schützlinge in die alte Wohnung bei Miß La Creevy zurück.

Hiermit ſchließt die erſte Abtheilung dieſes Charaktergemäldes und, wir möchten faſt ſagen, der intereſſantere Theil der Erzählung, weil er die naturgetreueren Schilderungen Londoner Lebens enthält. Die folgende Reihe von Bilder muß ſchon dadurch an jenem Intereſſe verlieren, da ſie zu einem beſtimmten Zwecke dienen ſoll, dem, den Roman abzurunden; und weil die in den frühern Bildern aufgeregten Leidenſchaften nothwendig ihre Sänftigung und Beruhigung verlangen, ſo entſteht nun in der zweiten Reihe eine Folge von Racheplanen des Ralph Nickleby gegen ſeinen Neffen, die freilich alle an der freundlichen Fürſorge des Autors, ſeinen Schützling zu einem glücklichen Ende zu bringen, ſcheitern, aber auch mehr oder weniger den Stempel des gewöhnlichen Romanlebens an ſich tragen. Wir ſind weit davon entfernt, mit dieſem Tadel der ſpäter erſchienenen Fortſetzung das geringere Intereſſe an ſich derſelben auszuſprechen, im Gegentheil mancher Romanſchriftſteller würde ſich mit ihr einen glänzenden Namen damit erwerben, aber von dem Verfaſſer der Pickwickier meinen wir mehr Natur fordern zu dürfen, als hier gegeben iſt.

Der Inhalt iſt kurz folgender:

Nicholas findet, während er rathlos in den Straßen Londons herumgeht, was er jetzt ergreifen ſoll, um ſich und Mutter und Schweſter zu ernähren, einen Kaufmann, Mr. Charles Cheeryble, der ſelbſt arm und hülflos geweſen, es weiß, wie einem Verlaſſenen zu Muthe iſt, und dem jungen Manne Beſchäftigung in ſeiner Handlung gibt (die Schilderung der beiden Brüder Cheeryble und ihres alten Schreibers Timothy Linkinwater iſt trefflich, und der Verfaſſer verſichert, es ſey keine romantiſche Erfindung). Hiedurch iſt dem tödtlichen Haſſe, mit dem ſein Oheim ihn verfolgt, eine Schranke gezogen. Zwar ſucht derſelbe anfangs Sir Mulberry zu ſeinem Werkzeuge zu machen, doch dieſem ſtellt ſich Lord Verisophyt entgegen, welchen Sir Mulberry in einem daraus erfolgenden Duelle erſchießt und England verlaſſen muß — er ſtirbt ſpäter im Schuldgefängniß. Der Wucherer beſticht darauf Mr. Squeers, und verfertigt falſche Briefe, um einen angeblichen Vater für Smike aufzuſtellen. Auch dieß hat keine Folge, denn Squeers fällt der Gerechtigkeit in die Hände und wird zur Deportation verurtheilt, und als endlich Ralph erfährt, daß Smike, deſſen Leben er fortdauernd verbittert und vergiftet, bis er einer auszehrenden Krankheit erliegt, ſein eigner Sohn iſt, deſſen Tod ihm früher vorgeſpiegelt worden, und ein Anſchlag, ein Mädchen, das Nicholas liebt, an einen alten Geizhals zu verkuppeln, durch den plötzlichen Tod ihres Vaters vereitelt wird, auch Geldverluſte von allen Seiten auf ihn einſtürmen, hängt er ſich ſelbſt in einem Dachſtübchen ſeines Hauſes auf, und das Vermögen, das er mit ſo viel Verbrechen zuſammengeſcharrt hat, fällt dem Fiskus anheim, da ſeine Angehörigen ſich weigern, die fluchbeladene Erbſchaft anzutreten. Nicholas wird reich und Aſſocié der Gebrüder Cheeryble, deren Neffe ſeine Schweſter heirathet, ſtrenge Gerechtigkeit gegen alle Perſonen geübt nach ihren Verdienſten (komiſch iſt die Vergeltung, welche die Schulbuben in Dotheboys-Hall gegen Mrs. Squeers und ihren hoffnungsvollen Sohn verüben), und die Erzählung endigt mit einem freundlichen Familiengemälde der Geſchwiſter Nickleby.

M..r.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart** einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24 u. 25.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 Februar 1840.

Spanische Volkslieder. *)

Uebersetzt von Fr. Notter.

1. Die beiden Schwestern.

Die Schwester Miguela
War bös auf Juanen;
Sie sagte ihr Worte,
Die's Herz ihr durchdrangen.

„Wenn du die Mantilla
Noch heute getragen,
Gleich sieht man dich morgen
Wie Keine im Staate.

„Du sprichst nur in Seufzern,
Du singst nichts als Klagen,
Du wachst mit dem Hahne,
Bist auf mit dem Tage.

„Und wo sind beim Nähen
Dir nur die Gedanken?
Du blickst auf das Muster
Und machst den Stich anders.

„Es heißt du gäbst Zeichen
Hinab auf die Gassen:
Kommt Mutter dahinter,
So bleibt's nicht beim Spasse.

„Sie schließt uns die Fenster,
Sperrt's Thor auf dem Gange;
Vorbei ist's mit jeder
Erlaubniß zum Tanzen.

„Zur Kirch' mit uns schicken
Wird sie dann die Base,
Cam'rädinnen können
Kein Wort uns mehr sagen.

*) Der Uebersetzer hat sich bemüht, in diesen Liedchen die Assonanzen so zu geben, daß sie dem deutschen Ohr fühlbar werden — eine Wirkung, die durch die bloße Gleichheit der Vocale noch keineswegs hervorgebracht wird. Im Spanischen beruht die Aehnlichkeit des Lautes allerdings gar häufig blos auf dieser Identität der Vocale, wie z. B. in dem Originale des vorliegenden ersten Gedichtes die Wörter puertas und licencia, iglesia und nuestras als einander unmittelbar folgende Assonanzen behandelt werden; allein was dieser unendlich klangreicheren Sprache erlaubt ist, in welcher beinahe schon jedes Wort an sich, abgesehen von Reim und Assonanz, einen musikalischen Eindruck hervorbringt, das paßt deßhalb noch nicht für die deutsche Poesie, in welcher man nicht selten ein langes, in sogenannten Assonanzen gehaltenes Gedicht lesen kann, ohne daß das Ohr irgendwie erfährt, daß ihm eine Klangähnlichkeit geboten werden soll. Sollen wir — um hier nur eine einzige Bemerkung zu machen — eine musikalische Wirkung der zweisilbigen Assonanz spüren, so kann dieß, da der zweite Vocal fast durchgängig ein bald stummes e seyn wird, hauptsächlich nur durch einen auffallenden Gleichklang des ersten Vocals geschehen; dieser Gleichklang leidet aber sehr noth, wenn z. B. einem reinen Vocal ein gedämpfter, durch ein nebenstehendes m oder n zum Nasenlaut gewordener, antwortet, wie denn zwischen den Wörtern Nadel und bange offenbar kein musikalischer Berührungspunkt mehr stattfindet, während ein solcher zwischen Nadel und Balle schon ziemlich vernehmbar hervortritt, so daß denn auch in denjenigen Liedern, welche aus den ungebildeten Ständen in Deutschland hervorgehen, Assonanzen letzterer Art gar häufig als wirkliche Reime mitlaufen und im Ohr der Zuhörer als wirkliche Reime gelten, während man in einem frisch vom Volke hergenommenen Lied gewiß nur sehr selten eine solche den Reim vertretende Assonanz finden wird, in welcher ein Nasenton einem reinen Vocal correspondirte. Versetzt nun auch die Natur unsrer Sprache (mindestens in einer Uebersetzung, wo der Dichter in der Wahl seiner Ausdrücke durch das Original gefesselt ist) in einem größern Gedichte durchgehends reine oder durchgehends gedämpfte Vocale als Assonanzen anzubringen, so sollte wenigstens in einer und derselben Strophe dieses Gesetz stets beobachtet werden. Nebenher wird, sobald eine wirkliche, nicht blos eine auf dem Papier stehende Klangähnlichkeit bewirkt werden soll, bei der Menge der deutschen Consonanten immer auch auf eine gewisse Gleichförmigkeit dieser letztern zu sehen, und Wörter die in ihrem Consonantenbau gar zu verschieden sind, gesetzt auch die Vocale stimmen rein auf einander, als Assonanz zu vermeiden seyn, wie z. B. aber und trachten.

„Geht ſie aus dem Hauſe,
So mahnt ſie die Alte,
Sie ſoll uns die Augen
In Obacht behalten.

„Ob, wer da vorbei geht,
Hinauf ſah zum Laden;
In welcher von uns er
Den Blick aufgeſchlagen.

„So für deinen Leichtſinn
Muß ich dann bezahlen,
Die Unſchuld muß büßen,
Was Böſe verbrachen! — —“

— — „„Ach Schweſter Miguela
Wie falſch du's erkannteſt!
Halb haſt du mein Unglück,
Halb nicht es verſtanden.

„„Antonieus Pedro,
Der zu Berg jetzt gefahren,*)
Ihn halt' ich im Herzen
Und hörte ſein Klagen.

„„Doch weil ich als unſtät
Ihn nunmehr erfahren,
Hab' ich aus dem Sinn mir
Sein Schwören geſchlagen.

„„'S iſt Alles nur Falſchheit;
Wer ſo aus dem Lande
Ohn' Anlaß davon zieht,
Soll's Herz mir nicht bannen.““ — —

„Bis er wieder rückkehrt
Kann's Herz nicht viel machen,“
Verſetzte die Schweſter
Miguela und lachte.

„Wenn Lieb' aus dem Haus zog
Wo man ſie empfangen,
Ging ſie nicht vom Herz weg,
'S Herz iſt mit ihr gangen.

---

2. Der undankbare Gaſt.

Das Mädchen von Campo
Beim Wirth an der Straße,
Die's Felleiſen abnimmt
Und ſorgt für den Haber,
Sitzt auf einem Koffer,
Voll Thränen die Wange,
Und ſchaut nach dem Fremden,
Der's Herz ihr gefangen:

Mit ſilberner Treſſe
Ein jung. ſchlanker Knabe,
Der ſinget ſo lieblich
Und ſpielt die Guitarre.
Mit Thränen, die ſtrömend
Zu Boden ihr fallen,
Mit Seufzern voll Trauer
Und bittern Klagen
Enthüllt ſie die Schmerzen,
Die's Herz ihr belaſten:
„Weh dem, der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!
Ich glaubt' ihm, er werde
Acht Wochen hier raſten,
Und nehme mich mit ſich,
Wann's Haus er verlaſſe.
Ich glaubt' an der Liebe
Und Treu' im Geſange
Werd er nach dem Liede
Getreulich noch hangen.
Ich glaubte, daß Ernſt ſey
All, was er mir ſage.
Weh dem der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!“
„Konnt' ich ihm noch mehr thun
Als Stiefel ihm waſchen,
Ihm Holländer Spitzen
Anſetzen am Kragen,
Das Fleiſch für ihn kochen,
Ihm wenden den Braten,
Von ſelber ihm bringen
Das Licht gegen Abend,
Und wenn er's nicht wollte
Es aus wieder blaſen?
Weh dem, der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!“

„O nimm mich doch mit dir,
Sollſt 's Magdgeld nicht zahlen,
Nur daß mich dein Herz doch
Verſtoßen nicht habe!“ — —
— — Indem war die Rechnung
Bezahlt von dem Knaben,
Der Fuß ſtand im Bügel
Und fort ging's im Trabe.
Und ihr, wie er alſo
Den Rücken ihr wandte,
Ward von ihren Thränen
Noch feuchter die Wange,
Und konnte die Klage
Im Buſen nicht halten:
„Weh dem, der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!“

---

*) Nämlich mit den Heerden auf die Sommerweide in den Gebirgen.

Deerbrook.

Novelle in drei Bänden, von Miß Harriet Martineau.

Ueber dieß kürzlich erschienene Werk der durch ihre Forschungen und Arbeiten in Beziehung auf das englische Armenwesen so berühmten Dame gibt eine englische Zeitschrift nachstehendes Urtheil nebst einer Probe aus dem genannten Buche.

„Die Erwartungen, welche erweckt worden waren durch die außerordentlichen Talente, welche Miß Martineau in ihren Erzählungen zur Veranschaulichung der politischen Oekonomie entfaltete, waren so groß, daß sie beinahe gefährlich waren für einen Versuch von ihrer Seite, eine regelmäßige Novelle zu schreiben, und so bewundernswerth die vor uns liegenden Bände sind — denen es in manchen Beziehungen kein jetzt lebender Romandichter gleich thun könnte — gibt es doch viele Leser, welche gestehen, in ihren Erwartungen einigermaßen getäuscht worden zu seyn. Und vielleicht müssen wir, bei all unserer Bewunderung für die Leistungen der Miß Martineau, und bei all unserer Hochachtung für ihre großherzigen Beweggründe und Gesinnungen, uns auch auf die Seite dieser Leser stellen, wobei wir jedoch zugleich erklären, daß wir große Abschnitte ihres Buchs vollkommen unsern kühnsten Erwartungen entsprechend finden. Miß Martineau würde jede Unaufrichtigkeit der Kritik verschmähen; wir wollen daher freimüthig die Punkte nennen, worin ihr Werk hinter unsern Erwartungen zurück bleibt. Und zuerst führen wir Klage über ihre Dialoge, die weder dramatisch noch natürlich behandelt sind — ein ernstes Gebrechen, in Betracht daß die Erzählung beinahe ganz in Dialogen sich fortspinnt, indem weit mehr darin Gespräch als Handlung ist. In ihren kurzen Erzählungen war es anders, ganz anders; in ihnen erkannten wir ein treffliches dramatisches Talent, eine ausgezeichnete, beinahe vollendete Kunst in der Fortführung des Dialogs. Aber in Deerbrook, wir müssen es sagen, sprechen Bauersleute und vornehme Leute, Männer und Frauen (mit nur ein paar Ausnahmen), Junge und Alte, Enkel und Großmütter gänzlich gleich, und zum größern Theil in ziemlich steifem und künstlichem Ton, denn ihre Sätze sind zierlich abgewogen und gerundet, und tönen einem ins Ohr wie die Perioden, welche den Lippen geübter Sprecher in literarischen Coterien entströmen. Auch über einige Begebenheiten in der Erzählung müssen wir uns beklagen. Zum Beispiel die Verfasserin hat zu viel zu schaffen mit Stürzen und Umgeworfenwerden und ähnlichen Unglücksfällen, und räumt ihnen eine zu bedeutende Wirkung ein. Eine Chaise bricht zusammen, und tödtet nicht nur den alten Mr. Young, sondern macht auch seine Tochter — den interessantesten Charakter in der Novelle — auf Lebenszeit lahm. In einem Capitel wird Hope, der Held, vom Pferd abgeworfen und trägt eine schlimme Verletzung am Hirn davon, und sein Pferd schwimmt dann durch einen Mühldamm; und ein paar Capitel weiter hinten reitet Hope in einer finstern Nacht in den Mühldamm hinein. Auch noch andre Zu- und Unfälle kommen vor, die genug um einem Pfennigschmierer von Neuigkeiten in den Journalen das Herz im Leibe lachen zu machen, aber das Schlimmste von allen ist wohl das Ausbrechen eines bösartigen Fiebers in dem Flecken Deerbrook, eine Heimsuchung, welche ganz ausdrücklich eintreten zu müssen scheint, um die Wege von Gottes Vorsehung zu rechtfertigen — gegen den Doctor Hope; und auf dieser Heimsuchung beruht in der That die ganze Entwicklung und die halbe Moral. Ferner nehmen wir Anstoß an der Ursache von all den herzzerreißenden Leiden und Mißgeschicken, welche den Helden und seine junge Frau treffen, und welche die zu seyn scheint, daß er bei einer Wahl, seinem Gewissen gemäß, seine Stimme dem liberalen Candidaten gibt; denn auf dieß hin wird Hope, welcher zuvor der „liebe, artige Mann," der Lieblingsarzt und der Abgott von Jedermann gewesen, von Jedermann in der Nähe und Ferne verlassen und gemieden, verliert seine Praxis und wird beinahe in förmlichen Mangel versetzt; und wirklich sieht er sich erst wieder in Stand gesetzt, sein Brod zu verdienen, als die besagte, bösartige Krankheit in Deerbrook ausbricht und seine Geschicklichkeit als Arzt unentbehrlich macht — da er der einzige Arzt in der Gegend ist, der das Geheimniß der Heilung dieser Seuche besitzt. Wir können nicht umhin zu vermuthen, daß bei diesen, den rührendsten Scenen, Miß Martineau ein Auge gehabt habe auf jene politische Panacee: die geheime Abstimmung, welche jedoch, wie wir in bescheidner Unmaßgeblichkeit fürchten, den Grund des Mißgeschicks bei einem Mann in der Lage Hope's, oder bei neun Zehntheilen der Engländer, so wenig wegräumen würde, als das Versteckenspielen die Cholera zu heilen vermöchte. Aber im Ernst, wir mißbilligen dieß ganze, wichtige Ereigniß, weil es ganz unwahrscheinlich, ja so gut als unmöglich ist. Ohne Zweifel kann ein Arzt einen Theil seiner Praxis verlieren dadurch, daß er in Opposition gegen seine reichen Nachbarn stimmt; aber wir können zur Zeit nicht glauben, daß ein glücklicher Arzt mit einer wohlbegründeten Praxis, geschmückt überdieß und empfohlen durch seine männlichen Tugenden und seine gesellschaftlichen Vorzüge, in einem Augenblick so seiner ganzen Kundschaft beraubt und in Noth und Mangel versetzt werden sollte. Wir wissen dermalen ganz gut, wie hübsch die politischen Parteien ins Gleichgewicht gesetzt sind — wie sehr die politischen Erbitterungen ihren Stachel verloren haben, selbst auf dem Lande und in abgelegenen Gegenden. Um uns die Erzählung der Miß Martineau möglich zu denken, müssen wir uns einen großen District denken, wo alle Bewohner Einer politischen Gesinnung — Alle Tories sind, und dieß ist uns, wir gestehen es, nicht möglich. In Deerbrook und in der Umgegend muß es Whigs und muß es Radicale geben, und so konnte Hope nicht alle seine Patienten verlieren, und konnte die Katastrophe des drohenden Hungertodes schwerlich je eintreten. Auch glauben wir, daß die Scenen, welche Bedrängniß und Noth schildern, an sich übertrieben sind und nicht den Stempel der Wirklichkeit an sich tragen, indem die betreffenden Personen nicht nur all ihre Leiden freudig und bereitwillig hinzunehmen, sondern sogar sich nach noch mehr zu sehnen scheinen, in Betracht der wichtigen moralischen Lehren, welche sie einzuprägen geeignet sind — eine Gesinnung, wie sie die Menschen in Büchern und auf der Bühne, aber gewiß nie im wirklichen Leben haben können.

Doch wir wenden uns mit Vergnügen von dieſen Flecken zu dem glänzenden Theile des Buchs, das wir, trotz unſers Tadels und unſerer Ausſtellungen, ernſtlich der Aufmerkſamkeit aller Leſer empfehlen, welche praktiſchen Menſchenverſtand dem Bombaſt und Gemälde der Häuslichkeit plumpen Schmierereien vorziehen, welche angeblich das faſhionable Leben darſtellen ſollen. Miß Martineau hat, wie zu erwarten war, den Boden für ihre Geſchichte unter den Mittelclaſſen geſucht; ihr Held, wie wir ſchon geſagt, iſt ein Arzt auf dem Lande, ihre Heldin die verwaiſte Tochter eines Birminghamer Gewerbsmanns, und kaum eine der auftretenden Perſonen iſt von höherem Stand. Dieſe Abwechslung beim Leſen von Romanen iſt ſehr angenehm; wir haben der Herzoge und Herzoginnen, der Lords Adolphus und der Ladies Wilhelmina übrig genug bekommen; ein ehrlicher Zimmerholzhändler, in grober Tracht, aber ein warmes Herz darunter, iſt eine Neuigkeit und ein Fortſchritt.

Ueberdieß offenbart ſich in dem ganzen Buch ein hoher moraliſcher Zweck, ein edles Beſtreben, uns gerechter, weiſer, duldſamer und liebevoller gegen einander zu machen; auch haben wir nicht Eine extreme Anſicht gefunden, welche vorgefaßte Meinungen in der Religion oder in der Politik verletzen könnte. Wir glauben verſichern zu können, daß keine junge Gattin, kein junger Gatte Deerbrook leſen werde, ohne manche nützliche Belehrung daraus zu ſchöpfen. Es wäre uns leicht, unſer Lob weiter auszuſpinnen und es zehnmal länger zu machen, als unſer Tadel iſt, aber wir geben ſtatt deſſen lieber eine kurze Probe aus der Erzählung ſelbſt.

„Das ſind ſeltſame Zeiten, Miß Nares.“ — „Sehr beunruhigende Zeiten, Mylady. Ich weiß gar nicht, wann wir uns nur wieder von dem Entſetzen erholen werden. Und es ſind erſt ſechs Wochen, da hatte ich dieſen Mann im Hauſe, Mylady, um Miß Flint bei einem böſen Halſe zu behandeln. So arglos waren wir.“ — „Ich bin voll Dank gegen den Himmel, daß es nicht ein gebrochener Arm war,“ bemerkte Miß Flint im Tone frömmelnder Dankbarkeit. — „Ja wahrhaftig, meine Liebe,“ bemerkte Miß Nares, „es würde alle ihre Ausſichten für ihre Lebenszeit ruinirt haben, wenn er es bei ihnen eben ſo gemacht hätte, wie bei der Kindsmagd von Ruſſel Taylor. Haben ſie davon nichts gehört, Mylady? Nun darüber bin ich erſtaunt; die Geſchichte iſt doch ſonſt in Jedermanns Mund. Der Mrs. Ruſſel Taylor Kindsmagd ging über den Hof, mit dem kleinen Kind auf dem Arm, als ſie über die Schnur von Junker Hampden Taylors Drachen ſtolperte. Nun, Mylady, ſie fiel; und ihr erſter Gedanke, wiſſen Sie, war: das Kind vor Schaden zu bewahren; ſo ließ ſie denn ihr ganzes Gewicht auf den andern Arm fallen, den rechten, und wie Sie ſich leicht denken können, brach ihn. Er ging unter dem Ellbogen entzwei. Der Gentleman im Eckhauſe wurde ſogleich herbeigeholt, um ihn einzurichten. Nun ſagen ſie, (Sie, Mylady, wiſſen das Alles natürlich genau!) der Arm habe an dieſer Stelle, unter dem Ellbogen, zwei Knochen.“ — „So iſt es, ganz richtig; es ſind da zwei Knochen.“ — „Nun gut, Mylady, darauf beruht die ganze Geſchichte. Der in Frage ſtehende Gentleman richtete die Knochen ein, aber er richtete ſie kreuzweis ein, ſehen Sie ſo,“ und Miß Nares legte vier Stücke Fiſchbein auf dem Tiſch über einander wie ein langes, ſchmales X; deutlicher ließ ſich die Sache nicht veranſchaulichen; „die Folge davon war, Mylady, daß die Hand des armen Mädchens, als ſie wieder geheilt war, völlig verkehrt war, und in der That iſt ſie ſo gut als unbrauchbar.“ — „Wenn ſie die Hände in dem Schooß hat,“ bemerkte Miß Flint, „iſt die innere Fläche der rechten Hand zu oberſt; uh!“ — „Wenn ſie den Kindern mit dieſer Hand zu ſich winkt,“ fuhr Miß Nares fort, „ſo meinen dieſe, ſie wolle ſie von ſich weg winken. Ein Mädchen, das ſich ihr Brod verdienen muß, Mylady! Es iſt in Jedermanns Mund, ich verſichere Sie!“ — „Was iſt aus dem Mädchen geworden?“ fragte Lady Hunter. — „Oh, man hat ſie weggethan, fortgeſchickt, um den Credit des Gentleman in dem Eckhauſe nicht zu Grunde zu richten. Aber dieſe Sachen werden doch herum kommen, Mylady. Sie wiſſen, daß die Familie Ruſſel Taylor ſeit einiger Zeit Mr. Foſter von Blickley zum Arzt haben?“ — „Ach ja! davon hab' ich gehört.“ Und mit unerſchüttertem Ernſt begab ſich Lady Hunter wieder in ihren Wagen, in welchen ſie der Miß Nares neueſten Hut und Geſchichte mit nahm.

Als der Wagen in die Nähe des Eckhauſes kam, ließ der Kutſcher, wie ſympathiſirend mit den Gedanken ſeiner Gebieterin, die Pferde im langſamſten Schritt gehen. Lady Hunter ſtand auf und beugte ſich vor, um zu ſehen, was nur zu ſehen möglich war in dieſem gefährlichen Hauſe. Der Sonnenſchein des Frühlingabends ſtrömte durch das Gartenfenſter hinten am Hauſe herein, ſo daß die Geſellſchaft im Zimmer für jeden, der das Hinderniß der Blenden überwinden konnte, deutlich zu ſehen war. Lady Hunter ſah vier Perſonen am Eſſen ſitzen, und eine Perſon wartete ihnen auf. Sie hätte kaum anzugeben vermocht, was ſie denn eigentlich überraſchte; aber ſie rief dem Sir William zu: „guter Gott! ſie ſind am Eſſen!“ — Sir William rief ärgerlich dem Kutſcher zu, er ſolle raſcher fahren, und fragte ihn, ob er meine, es habe Jedermann Luſt, vor Mitternacht nicht nach Hauſe zu kommen.

Die Familie Hope ward weit weniger aufgeregt dadurch, daß ſie den Baronet und ſeine Gemahlin vorbeifahren, als der Baronet und ſeine Gemahlin darüber, daß ſie die Familie Hope bei Tiſch ſitzen ſahen. Sie hatten nicht das Mindeſte dagegen, daß die vornehmen Leute vom Schloß ſich alle mögliche Unterhaltung und Aufregung verſchafften bei ihrer Fahrt durch den Ort, und ſie wußten zum Glück gar nichts von den entſetzlichen Geſchichten, Hope betreffend, welche jetzt in ganz Deerbrook von Mund zu Mund gingen.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis ſie die Entdeckung machten, daß ſie den vornehmen Leuten vom Schloß Dank ſchuldeten für einen gewiſſen Grad von Protection, theils ſofern die Equipage die Aufmerkſamkeit eines Theils der müßigen Leute auf ſich gezogen, theils auch weil die Leute ſich geſcheut hatten, in Anweſenheit einer Magiſtratsperſon ihrem Zorn und ihrer Unverſchämtheit freien Lauf zu laſſen. Kaum eine halbe Stunde war verſtrichen, ſeit das Raſſeln der Wagenräder verhallt war, als man ein Geſicht über die Blenden vor den Straßenfenſtern ſich erheben ſah. Alsbald ward ein zweites und drittes ſichtbar.

Untenſtehende hoben Knaben in die Höhe, um Grimaſſen gegen die Familie zu ſchneiden, und zu ſehen, was vorging. Die Läden wurden etwas früher als gewöhnlich geſchloſſen. Philipp ging hinaus, um ſich umzuſehen. Er und Mr. Grey kehrten bald zurück und gaben den Rath, die Frauen ſollten das Haus verlaſſen und eine Wache in daſſelbe aufgenommen werden. Der erſte Vorſchlag ward abgelehnt, der zweite angenommen. Mr. Grey brachte alles Geld und kleine Koſtbarkeiten bei Seite. Eſter und Margaret befliſſen ſich, Erquickungen für die Diener der Herren Grey und Rowland herbeizuſchaffen, welche ſie ſollten vertheidigen helfen. Sie wußten ſelbſt nicht recht, was zu erwarten ſey; aber ſie beſchloſſen zu bleiben, wo Edward blieb, und nichts zu fürchten, vor was er nicht zurückwich.

Es war ein großes Getöſe um das Haus; eine Menge Fußtritte und Stimmen. Boten wurden abgeſandt aufs Schloß und zu Dr. Levitt, der jetzt aufgeſtört werden mußte, was auch aus ſeiner Rede werden mochte. Philipp führte Mr. Rolands Leute herein, und erklärte, er werde nicht mehr das Haus verlaſſen, wenn die Frauen nicht darein willigten, wegzugehen. Er nahm ſeinen Poſten im Vorſaal, von wo aus er glaubte am beſten beobachten zu können, was die Leute zu unternehmen beabſichtigten, und am bequemſten und raſcheſten je nach Maßgabe der Umſtände handeln zu können. Niemand konnte ſich denken, was man eigentlich im Schilde führe, oder ob überhaupt ein Anſchlag ausgeführt werden ſolle. Das Einzige, wovon der Augenſchein überzeugte, war: daß der Volkshaufe mit jedem Augenblick zunahm.

Eſter beugte ſich über das Schiebfenſterchen in dem Zimmer wo ſie gegeſſen, als ein heftiges Krachen ſie erſchreckte, und ein Stein das neben ihr ſtehende Licht traf, ſo daß ſie ganz im Dunkel ſich befand. Philipp war in einem Augenblick bei ihr. Niemand hatte daran gedacht, die Läden nach hinten zu ſchließen; und jetzt war der Garten voll von Menſchen. Das Haus war von vorn und von hinten belagert; und zehn Minuten nach dem erſten Steinwurf war nicht Eine Glasſcheibe an den untern Fenſtern mehr unzerſchmettert. Hope, empört über dieſe Inſulte, rannte hinaus, und zuerſt packte er einen der Frevler und hielt ihn feſt; aber zum zweitenmal konnte er das Wageſtück nicht ausführen. Er wurde erkannt, umringt, und einige ſchwere Streiche auf ihn geführt. Es gelang ihm zwar, ſeinen Gefangenen in Sicherheit zu bringen, aber nur mittelſt eines Ausfalls ſeiner Freunde aus dem Hauſe; und nachdem er ſeinen Gefangenen in ſeinem Ankleidezimmer eingeſchloſſen, hielt er für das Gerathenſte, die Ankunft einer Magiſtratsperſon abzuwarten, ehe er wieder hinausging.

Das chemiſche und chirurgiſche Laboratorium war dem Angriff am meiſten ausgeſetzt, und da dieß der Ort war, wo die Leute die meiſten Leichname zu finden erwarteten, ſo richteten ſich ihre Anſtrengungen hauptſächlich gegen dieſen Theil des Gebäudes. Der Lehrling ergriff die Flucht und ließ die Eindringenden nach Luſt ſchalten und walten. Sie fanden keine Leichname und waren darüber natürlich ſehr zornig. Nachdem das Zerſchmettern aller Gläſer vorüber war, wurden die Geſtelle und Büchſen und Schachteln zuſammengeriſſen und nebſt Tiſch und Stühlen auf die Straße hinausgeſchleppt und auf einen Haufen geworfen. Noch anderes Holz ward herbeigebracht, und der Hartnäckigkeit, womit der Pöbel vorn am Hauſe gegen die Läden anſtürmte, hatten es die Frevler zu danken, daß ſie im Laboratorium auf keinen Widerſtand ſtießen. Hope, Enderby und ihre Genoſſen hatten mehr als genug damit zu thun, die Stürmenden vorn abzuſchlagen. Wenn die Läden zerſtört wurden, ſo drohte den Meubeln im ganzen Hauſe Verderben, und kein Menſch war mehr darin ſicher. Daher mußte man das Laboratorium ſeinem Schickſal überlaſſen, eher als daß man jene Schranke zwiſchen dem Pöbel und den Frauen preis gab. Die offenſiven Kriegsmaaßregeln im Hauſe gingen alle von der Dienerſchaft, vom obern Fenſter aus. Die weibliche Dienerſchaft ſchüttete in raſcher Aufeinanderfolge Waſſergüſſe hinab, und Charles ſchleuderte, gut zielend, die Steine wieder hinab, die herauf geflogen waren. Die Gentlemen wußten eine gute Weile nicht, daß die Ausrufe des Verdruſſes oder Gelächters, welche man dann und wann hörte, verurſacht waren durch die Thaten ihrer eigenen Bundesgenoſſen über ihren Köpfen; und erſt als ſie Eſter und Margaret mitten in ihrem paniſchen Schrecken lachen ſahen, kam der Umſtand zu ihrer Kenntniß.

(Schluß folgt.)

Verhältniß der neuern franzöſiſchen Poeſie zum öffentlichen Geiſt und Leben der Nation.

(Fortſetzung.)

Unter den Dichtern, die in der politiſchen Satyre einen Namen ſich erworben, begegnet uns zuerſt Barthelemy, der bekanntlich zuerſt in Verbindung mit ſeinem Landsmann Mary das in ganz Europa bekannt, und zum Theil auch beliebt gewordene Epos Napoleon in Aegypten gedichtet hat, ein Werk, das, wenn es auch der Größe entbehrt, die Schöpfungen erſten Ranges auszeichnet, durch anmuthige Leichtigkeit anſpricht, und durch Lebendigkeit landſchaftlicher Schilderungen, energiſche Färbung der Schlachtgemälde ſo wie gelungenen Wurf der Charakterzeichnungen, ſogar ſchwierige Richter anziehen kann. Man möchte es beinahe ein Gegenſtück zu Segurs ruſſiſchem Feldzuge nennen, das minder reichhaltig und dramatiſch, bei geringeren Anſprüchen auf philoſophiſche Entwicklung, mit eben ſo viel Wärme eine ſchönere Abrundung vereinigt. Die zwölf Tage der Revolution, die er ohne Mitwirkung ſeines Freundes verfaßte, ſcheinen uns ſeine tüchtigſte Arbeit. Hätte Barthelemy bei ſeinem plötzlichen Uebertritte zur Regierung nicht ein zu freches Spiel mit aller Ehre getrieben, nicht eine zu offene Feilheit zu Markte getragen, jenes Gedicht wäre vom Publicum nicht ſo ſchnell verlaſſen worden. Was er gethan, that, wie er, nach und nach mit wenigen Ausnahmen die ganze Literatur, allein bei den meiſten ging die Sache den gewöhnlichen Weg der Diplomatie; man pflog die einleitenden Unterhandlungen und ſchloß den Frieden, nachdem die Feindſeligkeiten in allmählichem Uebergange von Schlacht zu Gefecht, von Gefecht zu Ge-

plänkel, von Geplänkel zu einzelnen Schüssen, wie das letzte Summen des Gewitters, sich verloren hatte. Als Victor Hugo die schöne Ode an den Herzog von Orleans herausgab, wußte schon alle Welt, daß sich die Aufwallung des hitzigen Dichters gegen die Regierung schon längst gelegt hatte; wenn Edgar Quinet eine Stelle, worin er sehr nützlich ist, von dem Ministerium annahm, so konnte er den Puritanern, die den Fall zweideutig fanden, mit Recht und Erfolg entgegnen, daß er zwar im Lager des Fortschritts gestanden, aber nie die rothe Fahne aufgepflanzt habe; wenn Lamartine aus einem Ritter der Legitimität ein Ritter der Juliusdynastie wurde, so ging die Annäherung durch so viele Phasen, daß sie zuletzt ganz den Charakter einer Veränderung des Platzes verloren hatte. Auf das Wie kommt es mehr an, als ein Rigorist zugeben möchte; im Wie liegt das Was; wenn das Weltall die Form nicht hätte, die es hat, wär' es eben nicht das Weltall, das wir bewundern. Eine Versöhnung ist zwischen allen Wesen der Schöpfung, dünkt uns, möglich, nur zwischen Gott und dem Teufel soll es nicht so seyn. Die zwei Feinde sehen sich, sind gezwungen sich zu sehen. Anfangs Todeskälte, da macht plötzlich ein Witz, den der eine nicht unterdrücken kann, den andern lachen. Der Witzige fühlt sich geschmeichelt durch dieß unwillkürliche Zeichen des Beifalls und wird freundlicher; dem freundlichen Gesichte folgt ein freundliches Wort; aus dem Worte wird ein Gespräch, der Ton wird wärmer; man redet von Tacitus und kömmt von Tacitus auf Cicero, von Cicero geradenwegs auf Plato, von Plato auf die Liebe, von der Liebe, kann man noch fragen, auf was anderes, als die Freundschaft? Da fließen die Hände unversehens ineinander, und wenn es kein Skandal für die ganze Gesellschaft wäre, würde man sich küssen und umarmen. Denke man sich nun zwei Damen der großen Welt, die sich allein glauben, aber beobachtet sind, und sich die bitterbösesten Dinge sagen, ihre Zuflucht zu Kraftausdrücken nehmen, die ihnen sowohl die Bildung ihres Standes, als die Zartheit ihres Geschlechtes verbieten sollte, und beide das Auge naß voll Ingrimm haben — denke man sich nun diese Damen bei dem Eintritt eines Dritten sich plötzlich um den Hals fallend, und Lippe an Lippe drückend, damit die Thränen des Ingrimms für Thränen der Rührung gelten möchten — wer würde bei diesem Schauspiel an eine Versöhnung glauben, und wer dem zuvor skizzirten Auftritt seine Theilnahme versagen? Wohl mag nicht allein die wechselseitige Rührung der Herzen, der wallende Aneinanderschlag edler Gefühle den Streit jener Männer beigelegt haben, wohl mag von der einen oder andern Seite eine halblaute Sylbe über die Vortheile einer Annäherung gefallen seyn, doch der ganze Handel ging natürlich zu, und das Natürliche ist halb schon sittlich! Der Schritt Barthelemy's aber glich der plötzlichen Umarmung jener Frauen, die eine Secunde zuvor in dem erbosteſten Hader lagen, mit der Variante nur, daß dort Scham und Bestürzung, die Dazwischenkunft des Goldes hier das Wunder gewirkt, dort Niemanden an aufrichtigem Frieden, hier Keinem an aufrichtige Bekehrung zu glauben sich zumuthen ließ. Ein solches Betragen erscheint als schnöde Beleidigung aller socialen Verhältnisse, als Verhöhnung aller Begriffe von Ehrbarkeit und Anstand, und somit als grobe Unnatur, da ja Ehrbarkeit und Anstand kein Zwang sind, den die Willkür eingesetzt, sondern Gesetze in der tiefsinnersten Natur des Menschen gefunden. Wäre nun Barthelemy ein hervorragendes Genie, würde er solch einen Streich kaum begangen haben, denn ein Mann von wahrem Genie weiß sich zu benehmen; doch angenommen selbst, was nicht anzunehmen ist, daß ihm auch als einem Geiste höchster Ordnung ein so unerklärliches Vergessen alles Tactes widerfahren konnte, so hätte wohl die öffentliche Meinung den Charakter gebrandmarkt, den Erzeugnissen des Mannes aber seine Gunst bewahrt, gleich wie man auch, außer im Fall einer großen Albernheit, die Vorlesungen Lerminiers zu benützen fortgefahren hätte, wäre Lerminier ein Gelehrter von außerordentlicher Stärke gewesen. So aber hielt das Publicum des Professors Wissen, wie des Dichters Talent für leicht genug, um sie ohne Schaden in seinem Unwillen über Bord zu werfen. Wenn Barthelemy sich treu geblieben, konnte man seinen Schriften die Würdigung, die sie verdienen, nicht versagen, denn ist er auch kein Milton, kein Arioſto, muß er doch den besseren Autoren der Gegenwart zugerechnet werden, und kann durch seine zwölf Tage der Revolution einen Platz neben dem Lyriker Hugo ansprechen. Dieses Werk ist kein fortlaufendes Ganzes, das eine künstlerische Hand aus den Begebnissen der großen Umwälzung gewoben, die Abstammung und Zeugungskraft der Facten, und ihre Verwandtschaft untereinander nicht durch enge Verknüpfung nachgewiesen, die Verhältnisse der handelnden Personen nichts weniger als genau bestimmt, die geheimen Räder und Federn gänzlich übersehen, jede nicht reinpolitische Fuge unbetastet, jede nicht laut erklingende Saite unberührt gelassen. Ein Maler ist hier der Dichter; zwölf Bilder aus der Revolution stellt er in der Ordnung der Zeitfolge, wie in einem Salon uns vor; jedes Capitel ist ein vereinzeltes Gemälde, das nur in leichter Beziehung zu dem vorigen, nur in schwacher Verbindung mit dem folgenden steht, und Einleitungen und Noten müssen, den losen Zusammenhang zur festeren Kette bildend, dem Verständnisse nachhelfen. Fehlt nun auch das dramatische Band des Ganzen, so sind doch die einzelnen Gemälde voll Mark und Gluth, voll Wahrheit und Bewegung. Neunundachtzig flammt, Dreiundneunzig kocht hier; die ganze fruchtbare Zeit steht vor uns, athmet, spricht und regt sich; wir hören ihren Zorn und wir sehen das Getümmel der Versammlungen, das Handgemenge der Parteien und alle Zuckungen ihrer Wuth, doch auch, wenn gleich in minder reinem Abglanz, die Größe und Würde der Epoche; die Erhabenheit des Gräßlichen glückt dem Dichter mehr, als ruhigere Tragik, und er malt das rauchende Messer der Septembertage besser, als die ernste Grazie der sterbenden Gironde; der Geruch der Schlachtbank liegt auf den Bildern; doch auch etwas von dem berauschenden Dufte, den das Gewitter aus allen Blumen zieht, schwebt über ihnen, es ist eine Mischung von Horace Vernet und de la Croix, von des einen Feuer und des andern Farbe. In politischer Haft, kurz vor Barthelemy's Bekehrung geschrieben, trägt das Gedicht alle Spuren empörter Stimmung und demokratischer Wildheit; es ist als hätte der

Brand vor dem Erlöschen noch einmal in recht heller Flamme zuſchlagen wollen. Das alte Frankreich wird ſummariſch verdammt, und alles Blut der Revolution als eine Sühnung jahrhundertjährigen Unrechts ausgegeben, in der Rohheit des Volkes und ſeiner Führer, nur das rauhe Kleid der Thatkraft geſehen, jeder Schandthat, jeder Ausſchweifung ein Zeugniß ihrer Nothwendigkeit ausgeſtellt, kurz die Revolution vor dem Richterſtuhle Poeſie war von allen Anklagen freigeſprochen. Faſt gleichzeitig mit den zwölf Tagen entſtand als periodiſches Blatt in gebundener Rede die bekannte Nemeſis. Wir ſehen hier ein neues Curioſum der Zeit, den politiſchen Improviſator in Verſen. Das Thema gibt die Laune, die Aufwallung des Tags, der Hörſaal iſt ganz Frankreich, und ein Stück von dem anderen Europa dazu. Den politiſchen Improviſator in Proſa ſtellte der Journaliſt ſchon vor, Barthelemy's Neuerung war nur der Gebrauch des Reims. Barthelemy iſt ein Centaur, mit ſeinem Pegaſus zuſammengewachſen; was er ſagt, wird, wie bei Ovid, zum Vers. Er will die Richter von ſeiner Unſchuld überzeugen, und ein wohllautendes Gedicht ſtrömt von ſeinen Lippen; er ſucht ſich vor der öffentlichen Meinung, von dem Vorwurfe des Verrathes rein zu waſchen, und der Alexandriner trägt ſeine Apologie. Ein Wunder iſt es, daß er ſeine Noten und Vorreden nicht gereimt.

Die Nemeſis verräth die Haſt, wie Hokrates' Reden die Lampe, denn Alles trägt das Mal ſeiner Geburt. Doch nicht in weitſchweifiger Mattigkeit, nicht auch in grober Vernachläſſigung des Styls, ſondern in dem nichtigen Pathos, in der hohlen Rhetorik, die das Gepräge dieſer Satyren iſt, äußert ſich die Eile ihrer Abfaſſung. Das Ding hat Fleiſch und Muskeln, aber kein Herz und keine Seele. Es iſt der lebhafte Strom einer kühlen Luft, nicht ſtark genug, um zu entwurzeln, nicht ſanft genug, um einfach zu erfriſchen; kurz es iſt ein Artikel heftiger Oppoſition, durch die Bilder einer dichteriſchen Sprache noch blendender geworden. Der Stegreif macht übrigens faſt die ganze Literatur der Gegenwart; die Idee eines Romans ſteigt aus der Champagnerflaſche, wie leichter Duft in den Kopf des Novelliſten, und morgen fällt ſie in Feuilletons ſchon wieder herab; eine neue Entdeckung, ein neues Factum tritt ans Licht, und eh' man ſich's verſieht, iſt ein Vaudeville darauf gewachſen; eine wichtige Frage taucht am Horizont auf, und, kaum bemerkt, hat ſie ſchon bändereiche Abhandlungen veranlaßt. Beinahe alle Autoren folgen hierin dem Beiſpiele Barthelemy's, und der aufrichtigſte Ausdruck dieſer fliegenden Geſchäftigkeit iſt der Verfaſſer der Vilelliade. So nämlich heißt die Schrift, durch welche die Firma Barthelmy und Mery zuerſt bekannt wurde. Arm, mit einigen Studien und etwas Muth nur verſehen, kamen ſie aus ihrem Süden nach Paris, wurden, wie andere, von den Lockungen der Hauptſtadt angezogen, aber ohne Mittel zum Stillen ihrer Wünſche, waren ſie in jenem Falle, der das liebe Schlaraffenland der Seine zur traurigen Einöde umzuwandeln im Stande iſt. Wie ein großer Theil der Jugend ihres Standes machten ſie Verſe, und wie's bei jungen Gefährten, die ſich zugethan ſind, häufig geſchieht, machten ſie in Gemeinſchaft. Da der Taumel der jungen Freiheit (es war während des heißeſten Kampfes gegen die Reſtauration) auch unſern Freund ergreift, fielen die Verſe ins Gebiet der Politik, und liberal, und da die Leute zufällig Talent hatten, ſehr glücklich aus. Sie glaubten das Manuſcript der Veröffentlichung würdig, und mit dem Gewinn daraus ihre Tantalusqual endigen zu können, trugen es einem Buchhändler zum Verkauf an, der aber, ohne Vertrauen auf noch unerprobte Kräfte, macht ihnen ein Gebot zu abſchreckend gering, um ſich annehmen zu laſſen, ähnliche Verſuche der jungen Leute ſcheitern, ſie faſſen daher den Entſchluß, das Werkchen auf eigene Koſten herauszugeben, bringen mit Mühe die nöthige Summe auf, allein ſehen ſich, kaum iſt das kleine Buch erſchienen, reich, und in die Bahn geworfen, die ſie ſeitdem durchlaufen. Was nun eben vorging und Glück machte, den Haß oder die Liebe, die gerade in Mode kam, nahmen ſie als poetiſche Aufgabe, feierten den Kaiſer, und beſangen ſeinen Sohn, brandmarkten Peyronnet und begrüßten die Juliustage. Später löste ſich ihre Geſellſchaft, jeder ging ſeinen Weg, Mery legte ſich auf Romane, Reiſebeſchreibungen und Schauſpiele, Barthelemy verharrte noch eine Zeit lang in der Politik, bis er endlich in dem Palaſt der Könige bei der poetiſchen Begehung hoher Namensfeſte und einer friedlichen Ueberſetzung Virgils ſich ausruhte. Und die Lücke, die aus ſeinem Verrath entſtand, auszufüllen, gründete ein Hr. Deſtaigny aus Caen die unbeſtechliche Nemeſis, worin er über Staat und Geſellſchaft auf das unmenſchlichſte herfällt, die Sitten von Paris mit ſittlicher Berſerkerwuth zerfleiſcht, Prieſter und Laien ohne Unterſchied in die Acht erklärt, und namentlich gegen den Cultus des Goldes vernichtende Predigten hält. Deſtaigny hat Barthelemy's Heftigkeit ohne deſſen Geſchmack; jede Wendung wird bei ihm zur Hyperbel, und aller Schwung zu Schwulſt. Die unbeſtechliche Nemeſis iſt eine Nachahmung, und hat als ſolche die vergrößerten Fehler, nicht die Vorzüge des Vorbilds. Pommiers Buch des Bluts, zum Theil eine Diatribe gegen die Republik und die Erinnerungen der Revolution, hat einzelne Züge der Kraft und Tiefe, iſt aber allen Sinnes für das Schickliche beraubt. Die abenteuerlichſten Worte kreuzen ſich bei ihm mit den gewagteſten Figuren, die Kühnheit da, wo richtiges Gefühl ſie leitet und begränzt, das Zeugniß eines reinen, ſeiner Kraft bewußten Geiſtes wird in Pommiers Dichtungen zur tollkühnen Furie, die Muſe wird zur Mänade, und der Geiſt des Dichters gibt ſich ihrer Tyrannei als blinder Sklave hin. Die Satyren von Berthaud und die Lieder von Altaroche entnehmen ihre Bedeutung nicht ihrem dichteriſchem Gehalte, der ziemlich gering iſt, ſondern dem politiſchen und ſocialen Element, in dem ſie ſich bewegen. Sie wurden daher auch nur ſehr wenig bemerkt, und man nahm höchſtens Anlaß, die Tugend, die ſich in den Verſen des Erſteren aufthut, mit ſeinem eigenen Leben in Contraſt zu bringen, und die liberale Preſſe brachte den Chanſons des letzteren, das auch demokratiſche Novellen von ſehr proſaiſcher Natur ſchrieb, den Tribut collegialer Freundſchaft dar. Von größerem Belange durch Aechtheit der Empfindung und eine gewiſſe Erhebung des Tones ſich empfehlend, doch bei weitem noch keine Meiſterwerke, noch lange keine Erſcheinungen, die eine ganze Nation begeiſtern, ſind die bisher gehörigen Gedichte von dem armen Hegeſippe Moreau,

der im Spitale und in Entblößung ſtarb, ein Umſtand, woraus Felix Pyat, der Herausgeber ſeines Nachlaſſes, dem Publicum und der Regierung ein ſchweres Verbrechen machte.

Man ſollte, ſagte er, den Mann in ſeiner Dunkelheit aufſuchen, und ans Licht ziehen, denn Hegeſippe Moreau ſey einer der großen Geiſter geweſen, welchen die Nichtigkeit der Gegenwart die Gelegenheit der Entfaltung verſage. Uns, wir geſtehen es offen, war es nie recht möglich, an die geheime Kraft ſolch' unbekannter Genies, von denen ſeit einem Decennium ganz entſetzlich viel gefabelt wird, zu glauben. Wir denken, ein außerordentlicher Menſch weiß ſich immer geltend zu machen, und die Kunſt, ſich ſelbſt unter den ſchwierigſten Verhältniſſen hervor zu thun, war ſtets eine Seite ſeltener Talente. Wer von der Natur ſo ſehr begabt iſt, daß die Nichtbenützung ſeiner Anlagen ein tief ſchmerzlicher, weithin fühlbarer Verluſt für die Menſchheit wäre, hat ein ſo großes Vertrauen in ſich ſelbſt, daß nichts ihn abſchreckt, und mit der Beharrlichkeit eines unbeugſamen Willens bricht er, wie der Bergſtrom ſich durch Felſen ſeinen Weg. Leute von Genie verſtehen die Forderungen ihres Gewiſſens auf eine wunderbare Weiſe mit den Zuſtänden, die ſie vorfinden, in Einklang zu bringen, und hatten von jeher, die Geſchichte bezeugt es, einen natürlichen Trieb, das Praktiſche der Dinge zu erheitern. Nie erklärte einer von ihnen, die Welt enthalte nichts, was nicht zu ihrem Berufe ſtimme, und ſchon das ſinnige Gleichniß des göttlichen Lehrers ſpricht es aus. Wer fünf Talente hat, vergräbt ſie nicht. Nein, die unbekannten Genies ſind ein mythiſches Geſchlecht, der Traum einiger gutmüthigen Weiſen, die Erfindung jener allen endlich, die viel anſprechen, und wenig vermögen.

Einen Katalog aller politiſchen Verſe, welche das neue Frankreich hervorgebracht, aufzuſetzen, wäre unnütze, undankbare Mühe. Sie traten in allen Formen, als Ode und Chanſon, als Epos und Fabel, in Rahmen des Drama's und der Didaktik auf, wurden aber, mochten ſie die Jakobinermütze tragen, Thron und Altar als Legitimiſten zur Parole haben, oder dem Juſtemilie gewidmet ſeyn, von der Mehrzahl nicht beachtet. Nur wenige Namen erwarben ſich in dieſer Sphäre eine nachhaltige Anerkennung. Die politiſche Poeſie iſt übrigens in dieſer Beziehung nicht ſchlechter daran, als die anderen Künſte. Mit welch' trübem Auge man jedoch die heutige Geſellſchaft anſehe, mit welch' verſtimmtem Geiſte man ſie richte, ſie iſt nicht ſo ſchlecht, beſonders nicht ſo häßlich, als ſie Barbier darſtellt. Paris mit ſeinen Paläſten und Kuppeln, ſeinen Gärten und Spaziergängen, mit der Eleganz und dem Treiben ſeiner Frauen, mit ſeiner Kunſt und ſeinem Geiſte, mit der oft ſo freundlichen, ſo traulichen Sonne ſeines Tags, und dem entzückenden Farbengewinde ſeines Abendhimmels, Paris, wo allerdings Laſter findet, wer ſie ſucht, doch auch Herzlichkeit entdeckt, wer ſie belauſcht, Paris, wo die Webſtühle der Wiſſenſchaft nie ſtille ſtehen, und die Wohlfahrt der Menſchheit unabläſſig erörtert wird, dieß Paris iſt doch nicht der Höllenkeſſel, nicht der Sumpf und Tempel der Gemeinheit, als den es Barbier darſtellt. Man erkennt ſein Paris in dieſen Jamben nicht mehr, und die Härte des Urtheils, das der ſtrafende Dichter fällt, wird durch die Uebertriebenheit ſeiner Angaben geſchwächt und halb ſchon aufgehoben. Wo ihn aber der Dämon der Verwünſchung nicht völlig bemeiſtert, wo ihn die Empörung ſeines Innern nicht über alle Gränzen der Wahrheit hinauszieht, gibt er Beweiſe ſeiner Genialität, ſeine Bilder ſind dann ſo neu als glänzend, ſo kühn als treffend, und ſeine Begeiſterung hat Momente von überraſchender Größe. Bald trägt er das Verbrechen oder die Verworfenheit, die er angreift, mit hinauf zu den Höhen ſeiner Lyrik, wie der Geyer das Gewürm, bewegt die Schwingen mit einer Art von Majeſtät und elaſtiſcher Gewandtheit, und läßt dann ſeine Beute wieder in den Schlamm, aus dem er ſie gezogen, niederfallen; bald gleicht er einem wildgewordenen Matroſen, der mit einem Stück Kabeltau die gekaufte Buhlerin züchtigt, bald auch beſchleicht ihn bei dem Anblick von ſo viel Entartung und Fäulniß ein ſanfter, weil tiefer gehender Schmerz; er verſucht einige weichere Accorde auf der Harfe der Erynnien, und ſchon verräth ſich der Dichter des Pianto.

(Schluß folgt.)

Schwediſches Volkslied.

Wenn der Lenz erwacht
Und in Blüthenpracht
Anger, Feld und Haide ſtehen,
Wenn im grünen Wald
Süßer Sang erſchallt
Und die linden Lüfte wehen,
Schlingen in dem mitternächt'gen Mondenſchein
Elfen ihren Ringel-Ringel-Ringelreihn.
Wenn der Lenz erwacht
Und in Blüthenpracht
Anger, Feld und Haine ſtehen.

Wenn der Lenz erwacht
Und wenn Liebesmacht
Dich gefeſſelt hält mit Leide,
Wandle nicht allein
In dem Mondenſchein
Durch die grüne grüne Haide.
Lauſcheſt du dem Elfen-Ringelringelreihn,
Zieht's in ſeine Schlingen zauberiſch dich hinein.
Wenn der Lenz erwacht
Und wenn Liebesmacht
Dich gefeſſelt hält mit Leide.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 März 1840.

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

Aus dem Englischen übersetzt von K. Jürgens.

Leipzig. Weber. 2 Theile. 1838.

Diese Mittheilungen sind, in den früher erschienenen Bänden, mit großem Beifall in England sowohl als in Deutschland aufgenommen worden, und gewiß, dieser Beifall ist kein unverdienter. Als Verfasser hat sich nun Samuel Warren genannt, von dem wir nicht wissen, ob er selbst ausübender Arzt, oder doch Mediciner ist, oder ob er vielleicht das ins ärztliche Gebiet Einschlagende von Männern vom Fach sich hat an die Hand geben lassen; jedenfalls zeigt er solche Kenntnisse und ist in seinen Schilderungen so naturgetreu, daß anfangs Viele glaubten, ächte Memoiren, wirkliche Erfahrungen eines Arztes zu lesen, und der Verfasser hat diese Illusion noch verstärkt dadurch, daß er als Einleitung die Erzählung seiner eigenen Schicksale als Arzt, wie er zuerst mit Mangel, Noth, Schulden und Verzweiflung gerungen habe, dann aber durch einen glücklichen Zufall plötzlich bekannt, gesucht und wohlhabend geworden sey, voranschickte. Auch noch in diesen neuesten Mittheilungen behauptet der Verfasser, er habe den Kern der Facta, die er erzählt, nicht erfunden, sondern wirkliche Vorfälle, nur mit Veränderung der Namen der Personen und einiger Verhüllung, bearbeitet. Man kann dahingestellt seyn lassen, ob diese Behauptung vielleicht auch nur zur Form gehöre; es genügt, daß die erzählten Fälle ganz wohl denkbar sind und daß die Schilderung einen Geist verräth, welcher aus der Erforschung, Linderung und Heilung wirklicher Leiden ein wahres Studium gemacht hat.

Das Buch hat, obgleich es viele literarische Vorzüge besitzt, doch eigentlich nicht sowohl einen ästhetisch-literarischen, als vielmehr einen moralisch-socialen Werth. Die meisten Erzählungen der frühern Bände, und in den neuesten alle, nehmen ein trauriges, zum Theil sogar ein entsetzliches Ende, und der müßte arg abgestumpfte Nerven haben, der dergleichen bloß zu seiner Unterhaltung als eine pikante Lecture sich wählte. Freilich gibt es Gemüther, welchen die Schilderung, die genaue Ausmalung von körperlichen und psychischen Schmerzen und Leiden an sich schon einen gewissen Genuß zu gewähren scheint, sey es nun, daß dieß eine Art von intellectuell-passiver Grausamkeit ist, oder daß das Wort des Lukrez an ihnen eine Bestätigung findet: es sey angenehm, vom sichern Hafen aus sturmgepeitschte Schiffe zu sehen; aber gewiß würden gutgeartete Gemüther sich mit Widerwillen von solchen Erzählungen voll Jammers und Ekels abwenden, wenn sie nicht darin eine sittliche Belehrung, eine Bestätigung des großen Gesetzes fänden, daß die Schuld, sey es die von Einzelnen oder von einer Mehrheit, einer Gesellschaft, einem Volk, sich auf die eine oder andre Weise straft, und die Unschuld selbst häufig mit in ihr Verderben hineinzieht. Hiemit glauben wir die leitende Idee des Verfassers ausgesprochen zu haben; und in Beziehung auf den letzten Satz muß als nothwendige Ergänzung auch das angedeutet werden, daß der Verfasser da, wo durch die, auch auf die Unschuldigen ausgedehnten Folgen der Schuld, der Verkehrtheit, des Lasters, seine Gemälde eine allzudüstre Färbung bekämen, den Trost und die Hoffnung der Religion eintreten läßt, welche die irdische Nacht erhellt, das auf Erden nicht mehr gut zu Machende im Glauben versöhnt. Den Einzelnen, wie der Gesellschaft, hält der Verfasser einen warnenden und strafenden Spiegel vor, und zeigt die, wenn auch nicht in jedem einzelnen Fall, doch sehr häufig eintretenden Folgen von unregelmäßigen, verkehrten und lasterhaften Gewohnheiten und Neigungen: die Folgen von dem Ehrgeiz des hochgestellten Staatsmanns, wie von der ausschweifenden Lebensweise des gemeinen Lüstlings, die traurig und schrecklich endende Thorheit der Putzsucht und das grauenvolle Ende des Säufers. In andern Fällen aber, wo man nicht sogleich eine Verschuldung zu entdecken vermag, fällt doch eine Schuld entweder auf die Angehörigen, auf die Eltern und Erzieher zurück, oder trifft sie die mangelhaften, fehlerhaften Institutionen der Gesellschaft, ihre Vorurtheile, ihren Mangel an Gemeingeist, an Liebe, ihre thörichten Con-

venienzen, ihre kalte Gleichgültigkeit. Vielleicht iſt die Hoffnung nicht übertrieben, daß in dem Land, wo die Seeromane Capitän Marryats die Abſtellung mancher Mißbräuche im Seeweſen zur Folge gehabt haben ſollen, auch dieß Buch ein Antrieb werden könne, um manche Einrichtungen zu verbeſſern, wenn auch nicht gerade zu erwarten ſeyn mag, daß auf die Lecture desſelben hin viele Individuen ihre ſchädlichen und ſchlechten Gewohnheiten ablegen, die Wüſtlinge zur Fahne der Tugend ſchwören und die Schlemmer und Schwelger ſich den tea-totallers anſchließen werden.

(Fortſetzung folgt.)

Deerbrook.

(Schluß.)

Bald darauf ward ein helles Licht ſichtbar zwiſchen den Lucken der Läden, und ein fürchterliches Geſchrei erhob ſich draußen. Das Freudenfeuer war angezündet. Eſter und Margaret eilten zu den obern Fenſtern, um es zu ſehen, und als die Angriffe auf die Läden aufgehört zu haben ſchienen, geſellte ſich Enderby zu ihnen. Wenige von den Geſichtern in dem Volkshaufen waren ſelbſt Charles bekannt, deſſen Geſchäft doch, nach ſeiner eigenen Meinung, war: Jedermann zu kennen. Mr. Tucker ſah offenbar nur von ferne zu. Mrs. Plumſtead war auf dem Platz geweſen, war aber wieder weggegangen — erſchreckt und zur Ruhe bewogen durch das Feuer, in welches die Frevler gedroht hatten ſie zu werfen, wenn ſie ſie in ihrem Beginnen ſtörte. Sie hatte erklärt, ſie lache dazu, in den Bach getaucht zu werden; aber der Gefahr, im Feuer geröſtet zu werden, war nicht zu trotzen; und ſo wurde in dieſer Nacht von ihr nichts mehr gehört. Drei oder vier von den Beſuchern des Wirthshauſes waren an Ort und Stelle; aber obgleich ſie mit Hand anlegten, friſche Brennmaterialien ins Feuer zu werfen, nahmen ſie doch nicht einmal die Pfeifen aus dem Munde und ſchienen nicht zu den Hauptanſtiftern des Frevels zu gehören. Die gelbliche Flamme beleuchtete ein hundert Geſichter, im Zorn verzogen oder grinſend vor Luſtigkeit, aber alle waren fremd — fremd und ſeltſam wie die Vorfälle dieſes Tages. Etwas zurückgezogen vom flackernden Feuer ſtand eine Geſtalt, ſichtbar werdend nur wenn die Flamme, nach erhaltner friſcher Nahrung, neu aufloderte — Sir William Hunter zu Pferd, mit ſeinem unbeweglichen Reitknecht hinter ihm. Wie lang er hier war, wußte Niemand im Hauſe zu ſagen; ebenſo wenig ob er irgend einen Verſuch gemacht hatte, Ruhe und Frieden herzuſtellen. Er ſaß auf ſeinem Pferde da, als ſchaute er nur zu ſeiner Ergötzung zu, und als hätte er ganz vergeſſen, daß er von Amtswegen etwas mit dem Auftritt zu thun habe.

Es war kein Wunder, daß Mr. Levitt noch nicht da war. Wenn er bis Tagesanbruch eintraf, ſo war das alles, was man von ihm erwarten konnte. Aber wo blieben Mr. Grey und Sydney? Wo blieb Mr. Rowland? Wie einige andere Nachbarn von Mr. Hope, welche ihm bei einer ſolchen Gelegenheit hätten zu Hülfe kommen ſollen, wurden dieſe Herren zu Hauſe zurückgehalten durch die in ihren Familien entſtandene Aufregung. Sydney Grey wurde von ſeiner zärtlichen Mutter ſo ſorgfältig eingeſperrt wie Mr. Hope's Gefangner; alle Verſuche des Knaben, die Thüre zu erbrechen, hatten nur die Folge, daß er ſo viele Beulen und Schrammen davon trug, wie wenn er in die Hände des Pöbels gefallen wäre. Sein Vater ward zurückgehalten durch die Angſt ſeiner Frau, die Krämpfe Sophiens und die Thränen und das Schluchzen der Zwillinge, welches Alles ſeinen Anfang nahm, ſobald man mit Gewißheit wußte, daß der erſte Stein geworfen worden war, und keineswegs nachließ beim Anblick des Widerſcheins der Flammen am Himmel. Mr. Grey fand es ganz und gar unmöglich, ſeine Familie zu verlaſſen, wie er nachher ſagte. Er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß er ſein Möglichſtes gethan, indem er ſeine Leute geſchickt. Gerade dasſelbe ſagte auch ſein Aſſocié. Der hatte auch ſein Möglichſtes gethan, indem er ſeine Leute ſchickte. Er hätte auch unmöglich ſeine Familie verlaſſen können. Bei anbrechender Abenddämmerung, als die erſten Steine zu fliegen anfingen, war der Wagen, den man, unter das Klirren der Scheiben hinein vorbeirollen hörte, bepackt mit Mrs. Rowland, ihren Kindern und noch Jemand. Man kann ſich leicht denken, daß es Mr. Rowland unmöglich war, ſeine Familie zu verlaſſen, um den Leuten im Eckhauſe zu Hülfe zu eilen.

Ein neues Geſchrei verkündigte bald einen neuen Anſchlag. Eine Art von Proceſſion ſah man die Straße herauf ziehen, und einige Noten roher Muſik wurden gehört. Eine Bande brachte ein Conterfei von Mr. Hope herbei, das man auf dem Holzſtoß verbrennen wollte. Da war das gräuliche Weſen, häßlich genug im Licht des Feuers — mit dem Strick um den Hals, ein Meſſer in der rechten Hand, und einer Flaſche, einer wirklichen Flaſche aus Mr. Hope's eignem Laboratorium, in der Linken.

„Das iſt zu arg, das iſt nicht zu ertragen!“ ſchrie Enderby, während Hope, der auch herbeigekommen war, um zu ſehen, wornach die Uebrigen hinausſchauten, herzlich über dieſe Abbildung ſeiner Perſon lachte. — „Das iſt nicht zu dulden. Morris, ſchnell! Hole mir ein halb Dutzend Kerzen.“ — „Kerzen, Sir?“ — „Ja, Kerzen, ich will dieſen Pöbel in die Flucht jagen. Ich wollte es wäre mir früher eingefallen.“ — „O Philipp!“ ſagte Margaret fürchtend. „Fürchte nichts, Margaret. Ich will etwas außerordentlich Ungefährliches thun, wie du ſehen wirſt.“ —

Er ließ Niemand mit ſich gehen als Charles und Morris. Es dauerte einige Minuten, ohne daß man eine Wirkung ſeines Weggehens wahrnahm; endlich aber, eben als das Bild gehörig verhöhnt worden war und eben in das Feuer geworfen werden ſollte, und Eſter ihren Gatten gebeten hatte, nicht mehr darüber zu lachen, hörte man unter dem Haufen ein Geſchrei der Angſt und des Entſetzens, und das Volk ſtäubte in allen Richtungen auseinander. Die Frauen wagten, ſich zum Fenſter hinaus zu lehnen, um zu ſehen, was der Grund dieſes Lärmens und Schreiens ſey. Im Augenblick hatten ſie Alles begriffen. Mr. Enderby hatte ſich des Skeletts bemächtigt, das in dem Mahagonikaſten im Vorzimmer hing, hatte es hinter den Augen und Rippen emporgehoben und trug es hoch vor ſich her,

indem er um die Ecke herumbog und ſo dem Conterfei gegenüber trat. Das Geſpenſt rückte langſam vor, während das Volk floh. Es ſtand gerade Sir William Hunter gegenüber, der jetzt erſt Luſt zu einer Ortsveränderung zu verſpüren ſchien. Er that dieß mit ſo viel Langſamkeit und Würde, als nur mit der Dringlichkeit der Umſtände vereinbar war und drängte ſein Pferd mehr und mehr in den Schatten. Als er aber ſah, daß das Geſpenſt immer und immer auf ihn zurückte, da lag etwas Klägliches in dem Ton, womit er ausrief: „Ich bin Sir William Hunter! Ich bin — ich bin Sir William Hunter.“ Das Geſpenſt achtete ſelbſt auf dieſe Kunde nicht; dem Baronet blieb nichts übrig, als davonzugaloppiren — ſein Reitknecht dießmal vor ihm her. Als ſie aus dem Geſicht waren, kehrte ſich das Geſpenſt raſch um und ſtieß auf Dr. Levitt, der jetzt ankam, gerade als alle Uebrigen abzogen. Er fuhr zurück, wie man ſich denken kann, ſchalt zornig den müßigen Knaben, den er hinter dem Gerippe vermuthete und lachte herzlich, als er erfuhr, wer der Acteur ſey und was der Zweck des Spaßes. Er trat in Hope's Haus, um die einzelnen Umſtände des Frevels zu erfahren und den Gefangenen in einen andern Gewahrſam zu ſchicken; ſeine Ideen aber waren allzuſehr verſtört, als daß er für heute Nacht an ſeiner Rede weiter ſchreiben konnte. Charles hatte ſchon das Conterfei erbeutet und es im Vorſaal aufgeſtellt; noch einige Waſſergüſſe löſchten das Feuer auf der Straße, und binnen einer Viertelſtunde ſchien die Nachbarſchaft ſo ruhig wie gewöhnlich.“ — —

Verhältniß der neuern franzöſiſchen Poeſie zum öffentlichen Geiſt und Leben der Nation.

(Schluß.)

Ich weiß nicht, aber es kömmt mir vor, es ſey dieß mehr als perſönliches Gefühl, daß von allen Regungen, welche die ewige Bildnerin Natur und ihre liebliche Tochter, die Kunſt, zu erwecken im Stande ſind, die Wehmuth der menſchlichen Seele am innigſten zuſage. Der Menſch hat unendlich mehr Urſachen des Ernſtes, ja des traurigen Ernſtes, als der Heiterkeit. Die Ungewißheit über ſeine Zukunft, das Elend, das uns alle umgibt, und ſelbſt dem Kurzſichtigſten auffallen muß, die Gewißheit des Verluſtes, und die Möglichkeit, daß Alles im nächſten Augenblicke zu Ende iſt — dieſe Thatſachen müſſen in der Wagſchale unſeres Gemüths mehr wiegen als der Beſitz des höchſten Glückes, als die Wohlthat des köſtlichſten Genuſſes; wer ſich daher in dem Taumel der Welt nicht ganz berauſcht, muß der ernſten Stunden mehr als der heitern haben, und die Sprache, dieſe feine Kennerin des Herzens, nennt darum die Freude eine Zerſtreuung. Die Wehmuth aber bringt Süßigkeit in das Herbe der Betrachtung, und iſt ein gemilderter Ausdruck wirklichen Leides; ſie hat etwas von jener Ermattung, die auf die Krankheit folgt, uns noch feſſelt, und noch lähmt, aber zugleich das Behagen der gelinderten Qual einflößt. Der Schmerz iſt der männliche, die Wehmuth der weibliche Gott. — Wie die Trauer, ſo mäßigt dieſe ſanfte Vermittlerin auch die Freude; ſie iſt dann gleichſam das Vergnügen, das in ſich ſelbſt die Sonde wirft, und die Wogen ſeines Laufes zählt. Sie iſt bei den wenigſten Menſchen ein regelmäßiger fortlaufender Zuſtand, allein ſie lebt bei der leichteſten Berührung auf; die verſchiedenſten Begegniſſe und Zufälle heben ſie aus ihrem leichten Schlummer, denn ſie liegt auf der Gränze aller Gefühle, am liebſten aber beginnt ſie das gedankenvolle Spiel, wenn die Seele, müde von dem Tumult des Lebens, in ihre einſame Grotte zurückkehrt. Sie iſt keine moderne Erfindung, die antike Welt kannte ſie, wie wir, ſie klingt ſchon in den Geſängen eines Mimnermus wieder, und war bei dem Thränenlächeln Hectors ſchon geboren; ſie ſchwebt, von Sophokles' Genius getragen, über dem Haine von Kolonos und verirrt ſich zuweilen ſogar in die freundlichen Hütten des guten Horaz. Nur unſer Schaugepränge mit eignem Schmerze, oder dem erlognen Scheinbilde eignen Schmerzes war den Alten unbekannt, und frei, wie ſie, von der Sucht, mit perſönlichem Jammer zu prunken, beſitzt in unſeren Tagen Beranger, wie Wenige, jene glückliche Melancholie, die ſchon in Rom und Hellas heimiſch, als verborgne Ader hier, ſichtbarer dort, durch faſt alle ſeine Lieder geht. Auch Barbiers Pianto iſt unter dem Stern der Wehmuth, der zugleich der Stern der Liebe iſt, geboren. Das Bild der erblichenen Glorie Italiens ſtimmt den Dichter wohl zur Klage, und die Betrachtung der erloſchenen Vorzeit wird bei ihm zur Ahnung einer glänzenden Zukunft; die Auferſtehung Julia's in der Tragödie, nur mit beſſerem Ausgang, ſchwebt ihm als das künftige Loos des ſchönen Landes vor. Auch der Segen und die Herrlichkeit des Klima's ſcheint den Unmuth der Verſe zu beſchwichtigen, und ſelbſt auf dem Schutt der Ruine läßt ſich ſeine Muſe von dem Dufte der blühenden Orange und dem ſeligen Odem der ſüdlichen Lüfte umgaukeln. Seitdem wandelte Hrn. Barbier die unglückliche Luſt an, zu den Lorbeern Juvenals zurückzukehren, er wollte England, wie früher Frankreich, geißeln, und ſchrieb ſeinen Lazare, allein die Hand war unterdeſſen in den Umarmungen des wollüſtigen Italiens lahm geworden, und die Hiebe fielen ungemein matt aus. Nicht die Ideen ſind es, in denen der Dichter rückſchritt, ſein Geiſt zeigt noch denſelben Reichthum, noch dieſelbe Tiefe, aber die Spannkraft des poetiſchen Vermögens, zum Behufe der Satyre wenigſtens, erſchlafft; nicht für immer erſchöpft jedoch, nur ermüdet ſcheint Barbier, und es läßt ſich hoffen, daß durch ſpätere glücklichere Arbeiten ſein Lazare nur zu einer mißlungenen Epiſode ſeines Dichterlebens werde. Unſere Zeit verdient überhaupt die Juvenaliſche Galle nicht, ihre Gebrechen ſind im Allgemeinen nicht ſchreiend genug dazu; ein Spott, wie ihn Horaz und Sheridan geübt, würde dem Grade ihrer Entſittlichung, wie dem Fortſchritte ihrer Bildung wohl mehr entſprechen. Horaz iſt hie und da Beranger für ſie; der Sheridan ihrer politiſchen Narrheiten zu werden, unternahm Eugen Scribe, und ſeine Verſuche in dieſem Fache wurden hinlänglich ermuntert, um in der Zukunft dem ſatyriſchen Staatsdrama feſten Boden zu geben. Scribe's größere Komödien ſind vielleicht das Beſte, was das heutige Theater der Franzoſen hervorgebracht; durch ihren Styl zureichend über das gemeine Vaudeville erhaben, um der Literatur anzugehören, haben ſie das doppelte Verdienſt ei-

ner unterhaltenden Intrigue und einer ſo treffenden Aehnlichkeit in Zeichnung von Perſonen und Zuſtänden, daß ſie dem künftigen Geſchichtſchreiber, wenn als Belege nicht, doch mit Nutzen als Vergleichungspunkte dienen können. Nicht bitterer Hohn, nicht perſönliche Verunglimpfung entſtellt dieſe Luſtſpiele; nur der Kobold boshaften Scherzes treibt in ihrem Bezirke ſeine Spiele mit Thorheiten und Thoren, mit Betrugen und Betrügern. So treu die Porträts ſind, ſo ziehen ſie nicht bloß durch ihre Treue, ſondern auch durch den allgemeinen Charakter ihrer Züge an. Bertraud und Raton iſt eine verſchleierte Anſpielung auf gewiſſe Verhältniſſe, die minder Unterrichteten entgehen kann, allein die Fopperei, die der Grund des Ganzen iſt, wird von jedem, der ſich nur ein wenig in Welt und Geſchichte umgeſehen, begriffen werden. Wer das Labyrinth des Pariſer Lebens genauer durchforſcht hat, wird in der Cameraderie eine Menge von Abenteuern und geheimen Fäden wieder finden, die der Fremde kaum bemerken wird, allein die Narrheiten und Verwirrungen, die hier großer und kleiner Ehrgeiz verurſacht, haben ſich zu allen Zeiten und aller Orten wiederholt. Scribe hat ein bißchen alle Parteien gerupft, und alle haben es ihm verziehen, nur die äußerſte Linke nahm es ihm übel, daß er ihre „großmüthigen Ideen," ſo gut, wie andere Humbugs, aufgezogen, und namentlich in ſeiner letzten Komödie die Manie der Unabhängigkeit lächerlich gemacht habe. Scribe meint, wie Solon vor dem Tode Niemand glücklich, ſo wolle er auch vor der letzten Stunde Niemand unabhängig preiſen, und das legen ihm die Unbeſtechlichen des National und anderer ſpartaniſchen Blätter als Majeſtätsverbrechen an Edelſinn und Armuth aus. Schon geht die Gattung, die Scribe geſchaffen, in andere Hände über; Theodor Murets „Frauenrechte," Camille Bernards „ein Mittagseſſen bei Barras" und das „Kirchthurmrennen" von Anvers folgen als artige, in hübſchen Reimen verfaßte Kleinigkeiten dem Luſtſpiele Scribe's, wie die Jungen der Henne nach, der platten „Schwüre" Vincents, der „Popularität" von Delavigne, die ſchwerfällig, ernſthaft, einer Streitſchrift ähnlicher als einer Komödie, nicht in die epikuräiſche Schule Scribe's gehört, des politiſchen Menſchenhaſſers von Querelle, der nie die Bühne betrat, und der Form und Geiſt nach ganz verſchiedenen Studien Eugène Sue's in dieſer Sphäre nicht zu gedenken. Viel Erwartung erregte das angekündigte Luſtſpiel von Mad. Emile de Girardin „die Schule der Journaliſten." Gefällige Reinheit der Sprache, gelinde Wärme der Empfindung, leiſer Anflug von Schwärmerei in ihren Elegien, Feinheit der Beobachtung in einzelnen Stellen ihrer Romane und Werke, Schilderung der Hohlheit und des überfirnißten Elends, woran die Geſellſchaft leidet, in dem größeren Gedichte Napoline, andrerſeits Mangel an Phantaſie und Eigenſchaften höherer Ordnung in all ihren Schriften, laſſen auf ein Werk, in dem Anmuth, Geiſt und leichte aber hübſche Auffaſſung der Verhältniſſe die Abweſenheit des Genie's angenehm und unterhaltend erſetzen, kurz auf ein dramatiſches Feuilleton von der pikanteſten Art ſchließen. Mag dieſe wohlwollende Annahme nun eine Täuſchung, mag ſie eine richtige Schätzung ſeyn, immer kann das politiſche Luſtſpiel, wenn es auch nie aus dem Kreiſe des Genrebildes heraustritt, für das Theater eine reiche Mine, und mit größerer Wahrſcheinlichkeit eine Quelle europäiſcher Berühmtheit werden, als alle Meiſterwerke des romantiſchen Drama.

* * * S—t.

(Seitdem obiger Artikel geſchrieben worden, iſt das Luſtſpiel der Madame Girardin bekanntlich erſchienen und hat in der Pariſer Preſſe den ungeheuern Lärm verurſacht. Ein Urtheil desſelben Verfaſſers über das Stück findet ſich in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, 1839, Nro. 360.)

An den Unwandelbaren.

Von M. P. James.

Ein Schiff fuhr im Meere, die Segel gebläht,
Mit wallenden Wimpeln, vom Weſtwind umweht;
Der lächelnde Himmel, der ſpiegelnde Pfad,
Verhießen ihm Freude am fernen Geſtad;
Es ſchien, wie es ſchwamm in des Morgenhauchs Hut
Ein leuchtender Punkt in der Ewigkeit Fluth:
Wo iſt jetzt das ſtolze? Zerſchellt an der Klippe!
Und hoch geht die See ob dem morſchen Gerippe.

Es ſtand eine Stadt einſt mit Kronen gekränzt,
Von Zeichen errungener Siege beglänzt,
Der Flug ihrer Banner im ſauſenden Feld
Bedrohte mit Knechtſchaft die zitternde Welt:
Wo iſt jetzt die mächt'ge? Verödet und wild
Blickt hohl ſie hinaus in das dürre Gefild,
Und die Lüftchen, die durch das Gemäuer klagen,
Erzählen von alten vergangenen Tagen.

Ich kannte ein Herz einſt, ſo froh und ſo hell,
Von lächelnder Hoffnung ein ſtrömender Quell,
Und jedes von neuem entſprießende Jahr
Bracht' größere Freuden dem Seligen dar:
Noch ſchwingen die rollenden Jahre ſich um,
Doch wo iſt das Herz jetzt? Gebrochen und ſtumm!
Die Hoffnungen all ſind zu Grabe getragen,
Die vor ihm ſo lockend, ſo lügend einſt lagen.

Ich blicke zum Sternenheer hoch über mir
Und es ſchien mir ein leuchtender Spiegel von dir;
Es dämmt keine Schranke ſein endlos Gebiet,
Es ſtreifet kein Winter den Lenz, der dort blüht,
Und ob auch ein Sturmwind umdüſtert ſein Bild,
Die folgende Stunde hat neu es enthüllt,
Es trägt, was da blühet, Vernichtung im Schooße,
Du Blühender nur biſt der Wandelloſe!

Fr. Notter.

Berichtigung. Nro. 23. S. 97, Sp. 2, Z. 23 v. u. leſe man „Merp" ſt. „Marp."

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27 u. 28.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 März 1840.

Canzone.

Nach Silvio Pellico da Saluzzo.

Wer weckt dem Gefangnen
Die Luft des Gefanges?
Du, Sonne, du Göttin,
Du Quelle des Lichts.

Wie jenfeits der Mauern
Du meines Gewölbes
Mit Liebe berauschest
Die ganze Natur!

O liebliche Bäche
Entquellenden Lichtes,
Geströmt auf die Welten,
Die leben durch dich!

So klein auch der Tropfen,
Den trinket mein Kerker,
Belebt doch auch er sich,
Kein Grab ist er mehr.

Doch ach! warum scheuſst du
Des traurigen Landes
Unglücklicher Gegend
So selten dich nur?

Nah' öfter, seitdem hier
Italische Herzen
Die Tage durchseufzen
In finsterer Haft!

Nicht kennend dein Prangen
Empfindet der Sklave,
Nie mächtig und glühend
Die Sehnsucht nach dir.

Doch wir, von der Wieg' an
Dich liebend, wir müſſen
Dich suchen und sehen
Dich, oder vergehn.

Daß nie an dem fernen,
Italischen Himmel
Ein Schleier von Wolken
Verdüstere dich!

Dem Vater, der Mutter
Von diesem Gefangnen
Entnehme die Trauer
Dein festlicher Strahl!

F. Freiligrath.

George Sand
über das phantastische Drama.

(Goethe's Faust, Byrons Manfred, Mickiewicz's Konrad.)

Die hochbegabte, geistvolle Romandichterin hat sich in neuerer Zeit aufs Drama geworfen, und nicht nur producirend tritt sie in diesem Gebiet auf, sondern auch reflectirend und kritisch. Es wird unsern Lesern interessant seyn, zu vernehmen, wie sie sich über das eigenthümliche Product der neuern Zeit, das phantastisch, oder wie es richtiger, nach ihrem eigenen Zugeständniß, heißen würde: das metaphysische oder philosophische Drama ausspricht, als dessen Hauptrepräsentanten die drei obenstehenden, berühmten Namen von ihr betrachtet werden. Ist auch in den Urtheilen und Ansichten von G. Sand Vieles für uns entweder nicht ganz neu, oder erscheint uns Anderes nicht als begründet und wahr, so werden wir doch statt der Belehrung gern den Ausschluß annehmen, den uns dieser Aufsatz über die Denkweise, die Gesinnung und das ganze geistige Leben und Streben der merkwürdigen, mit Ernst die Wahrheit suchenden, wenn auch häufig überspannten und leidenschaftlichen Frau gibt.

„Diese drei Werke, seltsame und kühne Productionen, Früchte eines Jahrhunderts der philosophischen Forschung, denen nichts

aus vergangenen Zeiten verglichen werden kann, ſind, ich wage es zu behaupten, in Frankreich ſehr wenig gekannt. Fauſt iſt nur von denen begriffen, die man die Ariſtokratie der Intelligenzen nennt; Manfred hat ſelbſt in England nichts zum Ruhme Byrons beigetragen, obgleich ſich vielleicht der prachtvollſte Aufſchwung ſeines Genie's darin beurkundet. Und was den Act aus den Dziady von Adam Mickiewicz betrifft, ſo glaube ich verſichern zu können, daß er unter den Franzoſen nicht hundert Leſer gefunden, und ich weiß recht tüchtige Köpfe, die ihn nicht verſtehen wollten oder nicht konnten.

Iſt Frankreich gleichgültig oder abgeneigt den ernſten Ideen, welche zu dieſen Werken begeiſterten? Gewiß nicht! Gott bewahre mich davor, Deutſchland jene philoſophiſche Superiorität zuzugeſtehen, welche der geringſte unſerer politiſchen Fortſchritte ſo eclatant Lügen ſtraft, denn ich begreife nichts von einer Weisheit, die nicht weiſe, von einer Kraft, die nicht ſtark, einer Freiheit, die nicht frei macht; aber ich beſorge, Frankreich iſt zu claſſiſch, um ſo bald den Grund und Gehalt der Sache zu würdigen, wenn die Form es nicht anmuthet. Als Fauſt erſchien, ſchrie der damals noch herrſchende akademiſche Geiſt laut auf über die Unordnung, die Seltſamkeit, das Unzuſammenhängende und die Dunkelheit dieſes Meiſterwerks; die Akademie hielt noch die Poetik Boileau's feſt, der freilich die Vermiſchung des metaphyſiſchen und des wirklichen Lebens nicht hätte begreifen können, welche die Neuheit und Größe der Form des Fauſt ausmacht.

Vielleicht nur Einem Zeitgenoſſen Goethe's war es gegeben, die Bedeutung und Schönheit dieſer Form zu begreifen, und dieſer Zeitgenoſſe war der größte Dichter der Epoche, war Lord Byron. Auch bedachte ſich dieſer nicht, ſich derſelben zu bemächtigen; denn einmal entlaſſen, wird jede Form ein Gemeingut, welches jeder Dichter ſeinen Ideen anzupaſſen das Recht hat. Byron ergriff die Form des Fauſt, wahrſcheinlich ohne es ſelbſt zu wiſſen, aus Inſtinct oder Reminiscenz, obgleich er ſelbſt die eigentliche Quelle ſeiner Inſpiration abläugnete, um ſie von dem Aeſchyleiſchen Prometheus abzuleiten. Aber auch nur die Form, und das Urtheil Goethe's über Manfred, daß ſich Byron darin ſeinen Fauſt angeeignet, oder ihn in ſich aufgenommen (ſiehe dieſe Bl. Jahrg. 1837. S. 228), geht viel zu weit. Ich begreife die Behauptung Goethe's, nachgeahmt worden zu ſeyn, ſo wenig als die Abläugnung Byrons, wenn er fürchtete, der Nachahmung beſchuldigt zu werden. Erſtlich ſcheint mir die Aehnlichkeit der beiden Dramen, was die Form betrifft, nicht ſo in die Augen fallend, als es Goethe zu behaupten beliebt. Dieſe Form iſt im Fauſt nur ein Verſuch, ein prachtvoller Verſuch allerdings, den man aber im Manfred erweitert und vervollſtändigt findet. Was die Neuheit und Originalität dieſer Form ausmacht, beſteht in der Verbindung der metaphyſiſchen Welt mit der Welt der Wirklichkeit. Dieſe beiden Welten gravitiren um Fauſt und um Manfred als um ihren Angelpunkt. Es ſind zwei verſchiedene Mittelpunkte, und doch eng vereinigt und geſchickt verknüpft, wo ſich bald der Gedanke, bald die Leidenſchaft des Typus Fauſt, oder des Typus Manfred bewegen. Um mich philoſophiſch auszudrücken, könnte ich ſagen: Fauſt und Manfred repräſentiren das Ich, oder das Subject; Gretchen, Aſtarte und alle wirklichen Geſtalten der beiden Dramen repräſentiren das Object des Lebens des Ichs, Mephiſtopheles endlich, Nemeſis, der Hexenſabbath, der Genius Manfreds und die ganze phantaſtiſche Welt, welche ſie hinter ſich herſchleppen, bezeichnen das Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich, das Denken, die Leidenſchaft, die Reflexion, die Verzweiflung, die Reue, das ganze Leben des Ichs, das ganze Leben der Seele, dem Auge vorgeführt, gemäß dem Vorrecht der Poeſie, unter allegoriſchen Formen und unter Namen, die durch chriſtliche oder heidniſche Religionsvorſtellungen, oder durch mittelalterlichen Aberglauben ſanctionirt ſind. Dieſe Veranſchaulichung der innern Welt, dieſer große Kampf des Bewußtſeyns mit ſich ſelbſt, mit der durch die Außenwelt auf es hervorgebrachten Wirkung unter ſichtbaren Formen dramatiſirt, iſt von ſehr ſchlagendem und neuem Effect. Neu, trotz dem Prometheus des Aeſchylus, trotz den Furien des Oreſtes und der ganzen phantaſtiſchen Welt der Alten, trotz den Geſpenſtern Hamlets, Banquo's und Julius Cäſars, trotz dem Don Juan Moliere's und Mozarts. Denn bei den Alten, wie bei den Modernen, die ſie nachgeahmt haben, haben ſolche Erſcheinungen nicht den rein metaphyſiſchen Charakter, den Goethe ihnen gegeben. Sie bedienten ſich dieſer Erfindung weit mehr als eines dramatiſchen, denn als eines philoſophiſchen Mittels. Ohne Zweifel hatten ſie dabei eine ſehr bedeutende, ſittliche oder äſthetiſche Idee im Sinne, aber dieſe Idee war nicht der Grundgedanke ihres Werks, wie dieß anzunehmen der modernen Kritik beliebt hat. Es konnte nicht ſo ſeyn, und die Zeit wird zeigen, daß unſere Interpretationen aus dem neunzehnten Jahrhundert, von den Myſterien früherer Poeſien, wie von hiſtoriſchen Mythen, der Umſicht ermangelten und großentheils höchſt willkürlich ſind. Trotz der geiſtreichen Erklärung und Deutung des Hamlet durch Goethe bin ich überzeugt, daß Shakſpeare ſein herrliches Drama mit viel mehr Naivetät und Unbewußtheit concipirt und ausgeführt hat, als Goethe annehmen möchte, und daß, was dieſem an dem Helden Shakſpeare's ſo ſpitzfindig und räthſelhaft erſchien, in den abergläubiſchen Vorſtellungen ſeiner Zeit ſeine ganz klare und einleuchtende Erläuterung fand. Wie begriffe man ſonſt die unermeßliche Popularität der tiefſten Dramen Shakſpeare's? Man müßte nur annehmen, daß ein aus lauter Metaphyſikern und Philoſophen beſtehendes Publicum der erſten Aufführung Hamlets oder Macbeths angewohnt habe. Der gute Shakſpeare ſelbſt, weit mehr Künſtler und viel weniger Skeptiker, als man in Deutſchland und Frankreich glaubt, würde ſich ohne Zweifel wundern, wenn er, wieder ins Leben tretend, alles das zu leſen bekäme, was man von Commentaren zu unſern Ueberſetzungen ſeit zwanzig Jahren geliefert hat.

„Der ganze Hamlet alſo, wie er im Wilhelm Meiſter analyſirt iſt, gehört Goethe und nicht Shakſpeare, wie auch Fauſt weder der deutſchen Chronik, noch Marlow, noch Widmann, noch Klinger angehört, ſondern allein Goethe'n. Und hier iſt der Ort zu ſagen, daß Fauſt indirect vom Hamlet Shakſpeare's abſtammt, ſofern er direct abſtammt von Goethe's Hamlet im Wilhelm Meiſter, ein glückliches Zeugniß von Goethe's mächtigem und ſchöpferiſchem Genius, der, die Größe Hamlets noch nicht

genügend findend, ſich zur Höhe des Geiſtes ſeines Jahrhunderts zu erheben, und ihm einen Erben wie Fauſt zu geben vermochte.

„Das Drama Fauſt bezeichnet denn, meines Dafürhaltens, eine Gränze zwiſchen der Aera des Naivphantaſtiſchen, wie es in gutem Glauben als dramatiſches Hülfsmittel und zur Beförderung des Effects gebraucht wurde, und der Aera des Tiefſinnigphantaſtiſchen, deſſen man ſich in philoſophiſchem Sinn bediente als metaphyſiſcher und ... ſoll ich es ſagen? religiöſer Ausdrucksweiſe. Ja, ich ſage religiöſer, denn die großen Werke, von welchen ich ſprechen will, gehören der Philoſophie an, d. h. der Religion der Zukunft — der Skepticismus Goethe's, wie die Verzweiflung Byrons, wie die erhabene Wuth Mickiewicz's.

„Das ganze literariſche Europa glaubte es Goethe aufs Wort, als er entſchied, Byron habe ſeinen Fauſt in ſich aufgenommen und die ſeinen Zwecken zuſagenden Motive auf eigene Weiſe benutzt. Byron ſelbſt war erſchrocken über die Aehnlichkeit, welche Goethe auffiel, als er mit affectirter Gleichgültigkeit ſchrieb: die erſte Scene gleicht wohl der im Fauſt. So haben auch die wenigen franzöſiſchen Kritiker, welche einen Blick auf die prachtvolle Improviſation von Mickiewicz zu werfen würdigten, in aller Eile geſagt: „wieder eine Nachahmung Fauſt's! wie Goethe geſagt hatte, Fauſt ſey das Original Manfreds. Nun ja! ſey es denn! Fauſt hat in der Kunſt des dramatiſchen Zeichnens Byron und Mickiewicz als Modell gedient; und ihre Dramen gleichen dem Goethe's, aber weit weniger, als irgend ein claſſiſches Stück in fünf Acten und in Verſen einem andern claſſiſchen, fünfactigen Stück in Verſen gleicht. Das metaphyſiſche Drama iſt eine Form. Sie iſt nun einmal gegeben, und iſt von dem Tag ihres Erſcheinens an Gemeingut geworden. Es iſt eine Erfindung, deren Ehre Goethe zukommt, und wofür er durch glänzende Apotheoſen belohnt worden iſt. Jetzt aber gehört ſie der Zukunft an, und die Zukunft wird, wie Byron und Mickiewicz bereits angefangen haben, die Entwicklungen geben, deren ſie fähig iſt. Nun aber habe ich zu beweiſen, daß Inhalt, Umfang und Ausführung der drei metaphyſiſchen Dramen weſentlich verſchieden ſind. Ich werde mich bemühen, in Beziehung auf Grundidee und Form den großen philoſophiſchen und religiöſen Fortſchritt hervorzuheben, welchen dieſe drei, doch in einander ſehr naheſtehenden Epochen entſtanden, bezeichnen.

Goethe.

„Goethe ſah im Menſchen und konnte in ihm nur ſehen ein Opfer des Verhängniſſes; der Menſch, mochte er nun in der Unwiſſenheit ſtecken bleiben, oder ſich durchs Wiſſen emporſchwingen, ſchien ihm das Spiel der Leidenſchaften und das Opfer des Stolzes ſeyn zu müſſen. Er anerkannte nur Eine Macht in der Welt: die unbeugſame Wirklichkeit. Goethe ſchloß das Jahrhundert Voltaire's mit einem Glanz, welcher Voltaire'n ſelbſt auslöſchte. Goethe, obwohl ein Schüler Voltaire's, läßt ihn weit hinter ſich in der Kunſt, Gott zu verkleinern und den Menſchen zu zermalmen; das kommt daher, daß Goethe das Wiſſen und den lyriſchen Genius vor Voltaire voraus hat — Waffen, welche mächtiger ſind, als der witzige Geiſt (esprit) und mit welchen er noch den witzigen Geiſt verbindet — als letzten ſcharfen Pfeil, den er gegen die Geduld der Gottheit ſo gut wie gegen das Elend des Menſchen richtet.

— „Gewiß, Goethe gilt als großer Dichter, und es läugnen wollen, könnte als Blasphemie erſcheinen. Indeß, nach den Begriffen, die wir uns vom Ideal eines Dichters machen, wäre Goethe vielmehr ein großer Künſtler; denn wir können uns keinen Dichter denken ohne Enthuſiasmus, ohne Glauben, ohne Leidenſchaften, und die Kraft Goethe's, welche in Abweſenheit jener Elemente der Poeſie wirkte, iſt eines jener vereinzelten Wunder, welche mehr dem Talent als den Ideen die Bahn vorſchreiben. Goethe iſt der wahre Vater der ſo viel erörterten und auf beiden Seiten ſo übel begriffenen Theorie: die Kunſt rein um der Kunſt willen! Er iſt ein ſo gewaltiger Künſtler, daß allein ſeine Fehler nachgeahmt werden können, und daß ſeine götzendieneriſchen Anbeter, die, nach ſeinem Vorbild, die Kunſt um der Kunſt willen trieben, am Ende gar nichts hervorbrachten. Dieſe Theorie Goethe's ſollte und konnte in andern Händen als in den ſeinigen gar keine Anwendung finden. Dieß erheiſcht einige Erklärungen.

„Ich weiß nicht mehr, wer den Dichter beſchrieben hat als eine Miſchung von Künſtler und Philoſoph; dieſe Definition iſt die einzige, die für mich einen Sinn hat. Aus der Empfindung des Schönen, das dem Geiſt vermittelt wird durch die Sinne, ſonſt das Materiellſchöne genannt, und aus der Empfindung des Schönen, das allein durch die metaphyſiſchen Fähigkeiten der Seele erfaßt wird, ſonſt das Intellectuellſchöne genannt, entſpringt die Poeſie, der Ausdruck des Lebens in uns, anmuthig oder erhaben, je nach der Macht und Kraft dieſer beiden Gattungen von Vermögen in uns. Das Ideal des Dichters wäre ſomit, nach meiner Anſicht, das: zu einem herrlichen Gleichgewicht der künſtleriſchen und der philoſophiſchen Vermögen zu gelangen. Hat ein ſolcher Dichter je gelebt? Ich glaube daß er noch geboren werden ſoll. Schwach wie wir ſind, in dieſen Zeiten des unvollendeten Ringens und Arbeitens, fühlen wir innerlich immer, daß ſich die eine Reihe von Vermögen auf Koſten der andern entwickelt. Bald, gekreuzt in den kühnen Beſtrebungen unſrer Seele und von bitterem Zweifel erfüllt, fühlen wir das Bedürfniß, die poſitive Religion und das Schauſpiel der menſchlichen Geſellſchaft zu fliehen; dann werfen wir uns wieder in den Schooß der ewig jungen und ſchönen Natur, wir laſſen uns wiegen von poetiſcher Träumerei, und uns, ſo zu ſagen, dem Schöpfer Angeſicht gegen Angeſicht gegenüberſtellend im Schooß der Schöpfung, durch alle Poren einſaugend die unvergängliche Schönheit der Dinge, rufen wir aus mit Fauſt:

„Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir Alles;" u. ſ. w.

In dieſer Gemüthsſtimmung ſind wir Künſtler; in dieſer Gemüthsſtimmung war Goethe Pantheiſt, was nichts Anderes iſt, als eine gewiſſe Art und Weiſe, die Natur als Künſtler, allerdings als großer Künſtler, anzuſchauen.

„Aber die Einſamkeit und die Betrachtung genügen unſerem Bedürfniß ſo wenig, als dem Fauſt's, und nicht die Stimme des Mephiſtopheles iſt es, die uns dieſer Zurückgezogenheit entreißt, ſondern die Stimme der Menſchheit ſelbſt iſt es, die uns mit ſeinen Worten zuruft:

„Wie hätt' er, armer Erdensohn,
„Dein Leben ohne mich geführt?"

In der That, wir fühlen, daß alle unsere Bestrebungen zur Gottheit hin unmächtig sind, so lange wir außer der uns von ihr angewiesenen Bahn uns zu ihr zu erheben trachten. Wir fühlen, daß diese schöne Natur nichts ist, ohne die Thätigkeit der Menschheit, welcher Gott das Amt übertrug, das Werk der Schöpfung fortzusetzen. Unser Leben beschränkt sich aber auch nicht allein auf das Vermögen, die Außenwelt anzuschauen und zu bewundern. Der Mensch muß lieben, leiden, die Wahrheit suchen mit Ringen und Angst. Umsonst suchte er sich den Stürmen zu entziehen, die über seinem Haupt grollen; der Sturm bricht aus in seinem Herzen; die Gesellschaft oder die Familie machen Ansprüche auf ihn, das Band der Neigungen will nicht reißen; er muß ins Leben zurückkehren!

„Und bald beginnt wieder um uns der Lärm der Welt; bald durchwühlen uns wieder die Gefühle der Menschheit heroischer oder kläglicher als je; und wenn in diesem Sturm die Gedanken unseres Gehirns und die Bedürfnisse unsers Herzens einen Glauben, eine Tugend, eine Weisheit, irgend ein Ideal suchen, so bekommen unsre geistigen Strebungen eine neue Richtung. Jenes Gefühl für das Materiellschöne, dessen Ausdruck uns noch vor kurzem die Kunst war, richtet sich jetzt, bereichert mit den Formen, welche die Kunst uns eingibt, auf umfassendere und ernstere Gegenstände. In dieser Geistesstimmung sind wir Philosophen; wir wären wahrhaft Dichter, wenn wir die Kunst hinlänglich zu handhaben wüßten, um sie ebenso zum Ausdruck unsers metaphysischen wie unsers poetischen Lebens zu machen.

„Aber das wäre ein Fortschritt, den die Kunst noch nicht bis zu dem Grad hat steigern können, um den Widerstand des Vorurtheils zu besiegen, das die Aufgabe des Künstler-Dichters auf die Schilderung des äußern Lebens beschränken will, ihm höchstens gestattend, so weit einzudringen in das menschliche Herz, um das Geheimniß seiner Leidenschaften zu überraschen. Goethe, der größte literarische Künstler, der je gelebt, hat es nicht thun wollen oder nicht thun können. Im philosophischsten und abstractesten seiner Werke, im Faust, sieht man, wie er zu sehr von der Kunst in Anspruch genommen ist, um ganz, oder wenigstens genügend Philosoph zu seyn. In diesem prächtigen Gedicht, wo sonst nichts fehlt, fehlt doch etwas Wesentliches: das Geheimniß von Fausts Herz. Was für ein Mensch ist Faust? Keiner weiß es zu sagen. Es ist der Mensch überhaupt, es ist der Kampf zwischen der Strenge des Gesetzes und den Leidenschaften, zwischen dem Idealen und dem Atheismus. Aber wie schwach ist dieser Kampf, und wie trägt der leichtfertige Geist des Zweifels so leicht den Sieg davon über diesen in Studien und Nachdenken gereiften Mann. Und doch nennt Gott diesen Mann seinen Diener in dem seltsamen Prolog! Wenn Gott von der Menschheit überhaupt so spricht, so muß man gestehen, daß der Geist des Bösen leichtes Spiel gegen ihn hat, und daß er nur mit dem Flügel über die Erde hinstreifen darf, so fällt sie in seine Gewalt. Handelt es sich allein um den berühmten Doctor Faust, so täuschen Gott und der Leser sich gleich im Anfang gewaltig über die geistige Kraft dieses Weisen, welchen der geringste Spaß des Mephistopheles aus der Fassung bringt, den das leiseste Versprechen von Reichthum und Wohlleben in den Abgrund stürzt. Ist es Goethe selbst, dessen große Gestalt durch die Person des Doctors durchschimmert, so sind wir aufgeklärt und begreifen, warum in der Form und im Inhalt seines Werkes der Künstler unvollständig, dunkel, befangen geblieben ist, oder es verschmäht hat, sich zu enthüllen; warum Fausts Fall so rasch erfolgt, und der Triumph des Mephistopheles so naiv ist. Wir glaubten Zeugen von dem Kampf des Göttlichen und Idealen gegen die gemeine Wirklichkeit werden zu sollen; wir sehen, daß dieser Kampf nicht statt haben kann in einer Seele, welche von Natur schon der kältesten Realität unterthan ist. Da, wo gar keine erhabenen Wünsche und Strebungen vorhanden waren, da kann es auch keine Täuschung, keine Niedergeschlagenheit, keine Verwandlung des Wesens geben. Und darum erscheint mir Goethe nicht als das Ideal eines Dichters, denn er ist ein Dichter ohne das Ideale.

So müssen wir denn das Geheimniß des Faust im Grunde von Goethe's Herzen suchen. Sobald uns der Dichter bekannt, ist uns das Gedicht erklärt. Ohne dieß bleibt uns Faust ein Räthsel; er ist durchdrungen von dem Hauptfehler, dem der Verfasser nicht zu entgehen vermochte, daß er nämlich nicht in Uebereinstimmung mit dem historischen Charakter der Person, noch mit dem Plan des Gedichts handelt. Lange war Goethe schon aufs engste liirt mit Mephistopheles, als ihm einfiel, die Heldenthaten von diesem gegen den Doctor Faust zu erzählen; und wenn es ihm leicht ward, den boshaften Dämon mit all der Ueberlegenheit seines Geistes reden und handeln zu lassen, so war es ihm dagegen unmöglich, aus Faust einen von seiner Bahn abgelenkten Jünger des Idealen zu machen. Faust ist in seinen Händen ein Wesen ohne bestimmte Physiognomie geworden, ein schwankender, gequälter, sich selbst unerfaßlicher Charakter; er hat nicht das Bewußtseyn seiner Größe und seiner Kraft, und eben so wenig das seiner Erniedrigung und Schwäche. Er ist ohne Widerstandskraft gegen die Versuchung, er ist ohne Verzweiflung nach seinem Fall. Sein einziges Leiden ist der Ueberdruß; er ist der ältere Bruder des spleenbehafteten, ekeln Werther. Vor seinem Pact mit dem Teufel ist er der Weisheit und des Denkens überdrüssig; kaum hat er sich mit dem kalten und frechen Gesellen verbunden, so ist er in noch höherem Grade des ewigen, monotonen Spottes überdrüssig, der ihm nicht gestattet, sich unbefangen seiner Träumerei oder seinen Leidenschaften zu überlassen. Eh' er Gretchen liebt, ist ihm die Einsamkeit zur Last; seit er sie besitzt, liebt er sie nicht mehr, oder wenigstens vernachlässigt, vergißt er sie, empfindet die Leerheit aller menschlichen Dinge, und Mephistopheles muß ihn an seine Geliebte erinnern:

Statt in den Wäldern zu thronen" u. s. w.

und Faust erwiedert:

„Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste?" u. s. w.

Dann kehrt er zu ihr zurück, denn er ist gut, mitleidig und billig; und diese natürliche Rechtlichkeit, die der Dämon nicht in ihm besiegen kann, ist wieder ein auszeichnender Charakterzug Goe-

the's, der die Perſon Fauſts noch ſeltſamer und inconſequenter macht. Worin liegt denn das Verbrechen Fauſt's? Man kann ſich gar nicht denken, womit er es denn verdient, daß Gott ihn ſo verläßt, während er ſeine Verpflichtungen gegen den Teufel erfüllt. Sein Gehirn verfolgt immer ein gewiſſes Ideal von Ruhm und übermenſchlicher Macht, das doch nicht das göttliche Ideal iſt; er wird weder hingeriſſen noch geſättigt durch die Leidenſchaften, die ihm der Geiſt des Böſen einflößt. Man ſieht nicht ein, worin er Gretchen getäuſcht hat. Es iſt nirgends eine Spur von einem Verſprechen ſeinerſeits, oder von einer Forderung ihrerſeits. Wenn er von ihr weg auf den Brocken zieht, das heißt ſich in wahnſinnige Leidenſchaften, in den Strudel der Ausſchweifung und des falſchen menſchlichen Ruhms ſtürzt, ſo ergreift ihn am Arme einer unſaubern Schönen der Abſcheu, und vor ſeinem Auge ſteigt das phantaſtiſche Bild Gretchens auf. Und wie er, von der Brockenſcene zurück, ihr Unglück erfährt, ſpricht er ſeinen Zorn und Schmerz gegen den Dämon in einer Art aus, die den ſchönſten Ergießungen Shakſpeare's würdig zur Seite ſteht. In ſeiner gewaltigen Entrüſtung iſt Fauſt, der ſich hier zum erſtenmal klar abzeichnet, belebt von jener Energie des Gerechtigkeitsſinns und jener großartigen und einfachen Freimüthigkeit, welche bei Goethe auf ſo bewundernswerthe Weiſe den Mangel des idealen Vermögen erſetzen. Er weiſt den Uebermuth des Teufels zurück und zwingt ihn, ihn zu Gretchen zu führen, um ſie zu retten. Hier, wo die Rolle des Liebhabers zu Ende iſt, und die des Mannes beginnt, vergißt man, was Alles dem Fauſt gefehlt hat, um Gretchens Liebe zu entſprechen; man ſieht nur noch die Rechtlichkeit und den Eifer, womit er ſich bemüht, unbeabſichtigte Verbrechen wieder gut zu machen; denn es hat nicht von Fauſt abgehangen, daß die Liebe eines Weibes die Oede ſeines Herzens ausfülle, und Mephiſtopheles bemächtigt ſich ſeiner am Schluß auf eine ſehr willkürliche Weiſe. Man muß daraus ſchließen, daß Goethe, ein großer Künſtler, ein erhabener Lyriker, ein ſcharfſinniger und gründlicher Gelehrter, ein edler und reiner Charakter, aber kein Philoſoph, kein Idealiſt, nicht gefühlvoll oder leidenſchaftlich im zarteſten Sinne, den Fauſt, ſo wie er ihn zuerſt gefaßt, ausführen entweder nicht konnte oder nicht wollte; daß dieſe ganze Geſchichte, dieß ganze Drama, all dieſe Perſonen und Ereigniſſe, ſo wunderbar dargeſtellt und verflochten, ſo reich an Intereſſe, Anmuth, Energie und Pathos, doch nicht den Gegenſtand einrahmen, den ſie einrahmen ſollten, nemlich: den Kampf des Gefühls des Göttlichen gegen den Hauch des Atheismus. Es iſt nicht das Drama von Fauſt, wie wir es heute faſſen würden, und wie es ohne Zweifel ſelbſt Goethe geahnt hatte, ehe er Hand daran legte; es iſt die Geſchichte Goethe's, halb nach der Natur, halb nach Willkür und Laune ſkizzirt; es iſt die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts, die Exiſtenz Voltaire's und ſeiner Schule; das Reſultat der Syſteme von Carteſius, Leibnitz (?) und Spinoza, deren bewundernswerther, gemeinfaßlicher, lyriſcher Herold Goethe iſt; und ſo würde ich den Inhalt und die Idee Fauſts ſo zuſammenfaſſen: der idolatriſche Cultus der vergötterten Natur (wie das achtzehnte Jahrhundert ſie verſtand), der einen gewaltigen Kopf ſo weit verſtört, daß ihn das menſchliche Loos und Leben anekelt, und ihm die Gefühle menſchlicher Neigungen und Pflichten unmöglich werden. — Zur ſchrecklichen Strafe für eine ſolche Verirrung der Wiſſenſchaft und der Philoſophie, welche die Materie vergöttert, und über der Wirkung die Urſache vergißt, das Princip über dem Reſultat, hat Goethe, getrieben von einem prophetiſchen Inſtinct, den er ſelbſt nicht recht begriff, den Schüler Spinoza's mit einem entſetzlichen Ueberdruß, mit langſamer Verzweiflung heimgeſucht, wogegen vergeblich der Voltaire'ſche Spott, der Stolz der Wiſſenſchaft und die mächtige Heiterkeit von Goethe's eigner Natur ankämpfen.

„Eine ſolche Philoſophie (wenn es eine iſt) konnte kein anderes Reſultat haben. Nach dem Rauſch des über den Katholicismus erfochtenen Sieges, nach dem Behagen, das der menſchliche Geiſt empfinden muß, wenn er ſich von einem Hemmniß befreit und einen großen Schritt gethan hat, beurkundet ſich das Bedürfniß des Idealen, und für jeden, der ſich weigert, dieß Bedürfniß anzuerkennen, wird die Abweſenheit des Idealen zu einer tiefen, geheimnißvollen, nicht geſtandenen und nicht begriffenen Qual, zu einer Art von heilloſer Verdammniß, die er Sattheit, Spleen, menſchliches Elend nennt, die ſich aber den Jüngern des Idealen leicht erklärt. Der von Goethe erneuerte Cultus der Natur des J. J. Rouſſeau und der Schule des achtzehnten Jahrhunderts, ausgedehnt und veredelt durch das ſynthetiſche Genie, das er im Studium der Naturwiſſenſchaften offenbarte, konnte doch die Bedürfniſſe eines ſo umfaſſenden Kopfes, eines ſo aufrichtigen Geiſtes wie der ſeinige, nicht befriedigen. Dieſe erhabene Schöpfung, die er auf den harmonieſchen Saiten ſeiner Leyer beſang, mußte, entbehrend der Idee der ſchöpferiſchen Liebe, welche Dante il primo amor nennt, bald das Verlangen ſeiner Seele ermüden, und ſich ſeiner erſchrockenen Phantaſie darſtellen als ſtumm, fühllos, ſchrecklich, bewußtlos wie die blinde Nothwendigkeit, die ſie erſchaffen und ſie im Daſeyn erhielt. Sein Genius machte die Runde um das Weltall; und auf ſeinem gränzenloſen Flug begrüßte er alle glänzenden Herrlichkeiten des Unendlichen; aber als ſein Flug ihn wieder auf die Erde zurückgebracht, fühlte er, wie ſeine Flügel ſchwach und lahm wurden; denn im Himmel wie hienieden hatte er nur Materielles begriffen und empfunden; und es war nicht der Mühe werth, ſolche Räume zu durchmeſſen, wenn man nichts Beſſeres entdeckte. Er wäre gern geſtorben, um mehr zu erfahren:

„Ein Feuerwagen ſchwebt auf leichten Schwingen,
An mich heran“ u. ſ. w.

Man müßte alle Monologe Fauſts von Anfang bis zu Ende citiren, worin Goethe mit ſo prächtigen Farben den Durſt nach dem Unendlichen ſchildert. Aber ſucht man darin einen einzigen Satz, welcher zeigte, daß dieſer Durſt des Stolzes und der Wißbegier durch ein Gefühl göttlicher Liebe entzündet ſey, ſo findet man kaum ein paar Worte, die freilich wohl dem Doctor Johann Fauſt in den Mund gelegt werden mußten, um ihm ein wenig die Phyſiognomie der Legende und den Geiſt des Mittelalters zu laſſen, aber die ſo übel eingefugt, ſo wenig in der Ueberzeugung oder in dem Inſtinct des Dichters gewurzelt ſind, daß ſie nur Dunkelheit und augenfällige Widerſprüche ver-

breiten. Man muß es wohl ſagen: das Gefühl der Liebe hat bei Goethe gefehlt; ſeine weiblichen Leidenſchaften waren nur Erregungen oder Befriedigungen des Verlangens; ſeine Freundſchaften nur Protectionen oder Belehrungen; ſeine ſymboliſche Theoſophie nur eine geiſtreiche Allegorie, welche den Cultus der Materie und den Mangel göttlicher Liebe verſchleierte. Eine einzige Idee von Liebe hätte Fauſt jenen Abgrund des Himmels erſchloſſen, deſſen Geheimniß ſeinen Ehrgeiz zermalmt. Glaubte er nur an die Vorſehung, an die Weisheit, die Güte, die Liebe des Schöpfers, überſetzte er nur den Text der Geneſis (!!): im Anfang war die Liebe, ſtatt, wie er thut: „im Anfang war die Kraft [vielmehr die That], ſo würde ihm die Liebe in ſeiner Natur ein anderes Vermögen offenbaren, als das: alle Weſen zu beherrſchen; die Herrſchaft des höchſten Geiſtes, die ihn empört und erbittert, würde ihm als rechtmäßig und väterlich erſcheinen; er würde nicht mehr das ſchneidende und wahnſinnige Bedürfniß haben, der Gebieter der Welt und Gott gleich zu ſeyn, und eine Macht anerkennen, vor welcher ſich zu beugen in dieſem Leben ſchon ſüß, und in deren Schooß es wonnevoll iſt, ſich in Hoffnung zu verſenken, wenn man der Zukunft entgegenſchaut.

(Fortſetzung folgt.)

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortſetzung.)

Die zwei letzten Bände enthalten nur drei, aber größere, Erzählungen, insgeſammt höchſt traurigen Inhalts. Dabei möchten wir der erſten darunter, betitelt: das junge Ehepaar, den Vorwurf machen, daß in ihr durchaus keine ſittliche Lehre, keine Warnung enthalten zu ſeyn ſcheint, und ſomit auch dem kläglichen Ausgang die eigentliche Verſöhnung fehlt, wenn man nicht dieſe finden will in dem ſanften, ergebungsvollen Tode des einen, jammervollern Opfers einer traurigen Fügung, und dem ebenfalls noch berichteten, jedoch mehrere Jahre ſpäter eingetretenen Tode des Andern. Der Verfaſſer behauptet auch hier ausdrücklich die Wahrheit der zu Grund liegenden Facta, und glaubt dem Publicum durch ſeine Erzählung eine ernſte Lehre nahe gebracht zu haben, die er mit den Worten der heiligen Schrift ſo ausſpricht: „Ich aber ſprach, da mir's wohlging: ich werde nimmermehr darniederliegen, denn, Herr, durch dein Wohlgefallen haſt du meinen Berg ſtark gemacht; aber da du dein Angeſicht verbargeſt, erſchrack ich!" Hierin iſt ausgeſprochen die Wandelbarkeit und Unzuverläſſigkeit der menſchlichen Dinge, und wohl auch die Warnung: nie auf gegenwärtiges Glück zu pochen; aber dieſe Wahrheit iſt, wenn auch beherzigenswerth, doch gar zu allgemein; das hier erzählte Unglück kann in keiner Weiſe als Folge und Strafe von vermeſſenem Vertrauen in das Glück des Augenblicks angeſehen werden, und von den Unglücklichen wird nirgends geſagt, daß ſie auf ihr Glück gepocht hätten, ſondern nur daß ſie ſich desſelben arglos erfreuten. Die Erzählung iſt nämlich kurz folgende.

Das junge Ehepaar.

Sir Henry Harleigh, aus einem alten Hauſe, geiſtvoll, reich, jung, vermählte ſich mit einer jungen Dame, die ſeiner in jeder Beziehung würdig, geiſtvoll, ſchön und heiter war. Man prieſ beide als ein wahrhaft glückliches Paar, da aufrichtige Liebe von beiden Seiten ſie zuſammenführte. Ihre Eigenthümlichkeiten ſchienen ganz berechnet, einander gegenſeitig zu ergänzen, zu mäßigen, zu mildern, ins Licht zu ſtellen. Er war nicht ohne einen Anflug von Schwermuth und beſaß viel Feuer, das er jedoch zu beherrſchen wußte; ſein Inneres ſchien von ſtürmiſchen Leidenſchaften und aufſtrebendem Ehrgeiz unruhig bewegt; Lady Anna dagegen war die Heiterkeit und der Frohſinn ſelbſt. Sechs Monate nach der Vermählung kehrte das immer noch glückliche Paar, nach anſehnlichen Reiſen auf dem Continent, nach London zurück, und glänzte als eine der hervorragendſten Erſcheinungen der Saiſon, der Mittelpunkt der Freude und der Stern der Modewelt. Die zärtlichſte Liebe beider Gatten war unverkennbar. Eins war des andern Stolz und Freude; ſie waren einander genug und beide die Beneideten in der Geſellſchaft.

In der nächſten Saiſon machten ſie ſelbſt ein glänzendes Haus; Sir Henry jedoch, als thätiges Parlamentsmitglied vielfach beſchäftigt, nahm an den Feſten und Vergnügungen in ſeinem Haus wenig Antheil, wurde immer mehr Politiker, lebte viel in den Clubs und galt ein wenig für einen Sonderling. Sein Benehmen ging oft in kalte, ſtolze Zurückhaltung über, die faſt an Schroffheit gränzte; doch blieb er gegen ſeine ſchöne Gattin immer gleich zärtlich und liebevoll.

Nach einiger Zeit glaubte man eine Uebellaunigkeit, Reizbarkeit und Unruhe an ihm zu bemerken, die man ſich aus ſeinem politiſchen Treiben nicht zu erklären wußte. Man ſah ihn oft gänzlich zerſtreut und abweſend, und wenn ſein Bewußtſeyn wiederkehrte, war er ſehr erregt. Stand es vielleicht ſchlecht mit ſeinem Vermögen? war er durch boshafte Gerüchte eiferſüchtig gemacht worden? hatte er ſich in politiſchen Verdruß verwickelt? Niemand wußte es; aber ſeine Verſtimmung und Niedergeſchlagenheit nahm zu, und man wollte jetzt auch auf der Lady Anna fröhlichem Antlitz zu Zeiten Wolken entdecken. Aus ihrem Auge blickte oft ängſtliche Sorge hervor; die Farbe ihrer Wangen wechſelte; ſie war oft zerſtreut, ungeduldig, unruhig. Man ſagte: ſie fühle ſich nie recht wohl in ihres Gatten Anweſenheit, und erſt mit ſeinem Weggehen kehre ihre Heiterkeit wieder. Sonderbar genug ſchienen beide Gatten wechſelſeitig die Gegenſtände ihrer Angſt und Sorge zu ſeyn, und zu wiſſen, daß ſie es waren. Man hatte ihn nach ihr und ſie nach ihm verſtohlene Blicke werfen ſehen; ſie hatte ſeine, er ihre Bewegungen beobachtet; ſie hatten einander ſogar behorcht, und Mehrere behaupteten, daß beide dann plötzlich erblaßt ſeyen. Alle Welt erſchöpfte ſich in zum Theil ziemlich liebloſen Vermuthungen. Die Neugier ſtieg aufs höchſte, als überall erzählt wurde, eines Abends ſey Sir Henry ein Brief gebracht worden, den er erblaſſend und mit bebender Hand durchflogen, worauf er mehrere Tage im höchſten Grade verſtört geweſen ſey.

Beide Gatten erſchienen immer ſeltner in Geſellſchaft, und

wenn sie erschienen, legten sie sich augenscheinlich den härtesten Zwang auf. Man hörte Lady Anna seufzen, man sah ihre Augen voll Thränen, und wenn sie bemerkte, daß sie von Sir Henry beobachtet wurde, was oft geschah, machte sie gewaltsame Anstrengungen, ihre Fassung wieder zu gewinnen. Einmal führte er sie plötzlich in ziemlich auffallender Weise zum Saal hinaus.

Bald nach dem Schluß der Saison gebar Lady Anna einen Sohn, und sobald es die Umstände erlaubten, reiste Sir Henry mit seiner Gattin nach der Schweiz. Spät im Herbst kamen sie nach London zurück, ließen sich aber wenig in Gesellschaft sehen. Ihre Stimmung schien nicht verändert, und Lady Anna schien sehr angegriffen. Plötzlich hob Sir Henry seine ganze Einrichtung in der Stadt auf und bezog einen eilf bis zwölf englische Meilen von London entfernten Landsitz, wo sie in großer Einsamkeit lebten. Anna's Familie war über den Grund ihrer Unruhe offenbar im Dunkeln.

Nach einiger Zeit wurde der Arzt (der Verfasser) durch ein vertrauliches Schreiben von Sir Henry auf den nächsten Morgen zu ihm gebeten, unter Anempfehlung tiefer Verschwiegenheit. Der Wagen Sir Henry's holte den erstaunten Arzt ab; am Parkthore ward er ersucht auszusteigen, und im Hause, wo er statt einer zahlreichen Dienerschaft nur ein ältliches Frauenzimmer fand, empfing ihn endlich der Baronet, in bequemer, reicher Hauskleidung eine edle Gestalt — mit dem ausdrucksvollsten, aber von Sorgen umwölkten Gesicht. Sein Benehmen war etwas hastig und verlegen; er lud den Arzt zum Frühstück zur Lady Anna, und bis dahin entdeckte er ihm nach manchen Andeutungen und Winken und Fragen, daß seine Frau — wahnsinnig sey. Die Pein die er deßhalb in der letzten Zeit ausgestanden, habe ihn selbst fast irre gemacht. Er bat den Arzt, den er mit ihr allein lassen wollte, sie genau zu beobachten, besonders ihr Auge — und ja ihn nicht zu verrathen!

Sie fanden Lady Anna — die Anmuth selbst — im Morgenkleide am Theetisch; sie war sehr blaß, schien etwas überrascht, und in ihren Augen drückte sich große Beängstigung, ja Furcht aus. Sir Henry vermochte es nicht über sich, ruhig zu erscheinen; eine flüchtige Röthe überzog seine Wangen, seine Hand war unsicher, seine Stimme fast erstickt — sein Wesen erregt und höchst beklommen.

Nach einer kurzen, gezwungenen und peinlichen Unterhaltung entfernte sich der Baronet, dem Arzt einen Wink gebend, seine Prüfung zu beginnen. Dieser bemühte sich mit der Lady Anna ein Gespräch anzuknüpfen und suchte die Rede auf ihre Gesundheitsumstände, auf ihre Stimmung zu lenken; er konnte nichts Unstätes in ihrem Blick, nichts Excentrisches in ihrem Wesen, nichts Unzusammenhängendes in ihrer Rede, nichts als eine gewisse Abgespanntheit und Beängstigung an ihr entdecken. Sie war schmerzlich überrascht, als er ihr gestand, ihretwegen hieher berufen zu seyn; sie sagte ihm: er könne sich nicht vorstellen wie grausam sie leide — „hier", indem sie die Hand aufs Herz legte, sie sey eine gränzenlos elende Frau — es sey peinvoll, das Geheimniß zu verschweigen, aber es würde schrecklich seyn es zu offenbaren — kurz, ihre Worte, in denen sich übrigens nichts Verwirrtes entdecken ließ, waren von der Art, daß sie die Befürchtungen Sir Henry's wohl rechtfertigen konnten. Der Baronet erschien bald wieder und der Arzt begleitete ihn dann. Sie besprachen sich dann über ihren Zustand. Der Arzt gab an, daß er des Baronets Besorgnisse nicht ungegründet finde, daß vielleicht eine Absonderung räthlich sey, und versicherte tröstend, daß er alle Hoffnung habe, die Patientin wieder völlig herzustellen. Der unglückliche Gemahl stöhnte und ächzte bei dem Gedanken, daß seine süße, himmlische Anna von seinem Herzen, aus ihrem Hause, von ihrem Kinde verbannt werden sollte und in ein — ein — Irrenhaus, wollte er sagen, geschickt werden — da brach er kurz ab, und fuhr, seltsam lächelnd und leise flüsternd fort: er wolle dem Arzt ein Geheimniß anvertrauen. Athemlos hörte ihm der Arzt zu; und das Geheimniß des Baronets bestand darin, daß er die Erfindung gemacht haben wollte, Talg in Wachs zu verwandeln — eine Erfindung, deren Ausführung ihm jährlich 50,000 Pf. eintragen sollte. Der Arzt war von einem Wahnsinnigen getäuscht worden; er konnte nicht mehr zweifeln nach seinem gräßlichen Gelächter und seinem irren Blick. Er fügte hinzu, er habe ihm das große Geheimniß keineswegs um nichts und wieder nichts enthüllt, sondern weil ihn etwas ganz Erschreckliches betroffen habe. Es sey nothwendig geworden, eine neue Quelle der Unabhängigkeit zu entdecken, und diese sey jetzt gefunden. Doch sey das Geld das Wenigste dabei. Seine Frau kenne sein Geheimniß, und eben der Gedanke daran habe ihr den Kopf verdreht.

Der Arzt machte sich so gut und bald als möglich von dem Wahnsinnigen los, der, plötzlich von Mißtrauen ergriffen, er möchte Gewaltmaaßregeln gegen ihn beabsichtigen, seine Abreise zu hintertreiben suchte und den Jockey's mit der Pistole drohte. Von diesen erfuhr der Arzt unterwegs die tollsten Sachen von dem Baronet, wie er seine Gemahlin quäle und ängstige. Diese aber habe der ganzen Dienerschaft Stillschweigen anempfohlen.

Der Arzt fuhr jetzt zu des Baronets Verwandten und dann zu einem berühmten Irrenarzt, Doctor Y., mit welchem verabredet wurde, daß Sir Henry bei ihm untergebracht werden solle. Dieß geschah. Doctor Y. imponirte dem Unglücklichen — nach einer ergreifenden Scene mit Anna wurde er nach London gebracht. Wir fassen das Uebrige kurz zusammen. Lange Zeit lebte er im Hause des Irrenarztes, bald ganz friedlich und mild, bald wild und tobend, seine unglückliche Gattin verzehrte sich in Kummer und siechte dem Grab entgegen — endlich aber entdeckte der Arzt, durch einen Journalartikel, die Veranlassung von Sir Henry's Wahnsinn. Es sollten nämlich demselben vor einiger Zeit merkwürdige Eröffnungen in Betreff des Rechtstitels gemacht worden seyn, kraft dessen er dermalen im Besitz seiner Würde und seiner großen Güter, aber mit Unrecht, sich befinde. Die darauf Anspruch habende Person sollte seit einiger Zeit im Lande sich aufhalten und nicht geringe Aussichten auf Erfolg haben. Der jetzige Inhaber sollte auch wegen ungeheurer Summen inzwischen bezogener Renten in Anspruch genommen werden. Eine Unterredung mit der schon sehr schwachen Lady Anna bestätigte ihm seine Vermuthung. Die arme Dulderin hatte das Geheimniß, welches ihr Gatte ihr zu verbergen

ſich bemühte, etwa ſechs Monate, nachdem er ſelbſt davon in Kenntniß geſetzt worden war, entdeckt, aber ſich, weil ſie ſah, wie ängſtlich er es ihr zu verhehlen ſuchte, die Miene gegeben, nichts davon zu wiſſen, und ſowohl hiedurch, als in Folge des durch die Spannung und Angſt mehr und mehr ſich ausbildenden Wahnſinns ihres angebeteten Gatten namenloſe Qualen erduldet, welche ihre Geſundheit und ihr Leben untergruben. Dieß Alles, die verſchiedenen Geſtalten, welche der Wahnſinn des Baronets annahm, ein letztes Wiederſehen der unglücklichen Gatten und der Tod der Lady Anna iſt mit erſchütternder Wahrheit geſchildert. Der Proceß wurde für den Baronet gewonnen, da der Anſprüche Machende in der Nacht vor der Entſcheidung am Schlage ſtarb; aber es war zu ſpät. Der Baronet entfloh aus ſeinem Gewahrſam, kam nach dem Tode ſeiner Gattin wieder zum Verſtand, verließ England und ſtarb acht Jahre darauf, nachdem ihm ſein Kind vorangegangen war.

Wir räumen dieſer Erzählung gern das Verdienſt einer vortrefflichen Darſtellung ein, aber vom äſthetiſchen Geſichtspunkt betrachtet, fehlt ihr die Verſöhnung, die poetiſche Gerechtigkeit; und eine unmittelbar einleuchtende ſittliche Wahrheit oder Warnung vermögen wir auch nicht darin zu erkennen, wenn man ſchon mancherlei nützliche Reflexionen dabei machen kann. Wenn man den Wahnſinn Sir Henry's auf eine eigene Schuld zurückführen darf und will, ſo beſtände dieſe wohl hauptſächlich in einem falſchen Stolz, daß er nicht den Muth hatte, ein unverſchuldetes, drohendes Unglück ſeiner Gattin vertrauensvoll mitzutheilen, ſtatt es ängſtlich in ſeiner Bruſt zu verſchließen; vielleicht auch in Mangel an Vertrauen zu ſeinem eigenen Werth und ſeiner eigenen Kraft, daß er mit dem Verluſt ſeines Vermögens ſeine Lage als verzweifelt anſah; indeß ſteht dieſe Schuld, wenn man es ſo nennen will, in keinem Verhältniß zu dem Unglück des Wahnſinns, und jedenfalls hat der Verfaſſer auf dieſe Punkte nicht hingewieſen.

(Schluß folgt.)

Lord Marwells Gutenacht.

Ein Vorbild Byrons.

Lord Byron ſagt in ſeiner Vorrede zum Childe Harold, die Idee zu dem im erſten Geſang dieſes Werkes vorkommenden vortrefflichen Gedicht „Ade, Ade mein Vaterland" ꝛc. (Adieu, adieu my native shore), ſey ihm durch die alt ſchottiſche Ballade „Lord Marwells Gutenacht" eingegeben worden. Da dieſe von Walter Scott in ſeinem Minstrelsy of the scotish border angeführte Dichtung der Mehrzahl der deutſchen Leſer weniger bekannt ſeyn dürfte, ſo wird eine Ueberſetzung derſelben in vorliegenden Blättern nicht ungern geſehen werden.

„Ade, o Mutter, hohe Frau,
Ade, drei Schweſtern mein,
Ade, Robert von Orchardſtone,
Mit Schmerzen denk' ich dein!

Ade, du Roſ' und Lilie, —
Der Roſen Roſe mir —
Ade mein Weib und einz'ge Luſt!
Nicht darf ich ſeyn bei dir!"

„Lord Johnſtone fiel durch meine Hand:
Ich ſag' es Allen kühn!
Mein edles Herz trotzt ihrer Wuth:
Mein Vater fiel durch ihn!
Bei Tag und Nacht lag ruheles
Der Rache Laſt auf mir;
Jetzt ward mir was ich längſt geſucht,
Und fort muß ich von hier."

Ade, Drumlanrig, falſcher Freund,
Mit Cloſeburn im Verband,
Grierſon, der von dem Vater floh,
Als er zu ihm ſich wandt'.
Drei Brüder waren's im Verband —
Fluch treff' ſie für und für!
Ihr falſcher Lug, ihr feiges Herz
Trennt jetzt mein Lieb' von mir!"

„Ade Dumfries, mein eigner Herd,
Ade Carlavrock gut!
Ade du feſtes Schloß von Thrieve
In meiner Mauern Hut!
Ade Lochmabers Thor ſo ſchön,
Langholm, des Birkwalds Zier!
Ade mein Weib und einz'ge Luſt,
Nicht darf ich weilen hier!"

„Ade ſchön Eskdale auf und ab,
Du meiner Freunde Haus!
Durch ihre unbeſchützte Schaar
Wird ziehn der Feinde Graus!.
Doch rächend kehr' ich meerher noch
Dereinſt vor ihre Thür!
Ade mein Weib und einz'ge Luſt,
Ich darf nicht ſeyn bei dir!"

„„O Herr des Lands,"" die Lady ſprach,
„„O ginge'ſt du mit mir,
In meines Bruders hohes Schloß,
Geborgen wären wir!
Die Hamiltons und Douglas dort
Erhöhen ihr Panier!""
„Dank für die Liebe, ſüßes Kind,
Doch muß ich fort von hier!

Und ab zog er 'nen goldnen Ring,
Daran drei Siegelſtein':
„Hier! nimm dir dieß, mein holdes Lieb',
Und denk' du immer mein.
Doch nähmſt du einen andern Lord,
Eh' wieder ich bei dir,
Drei Tag' nicht hätt' er Lebensfriſt,
Obwohl ich ſelbſt nicht hier!"

Der Wind war friſch, das Schiff bereit,
Der Lord von ihr ſich wandt',
Und Viele gaben ihm's Geleit,
Der Freunde, zu dem Strand.
Sie tranken Wein, und manch Beſcheid
Ward frei ihm noch gebracht;
So zog er durch die Fluth ſo grau:
Lord Marwell nahm gut' Nacht.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

12 März 1840.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

Unsern Lesern gedenken wir aus dem obengenannten Werke mit nächstem Einiges mittheilen zu können; einstweilen geben wir das Interessanteste aus dem Bericht, welchen Charles de Remusat über das wichtige Werk erstattet.

„Die Welt entbehrt der großen Männer, und man behauptet, sie werde auch keine mehr sehen. Man verdammt die modernen Staaten dazu, diejenigen, die in ihrer Mitte geboren werden würden, zu übersehen oder zu verkennen; ja man spricht ihnen sogar die Kraft ab, solche hervorzubringen. Das Getreide treibt noch auf ihrem Boden, aber die Eiche wird nicht mehr darauf wachsen. Man sagt, dieß sey die Schuld unserer Civilisation, und zwar hält man sich gerade an das, was das Beste an ihr ist. Sie ist, so versichert man, zu vernünftig, zu regelmäßig in Allem, zu formalistisch in der Politik, um dem Genie des Handelns freie Bahn zu lassen. Die eifersüchtige Achtung vor allen Rechten, die noch eifersüchtigere Achtung vor allen Interessen, die steigenden Fortschritte des Geistes der Prüfung und Forschung, die unruhige Sucht nach Gleichheit, die nichts im Dunkel lassende Oeffentlichkeit, die Controle der öffentlichen Meinung, welche die Illusionen zurückweist und das Vertrauen vorsichtig prüft — erscheinen als eben so viele unübersteigliche Hindernisse für jene beinahe unumschränkte Macht, nach welcher die großen Männer streben, und die dazu erforderlich ist, daß man sie mit diesem Namen nenne. Es scheint, es gebe für sie kein Publicum mehr. Wo der Richter so viele, da sind die Bewunderer selten. Nun ist aber der Ruhm nichts Anderes, als die allgemeine Bewunderung, und die großen Männer leben nur durch den Ruhm. Zu gleicher Zeit sind die socialen Angelegenheiten etwas so Umfassendes und so Bekanntes geworden, daß keine Intelligenz sie beherrschen kann, und doch jede Intelligenz sich fähig glaubt sie zu fassen. Alles ist schwerer und weniger geheimnißvoll. Man glaubt nicht mehr an die Macht von Individuen. So scheint es müsse hinfort, was sich noch Denkwürdiges begeben soll, nur durch das Zusammenwirken Aller geschehen. Und wer kann es heutzutage der Gesammtheit gleich thun? Diejenigen, denen die Geschichte den Namen der Großen gab, haben es sich ihren Zeitgenossen gegenüber bequem gemacht, und welche Opfer sie auch der Nothwendigkeit gebracht haben mögen, sie haben sich doch fast immer als Gebieter benommen und ihrem Jahrhundert den Impuls gegeben. Es gibt Wenige, deren ganzes Leben etwas Anderes gewesen wäre, als eine lange und gewaltige Anstrengung, um die Welt zur Einwilligung in die Freiheit und Ungebundenheit ihrer Leidenschaften zu bewegen. Eine Persönlichkeit die sich gewaltthätig geltend macht — das war bisher das Merkmal der Größe. Ist ein solches Vorrecht heutzutage noch möglich, ist es nicht auf immer mit allen Vorrechten zu Grunde gegangen?

Aber doch hat es einen Mann gegeben, einen einzigen vielleicht, der gewiß den Ruhm verdient hat, und der weder seine Zeit noch sein Land gewaltthätig behandelt, der sich die Bewunderung unsers Jahrhunderts errungen hat, indem er seine Grundsätze achtete und dessen Ruf dem Bewußtseyn der Menschheit nichts gekostet hat; einen Mann, der getheilt und verfochten hat alle wahren Ideen, alle berechtigten Leidenschaften unserer Epoche, ohne ihre Ausschweifungen, Chimären und Schwächen zu kennen; dem es gelungen ist, seinen Namen zu einem herrschenden zu machen in dem nationalsten Ereigniß der Geschichte, und der groß war in einer Revolution; groß im Krieg und groß in der Politik, in der Freiheit und in der Regierungskunst, groß für die Philosophen und für das Volk; ein Weiser und ein Held — und dieser Mann ist der General Washington.

Hier haben wir also doch ein Beispiel; und sollte es auch das einzige bleiben unter den modernen Staaten, so wäre es doch immer gut, es ihrem Gedächtniß zurückzurufen; namentlich wäre es von Vortheil, Frankreich daran zu erinnern, es dem Unglauben entgegenzuhalten, welcher sich im Punkt der Größe und des Ruhmes mehr und mehr ausbreitet. Unser Vaterland

ergibt ſich immer gar leicht einem entmuthigenden Skepticismus, einem erniedrigenden Mißtrauen. Daher war es ein glücklicher Gedanke, ihm die unläugbaren Anſprüche Waſhingtons auf die Bewunderung der beiden Welten in ihrer authentiſchſten Reinheit vorzulegen, ihm in Einem Gemälde zu zeigen, wie die Rechte der Nationen geehrt und vertheidigt, die Bedürfniſſe und Forderungen des Jahrhunderts geſchont oder befriedigt, ſeine Ideen realiſirt und gefördert wurden, und doch inmitten von all dieſem ein eigenes und perſönliches Handeln, und ſo zu ſagen die Originalität eines überlegenen Mannes im Einklang mit Allem und unterſchieden von Allem, beherrſchend und vertretend ſein Vaterland, ſeine Epoche, ſeine Sache, in Einer Perſon Einheit und Vielheit bleibend, wie Pascal ſagt, das hieß, unſern Augen ein ſchönes Schauſpiel bereiten, und wahrlich, wir bedürfen ſchöner und erhebender Schauſpiele. Guizot iſt einer der Geiſter, welche die menſchlichen Dinge nur von einem großen Geſichtspunkt anſchauen mögen. Es iſt ſeinem Geſchmack, wie ſeinem Talent gemäß, alles was er berührt, zu erheben, und, der Geſchichte gegenüberſtehend, ſetzt ſich ſein Geiſt mit Leichtigkeit in Einklang mit der Größe der Ereigniſſe und der Menſchen. Die Geſchichte hat in der That zwei Klippen zu vermeiden. Es gibt eine banale und gefallige Philanthropie, welche das allen Dingen anhängende Uebel und Böſe verkennt und verläugnet, und die Schwäche der Theorien, die Gefahr der Leidenſchaften, die Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft und des menſchlichen Willens übertüncht. Es gibt einen engherzigen und anſchwärzenden Rigorismus, der die Macht der Wahrheit wie der Tugend bezweifelt, und der, die Kraft des guten Genius der Menſchheit verkennend, ihr ihre Fortſchritte und ihre Rechte ſtreitig macht und zu zeigen ſucht, daß ſie beſtändig die Sklavin oder die Narrin ihrer Leidenſchaften oder Traume ſey. Das eine wie das andre Syſtem macht abwechſelnd die Geſchichte ſchmeichleriſch oder ſatyriſch, lügenhaft oder entmuthigend. Weit entfernt von dieſen beiden Verirrungen iſt der Geiſt Guizots, jener ernſte und ſtrenge Optimismus, der uns die wahre Philoſophie der Geſchichte wie die wahre Politik zu charakteriſiren ſcheint. Keine von beiden ſoll weder unſern Schwächen liebkoſen, noch unſern Ehrgeiz niederſchlagen. Jene ſoll Alles begreifen, ohne irgend etwas Böſes zu rechtfertigen, ohne etwas Wahres zu verheimlichen, ohne etwas Großes zu erniedrigen, während dieſe dem Staatsmann gebietet, nöthigenfalls ſeiner Partei zu widerſtehen, ohne ſie zu verrathen, ſeine Zeit zu lieben, ohne ihr allzugefällig zu ſeyn, und der Wahrheit und der Hoffnung Zugang und Leben in allen Gemüthern zu bereiten.

(Fortſetzung folgt.)

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Fortſetzung.)

„War nun Goethe, dieſes erhabenen Inſtincts entbehrend, wahrhaft Dichter? Nein, obgleich er im Ausdruck und Form der erſte Lyriker und der größte Künſtler der zwei Jahrhunderte war, deren Zierde und Glanz er geweſen. War er Philoſoph? Nein, obgleich er im Fach der Naturwiſſenſchaften Arbeiten gemacht hat, die ihn, wie man verſichert, den berühmteſten Naturforſchern gleich ſtellen, und obgleich er, als der erſte, die Ideen einer ziemlich abſtracten Metaphyſik in einer prächtigen poetiſchen Sprache darzuſtellen wußte. Die große, reichhaltige Reihe der Werke Goethe's beſtärkt mich in der Ueberzeugung, daß er mehr Künſtler als Dichter iſt. Nirgends ſehe ich ihn begeiſtert, hingeriſſen von dem Gefühl des Idealen im menſchlichen Charakter. Goethe, der Sklave des Wahrſcheinlichen, d. h. der gemeinen Wahrheit, geſchworner Feind eines romantiſchen Heroismus als einer abſoluten Abgeſchmacktheit, konnte ſich nicht entſchließen, den Menſchen als ganz gut, noch auch den Teufel als ganz böſe zu ſchildern. Der Gegenwart verhaftet hat er die Welt gemalt wie ſie iſt, und nicht wie ſie ſeyn ſollte. Es ſcheint er habe ſich geſcheut vor einem moraliſchen Abſchluß, geſcheut vor irgend einer Gewißheit.

„Daher auch wehe dem, der Goethe nachahmen will! Wer, wenn er ſyſtematiſch jede Art von Ueberzeugung zerſtört, und in ſeinen Herzen jeder Sympathie den Krieg erklärt, um ſich vor dem engherzigen Geſetz der gemeinen Wahrſcheinlichkeit zu beugen. Wer könnte da groß ſeyn? Goethe allein vermochte es, nur er vermochte gut zu bleiben; denn er war nicht nur ein großer Schriftſteller, ſondern auch ein ſchöner Charakter, eine edle Natur, ein uneigennütziges, redliches Herz. So urtheile ich nicht nach den von ihm erſchienenen Biographien, auch nicht nach ſeinen eigenen Memoiren, denn ich bin etwas mißtrauiſch gegen das Urtheil, das der Mann, d.r a.t ward ohne eine Gewißheit, über ſich ſelbſt und über die Thatſachen ſeines frühern Lebens fällen muß; ſo urtheile ich nur nach ſeinen Schöpfungen. Seine Helden ſind keine Romanhelden, aber gute Menſchen. Ich bedauere, daß ich in ihnen nicht jenen Himmelsſtrahl finde, der mich mit ihnen in eine höhere Welt empor trüge; aber ich weiß, daß ſie noch nicht von dieſem neuen Licht verklärt ſeyn konnten. Es war noch nicht über den Horizont herauf, als Goethe ſein Leben und ſein Genie in die Kluft des Jahrhunderts warf. Unmittelbar über ihm ſteht eine andere Geſtalt, weniger grandios und vollendet, und doch verdunkelt ſie ihn, denn ſchon zerſtreut ſich die Nacht, die Sonne ſteigt, und Byrons Stirne wird von ihren erſten Strahlen vergoldet. Das Ideale, einen Augenblick zurückgedrängt durch das neuerungsſüchtige Streben des Jahrhunderts, erſcheint wieder befreit von den Wolken jener Uebergangsphiloſophie, als Sieger über die Nacht des Glaubensdespotismus.

Manfred.

„Goethe hat uns ein koſtbares Erbe hinterlaſſen. Was auch der Gedanke des Erblaſſers geweſen, nehmen wir ſeine Wohlthaten mit Dankbarkeit an und ſuchen wir ſie uns zu nutze zu machen. Eine ſchöne Form in der Kunſt iſt auch ſchon eine Wohlthat für unſern Geiſt. Sie erhebt unſer Urtheil, ſie ſchärft und ſtärkt unſern Geſchmack, ſie veredelt unſere Lebensgewohnheiten und belebt alle unſere Gefühle. Ahmen wir ja nicht die engherzigen Urtheile und die abſurden Proſcriptionen einer frühern Zeit nach, dadurch daß wir aus unſerm neuen Tempel die großen Männer

verdammen, deren Formeln ſich nicht mit unſerer idealiſtiſchen Orthodoxie vertragen! Dieß alles findet ſeine Anwendung auf Byron noch mehr, als auf Goethe, auf Manfred noch mehr als auf Fauſt. In dieſem Gedicht, dem Nachfolger des erſten, ſehen wir, auf den erſten Blick, einen noch unglücklichern, noch ſchuldigern, noch verdammteren Menſchen als Fauſt. Hiſtoriſch iſt es dieſelbe Perſon wie Fauſt, denn es iſt der von der widerlichen Geſellſchaft des Mephiſtopheles befreite Fauſt, es iſt Fauſt, widerſtehend dem ganzen Heer der Hölle, Fauſt der Sieger über die Sinne, über eitle Wiſſensſucht, über eitlen Ruhm und glühende Leidenſchaften. Pſychologiſch iſt es nicht mehr derſelbe Menſch, ſondern ein neuer, ein umgewandelter Fauſt, der die Qualen des thätigen Lebens durchgemacht hat, der unabſichtliche aber troſtloſe Mörder, Fauſt, der Gretchen und alle Hoffnungen und allen Troſt überlebt hat. Nicht mehr der Ueberdruß und die Unruhe ſind es, die ſeine Seele verzehren, ſondern die Reue und die Verzweiflung. Er iſt in eine neue Phaſe ſeines entſetzlichen Daſeyns getreten. Die unglückſelige Umgebung, die ihn einſchloß, hat ſich verändert, und ſein Weſen ſelbſt auch hat ſich verändert. Nicht mehr der Spötter Mephiſto iſt es, der ihn mit ſeinen Sarkasmen quält und ihn mit Wollüſten berauſcht, um ihn zu zwingen, unter dem Geſetz des Zufalls zu leben; das ganze Heer der Finſterniß, die Dews Ahrimans, der König der Dämonen in Perſon iſt es, der mit Nemeſis und den unheilvollen Parzen kommt, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen, aus welchem zwar Fauſt-Manfred als Sieger hervorgehen wird, aber wo noch entſetzlichere Qualen als die frühern ſeinen Todeskampf umlagern. In dieſer neuen Phaſe, die man die Phaſe der büßenden Verſöhnung Fauſts nennen könnte, hat zwar der große Verbrecher, der erhabene Verfluchte nicht mehr die Qualen eines gierig ſtrebenden Geiſtes zu erdulden; der Wiſſenstrieb hat in ſeinem kühnen Flug inne gehalten an dem Tag, wo das Herz brach. Aber aus dieſen zerreißenden Schmerzen ſchöpft dieß Herz, das bei Fauſt nicht lebte, bei Manfred ein intenſives Leben, ganz aus Reue und Gewiſſensangſt beſtehend, eine ununterbrochene, unerhörte Marter. Dieſer neue Fauſt iſt weit lebendiger, weit zugänglicher unſern Sympathien, viel menſchlich edler als der erſte. Wir finden bei ihm nicht mehr die Widerſprüche, die uns bei Fauſt mit Erſtaunen und Zweifel erfüllten. Das Geheimniß, welches ſein vergangenes Leben einhüllt, bezieht ſich nur auf Thatſachen, über welche zu grübeln unnütz iſt. Seine Geſchichte iſt uns unbekannt, aber ſein Herz iſt uns entſchleiert. *) Dieß Herz liegt halb offen und blutend vor uns da, es leidet, und ſofort verſtehen wir es, erkennen wir es, denn das Leiden iſt unſer Aller Erbtheil, und wir brauchen nicht eben ein Verbrechen begangen zu haben, um zu wiſſen, was es heißt: ewig weinen und hoffnungslos leiden!

„So iſt denn Manfred ein weit höherſtehender Menſch als Fauſt. Er beſitzt nicht minder als dieſer die Empfindung und den lyriſchen Enthuſiasmus für die Schönheiten der Schöpfung; aber er empfindet ſie anders, er vergöttert ſie anders als Spinoza und Goethe; er materialiſirt nicht die göttliche Idee, im Gegentheil, er vergeiſtigt die materielle Schöpfung. Auch er „erkennt ſeine Brüder im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer," aber nicht indem er ſich vernichtend der Materie ſich gleich ſtellt, nicht indem er die Unſterblichkeit des Gedankens abſchwört, um in reſignirter Verzweiflung mit den groben Elementen des phyſiſchen Lebens Bruderſchaft zu ſchließen. Nein! Manfred, nach Art der heidniſchen Pythagoräer, leiht ein göttliches Leben den ſtummen Schönheiten der Natur, oder legt ihnen eine mehr als menſchliche Intelligenz bei. Er beſchwört die Feen in der fleckenloſen Weiße des Schnees und in dem ſtäubenden Dampf der Waſſerfälle. Beim Ton der Schalmei ruft er:

„O wär' der Geiſt ich ſolchen holden Tons,
Eine lebend'ge Stimm', ein Wohllautshauch,
Ein allerfreund, körperloſes Weſen!"

Das Ideale, das dem Fauſt fehlte, ſtrömt über in Manfred; das Gefühl, die Gewißheit der Unſterblichkeit des Geiſtes tragen ihn beſtändig aus der Welt der Sichtbarkeit in die überſinnliche.

„Niemand, denke ich, wird wohl hier den plumpen Einwurf machen, daß dieß Phantaſtiſche im Manfred nur ein Spiel des Geiſtes, eine Laune der Einbildungskraft ſey, daß Byron nie an die Fee des Montblanc, das Schloß Arimans u. ſ. w. geglaubt habe. Jeder weiß, daß in der phantaſtiſchen Poeſie alle dieſe Geſtalten freie Allegorien ſind. Aber in der Wahl und Behandlung dieſer Allegorien offenbart ſich klar der ideale Horizont des Dichters. Wo Fauſt nur auf Hexen und Hexenmeiſter auf Böcken und Beſenſtielen, kriechende und giftige Ungeheuer, häßliche und groteske Viſionen eines wahnſinnigen Gedächtniſſes, beſeſſen von der Häßlichkeit der menſchlichen Laſter, ſtößt, da begegnet Manfred auf dem Berg ſchönen Genien, auf deren ruhiger und klarer Stirne ſich die Unſterblichkeit abſpiegelt. Das Phantaſtiſche bei Fauſt iſt die blinde Unordnung und der Zufall, bei Manfred die göttliche Weisheit und Schönheit.

„Und darum ſcheint mir Byron, weniger Künſtler als Goethe, d. h. weniger geſchickt, weniger correct und logiſch in vielen Beziehungen, doch weit mehr Dichter als Goethe, und weit religiöſer zu ſeyn, als die meiſten unſerer modernen ſpiritualiſtiſchen Dichter. Ja ſogar — ich bitte beſcheidenſt den großen Lyriker um Verzeihung, welcher an Byron die berühmten Verſe gerichtet hat:

„Geheimnißvoller Geiſt, Menſch, Engel, Dämon,
Was Du auch ſeyſt, ein guter — böſer, Genius,"

Byron ſcheint mir viel mehr vertieft in die Wiſſenſchaft und Erforſchung der göttlichen Dinge, als Herr von Lamartine ſelbſt! Er hat nie die Tradition des Katholicismus angenommen, er hat nichts leichthin angenommen, die Sache erſchien ihm zu wichtig, als daß er ſie nicht hätte im Allerheiligſten ſeiner Seele mit Wärme und Bitterkeit erörtern ſollen. Er kümmerte ſich ſehr wenig darum, für einen Atheiſten oder Skeptiker zu gelten, er, der unter allen Poeten den ſtärkſten religiöſen Trieb und Inſtinct beſaß! Durch die Natur dieſes religiöſen Gefühls ſelbſt zu einer trotzigen Aufrichtigkeit verdammt, gab er allen anarchiſchen Bewegungen ſeines Bewußtſeyns ſich hin. Als er endlich müde ward, in dieſem einerſeits abergläubiſchen, andrerſeits ungläubigen Jahrhundert vergeblich nach einer Formel zu ſuchen,

*) Eine abweichende Anſicht über dieſen Punkt iſt ausgeſprochen in dieſen Blättern, Jahrgang 1837, S. 250.

welche seinen Glauben erleuchtet hätte, unterlag er einer erhabenen Verzweiflung, und schrieb mit fieberglühender Hand:

„O sterben — —.—
Mich wieder in das Nichts verwandeln,
Das vor des Lebens Qual ich war!"

Aber diese Stunden der Entmuthigung — zeugen sie nicht gerade von der schmerzlichen Ermattung eine Seele, die sich im Suchen nach einer Gewißheit der Unsterblichkeit erschöpft; und viele Stellen im Manfred sprechen es aus, daß er an die Ewigkeit des Gedankens und der Seele glaubt." (Hier folgen mehrere Citate, die wir des Raumes wegen übergehen; dann fährt der Verfasser fort:)

„Jedermann kennt die letzte Scene, die so unvergleichlich hoch über allen Entwicklungen ähnlicher Art steht; und nun vergleiche man damit das Ende von Faust. Hier ruft Mephistopheles dem Faust zu: „Her zu mir!" und Faust, immer der Sklave des Dämons, läßt sich wegreißen vom letzten Seufzer Gretchens. Man vergleiche diese feige Schwäche mit der erhabenen Kraft des sterbenden Manfred, und betrachte die Rolle, welche bei Byron der von einem göttlichen Hauch beseelte Mensch spielt, gegenüber von der Rolle, welche Faust bei Goethe spielt, im Kampf mit dem Geist der Finsterniß, d. h. mit seiner eigenen Armseligkeit, welche alles göttlichen Beistandes entbehrt. — Ich glaube nicht, daß das Phantastische je mit solcher Meisterschaft behandelt worden ist, oder je sonst behandelt werden kann, wie in dieser Schlußscene des Manfred. Nie hat man mit so einfachen Mitteln einen dramatischern Effect hervorgebracht. Dieß langsame Erscheinen des Geistes, den der alte Priester zuerst nicht wahrnimmt, und den er, wie er sich nach und nach zwischen ihm und Manfred sichtbar erhebt, mit Schmerz aber ohne Entsetzen betrachtet, ist von düsterm Ernst. Ich glaube es ist nichts auf der Welt so schwer, als eine ernsthafte Geisterbeschwörung. Goethe war, nachdem er den Mephistopheles mit glänzendem Witz und Spott ausgestattet, genöthigt, um ihn für die Phantasie fürchterlich erscheinen zu lassen, alle Kräfte seiner an gräßlichen Gemälden, an entsetzlichen Ungethümen reichen Erfindung aufzubieten. Nach ihm war nichts in dieser Art mehr möglich, und in seinen Fußstapfen zu wandeln, hätte nur zur Parodie geführt. Byron hat sich dieser Gefahr nicht ausgesetzt, sein düsterer und majestätischer Genius verachtete die kleinen Mittel, mit welchen der glänzendbewegliche Genius Goethe's so große Wirkungen hervorgebracht hatte; Byron sah im Teufel nur die Personification der Verzweiflung, die er in seinem Innern trug, und doch ist er in der Erscheinung dieser höllischen Gottheit ein eben so großer Künstler gewesen wie Goethe. Er hat selbst einen reinern Geschmack bewährt, sofern er keiner seiner phantastischen Gestalten die entsetzlichen Formen lieh, welche in das Gebiet der Malerei gehören. Er hat sie zu dem, was sie sind, gemacht, rein nur durch die Idee, welche sie darstellen, und doch sind es keine frostigen Allegorien, wenigstens empfindet man sie nicht als solche. Sie erfüllen die Phantasie mit kaltem Schauer so gut als die Hexen, welche um den Rabenstein herum „streuen und weihen," als Faust und Mephistopheles in der unheimlichen Nacht auf schwarzen Rossen daher brausen. Sie machen um so mehr Eindruck, je weniger man gegen sie auf der Hut ist. Es ist ein Meisterstück, diese Wirkung so zu erreichen, und die Gränze verschwinden zu machen, welche die philosophische Allegorie von der poetischen Phantasie trennt. Die Rolle des Abt von St. Maurice ist ein Meisterwerk, und steht weit über dem Priester Petrus, der uns in Mickiewicz's Drama begegnen wird. Es sind in ihm die Güte, der demüthige Eifer, der Glaube, die Liebe personificirt. Manfred zeigt nicht die geringste Bitterkeit gegen ihn; der Dichter fühlte, daß dieß Werk eine zu hohe Philosophie enthalte, als daß gegen diese oder jene Form der Religion darin angekämpft werden dürfte.

„Gibt es etwas im Gefühl und im Ausdruck Erhabneres, als die unbesiegbare Kraft Manfreds in der Stunde seines Todes, wo er die Verzweiflung verachtet, welche ihm den letzten Athemzug streitig macht, und über alle Gewissensbisse, alle Zweifel, alle Leiden seines Lebens siegt mit Hülfe jener großen Idee von der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit:

„Vergeltung übt
Der Geist, unsterblicher Natur, an sich
Für all sein Thun und Trachten, gut und bös —
Er ist sich selbst des Elends Quell und Ende" —

Hierin liegt ein ganzes Dogma, und ein wahres Dogma! Und welche unglaubliche Verblendung hat denn in England das Vorurtheil in Aufnahme gebracht, daß Byron der Dichter der Gottlosigkeit sey? Und wie haben wir, die Vorurtheilsfreien, diese abgeschmackte Anklage wiederholen können? Ist er nicht in Wahrheit der inspirirteste unter den Dichtern, nicht der edelste Jünger des Idealen, der, in einer Zeit, beherrscht von Heuchlern und von Buhlerinnen, die ihnen als Agentinnen dienten, den gewaltigen Ruf der Empörung gegen den Fanatismus zu erheben gewagt, und gesagt hat: nein, der Geist des Bösen hält im Weltall der himmlischen Macht nicht das Gleichgewicht! Nein, Satan hat uns nicht in seinen Krallen; Ahriman ist unterjocht; das böse Princip muß fallen unter den Füßen des Erzengels, und dieser Erzengel ist der Mensch, erleuchtet endlich vom göttlichen Strahl, den Gott in ihn gelegt hat! — Grobe und thörichte Schmähungen sind gegen Byron erhoben worden; begierig hat man alle seine Fehler, mit maaßloser Freude am Skandal, verbreitet, und darauf gehört; aber ein Tag wird kommen, wo solche plumpe und unverständige Urtheile siegreich werden zurückgewiesen werden von den Kindern der geringsten Proletarier als veraltete Irrthümer. Gedulden wir uns denn! Die Nachwelt wird viele Irrthümer berichtigen, viel Unrecht gut machen. Dir, Byron, trostloser Prophet, Dichter zerrissener als Hiob und begeisterter als Jeremias, werden die Völker aller Stämme das Pantheon der Befreier des Gedankens und der Anbeter des Idealen öffnen!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 30 u. 31.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 März 1840.

Herr Ebbe.

Dänisch.

Herr Ebbe ritt aus Dän'mark hinaus,
In die weite Welt will er traben.
Herr Ebbe war sich selber zum Graus,
Kann Niemand lieb mehr haben.

Er hatte getanzt im Hause der Braut.
Wer das aus dem Sinn ihm brächte!
Er hielt das Licht, als sie wurde getraut
Daheim in der letzten der Nächte.

Die Braut war seine Braut, ihm so werth,
Nun wollte den Bruder sie ehen.
Sie starben beide von Ebbe's Schwert;
Die Eltern mußten es sehen.

Fort trug ihn der Klepper sonder Rast'
Mit dem sausenden Wind um die Wette.
Den Freunden wie Feinden war er verhaßt,
Er hatte nicht bleibende Stätte.

Im Freien schlief er alljede Nacht,
Und löschte die Zung' im Thaue.
Sein Klepper an seiner Seit' hielt Wacht
Im Sturmesgeheul, der graue;

Sah hin auf den Herrn und seufzte, wie's schien,
Bei seines Herrn Unglücke.
Fortjagte Herr Ebbe dreimal ihn,
Doch dreimal kehrt' er zurücke.

Nicht hält zu Lande Herr Ebbe noch aus,
Er setzt sich zu Schiffe geschwinde,
Mit dem Klepper befährt er der Wellen Gebraus,
Es spielten die Segel im Winde.

Als zwischen Himmel und Wasser er stand,
Zu den Wolken blickend, den schnellen:
Die Schärp', ein Geschenk aus Adelheids Hand,
Die gab er den Winden und Wellen.

Den goldenen Ring, der so theuer ihm war,
Senkt' er in der Wogen Gewimmel.
Dem Ring folgt' eine Thräne, so klar,
All sahen's die Stern' am Himmel.

Das Ruder auch warf er über Bord,
Den Schild und das Schwert, das geröthet
Noch war von seines Bruders Mord,
Und das die Braut ihm getödtet.

So stürzt' er in der Wogen Gebraus,
Das Schiff mag im Winde treiben;
Das Pferd auch sprang aus der Fähre hinaus,
Beim Herren wollt' es bleiben.

B. S. Ingemann. (K. L. Kannegießer.)

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Fortsetzung.)

Guizot, der unsers Erachtens die Politik und die Geschichte jederzeit so verstanden hat, mußte sich ganz in seinem Elemente finden, als er von der amerikanischen Revolution und vom General Washington zu sprechen hatte. Kein Ereigniß und gewiß kein Mann hat weniger Veranlassung zu jenen Beschränkungen im Lob und in der Sympathie gegeben, welche eine so peinliche Pflicht für den Historiker sind. Auch glaubt man, indem man Guizots Buch liest, zu empfinden, daß er die schöne Einleitung, worin er Washington ankündigt und beurtheilt, mit einer lebendigen und ernsten, glühenden und gehaltenen Beget-

sterung geschrieben. Sein Gedanke gefiel sich, ruhte beglückt in der Betrachtung des Schönsten unter allen irdischen Dingen: einer gerechten Sache, einer nationalen Revolution, eines tadellosen Ereignisses, eines großen und tugendhaften Mannes. Er hat sich bei seiner Darstellung bestrebt, in seinem Geist und in seinem Werk seinerseits zu verbinden und zu versöhnen, was er in der Wirklichkeit verbunden vorfand: die großherzigen und die praktischen Ideen, die Grundsätze der Freiheit und die Maximen der Ordnung, das gerechte Mißtrauen, welches die Kenntniß seiner selbst und der Menschheit einflößt, und den unerschütterlichen Glauben der Vernunft an die Herrschaft des Guten und den Sieg der Wahrheit. Kein ernstgesinnter Mann, der in den Kampf unsrer Meinungen und streitenden Ansicht hineingeschleudert ist, wird ohne innere Bewegung lesen, was Guizot geschrieben. Ich wünschte hoffen zu dürfen, daß er die grundlosen Anmaßungen gewaltthätiger und chimärischer Geister zerstören werde. Vornehmlich aber wünschte ich glauben zu dürfen, daß er denen wieder einige Kraft und Kühnheit einflößen werde, die, ohne Leidenschaften wie ohne Hoffnungen, den Ueberzeugungen mißtrauen, die Ideen verachten, und die ängstliche Scheue für Weisheit halten.

Wir versuchen nach Guizot ein Bild von Washington und seiner Zeit zu geben; vielleicht daß daraus einige Belehrung für unsre Zeit abzuleiten ist.

Das erste Erforderniß einer Revolution ist: daß sie rechtmäßig sey. Wir schreiben, Gott sey Dank, in einer Zeit, wo man die Rechtmäßigkeit der amerikanischen Revolution nicht mehr bestreiten wird; aber dieß Verdienst kommt nicht ihr allein zu. Die schweizerische, die holländische, die englische, die französische Revolution sind rechtmäßig gewesen. Aber die amerikanische Revolution stellt sich mit charakteristischen Merkmalen dar, welche sie vielleicht unter allen Ereignissen dieser Gattung zum reinsten und glücklichsten stempeln.

Man hat oft gesagt, die Amerikaner seyen ein neues, junges Volk, und eine Revolution sey für sie weit leichter gewesen, als für die europäischen Staaten. Gekrümmt unter der Bürde der Vergangenheit, belastet von Erinnerungen und Traditionen, können diese ihr Joch nicht abschütteln ohne gewaltige und manchmal strafbare Anstrengungen. Bei ihnen machen sich heftige Leidenschaften Luft im Angriff wie in der Vertheidigung. Der Fanatismus ist nothwendig, um zu zerstören, was der Fanatismus vertheidigt. Daher jene Kämpfe, jene Ausbrüche der Rache, jene Gräuel, welche England und Frankreich erlebten. Es ist wahr, die Vergangenheit lastete minder schwer auf dem amerikanischen Staat. Doch war er nicht so neu, nicht so von Erfahrung und Erlebnissen entblößt, als man oft annimmt. Das Land der Bewohner der dreizehn Colonien war neu, die Bewohner selbst waren es nicht. Es waren Schauspieler der alten Welt, auf das Theater der neuen verpflanzt; es waren alte Engländer in Neuengland. Sie trugen das tiefe Gepräge der in ihrem Stamm erblichen Gewohnheiten und Ansichten; die angebornen Tugenden hatten größere Einfachheit angenommen in dem rauhen Leben des Anbaues eines noch jungfräulichen Bodens, und mehr Kraft in den Kämpfen des Schanzgräbers gegen die Gefahren und Anstrengungen der Wüste. Es war eine eigenthümliche Verbindung der Sitten, mit welchen wir gern die Gesellschaften des Urzustandes schmücken, und der Traditionen, die nur vorgerückteren Staaten angehören. Ihr socialer Glaube war alt, wenn auch ihre Gesellschaft selbst es nicht war, und sie hatten sich der Natur genähert, ohne ihre Einsichten und Erinnerungen zu verlieren. Feinde der Unordnung wie der Unterdrückung, an Ehrfurcht gewöhnt und stolz, entschlossen und gemäßigt, hatten sie nichts von der Unerfahrenheit und von dem Ungestüm noch neuer Nationen, als sie sich ernst und beinahe friedlich für ihre Unabhängigkeit und Freiheit erhoben.

Die Ehre und die Ueberzeugung bewaffneten sie gegen Englands Despotismus, nicht die Verachtung einer schwachen Gewalt und verschrienen Gesetze, nicht das Gelüsten nach Empörung, welches ganz natürlich entsteht in denjenigen, die da Zeugen sind einer verderbenen und entnervten Regierung. Nicht der durch Mißbräuche und Fehler geweckte Geist der Kritik, nicht das durch Controversen ermuthigte, speculative Raisonnement hatten sie zur Entdeckung der Freiheit geleitet. Die Freiheit war für sie weder eine philosophische Induction noch eine literarische Neuigkeit, sondern ein nationaler Glaube und ein Familiengefühl. So verstanden, so geliebt, läuft die Freiheit nicht Gefahr, jene destructive Verneinung zu werden, welche mit allen Jochen auch alle Zügel zertrümmert, alle Leidenschaften gegen alle Regeln und Gesetze entkettet und die Welt verheert, um sie zu befreien. Die alte Regierung eines civilisirten Landes bietet oft in ihren letzten Jahren ein für die Moral der Völker gefährliches Schauspiel dar: das eines nicht ehrwürdigen Alters. Da eilt die Gewohnheit, die Institutionen zu verhöhnen, dem Verlangen sie zu ändern voran. Ein Staat entartet, wenn er lange Zeit die verachtet, die ihn beherrschen; er wird mehr des Gehorsams überdrüssig, als er die Freiheit liebt; er verliert den Sinn für die rechtmäßige Autorität und verfällt in die politische Impietät. Nichts dergleichen war bei den Amerikanern des vorigen Jahrhunderts. Ihr ernster und traditioneller Freiheitssinn glich nicht jenem neuerungssüchtigen Reactionsgeist, der die Empörung als solche liebt und auf seinem Weg alles umstürzt, was er stehen sieht. Voll einfachern Stolzes als die Sicambrer unserer Geschichte hatten die Amerikaner, die nie vor Götzen das Knie gebeugt, nicht erst zu verbrennen, was sie zuvor angebetet.

Wie mußte die Revolution eines solchen Volkes sich gestalten?

Die menschlichen Leidenschaften achten nichts. Wenn einmal die Ereignisse sie aufregen, so verführen sie die Besten, machen die Weisesten irren; sie reißen mit sich fort selbst die Sitten, unter deren Schatten sie erwachsen sind, und verheeren, wie entzündetes Stroh, das Feld, das sie getragen. Wäre die Unterdrückung, welche die Colonien zum Aufstand brachte, jene gewaltthätige Tyrannei gewesen, welche Rachegefühle, entsprechend ihrer Wuth, hervorruft, so hätte ihr Uebermaaß Repressalien zur Folge gehabt; die Amerikaner hätten sich gerächt, um sich zu befreien; denn sie waren Menschen. Aber hier muß

man ihr Glück bewundern. Gewiß, der Widerstand war ihnen erlaubt; sie waren dazu verpflichtet durch die heiligen Grundsätze und die unverletzlichen Wahrheiten, als deren Depositäre sie sich fühlten; aber er war für sie keine absolute Nothwendigkeit. Die brittische Regierung hatte nur ein constitutionelles Princip bedroht; man konnte nicht sagen, daß sie die Amerikaner verfolgt habe, sie hatte es nur an Achtung gegen sie fehlen lassen; sie fanden, daß dieß schon genug sey, und das macht ihnen Ehre; aber sie konnten auch überlegen, ehe sie handelten, sie liefen nicht übereilt zu den Waffen, sie pflogen Rath mit der Klugheit, sie zügelten ihren Zorn, mäßigten den Widerstand, und schienen sich Mühe zu geben, die Revolution bei jedem Schritt als berechtigt erscheinen zu lassen. Sie entledigten sich ihrer wie einer Pflicht.

Sodann war die Regierung, die sie angriffen, nicht anwesend, nicht unter ihren Augen, nicht abwechselnd übermüthig und schwach, mit empörenden Ansprüchen nicht einzelne kleinliche Quälereien verbindend. Sie strafte wenig, von fern straft man nicht, man fängt Krieg an. Es war ein Bürgerkrieg, weil beide Heere von gleicher Abstammung waren, die gleiche Sprache redeten und lange Zeit die gleiche Regierung, die gleiche Fahne gehabt hatten. Aber wo das Meer die beiden Fractionen eines Volkes scheidet, und wo, wenn es zum Kampf kommen soll, die eine ihre Soldaten zu einer fernen Expedition einschiffen muß, da verliert der Bürgerkrieg viel von seinem Elend; der minder lebhafte Haß erzeugt weniger Verbrechen; das Völkerrecht besteht fort und ermäßigt sie; der Sieg zeigt sich nicht unbarmherzig und die Kraft erkennt Gesetze an. Das ist ein weiterer Umstand, der der amerikanischen Revolution den revolutionären Charakter großentheils benimmt. So erklärt sich der unvergleichliche Charakter der Revolution von 1776. Man liest ihn, geschrieben und unterzeichnet von der Hand derjenigen, die sie durchgesetzt haben, in jener unsterblichen Unabhängigkeitserklärung, worin gewissermaßen die Seele der amerikanischen Nation athmet. Wenn man sie liest, so ahnt man schon, wie eine Revolution verlaufen wird, die so besonnen, so gewissenhaft, so ängstlich ihr gutes Recht zu beweisen und den obersten Richter und Entscheider der Gerechtigkeit auf ihrer Seite zu haben sich zeigt. Man sieht voraus, daß bei einem Ereigniß, dem ein solches Manifest vorangeht, Alles in Uebereinstimmung seyn wird, Grundsätze, Mittel und Resultat, und daß, was im Namen der Freiheit begonnen worden, durch die Freiheit sich vollenden und die Frucht der Freiheit tragen werde. Denn in der That, die Freiheit ist aus dieser Revolution hervorgegangen!

Nach dem Revolutionskrieg war nichts ehrenvoller für die Nation, als die vernünftige und tugendhafte Bestrebung, die sie machte, um sich eine Regierung zu geben. Sie besaß nur einen hohlen Schein davon in den improvisirten Gewalten und Behörden, welche bisher Dienste geleistet hatten. Die beiden gewöhnlichen Ursachen des Despotismus: die Insurrection und der Krieg, hatten nicht ihre gewöhnlichen Folgen gehabt. Die Wohlfahrtsausschüsse dieser Revolution hatten nichts Dictatorisches gehabt, und der Congreß ermahnte häufiger als er gebot. Ohne sich der militärischen Autorität hinzugeben, mißtraute er doch auch seiner eigenen, und die Versammlungen der einzelnen Colonien, welche sowohl gegen die des Congresses als die der Armee argwöhnisch waren, bedienten sich ihrer Rechte mehr wie einer Localfreiheit, denn als einer Regierungsbefugniß. Eine Art Municipalgeist, wie das Mittelalter ihn entwickelt hat, herrschte in den dreizehn Staaten, mehr ein Geist des Widerstands als der Leitung, mehr geeignet die Privatrechte zu schützen, als die der Gesellschaft zu retten. Er hielt die Centralgewalt gleichsam im Schach. Diese unerschrockenen Männer, welche einer mächtigen Hauptstadt die höchste Autorität zu bestreiten gewagt hatten, wagten nicht, sie für sich zu behalten. Sie erklärten den Krieg, und besannen sich, ihr Land dazu zu zwingen; sie nahmen England das Recht, Steuern aufzuerlegen, ohne selbst davon Gebrauch zu machen; sie nahmen alle Prärogative einer Regierung in Anspruch, und regierten selbst nicht. Eine übermäßige Achtung vor der Freiheit setzte sie der Gefahr aus, sie gar nicht zu erobern.

Diese Bedenklichkeiten stellten mehr als einmal das Heil Amerika's in Frage, und während des Kriegs kam mehr als Ein Tag, wo man eine Dictatur vermißte. Aber am Ende ging doch Alles glücklich und die Entwicklung ward nur um so schöner. Während gewöhnlich die öffentliche Gefahr die Macht bewaffnet und die Freiheit vertagt, entdeckte die Nation gerade im Augenblick des Siegs und des Friedens die Schwäche, das Nichts ihrer Regierung, und die Nothwendigkeit sie zu verstärken, oder vielmehr sie neu zu schaffen. Die Einheit war nur das Losungswort der nationalen Ordnung gewesen, das föderalistische Band existirte nur dem Namen nach. Die Vereinigten Staaten, welche die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hatten, schienen in ihrer Entstehung zu sinken. Sie hatten kein Heer, keine Finanzen, keine Diplomatie. Das politische Leben schien in dem Augenblick, wo sie frei geworden waren, auf dem Punkte zu erlöschen. Sie empfanden das Uebel und wollten es um jeden Preis wieder gut machen.

Den Charakter, der uns im amerikanischen Volk und in dem denkwürdigsten Ereigniß seiner Geschichte aufgefallen ist, finden wir noch ausgezeichneter und schärfer hervortretend in General Washington wieder. In ihm haben sich die Nation und die Revolution personificirt. Sein Leben zeigt wie ein Spiegel die Geschichte seines Vaterlandes. Eines Tags vielleicht dürfen wir nur noch ganze Massen bewundern; vorderhand aber nehmen wir uns noch Muße, einen großen Mann zu bewundern.

Washington stammte aus einer in England alten Familie. Derjenige Vorfahr von ihm, der sich zuerst in Virginien ansiedelte, hatte Europa im Jahr 1657 verlassen. Er gehörte jener zugleich religiösen und politischen Generation an, welche zur Zeit der Revolution lebte. Er kaufte Ländereien, wurde Pflanzer, und sein Urgroßenkel wurde hinsichtlich der Familie, des Berufs, der socialen Lage, unter solchen Verhältnissen geboren, unter welchen sich der amerikanische Charakter am vollständigsten entwickelte. Als Privatmann wäre er ein einsichtsvoller Landbesitzer, ein aufgeklärter Agriculturist geworden, von einfachem Wissen, strengen Sitten, der Religion huldigend, eifersüchtig auf seine Ehre, kräftig, tüchtig, thätig, für Anstrengungen, Ge-

fahren und Einſamkeit gemacht, kalt in ſeinem Benehmen, Herr in ſeinem Hauſe, geachtet in der Umgegend, und leicht eine Ueberlegenheit über Alle behauptend durch ſein treffliches Urtheil und die Energie ſeines Willens. Die einfachſte Lage hätte für ihn gepaßt und ihm genügt, wenn es nur eine würdige war; aber er paßte auch für die höchſte, jeder gewachſen vermöge ſeiner Talente, jeder überlegen vermöge ſeines Charakters.

Er hatte Geſchmack für die Mathematik und verſtand davon genug, um ein geſchickter Feldmeſſer zu ſeyn, ein wichtiger und ſchwieriger Beruf in einer Staatsgeſellſchaft, welche ſich in Beſitz von Urwäldern ſetzt und Wüſten urbar macht. Bei den Arbeiten, welche dieſe Beſchäftigung mit ſich brachte, fing er ſeine Lehrjahre in Strapazen und Gefahren an, und fühlte in ſich jenen militäriſchen Beruf erwachen, welchen der Krieg von 1755 entwickelte. Mit 19 Jahren Major in der Miliz ſeines Diſtricts, nahm er an mehreren kühnen Unternehmungen Theil und wurde Befehlshaber der Handvoll Leute, welche Virginien ſein Heer nannte, und die einen Gränzkrieg gegen die Indianer und die Franzoſen führten. Gewiß war er ein tüchtiger Officier, kalte Kühnheit mit Vorſicht paarend. Was aber am meiſten bei dieſem Beginn ſeines öffentlichen Lebens ins Auge fällt, iſt das eiferſüchtige Beſtreben, das er bei jeder Gelegenheit zeigt, ſeine perſönliche Würde zu wahren; das gewiſſenhafte Gefühl einer Verantwortlichkeit, die ganz auf ihm laſtet, ſelbſt wenn er in Gemeinſchaft handelt, und die Ideen ſeiner natürlichen Ueberlegenheit, die er unwillkürlich allen ſeinen Umgebungen mittheilte. Ueberall war oder wurde er der Erſte. Ueberall flößte er den dunkeln Glauben ein, daß er zu großen Dingen beſtimmt ſey.

(Fortſetzung folgt.)

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Fortſetzung.)

Konrad.

„Mit dieſem Namen will ich das Fragment von Mickiewicz benennen, das er ſelbſt nur als: dritten Theil der Dziady, erſter Act, betitelt. Ein bloßes Fragment iſt es, das ich Fauſt und Manfred gegenüber ſtellen will. Aber was trägt eine Lücke aus zwiſchen dem 1833 veröffentlichen Werke, und demjenigen, an deſſen Vollendung der Dichter jetzt ohne Zweifel arbeitet? was eine Verzögerung in der Entwicklung der Charaktere und im Gang der Ereigniſſe, wenn dieſe Ereigniſſe und Charaktere ſchon mit ſo feſter Hand angelegt ſind, daß man auf den erſten Blick in dem Dichter einen Ebenbürtigen Goethe's und Byrons erkennt? Da ohnehin das philoſophiſche Drama ſich in der Form nicht ſtreng an den Gang der Ereigniſſe bindet, ſondern nach Belieben den Phaſen des Gedankens folgt, den es entwickelt, ſo bekümmert ſich der Leſer wenig um die Vollendung des Factiſchen, wenn nur die Idee genügend entwickelt iſt. Die beiden erſten Acte von Fauſt würden für ſich ein vollſtändiges Werk bilden; das Ende des Fauſt bleibt in Zweifel, und Byron hat es auf ſich genommen, ihn zu vollenden. Aber auch im Manfred würden, ſtreng genommen, die erſte und die letzte Scene hinreichen zur Entwicklung der Idee. Begnügen wir uns daher für jetzt mit dem Fragment von Mickiewicz.

„Wir haben geſagt, die Neuheit der von Goethe geſchaffenen Form beſtehe in der Verbindung der metaphyſiſchen und der wirklichen Welt. Beim Fauſt iſt die Miſchung ſehr geſchickt durchgeführt. Er hat beinahe alle Eigenſchaften eines zur Aufführung geeigneten Drama's, und man begreift wie die Theater ſich ſeiner bemächtigen konnten. Dieß aber, in den Augen der Meiſten wohl ein Vorzug, ſcheint uns ein Fehler, wenn wir das eigentliche Weſen des metaphyſiſchen Drama's erwägen. Fauſt geht zu ſehr in die Wirklichkeit ein. Fauſt wird zu leicht ein Menſch wie andre Menſchen, und Mephiſtopheles ſelbſt iſt bald nur noch ein gewandter Schelm, bald Spitzbube, bald Kuppler, deſſen Typus in der menſchlichen Natur leicht zu finden wäre. Byron dagegen hat das Drama weit mehr in die phantaſtiſche als in die wirkliche Welt verlegt. Die wirkliche Welt iſt im Manfred nur halb ſichtbar, und dieſer erſcheint, durch eine bewundernswerthe Logik des Gefühls, in der letztern rein, friedlich, beinahe ideal in ſeiner Aufrichtigkeit. Es iſt dieß der Blick, den eine großartige und muthvolle Verzweiflung im Vorübergehen auf das friedliche Leben einfacher Menſchen wirft; und der Gemſenjäger und der Abt charakteriſiren die Unſchuld und die Frömmigkeit. Manfred iſt deſpotiſch und hochfahrend nur gegen die hölliſchen Perſonen, d. h. gegenüber ſeinen eigenen Leidenſchaften und Gedanken. Er triumphirt über die Rache, die Furien, das Schickſal, den Tod ſelbſt, um ſich, zwar ohne Hoffnung auf Glück, aber mit übermenſchlicher Kraft zur Erkenntniß der göttlichen Gerechtigkeit zu erheben.

„Vielleicht aber ließe ſich mit Recht behaupten, daß Byron in der Oppoſition gegen Fauſt ſeinerſeits zu weit gegangen ſey und zu ſehr nur in der phantaſtiſchen, innern Welt lebe. Die Art und Weiſe von Mickiewicz erſcheint mir als die beſte. Er vermiſcht nicht den Rahmen mit der Idee, wie Goethe, noch auch löst er den Rahmen von der Idee ab, wie Byron. Das wirkliche Leben iſt an ſich ſelbſt ein kraftvolles, ergreifendes, furchtbares Gemälde, und die Idee lebt und waltet mitten darin. Die phantaſtiſche Welt iſt weder draußen, noch darüber, noch darunter; ſie iſt im Innern von Allem als das Weſen, ſie bewegt Alles, ſie iſt die Seele aller Realität, ſie wohnt in allen Thatſachen. Jede Perſon, jede Gruppe trägt ſie in ſich und offenbart ſie auf eigenthümliche Weiſe. Die ganze Hölle iſt entfeſſelt, aber die himmliſchen Heerſchaaren ſind auch da; und während die Dämonen im Reiche der Sichtbarkeit triumphiren, werden ſie beſiegt im intellectuellen Reiche. Ihnen ſind gegeben die zeitliche Gewalt, die Ukaſe, die Torturen, die Arme der Henker, Verbannung, Ketten, alle Marterinſtrumente. Den Engeln gehört das geiſtige Reich, die heroiſche Seele, die fromme Erhebung, die heilige Entrüſtung, die prophetiſchen Träume, die himmliſchen Ekſtaſen der Opfer. Aber dieſe himmliſchen Belohnungen werden errungen durch das Märtyrerthum, und Scenen des Märtyrerthums ſtellt der düſtre Pinſel Mickiewicz's unſern

Augen dar; — Gemälde, wie weder Byron, noch Goethe, noch Dante sie hätten entwerfen können. Vielleicht war auch im Leben von Mickiewicz selbst nur Ein Moment, wo ihm diese wahrhaft übermenschliche Inspiration zu Theil werden konnte. Wenigstens haben Verfolgung, Qual und Verbannung in ihm Kräfte entwickelt, die ihm zuvor unbewußt waren; denn nichts in seinen übrigens so trefflichen Schöpfungen ließ in dem Dichter diese Saite des Schmerzens und des Fluches ahnen, welche der Sturz seines Vaterlandes zugleich beben, donnern und seufzen machte. Seit den Thränen und Verwünschungen der Propheten von Zion hat sich keine Stimme mit solcher Kraft erhoben, um einen so gewaltigen, umfassenden Gegenstand zu besingen, wie der Untergang einer Nation ist. Aber eine Frucht der neuern Zeit, jener alten noch fremd, ist der philosophische Sinn, der den engen Horizont des Volks Gottes ins Unendliche erweitert. Es gibt weder Juden noch Heiden mehr; alle Bewohner der Erde sind das Volk Gottes, und die Erde ist die heilige Stadt, die durch den Mund des Dichters die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Himmels anruft.

„Dieß ist die gewaltige Idee des polnischen Drama's; man kann darin die Ausdehnung erkennen, welche das Bewußtseyn des Idealen seit Faust bis auf Konrad durch Manfred hindurchgehend gewonnen hat. Man könnte Faust den Fall, Manfred die Versöhnung, Konrad die Rehabilitirung nennen; aber es ist eine blutige Wiederherstellung, es ist das Fegfeuer, wo der Engel der Hoffnung unter Martern sich erzeht, nach dem Himmel deutend, und den Opfern die Palme reichend; es ist ein Brandopfer, wo die eine Hälfte der Menschheit von der andern erwürgt wird, wo die Unschuld vor dem Richterstuhl der Sünde steht, die Freiheit vom Despotismus, die Civilisation der neuen Welt von der Barbarei der alten geopfert wird. In diesem Todeskampf lachen und jubeln die Teufel; die Engel seufzen und beben; Gott schweigt! Da stößt der Dichter einen Schrei der Verzweiflung und Wuth aus; er bietet alle Kräfte seines Geistes und Genie's auf, um von Gott die Begnadigung der untergehenden Menschheit zu erzwingen. Nichts Erhabeneres gibt es, als diesen verzweifelnden Aufruf des Menschen zum Himmel; es ist die Stimme der ganzen Menschheit, welche die göttliche Vermittlung anfleht und gegen das Reich Satans protestirt... Aber Konrad ist, wie der rebellische Engel, in die Sünde des Hochmuths verfallen. Der Himmel verschließt, Gott verhüllt sich; ein einfacher Priester, den die Engel segnen, indem sie ihn einen „sanftmüthigen und demüthigen Knecht" nennen, hat allein die Macht, die Teufel, die ihn umdrängen, zu verscheuchen, und diesem frommen Knecht, dessen reiner Mund nie gelästert, wird Gott die Geheimnisse der Zukunft offenbaren.

„Eine strenge Kritik könnte hier leicht sagen: die unverständlichen Offenbarungen Gottes erinnern ein wenig an die Räthsel der alten Orakel ohne das lösende Wort, und es sey ein armseliger Trost, der hier dem Glauben und Gebet bewilligt werde, diese Vision, wo in einer mythischen Zahl das Vaterland des Dichters sich befreit sehe durch einen Bund von 44 Städten, oder einen Menschen, dessen Namen 44 Buchstaben habe, oder ein Heer von 44 Legionen. Die Polen verlieren sich in Commentaren zu dieser Weissagung, deren Zahl wir nicht vermehren wollen. Uebrigens muß Ein Wort allen pedantischen Tadel zum Schweigen bringen: Polen ist katholisch und Mickiewicz ist sein mystischer Dichter. Das Ideale hat bei ihm noch nicht die neue Form angenommen. Die Mehrzahl des slavischen Stammes ist versammelt unter dem aufrichtig geglaubten Gesetz des Evangeliums. Achten wir diesen unbefangenen Glauben, und ziehen wir ihn nicht vor unsern philosophischen Richterstuhl. Wir bedauern freilich, daß nach so herrlichen Erhebungen zur Wahrheit Mickiewicz durch die Ueberzeugungen, an welchen er mit patriotischer Treue festhält, genöthigt ist, fromme Täuschungen, gleich den Sibyllen, auszusprechen. Bei einer kühnern Idee von der ewigen Gerechtigkeit und von der providentiellen Führung der Menschheit hätte er die Frage mit mehr Klarheit entschieden. Er hätte prophezeyen können, daß die Niederlage Polens in der Folgezeit zum Triumph über Rußland werden, und daß, wie das römische Reich zum intellectuellen Triumph des gedemüthigten und unterdrückten Griechenlands beitrug, so Rußland dem intellectuellen und moralischen Triumph Polens dienen werde.... Doch, was kümmert uns die Sprache, in welcher der Genius seine Orakel verkündet? Die Sprache Mickiewicz's ist der Katholicismus. Sey es! Ich kann nicht umhin zu glauben, daß er für die großen Geister, die noch in seiner Sphäre stehen, in seinen Formeln einen tiefern und umfassendern Sinn berge, als die Worte ausdrücken. Mickiewicz's Katholicismus, wie aufrichtig er auch sey, bequemt sich zur Allegorie so gut wie der spöttische Katholicismus (?) Faust's und das Heidnischphantastische bei Manfred. Der Blitz, der am Ende des Acts in das Haus des Doctors schlägt, ist, wie man behauptet, ein historisches Factum. Man kann darin das Symbol der Strafe sehen, die über dem Haupt des Unterdrückers schwebt. Unter den Weissagungen des Priesters Petrus kommt eine, in ihrer Naivetät tiefsinnige Legende vor. Vom Senator und seinen Verbündeten befragt wegen des Blitzes, der einen der Ihrigen getroffen, erzählt er ihnen: wie einmal mehrere Missethäter unter einer Mauer geschlafen hätten. Der Schlimmste unter ihnen wurde aufgeweckt von einem Engel, der ihm anzeigte, die Mauer werde einstürzen. Er floh eiligst, und als er wirklich seine Genossen zerschmettert sah, dankte er angelegentlichst dem Engel, der ihn gerettet. Aber dieser antwortete ihm: danke mir nur nicht! deine Strafe ist bis zuletzt aufgespart, damit sie die grausamste von allen sey.— Man sieht, daß dieser energische und drohende Katholicismus weit entfernt ist von der apathischen (?) Resignation eines Silvio Pellico. Konrads glühende Energie ergießt sich in Worten, welche Gott selbst würden erbleichen machen, wenn er nur der Jehovah wäre, der mit den Völkern der Erde spielte, wie ein Schachspieler mit den Königen und Bauern des Schachbretts. Und das Schweigen dieser Gottheit, deren unbarmherzige Gesetze Konrad nicht begreift, versetzt ihn eben in die Wuth und den Wahnsinn — eine merkwürdige Protestation des katholischen Dichters gegen den Buchstaben seiner Dogmen, eine Protestation, welche Mickiewicz selbst nicht mehr widerlegen kann, nachdem er sie geschleudert hat. O großer Dichter! Philosoph wider Willen! Uns,

Digitized by Google

bei einem richtigen und großartigen Begriff von Gott, erscheint deine Läſterung als der religiöſeſte Aufſchwung deiner großherzigen Seele! —

„Die Proben, die wir dem Leſer mittheilen, zeigen die zwei Seiten von Mickiewicz's Genius: das Talent der dramatiſchen Erzählung und das Talent der philoſophiſchen Poeſie. Die Scene eröffnet ſich in Wilna, im Kloſter der Baſilianiſchen Prieſter, das in ein Staatsgefängniß umgewandelt iſt. Ein Gefangener (Konrad) ſchläft ein, auf das Fenſter ſich lehnend. Sein Schutzengel macht ihm im Schlaf ſanfte Vorwürfe:

„Fühlloſes, böſes Kind! dich hat
Durch ihre Tugend in der Welt,
Im Himmel droben durch Gebet
Lang vor Verſuchung und Unheil
Bewahrt, als jung die Mutter dein!
Wie oft bin in dein Kämmerlein,
Auf ihre Bitt' und Gottes Wink,
Herunter ſchweigend ich geſchwebt
In ſchweigſam ſchattendunkler Nacht!
In einem Strahl ſtieg ich hinab
Und ſchwebte über deinem Haupt.
Wiegte die Nacht dich ein, ſo war
Ich da, mich beugend über deinen
Empörten Traum, der Lilie gleich,
Der weißen, ob getrüber Quelle."

Der Engel erinnert Konrad an ſeine Empörungen, ſeine Gottesvergeſſenheit:

„Thränen vergoß ich, bittre, dann,
Drückt' in die Hände mein Geſicht,
Ich wollte... und ich konnte nicht,
Vor Scheu' in meinen Himmel heim.
Denn deine Mutter fragte dann:
Was bringſt mir von der Erde mit
Aus meiner Hütte, welche Botſchaft?
Was war der Traum von meinem Sohn?"

Auf dieſen Monolog des Engels folgen die Angriffe der Dämonen. „Schieben wir ihm eine ſchwarze Flaumfeder unter das Haupt," ſagen ſie, „ſingen wir ihm — ganz leiſe, daß wir ihn nicht erſchrecken:

Ein Geiſt links.

Trüb iſt die Nacht in deinem Kerker...
Dort, in der Stadt, vertauſcht ſie luſtig;
Der Inſtrumente Ton belebt
Die Gäſte, voll der Becher kreiſt,
Die Sänger ſtimmen Lieder an.

Konrad (erwachend).

Du, der du deine Brüder würgſt,
Mit Morden deinen Tag verbringſt,
Und Abends luſt'ge Feſte feierſt:
Beſinnſt du dich am Morgen noch
Auf einen einz'gen deiner Träume?
Und wenn auch... ob du ihn verſtändeſt?

(Schläft wieder ein.)

Der Engel.

Freiheit wird wieder dir geſchenkt;
Dir zu verkünd'gen ſchickt mich Gott...

Konrad (erwachend).

Frei ſoll ich wieder ſeyn... ja wohl!
Ich weiß es nicht, woher mir kam
Die Botſchaft; aber wohl weiß ich,
Von welcher Art die Freiheit iſt,
Welche die Moskowiter ſchenken!
Oh die Verhaßten! Hand und Fuß
Befreit' ſie von den Ketten mir,
Und legen ſie mir um die Seele!
Verbannung — das iſt meine Freiheit!
Umirren unter fremdem Volk
Feindſel'gem, muß, ein Sänger, ich!
Verſtehen wird Niemand von meinem
Geſang etwas.. als nur ein hohles
Verworr'nes Summen!.., O die Tück'ſchen!
Das iſt die einz'ge Waffe, die
Sie mir entreißen nicht gekonnt —
Sie brachen ſie mir in der Hand.
Lebend, bin für mein Vaterland
Ich todt; in meiner Seele Schatten
Bleibt eingeſchloſſen mein Gedanke,
Wie im Geſtein der Diamant."

Dieſe Bruchſtücke zeigen ſchon, wie die Idee gefaßt iſt. Es iſt der Kampf der Verzweiflung gegen den Heroismus; es iſt auf der einen Seite die Stimme der Hölle, welche zu ſiegen ſucht, indem ſie die Leiden verdoppelt, auf der andern die Stimme des Himmels, welche tröſtet und zum Ausharren ermuntert:

Ein Geiſt.

„Warum verkennſt du deiner Macht
Umfang, o Menſch? Wenn der Gedanke
In deinem Haupt, wie Wetterleuchten
Im Wolkenſchooße ſich entzündet,
Unſichtbar noch: ſo baut er ſchon
Die dichten Nebel und bewirkt
Fruchtbaren Regen, oder Blitz
Und donnernden Gewitterſturm....
Auch du, wie eine hohe Wolke,
Doch ire' umſchweifend, ſchleuderſt Flammen,
Nicht wiſſend ſelbſt, wohin du gehſt,
Nicht, was du thuſt. O Menſchen! Keiner
Iſt unter euch, der nicht, in Feſſeln
Und einſam ſelbſt, durch den Gedanken
Und Glauben Throne zu erheben
Vermöchte, oder umzuſtürzen."

(Fortſetzung folgt.)

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Schluß.)

Die zweite, sehr lange Erzählung heißt:

Der Comtoirist.

Dieß ist die traurige Geschichte eines jungen Mannes aus guter Familie, der in Folge des Selbstmordes seines Vaters, welcher durch Spiel sein Vermögen zerrüttet und seine Gattin durch Kummer an den Rand des Grabes gebracht hatte, in das sie auch bald darauf sank, seine militärische Laufbahn und Oxford verlassen und sich in London durch eigne Anstrengung seinen Lebensunterhalt zu erwerben suchen mußte. Nach einiger Zeit bekam er, dem nur eine kleine Summe noch blieb, eine Anstellung in dem großen Handlungshaus Hillary und Comp. Er fand sich geduldig in das Traurige und Mühevolle seiner neuen beschwerlichen Laufbahn, lebte höchst mäßig und nüchtern, erwarb sich durch seine Talente und Fleiß die Anerkennung seiner Principale, und durch sein liebenswürdiges Benehmen die Zuneigung seiner Genossen und Collegen. So verbesserte sich binnen einiger Jahre seine äußere Lage, doch litt durch unablässige Anstrengung seine nie sehr feste Gesundheit, ohne daß er kostbaren ärztlichen Beistand suchte.

Eine Verletzung Herrn Hillary's, des Chefs des Handlungshauses, bei einem Fall aus dem Wagen hielt ihn längere Zeit im Bett und zu Hause, und Elliott, so hieß der junge Mann, mußte täglich Bericht bei ihm erstatten oder seine Befehle in Empfang nehmen. Der ohnehin rohe, gemeine, hartherzige Mann war durch sein Leiden noch mürrischer und barscher geworden, und Elliott mußte sich viel von ihm gefallen lassen. Gerade diese Mißhandlungen aber erweckten in der Brust der auf Befehl ihres Vaters immer in seinem Krankenzimmer anwesenden Miß Mary Hillary die Empfindungen des herzlichsten Mitleids, welches Elliott, der sie in bessern Tagen in der Gesellschaft gesehen, nicht verborgen blieb, und ihn abhielt, seinen beschwerlichen Dienst aufzugeben, wie er oft im Sinn hatte. Ohne daß sie miteinander sprechen konnten, erwuchs und erstarkte in beiden das Gefühl einer tiefen Liebe, von deren Gegenseitigkeit sie sich bei einer Freundlichkeit, welche Mary dem armen Elliott zu erweisen Gelegenheit hatte, überzeugten. Nach der Wiederherstellung Herrn Hillary's sahen sie sich nur selten, in der Kirche, und einmal, bei einfallendem oder drohendem Regen wagte er sie heimzubegleiten.

Herr Hillary ahnte natürlich davon nichts. Er träumte bei seinem Reichthum immer davon, einen recht vornehmen Schwiegersohn zu bekommen, und sein Wunsch schien in Erfüllung gehen zu wollen, als ein junger Graf sich mit der Bewerbung um die Hand seiner Tochter an ihn wandte. Er kündigte das bevorstehende Glück seiner Tochter an, welche vor Schrecken ohnmächtig wurde. Der Vater erklärte sich dieß aus der überwältigenden Freude, aber bald überzeugte er sich mit großem Erstaunen und Zorn, daß seine Tochter eine ernstliche Abneigung gegen den Lord Scamp empfand, den sie als einen berüchtigten Spieler bezeichnete. Mary wußte aus ihrem Vater herauszulocken, daß er dem Lord ihre Hand schon zugesagt hatte und daß dessen Besuch am nächstfolgenden Sonntag ihr, als seiner künftigen Gemahlin gelte.

Lord Scamp flößte Mary eine unüberwindliche Abneigung ein, die sie ihn deutlich merken ließ; aber dieser ließ sich in seiner Bewerbung nicht irre machen, und Mr. Hillary suchte durch seine Aufmerksamkeit zu vergüten, was seine Tochter versäumte. Die Mutter, beiläufig bemerkt, eine gute, aber von ihrem Mann tyrannisirte Frau, lag seit langer Zeit krank zu Bette.

Mittlerweile hatte sich zwischen Elliott und Mary eine sehr zärtliche, ganz geheime Correspondenz entsponnen; und Mary, von ihrem Vater, der dem Lord immerfort die beruhigendsten Zusicherungen gab, entsetzlich gedrängt, so daß selbst ihre Gesundheit litt, hatte schon den Entschluß gefaßt, wozu auch Elliott ihr rieth, ihrem Vater das schreckliche Geheimniß ihrer Liebe zu gestehen, um jedenfalls von der Bewerbung des Lords befreit zu werden, als ihr Vater ihrem Entschluß zuvor kam. Blaß und verstört kam er eines Tags aus der City zurück, eilte in das Zimmer seiner Tochter, bemächtigte sich ihres Briefkästchens, erbrach es und las die Briefe Elliotts. Sein Anwalt war bei ihm. Mary trat ein und traf ihn in furchtbarer Wuth, ihr drohend auf die Briefe hindeutend. Sie sank ohnmächtig nieder und der Anwalt nahm sich ihrer an.

Am andern Tage wurde Elliott, noch nichts ahnend, nach Bullion-House berufen, und von Herrn Hillary mit den gröbsten Schmähungen, mit den rohesten Erinnerungen an seinen unglücklichen Vater empfangen, ihm sein Verbrechen, um das Herz und die Hand einer so reichen Erbin zu werben, als ein gemietheter Diener, vorgehalten, seine völlige Verzichtleistung gefordert, und ihm dafür glänzende Anerbietungen gemacht. Elliott aber blieb fest und weigerte sich, der Miß Hillary zu entsagen, so lange ihm diese ihre Liebe bewahre. Der Vater brach jetzt in die tobendste Wuth aus, verfluchte beide, und wünschte ihnen, daß sie wie Hunde hinter dem Zaune sterben möchten. Von ihm sollten sie nie einen Heller bekommen.

Elliott wankte zum Hause hinaus nach seinem Comtoir; unfähig zu arbeiten, erbat er sich Urlaub, und erhielt ihn. Er verlor sich in die trübsten Gedanken und Aussichten in die Zukunft. Sollte er seiner Geliebten entsagen? Aber machte er damit nicht Mary selbst unglücklich, die dann ohne Zweifel einem herzlosen Mann geopfert wurde? Und er wußte, daß sie treu an ihm festhielt. Er schrieb ihr endlich in demselben Sinn, wie er ihrem Vater geantwortet hatte.

Zu seinem Erstaunen wurde er nicht entlassen. Herr Hillary, von seinem Anwalt berathen, glaubte ihn, wenn er ihn auf seinem Comtoir behalte, genauer beobachten und am Ende doch noch bereden zu können, sich seinem Ansinnen zu fügen. Aber Elliott, welchem Mary schrieb, daß sie durchaus die Verbindung nicht aufgeben wolle, und sich zur Flucht bereit erklärte, um sich mit ihm trauen zu lassen, blieb standhaft, obgleich er, von dem Principal gehaßt und von den ihm Gleichstehenden mißhandelt und gekränkt, schlimme Tage hatte, und sein männlicher Sinn sich gegen eine heimliche Trauung empörte. Miß Hillary ihrerseits wurde von ihrem Vater wie eine Gefangene behandelt,

Digitized by Google

Lord Scamp setzte seine Bewerbung fort, und ihre Mutter wurde von einem Schlaganfall betroffen.

Jetzt wurde eine arge Bübereі gegen Elliott angezettelt; es wurde beschworen, daß man in seinem Schreibtisch eine seinem Principal gehörende Fünfzehnpfundnote gefunden habe und er in Verhaft gebracht. Trotz der Betheuerungen seiner Unschuld wurde er nach Newgate gebracht und der Untersuchungstag anberaumt. Mary erfuhr dieß, und ihr Benehmen auf diese Nachricht hin machte ihren Vater um ihren Verstand besorgt. Auch mochte er argen Skandal befürchten, so daß er zu seinem Anwalt eilte, um Elliotts Freilassung zu bewirken. Mit Schrecken erfuhr er, daß dieß nicht angehe, und in seiner Bestürzung ließ er den Anwalt sein Budenstück so ziemlich errathen. Sechs Wochen blieb Elliott im Kerker — gefoltert von den peinlichsten Gedanken und Aussichten. Der Tag des Urtheils erschien; Hillary zitterte, als Zeuge, so heftig, daß man ihn von der Richterbank aus ermuthigen mußte, Elliot wurde freigesprochen und verließ das Gefängniß. Auf der Straße begegnete ihm seine treue Mary, die ihm Trost und Muth einsprach. Nach einiger Zeit erfuhr Mary, daß ihr Vater sie auf eine große Reise auf den Continent mitnehmen wolle; das beschleunigte ihren Entschluß. Sie schrieb an Elliott, entfloh aus ihrem elterlichen Hause und ließ sich mit Elliott trauen. Ihr Vater hörte die Nachricht mit dumpfer Gleichgültigkeit, und mit den Worten: „Wie sie sich gebettet hat, muß sie liegen."

Alle Verbindung mit ihren Eltern hörte auf; sie erhielt nur ihre eigenen Habseligkeiten und eine ihr gehörende Summe von 600 Pfd. Eine Zeitlang lebten die jungen Eheleute, abgesehen von dem traurigen Verhältniß mit Mary's Vater, glücklich. Elliott erhielt eine ziemlich gute Anstellung; seine Mary beschenkte ihn mit einem Sohn. Da hatte Elliott das Unglück, niedergefahren und hart beschädigt zu werden; Monate lag er krank; er verlor seine Stelle, ihr Vermögen schwand, der Arzt empfahl fortwährend Schonung; einigermaßen hergestellt erbot er sich zu Arbeiten, die ihm auch bald übertragen wurden; aber er strengte sich zu sehr an, und nach einem Monat war er auf ein Jahr hinaus zu jeder Anstrengung unfähig. Alle Versuche, den alten Hillary zu rühren, blieben vergebens. Sie schränkten sich immer mehr ein, und Elliott begann viel zu frühe wieder seine anstrengenden Arbeiten. Auch Mary erwarb mit weiblichen Arbeiten etwas; aber es reichte nicht; beide wurden von Anstrengungen erschöpft, und Mary war in ihrer zweiten Schwangerschaft ziemlich vorgerückt. Elliott fing an, an den Augen zu leiden, und es war sehr zu befürchten, daß der schwarze Staar sich entwickle. Mrs. Hillary starb; Mary wollte bei dieser Gelegenheit einen Versuch machen, den Vater zu erweichen; aber sie wurde brutal abgewiesen. Während einer Abwesenheit Elliotts entdeckte seine Gattin dem Arzt ihren Vorsatz, ihre Niederkunft in dem Wöchnerinnen-Hospital zu halten, wo sie unentgeltlich verpflegt würde. Doch mußte dieß ohne Vorwissen ihres Mannes geschehen. Sie führte den Plan aus; in zurückgelassenen Briefen nahm sie zärtlich von ihm Abschied. Das Kind nahm der Arzt ins Haus. Die Entbindung war nicht glücklich. In Verzweiflung fand sich Elliott jede Viertelstunde am Thor ein, um Nachrichten zu holen, die endlich doch günstiger lauteten. Mary ward gerettet. Aber Elliott sah Blindheit, sah Bettelarmuth vor sich. Allein konnte er keinen Lebensmuth mehr fassen; ein harter Schlag, hoffte er, werde das steinerne Herz des Herrn Hillary rühren — ihn mit seiner Tochter versöhnen; er schrieb rührende Abschiedsbriefe an den Arzt, an seinen Schwiegervater, seine Gattin und sein Kind, und ertränkte sich. Mary's Geist war gebrochen; ihr Vater, gräßlich erschüttert, von Gewissensangst und Reue gefoltert, nahm sie zu sich und überhäufte sie mit Reichthum; aber ihr Herz lag begraben in der Gruft ihres jugendlichen Gatten. —

So herzzerreißend diese, meisterhaft das Steigen des Elends und Jammers darstellende Erzählung ist, so findet man doch den Grund und die Quelle dieses Jammers nicht in einem unerklärbaren Geschick oder Zufall, sondern in der herzlosen Härte, in dem Hochmuth und der Tücke des Vaters, auf welchen zuletzt auch eine harte Strafe zurückfällt, und theilweise auch, wiewohl in sehr geringem Maaß, in der Unklugheit und Uebereilung, womit die Tochter gegen den zwar harten und grausamen Vater ihren Willen durchsetzte. Doch aber erscheinen uns Elliott und Mary im Ganzen als unschuldig Leidende, und daher können wir dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er seine letzte Erzählung: der Würger, für die traurigste und herzzerreißendste hält. Der Würger ist nämlich ein schöner, junger, aber grundsatzloser Officier, der die liebliche Gattin eines würdigen Obersts, der mit ihr das entzückendste Familienleben führt, den sie mit herrlichen Kindern beschenkt hat, während der Zeit wo der Oberst in Indien im Krieg ist, verführt und entführt. Der Oberst, aus dem Krieg voll Sehnsucht und Liebe zurückgekehrt, findet sein Haus leer; an dem Morgen seiner Ankunft ist die treulose Gattin mit dem Officier nach Frankreich geflohen. Die Gemüthsstimmung des unglücklichen Gatten wird mit düstern Farben geschildert. Er dürstet nach Rache, die er aber nicht befriedigen kann, weil der nichtswürdige Verführer fern ist. Endlich ruft diesen eine Erbschaft, die ihn zum Lord macht, nach London zurück; und sofort erfolgt auch eine Ausforderung. Im Duell trifft die Kugel des Obersts den Verführer ins Gesicht, so daß er zwar nach langer Cur wieder hergestellt wird, aber so verunstaltet ist, daß er sich bald darauf selbst das Leben nimmt. Der Oberst stirbt an einem wiederholten Schlaganfall, den Namen Emma auf sterbender Lippe. Diese selbst endet, nachdem sie in Paris, wo ihr Verführer ihrer überdrüssig geworden ist und sie geringschätzig behandelt hat, einen mißlungenen Versuch des Selbstmords gemacht, ihr Leben in einem Irrenhause. — —

Diese Erzählung, sagen wir, scheint uns weniger herzzerreißend als die vorige, weil in ihr die Schuld der Frau so offen und unzweifelhaft daliegt, und so sehr man ihren unglücklichen Gatten, das Opfer ihrer Untreue, und sie selbst, das Opfer schändlicher Verführungskunst, bedauern mag, so ist doch das Gefühl ein ganz anderes, als dasjenige, womit man jenes im Wesentlichen ganz unschuldige Paar, Elliott und Mary, leiden und untergehen sieht. Wir empfehlen die Lectüre des interessanten Buchs allen ernsteren und nachdenkenden Lesern.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 32.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 März 1840.

Auf dem Meer.

Von Thomas Moore.

Im Westen ward ein Strahl des Friedens helle,
Des Morgens Sturm schied leise von der See,
Die Stille grüßend hob sich nach die Welle,
Als dächte sie an ein vergangen Weh.

Und mild ins Herz drang mir die lichte Stunde,
Und seiner Wünsche Ungestüm entschlief;
Erinn'rung nur blieb von dem wilden Bunde,
Wie durch die Finth des Sturms Gedächtniß lief.

Ich fühlte wie des Himmels reine Leuchte
Im Hauch der Erde leis verglimmt;
Wie wank im Kelch, den süße Lust mir reichte,
Der Seele heil'ge Perle schwimmt.

Und stille steht' ich, daß sich neu erhübe
Die Flamme, die mich strahlend sonst umfing,
Und wenn nicht rein, ich nur mit leiser Trübe
Die Perle rückgäb', die ich einst empfing.

Und plötzlich war's, als glänze mir dort oben
Verklärend schon der Ewigkeiten Kranz,
Als sey gesänftigt all' das laute Toben
Und mir gehöre meine Brust nun ganz.

Ich sah nach West, und spurlos war geflüchtet
Der Wolken Dunst, der Morgens dort noch hing:
„So," rief ich aus, „du Blick des Höchsten, lichtet
Dein Strahl die Seele, die im Dunkel ging!"

Fr. Notter.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Fortsetzung.)

Er saß schon einige Jahre in der bürgerlichen Kammer der Nationalversammlung Virginiens, als England seine Fehler anfing. Der erste war, wie bekannt, die ungesetzliche Auflage einer Stempelgebühr in den Colonien. Diese Auflage wurde für constitutionswidrig erklärt, die Versammlungen protestirten, und die von Virginien blieb nicht zurück. England gab diesmal nach. Damals schrieb Washington: „Wäre es darauf bestanden, so hätte seine Hartnäckigkeit furchtbarere Folgen gehabt, als man gemeinhin glaubt, sowohl für das Mutterland als für die Colonien." Aber Englands Parlament erfand neue Taxen und zeigte klar die Absicht, die Colonisten nach Ausnahmsmaaßregeln zu behandeln. Dieß zog alle Schritte Amerika's nach sich. Washington machte, wie sein Land, alle Grade des Widerstands durch. Vom ersten Augenblick an entschied er, an England sey es nachzugeben und Amerika müsse entschädigt und ihm Genugthuung werden. Unbeugsam in diesem Punkt, war er zu Allem entschlossen, zu Allem, selbst zu einer Revolution. Ohne sie zu wünschen, ohne nach ihr zu trachten, obwohl er sie zeitig voraus sah, billigte oder empfahl er alle Maaßregeln, durch welche sie allmählich herbei geführt wurde. Immer anwesend und thätig in der zweimal aufgelösten Localgesetzgebung, im Convent zu Williamsburg, in den Versammlungen der Grafschaften, endlich im Congreß, nahm er lebhaften Antheil an allen entscheidenden Acten, welche den Patriotismus Virginiens auszeichneten. „Die Waffen," sagte er um 1769, „müssen das letzte Auskunftsmittel seyn; aber kein Mann darf zögern oder sich fürchten sie zu ergreifen, um die von unsern Vorfahren überkommene Freiheit zu vertheidigen." Fünf Jahre darauf schrieb er: „die Krise ist eingetreten, und es gibt für uns kein Rettungsmittel als in der Noth und Bedrängniß Englands. Wir müssen unsre Rechte

behaupten, oder uns allen Laſten unterwerfen, womit man uns beſchweren mag.“ Er verlangte nicht die Unabhängigkeit, aber er erklärte: „kein Menſch auf dem amerikaniſchen Continent würde ſich je dazu verſtehen, ſeine Rechte und Privilegien zu verlieren.“ Er verabſcheute die Rebellion, aber, „wenn das Miniſterium die Sache aufs Aeußerſte treibt,“ ſagte er, „ſo wird es ein ärgeres Blutvergießen geben, als in allen Kriegen, deren Gedächtniß die Annalen Nordamerika's bewahren.“ Als Virginien ſeine Milizen reorganiſirte: „Ich übernehme gern die Ehre des Commando's, denn mein feſter Entſchluß iſt, mein Leben und mein Vermögen unſrer Sache zu weihen.“ Mit dem Tag von Lexington beginnt das Reich der Gewalt: „die Ebenen Armerika's müſſen mit Blut getränkt oder von Sklaven bewohnt werden. Traurige Alternative! aber kann ein tugendhafter Mann in ſeiner Wahl ſchwanken?“ Auch beſann er ſich nicht. Der Congreß, in welchem er ſitzt, beſchließt einſtimmig, die Colonien ſollen in Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Eine amerikaniſche Armee wird gebildet und deren Obercommando ihm übertragen. Er antwortet: „Er nehme es an, er ſey bereit, aber er glaube ſich den ſchwierigen Funktionen, womit man ihn beehre, nicht gewachſen. — Meine Unruhe iſt unbeſchreiblich,“ ſchreibt er an ſeine Frau, „ein Monat in deiner Nähe, in unſrem Hauſe verlebt, würde mich hundertmal glücklicher machen, als ſiebenmal ſieben Jahre Commando; aber da mich das Schickſal dahin zieht, hoffe ich.. ich konnte nicht ablehnen, ohne meinen Ruf zu beflecken.. So vertraue ich denn auf die Vorſehung.“

Es wäre ſchwer, den amerikaniſchen Krieg kurz zu ſchildern; ſchwer, in wenigen Worten die achtjährigen Kämpfe, Drangſale und Beſorgniſſe zu erzählen, während welcher Zeit Alles unentſchieden, Alles in Gefahr war bis auf den letzten Tag, und deren Schauſpiel das geſpannte Europa mit prophetiſchem Intereſſe verfolgte. Nach der Sprache der Militärs war es kein großer Krieg; aber wenige große Kriege haben die Welt ſo aufgeregt, ihr ſo gedient. „Es ſind Patrouillengefechte,“ ſagte Lafayette zu Napoleon, „die über die Rechte der Menſchheit entſchieden haben.“

(Schluß folgt.)

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Fortſetzung.)

Man ſieht, Mickiewicz's Engel beſitzen einen umfaſſenden und ſehr philoſophiſchen Myſticismus. Die Teufel machen wüthend Oppoſition, und man wird bei reiflicher Erwägung finden, daß dieſe Hölle dem Gegenſtand entſpricht und eine blutige Satyre in ſich ſchließt. Unter den zahlloſen Legionen ſchlimmer Geiſter, welche die religiöſe Poeſie zu Sinnbildern aller Laſter und Uebel benützt hat, gibt es verſchiedne Hierarchien. Der höhniſche und ſpöttiſche Dämon bei Goethe iſt ein Voltaire'ſcher Franzoſe. Der düſtre Genius Byrons iſt der romantiſche Geiſt des 19ten Jahrhunderts. Der Beelzebub von Mickiewicz iſt der brutale Deſpotismus. Er erſcheint den Seelen nicht drohend und furchtbar, ſonſt würde er ſie zur Reue veranlaſſen, ſondern er ſchmeichelt ihnen und lullt ſie in ſanfte Träume. „Erſchrecke mein Wild nicht!“ ſagt er zu ſeinen Geſellen, welche das Bett eines eingeſchlafenen Senators umſtehen. „Wenn der Böſewicht ſchläft, gehört dann nicht ſein Schlaf mir?“ antwortet der Unterteufel. „Wenn du ihn einmal zu arg in Angſt ſetzeſt, ſo wird er ſich ſeines Traums erinnern und uns prellen. — Er iſt berauſcht, und will nicht einſchlafen. Schuft, willſt du uns denn ewig hinhalten?“ ſagt der Meiſter darauf. — Dann entſchläft der Senator und träumt ſich, hoch in ſeines Gebieters Gunſt zu ſtehen. Zum Großmarſchall ernannt, bläht er ſich gewaltig auf, und ſchreitet ſtolz in den Saloys umher; dann fällt er plötzlich in Ungnade. Man ſpottet ſeiner; ein Scheim von Kämmerer erlaubt ſich den Frevel eines Lächelns über ihn:

„Ha! ich ſterbe, ich bin todt!
Bin im Grab, zernagt von Würmern,
Von Sarkasmen! Alles flieht mich!
Welche Einſamkeit! welch Schweigen!
Welch Gelärm! ein Calembour —
O verfluchte garſt'ge Mücke!
Epigramme... Spöttereien..
Käfer, die im Ohr mir krabbeln...
Ach, mein Ohr! die Kammerjunker
Fangen an zu ſchrei'n wie Eulen!
Ach! da kommen auch die Damen,
Deren ſeidne Kleiderſchleppen
Ziſchen wie die Klapperſchlangen.
Welch Getöſe! Schrei'n und Lachen:
Der Senator fiel in Ungnad',
Ungnad', Ungnad', Ungnad', Ungnad'!“

Nun folgen die angekündigten Scenen.

Erſte Scene.

Ein Corridor. Die Schildwache hält ſich fern, den Carabiner im Arm. Einige junge Gefangene verlaſſen mit Lichtern ihre Zellen. Mitternacht.

Jakob.

Wir können wirklich jetzt zuſammen kommen?

Adolph.

Die Schildwach' iſt berauſcht, der Corporal
Iſt von den Unſrigen.

Jakob.

Was iſt die Stunde?

Adolph.

Bald Mitternacht.

Jakob.

Doch überraſcht die Wach' uns,
So iſt der arme Corporal verloren.

Adolph.

So löſch' das Licht aus. Siehſt du, wie der Schein
Vom Fenſter widerſtrahlt. Die Runde iſt
Ein wahrer Spaß; erſt muß er lange pochen,

Digitized by Google

Die Losung tauschen, nach den Schlüsseln suchen...
Und dann sind diese Corridore lang...
Wir trennen uns, eh' man uns überrascht.
Wir schließen unsre Thüren zu und jeder
Wirft sich aufs Bett und schnarcht.

(Die andern Gefangenen kommen aus ihren Zellen.)

Frejend.

Fort, Freunde, jetzt
In Konrads Zelle, die entfernteste,
Sie lehnt sich an die Kirchenmauer; dort
Können wir singen, schreien nach Belieben,
Und ungehört. Ich fühl' mich heut gestimmt,
Recht freien Lauf zu lassen meiner Stimme.
Und in der Stadt wähnt man, es komme von
Der Kirche der Gesang; morgen ist Weihnacht;
He! Brüder! ich hab' einige Flaschen auch.

Jakob.

Ohne des Corporals Vorwissen?

Frejend.

Ei,
Der brave Corporal bekommt auch seinen
Theil von den Flaschen; er ist auch ein Pole,
Von unsern alten Legionären, den
Man mit Gewalt zum Moskowiter machte.
Er ist ein guter Katholik, und läßt
Vorabends von Ersten miteinander
Zubringen die Gefangnen.

Jakob.

Wenn man es
Erfährt, wir müssen theuer dafür zahlen.

(Die Gefangenen treten in Konrads Zelle, machen Feuer und zünden die Kerze an.)

Jakob.

Seht nur, wie kummervoll Jegota ist!
Wohl nicht vermuthet hatt' er, daß auf ewig
Er seiner Heimath Lebewohl müss' sagen.

Frejend.

Und Hyacinth hat seine Frau im Kindbett
Verlassen, und vergißt nicht Eine Thräne.

Felix Kolakowski.

Was sollt' er auch? Vielmehr den Himmel preis' er!
Wenn einen Sohn sie hat, will seine Zukunft
Ich ihm weissagen.. gib mir deine Hand!
Bewandert bin ich in der Chiromantik;
Ich will dir deines Sohns Zukunft weissagen:
Wird er ein Ehrenmann, so macht er sicher
Bekanntschaft mit den Richtern und der Kibitka...
Wer weiß, vielleicht trifft er uns hier noch Alle?
Es leben unsre Söhne! unsere
Genossen werden sie in Zukunft seyn.

Jegota.

Seyd ihr schon lange hier?

Frejend.

Wie soll' ich's wissen?
Wir haben keine Kalender; Niemand schreibt uns;
Das Schlimmste ist, daß wir nicht wissen: wann
Heraus wir kommen.

Supin.

Ich, ich hab' am Fenster
Hölzerne Vorhänge, und weiß nicht, wann
Es Tag ist oder Nacht.

Thomas.

Ich wäre lieber
Unter der Erde, krank, verhungert, preis
Gegeben der Tortur und Inquisition,
Als daß ich euch muß theilen sehn mein Elend.
Die Schändlichen... sie wollen uns verscharren
In Einem Grab!

Frejend.

Ha! meinst um mich vielleicht?
Um mich? Ich bitte dich, wozu denn nützt
Mein Leben? Ja, wenn Krieg wir hätten, etwa!
Ich bin wohl tüchtig, mich herum zu schlagen,
Und könnte ein'gen tonischen Kosaken
Die Nieren spicken. Doch so lang es Frieden —
Was hilft' es, wenn ich hundert Jahre lebte?
Was könnt' ich, als den Russen fluchen, sterben
Und Staub dann werden? Frei, hätt' ich mein Leben
Verbracht ganz unbeachtet, so wie Pulver
Und mittelmäß'ger Wein. Jetzt wo der Wein
Ist zugespündet und gestopft das Pulver,
Im Kerker, hab' ich erst den ganzen Werth
Von einer Flasche Wein, einer Patrone.
Frei, würd' ich nur verdunsten, wie der Wein
Aus offner Kanne, ohne Knall verbrennen
Wie offen hingelegtes Pulver... Aber
Wenn man mich nach Sibirien schleppt, belastet
Mit Ketten: werden unsre Brüder, die
Litthauer sagen, sehn sie mich vorbeiziehn:
„O seht das edle, junge Blut! so löscht
Aus unsre Jugend!“ Ja, ein Mann wie ich,
Thomas, könnte sich hängen lassen dafür,
Daß du nur eine Stunde länger lebtest;
Ein Mensch wie ich dient seinem Vaterland
Durch seinen Tod nur; zehnmal würd' ich sterben,
Um dich dem Leben zu erkaufen, dich
Oder den finstern Dichter Konrad da,
Der uns die Zukunft zeigt wie ein Zigeuner.

(Zu Konrad.)

Ich glaube, weil es Thomas sagt, daß du
Ein großer Dichter bist; ich liebe dich
Weil du auch gleichest einer Flasche Wein;
Du gießest aus Gesänge, flößest ein
Empfindung und Begeistrung... aber wir,

Wir trinken, wir empfinden: du nimmſt ab,
Vertrocknest.

(Zu Thomas und Konrad.)

Ihr wißt wohl, daß ich euch liebe,
Aber man kann auch lieben ohne Thränen.
Friſch, meine Brüder, keine Traurigkeit;
Denn werd' ich einmal weich und thränenvoll,
Dann iſt es aus mit Feuer und mit Thee.

(Er macht den Thee. Einen Augenblick Schweigen.)

Jakob.

Warum dieß lange Schweigen. Aus der Stadt
Gibt's keine Neuigkeiten?

Alle.

Neuigkeiten!

Adolph.

Johann iſt heute im Verhör geweſen;
Verweilt hat in der Stadt er eine Stunde.
Doch er iſt ſtill und trüb. Sein Angeſicht
Verräth, daß er nicht Luſt zum Sprechen hat.

Einer der Gefangenen.

Nun, Johann, was für Neuigkeiten bringſt du?

Johann Sobolewski (traurig).

Nichts Gutes heut; zwanzig Kibitken hat
Man abgefertigt nach Sibirien.

Jegota.

Wen? Von den Unſrigen?

Johann.

Studirende
Aus Samogitien.

Alle.

Nach Sibirien!

Johann.

Und das mit großem Pomp; herbeigeſtrömt
War eine Menſchenmenge. Stehn zu bleiben.
Mit mir nur einen Augenblick, bat ich
Den Corporal, und er gewährte mir's.
Ich hielt mich fern, zwiſchen der Kirche Säulen
Verſteckt. Man hielt die Meſſe; allerſeits
Strömte das Volk herbei, doch plötzlich drängte
Sich Alles nach der Pforte und dann hin
Zum nahen Kerker. Unter'm Eingang blieb
Ich ſtehn allein; die Kirche ward ſo leer,
Daß ich von fern den Prieſter konnte ſehn,
Den Kelch in ſeiner Hand, und den Chorknaben
Mit ſeinem Glöcklein. Um den Kerker ſtand
Das Volk, ein unverrückter Wall; die Truppen
Bewaffnet, Trommler an der Spitze, ſtanden
In Doppelreihen wie bei großen Feſten,
Und zwiſchen ihnen ſtanden die Kibitken.
Die Trommeln wirbelten... man öffnete
Die Thore des Stadthauſes... und ſie traten
Heraus, jeder Gefangne hatte ſeine
Schildwache bei ſich, mit dem Bajonnette
Auf dem Gewehr. Die armen Jungen! Allen
War, wie Recruten, glatt der Kopf geſchoren,
Und Eiſen hatten an den Füßen ſie...
Der Jüngſte, nur zehn Jahr' alt, ſchien zu klagen...
Und ich erkannte ihn, Janewski war's!
Die Leiden hatten ihn ſchwarz, mager, häßlich
Gemacht... doch in den Zügen, welcher Adel!
Vor einem Jahr war er ein luſtiger
Und zarter Junge... heut, von der Kibitka
Schaut' er herab, gleichwie der große Kaiſer
Von dem einſamen Felſen. Bald ſchien er
Mit ſtolzem, trocknem, heiterm Aug' zu tröſten
Seiner Gefangenſchaft Genoſſen... Bald
Begrüßte er das Volk mit bittrem Lächeln,
Doch ruhig, gleich als wenn er ſagen wollte:
Die Eiſen thun mir nicht ſo weh. Er ſah
Das Volk beim Anblick ſeiner Ketten weinen;
Da ſchüttelt' er die Eiſen an den Füßen,
Zu zeigen, daß er wohl ſie tragen könne.
Fort eilte die Kibitka; von dem Haupt
Riß er die Mütze, richtete ſich auf,
Erhob die Stimm' und rief zu dreien Malen:
Noch iſt Polen nicht verloren! und verſchwand.
Lang folgten meine Augen dieſer Hand,
Gereckt zum Himmel, dieſer ſchwarzen Mütze,
Die einer Todesfahne glich, dem Haupt,
Dem ſeiner Locken mit Gewalt beraubten,
Dem makelloſen, ſtolzen Haupt; es hob
Empor ſich ob der Köpfe ſchwarzer Fluth,
Wie ein Delphin ſturmkündend aus den Wogen.
Die Hand, das Haupt ſind noch vor meinen Augen
Und bleiben meiner Seele eingegraben.
Sie ſollen, wie ein Compaß, mir den Weg
Des Lebens zeigen, mich zur Tugend führen;
Vergiß du meiner, Gott, in deinem Himmel,
Wenn ich ſie je vergeſſe.

Der Abt Lwowicz.

Gott ſey mit Euch.

Alle Gefangene.

Und auch mit dir. u. ſ. w. *) — — —
— — — — — — — — —

*) Die nun folgenden Stellen ſind von der Art, daß ſie ſich nicht zur Ueberſetzung und Mittheilung eignen. Die Erzählung geht noch länger fort, und dann ſingt Felix ein Lied, das den grimmigſten Haß, den erbittertſten Rachedurſt athmet.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33 u. 34.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 März 1840.

Th. Wade's Prothanasia.

Wie sich das Band zwischen deutschem und englischem Geistesleben immer enger schlingt, wie der im einen Land ausgeworfene oder ausgefallene Same durch geheime Mächte ins andere hinübergetragen wird und dort Früchte trägt, erkennt man aus manchen überraschenden, wenn auch nicht gerade an sich sehr bedeutenden Phänomenen der Literatur. Bekanntlich ist Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde auch in einer englischen Ausgabe erschienen; die englischen Kritiker haben verschiedene Glossen über deutsche Excentricität aus Veranlassung davon gemacht, und das englische Publicum im Großen scheint das Buch eben nicht sehr goutirt zu haben (auch ist es in seiner individuellen Form so eigenthümlich deutsch, daß eine Uebersetzung vielleicht mißlich war), dagegen aber muß es doch auf Einzelne einen bedeutenden Eindruck gemacht haben; und wie die latente Poesie von Bettina's Briefen zuerst Goethe veranlaßte, den gebotenen Stoff in die Kunstform von Sonetten zu gießen, und sodann ein andrer Schriftsteller, Daumer, wenn wir nicht irren, den Versuch machte, das Ganze in poetische Form zu kleiden, so hat nun ein englischer Dichter, Th. Wade, die Geschichte der Günderode zum Gegenstand eines Gedichts: Prothanasia gemacht, dessen Idee ganz gewiß Bettina's Buch an die Hand gab. Wir geben ein paar Proben:

Der holden Günderode Schicksal kennen,
Heißt: kennen viel Betrübtes und den Wurm,
Lauernd im Herz der Dinge; es nicht kennen:
Heißt: unbekannt mit viel Holdseligkeit,
Anmuth und Liebe seyn, und einem Sinn
So zart wie Thau auf weichen Frühlingsknospen,
In Frankfurt, in d r Heimath eines Mannes,
Der seither mit Unsterblichkeit gekrönt
Ward von den Menschen, wenn unsterblich das
Gedächtniß ist, saß mitten unter Dichtern,
Malern, Bildhauern, Musikern und Mimen
Und Philosophen ohne Gleichen, da
Das Fräulein Günderode in ihrer Schönheit
Und Unschuld.

Ihr Geliebter tritt ein, vom Wein erhitzt und reißt das Gespräch an sich. Er spricht von den Frauen, spricht in überschwänglichen Ausdrücken von ihrer Schönheit, und wie die Liebe des Mannes bedingt sey durch deren Dauer.

„Oh! wenn ihr meine Liebe Leben ist,
Wenn sie sich sehnt, deren Betheurung mit
Zu nehmen, dem Bewußtseyn eingeprägt,
Bei seiner Rückkehr zu dem Herz der Wesen:
O! dann nicht sichtbar bleibe sie den Sinnen,
Wenn ihre Schönheit trübt der Zeit Befleckung!
Entfleih' dem Anblick sie, wie ein Thautropfen,
Den jetzt das Aug' sieht auf der wilden Rose,
Und jetzt, urplötzlich eingeschlürft, nicht mehr!"
O Lebensübermuth! o Jugendbrausen!
O Thorheit halbgefiederter Gedanken!
O Eitelkeit und Wagniß kecker Worte!
Der kecke Wandrer, eines Einfalls Skiave,
Starb augenblicklich grau, bedeckt mit Runzeln,
Des Menschenlebens letzte Gränz' erreicht,
Und friedlich lächelnd; anders seine bleiche
Zuhörerin, die stumme Günderode.

Später heißt es von ihr:

Des Denkens Seele, die sie in sich trug,
Ward, so wie des Lavendels zarter Geist,
Durch eine wunderbare Selbstandsströmung,
Getrübt und unsichtbar.

Bettina ist nach Wade die Freundin der Günderode, nachdem sie „einsame Kanonissin" eines Frankfurter Klosters geworden. Das ist die Wirkung jener müßigen Rede gewesen.

Bücher mit klar verstehender Seele lesen
Lehrte die sinnige Günderode Bettinen;
Und diese schöpfte aus der Poesie,
Welche der Freundin Genius in gesprochner

Musik aufnahmete, die Wissenschaft,
Die lehrt, wie man aus jeder Welke lockt
Den Blitz, der tödtet das Alltägliche,
Und wie man schwärmt in jenem geist'gen Wunder,
Das seiner Asche, weihrauchgleich, entblüht.

Bettina wird aber von den neuen „Offenbarungen" heftig angegriffen und erkrankt.

Neue, gewaltigere Gründe zur
Ausführung ihres ruhigen Entschlusses,
Nahm Günderode in sich auf, als sie
Bettinen auf dem Krankenlager pflegte;
Und als die Schülerin, Gesundheit wieder
In ihren Gliedern, auf der Wange blühend,
Strahlend aus ihrem Auge und den Ton
Von ihrer Lippe schwellend zur Musik,
Zu ihrer Schule wieder eilte, fand sie
Die Lehrerin ganz aufgeregt und lachend,
Bereit, zu entfesseln den Gedankenstrom,
Der sich in ihrer Seele stürmend drängte:
„Die vielgeschäft'ge Welt!" sprach sie mit Hohn,
„Die müß'ge Welt — müßig in ihren Mühen,
Und mähend sich in glücklicher Eitelkeit!
Die närrsche Welt! Selbstmörd'rin unbewußt,
Die sich mit Sorgen tödtet und's nicht weiß!
Und den Selbstmördern wehrt geweihte Gräber,
Sie werfend an die Straßen, in die Wälder,
Daß sie im Tode die Genossen sey'n
Hülfloser Creaturen, die, weil sie
Ueber ihr Leben nicht vom Thron des Willens
Frei schalten können, leben müssen, sey
Ihr Leiden noch so groß. Ha! was, Bettine,
Gilt Günderoden diese immer blind
Scheltende Welt? — Ich hab' geplaudert, Liebe,
Mit einem jungen Chirurgen; einem, der
Zu thun hat mit den gröbern Leibestheilen,
Blut läßt und pflastert, Zähn' entreißt den Kiefern;
Der über eines Menschen Leichnam schwelgt
Und gierig anatom'sche Weisheit einschlürft;
Und, während seine Hand wühlt um das Herz
Des Bruders, lebensmüde Menschen schilt,
Welche sich selber tödten mögen und
Damit erweitern seines Wissens Schatz.
Ich fragte diesen Leichenmann vor kurzem,
Wo denn der scharfe Tod, der auf der Spitze
Haust eines Dolches, sich am leichtesten
Ins Innerste des Herzens könne schleichen.
An stiert' er mich mit ahnungstiefem Auge
Und sagte: „hier!" Die schöne Brust entblößte
Die Kanonissin, legte einen Finger
Dahin, wo ihres Lebens Pulse klopften,
Und rief: „Hier, hier, Bettina!"

Am nächsten Tag ist das Zimmer der Kanonissin leer. Günderode ist ins Rheingau gegangen. Der dritte Theil bringt uns die Schilderung dieser Landschaft am Morgen und am Abend, und dazwischen das Selbstgespräch und den Selbstmord Günderodens. Später dann:

Den Rhein, den ruhigen, kam herauf ein Boot;
Lebhaft besprachen sich, die drinnen saßen,
Ein Mädchen nur saß schweigend da und weinte;
Unter der Weide stieß der Kerge an;
Sie sprang ans Land und stürzte auf die Leiche,
Wie selber todt. — Ach! unser Leben ist
Wie eines Falters Dämmrungsflug, ein Weilchen
Trüb in geheimnißvoller Luft geschaut,
Und dann nicht mehr; eine traumart'ge Wolke
Von Licht und Trübe, die im Wind zerschmilzt
Wie man hinsieht. — Weint nicht um Günderoden! —

Als ein interessantes Zusammentreffen mit einer deutschen Production: Halms Griseldis, mag auch erwähnt werden, daß derselbe Dichter vor einigen Jahren ein Drama auf die Bühne brachte, das denselben Gegenstand behandelt und: die Liebe des Weibes, oder der Triumph der Geduld, heißt. Schon dieser Titel scheint den Gedanken auszuschließen, daß es nur eine Bearbeitung von Halms Drama seyn möchte.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Schluß.)

Niemand hat mehr als Washington bewiesen, daß es auch beim Herrschen und Regieren kein Genie gibt ohne Geduld. Die seinige ward auf eine der härtesten Proben gesetzt, welche ein Mann zu bestehen haben kann, der zugleich für seine Armee und für seine Sache verantwortlich ist. Es war das Wenigste, daß er den Gefahren und Uebeln zu trotzen hatte, zu welchen der Krieg eine arme und entblößte Armee verdammt, die in schlimmen Jahrszeiten operirt, in einem ungeheuer ausgedehnten Lande, von mittelmäßigem Reichthum und sehr dünner Bevölkerung. Die Festigkeit und Thätigkeit des Generals konnten hiebei ausreichen; aber er hatte zwei große Schwierigkeiten zu überwinden, die eine politischer, die andre militärischer Art, die beide seiner Lage eigenthümlich waren.

Es ist ein entschiedener Nachtheil im Krieg, wenn man seine Armee nicht aufs Spiel setzen darf. Entscheidende Erfolge sind oft nur unter dieser Bedingung möglich, und alle berühmten Feldherren haben Alles an Alles zu setzen gewußt. Washington konnte es nicht; er hätte fürchten müssen, auf einmal die ganze Hoffnung der amerikanischen Insurrection zu vernichten. Mit seinen schwachen, schlecht organisirten Truppen mußte er hundert günstige Gelegenheiten, einen großen Schlag zu thun, vorüber lassen, weil ein ungünstiger Erfolg seine Sache und sein Land zu Grunde gerichtet hätte. Daher ein beständiger Zwang, ein Leben der Selbstverläugnung und Aufopferung, fast

unerträglich an der Spitze eines Heeres. Sein Geiſt war von Natur geneigt, in jeder gefährlichen Lage die Rolle einſichtsvoller Kühnheit zu ergreifen; aber er enthielt ſich, und widerſtand jeder Verſuchung der Ruhmſucht. Beinahe immer der Kühnſte im Kriegsrath, ergab er ſich in die Anſicht, welche das Wenigſte wagte und errang, und dieſer Mann voll Unternehmungsgeiſt hat den Ruf des vorſichtigſten Feldherrn hinterlaſſen. Von Zeit zu Zeit jedoch fühlte er die Nothwendigkeit, den Eifer und Muth ſeiner Soldaten und ſeiner Mitbürger durch eine auffallende Kriegsthat zu beleben. Nachdem er Monate in unfruchtbarem Vertheidigungskrieg hingezögert, wagte er ein Gefecht, welches die Farben der Fahne in den Augen der Nation wieder auffriſchte, denn ſie mußte immer mit ihrem Heere zufrieden ſeyn.

Die politiſche Lage Waſhingtons war nicht minder ſchwierig. Der republicaniſche Geiſt iſt immer mißtrauiſch. Die Militärgewalt flößte denjenigen Beſorgniſſe ein, zu deren Rettung ſie dienen ſollte. Das Volk war in Unruhe um ſeine Freiheit, ehe es ſie noch erobert hatte, und die Centralregierung fürchtete, uſurpatoriſch zu erſcheinen. Sie hatte ihre Factionen, wie jede Verſammlung; getheilt und furchtſam blieb ſie lang unter der Rolle, zu der die Umſtände ſie beriefen. Es fehlte nicht an Patriotismus, aber an Willen. Trotz geheimer Feindſchaften, fand der Obergeneral dort immer perſönliches Vertrauen, ſelten aber energiſche Mitwirkung. Mit religiöſer Ehrfurcht der Civilautorität ſich unterwerfend, beſtritt er ihr kein Recht und verhehlte ihr keine Wahrheit. Seine Correſpondenz beſteht aus fortwährenden dringenden Vorſtellungen. Wenn er zu ihr ſpricht, ſucht er ihre Verantwortlichkeit nicht zu verkleinern; wenn er handelt, nimmt er die ſeinige ganz und noch etwas von der ihrigen auf ſich, ohne je ſeinen Ruf auf Koſten ſeines Landes zu ſchonen, dadurch, daß er das Geheimniß von Fehlern, die er ſelbſt nicht begangen, hätte laut werden laſſen. Er läßt ſich tadeln ohne zu antworten, wenn ſeine Unthätigkeit nur von der Unzulänglichkeit der ihm gegebenen Mittel herrührt, wenn ſeine unglücklichen Erfolge die Vollziehung eines von ihm ſelbſt nicht gebilligten Befehls zum Grunde haben. Alle perſönlichen Gefühle ſcheinen in ſeiner Seele vernichtet, um die Hingebung an die Pflicht allein herrſchen zu laſſen. Durchſchaut man ihn tiefer, ſo entdeckt man in ihm einen verborgenen Gedanken, der ihn mitten im düſterſten Unmuth aufrecht hält und tröſtet; man ſieht in der Tiefe ſeiner Seele, wie den Strahl eines heitern Tages, etwas Reines und Unveränderliches glänzen: die Hoffnung; jene edle, erhabene Hoffnung, die nur erwachſen kann in einer ihrer Kraft und Größe ſtolz verſicherten Seele, welche die fromme Ueberzeugung hat von einem untrüglichen Bund zwiſchen der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Gerechtigkeit Gottes.

Man täuſcht ſich über Waſhington; ſeine Miene iſt ruhig, ſein Urtheil ſtreng; er hat die Leidenſchaft der Ordnung, die Liebe zur Wahrheit das Bewußtſeyn des Möglichen, keine Illuſionen, nichts was Schwung und Begeiſterung verkündigt. Man ſchließt daraus auf die Kälte ſeiner Seele und man erhebt ſeine moraliſche Kraft. Aber die moraliſche Stärke verleiht den Stoicismus und nicht jenen vertrauensvollen Eifer und die Gluth, die er in allen Mißgeſchicken bewahrte. Man leſe ſeine ſo offene, ſo natürliche, ſo gefühlvolle Correſpondenz; man ſieht ihn darin unglücklich, aber nicht niedergeſchlagen. Nie ſchmeichelt er ſich, nie verzweifelt er. Er iſt im Stand, ſich vom Zorn hinreißen zu laſſen, wie an dem Tag, wo er ſeine beiden Piſtolen auf ſeine fliehenden Soldaten abfeuerte, aber der Verzweiflung iſt er durchaus unfähig. Und dieß, weil er fühlt, wie er ſelbſt es ſagt: „daß die Stimme des menſchlichen Geſchlechts mit ihm iſt;“ weil er, „überzeugt von ſeinem guten Recht, ſich nicht vorſtellen kann, daß die Amerikaner untergehen ſollten, obgleich ihr Stern vielleicht noch einige Zeit unter einer Wolke verborgen bleiben werde;“ weil er ſich beſtändig ſagt: „die Vorſehung hat uns ſo oft wieder aufgerichtet, wo wir alle Hoffnung verloren hatten, daß ich zu glauben wage, wir werden nie unterliegen.“

Sein Vertrauen wurde gerechtfertigt, ſeine Sache triumphirte. Befreier ſeines Landes — dieſer Titel konnte genügen zum Ruhm ſeines Namens; aber eine noch umfaſſendere Beſtimmung war ihm vorbehalten; er ſollte ſein Vaterland regieren, nachdem er es befreit. Er ſollte es zweimal retten.

Sich zurückziehend nach dem Frieden, fremd der Regierung der Union, aber nicht gleichgültig gegen ſie, ſah er ſie mit Leidweſen ſchwächer werden und zerfallen. Er bezeichnete kräftig das Uebel ſeinen Freunden. Drei Dinge, welche die Kraft eines Staats bilden, fehlten, ſo ſchien es ihm, Amerika: eine Politik, Finanzen, ein Heer, und dieſe wünſchte und forderte er für das Land. Dieß hieß vor Allem die Wiederherſtellung der föderativen Gewalt verlangen. Alle aufgeklärten Männer erkannten bald dieſe Nothwendigkeit an. Selbſt diejenigen, die jede politiſche Centraliſation fürchteten als eine Beſchränkung der Rechte der Staaten und des Volks; diejenigen, die, immer argwöhniſch gegen eine Wiederkehr engliſcher Ideen und Einflüſſe, von da an die Partei bildeten, welche ſich die republicaniſche, oder richtiger die demokratiſche nannte, im Gegenſatz gegen die föderaliſtiſche, auch dieſe wollten damals die Conſtitution, und als ſie zu Stande gekommen, wollten ſie als erſten Präſidenten der Vereinigten Staaten den General Waſhington.

Ueber ſeine Regierung hier nur ſo viel: trotz der Kämpfe, der Uneinigkeiten, der wachſenden Leidenſchaften eines demokratiſchen Staates gelang es Waſhington, Oberhaupt des Staats zu bleiben, indem er nie Haupt einer Partei wurde; dieß iſt das große Problem der Regierung eines freien Volkes. Indem er die höchſte Gewalt übernahm, hatte er in demſelben Cabinet die beiden Häupter der ſtreitenden Anſichten, Hamilton und Jefferſon, vereinigt, und gab dadurch das Beiſpiel der Vorliebe für ausgezeichnete Menſchen, welche bisweilen den überlegenen Geiſtern ſelbſt fehlt, jener hohen und vertrauensvollen Unparteilichkeit, welche auf kein Verdienſt eiferſüchtig iſt; und die, weit entfernt von dem Beſtreben, die Einflüſſe und Talente zu iſoliren und einander gegenüber zu ſtellen, ſie vielmehr einander nähert und in ihrem Bündniß die Stärke ſucht. Es gelang ihm, ſie ziemlich lange neben ſich zu erhalten, ohne die Zügel ihren Händen zu überlaſſen. Mit ihnen wie ohne ſie mußte er für ſich ſelbſt eine unabhängige Stellung, für die Vereinigten

Staaten eine unabhängige Politik zu ſchaffen und zu erhalten. Er ſicherte die Freiheit ſeines Landes und ſetzte ſeinen Willen durch.

Die Aufgabe war ſchwer; die Feindſeligkeit und das Mißtrauen legten ihm mehr als Ein Hinderniß in den Weg; man konnte manchmal auf Augenblicke glauben, er werde unterliegen. Er entging nicht der ſchmerzlichſten und gewöhnlichſten Präfung der Macht: der Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung. Die Preſſe erſparte ihm keine jener unbilligen Verleumdungen, auf welche, wer da handeln will, ohne Furcht gefaßt ſeyn und denen man ohne Erbitterung widerſtehen muß. Nichts hielt ihn auf und er wußte Alles zu beſiegen. Die lebhafteſte Oppoſition war ſeiner Wiedererwählung vorangegangen; ſie vermochte oder ſie wagte nicht, deren Einſtimmigkeit zu ſtören. Und als er, nachdem er acht Jahre regiert, wie er acht Jahre commandirt hatte, ſchon alt und matt die Gewalt niederlegte, da hätte er, wie behauptet wird, ſie noch einmal aufnehmen können; aber er fühlte, daß für ihn die Stunde gekommen, ſich zurückzuziehen; das thätigſte und lebendigſte Leben hatte nie ſeinen leidenſchaftlichen Geſchmack am häuslichen Leben, an den Beſchäftigungen des Landbaues geſchwächt. Sein gebieteriſcher Geiſt fand es nachgerade ſchwer, ſich in die vom Regierungsberuf unzertrennlichen Rückſichtnahmen, Anforderungen und Opfer zu fügen; ohne aufzuhören, ein achtſames Auge auf ſein Vaterland zu haben, und mit einer Sorge, in die ſich etwas Verdruß miſchte, den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten zu verfolgen, wurde er wieder, was er im Anfang geweſen: ein Pflanzer, als wollte er in Allem in ſeiner Perſon genau den Typus der amerikaniſchen Geſellſchaft darſtellen.

So ſind wir wieder auf die, unſers Erachtens genügend gerechtfertigte Idee von der vollkommenen Harmonie zwiſchen Waſhington und Amerika zurückgekommen. Er beginnt, er fühlt, er handelt wie ſein Land. Die Entwicklung ſeiner Ideen, ſeines Charakters und ſeines Geſchicks entſpricht ganz der Entwicklung der gleichnamigen Elemente ſeiner Nation. Er repräſentirt ſie in ihren unterſcheidendſten und beſten Zügen, aber mit der Einheit, der Kraft, dem Reiz der perſönlichen Ueberlegenheit. Die großen Eigenſchaften Aller finden ſich bei ihm, wie ſie ſich bei Niemand finden. Er gleicht Allen, aber er hat nicht ſeinesgleichen. Er iſt, wie es ein Redner ausſprach, der ſeinen Tod dem Senat ankündigte, „der Erſte im Krieg, der Erſte im Frieden, der Erſte im Herzen ſeiner Mitbürger.“ „Alles Große und Gute,“ ſchrieb von ihm der Mann, den er am meiſten liebte, Lafayette, „hatte ſich bis dahin nicht in Einem Individuum vereinigt gefunden. Nie hatte ein Mann gelebt, welchen der Soldat, der Staatsmann, der Patriot und der Philoſoph gleichmäßig bewundern konnten; und nie war eine Revolution zu Stande gekommen, die in ihren Motiven, ihrem Verlauf und ihren Folgen ihr glorreiches Haupt ſo unſterblich zu machen geeignet war.“

Beſchließen wir, was wir über Waſhington zu ſagen hatten, mit dem Wort: er war glücklich; oder wenigſtens, wenn man der gewöhnlichen Meinung beitritt und glaubt, daß das Glück nur mit mittleren Lebensverhältniſſen vereinbar ſey, wenn Glück ein in der Welt der Politik unbekanntes Wort iſt, ſagen wir: Waſhington war der Glücklichſte unter den großen Männern.

Was wird man jetzt zu unſrer Frage denken: ſind noch große Männer möglich? Wenn man das Hinderniß der Manifeſtation dieſer ausgezeichneten Naturen nur in den modernen Principien und Formen der Staaten findet, ſo antwortet darauf das Beiſpiel Waſhingtons. Seine Größe iſt im Geſchmack Guizots, und die Civiliſation findet nichts daran auszuſetzen. — —

So weit Remuſat. Bis wir aus Guizots Buch ſelbſt Proben geben können, beſchränken wir uns auf die Eine Bemerkung: es iſt beachtenswerth, zu welchen Gegenſtänden die beiden hervorragendſten Staatsmänner des heutigen Frankreichs, deren Einfluß ſo bald nicht aufhören oder beſeitigt werden wird, beide als politiſche Hiſtoriker ausgezeichnet, durch ihre Neigung ſich hingezogen fühlten. Thiers ſchrieb eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und arbeitet jetzt an einer Geſchichte Napoleons; Guizot ſchrieb eine Geſchichte der engliſchen Revolution und ſchildert und beurtheilt in ſeinem neuen Werke den Helden der amerikaniſchen Revolution. Die Wahl beider Männer ſtimmt ganz zuſammen mit ihrem Charakter, wie er ſonſt bekannt iſt; Thiers, der ächte Franzoſe, der, wenn er nicht gebunden iſt und wenn er will, ſeine Landsleute immer elektriſirt, wirft ſich auf ganz nationale Stoffe und wird der Biograph des Mannes, in welchem ſich doch immer der Ruhm, dieß Berauſchungsmittel für den Franzoſen, concentrirt, und obgleich Napoleon nichts für die Freiheit gethan hat, kann doch Thiers auf eine unermeßliche Popularität ſeines Buchs zählen, wie ſich auch ihm ſelbſt die Volksgunſt nie ganz entfremdet hat, wenn ſchon er die Septembergeſetze entwerfen half. Guizot, der Doctrinär, wählt die Geſchichte und den Helden anderer Nationen für ſeine hiſtoriſche Darſtellung, aber nicht aus rein hiſtoriſchem Intereſſe, ſondern um den Franzoſen in fremden Schickſalen einen warnenden und belehrenden Spiegel vorzuhalten. Der ſtreng rechtliche, gewiſſenhafte, die Freiheit ehrende und ſchützende Waſhington iſt ſein Held; aber er wird damit weit weniger Gunſt erwerben, als Thiers mit dem ſeinigen; man wird darüber ſchreien, daß der Vater der „Einſchüchterungsgeſetze“ den freiſinnigen Präſidenten Nordamerika's feiere, und darin Inconſequenz und Heuchelei finden, während man Thiers applaudiren wird, wenn er die ärgſten Gewaltſtreiche Napoleons in ein glänzendes Licht ſtellt, und ihm die Mitſchuld an jenen Geſetzen als eine Uebereilung verzeiht, ſobald er für gut findet, ſich deßhalb zu entſchuldigen.

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Fortſetzung.)

Sujin.

Aber ſeht nur! Konrad iſt regungslos,
In ſich verſunken, als beſänn' er ſich

Auf ſeine Sünden alle, ſie zu beichten.
Felix! Nichts hat er vom Geſang gehört.
Konrad! ſeht... ſein Geſicht wird blaß, doch jetzt
Bekommt es wieder Farbe.. Iſt er krank?

Felix.

Halt! ſtill! ich hatte das vorausgeſehen!
O, uns die Konrad kennen, iſt das kein
Geheimniß; Mitternacht iſt ſeine Stunde;
Still Felix! er gibt uns ein andres Lied.

Joſeph (Konrad betrachtend).

Brüder! entflogen fern iſt ſeine Seele..
In fremden Sphären ſchweift ſie wohl umher...
Die Zukunft lieſt im Himmel ſie vielleicht,
Vielleicht beſpricht ſie ſich mit trauten Geiſtern,
Die ihr erzählen, was ſie ſahn auf Sternen.
Wie ſeltſam dieſe Augen! unterm Lied
Erglänzt das Feuer! und doch ſagen nichts,
Und fragen ſeine Augen nichts; es wohnt
In ihnen keine Seele; wie Wachtfeuer
So lodern ſie, welche im ſtillen Schatten
Der Nacht ein Heer verließ, zu einem Handſtreich
Aufbrechend; ehe ſie erloſchen, wird
Das Heer zurück in den Quartieren ſeyn.

Konrad (ſingt).

Feucht im Grab lag mein Geſang!
Doch gewittert hat er Blut!
Unterm Boden ſchaut er ſich
Um, und wie ein Vampyr auf
Richtet er ſich, Blutes lüſtern.
Er hat Durſt nach Blut, nach Blut!
Er hat Durſt nach Blut! Ja, Rache!
Rache gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Alſo ſpricht das Lied:

Kommen werd' ich eines Abends,
Meine Brüder werd' ich beißen,
Meine Vaterlandsgenoſſen.
Wem ich meine ſcharfen Zähne
In die Seele werde ſchlagen:
Der wird ſich, wie ich, aufrichten
Als ein Vampyr, und wird ſchreien:
Rache! gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Und dann gehen wir und löſchen
Unſern Durſt mit Feindes Blute,
Scharren ſeinen Leichnam aus,
Nageln an ihm Händ' und Füße,
Daß er ſich nicht mehr erhebe,
Nicht mehr komm' ſelbſt als Geſpenſt.
Dann verfolgen ſeine Seele
Wir zur Hölle; wir, wir Alle
Werfen uns mit unſrer Wucht
Ueber ſeine Seele, bis ihr
Ausgeht die Unſterblichkeit..
Und ſo lang ſie hat Empfindung,
Laſſen wir nicht nach mit Beißen.
Rache! gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Der Abt Lwowicz.

Konrad, halt ein! im Namen Gottes! das
Iſt heidniſcher Geſang!

Der Corporal.

Welch gräßlich Antlitz!
Das iſt ein Lied, aus Satans Munde ſtammend!

Konrad.

Ich erhebe mich! Fort flieg' ich!
Dort, auf höchſtem Felſengipfel
Schweb' ich ob der Menſchheit Stämmen
In den Reihen der Propheten..
Und von da durchdringt mein Auge,
Wie ein Schwert, der Zukunft Wolken,
Meine Hände reißen, Winden
Gleich, den Nebeldunſt entzwei!
Es wird hell, der Tag bricht an!
Einen Blick ſenk' ich zur Erde:
Das prophet'ſche Buch entrollt ſich
Von der Welt Zukunft vor mir!
Schaut, tief unter meinen Füßen,
Schaut die kommenden Geſchicke
Und Jahrhunderte, wie kleine
Vögel, die der Adler ſcheucht!
Ich, ich bin des Himmels Adler!
Schaut, wie ſie ſich auf die Erde
Stürzen, wie ſie laufen! wie das
Dichte Heer ſich duckt im Sand!

Einige Gefangene.

Was ſpricht er denn? Was iſt denn dieß! Ha! ſchaut
Wie blaß er wird!

(Sie faſſen Konrad.)

Beruhige dich!

Konrad.

Halt! Halt!
Halt! ſammeln will meine Gedanken ich,
Meinen Geſang vollenden.

Lwowicz.

O genug!

Andre.

Genug!

Der Corporal.

Genug! Und möge Gott Euch ſegnen!
Die Glocke! hört die Glock' Ihr nicht? die Runde

Iſt an der Thüre! Löſchet aus das Licht;
Jeder in ſein Gemach!

Einer der Gefangenen.

Die Thür' iſt offen!
Da ſind ſie. Konrad iſt beſinnungslos;
Laßt ihn allein in ſeiner Zelle! flieht!

(Alle machen ſich davon.)

Zweite Scene.

Konrad (nach langem Schweigen).

Ich bin allein! Was kümmert mich der Haufen?
Bin ich ein Dichter für den Haufen denn?
Wo iſt der Menſch, der meiner Lieder ganzen
Gedanken faßte, deſſen Blick die Blitze
Umſpannte alle meiner Seele? Weh!
Weh dem, der für die Menge ſeine Stimme
Und ſeine Sprach' erſchöpft! Die Sprache fälſcht
Die Stimme, und die Stimme die Gedanken...
Raſch fort fliegt aus der Seele der Gedanke,
Eh' er im Wort ausbricht, und den Gedanken
Ertränken Worte, zittern über ihm
Wie über unſichtbarem Strom der Boden,
Und wird entdecken an des Bodens Zittern
Die Menge den verborgnen Strom der Tiefe,
Und ahnen das Geheimniß ſeines Laufs?

Tief in der Seele kreiſet die Empfindung,
Entzündet ſich und brennt, gleichwie das Blut
In ſeinen tiefen, unſichtbaren Kammern.
In meinen Liedern die Empfindung werden
Die Menſchen beſſer kaum wahrnehmen, als
Mein Blut ſie ſehn in meinem Angeſicht.

O mein Geſang! Du biſt ein Stern, jenſeits
Den Gränzen dieſer Welt! das irdſche Auge,
Das ſich anſtrengt dich zu verfolgen, kann
Ausſpannen ſeine Flügel... niemals wird's
Erreichen dich... nur die Milchſtraße wird es
Berühren... ahnen wird's, daß Sonnen ſind, —
Nie ihre Zahl und Unermeßlichkeit!

Meine Geſänge, euch, was gelten euch
Das Aug', das Ohr der Menſchen? Flüchtet euch
In meiner Seele Abgrund, und erglänzt
Ueber den Höhen meiner Seele, wie
Der Tiefe Ströme und des Aethers Sterne.

Du Gott! und du Natur! o höret mich!
Dieß iſt Muſik, die Eurer würdig, dieß
Geſänge, eurer werth! Ich, ein Großmeiſter,
Ja, ein Großmeiſter, ſtrecke aus die Hände,
Aus bis zum Himmel; auf die Sterne leg' ich
Die Finger wie auf Gläſer der Harmonika;
Und meine Seele macht die Sterne kreiſen
In raſcher bald, bald langſamer Bewegung;
Millionen Töne ſtrömen draus hervor,
Und ich, ich bin es der ſie alle weckte.
Ich kenne alle, ich verſammle, trenne,
Verein'ge, binde ſie zum Regenbogen,
In Strophen und Accorden; ich zerſtreue
In Tönen ſie und bunten Flammenſtreifen.

Die Hände hab' ich aufgehoben, ſie
Gebreitet über dieſer Welt Gewölbe,
Und zu vibriren haben aufgehört
Die Harmoniekreiſe. Ich allein
Singe, und höre meine eignen
Geſänge, lang hinſchleppend, wie der Hauch
Des Windes; in der Unermeßlichkeit
Der Welt hallen ſie wieder, ſeufzen wie
Der Schmerz, und rollen wie der Donner. Leiſe
Begleiten die Jahrhunderte ihren Laut.
Ein jeder Ton funkelt und klingt zugleich,
Trifft Auge mir und Ohr, wie, wenn der Sturm
Ueber die Wellen brauſt, ich ſeinen Flug
In ſeinem Pfeifen höre, und ihn ſehe
In ſeinem wallenden Gewand von Wolken.

Das ſind Geſänge, würdig der Natur
Und Gottes! Ja, ein großer ſchöpferiſcher
Geſang iſt das! Dieſer Geſang iſt Kraft,
Iſt Macht; dieſer Geſang Unſterblichkeit!
Was könnteſt Großes ſchaffen Gott, du ſelbſt?
Sieh, wie ich aus mir ſchöpfe die Gedanken!
Ins Fleiſch der Worte kleid' ich ſie; ſie fliegen,
Zerſtreuen ſich im weiten Himmel, wirbeln,
Spielen und funkeln... ferne ſind ſie ſchon,
Und doch fühl' ich ſie noch, und ihre Reize
Koſt' ich und ſchlürf' ich; in der Hand empfind' ich
Noch ihre Formen, im Gedanken ahn' ich
Ihre Bewegungen. Ich liebe euch
Ihr Kinder meiner Dichterſeele! meine
Gedanken! Meine Sterne! Meine Stürme!
Meine Gefühle! Unter euch iſt mir
Zu Muth, wie's unter ſeinen Kindern iſt
Dem Vater. Ihr gehört mir alle an!

Ich tret' euch unter meinen Fuß, euch Alle,
Poeten, Weiſe und Propheten, euch
Der Welt Abgötter! Kommt, betrachtet euch
Noch einmal die Schöpfungen eurer Seelen!
Beb' immer Ohr und Herz euch vom gerechten
Und rauſchenden Beifallsgeklatſch der Welt,
Strahl' eure Stirn von eures Ruhmes Schimmer:
All dieſe Lobesſtürme, eurer Kränze
Geſammter Schmuck, geerntet in ſo vielen
Jahrhunderten, unter ſo viel Nationen,

Geben euch nicht das Glück, das Machtgefühl,
Das heut ich in einſamer Nacht empfinde,
Singend allein, im Innern meiner Seele,
Singend für mich und nur von mir gehört.

Ja ich bin mächtig an Empfindung, Kraft
Und Geiſt! nie, wie in dieſen Augenblicken
Hab' ich's empfunden. Dieſer Tag iſt mein
Zenith, an dieſem Tag wird meine Macht
Erreichen ihre Sonnenferne. Heut
Erkenn' ich's, ob ich bin der Größte Aller,
Oder ein Stelzer nur! Ja dieſer Tag
Iſt der Entſcheidung Schickſalsaugenblick!
Gewalt'ger ſpann' ich meiner Seele Flügel.
Es iſt die Stunde Simſons, wo er, blind,
In Ketten, nachſann unter ſeiner Säule.
Weg mit dem Leib von Koth! In deine Flügel,
Geiſt! hüll' ich mich! Ja fort, fort will ich ſteigen
Aus der Planeten und der Sterne Sphäre,
Und eher nicht halt machen, als da wo
Der Schöpfer ſcheidet ſich von der Natur!

Da, da ſind ſie, die beiden Schwingen ſchon!
Genügen werden ſie! Ich ſpanne ſie
Vom Niedergange bis zum Morgen aus;
Vergangenheit berühr' ich mit der linken,
Die Zukunft mit der rechten; bis zu die
Erheb' ich mich auf der Begeiſtrung Strahlen,
Und ich durchſchau' mit meinen Augen deine
Gedanken, die, ſo heißt's, im Himmel ſind.
Da bin ich! ſchau', wie groß iſt meine Macht!
Schau, wohin meine Flügel mich erheben!
Ein Menſch bin ich, und auf der Erde dort
Zurück mein Körper blieb! dort habe ich
Geliebt, in meinem Vaterland! dort ließ ich
Mein Herz; doch meine Liebe in der Welt
Blieb nicht an einem einzgen Weſen haften
Wie das Inſect an einer Roſe klebt..
Auch nicht an einer einzigen Familie,
Einem Jahrhundert — Nein! geliebt hab' ich
Eine Nation in ihrer Ganzheit; habe
All ihre Generationen, künft'ge
So wie vergangene mit meinen Armen
Umfaßt, hab' hier ſie an mein Herz gedrückt,
Wie einen Freund, Geliebten, Gatten, Vater.
Nen ſchenken möcht' ich meinem Vaterland
Das Leben und das Glück, und zur Bewundrung
Der Welt es machen. Dazu fehlt die Kraft mir,
Und ſo komm' ich hieher bewaffnet jetzt
Mit meines Geiſtes ganzer Macht, des Geiſtes,
Welcher dem Himmel hat den Blitz entriſſen,
Erforſcht der Sterne Lauf, des Meeres Abgrund
Gemeſſen. Und die Kraft dazu beſitz' ich,
Die nicht die Menſchen geben; das Gefühl
Hab' ich, das innen brennt wie ein Vulcan,
Und das ſo oft in Worten nur verdampft.

Und dieſe Macht — nicht hab' ich ſie entlehnt
Vom Baum in Eden, der die Früchte der
Erkenntniß trug des Guten und des Böſen;
Nicht von Legenden, von gelöſten Räthſeln,
Noch auch von der Magie Myſterien.
Ich bin ein Schöpfer meinem Weſen nach.
Ich habe daher meine Kraft, woher
Du deine haſt, denn du — du haſt ſie nicht
Erworben, du beſitzſt ſie, niemals fürchtend
Sie zu verlieren.... ich auch fürcht' es nicht!
Gabſt du mir, oder raubt' ich da, wo du
Das deine hielteſt, dieß durchdringende
Gewalt'ge Auge? In den Stunden, wo
Ich mächtig bin, wenn ich den Blick erhebe
Zur Wolkenbahn, wenn die Zugvögel ich
Unſichtbar fern in Lüften ſegeln höre:
Da brauch' ich nur zu wollen, und ſofort
Bann' ich ſie mit dem Blick als einem Netz;
Ein angſtvoll Kreiſchen hebt der Schwarm dann an,
Aber, eh' ich dem Wind ſie übergebe,
Vermag der Wind ſie zu bewegen nicht.
Wenn ich mit meiner Seele ganzer Kraft
Einen Kometen anſchau' und betrachte,
Rührt er ſich von der Stelle nicht. Die Menſchen
Allein, von der Verderbniß angeſteckt,
Schwach, doch unſterblich, dienen mir nicht, kennen
Mich nicht... ſie kennen beide, dich und mich,
Uns nicht; ich komm' zu ſuchen jetzt ein Mittel,
Ein unfehlbares, in dem Himmel. Ich
Will dieſe Macht, die über die Natur
Ich habe, über Menſchenherzen üben;
Vögel beherrſch' ich und Geſtirne mit
Einer Gebärde; ſo muß ich beherrſchen
Auch meine Gleichen können; nicht mit Waffen,
Denn Waffe trotzt der Waffe; auch nicht mit
Geſängen, — die entwickeln ſich ſo langſam;
Mit Wiſſen nicht — es iſt ſo ſchnell vergiftet;
Auch nicht mit Wundern, die ins Auge fallen:
Beherrſchen will ich ſie durch das Gefühl,
Das in mir lebt; beherrſchen Alle will ich
Geheimnißvoll und ewig, ſo wie du!
Was auch mein Wille ſey — ihn ahnen und
Erfüllen ſollen ſie; Glück bringen ſoll
Er ihnen, aber wenn ſie ihn verachten,
So ſollen leiden ſie und unterliegen!
Die Menſchen ſollen das mir werden, was
Gedanken mir und Worte ſind, woraus
Ich nach Belieben ein Gedicht aufbaue;
So, ſagt man, herrſcheſt du! — du weißt daß ſich
Mein Denken nicht befleckt, und meine Worte
Nicht hab' verändert. Wenn du ſolche Macht

Ueber die Seelen mir verliehst: ich würde
Mein Volk erneu'n wie ein lebendiges
Gedicht, ich würde größ're Wunder thun
Als du — des Glücks Gesang würd' ich anstimmen.

Ueber die Seelen gib die Herrschaft mir,
So sehr veracht' ich diesen unbelebten
Bau, den man Welt nennt' und ohn' Unterlaß
Anpreist, daß ich noch niemals hab' versucht,
Ob meine Worte wären stark genug,
Ihn zu zertrümmern; aber das empfind' ich:
Wenn ich zusammendrängte meinen Willen,
Und dann auf einmal ihn losbrechen ließe:
Erlöschen könnt' ich machen hundert Sterne,
Und draus hervorgehn lassen hundert neue..
Denn ich.. ich bin unsterblich. Oh! es gibt
In dem Gebiet der Schöpfung noch viel andre
Unsterbliche.. doch nie traf ich noch solche,
Die überlegen mir gewesen wären!
Du bist der Wesen Erstes in den Himmeln!
Ich drang, dich aufzusuchen, bis hieher,
Der Wesen Erstes in dem Erdenthale.
Begegnet bin ich dir noch nicht, doch was
Du seyest, ahn' ich; zeig' dich mir und laß
Mich fühlen deine Ueberlegenheit!
Macht will ich; gib sie mir! zeig' mir den Weg
Dazu. Gelernt hab' ich: Propheten haben
Gelebt, über die Seelen Herrschaft übend..
Ich glaub's; doch was sie konnten, kann auch ich!
Ja, eine Macht will ich der deinen gleich!
Beherrschen will die Seelen ich, wie du!
(Lange Stille. Er fährt ironisch fort:)
Du schweigst — du schweigst noch immer; ja nun seh' ich:
Ich habe dich errathen; Was du bist
Begreif' ich, und wie deine Macht du übst:
Gelogen hat, der dir den Namen: Liebe
Gegeben, denn du bist die Weisheit nur!
Nur der Verstand, und nicht das Herz, enthüllt
Den Menschen deine Führungen und Wege;
Mit dem Verstand nur, mit dem Herzen nicht,
Entdecken sie, wo deine Waffen du
Niedergelegt. Nur der, der sich begraben
In Büchern, in Metallen und in Zahlen,
In Leichnamen: nur der bracht' es dahin,
Einen Theil von deiner Macht sich anzueignen.
Er kennt des Giftes, Pulvers, Dampfes Kraft,
Er kennt den Blitz, den Rauch, den Donnerkeil,
Er kennt des Rechts und der Chikane Gang
Gegen die Weisen und die Ungelehrten.
Dem denkenden Verstand gabst du die Welt,
Aber in ew'ger Sühnung läß'st du schmachten
Die Herzen; mir hast du das kürz'ste Leben
Verliehn, und das gewaltigste Gefühl.
(Pause.)
Was ist mein Gefühl? —
Ach! nur ein Funken
Was ist mein Leben?
Ein Augenblick.
Die Blitze von morgen, was sind sie heut?
Ein Funken.
Der Jahrhunderte Kette in der Menschheit Annalen?
Ein Augenblick.
Woher kommt der Mensch, diese Welt im Kleinen?
Aus einem Funken.
Was ist, der dem Geist seinen Schatz raubt, der Tod?
Ein Augenblick.
Was war er als er trug die Welt im Schooß?
Ein Funken.
Was wird aus der Welt Ewigkeit, wenn er sie verschlingt?
Ein Augenblick.

Stimmen der Dämonen.

Ich schwing' mich auf deine Seele hinauf
Wie auf einen Renner, zum wildesten Lauf!
Daran! daran!

Stimmen der Engel (zu gleicher Zeit).

Welcher Wahnsinn! ihn zu zügeln.
Ihn zu schützen, eilen wir!
Decken laß mit unsern Flügeln
Uns die heißen Schläfe dir!

(Schluß folgt.)

Mrs. Hemans.

Ueber diese Dichterin bemerkt ein englischer Kritiker: „Wir erblicken in Mrs. Hemans einen wahren Mond des poetischen Zeitalters in dem sie lebte. Ihr Geschmack verbesserte sich in spätern Zeiten bedeutend durch ihre Bekanntschaft mit den deutschen Dichtern, deren Beispiel viel dazu beitrug, sie von den Fesseln des Conventionellen zu befreien, wodurch zu einer gewissen Zeit ihr Talent allzusehr gehemmt wurde. Die Moral steht höher als die äußern Sitten, wie die Quelle höher ist als der Fluß. Sie ist auch reiner; und dem Genius ist es verliehen, bis zu den lebendigen Quellen emporzusteigen und an dem Urborn der Begeisterung zu trinken. Dieß war vor Zeiten ein Paradoxon, ist aber jetzt, Gott sey Dank, ein Gemeinplatz."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35 u. 36.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 März 1840.

Alciphron.

Ein Gedicht von Thomas Moore.

Wir theilen im Folgenden unsern Lesern den Inhalt, die Entwicklung und übersetzte Proben aus dem neuesten Gedicht des irischen Barden mit. Das Gedicht ist von geringem Umfang und kann als eine poetische Variation ungefähr desselben Gegenstandes betrachtet werden, welchen Moore früher in seinem Epikuräer prosaisch behandelt hatte.

Das Gedicht ist in Briefen geschrieben. Die vier ersten Briefe schreibt Alciphron von Alexandria, später von Memphis aus, an Cleon in Athen. Er hat Athen plötzlich verlassen, gibt seinem Freunde die Gründe davon an und erzählt ihm seine weitern, äußern und innern Erlebnisse. Den fünften und letzten Brief schreibt Orcus, Oberpriester zu Memphis, an den Präfectus Prätorii, Decius.

Aus dem ersten Brief:

Du wunderst wohl dich, daß ich floh
Aus jenen Zaubergärten, wo,
Was unsrer Welt ward zugetheilt
Zum Reiz, und ihr noch nicht enteilt,
Von Schönheit und von Weisheit, weilt.
Wohl ahn' ich meiner Freunde Frage,
Am Abend solcher süßen Tage:
Warum ich von der Heimath schied,
Die mir des Glückes Huld beschied,
Wo nie die Schwinge der Zeit wird müd'?...
Wo Weisheit nicht scheucht den Genuß,
Wie Pallas einst warf in den Fluß
Die Flöte; vielmehr lächelnd lehrt:
Daß Frauenlippen Töne flößern
Wie Sphärenharmonie, drauf lüstern
Des Träumers Ohr lauscht — und nie hört;
Wo Tugend sich weiß so zu kleiden
Ins Lächeln ihrer Schwester: Lust,
Daß wir nicht schwanken zwischen beiden —
Zugleich sie drücken an die Brust!

Der Wonneort! so ist er, so,
Des Reize alle jüngst ich floh;
Und jetzt selbst, während unterm Schreiben
Den dunkeln Nilstrom ich seh' treiben,
Nimmt fehrend des Gedankens Flug
Zurück zu jener Welt den Zug.
Ich denk': wie hold im Abendscheine
Sind jene Gärten, jene Haine;
Ich sehe wie bergab den Schatten
Der anmuthvolle Tempel dehnt,
Indeß sich an die Marmorplatten
Ein hold athenisch Mädchen lehnt,
Ueber ein Lieblingsbuch sich beugend;
Ein junger Weiser, bei ihr, schweigend
Hält ihrer Locken üpp'ge Fülle,
Daß sie das Blatt ihr nicht verhülle.
Doch weg solch Träumen! jene Flur
Des Glücks verließ ja doch ich nur,
Wie's Nest verläßt ein Vögelein
Und trauter bald kehrt wieder ein.

Und jetzt sag' ich dir — ob dein Mund
Auch lächelt — meines Hierseyns Grund.
Mein kurzer, sonn'ger Lebenstraum
Schwamm hin zwar ohne Gram und Leid,
Wie'n leichtes Blatt auf des Lustbachs Schaum,
Mit den Wellen kosend in Heiterkeit;
Nie einen Ton schlug an die Luft,
Den nicht zurückgab meine Brust;
Doch fühlt' ich oft in frohsten Tagen
Trübe Gedanken überziehn
Urplötzlich meiner Freude Glühn,
Wie Wolken über den Himmel jagen,
Dran golden eben die Sonne schien.

So unbeſtimmt, ſo unſagbar
Die Seelenfinſterniß oft war —
Wenn ganz von Luſt ich war umgeben,
Trat ſie ſo ohne Anlaß ein....
Der Schatten ſchien's — fremd dieſem Leben —
Aus unbekannter Welt zu ſeyn.
Doch öfter noch war's der Gedanke:
Wie bald, was reizend mich umgab
Von Glück und Leben, ſink' ins Grab, —
Der ſüße Mund, die Hand, die ſchlanke —
Ich ſelbſt — der Freunde froher Schwarm
Fall' vor des grauſen Schnitters Arm!

Dieſer Gedanke war's, der goß
Wermuth in meiner Wonnen Schale,
Deß Gram'n mit meiner Luſt zerfloß,
So wie der Schatten folgt dem Strahle.
Oh! wär' nicht dieſer Stimme Mahnen,
Die uns im Freudenrauſch läßt ahnen:
Daß Alles, was uns glücklich macht,
Des Wurmes Raub kann ſeyn vor Nacht —
Oh, wäre nicht dieß bittre Eine —
Mir glänzt' in ſolchem Glücksſcheine
Die Welt — ſo durſtig iſt mein Mund
Den Kelch zu leeren bis zum Grund:
Ich wär', den Himmel genießend auf Erden,
Ein Gott, wenn Götter durch Wonne es werden!

Alciphron gedenkt der letzten, herrlichen Nacht, die er mit ſeinen Freunden zugebracht, um das Andenken an den Stifter ihrer Schule zu feiern. Nachdem das Feſt vorüber, die Sänger verſtummt, die Mädchen weggegangen geweſen, ſey er allein in der tiefen Stille nachdenklich zurückgeblieben:

Ich blieb, in nachdenkſamer Säumniß,
Schauend empor zum Sternenheer,
Traurig, als ob ein trüb Geheimniß
In ihrem Licht zu finden wär',
Und fragte ſie, warum der Tod
Dem Stolz der Welt, dem Menſchen, droht,
Indeß ſie, die an Werth ihm weichen,
In keiner Ewigkeit erbleichen?

Die Nacht — vielleicht haſt ihre Pracht
Vergeſſen du — in ſolcher Nacht
Getrennt hätt' ſich des Aermſten Herz
Von dieſer ſchönen Welt mit Schmerz.
Am Himmel, dunkelblau und klar,
Auf einer Seite ſichtbar war
Das Auge Jupiters voll Glanz,
Indeß, umkreiſt vom lichten Tanz
Der Sterne, die am weiten Rahmen
Des Himmels nacheinander kamen,
Die junge Luna trat hervor —
Unter lebendigen Juwelen,
Wie von der Römerin ſie erzählen,
Und ihrer blühnden Kinder Chor.
„O kaß aus jener Sphären Ferne,"
Dacht' ich, „die ewig ſind und rein,
Gehalt ein Zauber könnte werden
Von ihres Weſens Kraft, zur Erden,
Dadurch der Menſch auch, gleich dem Sterne,
Befreit vom Tode müßte ſeyn,
Daß ſeinem Sehnen, ſeinem Hoffen
Wär' gleiche gränzenloſe Bahn
Wie jenen Feuerkörpern offen,
Die keinem Wechſel unterthan!"

Indeß in ſolcherlei Gedanken
Völlig Gemüth und Geiſt verſanken,
Beſchlich mein Weſen das Ermatten,
Das jedem irdiſchen Genuß,
Wie ſüß er war, folgt auf dem Fuß,
So wie dem Lichte folgt der Schatten,
Als ſollte dadurch offenbar
Stets werden, daß er irdiſch war;
Zum Schlummer legt' ich meine Glieder
Zu Füßen jener Statue nieder,
Des Wunders, drin der Kunſt Vollendung
Verſammelt der Natur Verſchwendung,
Vor der ich knieend oft geſchworen:
Würd' ein lebend'ges Weib gleich ihr
Zum Staunen dieſer Welt geboren,
Sie ſollt' als Gottheit gelten mir.
Ein ſchlief ich, und mir war im Traum,
Ich würd' entführt zu fernem Raum,
Wo mich in öder, grauer Wüſte
Ein eing'ger, trüber Strahl begrüßte,
Der ſchwach durchdrang des Dunkels Reich
Von einer Kerze, in der Hand
Einer Geſtalt, die todesbleich
Vor mir, wie ein Geſpenſt, da ſtand,
Und ſprach — und um den Mund, den dürren,
Sah ich ein ſchaurig Lächeln irren:
„Geh! deiner heißen Wünſche Ziel,
Das ew'ge Leben, ſuch' am Nil!"

Zunahm, als er geſagt das Wort,
Die Todtenfarbe fort und fort, —
Dem lichten blaſſen Morgen gleich,
Wenn er der Nacht entreißt das Reich,
Indeß die Kerz' in ſeiner Hand
Anwuchs zu einem lichten Brand,
Deß Gluth erleuchtete den Raum
Bis an des Horizontes Saum,
Wo meinem Auge Gärten, Haine
Sich zeigten in glanzvollem Scheine,
Als wär' friſch drüber hingezogen
Ein feuchter Frühlingsregenbogen.
Muſik vernahm man überall,
Als wär' die ganze Luft Ein Schall,

Geiſter um mich die Flügel ſchlugen,
Die noch des Himmels Farben trugen;
Ein Meer von Glanz ein auf mich brach,
Daß ich, geblendet, wunder wach.

Dieſer Traum habe ihn, fährt er fort, obgleich er ſo wenig wie die ganze Schule an eine vom Leib unterſchiedene Seele glaube, noch auch an Götter, die ſich der Sterblichen annähmen, dieſer Traum habe ihn trotz ſeiner Philoſophie Tag und Nacht verfolgt, und er habe der Mahnung und dem Drang nicht widerſtehen können, von Athen nach dem heiligen Nilland, dem Land der Wunder und Geheimniſſe, zu reiſen. Er verſichert jedoch ſeinen Freund und die ganze Schule, er werde ihnen keine Schande machen, er werde, während ſein Herz und ſeine Seele nachjage dem ewigen Licht, das nie untergehe, doch nicht die Meteore von Genüſſen vergeſſen, welche untergehen:

Er wird ſie ſuchen, wird ſie ſegnen,
Wo ſeinem Auge ſie begegnen.
Und wenn ſein Leben ſich verzehrt
Wie Aehren — doch, ſo lang es währt,
Sey jede Stunde wie ein Feuer,
Genährt mit ſüßen Weihrauchs Steuer!

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt. *)

Brief zweier Einwohner von La ſerté ſous-Jouarre an den Redacteur der Revue des deux Mondes.

Mögen die unſterblichen Götter Ihnen beiſtehen und Sie bewahren vor den neuen Romanen. Wir ſind zwei Abonnenten Ihrer Revue, mein Freund Cotonet und ich, und wir haben beſchloſſen an Sie zu ſchreiben in Betreff einer von uns gemachten Beobachtung; dieſe beſteht darin: daß man in den heutzutag erſcheinenden Büchern ſo gar viele Adjective gebraucht, und daß nach unſerer Anſicht die Autoren ſich hiedurch ſehr ſchaden.

Wir wiſſen, mein Herr, daß es nicht mehr Mode iſt von Literatur zu ſprechen, und Sie werden vielleicht denken, daß wir uns in dieſem Augenblick über etwas ſehr Geringfügiges Sorge machen. Wir geben das gern zu, denn wir halten den Conſtitutionnel und wir haben ſpaniſche Fonds, die uns fürchterlich ängſtigen. Aber beſſer als irgend Jemand begreifen ohne Zweifel Sie das ſüße Glück, welches zwei wohlorganiſirte Seelen darin finden, ſich mit den ſchönen Künſten zu beſchäftigen, welche den Reiz des Lebens unter den ſocialen Stürmen ausmachen; wir ſind keine Böotier, Herr, wie Sie aus dieſen unſern Worten abnehmen können.

Damit Sie unſere Beobachtung gehörig würdigen können, die, ſo einfach ſie auf den erſten Blick ſcheint, uns doch ein zwölfjähriges Nachdenken gekoſtet, müſſen Sie uns geſtatten, Ihnen ausführlich und in der Ordnung zu erzählen, wie wir darauf gekommen ſind. So gering jetzt die Literatur geachtet wird, gab es doch eine Zeit, wo ſie im Flor ſtand; es gab eine Zeit wo man die Bücher las, und in unſern Theatern gab es noch jüngſt eine Zeit, wo man ziſchte. Das war, wenn uns unſer Gedächtniß nicht trügt, von 1824 bis 1829; damals rüſtete ſich der König, unter dem Beiſtand der Geiſtlichkeit, die Charte umzuſtürzen und das Volk ſeiner Rechte zu berauben; und Sie erinnern ſich gewiß, daß in jenem Zeitraum es ſich gar ſehr um eine ganz neue Methode handelte, die man ganz friſch erfunden hatte, Theaterſtücke, Romane und ſelbſt Sonette zu machen. Man hat ſich hierorts ſehr eifrig damit beſchäftigt, aber wir, mein Freund Cotonet und ich, haben nie recht ins Klare kommen können, was der Romanticismus ſey, und doch haben wir viel geleſen, beſonders die Vorreden, denn wir ſind nicht ſo weit zurück, wir wiſſen wohl, daß das die Hauptſache iſt und das Uebrige nur dazu dient, daß es mehr ausgibt. Ihnen die Wahrheit zu ſagen, man iſt hier Landes über die Maſſen neuigkeitsſüchtig und geſchwätzig; wir haben in der Rue Marchande ein großes Leſecabinet, wohin man ganze Körbe voll Bücher bringt; zwei Sous der Band, wie überall, und man hätte über nichts zu klagen, wenn ſich nur die Thürhüterinnen die Hände wüſchen; aber ſeit es keine Lotterien mehr gibt, verſchlingen ſie die Romane, daß Gott es ihnen verzeihe! und jetzt weiß man nicht mehr wo man ſie anrühren ſoll. Doch das hat nichts zu ſagen! wir Franzoſen ſehen nicht ſo auf das Aeußere; in England wollen ſaubere Leute auch gern in ſaubern Büchern leſen; in Frankreich lieſt man Kraut und Rüben unter einander; das iſt unſere Art, die Künſte zu ermuthigen. Unſere feinen Damen würden kein Pünktchen Koth auf einem Strumpfe dulden, der doch nur mit ihrem Fuß in Berührung kommt; aber ſie ſchlagen ganz zierlich mit ihrer weißen Hand einen abgegriffenen Band auf, der nach der Küche riecht und Spuren vom Daumen des Kutſchers hat. — Ich habe Ihnen geſagt, wir verſtanden nicht was das Wort romantiſch bedeute. Es war ums Jahr 1824 oder etwas ſpäter, ich weiß nicht mehr, daß man ſich im Journal des Débats ſchlug. Es handelte ſich um das Pittoreske, das Groteske, um die Einführung der Naturſchilderung in die Poeſie, um die dramatiſirte Geſchichte, um das angefochtene Drama, um die reine Kunſt, um den zertrümmerten Rhythmus, um die Verſchmelzung des Tragiſchen mit dem Komiſchen, um die Wiedererweckung des Mittelalters. Mein Freund Cotonet und ich gingen vor der Kugelbahn ſpazieren. Sie müſſen wiſſen, daß wir in La Ferté-ſous-Jouarre damals einen großen Advocaten hatten, der eben von Paris her kam, ſtolz und ſehr anmaßend, der Alles wußte, über Alles abſprach und ſich die Miene gab, als verſtände er alles was er las. Er redete uns an, das Journal in der Hand, und fragte uns, was wir von all dieſen literariſchen Streitfragen hielten. Von dieſem Tag an ſprach man bei uns von nichts mehr als vom Romantiſchen und Claſſiſchen; Mme. Dupuis allein wollte nichts davon hören; ſie ſagte, das ſey wie das: Vater unſer oder unſer Vater. Wir laſen Alles was herauskam und hielten uns La Muſe. Einige von uns, worunter auch ich, gingen

*) Dieſer Artikel iſt zwar etwas alt geworden, ſein Inhalt aber nicht veraltet. Anm. d. R.

nach Paris und ſahen die Veſper; der Unterpräfect kaufte das Stück, und bei einer Sammlung für die Griechen declamirte mein Sohn die ſiebente Meſſenienne: Parthenope und die Fremde. Hr. Ducoudray, ein angeſehener Magiſtrat, brachte bei der Rückkehr von den Ferien die Méditations prächtig gebunden mit und ſchenkte ſie ſeiner Frau; Mme. Javart ward darüber erbittert; ſie verabſcheut die Neuerer; meine Nichte ging hin; wir ſahen uns nicht mehr. — Cotonet und ich beſchloſſen, die Streitfrage zu ergründen und uns Rechenſchaft zu geben von den Uneinigkeiten, welche ſo viele tüchtige Geiſter entzweiten. Wir haben gute Studien gemacht, beſonders Cotonet, der Notar iſt und ſich mit der Ornithologie abgibt. Anfangs, zwei Jahre lang, glaubten wir, der Romanticismus beziehe ſich, in der Schriftſtellerei, nur aufs Theater, und unterſcheide ſich vom Claſſicismus nur durch die Verſchmähung der Einheiten. Das war klar: Shakſpeare z. B. läßt die Leute von Rom nach London reiſen und von Athen nach Alexandria binnen einer Viertelſtunde; ſeine Helden verleben in einem Zwiſchenact 10 oder 20 Jahre; ſeine Heldinnen, während einer ganzen Scene wahre Tugendengel, gehen nur Einmal durch die Couliſſen, um als Gattinnen, Ehebrecherinnen, Wittwen und Großmütter wieder aufzutreten. Darin, ſagten wir, ſteckt das Romantiſche. Sophokles dagegen läßt den Oedipus, und zwar ſehr mühſelig, vom Anfang ſeiner Tragödie an, auf einem Felſen ſitzen; alle Perſonen, eine nach der andern, treffen ihn hier; vielleicht ſteht er auch auf, doch bezweifle ich dieß, höchſtens etwa um dem Theſeus ſeine Ehrerbietung zu beweiſen, der während des ganzen Stücks ihm zu Gefallen unaufhörlich hin- und herrennt. Der Chor iſt da, und wenn etwas hinkt, wenn eine unverſtändliche Gebärde vorkommt, ſo erklärt er; was ſich begeben hat, erzählt er; was jetzt ſich begibt, erläutert er; was ſich begeben wird, prophezeit er; kurz er iſt in der griechiſchen Tragödie ungefähr das was die Anmerkungen des Hrn. A. Martin unter dem Text Molière's. Das, ſagten wir, muß das Claſſiſche ſeyn; da war nichts mehr zu disputiren, und die Sachen gingen ihren Lauf. Aber plötzlich (ich glaube es war im Jahr 1828) benachrichtigt man uns, daß es eine romantiſche und eine claſſiſche Poeſie, einen romantiſchen und einen claſſiſchen Roman, eine romantiſche und eine claſſiſche Ode gebe; was ſage ich? ein einzelner Vers, ganz allein an ſich konnte romantiſch oder claſſiſch ſeyn, je nachdem ihn die Luſt anwandelte.

Als wir dieſe Neuigkeit erfuhren, konnten wir des Nachts kein Auge zuthun. Eine zweijährige friedliche Ueberzeugung entſchwand wie ein Traum. Alle unſere Ideen waren durch einander geſtürzt, denn wenn die Ariſtoteliſchen Regeln nicht mehr die Demarcationslinie zwiſchen den literariſchen Lagern bildeten, wie ſollte man ſich noch zurecht finden, worauf fußen? An was, wenn man irgend ein Buch las, ſollte man erkennen, ob es claſſiſch oder romantiſch ſey? Wir dachten wohl, die Eingeweihten in Paris müßten ein Loſungswort haben, das ſie aus der Verlegenheit zöge — aber in der Provinz, was war da zu thun? Und, mein Herr, ich muß Ihnen ſagen, daß in der Provinz das Wort romantiſch im Allgemeinen eine leicht behaltbare Bedeutung hat: es iſt ſynonym mit abſurd, und weiter quält man ſich nicht damit. Zum Glück erſchien in demſelben Jahr eine berühmte Vorrede, die wir begierig verſchlangen und die uns beinahe für ewige Zeiten überzeugt hätte. Es wehte darin ein Geiſt der Zuverſicht, ganz gemacht um zu beruhigen, und die Principien der neuen Schule fanden ſich hier des Breiten erörtert. Es war darin ſehr bündig geſagt: der Romanticismus ſey nichts Anderes als die Verbindung des Närriſchen und Ernſthaften, des Grotesken und des Fürchterlichen, des Spaßigen und des Gräßlichen, oder wenn man lieber will, der Komödie und Tragödie. Wir, Cotonet und ich, glaubten das beinahe ein ganzes Jahr. Das Drama ward unſere Leidenſchaft, denn mit dem Namen Drama hatte man nicht allein die dialogiſirten Werke getauft, ſondern auch alle modernen Erfindungen der Einbildungskraft, unter dem Vorwand, daß ſie dramatiſch ſeyen. Es war da freilich viel Galimathias, aber es war doch etwas. Das Drama kam uns vor wie ein ehrwürdiger Prieſter, der nach ſo vielen Jahrhunderten das Komiſche mit dem Tragiſchen vermählt hatte; wir ſahen es, in Weiß und Schwarz gekleidet, mit dem einen Auge lachend, mit dem andern weinend, in der einen Hand einen Dolch, in der andern eine Narrenmütze ſchwingend; in der That, das begriff ſich; die Dichter des Tags proclamirten dieſe Gattung als eine allerneueſte Erfindung: „Die Schwermuth," ſagten ſie, „war den Alten unbekannt; ſie, verbunden mit dem Geiſt der Forſchung und des Streits, hat die neue Religion, die neue Geſellſchaft geſchaffen und in der Kunſt einen neuen Typus erzeugt." Offen zu ſprechen, wir nahmen das Alles ein wenig auf Treu' und Glauben an, und dieſe den Alten unbekannte Schwermuth wollte uns nicht ſo leicht eingehen. Wie, ſagten wir, die ſterbende Sappho, Plato wenn er an den Himmel ſchaute, ſollten nicht auch Schwermuth empfunden haben? Der alte Priamus, der ſeines Sohns Leichnam ſich erflehte und vor dem Mörder knieend ausrief: „Deines Erzeugers gedenk' o Achilleus!" — ſollte die Melancholie nicht gefühlt haben? War der ſchöne Narciſſus, im Schilfe ausgeſtreckt, nicht krank am Ueberdruß der irdiſchen Dinge? — Doch laſſen wir das; das Wichtige für uns war, daß wir den Fragern antworten konnten: „der Romanticismus iſt die Vermählung der Komödie mit der Tragödie, oder, von welcher Dichtgattung es ſich handle, des Scherzhaften mit dem Ernſten." Das ging denn ganz vortrefflich und wir ſchliefen dabei recht ruhig. Aber wie ward mir, mein Herr, als ich eines Morgens Cotonet in mein Zimmer treten ſah mit ſechs Bändchen unter dem Arm! Ariſtophanes iſt, wie Sie wiſſen, unter allen Geiſtern des alten Griechenlands der edelſte zugleich und der groteskſte, der ernſteſte und der komiſchſte, der lyriſchſte und ſatyriſchſte. Was antworten, als Cotonet mit ſeiner ſchönen Baßſtimme den bewundernswerthen Streit des Gerechten und Ungerechten prächtig zu declamiren anfing — die erhebendſte Scene, die je auf ein Theater kam! Wenn man dieſen energiſchen Styl, dieſe erhabenen Gedanken, dieſe einfache Beredſamkeit hört, wenn man dieſem göttlichen Streit zuſieht zwiſchen den beiden Mächten, welche die Welt beherrſchen — wie ſollte man ſich enthalten mit dem

Chor auszurufen: „O du, der du den erhabenen Tempel der Weisheit bewohnst, der Wohlgeruch der Tugend strömt aus deinen Worten!“ und dann plötzlich, ein paar Blätter nachher, zeigt uns der Dichter das Schauspiel eines Mannes, der bei Nacht aufsteht, um seinen Bauch zu trösten.— In welche Classe wird man je die Werke des Aristophanes einzuordnen vermögen? Welche Linien, welche Kreise wird man je um den menschlichen Gedanken ziehen, welche dieser verwegene Genius nicht überspränge? Er ist nicht bloß tragisch und komisch, er ist zart und furchtbar, rein und schmutzig, rechtschaffen und liederlich, edel und gemein, und hinter allem diesem ist, wenn man es nur zu fassen vermag, gewiß die Melancholie verborgen. Ach, mein Herr, läse man ihn mehr, man könnte sich vieles Reden ersparen, und man wüßte genau, woher so manche neue Erfindungen eigentlich stammen. Sogar die St. Simonisten finden sich im Aristophanes; was hatten ihm diese armen Leute gethan? Die Komödie Ekklesiazusai ist ganz und gar eine Satyre auf sie, wie die Ritter in mehr als einem Betracht für eine Satyre auf die Repräsentativverfassung gelten können.

So waren wir wieder in die Ungewißheit zurückgeschleudert. Der Romanticismus mußte vor Allem eine, wo nicht ganz nagelneue, doch moderne Erfindung seyn. Er bestand also eben so wenig in der Vermählung des Komischen und Tragischen, als in der Hinwegsetzung über die Regeln des Aristoteles. (Aristophanes selbst beobachtet die Einheiten nicht.) So stellten wir folgendes sehr einfache Räsonnement auf: „Weil man sich in Paris in den Theatern, in den Vorreden und in den Journalen schlägt, so muß dieß doch um irgend etwas seyn; weil die Schriftsteller eine Entdeckung ausposaunen, eine neue Kunst und einen neuen Glauben, so muß dieß etwas doch etwas Anderes seyn als eine Auffrischung eines schon bei den Griechen Vorhandengewesenen; weil wir nichts Besseres zu thun haben, suchen wir zu ergründen was dieß ist!“

Aber, werden Sie mir sagen, Aristophanes ist eben romantisch; das ist es, was alle Ihre Reden beweisen; der Unterschied der Gattungen besteht nichtsdestoweniger und die moderne Kunst, die menschheitliche (humanitaire) Kunst, die sociale Kunst, die reine Kunst, die naive, die mittelalterliche Kunst...

Geduld, mein Herr, ereifern Sie sich doch nicht so sehr! Ich streite nicht; ich erzähle Ihnen nur ein Ereigniß, das mir zugestoßen. Fürs erste, was das Wort menschheitlich anlangt, so habe ich davor alle Achtung und wenn ich es höre, ermangle ich nie den Hut abzuziehen; möchten die Götter mir verleihen, es zu verstehen! aber ich resignire mich und warte zu. Ich trachte, bemerken Sie das wohl, nicht, zu erfahren, ob der Romanticismus existirt oder nicht; ich bin ein Franzose und ich gebe mir Rechenschaft darüber, was man Romanticismus in Frankreich nennt.

Und, bei Gelegenheit der neuen Worte! ich muß Ihnen auch sagen, daß wir während eines weiteren Jahres in einen traurigen Irrthum verfielen. Müde zu untersuchen und abzuwägen, da wir immer nur auf leere Phrasen und unverständliche Glaubensbekenntnisse stießen, kamen wir endlich auf die Annahme: das Wort Romanticismus sey nur ein Wort; wir fanden es schön, und es dünkte uns schade, daß es nichts besagen sollte. Es erinnert an Rom und Römer, an Roman und romanesk; vielleicht ist es dasselbe wie romanesk; wir fühlten uns wenigstens versucht, wegen andrer Fälle es zu glauben, denn wie Sie wissen ist es seit einiger Zeit geschehen, daß manche sonst ganz passende Worte kleine Veränderungen erlitten, die Niemand einen Nachtheil bringen. So sagt man statt patrie — das ein altes, abgenütztes Wort ist, jetzt pays; man sehe nur unsre Redner! nicht um zehn Thaler würden sie davon abgehen. Cotonet zieht besonders drei Worte in der modernen Sprache vor; der Autor, der sie zufällig in Einem Satze vereinigte, wäre nach seinem Geschmack der erste aller Menschen. Das erste ist: morganatique, das zweite blandices und das dritte.. das ist ein deutsches Wort.

Ich komme auf mein Thema zurück. Wir konnten nicht lang in der Unentschiedenheit bleiben. Der neue Unterpräfect hatte eine Nichte, eine hübsche, blasse Brünette, obgleich etwas mager, welche sich in die englischen Sitten verliebt hatte, und grünen Schleier, orangefarbene Handschuhe und silberne Brillen trug. Eines Abends, als sie in unserer Nähe vorbeiging, wandte sie sich gegen die Wassermühle am Ufer, wo Getreidesäcke, Gänse und ein angebundener Ochs befindlich waren. „Das ist eine romantische Landschaft!“ sagte sie zu ihrer Gouvernante. Bei diesem Wort fühlten wir uns von unsrer alten Neugierde ergriffen. Ha, Ventrebleu, sagte ich, was meint sie? Werden wir nie darüber ins Klare kommen? Unter diesen Begebnissen kam uns ein Journal zu Handen, das Folgendes enthielt: „André Chenier und Madame Staël sind die beiden Quellen des gewaltigen Stroms, der uns der Zukunft zuführt. Durch sie wird die poetische Neuerung, die schon triumphirt und bald vollendet seyn wird, sich in zwei blühende Zweige über dem verdorrten Stamm der Vergangenheit theilen. Die romantische Poesie, die Tochter Deutschlands, wird so an ihre Stirne eine grüne Palme, eine Schwester der Myrten Athens heften. Ossian und Homer reichen sich die Hand.“ — Mein Freund, sagte ich zu Cotonet, ich glaube daß wir es jetzt heraus haben; der Romanticismus das ist die deutsche Poesie; Frau von Staël ist die Erste, die uns mit dieser Literatur bekannt gemacht hat, und von der Erscheinung ihres Buchs an datirt sich die Wuth, die uns gefaßt. Kaufen wir Goethe, Schiller und Wieland, so sind wir gerettet; von daher kommt Alles!

Bis 1830 glaubten wir, der Romanticismus sey die Nachahmung der Deutschen, und dem uns ertheilten Rath gemäß fügten wir zu diesen auch die Engländer. In der That ist es unbestreitbar, daß diese beiden Völker in ihrer Poesie einen eigenthümlichen Charakter haben und weder den Griechen, noch den Römern, noch den Franzosen gleichen. Die Spanier setzten uns in Verlegenheit, denn sie haben auch ihr eigenes Gepräge, und es war klar, daß die neue Schule furchtbar mit ihnen sympathisirte. Die Romantiker, z. B., waren immer Lobredner des Cid von Corneille, der eine beinahe buchstäbliche Uebersetzung eines sehr guten spanischen Stücks ist. „Aber,“ sagte Cotonet, „welche Erfindung liegt denn darin, daß man eine Nachahmung naturalisirt? Die Deutschen haben Balladen gedichtet; wir dichten

auch welche, das iſt vortrefflich; ſie ſind Freunde von Geſpenſtern, Gnomen, Kobolden, Pfülen, Vampyren, Ogern, Gerippen, Alpen, Ratten, Schlangen, Zauberinnen, Sabbath, Satan, Puck, Alraunen; das macht ihnen Freude; wir ahmen ſie nach und ſprechen eben ſo viel davon, obgleich es uns eigentlich nur mäßiges Vergnügen macht; aber ich will das gern geſtatten. Andrerſeits in ihren Romanen tödtet man ſich, man weint, man kommt wieder, man wechſelt ellenlange Phraſen, man greift überall über den geſunden Verſtand und die Natur hinaus; wir copiren ſie aufs allertreulichſte. Dazu kommen die Engländer, welche ihre Zeit damit zubringen und ſich den Kopf zerbrechen, Schwarz in einem Topf zu reiben, alle ihre Poeſien, jetzige und zukünftige, ſind von Goethe in dem einfachen Satz zuſammengefaßt: „Erfahrung und Schmerz vereinigen ſich, um den Menſchen durch das Leben zu geleiten und ihn dem Tod zuzuführen;" *) das iſt ganz irrig und überdieß ziemlich einfältig, aber ich dulde gern, daß man ſich darin gefalle. Dann kommt noch Spanien mit ſeinen Caſtilianern, die ſich den Hals abſchneiden, wie man ein Glas Waſſer trinkt; mit ſeinen Andaluſiern, die noch ſchneller ein weniger entvölkerndes Gewerbe beginnen, ſeinen Stiergefechten, Matadoren u. ſ. w. Ich laſſe das Alles gelten. Aber was bleibt am Ende? Wenn wir Alles nachgeahmt, copirt, überſetzt und compilirt haben: was gibt es dann noch Romantiſches? Nichts unter dem Himmel iſt weniger neu als die Compilation und das Plagiat."

(Fortſetzung folgt.)

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Schluß.)

Konrad.

Ein Augenblick! Ein Funken! wenn ſich jener
Ausdehnt, und dieſer ſich entflammt, ſo ſchaffen
Sie und zerſtören; Muth, Muth! dehnen wir,
Verlängern wir den Augenblick! Muth! Muth!
Erwecken und entflammen wir den Funken!
Jetzt — gut! ja! Noch einmal ruf' ich dich an,
Enthülle meine Seele dir: Du ſchweigſt?
Hab' ich nicht Satan in Perſon bekämpft?
Aufs feierlichſte fodr' ich dich heraus:
Verachte mich nicht! Allein bis jetzt hab' ich
Erhoben mich; doch nicht ſteh' ich allein:
Verbrüdert bin mit einem großen Volk
Auf Erden ich; Heere, Gewalten, Throne
Hab' ich für mich; und wenn zur Löſterung
Ich mich entſchließe, zur Rebellion:
So liefr' ich eine Schlacht dir, blutiger
Als Satan; nur dem Geiſte galt ſein Krieg.
Bei uns geht es ums Herz. Ich hab' gelitten,
Ich hab' geliebt, bin aufgewachſen unter
Qualen und Liebe; als du mir entriſſeſt
Mein Glück, da wühlt' ich nur mit meiner Hand
In meinem blutigen, zerriſſnen Herzen,
Und nie hab' ich ſie gegen dich erhoben!

Die Dämonen.

Zum Vogel, o Renner, will wandeln ich dich!
Aufwärts ſpanne die Adlerſchwinge ſich!

Die Engel.

Welcher Wahnſinn! Er fällt der Stern!
Unter ſinkt er im Abgrund fern!

Konrad.

In meinem Vaterland iſt meine Seele
Fleiſch worden; eingeſogen hat mein Leib
Die ganze Seele meines Vaterlandes!
Ich und mein Vaterland ſind Eins! Ich nenne
Mich Million, denn für Millionen Menſchen
Lieb' ich und duld' ich. Mein unglückliches
Vaterland ſeh' ich an ſo wie ein Sohn
Den Vater, der zum Tod des Rads geführt wird,
Die Qualen eines ganzen Volkes fühl' ich
Wie eine Mutter ihres Kindes Schmerzen
Im Herzen fühlt, worunter ſie es trug.
Ich leide! Wahnſinn faßt mich! Aber du,
Heiter und weiſe, du regiereſt fort,
Du richteſt fort, und nie, ſo ſagt man, irrſt du!
O höre mich! wenn wahr iſt, was ich von
Der Wieg' an hab' gelernt und hab' geglaubt
Mit Sohnesglauben, wahr iſt, daß du liebſt,
Wenn du die Welt geliebt, als du ſie ſchufſt,
Wenn du für deine Creaturen hegſt
Des Vaters Liebe, wenn ein fühlend Herz
War unter den Geſchöpfen, die du bargſt,
Sie vor der Sündfluth rettend, in der Arche:
Wenn dieſes Herz kein Ungeheuer iſt,
Ein Werk des blinden Zufalls, ſterbend vor
Der Reife Zeit; wenn unter deinem Scepter
Empfindung nicht zuwider läuft der Regel;
Wenn Millionen Leidender, die ſchrei'n:
„O hilf uns!" mehr dein Auge auf ſich ziehn
Als eine Gleichung, welche ſchwer zu löſen;
Wenn in der Welt hat einen Werth die Liebe,
Wenn ſie kein Rechnungsfehler iſt von dir...

Stimmen der Dämonen.

Der Adler werde zur Hyder!
Zum Kampfe dehn' er die Glieder!
Feuer und Dampf!
Donner, Gebrüll und Kampf!

---

*) Dieß iſt kein von Goethe ausgeſprochner Satz, ſondern ein engliſches Citat. Vd. 26 p. 216.

Then old Age and experience, hand in hand
Lead him to death and make him understand
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Stimmen der Engel.

O Komet, in der Irre verloren!
Von einer glänzenden Sonne geboren!
Wo iſt das Ende deiner Bahn?
Ach! nie kommt am Ziel er an!

Konrad.

Du ſchweigſt! ich habe meines Herzens Abgrund
Dir aufgedeckt. Und jetzt beſchwör' ich dich:
Gib mir die Macht, ein ärmlich Theilchen nur,
Nur einen Theil der Macht, die ſich auf Erden
Der Hochmuth hat errungen. Oh! damit
Die vieles Glück wollt' ſtiften ich: Du ſchweigſt!
Dem Herzen nichts bewilligſt du; bewill'ge
Es der Vernunft! Du ſiehſt, ich bin der Erſte
Der Menſchen und der Engel; beſſer als
Erzengel kenn' ich dich, bin werth, daß du
Die Hälfte deiner Macht mir tretеſt ab!
Antworte! Immer Schweigen! Ich lüg' nicht;
Du ſchweigſt und traust auf deinen ſtarken Arm.
Und weißt du nicht, daß die Empfindung wird
Verzehren, was nicht der Verſtand zerbrach?
Sieh mein Gluthfeuer im Gemüthe hier!
Ich ſperr' es ein, damit es heft'ger brenne,
Ich bann's in meines Willens ehrnen Ring,
Wie des zerſtörenden Geſchützes Ladung.

Stimme der Dämonen.

Flammen! Feuersbrunſt!

Stimme der Engel.

Gnade! Reue!

Konrad.

Antworte! Deine Majeſtät verhöhn' ich!
Reiß' ich ſie nicht in Stücke, ſo erſchütt'r ich
Doch deines Reiches Unermeßlichkeit!
Bis an der Schöpfung Saum fliegt meine Stimme,
Mit einer Stimme, hallend von Geſchlecht
Fort zu Geſchlecht, ruf' ich, du ſeyeſt nicht
Der Vater dieſer Welt.. du ſeyſt...

Eine Stimme.

Der Czar.

(Konrad hält inne, taumelt und fällt.)

Geiſter (links).

Tretet ihn mit Füßen, packt ihn!
Ohnmacht lähmt ihn, eh' er wieder
Aufwacht, würgen wir ihn todt.

Andre.

Doch iſt noch der Athem in ihm.

Geiſter (rechts).

Fern von hier.. man betet für ihn.

„Konrad," ſo ſagt die Verfaſſerin am Schluß, „iſt der Mann ſeiner Zeit; er macht ſich nicht, wie Fauſt, ein pantheiſtiſches Naturſyſtem zurecht, deſſen Ordnung und kalte Schönheit ihn über die Abweſenheit Gottes tröſten ſollte. Er verzehrt ſich nicht mehr, wie Manfred, in der Erwartung einer geheimnißvollen Offenbarung Gottes und ſeines Weſens, welche nur der Tod bringen kann. Konrad iſt nicht mehr der Mann des Zweifels, noch auch der Verzweiflung; er iſt der Mann des Lebens. Er leidet auch, wie Manfred, und hundertmal mehr; aber er ſchwankt nicht mehr; er fühlt, er weiß, daß Gott iſt. Er befragt nicht mehr die Natur oder das Bewußtſeyn oder die Wiſſenſchaft um das Daſeyn eines allmächtigen Weſens, ſondern er will die Natur dieſes Weſens erkennen und begreifen. Sein Glaube ſteht feſt; er will nun auch mit ſeinem Cultus ins Reine kommen, in die Eigenſchaften der Gottheit eindringen. Es gelingt ihm nicht, ihm, dem Unvollkommenen, dem auf ſein Genie und ſeinen Patriotismus bis zum Wahnſinn Stolzen, ihm, dem Repräſentanten der Menſchheit auf dem Punkt, wo ſie jetzt ſteht, und wie ſie iſt, d. h. glaubig und ſkeptiſch zugleich, eitel auf ihre Kraft, erbittert über ihr Elend, durchdrungen vom Gefühl der Gerechtigkeit und der Bruderliebe, begierig ihre Hemmniſſe wegzuräumen, aber noch unwiſſend, kaum zum ſittlichen Bewußtſeyn erwacht, unfähig ihr Heil zu gründen und vom Himmel Wunder begehrend. Der Himmel bleibt taub, und der Dichter ſtürzt zerſchmettert nieder, bis ſein Geiſt ſich aufklärt ſein Stolz ſich demüthigt, und ſeine Einſicht der wahren Erkenntniß der göttlichen Führungen ſich öffnet.

„Alles zuſammenfaſſend, können wir ſagen: wir ſehen im Fauſt das Bedürfniß, die vergötterte Natur Spinoza's zu poetiſiren; im Manfred den Drang: den Menſchen in dieſer vergötterten Natur eine ſeiner Anlagen und Strebungen würdige Rolle ſpielen zu laſſen; in Konrad einen Verſuch, das Werk der Schöpfung im menſchlichen Gedanken ſittlich zu verklären, indem dem menſchlichen Loos auf Erden die ſittliche Bedeutung gegeben wird. Keines dieſer Werke hat ſein Ziel völlig erreicht. Aber wie viele kraftvolle und ſchmerzliche Werke werden noch aus dem poetiſchen Fieber hervorgehen, ehe die Menſchheit den Sänger der Hoffnung und der Gewißheit erzeugt!"

Wir wollen und können uns nicht auf die Prüfung der hier ausgeſprochenen Behauptungen und Anſichten einlaſſen, was uns weit führen könnte, und beſchränken uns auf die Bemerkung, die ſich wohl auch den Leſern wird aufgedrängt haben, daß auch diejenigen Behauptungen der geiſtreichen Frau, welche auf Wahrheit beruhen, meiſt cum grano salis anzunehmen ſind.

Lieder nach Burns.

I. Klage Mariens, Königin der Schotten, beim Herannahen des Frühlings.

Ihr grün Gewand hängt die Natu
Um jeden Blüthenbaum,
Und ſtreut Maßliebchens weiße Blätt'
Auf jeden Raſenraum.

Die Sonne klärt der Ströme Glanz.
Den Himmel ſchmückt ihr Licht;
Verſcheuchen nur die trübe Nacht
Des Kerkers kann ſie nicht.

Den Morgen ſingt die Lerche nun
Auf frachter Schwinge wach,
Das laute Lied der Amſel tönt
Der Wälder Echo nach:
Die Droſſel lockt mit weichem Ton
Den müden Tag zur Ruh,
In Lieb' und Freiheit bringen ſie
Ihr heitres Daſeyn zu.

Die Lilje blüht an Waſſers Rand,
Die Primel an der Höh',
Der Hagedorn er knoſpt im Thal,
Und milchweiß iſt die Schleh'.
Der letzte Knecht in Schottland kann
Sich dieſer Reize freu'n,
Ich aber, Schottlands Königin,
Muß eingekerkert ſeyn.

Einſt trug ich Frankreichs Diadem,
Das glücklich mich gemacht,
Voll Freude grüßt' ich jeden Tag
Und heitren Sinns die Nacht.
Nun bin ich Schottlands Königin,
Wo ich Verräther ſeh',
Und hier drückt fremde Feſſel mich,
Und nimmer endend Weh.

Du aber, falſch und treulos Weib,
Mir Schweſter — Feindin mir —
Die Rache wetzet einſt ein Schwert,
Das trifft die Seele dir!
Nie kannſt das ſchmelzende Gefühl
Du in des Weibes Bruſt,
Und von der Thräne Balſamkraft
Haſt nimmer du gewußt.

Mein Sohn, mein Sohn! ein ſanfter Stern
Umleuchte dein Geſchick,
Wie meinen nie — ſo deinen Thron
Der Freude Silberblick.
Vor meinen Feinden ſchüh' dich Gott,
Stimmt Er ſie nicht für dich,
Und triffſt du deiner Mutter Freund,
Grüun're ihn an mich!

O ſtrahle bald für mich nicht mehr
Der Sommerſonne Glanz,
Nicht mehr durchwall' ein herbſtlich Weh'n
Des Kornes gelbe Tanz,
Und in des Todes Wohnungen
Lauf' mit der Winter ab;
Die erſte Blum' im nächſten Lenz
Sie blüh' auf meinem Grab!

II. Anna.

Anna, von deiner Reize Schwung
Iſt meine Seele voll:
Wie zwecklos die Bewunderung,
Wenn ſie verzweifeln ſoll!

Doch deine Näh', mein lieblich Kind,
Macht Hoffen ſtrafbar nicht,
Denn zu verzweifeln wäre Sünd'
In Himmels Angeſicht.

III. Todesgeſang.

Du grünende Erde, ihr Himmel, lebt wohl,
Von ſinkender Sonne durchglüht,
Lebt, Bande der Liebe und Freundſchaft, nun wohl,
Die Welle des Daſeyns entflieht.

Du grimmiger König der Schrecken, o Tod,
Geh, ſchrecke den Sklaven und Wicht,
Geh, lehre ſie zittern, Tyrann, doch bei Gott
Für Tapfre haſt Schrecken du nicht!

Dein Streich trifft den Landmann, er ſinket, und fiel,
Den Namen nicht rettend einmal,
Dein Streich trifft den Helden — ein leuchtendes Ziel —
Er fällt in der Glorie Strahl.

Das Schwert in der Hand und als Streiter im Feld
Für Vaterland, König und Herrn —
Vergoldet vom Siege die ſcheidende Welt —
Wer ſtürb' mit den Tapfern nicht gern!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

28. März 1840.

Aleiphron.

(Fortsetzung.)

Der zweite Brief ist von Memphis geschrieben. Statt der gesuchten und geahnten Geheimnisse hat in Aegypten Lust und Freude ihn empfangen.

Ach, wahr ist's, die Geheimnisse, die Lehren
Die nach dem Wunderlande mein Begehren
Gelenkt, vergaß ich in dem Wonnerausch,
In meiner Tag' und Nächte Freudentausch.
Statt der Orakel, deren dunklem Spruche
Man lauscht in Höhlen, kommen, die ich suche,
Von Tempeln, wo Schönheit lebendig weilt,
Und Lieb', als Priesterin, sanften Spruch ertheilt.
Statt Isis zu verehren mit den Bräuchen
Von Koptos, grüß' ich sie, wenn sich ihr Zeichen,
Der Neumond, überm heil'gen Strom erhebt,
Der Jugend Aug' in ihrem Anschaun lebt,
Und überschlägt der Wittwennächte Zahl,
Bis wieder sie umarmt den Sonnengemahl.
Indeß sich auf ein mystisch Laub, das zeigt
Dämmernd der Vorzeit Pfad, der Forscher beugt
Und unter seiner Führung Bahn sich schafft
Hin durch der Todten dunkle Wissenschaft:
Lernt' ich noch keine Kunst als die: zu lesen
Den Namen von einem holden, lieben Wesen, —
Die Botschaft welche deutet Zeit und Ort
In Memphitischer Liebessprache süßem Wort.

Und eh! wo ist ein Herz, das widerstand
Der Zauberkraft von diesem Sonnenland,
Wo, Lust! dein Banner zuerst flog, stolz geschwellt,
Und Liebe Tempel hat, alt wie die Welt!
Wo das Geheimniß, wie der Schleier, der deckt
Das Angesicht der Schönheit, nur versteckt
Um zu erhöhn, und schmückt selbst wenn beschattend;
Und jene wonnevolle Schwermuth, gattend
Genius und Leidenschaft, mit ihrem Hauch
Berührt die Freude und sie heiligt auch;
Wo in der engsten Nähe sind gesellt
Das Lustgemach, des Grabes düstres Zelt,
Und wo, was jeder Augenblick ist werth,
Der drohnde Tod die flücht'ge Lust belehrt.
O könnt'st du sehn nur, wie dieß Land so reich
An Schönheit, einem Dichtertraume gleich!
Der prächt'ge Strom, den man vor kurzem noch
Sah, eingezwängt von seiner Ufer Joch,
Hin zwischen Tempeln, Marmorstädten gleiten,
Schimmernd, Juwelen gleich, auf beiden Seiten,
Hat seine Wasser jetzt hinausgesandt
Und weit sie über Thal und ebnes Land
Verbreitet, wie ein Riese, der die Glieder
Mächtig erhebt vom Krankenbette wieder.
Indeß, so weit die trunknen Blicke tragen,
Unter dem klarsten, klausten Himmel ragen
Gärten, säulengeschmückte Straßen, Tempel,
Die an sich tragen mächt'ger Götter Stempel,
Und Pyramiden, unter deren Hut
Die Ewigkeit zu ruhn scheint, aus der Fluth.

Und dann die Scenen von Gepräng' und Freude,
Welche zu Einer großen Augenweide
Den See, den völkerwimmelnden verwandeln;
Wo, was in Liebe, Frömmigkeit und Handeln
Sich zu lebendiger Bewegung rührt,
Einen lebendig bunten Reigen führt.
Hier schreiten Priester eines Tempels Treppen
Hinan; in langsam ernstem Zuge schleppen
Sie weiße Kleider, heil'ge Stäbe tragend
Silberne Cymbeln mit den Händen schlagend;
Dort gleiten reiche Barken, die geschwommen

Fern von jenſeits der Katarakte kommen, —
Führend zum Meer ihre koſtbare Fracht,
Rhinoceroszahn, der Vogelfedern Pracht,
Von Meroe Edelſtein' und jenes Gold,
Welches in Körnern Habeſch's Regen rollt.
Dort wo zu einer Bucht, ſchattig und kühl,
Der Fluß ſich biegt, ſind Pilger, deren Ziel
Bubaſte oder Sais; ihre Kähne,
So ſanft hinuntergleitend wie die Schwäne,
Unter das Dach von Lotosblumen lenken,
Die dicht ſich über ihre Häupter ſenken;
Da, wie in einem Luſtgemach, verbringen
Die Schwüle ſie mit Schlummern, Plaudern, Singen —
Und in den Nil oft tauchen ſie das Blatt,
Das ſüß ſein Waſſer macht, von Hitze matt.
Indeß nicht fern, von lachenden Najaden,
Die unter blühenden Akazien baden,
In Muthwill wird verübt manch luſt'ger Streich;
An Liebreiz ſind ſie jener Kön'gin *) gleich,
Die ihre Kette, um den Sieg nicht bang,
Zwei Weltenobrern um den Nacken ſchlang;
Die goldne Zauberkette, die, zu ſchwach
Den Dritten auch zu feſſeln, endlich brach!

Denn, glaub' nicht denen, die von Reizen ganz
Entblößt ſchildern die Frauen dieſes Lands.
Sie bräunte zwar die Sonne, deren Geiſt
Glühend und färbend durch die Adern ſteußt,
Es zeiget an der Frucht gebräunte Hülle,
Wie innen wohnt ſo ſüß der Reife Fülle —
Die Farb' iſt's, die auch ihre Tempel tragen,
Symboliſch Himmelsbotſchaft anzuſagen.
Und nie hat ein beredter Blick ſo zart
Das Geheimniß junger Herzen offenbart,
Die Augen! — mit dem ſchmachtenden Niederfallen
Der ſchatt'gen Wimpern, wie man's ſieht an Allen,
Die unter heißer Sonnen Gluthen leben,
Dadurch die Miene und der Blick gleicht eben
Dem von Jungfrau'n, die an der Hochzeit Tagen
Das Aug' vorm Blick des Bräut'gams niederſchlagen.
Und ihre Anmuth! — Wie ſo nymphenhaft
Der Wuchs der Dörferin an Reiz und Kraft,
Wenn von Anthylla's Grün ſie Trauben bringt,
Oder die leichten Blumenkörbe ſchwingt! —
Niemals hat unſre eigne Bildnerkunſt
In den Erkornen ihrer höchſten Gunſt
Erſchaffen üppigere Gliederpracht, —
Selbſt er nicht, der den Stoff zu Fleiſch gemacht!
Wundert's dich, wenn in ſolcher Scenen Bann,
Ich der Myſterien ganz vergeſſen kann,
Statt aller Weisheitslehren Eine übe:
Die Wiſſenſchaft des Glückes und der Liebe!

*) Cleopatra.

Und doch gibt's Stunden — die zwar kurz nur währen,
Die ſich wie Sommerwölkchen ſelbſt verzehren, —
Des Trübſinns, wo ſelbſt alle dieſe Freuden
Dem Herzen, das in Gram ſich ſenkt, verleiden,
Wo in mir wird der Traum vom Garten wach,
Der mir geheimnißvoll die Macht verſprach, —
Oh gäb' es eine ſolche! — auszudehnen
Des Lebens Friſt, gemäß der Seele Sehnen,
In eine Fern', die keine Gränzmark ſchließt,
In einem Licht, deß Quelle ewig fließt!
An einem Abend überkam zumeiſt
Dieſer Gedanke meinen ernſten Geiſt, —
Kein ſchönrer Abend hat je an die Welt
Des Lichtes goldnen Abſchiedsgruß beſtellt! —
Wo meinem Aug' zuerſt ſich wunderbar
Die ew'gen Pyramiden ſtellten dar
Von Memphis — ragend voll Erhabenheit,
Der Erd', dem Himmel nah, Warten der Zeit,
Von deren Gipfel, wenn auf Erden endet
Ihr Reich, herab den letzten Blick ſie ſendet!
Ein feierlicher Sonnenſchein ſchwebt' als Kron'
Auf dieſer Rieſen Haupt; ein leiſer Ton
Bebt' in der Luft, die ſie umgab, und drang
Mir in die Seele wie der Vorzeit Klang.
Ich dachte, wie verſchlang Millionen Söhne
Die Mutter Erde, — Tapfre, Weiſe, Schöne,
Seit dieſe Wunder wurden — „ſoll allein
Das Ew'ge," ſagt' ich, „für die Todten ſeyn?
Darf hoffen nicht der Menſch, daß ſeine Spur
Anders fortdaure, als durch Gräber nur?
Doch nein! in Himmel, Erd' und allen Dingen
Leſ' ich! er kann unſterblich ſeyn! die Schwingen
Kann er entfalten, die am Staub jetzt kleben,
Und los der Erd' als Himmelsſohn aufſchweben!

„Wer weiß, ob nicht unter den Zaubern allen
Von Hermes Hand, die hier in dieſen Hallen
Und Klauſen ruhen ſeit der Sündflut Zeit,
Ein Mittel ſeyn mag zur Unſterblichkeit?
Ein Amulet, deß Kraft in uns erfriſcht
Das Leben, daß nie ſeine Flamm' erliſcht?
Man weiß, ſmaragdner Tafel, die dem Tag
Fern, in der höchſten Pyramide lag,
Grub Hermes ſelbſt ein jene Wiſſenſchaft,
Kraft welcher man Gold ohne Ende ſchafft.
Warum ſoll nicht in jenen dunkeln Gründen
Das größere Geheimniß ſeyn zu finden?
Wer weiß ob nicht den Kön'gen, die in Kraft
Ihrer ſmaragdnen Tafel Wiſſenſchaft
Gold ſchöpften aus niemals verſiegten Adern,
Und die aus rieſig aufgethürmten Quadern
Ihrem Andenken Werke bauen wollten,
Welche die Welt ſelbſt überwähren ſollten:
Die himmliſchere Kunſt auch ward gegeben,

Welche dem Menschen schenkt der Götter Leben,
So daß sie, trotzend selbst des Todes Geschick,
Noch leben auf den jetzigen Augenblick.
Und diese Bauten nicht die irdschen Reste,
Sondern sie selbst bergen als Paläste,
In deren Tiefen, fern der obern Welt,
Sie wandern, wen'gen Lieben nur gesellt,
In unterirdschen Gärten, die ein Licht
Erhellt, das Wechsel kennt und Trübung nicht!
Warum sonst diese riesenhaften Säle,
Weit durch das Land gedehnt wie eine Höhle;
Wie hätte sonst kein Irrscher Muth gefaßt
Zu wandern durch den nächtlichen Palast,
Betrat sein endlos Labyrinth ja doch
Kein Gott auch, als der Gott des Schweigens, noch!"

Von solchen sonderbaren Träumen werde seine Seele immerdar verfolgt, wenn er allein sey, oder in den Zwischenzeiten zwischen seinen Freuden und Genüssen; da flüstern sie ihm immerdar ins Ohr, wie Stimmen der dunkeln Zukunft, und er könne der Stimmung, die ihn da ergreife, nicht Meister werden, bis er wieder auf der hohen See des Genusses schwimme. Eben jetzt bereite er sich vor auf ein neues Abenteuer, auf neue Entzückungen; das Fest der Isis beginne in dieser Nacht, der Mondsgöttin, nicht der nordischen Diana, die den Lebensstrom jugendlicher Adern in vestalischem Eis festbanne, nein, der lebensvollen, ägyptischen Göttin.

Bald kommt die Nacht; die Sonn' wirft, nah' der Ruh,
Den Abschiedsgruß den Pyramiden zu,
Wie seit Jahrhunderten sie that, bis alt
Fast wie ihr Strahl die ernste Gruppe galt;
Und ihre Schatten, weithin ausgebreitet,
Die Schritte sind's, womit die Nacht herschreitet,
Sie dehnen über's Thal sich hin und fassen
Mit ihrem Dunkel ferne Porphyrmassen.
Ringsum, Signale daß die Nacht beginne,
Wehn goldne Flaggen von der Häuser Zinne,
Und horch! von allen Tempeln schon erscholl
Der Isis Festmusik! — Lebwohl! lebwohl!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Fortsetzung.)

So räsonnirte Cotonet und wir waren immer übler daran; denn von diesem Gesichtspunkt betrachtet wurde die Frage gar kitzlich. Das Classische sollte nur die Nachahmung der griechischen Poesie und das Romantische nur die Nachahmung der deutschen, englischen und spanischen Poesie seyn? Zum Henker! was sollte dann aus so vielen schönen Reden über Boileau und Aristoteles, über das Alterthum und das Christenthum, über das Genie und die Freiheit, über die Vergangenheit und die Zukunft werden? Das war unmöglich! etwas in uns rief uns zu: dieß könne nicht das Resultat so eifriger Forschungen seyn. Sollte es sich, dachten wir, nicht bloß um eine Sache der Form handeln? der nicht zu entrathende Romanticismus — sollte er nicht am Ende in dem gebrochenen Vers bestehen, wovon in der Welt so viel Lärm gemacht wird? Doch nein! denn wir sehen ja die neuen Dichter den Moliere und einige andere citiren, welche das Beispiel dieser Methode sollen gegeben haben; überdieß ist der gebrochene Vers abscheulich, gottlos, ein Sacrilegium, eine Sünde gegen die Muse. Von 1830 — 31 glaubten wir, der Romanticismus sey das historische Genre, oder, wenn Sie lieber wollen, jene Manie, die seit kurzem unsre Dichter befallen hat, die Personen ihrer Romane und Melodramen Karl der Große, Franz I oder Heinrich IV zu benennen, statt: Amadis, Orontes oder St. Albin.

Von 1831 bis ins folgende Jahr, als wir das historische Genre um seinen Credit kommen und den Romanticismus doch immer noch am Leben sahen, dachten wir, er bestehe in dem häuslichen (intime) Genre, von dem man stark sprach. Aber welche Mühe wir uns auch gaben — nie konnten wir entdecken, was dieß häusliche Genre war. Die Romane dieser Gattung sind ganz wie die andern; sie haben zwei Oktavbände und viel weißes Papier; es kommen Ehebrüche darin vor, Auszehrung, Selbstmord, viele Archaismen und Neologismen, sie haben eine gelbe Ueberdecke und kosten 15 Fr.; sonst konnten wir nichts Ausgezeichnetes daran finden.

Von 1832 — 33 kam uns der Gedanke: der Romanticismus möchte etwa ein System der Philosophie und der Staatsökonomie seyn. In der That gaben sich damals die Schriftsteller in ihren Vorreden viele Mühe, von der Zukunft, vom socialen Fortschritt, von Humanität und Civilisation zu sprechen, wir dachten aber, die Julusrevolution sey Schuld an dieser Mode, und überdieß kann man unmöglich glauben: es sey etwas Neues ein Republicaner zu seyn.

Von 1833 auf 34 waren wir der Meinung, der Romanticismus bestehe darin, sich nicht zu rasiren und Westen mit breiten Umschlägen zu tragen. Das Jahr darauf glaubten wir gar nichts, weil wir von Familienangelegenheiten in Anspruch genommen waren.

Endlich komme ich auf das schließliche Resultat dieser langen Ungewißheit. Eines Tags auf dem Spaziergang erinnerten wir uns jenes Schwätzers, der im Jahr 1824 zuerst den Keim der Unruhe in unsern Geist gelegt hatte, und beschlossen ihn aufzusuchen, ihn zu befragen und so den gordischen Knoten zu zerhauen. Wir fanden ihn in der Nachtmütze, sehr verstimmt, einen Pfannkuchen verzehrend. Er sagte er sey des Lebens überdrüssig und abgestumpft für die Liebe. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Ich.

Mein Herr, ich bitte Sie mir zu erklären, was der Romanticismus ist. Ist er die Verwerfung der Aristotelischen Einhei-

ten, welche von den französischen Schriftstellern beobachtet worden sind?

Der Advocat.

Ganz gewiß. Wir fragen nichts nach Aristoteles! Soll ein Schulpedant, der seit zwei oder drei tausend Jahren todt ist...

Cotonet.

Aber wie soll der Romanticismus in der Verwerfung der Einheiten bestehen, da er seine Anwendung ja auf tausend andre Gegenstände als Theaterstücke findet?

Der Advocat.

Das ist wahr. Die Verwerfung der Einheiten will nichts besagen. Eine reine Bagatelle! Wir bleiben dabei nicht stehen.

Ich.

Dann bestände er etwa in der Vermählung des Komischen und Tragischen?

Der Advocat.

Sie haben es gesagt. Das ist es; Sie haben das Wahre ausgesprochen.

Cotonet.

Mein Herr, Aristoteles ist lang todt, aber eben so lange her gibt es auch Werke, wo das Komische mit dem Tragischen verbunden ist. Ueberdieß ist Ossian, der neue Homer, ernst von Anfang bis zu Ende; wahrhaftig, zum Lachen findet sich gar nichts darin. Warum nennt Ihr ihn denn romantisch? Homer ist viel romantischer als er.

Der Advocat.

Das ist wahr; ich bitte Sie um Entschuldigung. Der Romanticismus ist etwas ganz Anderes.

Ich.

Bestände er vielleicht in der Nachahmung fremder Literaturen und in der Begeisterung durch sie, oder, um mich mit Einem Wort zu erklären — ist er Alles, mit Ausschluß der Griechen und Römer?

Der Advocat.

Zweifeln Sie nicht daran. Die Griechen und Römer sind für alle Zeiten aus Frankreich verbannt; ein geistreicher und beißender Vers...

Cotonet.

Dann ist der Romanticismus nichts als ein Plagiat, ein nachgemachtes Götzenbild, eine Copie; das ist schmählich, mein Herr, das ist entwürdigend. Frankreich ist weder deutsch noch englisch, so wenig als es griechisch oder römisch ist, und Plagiat gegen Plagiat — so ist mir ein schöner Gypsabguß der Jägerin Diana immerhin lieber als ein Ungethüm von wurmstichigem Holz, von einer gothischen Scheune weggerissen.

Der Advocat.

Der Romanticismus ist kein Plagiat und wir wollen Niemand nachahmen; nein, weder England noch Deutschland haben etwas in unsrem Land zu thun.

Cotonet (lebhaft).

Was aber ist denn der Romanticismus? Besteht er in der Anwendung von seltsamen Worten? Besteht er im Haß gegen Umschreibungen? In der Anwendung der Musik im Theater beim Auftritt einer Hauptperson? Aber so hat man es immer gehalten in den Melodramen, und unsre neuen Stücke sind nichts Anderes. Warum die Benennungen ändern? Besteht er im Mißbrauch historischer Namen? In dem Schnitt der Costume? In der Wahl gewisser von der Mode gebilligter Epochen, wie die Fronde oder die Regierungszeit Karls IX? Besteht er in der Manie des Selbstmords oder des Heldenmuths à la Byron? Besteht er in den Neogolismen, im Neochristianismus, oder um mit einem neuen Namen eine neue Plage zu bezeichnen, in allen Neosophismen der Welt? Ist er überhaupt etwas oder ist er nichts als ein volltönendes Wort und ein leerer Stolz, der sich in die Brust wirft?

Der Advocat (in großer Gereiztheit).

Nein, nichts von dem Allem! Nein! Sie verstehen die Sache nicht. Wie sind Sie von so schweren Begriffen, mein Herr! Welche Schwerfälligkeit in Ihren Worten! Der Romanticismus, mein werther Herr, wahrlich, besteht nicht in der Verwerfung der Einheiten, nicht in der Verschmelzung des Komischen und Tragischen; Sie vermögen überhaupt sein Wesen nicht zu fassen, nicht auszusprechen; Sie würden vergebens nach dem Flügel des Schmetterlings greifen; der Staub der ihn färbt würde Ihnen in der Hand bleiben. Der Romanticismus ist der weinende Stern, der stöhnende Wind, die schauernde Nacht, die fliegende Blume und der balsamduftende Vogel, der unverhoffte Strahl, die schmachtende Ekstase, die Cisterne unter Palmen, die rosenfarbene Hoffnung und ihre tausendfache Liebe, der Engel und die Perle, das weiße Gewand der Weiden, o das Schöne mein Herr! Er ist das Unendliche und das Sternartige, das Heiße, das Gebrochne, das Ernüchterte und doch zugleich das Volle und Runde, das Diametrale, das Pyramidale, das Orientalische, das Nackte, das Gespannte, das Heftige, das Stürmische! die providentielle Philosophie, welche die Thatsachen geometrisch berechnet, dann sich in das Unbestimmte der Erfahrungen stürzt, um auszumeißeln die geheimen Fibern....

Cotonet.

Mein Herr, das ist eine Posse. Ich schwitze große Tropfen wie ich Ihnen so zuhöre.

Der Advocat.

Das thut mir leid; ich habe meine Meinung ausgesprochen, und nichts in der Welt wird mich davon abbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38 u. 39.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 April 1840.

Maximen von Sainte-Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

Sainte-Beuve hat einen kritischen Artikel über den bekannten Moralisten La Rochefoucauld geschrieben, worin er dessen Lebensgeschichte und die verschiednen Phasen seines Charakters schildert, welche sich nach vier Frauen benennen und bezeichnen lassen, welche nacheinander den größten Einfluß auf ihn übten; es sind dieß Frau von Chevreuse, Frau von Longueville, Frau von Sablé, Frau von Lafayette. Nach einer romanhaften, wilden und stürmischen Jugend, wo er zu den abenteuerlichen und trotzigen Helden der Fronde gehörte, wurde er in spätern Jahren durch einen Schuß beinahe des Gesichts beraubt und, der Welt halb überdrüssig, ein Moralist, dessen zwar einseitige, kalt verständige, aber auf einem gewissen Standpunkt sehr treffende und oft mit bewundernswürdiger Kürze, Klarheit und Präcision ausgesprochenen Sentenzen und Maximen, die im Jahre 1665 zuerst, aber nicht unter dem Namen des vornehmen Verfassers erschienen, noch jetzt unter den Franzosen als ein classisches Büchlein in Ehren gehalten werden. Voltaire sagte darüber: „Man las die kleine Sammlung mit größter Begierde; sie gewöhnte daran zu denken, und seine Gedanken in lebendigen, feinen und scharfen Wendungen auszusprechen. Es war dieß ein Verdienst, wie es in Europa seit der Wiedergeburt der Wissenschaften vor ihm Niemand gehabt hatte.“ Sainte-Beuve urtheilt von ihm: „Es gibt eine Periode im Leben, wo Einem La Rochefoucauld sehr gefällt, wo er vielleicht wahrer scheint als er es ist. Die Täuschungen der Begeisterung flößen Einem Mißmuth und Ekel ein. Diese Gedanken, die in den Tagen der Jugend Einen als allzufalsch empörten, oder als zu wahr verdrossen, und worin man nur Büchermoral sah, erscheinen Einem zum erstenmal in der ganzen Frische der Neuheit und in der Energie des Lebens; sie haben auch ihren Frühling; man entdeckt sie. „Wie wahr das ist!“ ruft man aus. Man liebt die heimliche Bosheit darin, man saugt mit Lust ihre Bitterkeit aus;“ und dann wieder: „die moralischen Reflexionen La Rochefoucaulds erscheinen als wahr, als übertrieben oder falsch, je nach der Stimmung und der Lage des Lesers. Sie mögen mit Recht jedem gefallen, der seine Fronde durchgemacht und seinen Schuß in die Augen bekommen hat. Der verbitterte Hagestolz wird sie hoch halten. Der rechtschaffene glückliche Mann, der durch heilige Bande ans Leben geknüpfte Familienvater kann sie, um sie nicht widerlich zu finden, nur mit gewissen Auslegungen annehmen. Was thut es auch, wenn mir heute war als glaubte ich daran? Morgen, heute Abend wird der Anblick einer edeln, einträchtigen Familie sie auseinanderjagen.“ Er berichtet, zur Zeit der Erscheinung des Büchleins sey der Geschmack an solchen Maximen ansteckend geworden, wie ein Schnupfen, und auch auf ihn, Sainte-Beuve, habe die Beschäftigung damit so gewirkt, daß er eine Anzahl solcher Reflexionen niedergeschrieben habe, — eine Art verspäteter Huldigung für La Rochefoucauld. Wir theilen sie mit, da sie zum Theil sehr treffend und liebenswürdig sind, nicht so menschenfeindlich wie die des Schöpfers der Gattung.

1. In der Jugend kamen mir die Gedanken in Form von Sonetten, jetzt in der Form von Maximen.

2. Wenn man in den Saal des Maskenballs tritt, erscheint Einem Alles als neu; aber es kommt ein Augenblick, wo man zu all diesem bunten Haufen sagen kann: „Schöne Maske, ich kenne dich!“

3. Die Eitelkeit im Menschen ist wie Quecksilber; bei den Einen als Masse, bei den Andern in Form von Kügelchen. Manche schmeicheln sich, sie auszurotten. Sobald sie das kleinste Kügelchen sehen, setzen sie den Finger darauf und zerdrücken sie in Stäubchen; aber es bleibt immer das gleiche Gewicht und die gleiche Menge.

4. Die Temperamente und die Sitten sind verschieden; aber sie lassen sich alle in eine gewisse Anzahl von Gestalten bringen, welche unabänderlich wiederkehren.

5. Das Studium der menschlichen Natur ist unendlich; im Augenblick wo man sie gefaßt zu haben und ein wenig aus-

ruhen zu können glaubt, entwischt sie Einem und man muß von vorn anfangen.

6. Unsre Ansichten über Alles entspringen weit mehr aus der individuellen Natur unseres Geistes als aus den Dingen.

7. Wenn wir unsre innigste und liebste Ueberzeugung ganz eng zusammendrängten und in der Nähe untersuchten, würden wir finden, daß, was wir bei Andern mehr oder minder Thorheit nennen, alles das ist, was nicht rein und einfach unser eigner Gedanke, und dieser allein, ist, Alles was nicht Ich ist; Narr ist das eigentliche Synonymon von Du.

8. Beim Vorschreiten im Leben geht es mit den Gedanken der meisten Menschen so, wie es bald mit ihren Körpern gehen wird, welche sämmtlich in dieselben Elemente zerfallen. Was auch die Verschiedenheit der Ausgangspunkte sey, die des Reifens fähigen Geister kommen früher als man glaubt bei den gleichen Resultaten an; aber die Rollen sind gewählt, die Masken bleiben und das Geheimniß wird wohl bewahrt.

9. Der Augenblick ist hart, wo man klar einsieht, daß man seinen Weg in der Welt nicht gemacht hat — wegen einer guten Eigenschaft oder wegen einer Tugend. Aber man nehme sich in Acht; die Gereiztheit, welche die Folge davon ist, kommt, wenn sie länger dauert, selbst dem Uebelstand gleich, der Einen empört und bewirkt das Böse in Einem, worüber man klagt.

10. Vermöge eines tiefen Sinnes bezeichnet das Wort Unschuld, welches dem Buchstaben nach sagen will, daß man das Böse nicht thue, das, daß man nichts davon weiß. Das Böse wissen, wenn man nicht sogleich darüber wacht, heißt: es thun.

11. Es gibt Leute, die, weil sie zu oft jeden Morgen und jeden Abend den Weg außen ums Palais-Royal herum gemacht haben, im Koth und im Schmutz, keine sonnige Stunde mehr in der schönen Allee genießen können.

12. Wie viele Leute sterben, ehe sie die große Entdeckungsreise um sich selbst herum gemacht haben!

13. Im Verlauf des Lebens bedarf man ein wenig Illusion; wenn man den Sachen zu sehr auf den Grund sieht, zieht Einen die Natur zurück, weil man schon durch eine gewisse Art des Zusehens das Drama hindern würde, seinen Gang zu gehen.

14. Wenn man anfinge, ganz laut alle Wahrheiten auszusprechen, so würde die Gesellschaft keinen Augenblick zusammenhalten; sie würde oberst zu unterst zusammenstürzen mit entsetzlichem Gekrach, wie die unterirdischen Gänge in den Bergwerken, oder jene gefährlichen Gebirgspassagen, wo man nicht laut sprechen darf.

15. Jung, lieben wir, bewundern wir bei jedem Schritte; wir glauben die Andern zu lieben und wir lieben nur unsere eigene Jugend in ihnen. Einige aber lieben und bewundern auch noch nach der Jugend. Glückliche Naturen! es ist ihre länger dauernde Seelenjugend, ihr schönes, glückliches Temperament und ihre lebendige Quelle natürlicher Heiterkeit, die sie fortwährend um sich und außer sich lieben.

(Schluß folgt.)

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief, von Memphis datirt.

Ein Stern — vielleicht der Mond, der mir
Nah, letzte Nacht, kam zu Gesicht, —
Durchkreuzt mein Schicksal für und für
Mit schädlichem, feindfell'gem Licht.
Fühl' ich mich einmal weise, rein
Und ruhig: plötzlich in mich schlägt
Von drohndem Aug' ein Funken ein,
Der Seele, Wesen, Herz bewegt
Und Alles auf zu Flammen regt.
Ich sah — o Cleon! konnt' auf Erden
Solch göttlich Bild geboren werden?
Der Mensch — doch halt! von Anfang an
Vernimm die Dinge, die geschahn.

Jetzt wird das Fest beschrieben, wie der Aufgang des Mondes von der feiernden Menge festlich begrüßt wurde, welch einen Anblick Memphis im Mondschein, unter seinen Seen, Pyramiden und flammenden Altären darbot; er selbst, Alciphron habe mit seinem Boot sich der schönen Insel zugewendet, auf der, unter Palmen und Sykomoren, schon die wandernden Lichter der Pilger sich zeigten, die zu den heiligen Gebräuchen eilten. Auf dieser Insel erreichte er bald den schönen Tempel der Isis. Zwischen den Porphyrsäulen, von Palmen und Epheu umschlungen, sah er eine Schaar jugendlicher Mädchen in gemessenen Schritten, halb tanzend, um einen kleinen Altar sich bewegen, darauf der Vogel Ibis sich befand, mit seinen weißen und schwarzen Federn ein Symbol des Mondlichts. In faltige Gewänder, wie von Schnee gewoben waren diese Nymphen gekleidet. Jede trug unter dem runden Busen einen lockern dunkelbraunen Gürtel, mit kleinen silbernen Sternen übersäet; in ihren Haaren schimmerten silberne Lotosblumen und in den Händen hatten sie verschiedene musikalische Instrumente. So bewegten sie sich in reizendem Halbtanz um den vergötterten Vogel.

Schön waren Alle — doch war Eine
Noch nicht beglänzt von Lichtes Schrine,
Oder nur theilweis', weil sie senkte
Das Antlitz, als sie herum sich schwenkte.
Doch mir war, als ob sich versteckte
Im ungesehnen Angesicht
Ein Reiz, den noch ein Schatten deckte, —
Was? war bewußt mir selber nicht,
Was mich ergriff mit stärker Macht
Als all der andern Reize Pracht.
Vom süßen Räthsel angezogen
Nach ihr nur meine Blicke flogen;
Nach ihr nur sah ich, wie ihr Tritt
Ueber den Marmorboden glitt,
Wie wenn ein Geist beschrieb' den Kreis,
Die Luft bewegend kaum, — so leis'.
Bis plötzlich sich die Thore ganz

Des Tempels öffnend, einen Glanz
Von innen ſtrömten — Feenhelle:
Auf dieſes Tanzes heil'ge Stelle.
Zugleich mit dieſem Licht — entfloß
Vielleicht ſie gleichem Quell? — ergoß
Sich eine Harmonie ſo reich,
Daß keine ird'ſche ihr käm' gleich,
Und durch die prächt'gen Räume drang
Das Sturmgemiſch von Licht und Klang.

Da war es, bei dem Glanz, der zückte
Ueber ihr Angeſicht, o da,
Daß, als mit Staunen auf ſie blickte,
Dann wieder erdenwärts, ich ſah —
Sah — oh! nicht Pſyche, an der Schwelle
Des Himmels ſtilleſteh'nd mit Zagen,
Als fremd noch war die Götter-Helle
Dem Aug', das nieder ſie geſchlagen,
Konnt' ſchöner ſeyn und übergoſſen
Von heiligerer Unſchuld Gluth,
Als dieſes Mädchen, ſo umfloſſen
Von dieſes Tempelglanzes Fluth.
Nie — und du weißt es, ob mir fehle
Ein Herz, huld'gend der Schönheit Stern, —
Nie hat ihr Lichteinfluß die Seele
Mir ſo erfaßt im tiefſten Kern;
O hätt' Eine Minute nur
Gehaftet der Erſcheinung Spur,
Ich flog, vergeſſend wer ich war,
Und wo, anbetend auf ſie dar,
Um knie'nd, daß ſie mich mußt' erhören,
Ihr meine Seele zuzuſchwören.
Kaum aber ſtürmt' auf Aug' und Ohr
Das Licht und die Muſik hervor,
Als ſich empor der Vogel ſchwang,
Wie Himmelsbotſchaft zu beſtellen,
Und nach ihm, im anmuthig ſchnellen
Laufe die Schaar der Mädchen drang;
Nicht irdiſch ſchienen ſie zu ſchweben,
Von Licht und von Muſik zu leben, —
Auch ſie, die mir ins Herz den Funken
Warf, der nie auslöſcht, war verſunken.

Er ſuchte zu folgen, aber vergeblich; heilige Sänger und Jungfrauen ſtellen ſich ihm überall in den Weg. Voll Ungeduld, Verwirrung, Sehnſucht unter dem Getümmel von Geſichtern und Lichtern, in den betäubenden Weihrauchwolken, mit der neuen Flamme im Blut, ſtand er regungslos, außer wenn ſein Auge eines blauen ſternbeſäeten Gürtels oder eines Lotoskranzes anſichtig wurde. Stunden verfloſſen ſo, und umſonſt ſtrengte er ſein Auge an, ſie zu finden. Endlich, erhitzt, verwirrt, in Verzweiflung rannte er hinaus in die kühle Nachtluft und eilte, manchen Blick nach dem Tempel zurückwerfend, in ſein Boot zurück.

Ein See iſt, welcher weit ſich dehnt
Nördlich von Memphis; und es lehnt
An ſeinen ſtillen Strand die Stadt, *)
Die von den Todten den Namen hat,
Die ihnen ganz iſt zugeſchieden.
An Tempeln reich und Pyramiden,
Dort ruhn viel Kön'ge alter Zeit
In ſteinerner Unſterblichkeit;
In Marmorgrotten ruhn entſeelt,
Wie heil'ge Weſen hoch gehalten,
In bunten Hüllen die Geſtalten, —
Zum Leben nur — der Athem fehlt;
An ſchau'n ſie all die neuen Gäſte
In ihrer alten, dunkeln Veſte
Mit, ſeit dreitauſend Jahren nicht
Verändertem, gleichem Geſicht.
Des Schweigens ernſter Gott, der nah
Dem Tod gern weilet, er liegt da
Im Aſphodillenhain verſteckt,
Wo nichts aus ſeinem Traum ihn weckt;
Kein Lärm, kein Ton ſtört hier die Luft,
Als Flehn aus Prieſters Mund, des frommen,
Welcher der Götter Huld anruft,
Für Todte, friſch hier angekommen.

Dieſer Stätte der Todten ſteuerte er zu, in einer Stimmung, gemiſcht aus freundlichen und düſtern Gedanken. Das Bild des Mädchens, in all ſeiner Schönheit, ſtand immer noch ihm vor der Seele, und er dachte: wenn ſchon die bloße Erinnerung an ihren flüchtigen Anblick ihm mehr gelte, als alle Frauen, die er je geſehen und ſein genannt, welch überſchwängliche Seligkeit es ſeyn müßte, wenn er diejenige als ſein in die Arme ſchließen dürfte, die nur geſehen zu haben, um ſie wieder zu verlieren, er für ein Glück achte.

In ſolchen Gedanken verſunken, erwachte er in der Nähe der Stadt der Todten aus ſeiner Träumerei, und ſah plötzlich zu ſeinen Häupten Pyramide auf Pyramide in die Wolken ragen; eine, als wollte ſie den Himmel berühren, überragte alle andern, und auf ihrem Gipfel ſchien der weiße Mond wie auf einem Fußgeſtell zu ruhen. Das Schweigen der einſamen Gräber und Tempel ringsum, wo man nichts hörte als das Säuſeln der hohen Palmen, wenn ſie von einem Lüftchen oder einem Vogel bewegt wurden, bildete einen ſeltſamen Contraſt mit der Scene im Tempel.

Die Ruder ruhten und mein Kahn
Wiegte ſich auf dem Waſſerplan,
Und auch mein Geiſt in luſt'gen Räumen
Schwankte dahin in eitlen Träumen,
Mit welchen allen, irr und wild,
Sich miſchte jenes holde Bild,
Die Tempeljungfrau; bald geſchmückt
Mit jener Unſchuld, die entzückt

*) Nekropolis.

Mein Herz im Tempel; bald ins Blut
Mir gießend jener Sehnſucht Gluth,
Womit die Herzen zu entzünden
Ein Gott ſelbſt dürfte Stolz empfinden.
Bald — oh! wie Grabnacht gräßlich droht,
Die ſelbſt ein ſolches Licht löſcht aus!
Bald ſah ich ſie kalt, ſchwarz und todt
In dieſer ew'gen Gräber Graus.

Plötzlich trifft das Geräuſch von Rudern an ſein Ohr, und an ihm vorüber fliegt im Mondlicht eine kleine, goldverzierte Barke mit zwei weiblichen Geſtalten, dicht verſchleiert, dem Leichenſtrande zu. Sie landen und das Boot ſtößt wieder ab. Die Ausſicht auf ein neues ſüßes Abenteuer lockte auch in ſeiner jetzigen Stimmung unwiderſtehlich den jungen Alciphron. Er lenkte ſeine Barke ans Ufer und eilte den beiden Geſtalten nach, welche flüchtig dahinſchwebten, bis ſie im Schatten einer kleinen Pyramide ſeinem Auge eine Weile entſchwanden. Er eilte dahin; keine Spur lebendiger Weſen war zu erblicken, und faſt hätte er geglaubt, von neckenden Geiſtern getäuſcht worden zu ſeyn. Nachdem er lange die glatten Seiten der Pyramide durchforſcht, findet er ein eiſernes Portal, in der Mitte der Pyramide zwiſchen Fundament und Spitze, und ſpringt mit einem Gebet an den Mond hinein. Eine enge Treppe führte durch manchen dunkeln Gang, ein geheimnißvolles Labyrinth mit unzähligen Windungen, und immer dicker wurde die Finſterniß. Auf einmal aber erblickt er in weiter Ferne ein Licht, deſſen willkommener Schimmer von einer Zelle her zu dringen ſchien, die den langen, ſteinernen Gang ſchloß. Darauf eilte er zu.

Zur jungen Gattin niemals ſchlich
Sehnſücht'ger Nachts der Sparter ſich.
Mein Schritt ſo leiſ'! geſtorben war,
So ſchien's, das Echo hier ſogar.
Als endlich ich dem Licht kam nah:
Hör', welche Scene da ich ſah
Und denk' dir das erſtaunte Grau'n,
Womit mich füllte dieſes Schau'n.
Eine Capelle war's, bedeckt
Mit jenem Marmor, ſchön gefleckt,
Wovon man viel Ruinen fand,
Begraben halb von Libyens Sand.
Die Wände, die an Bildern reichen,
Trugen der dunkeln Sprache Zeichen,
Wovon der Schlüſſel in der Fluth,
Der großen, längſt verloren ruht.
Und an der Decke war gemalt
Der Käfer, welcher farbig ſtrahlt,
Der, wenn die Wellen ſenkt der Nil,
Aufwacht zu heitern Daſeyns Spiel.
Von Lebens Kraft die Flügel durchdrungen,
Sinnbild der eiteln Einbildungen
Von einer Welt, wo's Leben neu
Dem Geiſt winkt, wenn das hier vorbei.

Grab' unter dieſem Bilde war,
Auf ſchwarz granitenem Altar,
Im Sarge von Kryſtall der Leib
Niedergelegt von einem Weib,
So friſch ausſeh'nd als ob der Seele
Lichtſtrahl ſeit geſtern erſt ihm fehle.
Vorn am Altare war erhaben
In Silber künſtlich eingegraben
Ein Lotuszweig, gebrochen eben
Wie dieſes holden Weſens Leben.
Ein Vöglein flog vom Zweig davon,
Wie ihre Seele war entflohn.

Bald aber ward ſein Blick von einem noch wunderbareren Anblick angezogen; neben der Lampe, welche zu Häupten der auf dem Altar liegenden Leiche brannte, ſtand, das Haupt ſenkend, als ob ſie bei der Lampe Wache hielte, eine weibliche Geſtalt, von der er vorerſt nur die leichten Umriſſe ſehen konnte; doch ſchlug ihm das Herz ſchon; bald wandte ſie ſich, und er ſah jetzt im vollen Lichte, daß ſie es war, die ihn im Tempel ſo mächtig und geheimnißvoll angezogen.

Es lag auf dem kryſtallnen Sarg,
Welcher die ſtille Schläf'rin barg,
Auf ihrer Bruſt ein Kreuz — ein Zeichen
Der Heimath auch, der wonnereichen,
Die Furcht vorm Tode, Stolz und Hoffen
Sich in der künft'gen Welt hält offen;
Das Mädchen bot dem Lippenpaar
Zum Kuß das Kreuz von Silber dar;
Drauf ſinnend einige Minuten
Ihre wehmüth'gen Blicke ruhten
Auf jenem Antlitz, das ſo tief
In ernſter Todesſchönheit ſchlief;
Doch dann ſah heiter ſie zur Höhe,
Als ob, ahnend des Himmels Nähe,
Ihr Geiſt ſich durch des Tempels Dach
Die Bahn zum Blau des Aethers brach.
Und regte gleich ihr Mund ſich nicht,
Ihr himmelan gewandt Geſicht
Zeigte doch, daß von Andacht trunken
Ihr Geiſt war in Gebet verſunken.
Wunderbar iſt der Unſchuld Kraft:
Zu ihrer Farbe zu bekehren
Was ihr nur naht; ſelbſt Leidenſchaft
Zu reinern Gluthen zu verklären!
Sie, die vor einer Stunde kaum
Die Seele, wie ein Fiebertraum,
Mir hinnahm; die voll Zuverſicht
Ich, in der Prieſter Angeſicht,
Hätt' aus dem Tempel weggetragen,
Brünſtig den Arm um ſie geſchlagen,
Jedwede Strafe achtend klein,
Nichts fürchtend, wenn ſie würde mein:
Da ſtand dieß Mädchen jetzt, preis mir

Gegeben von des Zufalls Macht. —
Allein, von ihrer Reize Zier
Einzig behütet und bewacht.
Doch nicht von meinem Mund ein Hauch —
Wie Herz und Lippen glühten auch!
Kein Hauch von mir gestört hat jene
Heilige, unterird'sche Scene,
Wo durch ein treu', unsterblich Lieben
Jugend und Tod verbunden blieben.
Ein Lächeln mag's entlocken dir —
So sehr das Schauspiel mich entzückte,
Doch schien es schon ein Frevel mir,
Weil es durch Diebstahl mich beglückte;
Und eh' die Augen, die andachtvollen,
Ein frevler Blick hätt' treffen sollen,
Ein Laut die Kette brechen, drau
Ihr Geist zum Himmel stieg hinan:
Eh' hätte ich lassen eben da
Wo ich ihr heilig Antlitz sah,
Brechen mein Herz — eh' sie gehört
Den Pulsschlag, der ihr Ziehn gestört.

Leise schlich sich Alciphron zurück durch die Gänge, bis er endlich nach langem und mühseligem Suchen wieder an die freie Luft kam. Es war mittlerweile Morgen geworden. Der Sonnengott hatte sich frisch erhoben und streute von den Marmorbergen Arabiens wie von der Krone eines Eroberers seine Strahlen auf das lebensvolle Wasser. Sein Licht schien neuer Herrlichkeit voll — wie aus Stolz über die in letzter Nacht seiner jungen Gattin, seiner Isis, gezollten Huldigungen; und diese zog sich jetzt weiblich zurück vor ihres Herrn gewaltigerem Strahle. Alciphrons erster Gedanke war, diesem gefährlichen Netz zu entfliehen, neue Genüsse, neue Liebe zu suchen, und in Freude, Wein und Ergötzung aller Sinne diese Nacht zu vergessen:

Umsonst! vom Zauber festgebannt
Stand ich, das Auge stets gewandt
Nach jener dunkeln Thüre, die
Einschloß die Todten, ach! und sie!
Oft meint' ich, wenn das Schattenspiel
Der Büsche auf die Säule fiel,
Es komme ihre leichte Gestalt
Zum Erdentag hervorgewallt,
Glänzend und rein zwar immer noch,
Hoff' ich, minder unheimlich doch,
Gesehn am frischen, lichten Morgen
Als Nachts, in düstrer Gruft verborgen.

Ach! nicht mehr kehren ich sie sah,
Obgleich ich, wartend, noch steh' da;
Die Sonne machte glühende Schritte,
Und jetzt, in ihres Laufes Mitte,
Steht sie, in Vollkraft ihrer Hitze,
Ueber der Pyramide Spitze,
Die jetzt sich lichtumflossen weist,
Schattenlos wie ein großer Geist.
Noch kommt sie nicht, indeß ich stumm,
Allein, mich harrend treibe um
In der Gestorbenen Revier,
Wo Niemand athmet außer mir;
Bald unterm Palmenbaum such' ich
Ein Veilchen Rast, und schreib' an dich
Den Brief, dir meldend, was die Nacht
Für Wunderdinge mir gebracht.

Alciphron gedenkt eines Aufenthalts auf einer Insel im ägeischen Meer in Gesellschaft seines Freundes, wo er sich dem fröhlichsten Lebens- und Liebesgenuß hingegeben, und wundert sich selbst, daß jener kecke Jüngling derselbe seyn soll, der in der vorigen Nacht, wie ein Träumer, athemlos und voll Scheue dastand beim Anblick eines ägyptischen Mädchens, und der jetzt unter den Gräbern herumwandle, blaß, nachdenklich, traurig, als käme er selbst eben erst aus ihrem Staub und Moder hervor.

Und doch ist's so — der Durst, er mich
Das Reinste, Höchste hat getrieben
Zu suchen, so daß gierig ich
Getrunken hab' der Frauen Lieben,
Das doch vom Ird'schen ist das Höchste
Und die des Himmels Wonnen nächste:
Verzehrt mich noch — und seine Gluth
Kühlt nur des Todes Schattenfluth!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Scene begaben wir uns zu Herrn Duceudray und erzählten ihm unsern Besuch. Er sprach sich folgendermaßen aus.

„Unter der Restauration machte die Regierung die größten Anstrengungen, um die Vergangenheit wieder zurückzuführen. Die ersten Plätze in den Tuilerien wurden durch dieselben Namen wie unter Ludwig XIV ausgefüllt. Die Priester, sich der Gewalt wieder bemächtigend, organisirten aller Orten eine Art geheimer Inquisition, wie heute die republicanischen Associationen. Andrerseits verbot eine strenge Censur den Schriftstellern die freie Schilderung der Gegenwart; welche Sittengemälde, wenn auch noch so mild, hätte man wohl auf einem Theater geduldet, wo Germanikus verboten war? Fürs dritte hatte die königliche Casse, geöffnet für einige Literaten, in ihnen zwar wirklich ausgezeichnete Talente, aber zugleich auch religiöse und monarchische Ansichten belohnt. Diese beiden großen Worte: Religion und Monarchie, waren damals allmächtig; mit ihnen allein erreichte man Erfolge, Vermögen und Ruhm; ohne sie nichts als Ver-

geſſenheit oder Verfolgung. Indeß fehlte es in Frankreich nicht an jungen Leuten, welche das Bedürfniß hatten, ſich hervorzuthun und den größten Drang ſich hören zu laſſen. Kein Krieg — eine für das Körperliche ungünſtige, für das Geiſtige förderliche Erziehung, der Ueberdruß des Friedens, die Verſchließung der Carrieren — Alles drängte die Jugend zum Schreiben; auch gab es in keiner Periode nur zum vierten Theil ſo viele Schriftſteller als damals. Aber von was reden? Was konnte man ſchreiben? Wie die Regierung, die Sitten, der Hof, die Stadt, ſo ſuchte auch die Literatur auf die Vergangenheit zurückzukommen. Der Thron und Altar trugen alle Koſten; zu gleicher Zeit, das verſteht ſich von ſelbſt, gab es auch eine Oppoſitionsliteratur. Dieſe, ſtark durch ihre Gedanken oder durch die Theilnahme, die ſich daran knüpfte, ſchlug den herkömmlichen Weg ein und blieb claſſiſch; die Dichter, welche das Kaiſerreich, den Ruhm Frankreichs oder die Freiheit beſangen, ließen ſich die Form nicht anfechten. Aber nicht ebenſo war es mit denen, welche Thron und Altar beſangen; weil ſie es mit verdrängten Ideen und mit Empfindungen zu thun hatten, welche der Nation zuwider waren, ſuchten ſie durch neue Mittel ihre veralteten Gedanken zu verjüngen; ſie wagten anfangs einige poetiſche Verrenkungen, um die Neugier anzulocken; dieſe blieb aus — ſie verdoppelten ihre Bemühungen. Sie wollten auffallend ſeyn und wurden dann bizarr — ſpäter dann barrock. Frau von Staël, dieſer literariſche Blücher, hatte eben ihren Einfall bewerkſtelligt, und wie der Durchzug der Koſaken durch Frankreich in die Familien einige auffallende Phyſiognomie-Typen eingeſchwärzt hatte, ſo trug die Literatur in ihrem Schooße eine noch ſchlummernde Baſtardbrut. Bald trat ſie ans offene Tageslicht; die erſtaunten Buchhändler genaſen gewiſſer Kinder mit deutſcher Naſe und engliſchen Ohren. Der Aberglauben und ſeine Legenden, todt und begraben ſeit langer Zeit, benützten den Augenblick, um durch die einzige offengebliebene Pforte ſich einzuſchleichen und noch einen Tag zu leben; ehe ſie dem ewigen Tod anheim fielen. Die von Deutſchland ſtammende Manie der Balladen traf an einem ſchönen Morgen bei dem Buchhändler Ladvocat mit der monarchiſchen Poeſie zuſammen, und beide zuſammen machten ſich, die Hacke in der Hand, in ſinkender Nacht auf den Weg, um in einer Kirche das Mittelalter wieder auszugraben, das deſſen nicht gewärtig war. Da man auf dem Weg nach Notre-Dame an der Morgue vorbeikommt, gingen ſie zuſammen auch hier hinein; hier, über dem Leichnam eines mit einer Monomanie Behafteten, ſchworen ſie ſich Treue und Freundſchaft. Der König Ludwig XVIII, der einen geiſtreichen Mann zum Vorleſer hatte und dem es ſelbſt auch nicht an Geiſt fehlte, las nichts und fand Alles aufs beſte. Zum Unglück ſtarb er und Karl X hob die Cenſur auf. Das Mittelalter war damals ſehr wohl auf und hatte ſich beinahe von der Angſt erholt, die es gehabt hatte, ſich drei Jahrhunderte lang todt zu glauben. Es hegte und erzog eine Anzahl kleiner Fledermäuſe, kleine Eidechſen und kleine Fröſche, welchen es den Katechismus, den Haß gegen Boileau und die Ehrfurcht vor dem König beibrachte. Es erſchrack über das helle Tageslicht, als man ihm das Löſchhütchen wegnahm, das es ſich zur Mütze zurechtgemacht hatte. Verblendet durch die erſte Helle des Tages rannte es durch die Straßen und nahm das Theater Porte-Saint-Martin für einen Dom, wohin es mit ſeinen Küchlein flüchtete. Es wurde Mode hinzugehen, um es zu ſehen; bald wurde es zur allgemeinen Wuth, und getröſtet über ſeinen Mißgriff fing es an offen zu herrſchen. Den ganzen Tag ſchnitt man ihm Wämſer, lange Aermel, Sammtgewänder, Dramen und Hoſen zu. Eines Morgens aber ließ man es da ſitzen; die Regierung ſelbſt kam aus der Mode und die Revolution änderte Alles. Was geſchah? Entthront als König ahmte es das Beiſpiel des Dionyſius nach und eröffnete eine Schule. Es gebärdete ſich in Frankreich als Gaukler, als Buffone der Reſtauration; es beliebte ihm nicht mehr nach St. Denis zu gehen, und in dem Augenblick wo man es getödtet glaubte, beſtieg es den Katheder, rückte ſeine Brille zurecht und hielt eine Rede über die Freiheit. Die guten Leute, die ihm jetzt zuhören, haben vielleicht das ſeltſamſte Schauſpiel vor ſich, das je eine Literatur darbot — ein Geſpenſt oder vielmehr ein Leichnam, der vermummt mit den Fetzen und Flittern eines andern Jahrhunderts über das jetzige predigt und declamirt; denn, obgleich den Text ändernd, hat es doch ſeine alte Maske nicht ändern können und behält ſein altes Entlehnungsſyſtem bei; es bedient ſich des Styls von Ronſard, um die Eiſenbahnen zu rühmen; wenn es Waſhington und Lafayette feiert, ahmt es Dante nach, und um von der Republik, der Gleichheit, dem agrariſchen Geſetz und der Eheſcheidung zu reden, ſucht es Wörter und Sätze in dem Gloſſar jener Jahrhunderte der Finſterniß, wo Alles Deſpotismus, Schmach, Elend und Aberglaube war. Es wendet ſich an das freieſte, tapferſte, heiterſte und geſundeſte Volk der Welt, und auf der Bühne, vor dieſem intelligenten Volk mit offnem Herzen und bereitwilligen Händen weiß es nichts Beſſeres vorzubringen, als daß es unbekannten Phantomen Barbarismen in den Mund legt; es nennt ſich jung und ſpricht zu unſerer Jugend, wie man unter einem podagriſchen König ſprach, der alle tödten ließ, die ſich zu rühren wagten; es ruft mit großem Geſchrei die Zukunft an und beſprengt mit Weihwaſſer die Statue der Freiheit; um Gotteswillen, was würde dieſe dazu ſagen, wenn ſie nicht von Marmor wäre? Aber das Publicum hat doch Fleiſch und Bein, und was ſagt denn dieß dazu? Um was kümmert dieß ſich? Was will es denn ſehen und was zieht es denn hin zu dieſen Myriaden von Vaudevilles ohne Plan, ohne Kopf, ohne Schwanz, ohne Sinn und Verſtand? Was ſollen all die vielen Marquis, Cardinäle, Pagen, Könige, Königinnen, Miniſter, all die Gliedermännchen, das Geleiſe und die Narrenspoſſen? Die abziehende Reſtauration hat uns nur ihren Trödelkram vermacht. Ha, Franzoſen! Man müßte über euch ſpotten, wenn ihr nicht ſelbſt über euch ſpottetet. Der große Goethe lachte nicht darüber, als er vor vier oder fünf Jahren unſre Literatur verfluchte, welche ſein Alter zur Verzweiflung brachte, denn der würdige Mann hielt ſich für die Veranlaſſung derſelben. Aber nur auf uns ſelbſt laſtet die Schuld, nur auf uns, denn nur wir auf der Erde ſind leichtſinnig genug, um dem Allem den Lauf zu laſſen. Andre civiliſirte Nationen hätten nur Schlüſſel und faule Aepfel für die

Abgeſchmacktheiten, die wir uns gefallen laſſen. Warum lebt Moliere nicht mehr? Macht einmal einen Tartüffe — die Anlage des Plans ſoll euch ganz frei ſtehen! Aber nein! viel lieber iſt uns irgend etwas Anderes — etwa Philipp der Lange oder Karl VI, ein Narr und Schwachkopf; das iſt unſer Mann, und es liegt uns entſetzlich am Herzen zu wiſſen, von welcher Farbe ſein Barett war; vor Allem muß das Coſtume genau beobachtet ſeyn, ſonſt ziſcht man den Schneider aus. Tod und Peſt! Was würde aus uns wenn die Schneider zornig würden? denn die Schneider ſind Hitzköpfe. Was fingen wir nach unſern Mahlzeiten an, wenn man nicht mehr ſchneiderte? Wie verdauen? Was ſagen von der Königin Bertha oder von der Königin Blanka, oder von Karl IX, Ah! der arme Mann, wenn ihm ſein Wamms fehlte! Er muß ſein Wamms haben und es muß von ſchwarzem Sammt ſeyn, und es müſſen Aufſchläge daran ſeyn und von Satin, und die Stiefel und die Krauſe und die Halskette und das Schwert jener Zeit muß er haben und muß fluchen und man muß es hören — oder ich verlange mein Geld zurück. Mit dem Styl und den Leidenſchaften und Charakteren haben wir wenig zu ſchaffen. Mit den Stiefeln haben wir zu thun, mit den Halskrauſen, und das iſt das Erhabene. Es fehlt uns weder an Laſtern noch an Lächerlichkeiten; es ließe ſich vielleicht wohl eine artige Kleinigkeit für die Bühne über unſre Freunde und Nachbarn zu Stande bringen, wenn es auch nur Deputirte, unterhaltene Mädchen und Journaliſten wären; aber ach! wir fürchten den Skandal, und wenn wir uns an die Gegenwart wagen, ſo iſt es nur um Frau von La Valette und Chabert über die Bretter zu ſchleppen, von welchen jene aus Tugend und Heroismus verrückt wurde — und dem andern — großer Gott! zeigte ſeine wiedervermählte Frau ihren eigenen Todtenſchein. Es ließe ſich wohl über dieß und jenes ein Couplet machen. Aber was wäre das nach Margaretha von Bourgogne? Dazu führt man jetzt ſeine Töchter! Vier Inceſte und zwei Verwandtenmorde, im Coſtume der Zeit — das iſt die Höhe der Literatur; das will man jetzt haben — entweder die Brinvilliers, oder Lukrezia Borgia oder Alexander VI ſelbſt; das iſt der Romanticismus, und dem zuliebe ſpielt man den Polyeuktes des ehrlichen Corneille nicht mehr."

Dieß ungefähr die Anſicht des Herrn Ducoudray, dem ich ſo ziemlich beiſtimmte; Cotonet aber, der von ſanfter Gemüthsart iſt, ward durch ſeine Heftigkeit verletzt. Er ſchloß ſich, um der Sache auf den Grund zu kommen, vier Monate ein und theilte mir die Frucht ſeines Nachdenkens mit. Wir legen ſie Ihnen, mein Herr, hiemit, wenn Sie es geſtatten, vor. Wir dachten, ein oder ein paar Sätze, im gewöhnlichen Styl geſchrieben, könnten als Text gelten, oder wie man im Collegium ſagt, als Thema für ein Stück Romanticismus, und wir glauben den wahren und einzigen Unterſchied des Romantiſchen und Claſſiſchen gefunden zu haben. Hier unſre Arbeit:

Brief eines von ihrem Geliebten verlaſſenen Mädchens.

(Romantiſcher Styl.)

„Sieh, mein angebeteter Geliebter, mein Engel, mein Gut, mein Herz, mein Leben; du, den ich vergöttere mit allen Kräften meiner Seele; du meine Wonne und meine Verzweiflung, du mein Lachen und meine Thränen, du mein Leben und mein Tod, bis zu welchem entſetzlichen Uebermaaß du die edeln Geſinnungen verkannt und verletzt haſt, deren dein Herz voll iſt, und vergeſſen die Schutzwache des Menſchen, die einzige Stärke ſeiner Schwachheit, die einzige Waffenrüſtung, den einzigen Panzer, das einzige geſenkte Viſir im Kampfe des Lebens, die einzige Engelsſchwinge, die über uns flattert, die einzige Tugend, die auf den Wellen hinſchreitet wie der göttliche Heiland, die Vorſicht, die Schweſter des Unglücks.

„Du biſt verrathen worden und du haſt verrathen; du biſt getäuſcht worden und du haſt getäuſcht; du haſt die Wunde empfangen und du haſt ſie erwiedert; du haſt geblutet und du haſt geſchlagen; die grüne Hoffnung iſt fern von uns geflohen. Eine Leidenſchaft ſo voll von Entwürfen, ſo voll Saft und Stärke, ſo voll Furcht und ſüßer Thränen, ſo reich, ſo ſchön, ſo jung noch, die genügte für ein ganzes Leben, für ein ganzes Leben voll Angſt und Wahnſinn, voll Freuden und Schrecken und Vergeſſenheit; — dieſe Leidenſchaft, geweiht durch das Glück, geſchworen vor Gott wie ein eiferſüchtiger Eid; — dieſe Leidenſchaft, die uns aneinander gefeſſelt wie eine auf ewig geſchmiedete eiſerne Kette, wie die Schlange ihre Beute an den biegſamen Stamm des Bambus heftet; dieſe Leidenſchaft, die unſre Seele ſelbſt, das Blut unſerer Adern und der Pulsſchlag unſrer Herzen war — dieſe Leidenſchaft haſt du vergeſſen, vernichtet, verloren für immer; was deine Freude und dein Entzücken geweſen, iſt für dich nur noch tödtliche Verzweiflung, die ſich mit nichts vergleichen läßt als mit der Abweſenheit, welche ſie verurſacht. Ach! dieſe Abweſenheit u. ſ. w."

Wahrer Text des Briefs.

Der erſte der portugieſiſchen Briefe.

(Gewöhnlicher Styl.)

„Sieh, mein Geliebter, in welch hohem Grad du der Vorſicht ermangelteſt! Ha, Unglücklicher, du biſt verrathen worden und du haſt mich verrathen durch trügeriſche Hoffnungen. Eine Leidenſchaft, auf welche du ſo viel beglückende Plane gebaut hatteſt, verurſacht dir jetzt nur tödtliche Verzweiflung, die ſich nur mit der Grauſamkeit der Abweſenheit vergleichen läßt, welche ihre Veranlaſſung iſt. Ach, dieſe Abweſenheit!"...

An dieſer kleinen Probe ſehen Sie, mein Herr, auf was uns unſre Forſchungen führten. Sie wiſſen, daß Quintilian einen mit Adjectiven überladnen Satz mit einem Heer vergleicht, wo jeder Soldat ſeinen Kammerdiener hinter ſich hätte. Hier ſind wir bei dem Hauptpunkt dieſes Briefs angekommen: unſre Anſicht iſt, daß man im jetzigen Zeitpunkt die Adjective allzuſehr häuft; wir glauben, wenn man aus den heutzutag erſcheinenden Büchern alle Adjective ausſtriche, ſo hätte man nur noch Einen Band ſtatt zwei und wäre der Preis nur 7½ Fr. ſtatt 15, was alle Beachtung verdient. Sie erinnern ſich wohl der ſcharfen Küſſe (*âcres baisers*) Juliens in der neuen Heloiſe; ſie haben ihrer Zeit Senſation gemacht; heute, dünkt uns, wür-

den ſie keine machen, denn ein Werk muß in ſehr nüchternem Styl geſchrieben ſeyn, wenn ein einzelnes Epitheton auffallen ſoll. Es gibt heutigen Tages kaum einen Roman, wo nicht auf drei Blättern mehr und ſtärkere Prädicate ſich fänden als im ganzen Montesquieu. Zum Schluß endlich — wir glauben: der Romanticismus beſteht darin, all dieſe Adjective zu gebrauchen, und in nichts Anderem.

(Unterz.) Dupuis und Cotonet.

Dieſer in ſcherzhaftem Ton geſchriebene, aber ernſthaft gemeinte Brief regt mehrere Punkte an, welche für die franzöſiſche Literatur von großem Intereſſe ſind. Der eine dieſer Punkte iſt: das Weſen und die Bedeutung des Romanticismus in Frankreich; ein andrer Punkt iſt der Styl, welcher in neuerer Zeit in Frankreich auffallende Veränderungen erlitten hat. Der ironiſche Verfaſſer des obigen Briefs bezeichnet ohne Zweifel einen Hauptſchaden, wenn er die Häufung der Adjective (wohin auch die vielen Synonyma, die Appoſitionen u. ſ. w. gehören) rügt. Dieſer Sünde des (ſcheinbaren) Ueberfluſſes machen ſich auch die deutſchen Autoren, vielleicht zum Theil verführt durch die franzöſiſchen Beiſpiele, in nicht geringem Maaß ſchuldig. Und nicht etwa nur Romanſchreiber und Journaliſten ſind von dieſer Sucht ergriffen — auch ein in großem Anſehen ſtehendes philoſophiſches Syſtem zeigt eine auffallende Neigung zu veranſchaulichenden Epitheten, wozu der Vorgang des Urhebers desſelben mag Anlaß gegeben haben, welcher, wir nicht zu läugnen, ein großes Geſchick hatte, bezeichnende Prädicate für Gegenſtände, Zuſtände und Begriffe zu finden. Dieſe Sucht, herrſchend bei Franzoſen, Deutſchen und Engländern, hängt zuſammen mit dem Streben und Haſchen nach dem Geiſtreichen, was ſich auch inſofern als ein Gebrechen des Zeitalters anſehen läßt, als man darüber das Tiefe, das Syſtematiſche und Harmoniſche geringer ſchätzt, die Kraft und die Aufmerkſamkeit ans Einzelne verſchwendet und zerſplittert und der Sinn für die ernſtere und größere Compoſition bei Producirenden und Genießenden ſich ſchwächt, wenn das Intereſſe beſtändig durch raſche Fulgurationen von Witz und esprit geſpannt und in Anſpruch genommen iſt. Aber es hält ſchwer, wenn einmal der Geſchmack durch die Fülle von Prädicaten, von Bildern und Vergleichungen verwöhnt iſt, den Styl wieder zur beſonnenen Nüchternheit und ernſten Anſpruchsloſigkeit herunterzuſtimmen, und durch den Gedanken ſelbſt das zu erſetzen, was am Reiz der Form weggeſchnitten wird.

(Schluß folgt.)

Lieder nach Burns.

IV. Schön-Jenny.

Wo ſind ſie die Freuden, die Freuden des Morgens,
Erwacht mit der Lerche Geſang?
Der Friede, wo iſt er, mein holder Begleiter,
Am Abend die Wälder entlang?

Nicht lockt mich wie ſonſt wohl die Windung des Fluſſes,
Die Blumen ſucht nicht mehr mein Blick,
Nicht folg' ich den ſchwebenden Schritten der Freude,
Ich bleibe beim Kummer zurück.

Hat unſere Thäler der Sommer verlaſſen,
Stellt mürriſch der Winter ſich dar?
Nein, nein, denn die Biene ſie ſummt noch um Roſen,
Und grüßt ſie als Krone vom Jahr.

Verbärg' es ſo gern, was ich ſcheu' zu entdecken,
Doch lang ſchon geſteh' ich mir's ein:
Ach, Alles, was nur mir den Buſen zerreißet
Iſt Jenny, Schön-Jenny allein.

Mir hilft nicht die Zeit, denn mein Schmerz iſt unſterblich,
Nicht Troſt in der Hoffnung ich ſeh':
So laßt mich denn ſeyn den Geliebten des Grames
Und Wonne mich ſuchen im Weh!

V. Erwartung.

Hier iſt das Thal und hier die Laube
Von Birkenſchatten ringsumgrünt;
Im Dörfchen ſchlug die Glock', ich glaube,
Was zögert noch mein reizend Kind?

'Siſt nicht das Flüſtern von Marien,
'Siſt nur des Weſtes Hauch von fern
Mit eines Sängers Melodien,
Der leiſe grüßt den Abendſtern.

Und doch — Marie iſt's, die ich höre,
So ruft die Lerch' im Waldbereich
Den Gatten, wenn ſie ihn verlöre,
Muſik und Liebe iſt's zugleich!

Und du biſt da! und biſt voll Treue,
Willkommen ſo der Lieb', als mir!
Und jeder Schwur ſich heut' erneue
Am Blumenrand des Fluſſes hier!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 April 1840.

Die Blume des Himmels.

Von Mitz Bowles.

(Sonett, im Sinne welchen die Engländer diesem Worte bisweilen beilegen.)

Des Lebens Pilger, welche Blumen ziehen
Dein sehnend Herz? Wird in der Erden Fülle
Vor einer fremden Blüthe nur es stille,
Nur vor der Seligkeit? — Verlornes Mühen!
Sie wächst nicht unter dieser Welten Drucke;
Doch wenn ein Lenzhauch streift am Blüthenschmucke
Des Himmels, mag vom Ort, wo es gediehen,
Ein irres Blümchen zu dir niederwehen,
Ein flatternd Blatt, so eilig im Vergehen
Als süß an Düften. Ward es dir verliehen
Solch Lenzeskind auf deinem Pfad zu finden,
Schnell! birg's am Busen, eh' in rauhen Winden
Sein Duft verfliegt! — Auch dort wird es verblühen,
Du kannst's nur bald mit Lebenshauch durchglühen!

Fr. Notter.

Maximen von Sainte Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

(Schluß.)

16. Die berühmtesten und gepriesensten Plätze der Erde sind traurig und ihres Zaubers beraubt, wenn man keine Hoffnungen mehr dahin mitbringt.

17. Es ist mit den Orten wie mit den Werken der Menschen, wenn einmal ihr Ruf feststeht, so zieht Jeder auch hin und bewundert sie; wenn ihr Ruf erst zu gründen wäre, könnten viele andre, die ohne Namen sind, mit ihnen wetteifern.

18. Es ist Mannichfaltigkeit genug in den Dingen der Welt, daß jeder wohlorganisirte Geist zu seiner Zeit und nach seiner Stimmung sich seinen Theil daran nehmen, dem Anschein nach sich widersprechen und doch Recht haben kann.

19. Bei der Würdigung La Rochefoucaulds darf man Folgendes nicht vergessen: alle, die ihre Jugend schlecht angewandt, haben ein Interesse dabei, daß die hochstrebenden Gedanken der Jugend als Thorheit gelten. Es ist wahr, daß ihrerseits diejenigen, die sie gut, das heißt nüchtern, angewandt, ein Interesse haben, die Frucht ihrer Sparsamkeit nicht zu verlieren.

20. Wenn man sich befragte, bei welcher besondern Gelegenheit man angefangen, in diesem oder jenem Herzen zu lesen, so würde man finden, daß es fast immer unter Umständen war, wo das Interesse im Spiel und die wachgewordene Eigenliebe sichtbar war; aber es ist einerlei, mit welchem Bohrer man das Loch in die Wand gemacht, wenn man nur sieht.

21. Montesquieu hat von La Rochefoucaulds Maximen gesagt: es sind die Sprüchwörter der geistreichen Leute; und Voltaire: es ist weniger ein Buch, als Materialien um ein Buch zu schmücken. Es sind geschnittne Edelsteine, die man in die Rede faßt.

22. Franklins Sprüchwörter sind reine Weizenkörner, die man in die Erde legen kann, und sie werden Frucht tragen.

23. In La Rochefoucaulds Maximen findet sich nicht Ein Eigennamen; für einen Denker seiner Art wäre das ein Fehler gewesen.

24. Man ist empfindlich; man hat von einem Freund einen tadelnden Brief erhalten, und man hat so eben eine lebhafte Antwort an ihn gesiegelt. In der Zerstreuung schlägt man La Rochefoucauld auf und stößt auf den Satz: „der wahre rechtschaffene Mann ist der, der über nichts empfindlich wird;" man wirft die Antwort ins Feuer; aber da La Rochefoucaulds Maximen Einen nicht bessern, bleibt man empfindlich.

25. Sehr viele ausgezeichnete Eigenschaften des Styls bei diesem und jenem glänzenden Autor hängen zusammen mit einem Fehler des Charakters. Die reizbare Unruhe, in der er sich gegen Jedermann befindet, zwingt ihn auf eine Menge Schattirungen zu sinnen; wäre er ruhiger, würde er deren weniger machen.

26. Der Dichter, der Künſtler, der Schriftſteller iſt gar oft nur derjenige, der wiederzugeben weiß; er behält nichts für ſich.

27. Es gibt Tage, wo der Geiſt Morgens aufwacht, das Schwert aus der Scheide, und Alles zuſammenhauen möchte.

28. Der Grad der Empfänglichkeit für die Langeweile iſt vielleicht das unmittelbarſte Anzeichen der Qualität des Geiſtes. Diejenigen, die ſich ſchnell langweilen, ſind zart organiſirt, aber leicht. Diejenigen welche ſich nicht leicht langweilen, werden ſelbſt bald langweilig. Diejenigen, die die Langeweile wohl empfinden aber ſie zu lange ertragen, ſaugen ſie am Ende ein und athmen ſie aus.

29. Ein wenig Thorheit bei viel Verdienſt ſchadet nicht; das gibt Sauerteig.

30. Auf die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts, welche die Natur des Menſchen präconiſirte, folgte die parlamentariſche Regierung, welche ihm Morgens und Abends Complimente macht; wie ſollte er nicht verwöhnt werden?

31. An all den phantaſtiſchen Gebäuden, an den Façaden verzauberter Paläſte, welche unſre Philoſophen zum größten Glück und zur Ehre des Menſchen erbauen, leſe ich immer die ironiſche Inſchrift aus dem frömmſten Dichter: Mortalibus ægris!

32. Man hat viel geſprochen von der Thorheit von zwanzig Jahren; es gibt aber auch eine von fünfunddreißig Jahren, die nicht weniger eigenthümlich und nicht minder häufig iſt: Alceſte nach Werther. Rouſſeau hat erſt nach dieſer zweiten Thorheit zu ſchreiben angefangen, und immer beide Arten in Einem Strahl vereinigt. La Rochefoucauld hat geſagt: mit dem Alter wird man närriſcher und auch klüger.

Alciphron.

(Fortſetzung.)

Im vierten Brief hat Alciphron neue Wunder zu berichten, wie er tief unter der Erde Dinge geſehen, wie der alte Orpheus. — Der Mond war wieder am Himmel und fand ihn noch auf ſeinem alten Poſten, wachehaltend bei der Pyramide, manchmal eine Weile dem Schlaf gönnend, während deſſen die Geliebte in verſchiedenen Geſtalten vor ſeinem innern Sinn ſchwebte. Aus einem dieſer ſüßen Träume auffahrend, beſann er ſich plötzlich, holte ſeine Lampe, die noch ſchwach im Boot fortbrannte und entſchloß ſich, noch eine Entdeckungsreiſe in dem Monument anzuſtellen.

So hatt' ich kaum erreicht das Thor,
Als aus dem Palmhain drang hervor
Ein laut Gekreiſch, ſo wie das Wild,
Das brünſtige, den Wald erfüllt; —
Vielleicht auch kamen dieſe Töne
Vom Thore der Vergeſſenheit,
Von dem man ſagt, daß Nachts es ſtöhne,
Wenn man's den Leichen aufthut weit.
Was es auch war, es machte beben
Der Ton mein Herz eiskalt, als eben
Ich durch der Pyramide Pforte
Mich nahte dem erſehnten Orte,
Und zu dem ſteilen Marmorgang
Durch manche lange Windung drang.

Zitternd ſchlich ich dahin — das Licht
Brannte noch an dem ſtillen Ort;
Doch ſie, die Aug' und Seele nicht
Mehr miſſen konnten, ſie war fort, —
Entflohen in des Dunkels Reiche
Auf unſichtbarem Pfad, die Leiche
Hatt' in der Dämmerung, der blaſſen,
Sie in der Einſamkeit verlaſſen.

Das Kreuz, das ich ſie küſſen ſah,
Lag auf kryſtallnem Sarg noch da;
Ich nahm's und konnt' nicht widerſtehn
(Obwohl, ſo meinte ich zu ſehn,
Das Auge deren, die im Schlaf
Des Todes lag, das meine traf),
Es auch zu küſſen, und dabei
Rief ich, halb vor der Zenzin ſcheu:
‚Oh künft'ges Leben, wenn beſchieden
Wird ew'ge Frauenlieb' in dir:
Wer müßte ſie nicht gern, zufrieden
Dort ewig ſie zu koſten, hier?

Er wollte wieder umkehren, als er auf dem Rückweg entdeckte, daß der lange Gang, von dem er geglaubt er ſey zu Ende, noch weiter in krummen Windungen fortgehe, und ihn verfolgte. Er kam durch zahlloſe Gänge, aufwärts und abwärts, in kalte Säle, wo Heere von Todten aufgerichtet ſtanden und mit gläſernem Auge ihn anſtarrten. Er glaubte im Labyrinth unter dem See Möris zu ſeyn, wo die Schätze von zwölf Königen verborgen ſeyn ſollen. Endlich ging der Pfad plötzlich aus, und beim Licht ſeiner immer ſchwächer brennenden Lampe ſah er nur die Mündung einer gewaltigen, ſchwarzen Höhle, die vor ihm gähnte. Er entdeckte Stufen, welche hinab führten, und wagte die gefährliche Reiſe. Viele Stufen ſtieg er hinab, bis er an ein Fenſter gelangte, durch das er ſprang. Wieder führte eine gewundene Treppe abwärts. Er kam dann an ein Thor, das ſich wieder gegen jenen Abgrund öffnete. Zuletzt erreichte er den Grund, und durch die Gitter eines rieſenhaften Thores kam ihm ein mildes, warmes, freundliches Licht entgegen. Er ſah durch die Gitter einen langen, ſchönen Gang mit reichen Arkaden, erleuchtet von zahlloſen Lampen, die aber ſelbſt nicht ſichtbar waren. Ein heiliger Geſang ward angeſtimmt, und Alciphron glaubte mit Gewißheit darin die Stimme der ſchönen Unbekannten zu erkennen, obgleich er noch keinen Ton aus ihrem Munde vernommen hatte. Umſonſt aber mühte er ſich, das ſchwere Thor zu öffnen. Begierig ſah er ſich um, und entdeckte links eine Oeffnung, die hineinzuführen verſprach, aber der Mündung der Hölle glich. Er bückte ſich, dieſem Pfad zu folgen, als an der Mauer oben eine feurige Schrift ſich zeigte, und er las:

„Ihr, die ihr nicht flieht
Vor dem Pfade voll Graun,
Auf Leben und Tod,
Ohne rückwärts zu schaun;

Die die Sehnsucht ruft,
Euch zu machen rein
Durch Wasser und Luft
Und durch Feuers Pein;

Wenn vor Schmerzen ihr bangt
Und vorm Tode nicht:
Nur zu! Ihr gelangt
Wohl wieder ans Licht —

Wo zum schaudaren Glück
Wird das Räthsel erfüllt,
Das jetzt noch dem Blick
Der Schleier verhüllt!

Doch wenn —"

Hier erloschen die Worte; aber ihr Verschwinden schien Schrecklicheres zu sagen, als in Worte hätte gefaßt werden können.

„Und wär' ich also," rief ich da,
„Der großen Heimlichkeit jetzt nah?
Sehn und berühren soll ich heut,
Lüften vielleicht, von Kraft erfüllt,
Den Schleier, der der Ewigkeit
Ehrwürdiges Geheimniß hüllt?"
In mir gewann jetzt neue Kraft
Der Durst nach Aegyptens Wissenschaft,
Den ich, von neuem Traum besessen,
Beinahe ganz vergessen,
Denn vor mir glänzte jetzt zumal
Zwiefacher Hoffnung Doppelstrahl —
Mir war als ob das Geisterwesen,
Dem ich gefolgt zu diesem Platz,
Mir eine Führerin gewesen
Zu mehr als Einem süßen Schatz,
Beleuchtend zum Erkenntnißquell
Die Bahn mit dem Stern der Liebe hell.

Er betrat den Eingang; seine Lampe war dem Erlöschen nahe; er durchwanderte gewundene Gänge und langte endlich an einem Paß an, der zwischen zwei Reihen von lebendigem Feuer hindurchging, zwischen feurigen Bäumen, deren Zweige eine Gluth ausspieen wie ein Ofen; auf dem Boden lagen rothglühende Eisenstangen; dennoch schritt er, zwar mit bangem Herzen, weiter, und kam unversehrt durch; da seine Lampe jetzt erloschen, ergriff er einen am Boden liegenden, abgefallenen Zweig, der ihm als Fackel dienen sollte. Nach der Feuerprobe kam die Wasserprobe; eine große, mit brausenden Wassern erfüllte Höhle lag vor ihm; er stürzte sich in die schwarzen Fluthen und kämpfte sich hindurch. Endlich erreichte er wieder festen Grund und Boden und eilte eine Reihe von Stufen hinan; aber bald wichen diese unter seinen Füßen, so daß er mit jedem Schritt in einen Abgrund zu stürzen fürchtete. Da bekam er plötzlich einen großen eisernen Ring zu fassen, der im Dunkel dahing, und klammerte sich, da Alles unter ihm wich, daran, wie ein Ertrinkender. Schwebend hing er jetzt im leeren Raum; entfesselt schienen jetzt alle Stürme um ihn zu toben, und trieben ihr Spiel mit ihm, ihn wüthend im Kreise umherschleudernd. Und doch, hätte man ihn in diesem Augenblick gefragt, ob dieser Preis nicht zu hoch sey für irgend ein Gut, er hätte geantwortet: Für Weisheit und Erkenntniß, ja! aber für ein herrliches Weib, nein!" Endlich, als seine Kraft beinahe erschöpft war, legte sich der Wirbelwind, der Ring, an dem er sich hielt, senkte sich mit ihm und sein Fuß fand wieder festen Boden. Zugleich dämmerte auch wieder Tageshelle; er erblickte ein kunstloses Bett, worauf Mohn und Lotus zum Schlummer einluden. Sehnsüchtig schleppte er sich zu demselben hin und sank darauf nieder. Wie lange er geschlafen, und wie er von diesem Ort entrückt worden, weiß er nicht zu sagen; aber beim Erwachen sah er sich in eine unaussprechlich herrliche Scene versetzt. Er muß erst wieder zu einiger Besinnung kommen, eh' er dem Freund Alles beschreiben kann, der ohnehin ihm nur halb glauben würde. Hiemit sind Aleidrons Briefe zu Ende.

(Schluß folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Schluß.)

Vielleicht läßt sich die Entwicklungsstufe einer Sprache und Literatur einigermaßen darnach abmessen: welche Stelle in den Darstellungen der Dichter und Schriftsteller die Prädicate, die Adjective, die erläuternden oder verschönernden Synonyma einnehmen. Freilich bringt hierin schon der Genius der Sprachen und Völker eine Verschiedenheit mit sich; der Orientale, der eine uneigentliche, bildliche, oft räthselhafte Bezeichnungsweise liebt, setzt statt des Substantivs ein charakterisirendes Adjectiv, das nach und nach selbst die feste Bedeutung eines Substantivs annimmt; so soll es im Arabischen für den Löwen ein paar hundert, ursprünglich nur adjectivische Bezeichnungen geben. Den Occidentalen dagegen ist das Bildliche, Symbolische, die uneigentliche Redeweise nicht so naheliegend. Dennoch spielt in der ursprünglichen, in der Volkspoesie das Prädicat eine große Rolle; hier ist aber zu bemerken, daß die Epitheta, welche sich bei Homer und dann auch in den Volksliedern der Serben z. B. und der Skandinavier in großer Fülle finden, ziemlich fixirt, mit dem dadurch näher bestimmten Substantiv gleichsam zusammengewachsen, eine nothwendige Ergänzung desselben sind und ihre Verbindung mit demselben der allerunmittelbarsten Anschauung verdanken. Deßwegen wird man auch kein Epitheton in solchen Poesien finden, das nicht, wenn man sich in die Denkweise der Völker hineinzuversetzen vermag, vollkommen passend und ungesucht wäre. Allmählich erobern sich die Individualitäten eine größere Willkür auch in der Sprache; sie entfernen sich mehr und mehr von der hergebrachten Bezeichnungsweise, sie ver-

ſuchen neue Epitheta, ſie leihen fernerliegende Bilder und Vergleichungen herbei; Proſa und Poeſie ſondert ſich ſchärfer, und jene beſchränkt ſich, wie z. B. bei den griechiſchen und römiſchen Proſaikern, den Geſchichtſchreibern und Rednern der beſten Zeiten auf einen nüchternen Styl, welcher in Ernſt, Strenge, Schärfe und Kürze ſein Verdienſt ſucht. Die Poeſie dagegen benützt die ſich erweiternde Sphäre geiſtiger Bildung dazu, den Reichthum ihrer Epitheta, ihrer Bilder zu vervielfältigen und die Empfindung der Gedanken in immer neue, gefällige Gewande zu kleiden. Welche ſchmuckloſe Einfachheit, welcher Nerv in den Reden eines Demoſthenes und welche Fülle und Pracht von Prädicaten und Bildern in den Tragödien eines Aeſchylus und Sophokles! Verderblich iſt es, wenn dieſer Unterſchied der Proſa und Poeſie verkannt und aufgehoben wird; nachtheilig für den Styl der Proſa, der dadurch leicht die Hauptvorzüge der Beſtimmtheit, der Klarheit, der Kürze verliert und ſich mit falſchen Reizen ſchmückt, welche ihm nicht gebühren und die immer wieder mit großer Mühe wieder aufgefriſcht oder erſetzt werden müſſen — nachtheilig für die Poeſie, weil ihr dadurch ein ihr zuſtehendes Privilegium entzogen und das ihr gewidmete Intereſſe inſofern geſchwächt und vermindert wird, als dann doch, wenn auch nicht der ächte Geſchmack, doch das leichtverführbare Urtheil des Publicums in der Proſa ein ſehr annehmliches Surrogat für die Poeſie erblickt, welches man nachgerade gar dieſer ſelbſt vorzieht. Die Poeſie erſcheint gegen die Proſa, wenn dieſer alle Freiheiten und Ornamente von jener zu Gebote ſtehen, im Nachtheil, weil ihr durch Metrum und Reim ſcheinen Feſſeln angelegt zu werden, und es gehört ſchon eine tiefere Bildung, ein kräftigerer Geſchmack dazu, um eben dieſer ſcheinbaren Beſchränkung ſich zu freuen; doch ließe ſich immer der Nachtheil für die Poeſie noch viel leichter verſchmerzen, weil die ächte Poeſie doch ſich geltend macht und nicht in den Aeußerlichkeiten der Form beſteht, als der Nachtheil für den Styl der Proſa. Mag man ſie mit noch ſo ſpirituöſen Elementen nähren, mag man die delicateſten metaphyſiſchen Bezeichnungen aufbieten, um die ſublimſte, ganz ätheriſche Diction zu erreichen — ſie wird doch zuletzt ein waſſerſüchtiges Ausſehen gewinnen. Es iſt ſehr natürlich, ja nothwendig, daß die Sprache, wenn die Geiſtesbildung eines Volks eine hohe Stufe erreicht hat, wenn die realen Verhältniſſe und die Begriffe und Ideen vielfach durchforſcht und analyſirt worden, ſich immer enger an die Gegenſtände und Begriffe anzuſchmiegen, immer treuer alle Nuancen zu bezeichnen, immer tiefer in jede Spalte und Falte einzudringen ſich bemüht; ſie ſucht das innerſte Weſen der Dinge aufzuſchließen und zu offenbaren, und es treten an die Stelle der urſprünglich ſinnlichen Prädicate mehr und mehr abſtracte, an die Stelle der einfachen treten complicirte; das Fremdere, Höhere, Unbekanntere wird nicht mehr durch Vergleichung mit dem Näheren, Vertrauteren, Anſchaulicheren verdeutlicht; umgekehrt wird aus Veranlaſſung und zur Hervorhebung des Bekannten und Gewöhnlichen das Ungewöhnliche, zur Einrahmung des Realen das Ideelle herbeigezogen. Dieß iſt nun zwar dadurch zum Theil erklärt, daß bei höherer Geiſtescultur eben das Ideelle dem Menſchen, und beſonders dem Schriftſteller, das Vertrautere und Nähere wird und das Natürliche ſich ihm mehr entfremdet, und man darf einer Literatur daraus keinen Vorwurf machen, wenn ſie von dieſem Schickſal ergriffen und überwältigt wird; aber es iſt doch etwas Anderes, ob man nur dem Zug und Geſetz der Nothwendigkeit folgt, oder ob man mit bewußter Willkür jener Neigung ſich hingibt. In Deutſchland hat Goethe, begabt mit dem klar anſchauenden, tief eindringenden Blick und dem treu abſpiegelnden, ſcharf bezeichnenden Wort das Charakteriſtiſche der Gegenſtände und Verhältniſſe durch die treffendſten Prädicate angedeutet und oft wahrhaft ausgeprägt, man rühmte ſeine Darſtellung und mit Recht als die objectivſte; ſein Vorgang, die Einſicht in die Vorzüge ſeines Stils weckte die Nachahmung; aber nicht Jedem war es gegeben, das Weſentliche und Charakteriſtiſche mit der Klarheit und Schärfe Goethe's aufzufinden und hervorzuheben; ſtatt treffender Epitheta griff man oft nach pikanten und preciöſen, ſtatt das Innerſte eines Gegenſtands auszuſprechen hielt man ſich an zufällige Beziehungen und beleuchtete, ſtatt mit vollem, mit grellem Licht. Hier iſt H. Heine zu nennen, wenn auch nicht als Urheber, doch als bedeutender Repräſentant der Tendenz zu einem geiſtreichgeſchwätzigen, in allen Farben ſchillernden, Ernſt und Scherz durcheinander mengenden, aber darum doch nicht humoriſtiſchen, ſondern mehr nur nachläſſig anmaßenden Styl, zu deſſen richtigſten Eigenthümlichkeiten das Haſchen nach frappanten, verwegenen Epitheten gehört, nach den barrockſten Verbindungen von gar nicht zuſammen gehörigen Begriffen, denen er aber doch eine gewiſſe Beziehung zu einander zu geben weiß. War bei Goethe das Princip und die Quelle der ihm eigenthümlichen Darſtellung, ſein ruhiger, tiefeindringender, vielumfaſſender und ſcharfer Blick, die Gediegenheit ſeiner Intelligenz: ſo iſt es bei Heine der unſtete, zwar über ein anſehnliches, buntes Material gebietende, aber nicht auf ſolidem Grund beruhende Witz, der, ſtatt dem innern Zuſammenhang der Dinge nachzugehen, in willkürlichen Combinationen ſich gefällt und deſſen Wahlſpruch iſt: je toller deſto lieber! Dieſe witzige oder witzelnde Manier, die von ſolchen am meiſten übertrieben wird, welchen der wahre Witz fehlt und die ſich nicht ſelten wahrhaft als Aberwitz gebärdet, iſt ein Krebs der Literaturen, der an ihrem beſten Lebensmark zehrt, den Geſchmack irre leitet und abſtumpft, und vielleicht nur durch eine lange unwillkürliche Hungerkur wieder geheilt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41 u. 42.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 April 1840.

An die ewige Liebe.

Von Manzoni.

Aus dessen größerem Gedichte: La Pentecoste.

Einmal steige noch hernieder,
Milder Geist, von uns erfleht,
Schützend deines Dienſts Verehrer,
Schützend wer ihn nicht verſteht;
Steig' herab und neu belebe
Herzen nach des Zweifels Qual;
Siegend hüll', — ein Götterſtrahl! —
Den Beſiegten in Erbarmen.

Steig herab und dämpf', o Liebe,
Du der Seelen ſtolzen Zorn,
Gib Gedanken, deren Helle
Sich nicht trübt im Todesborn;
Segne deiner Milde Gaben,
Nähre deines Wirkens Macht,
Wie das Licht, das aus der Nacht
Hebt des trägen Keimes Blüthen;

Die im niedern Graſe langſam
Sterben würden unerquickt,
Nie im Farbenglanze ſchimmern,
Der die Auferſtandnen ſchmückt,
Wäre nicht vom Quell des Aethers
Jener Strahl herabgetaucht,
Der mit Leben ſie durchhaucht
Und ſie unermüdlich nähret.

In des Unglücks dumpfes Sinnen
Komm, die unſer Flehen ruft,
Steig herab du holder Odem,
Troſtdurchwehte, ſanfte Luft;
Steige als ein Sturm hernieder
In des Drängers Uebermuth,
Schrecken ſetze ihm zur Hut,
Die ihn Scheu vor dreben lehren.

Heb' des Armen feuchte Wimper
Zu dem Himmel, der ſein harrt,
Daß er jubelnd ihn vergleiche
Mit der rauhen Gegenwart;
Wer in Fülle hat empfangen,
Geb' mit ſanfter Freundeshand,
Gebe leiſe, ungenannt,
Daß genehm dir ſey die Gabe.

Wehe in der Unſchuld Lächeln,
Das von Kinderlippen bricht;
Streue deine keuſchen Roſen
Auf des Mädchens Angeſicht;
Mach der leis entknoſpten Jungfrau
Deine reinen Freuden kund;
Heilige den hehren Bund
Zwiſchen unvermählten Seelen.

Sänftige den Geiſt des Jünglings,
Der in kühnem Sturme fliegt;
Leite du den Männervorſatz
Zu dem Ziele, das nicht trügt;
Schmücke die ergrauten Haare
Mit des Hauſes heil'gem Glück;
Strahle in dem irren Blick
Deſſen, dem der Tod genahet.

Der Leuchtthurm.

Von M. P. James.

Mir ſtand vor dem Auge ein lieblicher Bild,
Als der ſtrahlende Tag mir's erſchloſſen,
Der Landwind ging ſanft und der Himmel war mild,
Wie der Geiſt aus dem er entfloſſen.

Es flieg ein Geflüster mir leise zum Ohr
Aus der Wellen spielendem Heere,
Und ferne trat jenseits der Leuchtthurm hervor
Wie ein Stern ob dem dämm'rigen Meere.

Und still ward's — des Schiffsjungen jauchzender Ton
Klang nicht mehr im schattigen Hafen;
Ins triefende Nest war die Möve entflohn,
Und der müde Schiffer ging schlafen.

Ich seufzte und trat an den Uferrand vor,
Kein Laut kam mir mehr zu Gehöre,
Nur der Leuchtthurm stieg sanft wie die Hoffnung empor
Ob des Lebens zitterndem Meere.

Die Zeit ist vergangen, der Ort ist mir fern,
Doch oft wenn in Nächten ich liege,
Erglänzt in der Seele mir wieder der Stern,
Der gestrahlt ob des Seesturmes Wiege.

Wann einst das ermattete Herz mir bricht
Und des Todes Schritte ich höre,
Erheb' mir der Bote der Liebe sein Licht
Wie ein Stern ob der Ewigkeit Meere.

Fr. Notter.

Neuere dänische Literatur.

Zweiter Artikel.

Ingemann.

Bernhard Severin Ingemann, geboren 1789, Professor bei der Akademie in Sorõe, verdient einen der ersten Plätze in der neuesten dänischen poetischen Literatur, nach Oehlenschläger jedoch wenigstens insofern, als er von diesem zu einigen seiner poetischen Erzeugnisse, nämlich zu den dramatischen, am meisten jedoch, wie die dänischen Dichter überhaupt, durch das Studium der deutschen Poesie angeregt ist. Wenn er hinter Oehlenschläger an Zahl und Verschiedenheit der dramatischen Werke zurück bleibt, so übertrifft er ihn als Lyriker, wie denn sein Gedicht an die in neuern Zeiten häufig besungene dänische Seeflagge vorzüglich gerühmt wird, und nicht minder als Epiker, früherhin durch ein episch-allegorisches Gedicht „die schwarzen Ritter," das ich jedoch nur durch Berichte kenne, in der letzteren Zeit durch mehrere geschichtliche Romane, jetzt durch ein im vorigen Jahr erschienenes abermals episch-allegorisches und zugleich philosophisch-religiöses Gedicht „Salomons Ring, dramatisches Mährchen mit einem lyrischen Vorspiel;" und so ist er denn zum Anfang seiner poetischen Laufbahn, zum Lyrischen und Allegorischen zurückgekehrt, wobei es sich denn fragt mit welchem Glücke, besonders mit Rücksicht auf das Allegorische, dessen Verbindung mit dem Epischen allerdings so große Schwierigkeiten hat, die er nach der Meinung der Kenner in den schwarzen Rittern auch nicht überwunden hatte. Bei einem Werke dieser Art ist es gewiß nicht unwichtig, die Absicht und Ansicht zu erfahren, die der Dichter selbst gehabt hat, und Ingemann hat diese, wenigstens zum Theil, in eine Vorrede niedergelegt, welche ich deßwegen, mit Ausschluß des weniger hieher gehörigen Anfanges und Schlusses, in möglichst treuer Uebersetzung voranschicke:

„Die orientalischen Ueberlieferungen von König Salomons forschendem Geiste und von dem Höhenpunkte der Lichtmagie in jenem Zauberringe haben der Dichtung Stoff und Form dargeboten für jene Natur- und Weltherrschaftsidee, welche wie eine Ahnung von der höchsten Wahrheit die morgenländische Sagenwelt durchstrahlt. Der Typus nämlich für den wahren Natur- und Geisterfürsten, den man bisweilen in den Schriften des Königs Salomo hat erblicken wollen, wird vielleicht schneller und vollständiger von einem poetischen Standpunkt in den Mährchenbildern der Sage angeschaut werden können. Hier offenbart sich doch die Idee nur in dem Farbenschimmer aller der Illusionen, an welchen die orientalische Speculation und Magie so reich ist, und zwar mit der Tendenz zur Verwechselung der niedern und höheren Sphären des Lebens und Geistes, woran sich selbst die begabtesten Landsleute der Propheten zu den Zeiten des alten Testamentes hielten. In der geheimnißvollen Inschrift des Salomonischen Ringes mit der vermeintlichen Kraft der Natur und Geistesherrschaft scheinen die Magier des Ostens mit unwillkürlich ahnungsvoller Begierde auf Zeichen und Bild des Lösungswortes jenes Welträthsels hingestarrt zu haben, das erst in seiner lebendigen Offenbarung das zur Wirklichkeit erheben sollte, wonach die Weltweisheit geforscht und wovon sie geträumt hat. Selbst wo diese Träume gleich Mährchenbildern hingleiten, bleibt die tiefere Bedeutung doch zurück und schmilzt mit der Wahrheitsahnung in den Gesichten der Propheten und in dem großen, die alte Zeit durchtönenden Erwartungsgesange zusammen. Die Sagen, die in diesem Gedicht benutzt oder mit der Grundidee in Verbindung gebracht sind, finden sich bei dem arabischen Geschichtschreiber Ibn Kessir, so wie in dem vielleicht ursprünglich persischen „Suleimanname," und sind von Hammer in „Rosenöl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, Stuttgart und Tübingen 1813," mitgetheilt. Als meine Quellen darf ich endlich noch Salomo's Sprüche, Predigerbuch und die ihm zugeschriebenen Psalmen nennen. Um dem Gedicht den Hauptcharakter des Mährchens zu geben, habe ich das arabische Sagencostume beibehalten."

Das Gedicht ist in gereimten größtentheils fünffüßigen, zum Theil auch vierfüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen geschrieben und mit lyrischen Versen durchwebt, wie denn auch ein aus 34, dem biblischen Hohenliede nachgedichteten Liedern bestehender Kranz dem Drama vorangeht, mit diesem aber nicht in Verbindung steht, und daher hier weiter keiner Erwähnung verdient, als daß der beabsichtigte Charakter darin wohl getroffen ist.

Der erste Act eröffnet sich mit einer Unterhaltung des Fürsten der Dämonen Iblis mit Datemder, dem Damen der Begierde, außerhalb Jerusalems in der Nähe des neuen noch

im Bau begriffenen Tempels des Salomo auf Zion, und über dessen Bestrebungen, die Geheimnisse des Zauberringes zu entdecken, von dem Datemder sagt:

Doch fand er den Ring mit des Wortes Macht,
Mit dem Zeichen, — du weißt, es macht Tag aus Nacht, —
So steht er über die Natur dann frei,
Und so wär' unsre Zeit wohl vorbei.

Salomo's Erscheinung unterbricht sie. Er tritt auf mit dem Siegelring in der Hand:

Das Räthsel ist gelöst, 's ist helle,
Geschöpft ist's aus Ekeab's Wahrheitsquelle:
Was meine Seel' ergriff auf Wahrheits Schwingen,
Bewußt und wahr, kann meine Hand jetzt schwingen.
Die Schranke nun, sie fällt, sie fällt,
Dein Herr bin ich, Natur und Welt!

Er beruft die Elementargeister, trägt ihnen auf, die Welt zu beglücken, und, als sie sich entfernen, ruft er aus: *)

So weit! der Schöpfung Seufzerlaut verstand ich.
Natur, o werde weise, schön und gut.
Und nichts Erschaffnes soll verzweifelnd seufzen.
Aufs neu soll sich das Paradies erschließen,
Und sich im ersten Glanz das Leben zeigen
In der unendlichen Gedankenkette,
Und doch — was fehlt? Matt ist des Ringes Strahl.
Ist noch des Wortes Glanz im Stein verborgen?
Hm! fesseln Gottgedankens Himmelsfaden,
Die blinden Kräfte in der Schöpfung Spruch —
Faßt' ich im Ring des Worts des Lebens Siegel,
So muß das Leben selbst das Räthsel lösen.

Iblis verlacht ihn beiseite:

Mit seiner Klugheit hat es nicht Gefahr;
Der Ring hat ihm nur wenig klar gemacht.
Trotz der Manie von Wahrheit, Schönheit, Tugend,
Will er mit Empirie die Welt erlösen.
Mit einer Art von magischer Physik,
Mit irdschem Feuer und mit Wind und Wasser.
Vergnüg' er sich nur mit Experimenten!
Denn wie er sie auch mag ins Große treiben,
Die Schale der Natur nahm für den Kern er,
Und fiel anheim dem materiellen Geiste.

In einer zweiten Scene zeigen sich die Folgen von Salomo's Befehl, die Verwandlung der Wüsten in Paradiese, welche von Hirten am Strande des rothen Meeres in Arabien angestaunt und ägyptischen Magiern zugeschrieben werden, welche in einem reichbeladenen Schiffe ankommen. Simurg, ein Vogeldeuter, ein großer, stolzer Mann, mit einem Adlergesichte, und Lokman, ein buckliger Greis mit einer Eulenphysiognomie, treten mit ihrem Famulus Marcolfus auf und sprechen von den Wirkungen des Salomonischen Zauberringes. Lokman zweifelt noch an der Wahrheit, oder gibt zwar zu, daß sich die Natur verschönere, aber dieß sey nur Schein, werde nicht lange dauern: er vertraue nicht der Schönheit, die Wahrheit sey ihm genug, das Nothwendige geschehe, die Welt möge jammern oder lachen; er wolle zwar mit ihm zu dem Urheber dieser Veränderung hinreisen, aber:

Ich theile deinen Glauben nicht;
Dunstmeteore sollen mich nicht irren.
Indeß du träumest, soll mein Auge wachen,
Vertrauend nur den ewigen Gestirnen.

Marcolfus ruft den Weiterziehenden seine Freude nach, daß er nichts weiter als ihr Diener und Schreiber, und daher frei von allen Plagen sey, die mit dem Studiren in Verbindung stehen, freilich aber auch von seinen beiden Herren „eine platte Natur," und „dumm" gescholten werde. Ob die Umschaffung der Welt dienlich sey, bezweifelt er indeß. Seine beiden Herren seyen grundgelehrt und meinten es doch gut mit ihren Forschungen, aber der hinter ihnen komme, der Nekromant Sihrschin mit seinem Gefolge von stummen Weibsbildern sey ein häßlicher, abscheulicher Kerl. Dieser tritt nun auf, eine unförmlich lange abgemagerte Gestalt im schwarzen Talar mit einem ausgeruhten Todtenkopf auf der Brust, ein schwarzes Stäbchen in der Hand, und zwei große schwarze Bücher unter dem Arm; hinter ihm die ägyptische Prinzessin Mehindanu in schimmernden Tanzkleidern, stumm und verschleiert, begleitet von ihrer Freundin Sagura und einigen Sklavinnen. Der Nekromant rühmt sich, daß er mehr besitze als Salomo:

Der Ring enthält nur des Lebens Magie,
Doch nicht die tiefe Nekromantie.
Nicht gäb' ich für den Ring die Bücher.

Doch fürchtet er, daß Salomo weiter dringen werde. Um dieß zu verhindern, wartet er bis die ihm gefährliche Stunde vorüber ist, und gibt dann durch Blutstropfen, die er aus seinem geritzten Finger für den Typhon zur Erde träufeln läßt, „der stummen Sklavin seines Geistes" ein Scheinleben, und zwar die Gestalt der von Salomo so sehr geliebten, ihm durch den Tod entrissenen Sulamith. Sie wirft ihm seinen Frevel vor, sie aus der Ruhe des Grabes hervorgerufen zu haben; er verspricht ihr dagegen die Freiheit in lebendiger Welt und als seine Gattin und Königin der Dämonen zu herrschen, wenn sie dem Könige den Ring „das goldene Band" entreiße, das den mächtigsten Naturgeist binde. Sie sagt ihm Gehorsam zu, denn sie müsse, obgleich sie ihn hasse, gibt ihm aber auch zu verstehen, daß sie ihn täuschen und Salomo's Hand vorziehen könne; aber Sihrschin antwortet ihr, daß sie völlig in seiner Gewalt sey, heftet ihr ein Schlangenbild auf die Brust, um Salomo zu bezwingen, und bedroht sie, worauf sie ihr Versprechen erneuert, und mit ihrem Gefolge in wildem Bajaderentanz abzieht.

Aus demselben Schiff, das die beiden Gelehrten und den Todtenbeschwörer trug, steigen ferner heraus der Tonkünstler Assaf, der Prinz Agib und dessen stummer Bruder Jussuf, der den tanzenden Mädchen und besonders der Sagura nachsieht. Agib gibt dem Assaf Nachricht von dem Nekromanten, und Assaf

*) Um der Urschrift treuer zu bleiben, habe ich die gereimten Verse in reimlose übersetzt.

kommt nun auf den Gedanken, daß Sihrtschin Schuld sey an dem traumartigen Zustande und dem endlichen Verschwinden seiner geliebten Mehindanu; Lokman habe nur eine Andeutung gegeben und von einem Grabe gesprochen, worin das Herz schlage, und von einem Todtenhause, worin die Seele spreche. — Eine ähnliche dunkle Prophezeyung hat auch Agib von ihm erhalten über seine Geliebte, die Melida: er solle umherreisen, bis er einen Käfig finde mit einem Elephantendache. Auch wegen seines stummen Bruders Jussuf hofft Agib auf Salomo, und zu ihm ziehen sie deßhalb.

Der zweite Act besteht aus einer einzigen langen Scene, spielt in Salomo's Burg auf Zion Abends, und wird von dem Haushofmeister eröffnet, der den Marcolfus ausfragt wegen der angekommenen wunderlichen Gäste. Er erschrickt als der dazu kommende Nekromant ihn ersucht, eine frische Leiche, die der König zu einem Experimente gebrauche, herbeizuschaffen, versteht sich aber für hundert Goldstücke dazu, so daß Marcolfus meint, der Haushofmeister sey im Stande, um eine Leiche herbeizuschaffen, der Natur etwas nachzuhelfen, und, wenn Salomo verstehe, die Welt umzuschaffen, so schaffe er sie doch nicht zu einer frommen um. — Hierauf ein Gespräch zwischen Salomo und Balkis, der Königin von Saba, einer hohen edeln Gestalt, die zu ihm gekommen ist, um das große Räthsel von ihm gelöst zu hören, unter welchem er „das allbelebende Wort, das das Leben mit dem Bilde in uns, das Wort des Wortes, das uns von jener Macht der Dunkelheit befreien soll, die die Zwietracht der Lüge in das Leben der Schöpfung gebracht hat," das Wort der Wahrheit versteht, das in des Ringes Inschrift enthalten, aber noch nicht ausgefunden und ausgesprochen sey; jede geistlose Macht müsse erst gebunden, jede Nacht der Lüge verschwunden, alles Häßliche vertilgt seyn, nicht eher sey der Sieg des Geistes der Wahrheit und Schönheit vollständig, der Tod sey noch nicht überwunden, und ohne dessen Vertilgung sey alle Weisheit nur ein Gaukelspiel; deßhalb wolle er selbst die Todten durch Sihrtschin befragen, im Fall diese mehr wüßten als die Lebendigen. Die Königin warnt ihn und gibt ihm als Talisman ein weißes Perlenband, das sie um den Hals trägt, dem zwar nicht göttliche Kraft beiwohne, aber das, sobald etwas Feindliches nahe, heilende Thränen weine.

Die sämmtliche männliche Schiffsgesellschaft des ersten Acts erscheint, der Nekromant in Fesseln, die ihm Simurg wegen seines unheilverkündenden Gesichts und wegen der von Agib und Asaf gegen ihn erhobenen Anklagen angelegt hat. Salomo läßt sie ihm abnehmen:

> Mit Feuer prüft ich Gold, den Geist mit Worten
> Wir frei wir denken, müssen frei wir reden,
> Wenn es die Wahrheit gilt. Löst ihm die Fesseln!
> Er ist mein Gast wie du.

Der Nekromant preist des Königs Gerechtigkeit und übergibt ihm einen magischen Stab, der das gebundene Wort frei mache und selbst die stummen Zungen der Todten löse; was kein Vogel, kein Stern künde, das habe er mit Blut in die beiden schwarzen Bücher geschrieben, die er ihm zu Füßen legt. Simurg verwahrt Stab und Bücher in einem Eisenschrein unter dem Thron, verschließt den Schrein mit Wachs, und Salomo drückt seinen Siegelring darauf, so daß der Nekromant in dieser Verlegenheit den Typhon bei Seite zu Hülfe ruft. Salomo fordert ihn nun auf zu sprechen, und der Nekromant antwortet:

> Selbst ohne Stab und Buch will ich beweisen
> In dieser Nacht dir meine Kunst.
> (Flüsternd.) Die Leiche
> Soll ihre Glieder rühren, wenn ich's will,
> Und tiefbedeutungsvolle Worte flüstern.
> Die Seele, die zu ihrem Ursprung kehrt,
> Kann uns des Lebens Lüg' und Wahrheit künden.

Auf Agibs Wunsch fordert der König den Nekromanten auf, dem stummen Jussuf die Sprache wiederzugeben, was Sihrtschin für etwas Geringes hält, das er durch den Ring bewirken wolle. Salomo antwortet:

> Was er (der Ring) vermag, vermag er ohne dich —
> Doch in des Lebens Arm selbst droht der Tod.

Er fordert deßhalb den Sänger Asaf auf, die Gewalt der Tonkunst an ihm zu versuchen. Jussuf stößt bei Asafs Harfenspiel und Gesang zuerst einen Seufzer aus, Salomo wird selbst gerührt und denkt an Sulamith. Als endlich Asaf in einen leidenschaftlichen Gesang ausbricht, und man von fern aus dem Frauengemach eine Stimme hört, ruft Jussuf, der darin seine geliebte Sagura erkennt, deren Namen; Agib und Balkis freuen sich; Lokman erwartet, nun werde die Prophezeyung der Sterne über Jussuf in Erfüllung gehen, Simurg aber glaubt:

> Im Geist und Willen wohnt des Menschen Schicksal;
> Schwingt Geist und Willen sich zur Freiheit auf,
> So weicht Naturmacht gleich wie Schicksalsmacht.
> Der Wille, unbeschwert von Leidenschaften,
> Muß Tod und mächt'ges Gift bezwingen können.

Salomo fordert den Jussuf auf, den Gedanken auszusprechen, der bei dem Verlust der Sprache seine Seele gefesselt habe. Jussuf sagt:

> Sagura, treffliche Sagura, dich,
> Nur dich denk' ich, dich denk' ich ewiglich,
> Und der Gedanke fesselt all mein Denken.

Salomo fragt, wer Sagura sey, und Asaf, auf den Nekromanten zeigend, klagt diesen an, daß er sowohl Jussufs Geliebte, Sagura, als auch die seinige, Mehindanu, bezaubert, und Natur, Leben und Tod in seiner Gewalt habe, und will den Sihrtschin tödten, wird aber durch Salomo daran verhindert:

> Unsinniger, willst du mit Haß und Mord
> Wahrheit und Recht beweisen. Fort von hier!

Der Nekromant benützt die Gelegenheit und macht insgeheim den verwiesenen und hinausstürzenden Sänger blind. Jussuf soll abermals sprechen; aber er weiß nur eins, daß der Ton der Stimme tief in sein Inneres gedrungen sey, die Geliebte müsse nahe seyn, fügt dann aber hinzu:

Der weiſe Lokman ſagte Wahrheit mir —
Sieh, ich trank Gift, der Macht der Schlangen trotz' ich,
Ja, ſtärker war als aller Gifte Geiſt
Das Leben, das mit Liebesband die Zähen
Aller Gedanken band in eins zuſammen.
Durch Flammen geh ich hiemit unbeſchädigt,
Dem Tode trotz' ich —

Lokman ſagt, als ihn Salomo wegen des Giftes fragt, mit kalter Ruhe zu Juſufs entſetztem Bruder Agid:

Fürchte nicht!
Er konnte nicht die Leidenſchaft vertrinken:
Mit ihr erſt ſtirbt er. Wiſſenſchaft erforſchte,
Was Simurg angezweifelt. Brode machten
Wir an dem Schwärmer. Ihm entriß das Schickſal
Gleich dem verwieſnen Sänger — eine Freundin.
Einſeit'ges Leid rauht' Aug' und Herz der Seele:
Das wußten wir. Wer mit dem Geiſt vertraut wird
Der Wiſſenſchaft, nur der betrachtet ruhig,
Was ſich nicht ändern läßt. Der Wahrheit Streit
Wird nur durch klugverſtändige That geſöhnt.
Der Weiſ' erhebt ſich über Volkes Meinung,
Der Wahrheit Ziel behält er feſt im Auge;
Er fragt nicht nach des Einzelnen Verluſt,
Der ſeiner Wiſſenſchaft geopfert wird.
Für mich iſt Alles Phänomen im Grunde,
Hell oder Dunkel, eins nur iſt die Wahrheit.
Ich will dir frei bekennen, weiſer Herr,
Für mich iſt das Nothwendige nur gut;
Und wenn die ganze Welt vergehen wollte,
Nicht an die Sache, an den Grund nur denk' ich.
Was gilt unfreier ſelbſtgeſchaffner Zuſtand?
Ich achte nur auf deſſen Grund und Weſen.
Gehn muß man den Erfahrungsweg und langſam,
Bevor man das Nothwendige einſehn kann.
Bewußtheit, Klarheit, Herr, das iſt die Sache;
Glückſeligkeit, die findet doch hier Niemand. —

Salomo (ungeduldig).

Doch ſchadete das Gift ihm nicht?

Lokman.

So lange
Sein Sehnen dauert, kann das Gift nicht nahn
Der Lebenswurzel. Will er ſelbſt denn mehr?
Er ſtirbt mit Luſt, wenn er ſein Mädchen ſieht.

Salomo.

Ha, Lokman, Glück und Leben ſchaufſt du an
Mit Eisblick.

Lokman.

Nur Gedankens Leben acht' ich.

(Fortſetzung folgt.)

Herostratus.

Von Auguſte Barbier.

(Unter dieſer antiken Maske beabſichtigte der Dichter die ehrſüchtige Mittelmäßigkeit zu geißeln, welche vor nichts erſchrickt, ſelbſt nicht vor dem Verbrechen, wenn es ſich davon handelt, ſich einen Ruf und Namen zu erwerben. All die bizarren, ſyſtematiſchen, unſittlichen Träumereien, all die zügelloſen Productionen unſers Zeitalters, welche nach Ruhm oder vielmehr nach Skandal ſtrebten mittelſt des Seltſamen und Ungewöhnlichen, ſcheinen gebrandmarkt durch dieß treffende Symbol des epiſchen Brandſtifters.)

Herostratus
(kommt, eine Fackel in der Hand, vor dem Tempel an. Es iſt Nacht).

Drei Tage ſind's, daß ich, ſtumm, mit des Schattens Schritte
Am Rand der lauten Fluth, in düſtern Waldes Mitte
Nachdenklich mich treib' um; die Unruh', die mich plagt,
Such' ich zu ſtillen, doch am Herzen fort ſie nagt.
Ein unſichtbarer Gott macht immer ohn' Aufhören
Zurück mich zu dem Bau der kalten Göttin kehren,
Und in die Seele ſtets den ſchwarzen Wunſch er gießt:
Zu ſchau'n, wie ihn Vulkan mit wildem Arm umſchließt.
Stets ſeh' den Tempel ich ob meinem Haupte prangen;
An ſeinem Giebel muß mein glühend Auge hangen;
Das harzerfüllte Holz, dampfend in meiner Hand,
Beleuchtet mir den Weg mit immer hell'rem Brand.
O daß ich kommen nicht kann los von dem Gedanken!
Die Seel' umringelt er gleich einer Schlange Ranken;
Er haftet daran feſt mit einer Zähigkeit
Noch ſchlimmer als dereinſt das giftbeſtrichne Kleid,
Das des Centauren Haß dem Hercules beſcheert'
O Gift in meiner Bruſt! o Gift, das mich verzehret
Mehr als des Helden Leib, entſtammt aus Götterblut,
Um auszulöſchen ganz deine qualvolle Wuth,
Will ich ein neues Bett von Flammen dir bereiten;
Und dann vielleicht wirſt du aus meiner Seele gleiten?
Was könnte hindern mich? Es ruhn in Schlafes Arm
Die Thiere wie der Menſch von ihrem Schmerz und Harm;
Auf Balſampfühlen ruht ſelbſt des Olymps Geſchlechte,
Und athmet ein den Mohn der flammenſchwangern Nächte;
Noch lenkt Luna nicht am luft'gen Himmelsplan,
Dem ſchimmernden, herauf ihr weißes Stiergeſpann;
Schweigen herrſcht rings, als ob, wie's Land die Welle ſchliefe;
Und rings um mich her macht die Finſterniß, die tiefe,
Den hügeligen Grund, den Raſen, ſammetweich.
Die Bäume — Alles ſchwarz wie Pluto's Höllenreich.
Am Himmel glänzt kein Stern, der auf mich niederſähe;
Kein Sterblicher iſt in der Tempelpforten Nähe;
Und ich, gleichwie ein Gott, ſteh' da vor ihm allein,
Ihn mit dem Feuerbrand dem Untergang zu weihn.
Welch großer Augenblick! welch rieſenhaftes Können!
Ich, dem ein ſchwaches Sein ſtrenge Geſetze gönnen,
Mit einer Kohle kann, mit meines Armes Ruck
Stürzen ein Wunderwerk, ich, eines Landes Schmuck,

Die Götter wecken auf wie mit des Donners Brüllen,
Die in das tiefste Herz mit Angst die Ohr' erfüllen,
Und in die Ewigkeit, wie einen Säulenhain,
Schlag' meinen Namen ich mit ehrnen Nägeln ein!
Und fürchten sollt' ich, wie? des Menschenpöbels Toben,
Der blinden Völker Stimm', zu wildem Schrei'n erhoben,
Trugvoller Priester Fluch und all die Zornumnachtung,
Die eitle, die verfolgt die Helden der Zerstörung...
Das sind Trugbilder nur, die auf wie Dämpfe steigen:
Aufhalten können sie die Seele nur des Feigen;
Die meine ist zu stark; ihr Schrecknisse zur Nacht,
Mit welchen fort und fort der Tod mir bange macht!
Geworfen ist das Loos; ich bin zum Opfer fertig!
Erwacht, o Winde, jetzt zu meinem Dienst gewärtig,
Mit eurem Flügel schürt rasch den heißgier'gen Brand;
Denn dieser Fichtenzweig, welcher sein Harzgewand
Langsam verzehrt, so lang' ihn hält mein schwanker Finger,
Stürzt wie der Adler sich, des Götterstrahles Bringer,
Mit Krallen, die ganz Licht, mit feur'gem Schnabel, kühn
Sich auf den Tempel und macht ihn in Flammen glühn.

(In dem Augenblick wo er die ersten Stufen des Tempels ersteigt, kommen drei Frauenstatuen herabgeschritten und machen ihn zurückweichen.)

Doch, Götter! was seh' ich! sind es nicht drei Statuen,
Die aus dem Heiligthum sich schicken an zu fliehen,
Ihr ragend Fußgestell verlassend, ahnungsvoll,
Damit verschlingen nicht sie das Verderben soll

Die Frömmigkeit.

Es ist noch Zeit, o junger, kecker Freier!
Hinauf nicht steige! bleibe stehn!
Weit weg von dir wirf die Mordbrennerfackel,
Laß ihre Gluth den Wind verwehn!
Der Frevel, welcher noch, schwarz wie der Nächte Vogel,
Um deine Stirn' schwebt, geisterbleich,
Kann unbeschrie'n in seine finstre Heimath
Noch kehren, in der Hölle Reich.
Halt ein, halt ein! noch ist es Zeit, Ruchloser!
Erspar' es einer Stadt, zu schau'n
Morgen, bevor der Tag anbricht, ob bangem Haupte,
Die Morgenröthe blutig grau'n!
O mach' nicht, daß darin mit ehernen Sandalen
Die Angst auf ihrer wilden Flucht
Umhertobt! daß das Volk nicht morgen, irren Auges,
Vergeblich seinen Tempel sucht!
Oh! eine Oede wird die Stadt, beraubt der Tempel,
Zur Wüste, häßlich, unwirthbar;
Und nichts Elenderes gibt's als ein Volk, das leben
Muß ohne Götter und Altar.

Herostratus.

O Weib! es ist zu spät der Flamme noch zu wehren!
Den Himmel fühl' ich sich von meiner Seele kehren,
Und denken kann mein Geist mehr etwas Andres nicht,
Als wie er eine Bahn sich in die Zukunft bricht.

Die Schönheit.

O wenn mit ihrer heil'gen Bitte
Die ernste Frömmigkeit dein Herz nicht rühren kann,
O wenn der Ehrfurcht Ruf, die Stimme heil'ger Sitte
An deinem steinernen Gemüth prallt fruchtlos an;
Die Schönheit doch, das Kind der Harmonie, erhöre!
O, dieß ihr Lieblingswerk verschone.
Welches die Trägerin der Liebreizzone,
Venus sah schützend an aus ihrer goldnen Sphäre!
O Gnade für die Seele dieser Orte!
Gnade für sie, die aus dem Plan,
Aus jeder Marmorsäul', aus jeder stillen Pforte
Des schönen Tempels Jeden athmet an!
Die Fackel, welche zischt in deinen Händen, habe
Achtung vor dieser Formen Pracht!
Das goldne Giebeldach, der Säulen Glanz begrabe
Vulkan nicht in gefräß'ger Nacht!
Wahnsinniger! bestehst du drauf ihn zu verderben,
Werd' ich zugleich mit ihm auch sterben,
Wie in der Luft erstirbt der leichte Ton,
Der Leyer zärtlich süßer Sohn,
Wenn eine frevle Hand zerschlagen
Die Mutter, die ihn hat in ihrem Schooß getragen.

Herostratus.

Dem Steuermann gleich' ich in harten Sturmes Nöthen;
Gefühllos ist mein Herz, und um mein Haupt zu retten,
Stieß ich die herrlichsten Gestalten, um mich her
Sich sammelnd, mit dem Fuß hinab ins wilde Meer.

Mnemosyne.

Mnemosyne, die große, nenn' ich mich;
Der Götter Herrscher kor mich zur Geliebten sich;
Mutter der neun Phöbusbegleiterinnen,
In meiner mächt'gen Brust bewahre ich
Das große und das frevele Beginnen.
Unsinn'ger, den die Sünde lockt,
Deinem Verderben rennst verstockt
Du zu, der Schande, der Entehrung;
In deinem Herzen tobt der Höll' Empörung;
So deines frechen Geists Bild wird in rothen, grellen
Lichtern sich spiegeln in der fernsten Zeiten Wellen.
Bei deines Namens Nennung schon
Werden die Völker sich das Haupt verhüllen,
Wie wenn Kometen sie mit Angst und Grau'n erfüllen,
Wie bei der traurigsten Geschicke Unglückston;
Bei allen Trümmern wird man deinen Namen schrei'n,
Der Pest, des Hungers Echo wird er seyn,
Des menschlichen Geschlechts Entsetzen,
Geschrei im Mund, die Peitsche in der Hand,
Werden dich Fluch und Hohn und wer damit verwandt,
Durch die Jahrhunderte, von Land zu Land,
Dich ohne Rast und Ende hetzen.

Digitized by Google

Herostratus.

Nun denn, o Göttin! ſey's! Mit großer Freyer Namen
Möge den meinigen man meinen ſtets zuſammen!
Verwitſen mag man mich zu der geſchmähten Schaar
Von ſolchen, deren Werk Verwüſtung, Raubgier war!
Ich lebe, das genügt! der Tod, der nimmerſatten,
Hand zieht mich doch nicht ganz in der Vernichtung Schatten:
Etwas von mir beſteht in ſicherer Furchtbarkeit
Unter den Menſchen fort bis in die fernſte Zeit;
Du ſprachſt's, o Göttin, aus! Wehlan, ihr leichten Schatten,
Wie Wolken, die ſich vor der Sonn' gelagert hatten,
Und welche ſchmelzen vor des Morgens goldner Fluth,
Vor'm Triumphatorszweig flieht, vor der Fackel Gluth!
Und du, gefräß'ger Tod, des Hunger immer brennt,
Du unbarmherz'ger Aar, der keine Ruhe kennt;
Um den Gehetzten jag' in Sätzen nicht mehr her
Mit deinem Wuthgebrüll verfolge mich nicht mehr!
Sieh, dich zu ſöhnen, hier ein Opfer, ungeheuer,
Wogegen ärmlich, klein erſcheint jedwede Steuer,
Die jemals Jupiter und aller Götter Schaar
Von Sterblichen ward dargebracht auf dem Altar.
Was ich, o grauſer Gott, jetzt weihe deinem Zorne,
Iſt mehr als zehnmal zehn Stiere mit goldnem Horne!
Mehr iſt als Stücke Fleiſch und mehr als Menſchenblut,
Was ich verzehren will mit meiner Fackel Gluth;
Ein prächt'ger Tempel iſt mit allen ſeinen Schätzen,
Iſt einer Göttin Thron, ihr Ruhm und ihr Ergötzen,
Das wundervolle Werk der Menſchen und der Zeit,
Gefäße reich an Gold, Altäre altgeweiht,
Der Säulen ſolche Reihn, die ehrnen Capitäle —
Das ſind die Opfer, drauf ich Hekatomben wähle;
Nimm gnädig ſie, o Tod! und nimmer drohe mir
Das alte Nichts mit des weitoffnen Rachens Gier!
(Die drei Frauengeſtalten verſchwinden und er tritt in den Tempel.)

Die Geiſter des Feuers.

Kinder des Pflegethon, vertraut den Höllenpforten,
Auf Windes Flügeln eilt und fliegt zu den Orten,
Wo uns der Menſch ein herrlich Feſt,
Ein ungeheures Mahl der Luft genießen läßt.

Die Winde.

Rollt eure Knäuel auf, ihr feur'gen, wilden Drachen,
Mit unſerm Heulen ſtehn und Pfeifen wir euch bei!
Den Tempel zu umringeln ſteht euch frei!
Weit öffnet eure Höllenrachen!

Die Telchinen.

Unter der Erde Wucht, kommt, wühlen wir ihr Brüder!
Der Menſch macht gut, was er uns leid that, endlich wieder.

Herostratus

(tritt aus dem Tempel und lehnt ſich, nachdem er herabgeſtiegen, an einen Baum, dem Tempel gegenüber).

Gethan hat's meine Hand! vollbracht iſt's, wie beſchloſſen;
Im ganzen Bau ſchon ſteht die Flamme eingeſchloſſen,
Sie brüllt, und rast und bald wohl himmelan ſie dringt,
Und zu der Götter Haus die Feuergarben ſchwingt.
Ah! leichter wird mein Herz; ich lebe, athme wieder,
So wie ein Menſch, umrauſcht von des Wahnſinns Gefieder,
Dem jetzt ein Augenblick der Ruhe kommt zu gut.
Mir iſt, als ob mit Glut den Ueberfluß von Blut
Die Adern ausgeſtrömt, erleichternd ſich, in Strahlen.
Oh! was auch ſey mein Loos, die Seel' iſt los der Qualen!
An dieſem Ilion, hab', wie Ajax, ich, entzückt,
Ein prächtig Leichentuch, das meinen Namen ſchmückt.

Alciphron.

(Schluß)

Der fünfte Brief iſt von dem Oberprieſter von Memphis, Orkus, an ſeinen Freund Decius.

Frau' dich, mein Freund! das jugendliche Haupt
Der Sekte, die Jeden verhöhnt, der glaubt,
Und, gottlos, aus der Gegenwart ſich macht
Den einz'gen Himmel, iſt in unſrer Macht.
Die freche Schule! keine Waffe drang,
Seit arger Spott mit Prieſterglauben rang,
So tief ein als der Wurfpfeil, den ſie ſchwingen,
Der ſpitze Stachel unter Blumenſchlingen.
Oh! ein Triumph wär' es für dieſes Herz,
Süß wie der deine, wenn an deines Pferds
Knie ſchäumet der erſchlagnen Chriſten Blut,
In blindem Glauben ſeinen Uebermuth
Zu ſangen, daß der tiefgebeugte Spötter
Anbetete Aegyptens ſchlechtſte Götter!

Wie? meinen dieſe Weiſen; zu der Luſt
Der Welt ſey ihnen nur der Weg bewußt?
Nur ſie, ſo ſtolz auf ihren Cult der Sinnen,
Wiſſen die Gunſt des Märchens zu gewinnen,
Und keinen Ort hab' die Religion
In ihrem Reich für ſüßer Liebe Lohn?
Wüßten die Thoren, welche Würze leiht
Des Himmels Zuſatz ird'ſcher Seligkeit;
Wie frommer Marke Farben ſchmücken züchtig
Den lachenden Genuß noch halb durchſichtig,
Und wie der Prieſter, Herr zweier reicher Welten,
Verfehlt das Ziel von ſeinen Wünſchen ſelten,
Würden ſie nicht, o Decius, alter Freund!
Mit uns durch jenen inn'gen Bund vereint
Von Schwert und von Altar, — für unſres geben
Gar gern ihr Wiſſen, Glauben, Trachten, Streben?
Würden ſie nicht die Luſt am beſten Tage,
Die plumpe, beim lautrauſchenden Gelage,
Die, Blumen gleich, wenn ſie des Lenzes fall,
Von allzu vieler Sonnengluth wird matt,
Hingeben für die Liebe unterm Schirmer,
Die wirkt im Schatten ſtiller Tempelfeier?

Der Briefsteller rühmt dann noch weiter den Vorzug ihrer Lehre und Genußweise vor der der Philosophen. Er macht sich lustig darüber, daß man ihnen zutrauen könne, an die monströsen Gottheiten zu glauben, welche sie äußerlich anbeten, an die Thiere aller Art, Hunde, Katzen, Eulen und Affen. Er gesteht, daß ihn oft die tiefste Scham und der bitterste Ingrimm erfasse, wenn er immer tiefer in den Schlamm und Koth der Heuchelei und des Aberglaubens sich versenken müsse, und wenn er die Schaaren der getäuschten, betrogenen Thoren vor sich knien sehe. Aber unerträglich sey es, daß Spötter sich erfrechen, das lächerlich zu machen und zu bedrohen, was aufrecht zu erhalten er Wahrheit, Stolz und Freiheit opfere. Und nicht einmal die Christen, die nach jedem Schlag immer wieder sich aufrichten, seyen so gefährliche Gegner, als jene leichtsinnige Secte mit ihrem Witz. Er erzählt dann, wie man dem jungen Griechen, welcher sich in das Heiligthum gewagt, jene trügerischen Proben bereitet habe, durch deren Gaukelspiel schon so Mancher betrogen worden — und jetzt taumle der junge Eingeweihte im seligsten Rausche umher; die Weisesten selbst und die Kühnsten schauern und krümmen sich vor einem Gespenst hinter einen Schleier. Er hoffe ihn noch ganz und gar zu betäuben, wie einen Falken zur Beize, und wenn ihm dieß nicht gelinge, so solle man sagen: der alte Geist ägyptischer Priesterschlauheit sey entflohen mit jenem Schlangengott, den das Kreuz in die thebäische Wüste verjagt habe. —

So selten nur geschieht es, daß einer der noch übrigen Korypháen der neuesten poetischen Aera Englands sich vernehmen läßt, daß man es wohl gerechtfertigt finden wird, wenn wir Moore's neuestes Product ausführlicher behandeln. In der That aber scheint es uns mehr durch den Namen des Verfassers als durch seinen innern Werth Aufmerksamkeit zu verdienen; Alciphron ist eher eine Studie und ein Exercitium, als ein vollendetes, poetisches Erzeugniß. Anerkannt, und mit Bewunderung anerkannt wurde jederzeit das ausgezeichnete Talent Moore's, in seinen Dichtungen historische und locale Elemente, Züge, Erinnerungen aller Art zu benützen und aufs kunstvollste, oft mit dem größten Effect, seinen Poesien bald ein griechisches, bald ein orientalisches Gewand zu leihen, ja bis auf einen gewissen Grad den griechischen und orientalischen Geist wieder zu geben; und gewiß wird Niemand bedauern, daß er seine prächtigen orientalischen Anschauungen, die Blumen, Edelsteine, Federn u. s. w., die seine Seele von großen Reisen und aus vielseitigen Studien gesammelt und mitgebracht hatte, in einem so reizenden Ganzen vereinigte, wie seine Lalla Rookh ist; aber die Erzählungen des genannten Buchs sprechen doch auch alle mehr oder weniger das Gemüth an, und sind noch etwas, selbst nachdem man sie des prunkenden, fremdländischen Gewandes entkleidet. Dieß, glauben wir, läßt sich von Alciphron nicht sagen. Was die Composition betrifft, so scheint uns Alciphron ein Fragment zu seyn, welches der Dichter zu vollenden keine Neigung mehr in sich fühlte. Und man hat das Recht zu fragen: ist das Ganze wirklich geschwängert von einer Idee, welche ein befriedigendes Resultat erwarten läßt? Im Anfang meint man wohl, Alciphron sey ein Mann, in dessen Seele edlere Kräfte verborgen liegen, die sich unter günstigen Einflüssen entwickeln könnten; aber nachher erkennt man in ihm den blasirten Genußmenschen, und aus diesem läßt sich schwerlich noch etwas machen. Das Gedicht wird, unsers Erachtens, im Verlauf immer schwächer, immer äußerlicher und melodramatischer. Wollte man durchaus eine tiefere Idee ihm unterlegen, denn darin zu finden dürfte sie schwerlich seyn, so wäre es etwa die: in einer Epoche der Welt, wo die zügellosteste Genußsucht und die frevelhafteste, mit dem Heiligen spielende Heuchelei die Geister beherrschten, mußte eine neue Lehre, ein Trost und eine Erhebung der tiefgesunkenen Menschheit den Sieg über jene Fäulniß davontragen. Man kann dieß angedeutet finden, aber klar ausgesprochen ist es nirgends, und wie die Geschichte Alciphrons auf eine Mystification des nach einem heiligen Geheimniß Suchenden hinauslauft, so ist das ganze Gedicht selbst eine Art Mystification für den Leser, der durch den Anfang sich zu größern Erwartungen berechtigt glaubt, und dann nur durch alle jene Gänge und Hallen und Wasser- und Feuerproben und Treppen u. s. w. mitgeschleppt wird, um zu finden, daß ein heuchlerischer Priester einen ungläubigen Wollüstling überlistet. Die Stimmung des letztern, wie er sich mitten in Genüssen unbefriedigt fühlt, wie er von Ahnungen eines höhern und reinern Glücks beschlichen wird, wie der unsterbliche Geist von dem Staub und Schlamm sich aufzuschwingen strebt, das Alles ist von Moore mit gewohnter Meisterschaft geschildert; der erste Brief ist ohne Zweifel der schönste und poetischste. Dann aber wächst dem Dichter die Masse des Stoffs, der Schilderungen der Natur- und Kunstwunder Aegyptens, der religiösen Gebräuche und Feierlichkeiten, so zu sagen über den Kopf, und nur noch einigemale erhebt er sich zu einer wirklich geistigen Poesie. Die Auflösung endlich durch den Priester von Memphis ist unerquicklich, ja widerlich; weder für den Betrogenen, noch für den Betrüger wird im Gemüth des Lesers ein lebhafteres Interesse geweckt, und über das Mädchen, das den Alciphron in die Pyramide lockt, wird kein weiterer Aufschluß gegeben; es ist dieß ein, nach unserm Dafürhalten, verwerflicher, aber freilich sehr bequemer Gebrauch, den man vom Geheimnißvollen, Mysteriösen macht.

Daß viele einzelne Schilderungen, Bilder, Vergleichungen trefflich sind, so wie die Sprache ausgezeichnet schön und kunstvoll, versteht sich bei Th. Moore von selbst. Weit lieber aber als auf diesem Gebiet würden wir ihm wieder auf dem des Nationallieds begegnen.

Berichtigung.

Die kleinrussischen Volkslieder, in Nro. 104 des Jahrgangs 1839 dieser Blätter, sind mitgetheilt von August Mettlerkamp in Charkow, was hiemit berichtigend erklärt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 43.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

12 April 1840.

Carlo Varese.

Nach Ignazio Cantù.

Nicht rascher noch vollständiger erfolgen in der Bühnenwelt die Verwandlungen der Costume und der Decorationen auf das gegebene Zeichen, als in der literarischen Welt Italiens die ganze Scenerie gewechselt hat, sobald nur die ersten Romane Walter Scotts bei uns in Umlauf gekommen. Besonders allgemein und durchgreifend aber war die Veränderung, welche mit unserem weiblichen Personal vorging: hocherfreut, die Muse der Geschichte, welche bis dahin wie in vornehmkalter Absonderung den munteren Kreisen dieses lebenslustigen Völkchens fast ganz fremd geblieben war, plötzlich so anspruchslos, leutselig und unwiderstehlich herzgewinnend mitten unter sich zu erblicken, überließen sich diese von solchen Gefühlen ganz Hingerissenen mit rückhaltsloser Hingebung der so entzückenden neuen Bekanntschaft, so daß dieselbe, gar bald in den Prunkgemächern gleichmäßig, wie im bescheidenen Kämmerchen einheimisch geworden, dem beneidenswerthen Schotten ein unbedingtes Passe-par-tout erwirkte. Und er war dieses gränzenlosen Vertrauens würdig: Segen in Fülle bezeichnete die heilbringenden Spuren seiner Einkehr! Vor so viel hoher makelloser Reinheit erröthend, mußten mit ihren erlogenen Gefühlen die Aftermusen, deren schmachwürdiges Bestreben lediglich auf Störung der klaren ruhigen Gemüther, auf Entzündung und Aufregung der unbefangenen, argwohnlosen und eben deßhalb nur um so leichter irrezuführenden Einbildungskraft gerichtet — fliehen, noch ehe der strafenden Geißel gerechte Streiche aus dem Tempel des Geschmacks und des Ruhmes, welchen jene voll anmaßlichen Hochmuthes nur allzulange schon innegehabt, sie verjagten. Ihre Plätze erfüllten nun, herrlich an Farbe, Frische und Fülle, Gestalten, welche bisher kaum in matten, unsichern Umrissen sichtbar gewesen waren: lebend, nicht bloß dem Namen nach, erschienen da neben der jungfräulichen aber liebearmen Herrscherin die genußsüchtige und doch beißgeliebte Schwester, der königliche Alfred, der ritterliche Löwenherz und die Templer sammt allen den Helden und ihren Großthaten in jener zauberhaft glänzend heraufbeschworenen Vorzeit. Die Geschichte wurde heimisch bei uns.

Warum aber mußte doch zugleich eben diese schöpferische Zauberkraft des großen Unbekannten mit den Schicksalen des fernen Schottlands und Englands, mit den Hochgebirgen und Gestaden des Tay und Lomond die Räume ausschließlich erfüllen, welche eigentlich nur den heiligen Trümmern der vaterländischen Staaten und Paläste, den heimischen Alpen, dem Tiber und dem Trasimen gebührten? Dieß war jedoch lediglich die Folge davon, daß unsere gemüthlichen, wie unsere geistreichen Mitbürger, welche für das italienische Vaterland wohl werden konnten, was der Schotte für das seinige geworden, gleich sehr in der falschen Scham erröthenten: Schranken zu betreten, in denen freilich nur wenig Ruhm zu erringen war, wenn sie sich Männern anschließen wollten, wie Bondi, Mazzi, Abbatechiari und alle dergleichen, kläglichen Andenkens, gewesen, welche durch ihre traurigen Irr- und Streifzüge das Gefilde der Literatur verheert und gebrandschatzt, zur abschreckenden Wüste voll Unkrauts verkehrt hatten. Das Verdienst nun: mit kundiger Hand, endloser Geduld und unerschöpfter Kraft aus dem verpesteten öden Sumpf- und Moderboden ein blüthenduftendes fruchtprangendes Gartenland geschaffen zu haben — dieß unschätzbare Verdienst blieb unserem Alessandro Manzoni vorbehalten: er wurde Italiens Walter Scott, ohne des Schotten Nachtreter, ohne dessen Sklav zu seyn. Denn, wem spränge nicht, geht er von einem Scottischen Roman zu den „Verlobten" über, der Unterschied, welcher die Verfasser beider Werke von einander trennt, sofort in die Augen? Wer möchte da die Verschiedenheit in Denk- und Darstellungsweise, in Färbung, Zweck, Wirkungen (wenn schon diese bei beiden aus denselben Ursachen hervorgegangen) verkennen? Wer sähe da nicht zweierlei Himmel, Natur, Sonne, Licht?

Kaum erschienen die Verlobten, so war flugs auch schon ein ganzer Schwarm von Nachahmern bei der Hand, von denen

jedoch leider nur sehr wenige dem Vorbilde einige Ehre machten: ein Cardinal von Mailand, welcher, mitten unter den tobenden Auftritten eines Zeitalters voll abergläubischer und übermüthiger Schamlosigkeit, als ein Hort der Gerechtigkeit, ein Schirm der Bedrückten, ein leitender Hirt der vom Pfade der Tugend Abgeirrten oder Verschlagenen sich bewährte — ein armer Capuciner, welcher die jugendliche Kühnheit im Kloster büßt, indem er Gebet und Wohlthaten zu seinem einzigen Lebenszwecke macht, welcher seine Donnerworte in die Ohren der Gewaltigen und Machthaber schmettert, und freudige Hoffnung den Kummer- und Leidenvollen stärkend einflößt, welcher, nachdem er im Irrthume befangen gewesen, mitten unter den Jammerauftritten einer wüthenden Seuche, als ein Engel des Trostes beweint, scheidet... Wo erscheint uns bei den Nachahmern Manzoni's jemals ein Federigo, wo ein Cristoforo? Wer unter uns hat noch, wie Manzoni, die Menschheit vom erhabensten Standpunkt aus beobachtet — wer noch, wie er, das Bedürfniß seines Volkes erkannt, wie er, die Sitten, Gefühle, Tugenden und Verbrechen der Mitgeschöpfe beurtheilt und mit dem Worte des Glaubens die Klagen des armen Bedrängten beruhigt, wie er?

Manche aber von den Nachahmern „der Verlobten," reichten sie auch nicht an deren Höhe hinauf, erweiterten doch mindestens die Geschichtkenntniß und zeigten ihr Jahrhundert in dessen mannichfachen Ansichten: durch Darlegung seiner Meinungen, Gewohnheiten, Sitten und alles dessen, was die eigentliche Physiognomie der italienischen Geschichte bildet. So wurden Karl VIII Zug, die Schlacht von Pavia, der Visconti Herrschaft, die Anmaßlichkeiten der kleinen Machthaber des siebenzehnten Jahrhunderts und viele der Menge bis dahin ganz und gar nicht, oder nur mangelhaft bekannte große Begebenheiten derselben vertraut und geläufig.

Nicht unnatürlich kann nun die Frage erscheinen: ob der geschichtliche Roman, als ein offenbarer Verstoß gegen die Wahrheit, als eine abgeschmackte Vereinbarung des Wahren und Falschen — etwa verworfen werden müsse? Und wenn auch die Verurtheilung des Romans einen Augenblick als weise erschiene, sollten dann die Triumphe eines Scott, Goethe, (?) Cooper, Irving und Manzoni zu seiner Freisprechung nicht genügen? Sollte dann selbst das unbestrittene Verdienst, welches er durch Erweiterung der Bekanntschaft mit der Geschichte sich erwirbt, indem er diese einladend und angenehm darstellt, zu seiner völligen Reinigung wirklich nicht ausreichen? Verri hat den Zeitabschnitt von 1600 für einen ungeschichtlichen erklärt; und dieser Ausspruch ist bis zum Jahre 1827 frommgläubig angenommen geblieben, damals aber, durch das Erscheinen der Verlobten, welche jenem Jahrhunderte seine hohe Bedeutung vindicirten, als falsch und ungerecht erwiesen worden. Einem geschichtlichen Roman verdanken wir mithin des Volkes Bekanntschaft mit dem Cardinal Federigo, desselben Kenntniß von der Empörung Mailands und von der fürchterlichsten aller Seuchen, so wie die Berichtigung mancher gar ungereimter Vorstellungen vom Müßiggange der Capuciner, die Erkenntniß der beklagenswerthen Regierungsweise jener Zeiten und somit auch die Fähigkeit zu besserer Würdigung unserer gegenwärtigen ruhigen und sichern Verfassung. Nun hat man sich aber auch nicht mit den Kenntnissen begnügt, welche man aus den Verlobten gezogen, sondern es sind andere Schriftsteller aufgetreten, um das Wahre vom Falschen zu sichten, den Körper von der Hülle zu trennen; und so ist die antichristliche Zeit Verri's sonder Zweifel eine der wichtigsten und bekanntesten für die Italiener geworden.

Warum also sollten wir uns über etwas schon an sich so Vortheilhaftes beschweren? Beklagen wir vielmehr die Mittelmäßigkeit, welche ihr Hochmuth in die Bahnen von Riesengeistern stachelt, von denen sie doch nichts erreicht, als höchstens etwa... deren Fehler! Beklagen wir ebenso den Haufen widriger Romane, deren Ton kindisch, deren Schilderung zerstückelt, deren Sprache nachlässig hingeworfen, deren Verwicklung bald unzusammenhangend, bald unwahrscheinlich übertrieben, und deren Tendenz endlich ebenso finster als unsittlich ist!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen kommen wir nun insbesondere auf Carlo Varese, welchen wir nach der Reihenfolge des Erscheinens seiner Werke in seiner literarischen Laufbahn Schritt vor Schritt begleiten wollen. Mit Vergnügen werden wir sehen, wie er das weite Gefilde der Phantasie ungebunden durchstreift, um eine schönere und minder vergängliche Palme im Felde der Gelehrsamkeit davon zu tragen. Denn fürwahr, die so eben erst erschienen „Geschichte der Republik Genua," bezeugt für ihren Verfasser den ganzen Umfang von Kenntnissen und die treffliche Ausrüstung mit allen den andern Gaben, deren ein wackerer Kämpe in den Schranken der Geschichtschreibung nimmer entrathen kann!

Carlo Varese ist im Jahre 1792 zu Tortona in Piemont geboren, wo sein Vater Vincenzo mit seiner würdigen Gattin Maria Antonia Schiavi, zwar als geachteter Kaufmann, aber doch in einem nur sehr bescheidenen Wohlstande lebte. Wie schwer mußte es dem Vater daher werden, als der kleine Carlo schon bei den ersten Anfangsgründen auf der Schule seiner Vaterstadt eine unverkennbar außerordentliche Anlage und Fassungskraft zeigte, den Entschluß auszuführen, den Sohn, anstatt der ursprünglich ihm vorgesteckten untergeordneteren, einer glänzenderen Laufbahn zuzuführen. — Wie erfreulich aber auch kam es da den unzureichenden Mitteln dieses guten Willens zu statten, daß der Sohn glücklich genug war, eine Freistelle im Lyceo zu Alessandria, welches indeß bald darauf nach Casale verlegt wurde, zu erhalten.

Carlo zählte 11 Jahre; da traf ihn die Bitterkeit, alles verlassen zu müssen, was uns das Liebste und Theuerste ist: das elterliche Haus, die Spielgenossen und die Heimath:

> Die altehrwürd'ge Stadt, ihr Greisenhaar,
> Umschlungen von der Consulbinde, bebend
> Im Wogendrang, der nun an Trümmer schlägt,
> An öde düstre Trümmer ihrer Größe!...
> Auch du bewahr' ihm Liebe, der mit Ruhm
> Manch' Blatt beschrieben der Geschichte — der,
> Wie sie der Ehre fleckenloser Thron war,
> Und starken Heldenmuthes, noch gedenkt,

Sein Andenken ferne, Mailand! Aber, wie sie,
Noch heut'gen Tags unverblichen, gebiert,
Griech'sche Söhne, künden dir die Verse
Von ihm, der, voll erhabner Poesie,
Als hielt' er jovnig Jovischen zu gering,
Den Sang gewagt vom Hauptplaneten-Paare,
Das kündet dir manch' fleißerfülltes Blatt
Von ihm, der seines Vaterlandes Schicksal
Mit Meisterhand und nimmer knechtisch schrieb.

Schmerzliche Trennung, welche vielleicht Jeder von uns einmal erfahren mußte, oder erfahren muß, und welche eine unauslöschliche Erinnerung in unserer Seele zurück läßt! — Nichtsdestoweniger jedoch belebte die Liebe zu den Studien die Einsamkeit des armen aus der Heimath Verschlagenen, und ließ mitten zwischen den Dornen seines Lebens, im Collegium auch manche Rosen für ihn sprießen. Leider indeß übte die unglückliche Richtung, welche Piemonts damalige Schuldisciplinen überhaupt genommen hatten, ihren Einfluß auch auf den jungen Carlo: sie ließ ihn die classischen Italiener gänzlich vergessen und einzig den französischen Mustern, die ihm geboten wurden, nachstreben. Sicher hat dieß Mißgeschick es bewirkt, daß er auf seiner Studienbahn, wie wir später sehen werden, aus Mangel eines glänzenden und entschiedenen Styles weit entfernt dem Ziele geblieben ist, zu welchem seine so lebendige und fruchtbare Einbildungskraft ihn sonst gewiß geführt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

Als er darauf hinzugesetzt, daß Simurg Agibs Geliebte dem Schicksal zum Trotz weggeführt habe, will Agib den Simurg tödten, wird von dem König zurückgehalten, und als er diesen warnt, von dem Nekromanten heimlich sprachlos gemacht und von Salomo gleichfalls weggewiesen. Simurg erklärt sich über die Anklage. Bloß weil Lokman gesagt habe, die Sterne hätten Melida's Schicksal bestimmt, habe er sie am Hochzeittage entführt, um zu sehen, ob er als Gegner des Glaubens an Schicksalsnothwendigkeit, oder Lokman Recht behalten werde.

Mit Lokman hab' ich manchmal um den Grund
Im Zwange der Nothwendigkeit gestritten,
Nur ein Versuch wie dieser kann uns zeigen,
Ob Geist wir oder Schicksal rühmen sollen
Um das, was Glück genannt wird.

Salomo nimmt ein Aergerniß an dem Verfahren dieser Philosophen.

Ihr spielt
Mit Menschenseelen, eure Wissenschafts-
Begier zu löschen. Ha, herzlose, kalte,
Ihr selbst Dämonen gleich, und Zauberern.
Fluch eurer Wissenschaft! Hinweg mit euch!
Doch erst erklärt mir euer Gaukelspiel
Mit diesem Stummen, der gesprochen hat.
Ward er ein Opfer eures Meinungskrieges
Und eures Stolzes?

Simurg verhält sich beschämt; Lokman antwortet ruhig:

Er bestand die Probe,
Uns überzeugend, daß der Geist besiegt
Den Tod selbst, unterstützt ihn Leidenschaft.

Eine solche Erfahrung sey Goldes werth, ja wohl mehr werth als das Leben eines Schwärmers, der sich ja aus dem Tode nichts mache, der das Gift freiwillig getrunken und sich drei Schlangen an die Brust gesetzt habe. Nur das Wiedersehn und die Umarmung der Geliebten werde ihn tödten. Jussuf betheuert denn auch, daß ihm Sagura mehr gelte als das Leben. Bald darauf läßt Sagura einen neuen Ruf hören; ja sie erscheint, die Liebenden erblicken einander, eilen auf einander zu und — stürzen in der Umarmung todt zu Boden. Balkis preist sie eines solchen Todes wegen glücklich; aber Salomo erklärt, daß er den Tod hasse, auch in dem Gewande der Liebe und Schönheit und fordert den Nekromanten auf, die Todten zu erwecken. Dieser versteht sich auch dazu es zu thun, aber nur in verschwiegener Nacht, wo sie dann sprechen und Salomo ihre innersten Gedanken hören werde. Die Macht der Leidenschaft binde sie zwar durch Sympathie zusammen, und

Mit Liebenden hat's Schwierigkeit am meisten,
Doch kann man sie auch zwingen.

Balkis thut aber Einspruch und bittet, die Liebenden in Frieden zu lassen, worauf Salomo von seinem Vorhaben absteht. Da tritt der Haushofmeister mit der versprochenen Leiche herein, und nun nimmt der Nekromant seine Beschwörung vor, obgleich die Uebrigen, auch die beiden Philosophen, zurückgetreten sind und den König gewarnt haben. Der Todte rührt sich, Salomo bezwingt sein Grauen, und hält sein Ohr der flüsternden Leiche hin, erbleicht aber vor dem Wort des Räthsels, und als ihn der Nekromant fragt, was er mehr wolle? antwortet er: „deinen Untergang, Dämon! ruft die beiden Gelehrten und die Königin Balkis, sagt ihnen, daß die Antwort des Todten gelautet habe „Nichts," verdammt aber zugleich den Nekromanten als einen Lügenpropheten zum Sklavendienst am Tempelbau. Die mit Stummheit und Blindheit geschlagenen Propheten und Balkis will er durch seinen Siegelring heilen: da läßt sich eine Stimme hören, und Mehindanu erscheint in Sulamiths Gestalt. Sie singt, und schwebt in den Hintergrund zurück, Salomo stürzt ihr mit ausgebreiteten Armen nach, und Sihrtschin, der dem König zugerufen hat:

Zurück rief meine Kunst dir ihre Seele,
Sieh nun, ob ich dich täuschte!

Schließt den Act mit den Worten:

Triumph, du siegst, o Kunst! — Nun muß er fallen.
Euch Aller lach' ich, o ihr blinden Weisen!

Im Anfang des dritten Actes finden wir den König im Schlafgemache, in der Hand das Schlangenbild des Typhon, das Haupt im Schooße Mehindanu's ruhend, die diesen durch sie

dem Könige und sich selbst gespielten Betrug bereut, indem sie ihm die Gestalt Sulamiths vorgespielt hat, selbst aber den Asaf liebt. Der plötzlich erscheinende Nekromant befiehlt ihr dem Könige den Ring zu nehmen und an ihn auszuliefern. Sie weigert sich, aber in Gefahr, von neuem erdolcht zu werden, erfüllt sie seinen Wunsch, und er ruft nun aus:

Salomo!
Dein Urtheil ist gesprochen. Sieh, der Ring
Ist mein, und mir gehört nun deine Macht.
Du kanntest selbst nicht, was du blind besaßest,
Du wolltest stolz den Geistern der Natur
Gebieten, ohne selbst dich zu beherrschen;
Ein Weibeseufzer, ein verliebtes Lied,
Ein halberloschner Bajaderengeist
Hat deiner Hand die Weltenruth' entrissen.
Sieh, nun bist du mein Sklav —

Er will ihn erdolchen, und der erwachte Salomo entblößt, ungeachtet das Mädchen für ihn bittet, die Brust, um den Todesstoß zu empfangen; da besinnt sich der Nekromant und sagt mit Hohngelächter:

Nein, du sollst leben, in den Staub getreten,
Dem Wurm im Moder, dem verschrumpften Blatt gleich. —
Nicht deine Macht und Herrlichkeit, dein Reichthum,
Nicht bloß, was dir das Glück ertheilt, ist mein;
Ich löse alle Kräfte, die du bandest,
Ich binde alle Kräfte, die du freigabst,
Die Kraft des Körpers selbst, in dem du wallst,
Ist mein. Ich werd' auch deines Wesens Form
Benutzen; gleich soll deine Seele ziehn
In einen häßlich gramverzehrten Leib.
Denn diese Form, in der dein Geist geehrt ward,
Dein Ansehn königlicher Majestät
Gehört Sibirschin und seinem Herrscherstamm.

(Er legt seine Hand mit dem Siegelring auf Salomo's niedergebeugtes Haupt.)

Du Seele Salomons!
Verwechsle deine Larve bis ans Grab,
Nichts werden endlich doch ja alle Seelen!
Dir selbst zur Qual soll die dein Leben bleiben,
Mit Sturm und Meer und Feu'r kämpf' um dein Daseyn,
Ein Sklav elender Nothdurft bist du nun —
Und ich bin König Salomo

Diese doppelte Verwandlung geschieht sofort. Triumphirend geht er ab, doch Salomo ermannt sich und ruft ihm nach:

In deiner Hand ist meine Macht, Elender,
Mein Körper selbst ist dein, doch nicht mein Geist!

(Er erhebt sein Haupt mit Würde.)

Dein meine Stimme, und man wird sie hören,
Jedoch ihr Ton wird rühren keine Brust.
Du stahlst das Aug' mir, nicht den Blick, — die Wange,
Doch nicht den Ausdruck, nicht den Königssinn, —
Du trägst des Wortes Siegelring am Finger,
Des Wortes Geist klingt nicht in deiner Rede.

(Die Hand auf seine eingefallene Greisesbrust drückend.)

Hier ist die Hoheit meines Wesens; du
Bist mein Gespenst nur.

Er erkennt nun auch Mehindann als Nichtsulamith. Sie flüstert ihm zu:

Ich bin nicht todt.
Ich war in Glanz geboren und in Hoheit,
In Königshallen hört' ich Lebenstöne,
Um sie vergaß ich alle irdschen Kronen,
In Harfenklang auflöste sich die Seele,
Und sang von ihrer Seligkeit im Traum; —
Der Todten Pyramide steht am Nil,
Des Schicksals mächt'gen Spruch erfuhr ich dort.
Ich war bestimmt zur Weltenherrscherin;
Des größten Königs Seele sollt' ich binden.
— Ich konnte doch den Sänger nicht vergessen;
Doch Sprach' erhielt das Grab, die Todten Stimme,
Den Leib vernichtete ein Dämon mir —
Und nun ermordete er meine Seele.
Doch ward' ich Königinn — nach meinem Tode —
Zum Bettler wurde zwar mein Weltenkönig;
Zum Lügenabgrund geht mit mir sein Weg.
Weh mir! die weltverlorne Seele, nie
Wird sie erlöst —

Als sie wegeilt, bedauert sie Salomo:

O was ist meine Noth selbst, mit der ihren
Verglichen!

Der Haushofmeister erscheint, um ihn dem Auftrage gemäß als einen verrückten Bettler zur fernsten Meeresküste zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitliches und Ewiges.

Von Henry Thomson.

Du, klage nicht, der gleich dem Halcyone
Sein Haus auf Wogen hat gebaut:
Du hofftest Lenzesstille und betrogen
Hat dich der Sturm, dem du getraut;
Geh, gründ' es auf den Fels, der fest dort wieder
Blickt in der Elemente kämpfend Herz,
Wo kein Gewölk dein Auge trennt vom Himmel,
Wo dich von deinem Gott kein Schmerz.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44 u. 45.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 April 1840.

Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter.

Unter dem Titel: des kleinen Derwents Frühstück, hat die Tochter des berühmten S. T. Coleridge eine kleine Sammlung von Gedichten für Kinder von etwa sieben Jahren herausgegeben. Je einfältiger und ärmlicher meist solche Kinderbücher sind, um so mehr verdient eine Ausnahme von dieser traurigen Regel Anerkennung. Die Gedichte sind, obwohl ganz einfach und für eine geringe Fassungskraft berechnet, doch durchaus nicht läppisch, sondern in den Gedanken und Gefühlen ansprechend, im Ausdruck poetisch. Wir geben ein paar in der Uebersetzung:

Frühaufstehen.

Auf mit dem Hahn, wenn so munter er kräht,
Wenn von nächtlicher Ruhe die Schöpfung erstaht;
„Komm, lenke den Pflug!" ruft dem Pächter er zu
Und er ruft der Magd; „auf melk deine Kuh!"
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Lerche die himmelan strebt
Die mit Morgentrillern das Blau durchschwebt.
O folg' ihr aufs Feld voll balsamischem Duft,
Und trink' die gesundheitspendende Luft!
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Biene in der Frühstund! sie lehrt
Kleine Knaben wie viel die Zeit ist werth;
Ihre Bücher sind Blumen, woran sie saugt;
Honig schlürft sie und sieht Unkraut das nichts taugt.
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Ameis', die Vorrath thut ein,
Keine Minute versäumend vom Sonnenschein.
In Jugend und Sommer müht sie sich so,
In Alter und Winter da lebt sie so froh
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Drum auf, mit den Vögeln sieh's Morgenroth glühn!
Mit der Ameis' und mit der fleißigen Biene;
O siehe die Faulheit, die schläfrige Miene!
Laß nicht sie sich nahn deinem kleinen Bette!
Wie die Vögel fang' an mit 'nem Lobgesang.
Den Insecten gleich folge der Weisheit Gang!
Dann bist gut und glücklich und froh du, wie sie!
Auf, auf, kleiner Derwent, empor in der Früh'!

Artiger noch als dieß Gedicht ist das folgende, das sich auch durch den nationalen Sinn auszeichnet, welchen man in England auch den Kindern schon einzuflößen nicht für unangemessen hält, was gewiß ganz löblich ist, wenn es mit solcher vernünftigen Mäßigung geschieht, wie hier. Der praktische Sinn der Engländer beurkundet sich in diesem Gedicht darin, daß es mancherlei nützliche geographische, zoologische und botanische Kenntnisse einprägt.

Die westindischen Inseln.

Die Inseln, die schönen im Westen,
Wo gebaut wird das Zuckerrohr,
Sie bringen Gewächse, die besten,
Die köstlichsten, schönsten hervor.

Der Kokus mit labendem Tranke
Wächst, die Tamarinde dort auch!
Dort Aloe, Palme, die schlanke,
Die der Wind wiegt mit kühlendem Hauch.

Die lieblichsten Blumen dort blühen;
Aneß Schlingpflanzen, geschaart,
Die Luft mit Gerüchen durchglühen,
In harmonischen Farben gepaart.

Hell schimmern die farbenfeuchten
Insecten in lustiger Jagd;
Feuerfliegen und Falter leuchten
Wie Sapphir, Gold und Smaragd.

Schöne Vögel, mit Federn ſo prächtig,
Die niſten in jedem Hain,
Indeß der Summkäfer bedächtig
Schlüpft im zarten Blumenkelch ein.

Da liegen viel Muſchelſchaalen,
An Geſtalten und Farben ſo bunt,
Die in unausſprechlichen Zahlen
Spült die Well' empor aus dem Grund.

Schildkröten, die der Feinſchmecker
So preist, die hat man dort friſch,
Und Gutchen, ſo köſtlich und lecker,
Die bei uns man aufſtellt zum Nachtiſch.

Dorther kommen die Früchte, ſo köſtlich,
Orangen und Ananas;
Wurzeln, Kranken heilſam und tröſtlich —
Im Tropenland wächſet all das.

Doch ſo ſchön das klinget und freudig,
Daß man nach dem Lande verlangt:
Gibt's dort auch vieles, was leidig,
Und wovon zu hören man bangt.

Denn da fegt die Windsbraut hin — krachend
Stürzen Bäume und Häuſer dahin,
Eh' die Leute, plötzlich erwachend
Vom Schlaf, aus den Wohnungen ſtehn.

Zu Häupten die Donner brüllen,
Unten tobet des Meeres Wuth,
Höhnend menſchliche Kraft und Willen —
Blau zucket der Blitze Gluth.

In den Boden ſchmettern die Schloſſen
Die Zuckerrohrernt' um ſie her;
Regen kommen, erſäufend, gefloſſen,
Und machen die Ebne zum Meer.

Prächtig glänzt dort der Vögel Geſchmeide,
Doch es kreiſcht ihrer Stimmen Klang,
Während unſre, in ſchmuckloſem Kleide,
Uns laben das Herz mit Geſang.

Dort mag uns die Feu'rfliег' entzücken,
Und des Schmetterlings Flügelpracht:
Doch Muskites ſtechen und Mücken,
Und die Klapperſchlang' beißt uns und lacht.

Drum wenn von dem Glück jener Zonen
Du hörſt, und zu reiſen dich ſtichts,
Denk: es geht doch, darin zu wohnen,
Ueber England als Heimath geht nichts!

Recht iſt's, daß ein Engländer immer
Bei dieſem Wahlſpruch hält Stand;
Doch, wenn er gerecht, wird er nimmer
Verachten fremd Volk oder Land.

Jedem Land hat Gott etwas verliehen,
Was es ſeinen Kindern macht werth,
Daß, wer flüchtig, verbannt draus muß ziehen,
Noch voll Sehnſucht ſein Heimathland ehrt.

Dieſelbe Dame iſt auch Verfaſſerin eines, im Jahre 1837 erſchienenen Feenmährchens: Phantasmion, das in ſeiner Art ausgezeichnet zu nennen iſt. Die phantaſtiſche Ader Coleridge's verläugnet ſich in ſeiner Tochter nicht. Hier nun ein paar Proben. Folgendes iſt der Anfang des Mährchens:

„Ein kleiner Knabe verſteckte ſich im Spiel vor ſeiner Wärterin und ſchweifte ganz allein im Garten ſeines Vaters, eines reichen und mächtigen Fürſten, herum. Er folgte den Bienen von Blume zu Blume und wanderte weiter, als er je zuvor gekommen war, bis er an den hohlen Baum gelangte, wo ſie ihren Bau hatten, und ſah ihnen zu, wie ſie in ihr Vorrathhaus ſchlüpften, beladen mit den eingeſammelten Schätzen. Er ſtreckte ſich auf den Raſen hin, lachend und mit ſich ſelbſt plaudernd, und nach einer Weile reuſte er einen langen ſteifen Grashalm aus, und war im Begriff, ihn in die Oeffnung des Bienenhauſes hineinzuſtoßen, als eine Stimme, die man nur eben vor dem Summen der Bienen hören konnte, rief: Phantasmion! Nun glaubte das Kind, ſeine Wärterin rufe ihm in ungewohntem Tone, und er fuhr auf und ſagte: „Ach, Leeliba!“ und ſah ſich um; aber wie er die Augen aufſchlug, ſah er vor ſich ſtehen eine alte Frau, ſchlanker von Geſtalt als ſeine Wärterin, aber aufrechter und ſtattlicher, und mit einem Geſicht, das ihm bang machte. „Was machſt du hier, Phantasmion?“ ſagte die Unbekannte zu dem kleinen Knaben; aber er gab ihr keine Antwort. Dann ſah ſie das Kind ſehr freundlich an, denn es war gar ſchön, und ſagte zu ihm: „für wen hältſt du mich?“ und er antwortete: „Zuerſt hielt ich dich für meine Wärterin, aber jetzt ſehe ich, daß du ihr nicht gleichſt.“ — „Und worin bin ich denn von deiner Wärterin verſchieden?“ fragte die Unbekannte. Der Knabe wollte antworten, aber er ſtockte und erröthete, dann nach einer Weile ſagte er: „Ein Unterſchied iſt, daß du Flügel an deinen Schultern haſt und ſie hat keine.“ —

Es iſt dieß die Fee Potentilla, die, da ſie findet, daß der Knabe offen und großmüthig iſt, ihn zu belohnen beſchließt. Sie nimmt von ihm einen Granatapfel, den er ihr mit Gefahr geholt, den einzigen reifen von einem ganz in der Nähe ſtehenden Baume, ſieht Phantasmion mit Güte an und ſagt zu ihm: „Mein kleiner Phantasmion, jetzt brauchſt du noch keine Fee, um Wunder für dich zu thun, da du noch ſo jung biſt, daß alles, was du ſiehſt, neu und wunderbar iſt in deinen Augen. Aber der Tag muß kommen, wo dir dieß Glück welken und erbleichen wird, wo der Bach, weniger klar als an ſeiner Quelle, nicht mehr ſolche glänzende Bilder ſpiegelt; dann, wenn du wieder zu dieſem Granatbaum kommen und den Namen Potentilla rufen willſt, will ich dir erſcheinen und alle meine Kraft aufbieten, um die Wunder und Entzückungen deiner Jugend zu erneuen und zurückzurufen.“

[Es iſt klar, daß, was die Fee dem Knaben verheißt, die Gaben des Genius ſind — des Genius, der für den Einzelnen die Fortdauer der Jugend iſt; doch weiter!]

Phantasmions ſchöne Mutter, die Königin Zalia, ward krank und ſtarb. Als einer der königlichen Gärtner dem Knaben ſagte, daß ſeine Mutter geſtorben ſey, rief er in hochmüthigem Ton: „Wie, wagſt du mir zu ſagen, daß meine Mutter todt ſey!“ — „Geh in ihre Kammer und ſieh!“ antwortete der Mann mit finſterm Ernſt. „Aber wie kann ich ſie ſehen, wenn ſie todt iſt?“ verſetzte der Knabe mit bedeutendem Lachen. „Kann ich die Wolke von geſtern ſehen an dem klaren Himmel droben? Wie die Wolken, ſo verſchwinden die Todten und wir ſehen ſie nicht mehr.“ — —

Sein Vater Dorimant ſtirbt an vergiftetem Honig, und Phantasmion erbt, noch viel zu jung, den Thron von Palmland. Er findet jedoch einen Freund mit Namen Dariel von Tigridia; da aber dieſer bald von einem Skorpionſtich ſtirbt, wird der junge Prinz ſchwermüthig. Sind nicht alle Perſonen und Dinge, die mit ihm in Verbindung ſtehen, dem Mißgeſchick anheimgefallen? Phantasmion hatte viele Tage in einem Zuſtand tiefer Niedergeſchlagenheit zugebracht, als er an einem heitern Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht fortwanderte, und erfriſcht durch die kühle Morgenluft unter den Zweigen eines Granatbaums einſchlummerte. Hier erſcheint ihm wieder die Fee Potentilla. Wie ſie ihren Zauberſtab ſchwingt, erfüllt ſich die Luft mit Schmetterlingen, damit ſich Phantasmion unter ihnen ein Flügelpaar für ſeine Schultern auswählen kann. Im Augenblick, wo Potentilla ihn mit ihrem Stab berührte, durchzückte ſeinen Körper eine Empfindung von Leichtigkeit, und unmittelbar darauf ſah er, daß Flügel um ſeine Schultern ſpielten, Flügel von goldgrüner Farbe mit ſchwarzer Stickerei geziert. Unter einer Smaragdkrone wallten ſeine glänzenden Locken in großen weichen Ringen hervor, und ſpielten um ſeine ſchneeweiße Stirne. Weißſeidne Gewänder floßen über ſeine jugendlichen Glieder, und ſeine lebensvollen Augen, noch jüngſt von Mattigkeit geſchloſſen, ſtrahlten vor freudiger Erwartung, während eine mehr als kindiſche Röthe auf ſeine Wangen ſich ergoß. Potentilla hatte geſehen, wie eine Adlermutter ihre Jungen fliegen lehrte, indem ſie allmählig ihre Kreiſe in der Luft erweiterte, und in einer Spirallinie ſich erhob, welche im Steigen ſich immer ausbreitete, während die Sonne ihr goldenes Gefieder ſchimmern machte; gerade ſo flog ſie vor dem geflügelten Jüngling her, der ihr ſcheu folgte, wohin ſie ihn leitete, zitternd bei ſeinem erſten Aufflug, als er die Erde unter ſich ſah. Aber allmählich Muth faſſend, ſchoß er auf einmal weg von ſeiner Führerin, wie ein Funken von einer ſteigenden Rakete. Er ſchwang ſich hinan, zog Kreiſe und ſchoß empor, und beſchrieb ſo viele verſchiedene Figuren, wie ein Schlittſchuhläufer auf dem Eiſe, während von den Gärten und Blumenwieſen unten Geſang ertönte:

Seht den glänzenden Fremdling!
Auf Flügeln des Zaubers
Schwebt er empor!
Adler, die hoch auf der Berge Kämmen,
Wo des Bergſtromes Lauf die Felsmaſſen hemmen,
Ueber's Meer und die ſchimmernden Küſten ihr blickt:
Werft eu'r ſonnhaftes Aug' auf die lichten Schwingen,
Womit er, auf in den Aether zu dringen,
So herrlich geſchmückt.
Wohin, ha, wohin,
In welch' luftige Fernen
Nimmt er den Zug?
Seht, o ſeht, wie er einholt die Wolkenmaſſen,
Als wollt' ganz er die grüne Erde verlaſſen!
Ha! jetzt ſenkt er in raſchen Kreiſen den Flug!
Wieder ſchießt er durchs Blau jetzt, wie ein Meteor,
Steigt, ſternglich zu ſtrahlen,
Siegreich empor!

Bald darauf bekommt Phantasmion das Vermögen, wie eine Heuſchrecke zu hüpfen und reist ſo von Königreich zu Königreich. Später nimmt er die Geſtalt einer Seebremſe und und anderer Inſecten an, bis er endlich die Jungfrau ſeiner Liebe gewinnt, ſeine Feinde beſiegt und ſeinen Thron befeſtigt.

Carlo Vareſe.

(Fortſetzung.)

Mit 16 Jahren verließ Vareſe die Schule von Caſale, nach fünfjährigem Aufenthalte daſelbſt. So lebhaft aber auch ſeine Neigung zum Studium der Medicin ſich offenbarte, ſo ſehr fehlte es ihm von Hauſe aus an zureichenden Mitteln. Doch ſollte gerade er zu den wenigen ausnahmweiſe Begünſtigten gehören, bei welchen die äußerlichen Mängel den inneren Vollkommenheiten weichen müſſen: ſeine zahlreichen Zeugniſſe über die ungewöhnlichſte Fähigkeit, Emſigkeit und tadelloſe Aufführung verſchafften ihm eine Freiſtelle im Provincial-Collegium zu Turin. Wir müſſen den ganzen Zeitraum von 1808 bis 1813 raſch überfliegen und finden Carlo im letztgenannten Jahre indem wegen ſeiner mediciniſchen Facultät damals hochberühmten Pavia als lorbeer gekrönten Signor Vareſe wieder.

Wirft Vareſe hier einen Rückblick auf die Vergangenheit — welche begeiſternde Erinnerungen müſſen ſich da nicht ihm aufdrängen. Damals begrüßte er zuerſt den lachenden Himmel und die Blüthengefilde der Lombardei. Da erblickte ſein überraſchungtrunkenes Auge zum erſtenmale dieſe mährchenhaften, zauberiſch ringsverſtreuten, eitel Leben und Luſt athmenden Städte, Flecken, Dörfchen, Landhäuſer, Gärten, Auen und Hügel — all dieſe Reize, wie Natur ſie geſchaffen und Kunſt ſie geſteigert: die Fluren, verſchwenderiſch lohnend dem fleißigen Landmann, der, ob auch niedergebeugt über den Karſt, doch ungebeugten Sinnes die Lieder ſeines Dorfes fröhlich erſchallen läßt — wahrlich, ein Melodrama, herzerhebender, ein Genuß, minder verkümmert, als die mühſam einſtudirten kunſtgerechten Leiſtungen und vielgeprieſenen Hochgenüſſe in allen Opernhäuſern und Akademien zuſammengenommen! Solche

Wonnen, solche Genüsse prägen sich dem Gemüthe zugleich mit den ersten Begriffen fest ein, verwachsen in Eins mit den Rückerinnerungen an die Entzückungen der Kindheit, an die ersten Jugendgenossen, an den geheimnißbangtönenden Glockenruf zum ersten Genusse des heiligen Mahles, an das freudeverkündende Geläut am Vorabende des von den Kindern mit Jubel und Jauchzen erwarteten Festes, dieser einzigen unvergeßlichen Begebenheit in ihrer glücklichachtlosen Jugend, an die feierlichen Klänge, ernstanmahnend, den Frieden der Gerechten zu erflehen für die theuren von uns Geschiedenen, welchen wir unser Dasein zu danken haben. Unvergeßlich, heiße und herzerhebende Erinnerungen, unvergänglich, wie die der ersten, der einzigen Liebe!

Und, hätte auch die Lombardei dem jungen Varese, als er sie zum erstenmale erblickte, nicht so rührend zum Herzen gesprochen, so mußte sie doch seinem Geiste, wie seinen Augen, einen Schauplatz der lockendsten Herrlichkeiten darbieten: Städte von altberühmten Namen und Gedächtnisse, Denkmale, selbst von dem gleichgültigsten Fremden angestaunt, Wunderwerke der schönen Kunste, glorreiche Schlachtfelder, Versammlungsorte der Fürsten und Abgeordneten unseres ganzen Welttheils zu den hochwichtigsten Bündnissen und Berathungen, Trümmer, mit der gewaltigsten Beredsamkeit zu jedem denkenden Wesen redend — einen geweihten Boden, auf welchem jeder Stein von dem ungeheuersten Schicksalswechsel zu erzählen hat, jedes Stäubchen ein Theil einstiger menschlicher Wundergröße in sich enthält. — Darum, beurkundet auch kein Blatt von unserem berühmten Landsmanne dergleichen mächtige Anregungen ausdrücklich, so ist es gleichwohl unmöglich, daß ein Mann seines Gieistes und seines Herzens bei dem ersten Anblick dieses paradiesischen Landes kalt und unbewegt geblieben wäre. Nein, seine Gefühle blieben nur unbekannt, wie das Daseyn gewisser Blumen, welche still dahinblühen, ohne ihren Duft, wie ihren Schmuck unseren Sinnen wahrnehmbar werden zu lassen.

Der Aufenthalt des piemonteser Arztes in der Lombardei war aber nur von kurzer Dauer; denn sobald er seine Studien in Pavia beendet hatte, zog er sich nach Voghera zurück, um dort seine erworbenen Talente für das Leben wuchern zu lassen. Indeß vergaß er auch unter den schweren Amtsverrichtungen seiner Praxis die Liebe zur Literatur nicht, sondern suchte vielmehr durch diese das Gefühl der Einsamkeit zu bannen, welches dem Manne von Geist natürlich anwandeln mußte, der nach langjährigem Verweilen in den volkreichsten und lebhaftesten Städten, in einen Ort von nur geringer Bedeutung und Einwohnerzahl ohne sonderlich regen Verkehr sich eingeschlossen hatte. Als er damals der Bekanntschaft mit des großen schottischen Romandichters Werken so emsig pflog, dachte er da wohl schon daran, daß auch sein eigener Name dereinst aus dem beschränkten Voghera herausklingen sollte, um von Stadt zu Stadt zu fliegen und endlich, geschmückt mit manch' schönem Titel, unter die der gefeiertsten italienischen Literaten unserer Zeit sich zu erheben? —

Vielleicht ist aber auch gerade der Arzt, vermöge seiner Beschäftigung, am besten im Stande, die Verschiedenheit der geselligen Zustände kennen zu lernen, und zugleich am häufigsten in dem Falle den ergreifendsten Vorkommenheiten im menschlichen Leben als Augenzeuge beizuwohnen. Findet er doch überall freien Zutritt, wo jeden Andern gewiß hemmende Schlösser und Riegel zurückhalten. Die schwervergoldeten Flügelthüren der Reichbegüterten, die geheimsten Gemächer der Gewaltigsten öffnen sich ihm ja ebensowohl, wie das bescheidene Pförtchen des Armen, wie die riegelverwahrte eherne Kerkerthüre des hülfebedürftigen Missethäters. Unmittelbar von der niedrigsten Bauerhütte aus tritt er in den stolzesten Palast; von den stillen Wonnezähren, von dem seligen Jubel des jungen Elternpaares über den Erstling ihrer Zärtlichkeit und Liebe, wendet sich der gesegnete Hülfreiche zu der Thränen- und Jammerstätte, wo ein redlicher Vater die segenherabflehenden Hände zum letztenmale über den Seinen faltet — zu dem trost- und liebeleeren Lager des wucherischen Sünders, welcher in der letzten ihm noch vergönnten Minute klaren Bewußtseyns nichts Anderes zu thun weiß, als den Werth des silbernen Kruzifixes in seinen krampfgeschlossenen Händen mit dem brechenden Auge gierig zu erwägen, während seiner Erben heimliche Blicke mit dem Mammon, den er hinterlassen muß, nicht minder lüstern liebäugeln. In solch wechselvollem Drange der verschiedenartigsten Lagen seiner Mitgeschöpfe kann der Arzt die Tugenden und die Laster der menschlichen Gesellschaft gar wohl kennen lernen und demnach der Natur, dem Leben selbst entlehnen, was die meisten Andern nur aus glücklichahnender Einbildungskraft schöpfen müssen. Will nun ein Arzt zu dem Preise, welchen er auf der beschwerlichen Bahn seiner Amtsverrichtungen gewonnen, einen andern im Felde der Literatur fügen, so thut er gewiß nicht übel daran, entweder ein Komiker oder ein Satyriker oder ein Romanendichter zu werden; denn sicher findet er vermöge der obengedachten Vortheile seines Standes gar manchen Charakter und manches Erlebniß zu Schilderungen, welche, selbst wenn sie sonst alles Reizes entbehrten, doch mindestens den der Wahrheit für sich haben müßten. Ein sprechender Beleg für diesen Satz ist Carlo Varese; denn unverkennbar bekundet er in mehreren seiner Romane, besonders in der „Fidanzata Ligure," eine ganz ungemeine Bekanntschaft mit den geselligen Verhältnissen der Menschen. Zu hoher Rührung stimmen uns seine Schilderungen düsterer und unglücklicher Vorgänge, welche er so ergreifend nur aus den Vorkommenheiten des eigenen Lebens schöpfen konnte. Treffend wahr sind seine Bemerkungen über die Lumpen- wie über die Purpur-Träger: unzweideutige Beweise dafür, daß er beiderlei oft genug in der nächsten Nähe und in aller der Blöße erblickt haben muß, in welcher sie, durch die Launen des Geschickes, einander völlig gleich vor den Beobachter hingestellt werden.

Wie dem nun aber auch seyn möge — wir lassen jetzt als völlig müßig die Frage auf sich beruhen: ob es seinen Anlagen und seinem Wesen ersprießlicher sey, Romane und Geschichte zu schreiben, oder ob er nach schöneren Lorbeeren in der Poesie, in der Wissenschaft, oder in einem andern Studienfelde trachten sollte. Denn wir lassen, wie billig, die Muthmaßung aus dem Spiele, wo wir die Wirklichkeit selber bereits vor uns haben,

und fragen nun nicht mehr nach dem, was etwa hatte erfolgen können, sondern lediglich nach dem, was in der That erfolgt ist. Ohne also zu verlangen, daß Jemand nicht sowohl diesen, als vielmehr jenen anderen Zweig der Literatur pflegen sollte, sind wir der Meinung: die Kritik habe viel mehr zu untersuchen, wie viel ein Romanendichter in seinen Romanen, der Geschichtschreiber in seinem Geschichtswerke, ein Gelehrter in den Wissenschaften werth sey — anstatt wunderlicher Weise ergrübeln oder gar anmaßlicher Weise feststellen zu wollen, was jeder derselben geleistet haben würde, wenn er sich auf ein anderes Fach geworfen hätte.

Varese, in die vom schottischen Romanendichter ihm geöffnete Bahn eingetreten, hielt sich ziemlich wacker in derselben und bereicherte die italienische Literatur im Jahre 1827 durch seine „Sibilla Odaleta, eine Episode aus den Kämpfen Italiens zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts." Dieß Werk trägt in seiner ersten Auflage nicht den Namen, sondern nur das Vaterland seines Verfassers auf dem Titel; dennoch fand es nächst den in demselben Jahre erschienenen Verlobten von Manzoni den entschiedensten Beifall vor allen übrigen gleichzeitig herausgegebenen geschichtlichen Romanen: die Stimmen des Publicums vereinten sich mit denen der Tagesblätter, den unbekannten Verfasser wegen seiner phantasiereichen Schöpfung zu beloben und zu beglückwünschen. Da wurde auch der Name desselben bekannt, und alsobald wanderte er seinem Rufe nach, von einem Ende Italiens bis zum andern. Durch solch' unerwartet günstigen Erfolg ermuthigt, ließ der bescheidene Piemonteser Arzt dann nacheinander La Fidanzata Ligure, Il Proscritto, Folchetto Malaspina, Preziosa di Sanluri, Gerolini (Il Nano d'una Principessa) folgen, alle zwar ohne den Namen des Verfassers, aber voll von schätzbaren Ergebnissen seiner regen Vaterlandsliebe, Einbildungskraft, reich an Zartheit der Empfindungen und fleißiger Beobachtung der Gesellschaft. Einzig zu bedauern ist dabei, daß diese trefflichen Schöpfungen trotz ihrer hohen Preiswürdigkeit den Mangel einer fließenden, geläuterten, entschiedenen und den Ideen des Verfassers angemessenen Sprache nur allzuempfindlich wahrnehmen lassen; sonst hätte Varese seinen Ruf wohl zu jenem herrlichen dauernden Ruhme der alten classischen Italiener steigern können, wie manche von diesen auch ohne außerordentliche Talente und Kenntnisse ihn erwarben. Absichtlich zuletzt erwähnen wir „die Gefangenen von Pizzighettone," vom Jahre 1829, weil dieß Werk mittelbar an eine der zahlreichen Anekdoten erinnert, welche die arglose Gutmüthigkeit unsers wackern Varese bekunden, die wir anstatt aller anderen hier einschalten wollen:

Am 7 August 1828 stellte sich dem Varese ein junger Mann von etwa 24 Jahren vor, indem er sich als den Neffen des Herrn Antonio Fortunato Stella, des Mailänder Verlegers aller Werke Varese's, zu erkennen gab. Er kam so eben von Rom und aus Toscana zurück und hatte kein sehnlicheres Verlangen, als seinen theuren Oheim und dessen Familie, nach einer viermonatlichen Abwesenheit in Geschäften des Hauses, endlich wieder in seine Arme zu schließen. Eben dieß Verlangen durchkreuzten jetzt aber einige unabweislich drängende Briefe des Oheims, welche dem Neffen den Umweg über Turin zur Pflicht machten, um bei dem Buchhändler Pomba und bei anderen gewisse Wechsel zu discontiren. Indessen grade diesem Querstriche verdankte er nun die angenehme Möglichkeit, dem Herrn Varese seine Dienste für Mailand anzubieten. Nachdem eine flüchtige Unterhaltung letzterem die Ueberzeugung gewährt hatte, daß der Neffe über den ganzen Geschäftsgang des Oheims ziemlich genau unterrichtet war, brach der gastfreie Mann in die Worte aus: Sie mögen nun noch so große Eile haben — ohne mindestens einmal an meinem Tische fürliebgenommen zu haben, darf der Neffe meines werthgeschätzten Herrn Verlegers nun und nimmermehr von hinnen ziehen! — Dennoch wußte der bescheidene Gast hiegegen so viele Einwendungen vorzubringen, daß er sich richtig noch vor Tische empfehlen durfte. Am Abende jedoch sprach er wieder ein und sagte im Laufe des Gespräches unter Anderem: wie leid thut es mir doch, daß mein Oheim wegen der Gefangenen von Pizzighettone mit Ihnen noch nicht ins Reine kommen konnte! Indeß werde ich nun, sobald ich nur erst wieder angekommen, gewiß nicht vergeblich ein Wörtchen mit darein reden, daß Niemand anders, als das Haus Stella diesen Verlag übernehmen soll; darauf verlassen Sie sich felsenfest! — Sie sind sehr gütig, mein Herr! erwiederte Varese, ein wenig verwundert. — Eigentlich bin ich noch mit gar Niemand deßhalb in Unterhandlung getreten, obgleich ich schon hin und wieder vielleicht ein Wörtchen davon fallen gelassen haben kann. Natürlich aber gebe ich das Werkchen Niemanden lieber als Ihrem braven Oheime.

(Schluß folgt.)

Neuere dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

In der zweiten Scene folgen Unterredungen zwischen dem als Salomo verkappten Nekromanten, zuerst mit der Königin von Saba, Balkis, der er durch den Ring Sprache und Sehkraft wieder gibt, ihr dann erzählt, daß er den Nekromanten in einen Hund verwandelt habe, und als diese sich wundert, wie er die Kraft seines Ringes, wenn auch gerecht, doch zum Unheil und zwar zur Entwürdigung der edlen Menschenbildung habe anwenden können, ihr sagt, daß die Macht nur ihren eigenen Willen erkenne, und, nachdem er ihr erklärt hat, daß sie mit ihrer Weisheitsliebe sich getäuscht, und an Salomo mehr die Körperschönheit als die Weisheit geliebt habe, sie, um, wie er höhnisch hinzusetzt, vor Eitelkeit zu sichern, in ein altes häßliches Weib verwandelt. Als sie schreiend hinwegeilt, freut er sich seiner Rache, und will seine Lust nur im Vertilgen finden, zuvor aber doch die Kunst der Zeichendeuter prüfen. Dem Simurg beweist er zuerst, das große Weisheitswort sey nichts.

Wenn wir uns umsehn in dem Weltenraum,
So müssen wir, eh' etwas ward, ihn doch

Als leer uns denken. Alles iſt demnach
Entſprungen aus der Leerheit, und der Grund
Des Univerſums war der Leerheit Abgrund,
Der grundlos, weſenlos, ſubſtanzlos iſt. — —
Folgt nicht aus dieſer Wahrheit: aller Weſen
Weg, Ziel und Abſicht ſey der Gang zurück
Zum Leerheitsſchlund, woraus das All entſprang?
Und was iſt Leerheit anders denn als nichts?

Als Simurg ihm das Göttliche entgegenſtellt, fährt er fort:

Das iſt in uns; im Univerſumsreich,
In allen Weſen — iſt das große Ganze,
In allen ſeinen end- zahlloſen Theilen.

Simurg ruft aus:

O Salomo, kann ſelbſt ein Gott vergehn?

und kann ſich nicht davon überzeugen, ſondern will zu ſeinen Vögeln und zur Wahrheitsforſchung zurück; und als ihm der Nekromant ſagt, er, Simurg, ſey nicht mehr frei, ſondern mit Leib und Seele im Dienſt des Herrn des Rings, fragt jener ſtolz: mein Geiſt dein Sklav? Höhniſch verbannt ihn nun Sihrtſchin in den Wald, um dort, im Otium und an einen Baum gebunden, ſich der Vögelſchau zu widmen. — Dann wird Lokman gerufen, und als er wieder ſprechen und ſehen kann, behauptet er, er habe das alles in den Sternen geleſen, der Wille des Nekromanten ſey ein nothwendiger, des Willens Quelle ſey eins mit allen andern Kräften, und, um den Namen dieſer Quelle befragt, fährt er fort:

Ein Name thut zur Sache wenig, mein' ich.
Ob Ja, ob Nein das Wort des Weltgrunds ſey,
Das kommt auf Eins hinaus. Ich weiß, du hältſt
Am Wort in deinem Ring; du glaubſt, es ſchlummre
Ein ew'ger Allmachtsgeiſt im Wort des Siegels
Gegründet auf des Geiſtes Großbetrieb —
Wohl möglich, Herr! Ja! etwas iſt daran,
Wenn gleich der Glaube Stoff zur Schwärmerei iſt
Auf einige Säcula; doch muß er weichen
Zu ſeiner Zeit.

Auf des Nekromanten heftige Frage, ob der Ring ihm nicht auf ewig gehöre, antwortet er:

Ja, das iſt etwas, hör', was übertrifft
Das Zeichen ſelbſt, das in dem Ring der Macht ſteht,
Ich meine deß Bedeutung, Weſen, deß
Nothwend'gen Anzug in des Lebens Strom
Und in die Sphäre der Erſcheinungen;
Doch das tritt nicht hervor mit Glanz und Ehre,
Mit Reichthum, Herrlichkeit und Königspracht,
Mit deiner Macht und aller Salomo's.
Die Wiſſenſchaft und Kunſt des Alls, vernimm,
Iſt ganz umſonſt zu deſſen bloßer Ahnung,
Und bis das Leben jenes Weſens ſich
Geoffenbart hat, iſt viel mehr als nichts
Die Sternenantwort nicht.

Dießmal verdrießt den Nekromanten das Nichts. Er ruft:

Ein Nichts will ich zu meinem All umſchaffen;
Selbſt aus dem Grab der Welt will ich, was ich
Bewußt ergriffen habe, nicht verlieren —

und weiſt ihm dann voll Zorn, ähnlich wie dem Vogeldeuter, einen Platz auf einem Thurm an zur Betrachtung der Sterne, während Lokman ihn zuletzt als den ächten Salomo bezweifelt. Der Nekromant höhnt ihm nach:

Er zweifelt, ob ich auch der rechte ſey.
Recht ſo! Kann das ſein Scharfſinn nicht errathen,
Was ich ſelbſt weiß, — noch minder dann erräth er,
Was Sterne wollen können, doch — ich hindern werde.

Er beruft nun die Elementargeiſter und ſendet ſie zur Willkür und Zerſtörung aus:

Verzehre dich, Grundweſen, das mir droht
Mit Untergang! Erſt wenn nichts mehr von dir iſt
Im Univerſum, wird geſchehn, was ich will. —
Triumph, Erd', Himmel, Hölle mir gehorche!

In der dritten Scene wird der blinde Tonkünſtler Aſſaf, ſeine Harfe auf den Schultern tragend, in der Wüſte bei Donner und Blitz, von dem ſtummen Prinzen Agib in eine Höhle geführt. Aſſaf erkennt ſeinen Freund an deſſen Thränen, Handdruck und Umarmung, ahnt, daß der Nekromant Beſitzer des Ringes geworden ſey, bittet ſeinen Freund, ihn weiterzuführen, und hofft, daß Gott ihm, dem Blinden, die Kraft geben werde, das zu finden, was alle Weisheit nicht im Stande war zu finden.

In der erſten Scene des vierten Actes unterhalten ſich zur Nachtzeit die beiden Dämonen Iblis und Datember über den Aufruhr der Elemente, der von Salomo jetzt durch den Ring geſtiftet werde, und der mehr als teufliſch ſey. Datember meint, es rühre von ſeiner diaboliſchen Erudition her, aber Iblis will nichts davon wiſſen:

Pah, Theorien, Syſteme, das Formelle!
Ich ſehe, wie du weißt, meiſt aufs Reelle!

Datember antwortet:

Nun darin gibt er uns nichts nach.
Er praktiſirt aus allen Kräften.
Die Deſpotie bringt etwas ein,
Und Volk und Land bezwingt er mit dem Schwert.
Mit vierzehnhundert knarrenden Kriegswagen
Dämpft er des Heidenvolkes Knurren;
Auf Indenſchrei um Moſis Geſetz
Antwortet er mit Roſſes Huf.
Er braucht den Ring nur aufzuheben,
So klirren tauſend Mann zu Pferde;
Doch Menſchen achtet er wie Würmer,
Spielt Kegel mit Naturgewalten.
Er hat die Sach' im Grund ſtudirt.
Und manövrirt mit ſeinem Ring.
Als wollt' er Himmel und Erd' umſchmelzen,
Um eine neue Welt zu kneten.

Iblis darauf:

Gut, gut! das iſt reell und factiſch,
Die hölliſche Natur iſt praktiſch.

Datemder etwas weiterhin:

Schakale und Hyänen, gegen ihn
Sind's fromme Thiere. Du ja weißt am beſten,
Wie weit gehn darf die teufliſche Natur;
Mir meinerſeits kommt's jetzt oft vor, als laſſe
Der Satanismus ſelbſt zu weit ſich treiben.
Denn wenn er dieß Princip durchführen ſollte,
So gehſt du ſelbſt zuletzt der Hölle quitt.

Iblis (ſtutzend).

Nun, nun! In Allem Maaß, verſteht ſich freilich.
Selbſt der, der ſich zur Allvernichtung ſchlägt,
Und los ſich reißt von Himmel und von Erde,
Eine Partei muß er zuletzt ergreifen;
Und läßt er auch nichts Anderes zurück,
Muß er doch mit dem Satan ſich begnügen,
Sofern er nicht — ſein eignes Weſen tilgt/
Sammt Menſchenſeel' und Dämon und ſammt Gott.

Datemder.

Und zählſt du nichts weiter zu den Weſen?
Gewiſſermeiſe gibt es doch auch Engel;
Doch, das verſteht ſich, deren Exiſtenz
Iſt freiheitlos, und drum ſo gut wie keine;
Und — ſehn wir's jetzt doch — mit dem Ringe ſelbſt
Bekommt die Engelwelt juſt nicht Frequenz.

Der Nekromant erſcheint nun, und gebietet ihnen den neuen Tempel zu zertrümmern, geht aber ziemlich grob mit den Dämonen um, und ſtürzt den Iblis, der ihm ſeine Macht zeigen will, in den Abgrund; Datemder ſagt ihm aber, daß das Weſen des Iblis unzerſtörbar ſey.

Sein Weſen iſt der Welt Grundelement,
Den Fürſten nenn' ich ihn des Univerſums.
Sein Geiſt iſt der activſte eigentlich,
Er hält im Leben Oppoſition.
Er bildet der Bewegung großen Kern
In der Weltſeel' und jedem losgelaſſnen Stern.
Ich ſage nichts zu ſeiner Ehre weiter.
Ein jeder Weiſer fleht in ihm im Grunde
Doch ſeinen Meiſter. Himmelsſchrei zum Trotz
Führt er zum Ziel jedwede dreiſte Seele.
Nur Iblis kennet den Verluſt der Geiſter,
Und Satanas iſt ſein ehrlicher Name.

Der Nekromant grübelt über das Seyn und Nichtſeyn des Iblis, und ſchließt endlich:

Er iſt, und iſt doch nicht zugleich,
So wie die Wirklichkeit im Reich des Leeren.

Datemder antwortet darauf:

Darüber mag' ich nicht zu disputiren,
Ob Nichts im Daſeyn exiſtiren kann,
Und ob's im Grunde doch zu Etwas wird,
Das will ich deiner Weisheit überlaſſen
Zur Speculation. 'S iſt etwas, Herr,
Was nimmer ich ſtudirt. Doch Eines weiß ich:
Was dieß mein Auge ſieht, mein Ohr vernimmt,
Was ich mit meinen beiden Händen faſſe,
Was alle Sinne mir genau bezeugen,
Das wird ſelbſt von Dämonen wahr genannt.
Was die Perſönlichkeit von ihm betrifft,
Den Phariſäer Schlangenkönig nennen,
Vom großen Iblis, deſſen Weſen Niemand
Doch recht begreift in ſeiner Selbigkeit,
So mein' ich, Herr, — was ſelbſt du faßt, dem läugnet
Du Wirklichkeit vielleicht doch zugeſtehn,
Wenn gleich von den fünf Sinnen du auch nur
Die beiden hätteſt und auf ſie vertrauteſt.

Nekromant.

Hm, zweifl' ich doch an dem Urweſen nicht;
Doch fand zu meinem Sinn des Form den Weg?
Kann zeigen ſich der Schatten denn des Nichts?
Aufklären Dunkelheit ſich durch ſich ſelbſt?
Nein, ich mit meinem Ring aufklärte jenes
Grundweſen ſelber im grundtotten Dinge.
Denn ich vermag ſelbſt, was mein Denken läugnet,
Und was kein Teufel oder Gott vermag.

(Er entfernt ſich mit wahnwitzig ſtolzer Miene.)

Datemder ſpottet, und der zurückkehrende Iblis ſchließt die Scene mit den Worten:

Ha Blendwerks Blendwerk! Trägt er auch den Ring,
So hat er doch des Kleinods Macht, den Geiſt nicht.
In ihm war nie vorhanden eine Seele.
Ein Gaukler iſts! Entlarv' ihn, nimm den Ring ihm!
Er muß vergehen. Niemand rettet ihn.

Die folgende Scene ſpielt an der Küſte des ſtürmiſchen Meeres im Mondlicht. Salomo in ſeiner Verwandlung als Greis iſt aus dem Schiffbruch gelandet, baut ſich aus Planken und Segeln ein Obdach und bricht in Klagen aus über ſein Schickſal, noch mehr über ſeine Thorheit:

Ich wollte ſelbſt den grimmen Tod vernichten,
Ich, Blinder, ach, der Lüge Sklaven band ich;
Doch nicht der Lüge Weſen ſelbſt bezwang ich,
Das Leben ſollte vollgewaltig herrſchen;
Doch nicht des Todes Wurzel ſchnitt ich ab,
O Wahnwitz! —
Kam mir die Pracht des Geiſterfürſten zu?
Der ich nicht meines eignen Herzens Herr war,
Nicht Tod vom Leben trennt' und Schlecht von Gut?

Doch faßt er Muth:

Jehova's Tempel war doch meine Bruſt,
Elohh's Wille tönt' in meiner Stimme.

Der Sturm verſtärkt ſich. Ein ſtrandendes Schiff zeigt ſich, Salomo beſteigt einen Nachen, um zur Rettung zu eilen. Der Todesengel erſcheint, und, obgleich Salomo ſpricht:

Entſetzlicher, ja, du vernichteſt mich;
Doch gibt es wen, der dich für ewig zwingt
Bei Siegels Namen! Und noch troz' ich dir.

verſchont er ihn, ſo daß er eine alte Frau aus jenem Schiffbruch retten kann. Sie erkennen ſich allmählich als Salomo und Balkis theils durch die Perlenſchnur, die erſterer noch trägt, theils durch Geiſt und Geſinnung, worauf Salomo ausruft:

Noch bin ich mächtig und bin reich,
Eloah preiſ' ich hoch wie du.
Mocht immerhin mein Glanz zerſtieben,
Doch eine Seel' iſt mir geblieben.

Es erſcheinen Flüchtlinge von Salomo's Hofe, die den Nekromanten verlaſſen haben, ſo wie von der Balkis Gefolge. Salomo entſchlummert, von der Königin bewacht.

In der folgenden Scene zeigt ſich Simurgs Zauberthurm auf dem Vogelberge, welcher Thurm oberhalb einem großen Käfige gleicht, in welchem Melida, Agids entführte Braut, klagt, aber zugleich Hoffnung faßt, daß ihre Erlöſung nahe ſey, da ſie gerade ein Jahr gefangen ſitze. Vögel fliegen zu ihr, bringen ihr Nahrung, und unterhalten ſie mit ihren Geſängen. Unterhalb des Berges zieht eine Karawane vorüber; ein Indianer erzählt, daß Simurg hieher die Melida entführt habe um zu zeigen, daß er gewaltiger ſey als das Schickſal. Agid und Aſſaf, der bisweilen in die Harfe greift, ſind bei der Karawane, ſo wie Mehindanu, als perſiſcher Gauklerknabe verkleidet. Leztere drei bleiben zurück, nachdem Mehindanu nach dem Willen der Karawane zu Aſſafs Geſange hat tanzen müſſen. Melida ſingt aus dem Käfig, und während Agid, ihre Stimme erkennend, den Fels zu ihr hinanſteigt, erkennt auch der blinde Aſſaf die ihm nahende aber hiemit auch ſterbende Mehindanu.

Ich fühle ſterbend meiner Seele Schwinge,
Ich ſteig' empor, o Aſſaf, ſinge, ſinge!

Aſſaf erliegt nicht bei ihrem Tode, ſondern fühlt ſich nun erſt beruhigt:

Nun erſt kann ich den eignen Verluſt
Vergeſſen, und der Welt Pulsſchlag in mir
Vernehmen. Was geſchieht mir? Faßt aufs neu
Mich eine Hand? Ja, eine geiſtige!
Mein Geiſt vernimmt ein Flüſtern: was du ſucheſt,
Du fandeſt es.
(Er zieht eine Abſchrift der Bücher Moſis hervor.)
Ich ſuchte des Propheten Spur, des größten,
Und ſeinen Geiſt zur Rettung in der Noth.
Doch folgt er mir nicht in der Wahrheit Büchern,
Im Offenbarungswort des Pentateuchs?
Hier, hier iſt Heil für jeden Gläubigen,
Hier iſt das Wort, das Flammenſchwingen hat,
Hier iſt die Quelle, die dem Fels entſpringt,
O Salomo, nun weiß ich mehr als du,
Du ſollſt nun das verlorne Kleinod finden.
Die Hand, die dir den Ring gab, krönt den Sieger,
Sie führet zu deiner Rettung nun den Blinden.

(Schluß folgt.)

Die Jahreszeiten des Nordens.

Von Mad. Amable Tastu.

Kennt ihr die Ufer, dran das Eismeer brandet,
Die in der Barden Lied ihr wieder fandet
Die euch die Harfe vorgeſungen hat?
Kennt ihr die Felder, wo der Winter wohnet,
Die hohen Föhren, die der Schnee verſchonet,
Der Felſen Moos, die Sonn', wie Spiegel glatt?

Ein kurzer Frühling, der mit raſchem Flügel
Vorüberzieht, belebet Thal und Hügel;
Ein haſt'ger Sommer folgt; was er verleiht,
Eilt er mit Sonnengluthen raſch zu reifen,
Denn kaum dem Herbſte läßt des Winters Keifen
Die haſt'gen Früchte einzuſammeln Zeit.

Solch kurze ſchöne Zeit — wem zu vergleichen?
Die Dämmerung will kaum der Nacht dort weichen:
Es duftet überall wollüſtig lind;
Der Augenblick, indem die Sonne ſinket,
Entteilt, indem den Duft er trinket
Der Birken, leis bewegt vom Meereswind.

Genießet raſch die Luſt, die euch geboten,
Denn ſchon ſchickt euch der Winter ſeine Boten,
Und glizernd macht der Reif die Bäume weiß;
Von ſeiner Stimme Drau'n erſtarrt die Welle,
Und über ſtumme Länderſtriche ſchnelle
Haucht aus der Mächtigſtürmende ſein Eis.

Doch bietet er dem Volk allein Vergnügen;
Ueber ſein Eis die prächt'gen Schlitten fliegen,
Auf Bahnen, glatt, vom Winde rein gefegt;
Und iſt er kalt und lang auch, ſeinem Bilde
Gleicht doch das Bild, das ſchön und milde,
Die Heimath ihren Kindern eingeprägt.

Des Südens ſchöne Länder, hochbeglückte,
Was habt ihr, das des Nordens Sohn entzückte?
Selbſt bei Granada's duftendem Jasmin
Iſt er des Heimwehs Schmerz zum Raube,
Und in Italiens Orangenlaube
Träumt er von kalter Sonn' und Wolkenzieh'n!

J. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46 u. 47.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 April 1840.

Gedichte von Robert Burns.

Ueberſetzt von Philipp Kaufmann.

Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung. 1839.

Oefters ſchon haben wir in dieſen Blättern unſern Leſern einzelne Gedichte des berühmten Schotten in Ueberſetzungen mittheilen können, und bei einigen ſeiner Lieder wurde auch die Möglichkeit gegeben, durch Vergleichung von mehreren Uebertragungen, ſelbſt ohne den Dichter in ſeiner eigenen Sprache zu kennen, eine noch mehr annähernde Vorſtellung von ſeiner Eigenthümlichkeit ſich zu bilden, da einem geübteren Auge und Sinn ſich nicht leicht verbirgt, wenn zwei oder mehr Ueberſetzungen desſelben Gedichts vorliegen, welche Nachbildung die Eigenthümlichkeit des Originals treuer auffaßt und wiedergibt, welche am wenigſten charakteriſtiſche, wenn auch leiſe Züge aufopfert und verwiſcht, welche die Schwierigkeiten durch größere Freiheit der Behandlung zu umgehen ſucht, oder welche ihnen, ſelbſt wenn ſich einige Härte und Sprachlicenz nicht vermeiden läßt, Trotz bietet und ſie zu überwältigen ſtrebt. Es ſind auch manche einzelne Züge aus dem Leben Burns' mitgetheilt worden, und erſt in dieſem Jahrgang noch wurden mehrere Notizen über ſeine Lebensverhältniſſe beigebracht. Jetzt liegt das oben genannte Buch vor uns, und zwei andere Ueberſetzungen von W. Gerhard und von H. J. Heintze ſind angezeigt, auf welche wir vielleicht auch noch in dieſem Artikel Rückſicht nehmen können. Dieß Erſcheinen von drei Ueberſetzungen eines doch ſchon geraume Zeit verſtorbnen Dichters auf einmal ſcheint auf ein großes Intereſſe zu deuten, welches für den ſchottiſchen Pflüger in Deutſchland erwacht ſeyn muß; und in der That, man könnte ſich wundern, daß in einem literariſch ſo betriebſamen Zeitalter, wie das jetzige, jener Schacht ſo lang unausgebeutet bleiben konnte, trotz dem, daß Goethe ſelbſt mit begeiſterten Worten bezeugt hatte, daß dort gediegenes Gold zu finden ſey, wenn nicht die Schwierigkeiten, welche der Verdeutſchung von Burns im Wege ſtehen, es einigermaßen erklärlich machten, warum er nicht ſchon früher bei uns naturaliſirt wurde. Daß dieß aber jetzt, wenn und ſo weit es überhaupt möglich iſt, geſchehen werde, verbürgen wohl die Namen der Männer, welche vor der ſchwierigen Aufgabe nicht zurückbebten, und welche ihre ſonſt ſchon erprobte Kraft derſelben widmen wollten; denn Kaufmann iſt ſchon als Ueberſetzer Shakſpeare's, Gerhard aber als Ueberſetzer der ſerbiſchen Volkslieder rühmlich anerkannt. Hiemit ſoll jedoch nicht ausgeſchloſſen oder beſtritten ſeyn, daß es vielleicht einem noch unbekannten Talent beſchieden iſt, durch eine möglichſt umfaſſende Verdeutſchung Burns' den Dank ſeiner deutſchen Landsleute und die Palme auf dieſem Gebiet zu verdienen.

Beinahe ein halbes Jahrhundert ſchon, vier und vierzig Jahre, iſt Burns todt, und der für viele ſo blendende Reiz der Neuheit dient nicht zu ſeiner Empfehlung bei denjenigen, die mit nimmerſatter Gier faſt der Gegenwart voraneilend ſchon die Zukunft plündern und die noch in den Knoſpen ſteckenden Blüthen hervortreiben möchten; für ſolche mag Burns' Poeſie ſchon eine Antiquität, eine verlegene Waare ſeyn; und doch könnte Burns, wenn ihm ein günſtiges Schickſal gelächelt und ſeine Tage gefriſtet hätte, wenn ihm die Jahre Goethe's beſchieden geweſen wären, noch jetzt leben; denn er war zehn Jahre nach Goethe geboren, war nur wenige Monate im Alter von Schiller entfernt. Und nicht bloß eine chronologiſche Zuſammenſtellung von Burns mit unſern großen Dichtern liegt nahe, ſondern es dürfte wohl gerechtfertigt ſeyn, ihn auch in Beziehung auf ſein Talent oder Genie, auf den Gehalt ſeiner Poeſie und deren Wirkung in ſeinem Vaterlande, mit den großen Namen unſers Parnaſſes zu vergleichen und in ihm einen Ebenbürtigen zu erkennen; wenigſtens haben wir hiefür die gewichtige Autorität Goethe's, der ihn „zu den erſten Dichtergeiſtern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat." Daß ſich hiegegen in Deutſchland viele ungläubige Zweifel erheben werden, iſt vorauszuſehen; „ein Dichter erſten Rangs ſoll er ſeyn," wird man kopfſchüttelnd ſagen, „und iſt kaum den Männern vom Fach bekannt?" Wir hoffen, im Folgenden dasjenige, woran ſich die Zweifler ſtoßen, zum Theil erklären zu können; zugleich aber bemerken wir auch hier im voraus, daß

Burns vermöge der Eigenthümlichkeit seines Talents nicht zu einer universellen, kosmopolitischen Popularität oder gar zu einer epochemachenden Wirkung auf die Geister prädestinirt scheint; seine Poesie will mit dem Maaßstab der Intensität gemessen, nicht nach äußern, extensiven Wirkungen beurtheilt seyn.

Um unsre Leser in aller Kürze über die äußern Lebensverhältnisse des Dichters zu orientiren, theilen wir die Skizze mit, welche sich in Halls: Book of Gems findet.

„Robert Burns, der Sohn von William Burneß, einem schottischen Bauer, ward geboren am 25 Januar 1759, in einer Lehmhütte, die sein Vater mit eigenen Händen aufgeführt hatte, an den Ufern des Doon, in der Grafschaft Ayr. Mißgeschick durchkreuzte seine ersten Bestrebungen, sich die Mittel seines Unterhalts in der Welt zu verschaffen; und im Jahr 1786 hatte er, nachdem er vergeblich es mit dem Geschäft des Flachszubereitens in Irvine, und mit einem Pacht in Moßgiel versucht hatte, schon den Entschluß gefaßt, sich ins Ausland zu verbannen, als die außerordentlich günstige Aufnahme, welche ein Band Gedichte von ihm fand, den er mittelst einer Subscription herausgegeben hatte, in der Hoffnung, der Gewinn davon werde hinreichen zur Reise über das atlantische Meer, ihn seinen Vorsatz aufgeben machte. Einladungen nach Edinburgh stürmten ein auf den Bauer-Dichter, und er ging nach Edinburgh. Er ward mit gönnerhaftem Enthusiasmus empfangen. In den glänzenden Gesellschaften der Gordons, der Montgomerys und der Hamiltons ward er mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft; aber am Schluß eines herrlich verlebten Tages, wenn er einer mit Juwelen bedeckten Herzogin in den Wagen geholfen, durfte er durch schmutzige Gassen heimtraben in seine eigene, ärmliche Wohnung, mit einem elenden Tisch, sandbestreuten Estrich und einem Bett von Stroh, für wöchentlich achtzehn Pence. Das war die von der schottischen Aristokratie beliebte, sinnreiche Art und Weise, Burns mittelst der einleuchtendsten und schlagendsten Contraste die Eigenthümlichkeit seiner socialen Stellung fühlbar zu machen. Es war eine bittere Lection, die nie vergessen wurde. Nichts indessen konnte ruhiger, männlicher und natürlicher seyn, als die Art, wie der Dichter sich bei dem gemeinen Staunen und der Bewunderung, welche er einflößte, benahm. Von dem Gewinn einer zweiten, sehr großen Ausgabe seiner Gedichte lieh er zweihundert Pfund seinem Bruder Gilbert, um ihn in Stand zu setzen, seine Lage zu verbessern und seine Mutter zu unterstützen, und er selbst übernahm den Pacht von Ellisland. Mit Widerwillen verließ er die kalten Gesichter, die ihn bei seinem zweiten Besuch in Edinburgh zurückgestoßen hatten; aber nicht ohne Niedergeschlagenheit und Bitterkeit trat er seine neuen Arbeiten an. Ein Amt bei der Accise, im Ertrag von fünf und dreißig Pfund jährlich, ward ihm nachgeschickt, ausgewirkt für ihn durch die Verwendung eines Edelmanns von der Regierung, von welcher ein Hauptmitglied schon in schlechten Versen eine seyn sollende enthusiastische Bewunderung für den Genius des designirten Acciseinnehmer ausgesprochen hatte. In Ellisland ging es Burns schlecht, und bald blieb ihm wenig Trost übrig außer den noch unerschütterten Hoffnungen des trefflichen und tugendhaften Mädchens, das er geheirathet hatte, Jean Armour. Er gab den Pacht auf und zog nach Dumfries, und von da an bis ans Ende seines Lebens stritt er sich mit Schmugglern herum, stach Bierfässer ab, erduldete Kränkungen aller Art und schrieb unsterbliche Gedichte. Noch eine Prüfung war ihm zum Schluß aufbehalten. Da seine politischen Ansichten den Behörden in ungünstigem Lichte geschildert worden waren, hatte er einen harten Kampf zu bestehen, um nur seine elende Stelle bei der Accise zu behalten, und sie blieb ihm am Ende nur mit dem Bedeuten: er habe sich streng an eine begleitende officielle Instruction zu halten, daß sein Amt sey, thatig zu seyn, nicht aber zu denken. Das Amt Burns, thätig zu seyn, aber nicht zu denken! Er starb am 21 Julius 1796, nachdem er kaum, während seiner letzten Krankheit, dem Gefängniß (wegen Schulden) entgangen war.

Von Person war Burns in seiner Jugend groß und muskulös. „Der Mann," sagt sein neuester und bester Biograph, Allan Cunningham, „war nur wenig von dem Jüngling verschieden ... Er hatte eine leichte Senkung des Halses, was den Lenker des Pflugs verrieth, und ein, oder ein paar Locken seines dunkeln, wallenden Haares waren hinten nachlässig mit zwei Stücken schmalen, schwarzen Bandes gebunden. Sein Gesicht strahlte von Intelligenz und Genie ... seine Augen waren groß, dunkel und leuchtend." — „Nie," sagt Walter Scott, „sah ich sonst ein solches Auge im Kopf eines Menschen, obgleich ich die ausgezeichnetsten Männer meiner Zeit gesehen habe."

Nichts ist schöner als die Dichtungen von Burns, ausgenommen die von Shakspeare. Wir verstehen dieß nicht nur im poetischen Sinn, sondern sofern wir darin die Sprache und den Ausdruck eines Mannes voll Einfalt, die Festigkeit und Wahrheit erkennen. Seine Poesie enthält die Gefühle gränzenloser Großmuth und allumfassender Liebe; den Stempel der Aufrichtigkeit und Innigkeit, mächtig und glühend genug, um auch das Niedrigste zur Sphäre des Höchsten zu erheben; die entschiedenste und doch anmuthigste Vermählung von Zartheit mit Kraft, ja Heftigkeit, von zitterndem Mitleid mit ernster und gewaltiger Leidenschaft; — nichts läßt sich vergleichen mit den Fragmenten von Burns' Genius (denn die kümmerlichen Verhältnisse seines Lebens erlaubten ihm nur, Bruchstücke zu hinterlassen), als der weitumfassendere Genius Shakspeare's. Burns schrieb Gedichte, weil er gar nicht anders konnte. Sein Herz war zu voll, als daß es ihn hätte schweigen lassen. Dieß ist der auszeichnende Charakter seiner Productionen. Sein Puls schlägt noch in ihnen so lebendig, so gesund und so kraftvoll, wie damals als er zuerst, leichten Fußes und das Herz von Hoffnung schwellend, in die Welt hinaus trat. Sein Auge war so treu wie sein Herz, und daher ist die Anschaulichkeit seiner Poesie von keinem übertroffen worden. Sein Name und sein Einfluß wird so lang bestehen, als ein Berg oder ein Strom in Schottland seyn wird."

An diese Skizze können wir manches Ergänzende und Erläuternde anknüpfen. Fürs erste das, daß der Verfasser die Eigenthümlichkeit von Burns' Temperament nicht hervorgehoben hat, welche wohl einerseits die Bedingung und Baß mancher Eigenschaften war, welche seine Poesie auszeichnen, aber andrer-

ſeits auch, indem ſie ihn zu vielen Unbeſonnenheiten und Verirrungen hinriß, wenigſtens theilweiſe den Druck und die Sorgen herbeiführte, unter welchen er während ſeines Lebens litt. Ein Sturm riß wenige Tage nach ſeiner Geburt die Hütte ſeiner Eltern nieder, und Burns erkannte hierin die Vorbedeutung ſeiner eignen ſtürmiſchen Leidenſchaften. Seine Gedichte ſind ein treuer Spiegel ſeiner Perſönlichkeit, ſeines Charakters, und er gibt ſich nicht die mindeſte Mühe, die Züge zu verbergen, welche Hall verſchweigt; er gibt mit der unbefangenſten Naivetät ſeine Schwächen, ſeine Neigungen, ſeine ſatyriſche Laune, ſeine Freude am derben Witz preis, aber daneben treten allerdings die oben an ihm gerühmten Eigenſchaften des Gemüths und Charakters mit gewinnender Kraft hervor. Derſelbe Leichtſinn, welcher, verbunden mit der Ungunſt der Verhältniſſe, den Dichter im Leben unglücklich machte — (ſo weit ein Mann mit einem ſolchen Schatz unglücklich ſeyn konnte), iſt es auch, was ihn, vermählt mit den trefflichſten Anlagen des Geiſtes und Herzens, ſo liebenswürdig macht. Rührend und wahr ſagt er von ſich in der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt dichtete (dem erſten der von Kaufmann überſetzten Gedichte:

Der Arme, der hier unten ruht,
War reich an Geiſt, von Herzen gut,
Und fühlte heiß der Freundſchaft Gluth,
Und ſanftres Glühn,
Doch Thorheit und zu raſcher Muth
Befleckten ihn.

Um unſern Leſern den wahrhaft männlichen, unabhängigen, geſunden Sinn des ſchottiſchen Sängers zu veranſchaulichen, haben wir eine Epiſtel von ihm an einen jungen Freund überſetzt, welche die Sammlung von Kaufmann nicht enthält, und die, wenn ſie auch an Poeſie vielen ſeiner Lieder weit nachſteht, durch die Kraft der Geſinnung und des Ausdrucks ſeiner vollkommen würdig iſt:

Lang dacht' ich ſchon, mein junger Freund!
Etwas für dich zu ſchreiben;
Ich möcht' bei dir, ſo iſt's gemeint,
In guter Erinnrung bleiben.
Was aber? Ei! es wird die Frag'
Durch Zufalls Laun' erledigt;
Kann ſeyn es kommt ein Lied an Tag,
Kann ſeyn auch eine Predigt.

Du kommſt jetzt in die Welt hervor;
Wahrhaft ſag' ich Beſcheid dir:
Die Menſchen ſind ein ſeltſam Corps
Und ſchaffen wohl viel Leid dir.
Auf Sorg' und Müh mach dich gefaßt,
Kömmſt du zu deinen Zwecken,
Doch ringſt du auch voll Schweiß und Haſt,
Bleibſt leicht im Sumpf du ſtecken.

Nicht als ob alle Menſchen ſchlecht
Die harten, böſen Sünder,
Die fragen nie nach Gott und Recht,
Sind wohl an Anzahl minder;
Doch unverläſſig, ach! und krank
An Schwäche dieß Geſchlecht iſt;
Und ob die Wag' auch tanz' und ſchwank',
Wägt ſelten ſie, was recht iſt.

Die fallen in des Glückes Schlacht —
Wir wollen ihr Loos nicht ſchelten!
In dem was werthvoll 's Leben macht,
Mögen ſie viel doch gelten!
Hat Einer wohl ein redlich Herz,
Doch beißen ihn Nahrungsſorgen,
Nimmt Theil an ſeines Nachbars Schmerz,
Doch hat nichts ihm zu borgen.

Friſch weg ſtets von der Leber ſprich,
In Freundeskreis, in kleinem!
Doch etwas ſtets behalt' für dich,
Was du vertraust kaum Einem!
So viel du kannſt, zieh' dich zurück
Vor'm Meſſer krit'ſcher Zungen,
Indeß du ſelbſt mit Luchſes Blick
Der Andern Herz durchdrungen.

Gib hin dich mit berauſchter Bruſt
Rechtmäß'ger, heil'ger Liebe,
Doch koſte nicht verbotne Luſt,
Ob es geheim auch bliebe!
Wie groß die Sünd'! — das ſteh' dahin,
Wie Angſt vor'm Leumund quäle! —
Doch oh! verſtockt macht's Herz und Sinn,
Verſteinert ganz die Seele!

Mich um Fortuna's goldne Gunſt
Mit Fleiß und Eifer täglich,
Und ſuch' Gewinn durch jede Kunſt,
Mit Ehr' und Recht verträglich, —
Nicht, daß du's in die Erde grab'ſt,
Nicht, nach Hoffart zu ſtreben, —
Nein! daß das ſtolze Recht du hab'ſt:
Als eigner Herr zu leben!

Die Höllenfurcht als Staupbeſen frommt,
Schurken damit zu zügeln;
Wo ins Gedräng' die Ehre kommt,
Wirſt du nicht lange flügeln;
Bleib' ſtehn, wenn ihr ein Fleckchen droht,
Wie auch der Scheingrund ſchimmert;
Entſchloſſen, treu halt' ihr Gebot!
Um Folgen unbekümmert.

Dem großen Schöpfer Ehrfurcht weihn,
Wohl ziemt's dem Sohn der Erde;
Doch laß der Frömmler Litanei'n
Und ſaure Bußgebärde!

Nimm nie bei Gottesläugnern Platz,
Bellatſcher frevlen Spottes;
Ihr Lachen iſt ein ſchnöder Erſatz
Deines verhöhnten Gottes.

Wo der Genüſſe Kranz ſich flicht,
Vergißt die Religion man;
Wenn ſie mit giftigem Stachel ſticht,
Sieht man ſie wohl mit Hohn an;
Doch wenn das Leben uns ſtürmt zu Grund,
Wenn Schuld uns macht erbleichen:
Dann mit dem Himmel iſt der Bund
Ein Anker ohne Gleichen.

Leb', theurer, lieber Junge, wohl!
Nie wird dir's Herz verſagen.
Und Klugheit, Wahrheit, Mannesſinn ſoll,
Dich't Haupt hoch laſſen tragen!
In ſchlichtem Wort: Gott geb' dir Gnad'
Der Weisheit nachzuſtreben,
Und mögſt du treuer ſeyn dem Rath,
Als der ihn dir gegeben.

Aus dieſem Gedicht lernt man die Geſinnungen und Grundſätze kennen, welche Burns als Regeln für weiſe Führung des Lebens aufſtellt, wenn er auch in der letzten Zeile mit rührender Offenherzigkeit geſteht, daß er ſelbſt ihnen nicht nachgelebt habe; zugleich ſieht man auch, daß das eigentlich poetiſche Element zurücktritt, daß er ein Mann von nicht geringer Reflexion und Einſicht war. Dieß führt uns zu dem Punkt ſeiner Bildung. Lieſt man die Gedichte von Burns, oder auch nur einen Theil davon, und hört man, der Verfaſſer ſey ein bloßer Bauer in Schottland, nicht etwa ein Landwirth, ſondern ein wirklicher Pflüger geweſen, ſo muß man ſich freilich verſucht fühlen, hierin ein faſt unglaubliches Wunder zu erblicken. Und überſetzt man ſich dieß Wunder in die deutſchen Verhältniſſe, ſo wird es noch fabelhafter. Wie ſollte man es ſich irgend denkbar machen, daß ein deutſcher Bauer hinter ſeinem Pflug ſolche Gedichte ſänge, wie die von Burns? Dieß Staunen über eine Unbegreiflichkeit wird jedoch, ohne daß darum die Bewunderung des poetiſchen Genius im mindeſten geſchwächt werden müßte, bedeutend vermindert, wenn man etwas genauer die Verhältniſſe ſich anſieht, die aus einem ſtumpfen Bauernknaben freilich nimmermehr einen Jünger Apollo's machen könnten, die es aber doch erklären, wie das herrliche, angeborne Talent von Burns zu ſolcher Ausbildung gelangen konnte. Zwei Elemente wirken in Schottland aufs glücklichſte zuſammen, um auch den gemeinen Mann, den Bauer, in ſeiner Bildung und in ſeinem Selbſtgefühl höher zu heben, als die ihm an Stand und Beruf Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutſchland, ſtehen. Die frühern, mittelalterlichen, in Schottland durch den Geiſt des Volkes eigenthümlich gefärbten und modificirten, halb feudaliſtiſchen halb patriarchaliſchen Verhältniſſe und Inſtitutionen, der Geiſt und die Traditionen der Geneſſenſchaften und Clane, die einfachen, gemüthlichen Sitten, haben ſich in jenem Lande, wie Jedermann weiß, weit mehr erhalten, als bei irgend einem andern Volke. Zur Zeit, wo in England, unter Eliſabeth, ſchon Alles ſich den modernen Staatseinrichtungen entgegen geſtaltete, waltete in dem ſcheinbar verſpäteten Schottland noch der ziemlich ſtürmiſche und unordentliche Geiſt des Mittelalters. Durch die Vereinigung mit England jedoch wurde ihm ein gleichmäßiges Fortſchreiten in Civiliſation und Bildung gewiſſermaßen zur Nothwendigkeit, und während manche ſchönen und poetiſchen Elemente aus jenem frühern Zuſtand ſich erhielten, — viele heroiſche und nationale Erinnerungen, deren Lebendigkeit über die Schotten inſofern viel Unheil brachte, als ſie ſie geneigt machte, ſich der unglücklichen Sache des Hauſes Stuart anzuſchließen, und Gut und Blut dafür zu opfern, — wurde durch die Reformation und durch den anregenden politiſchen und intellectuellen Verkehr mit England auf die Bildung des Volks vortrefflich gewirkt, indem dort die vorzüglichſten Schulanſtalten, beſonders auch Elementarſchulen, gegründet und eifrig gepflegt wurden. Wirklich zeichnet ſich auch das Volk von Schottland vor dem von England durch Bildung und Intelligenz aus (obgleich die Engländer die Schotten wegen ihrer Derbheit und beſonders auch wegen ihrer breiten Ausſprache häufig verſpotten), neben dem, daß das patriarchaliſch-heroiſche Element noch lebendiger unter ihm iſt. Durch Schulunterricht und einen gewiſſen Grad von Bildung wird ſomit auch in dem ſchottiſchen Landmann das Gefühl der Menſchenwürde geweckt, wird er für die Humanität gewonnen, während ſeine Lebensgewohnheiten und Traditionen, die von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn ſich vererbenden volksthümlichen Legenden, Sagen und Geſänge das Nationalbewußtſeyn lebendig erhalten. Dem ſchottiſchen Bauer, wenn er nicht ganz ſtumpf iſt, lebt ſein Land und ſeine Geſchichte; dem deutſchen Bauer ſind beide ſo ziemlich todt.

(Fortſetzung folgt.)

Carlo Vareſe.

(Schluß.)

Am nächſten Morgen erhält Vareſe durch den Kellner des Gaſthofes, in welchem der Fremde abgeſtiegen, die Nachricht, daß Herr Stella plötzlich ſehr unwohl geworden und deßhalb den Herrn Doctor um ſeinen gütigen Zuſpruch erſuchen laſſe. — Ob Vareſe nun wohl die Beine unter die Arme genommen? — So erhitzt und athemlos er an Ort und Stelle anlangte, eben ſo bleich und matt fand er den jungen Mann auf dem Lager hingeſtreckt. „Was in aller Welt fehlt Ihnen denn, beſter Herr Stella?" — Ach mich hat ein ſchrecklicher Unfall betroffen! Noch ſchaudere ich, wie Sie ſehen, wenn ich nur daran denke. — „Aber ſo ſprechen Sie doch, was iſt's? Oder reut Sie Ihr Vertrauen zu mir ſchon jetzt." — O, das kann der Freund meines Oheims nimmermehr im Ernſte von mir denken! Nein, hören Sie, hören Sie Alles! Geſtern Abend gegen eilf Uhr ging ich vor dem Tortoner Thore ſpazieren; da, in geringer

Entfernung vom Kloſter, wurde ich von zwei Unbekannten angetreten, welche mir alsbald alle Taſchen umkehrten und meine Brieftaſche zuſammt den in derſelben befindlichen Wechſeln, Paß, fünf ſpaniſchen Piſtolen und ſieben oder acht venetianiſchen Zecchinen mir entriſſen, ſo daß ich nun, ohne Geld und Papiere, die dringendnöthige Reiſe nach Turin unmöglich ſo ſchnell abthun kann, wie die Intereſſen unſeres Hauſes es doch gebieteriſch fordern. Den Carabiniers und der Polizei habe ich bereits vorläufig Anzeige von dem Vorfall gemacht; doch ſoll ich heute um neun Uhr noch vorſchriftmäßig ausführlich bei letzterer deponiren.

Vareſe, außer ſich vor Beſtürzung und Betrübniß, daß ein ſolcher Unfall gerade dem Neffen ſeines Freundes begegnen mußte, eilt ſporenſtreichs auf die Polizei, um ſich aufs nachdrücklichſte für die Entdeckung der räuberiſchen Schurken, ſo wie für die Ertheilung eines neuen Paſſes an ſeinen Schützling zu verwenden, damit dieſer ſeine ſo dringliche Reiſe nach Turin ſchleunigſt antreten könne. Dennoch ertheilte die mißtrauiſche Polizei ſelbſt nach der vorſchriftmäßig ausführlichen Depoſition nur einen Reiſeſchein zur Rückkehr nach Mailand, was freilich ſchon viel, aber noch lange nicht das ſo ſehnlich Gewünſchte und ſo dringend Geſuchte war. Indeß, da ließ ſich nun einmal nichts ändern, und ſo mußte der ehrliche Vareſe ſeine Dienſtleiſtungen vorläufig darauf beſchränken, ſeine Börſe mit etwa 36 oder 40 Mailändiſchen Liren in die Hände des Wirthes und des nach Turin bereits gedungenen Fuhrmannes für den armen jungen Mann auszuſchütten. Dann aber führte er dieſen zu ſich nach Hauſe, beſorgte ihm das erleſenſte Mahl, wie es der piemonteſiſche Koch nur irgend bieten kann, miethete ihm ein Fuhrwerk nach Mailand und empfahl ihn beim Abſchiede mit dem herzlichen Kuß des Biedermannes in den Schutz des lieben Gottes und ſeiner Heiligen.

Aus dem erſten mit dem Oheime hiernächſt gewechſelten Briefe ergab ſich aber, daß unſer ehrlicher Vareſe eben wieder einmal das Spielwerk eines Betrügers, das Opfer ſeiner faſt eben ſo leichtgläubigen als menſchenfreundlichen Gutherzigkeit geweſen war; daß er ſelber einen Schurken auf die Polizei geführt und auch für deſſen ſo bequemes als ſchleuniges Fortkommen allerbeſtens geſorgt hatte: der angebliche Neffe ſeines Verlegers war nur ein ehemaliger Diener deſſelben, welcher dergleichen Gaunerſtreiche inzwiſchen ſchon mehrere ausgeübt, den Weg nach Rom aber offenbar nicht um der Buße willen gemacht hatte, und nur zu ſpät erſt, während einer mehrjährigen Gefangenſchaft, zur Erkenntniß und zur Reue gekommen iſt. — Irren aber würde man ſich, wollte man meinen, daß Vareſe über dieſen Vorfall ſonderlich bös geweſen; froh war er vielmehr, indem er äußerte: wie verdrießlich hätte es nicht für mich ſeyn müſſen, ließ ich den wirklichen Neffen meines Freundes etwa ohne Vorſchub und Hülfe von mir gehen?

In der letzten Vergangenheit nun hat Vareſe die Feder des Romanendichters mit dem Griffel des Geſchichtſchreibers vertauſcht — ein großartiges Unternehmen, das auch als Verſuch, ganz abgeſehen von dem Erfolge, immer ehrenvoll und der Anerkennung werth gefunden werden muß. Unſer Held aber brachte zu dem hohen Muthe auch die angemeſſenen Kräfte mit, wie ſeine „Geſchichte der Republik Genua, von ihrem Urſprunge bis zum Jahre 1814,“ in acht Octavbänden zur Genüge darthut. Der König Karl Albert, ein ſorglicher Pfleger jedes Zweiges der Wiſſenſchaften, ganz beſonders aber der Geſchichte, verlieh dem fleißigen Autor zur gerechten Anerkennung ſeiner Leiſtungen das Ritterkreuz des Savoy'ſchen Civilverdienſt-Ordens, und die Akademie zu Turin, ſo wie die Deputation für vaterländiſche Geſchichtsforſchung machten ſich eine Ehrenſache daraus, den Verfaſſer jenes Werkes zum Mitgliede ihrer Geſellſchaften zu ernennen.

Die Perſönlichkeit Vareſe's endlich anlangend, ſo iſt er ſehr wohl und fein gebaut, hat etwas eingefallene Wangen und ſchwarze, lebenvolle Augen. Eine ganz eigenthümliche Folie für die regelmäßigen Verhältniſſe ſeines Geſichtes gibt ſein glänzend ſchwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern herabwallt. Ob er es indeß noch immer mit derſelben eiferſüchtigen Sorgfalt pflegt, wie bei ſeinem letzten Beſuche in Mailand, das wiſſen wir freilich nicht anzugeben.

Wolkoff.

Neuere däniſche Literatur.

(Schluß.)

Den fünften Act, der zu Anfange im Unwetter im öden Vogelwalde ſpielt, wo Simurg an einen Oelbaum gebunden ſtarr nach dem Vögelfluge ſchaut, eröffnet deſſen Diener Marcolfus, der Narr des Stücks, der ihm ſeine Bande zerſchneidet und ihn auffordert zu entfliehen; aber ſein Herr iſt ſo ſehr in Betrachtung verloren, daß er gar nicht auf ihn achtet, ſo daß Marcolfus unter Andrem ſich ausläßt:

Studirt er nicht bald ſich zu einem Gott,
So hält er das Hundeleben nicht aus!

Als er zuletzt ihm zuſchreit:

Ein Teufel regiert König Salomo's Reich!

kommt der Haushofmeiſter dazu und warnt ihn:

Marcolfus, du treibſt die Frechheit zu weit,
Du wagſt zu rufen laut, was du denkſt!

Marcolfus antwortet:

Die Frechheit war doch wohl nicht ſo groß,
Es war Monolog.

Der Haushofmeiſter iſt ein ſtrenger Verehrer der Monarchie:

Kam Satanas nach David zum Throne,
So trägt er ja ehrlich geſetzlich die Krone.

Plötzlich verändert ſich die Natur, Frühlingswinde wehen, Vögel ſingen, der Wald grünt und blüht, und Simurg verkündet:

Er naht, er, der da ſieht als Blinder,
Des falſchen Ringesherren Ueberwinder.
Doch erſt muß in ſein Grab der Lügenunheld,
Bevor des Ringes wahres Licht ſich offenbart!

Auf Salomo's Burg bemerkt auch der Nekromant die Umwandlung und spürt Unrath, läßt deßwegen den Lokman rufen, der ihm ruhig seinen Untergang voraussagt. Mittlerweile öffnen sich die Thüren des Palastes; die Leviten, den blinden Asaf an ihrer Spitze, ziehen dem Nekromanten mit einem Beschwörungsgesang entgegen. Dieser stürzt zur Erde, erhebt sich wieder, und entflieht, noch immer mit dem Ring an der Hand. Die Procession folgt ihm. Das Volk will ihn steinigen. Zwei Sadducäer bedauern das Volk wegen seines Aberglaubens, als ob in dem Könige ein Teufel wohne, und als ob der Ring wirklich eine Zauberkraft besitze. Der Nekromant ist auf eine Felsenspitze am Meere geflüchtet, vom Geschrei der Dämonen verfolgt und ruft:

Hast du, o Wesen, Daseyn, das ich läugnete,
So zeige dich!

Iblis gibt sich ihm als solches zu erkennen. Der Nekromant verachtet ihn, und will ihm nur glauben,

Wenn eingeschlossen in den kleinen Raum
Von einer goldnen Kapsel du mir meine
Gedanken offenbaren kannst. Der Ring
Soll dein dann seyn, und deinem Reich zu eil' ich
Mit dir zur Geisterherrschaft.

Iblis nimmt den Antrag an, ist aber kaum in dem Gefäß, als der Nekromant es zuschließt und mit dem Ringe besiegelt, es sammt dem Ring in das Meer wirft, sich aber selbst auch, von dem Beschwörungsgesange verfolgt, in die Wellen stürzt.

Wir erblicken sodann im Hafen auf einem Nachen unter dem Fels den Salomo als Fischer und bei ihm die Königin von Saba, beide noch in ihrer Verzauberung, aber schon mit dem edlen Ausdrucke des Geistes in ihren Zügen. Balkis freut sich der Wiedererneuerung der Natur, und will den Salomo damit trösten, der aber in tiefe reuige Gedanken versunken ist: nach allem Forschen habe er nicht einmal Leben und Traum unterscheiden können, doch wolle er im Namen Gottes die Stunde erwarten, wo des Lebens höchster Schatz gefunden werde. Indem zieht er im Netz das Goldgefäß herauf und erkennt freudig das Gepräge seines Ringes. Iblis bittet drinnen, ihm aufzumachen, und den größten Geist zu erlösen. Salomo antwortet: „Nein! den größten Geist sperrt Niemand ein, nicht aller Welten Raum," und wirft das Gefäß ins Meer zurück. Aber nun bringt ihm ein Fisch im Netz seinen Ring, er steckt ihn an den Finger, und erhält mit Balkis die wahre Gestalt wieder. In einer Sestine geht er nun nochmals seine Forschungen durch, dann gelandet, und vom Volke, von dem ruhigen Lokman, und dem triumphirend um sich blickenden Simurg, vom stummen Agib und der Prinzessin Melida, und vom Priestergesang empfangen, heilt er durch den Ring den Asaf von seiner Blindheit und den Agib von seiner Stummheit, und sagt dann:

Das Kleinod, das die Weltweisheit nicht auffand,
Ist nicht dahin auf immer — ist gefunden.
Hier steht das Wort, das mächtig klar vereinst
Die Welt mit seinem Klang durchtönen wird.
Von Freiheit flüstert meinem Netz dies Wort:
Es löse jegliche gebund'ne Seele,
In Gottes Hand sogar sprengt es die Bande,
Und schafft, was eine ew'ge Weisheit denkt.
Das Zeichen trug' ich in des Ringes Schrift nur,
Nicht mein ist dieses große Werk, und nicht
Der Welt. Wenn es hervortritt aus dem Zeichen,
Wird alle Dunkelheit sein Glanz durchstrahlen,
In ihm des Lebens Leben offenbaren,
Die Welt zu ihrer Herrlichkeit verklären.

Asaf und die Priester stimmen zum Schluß den prophetischen zwei und siebenzigsten Psalm an.

Aus dieser etwas ausführlichen Inhaltsanzeige erhellt deutlich, daß das Gedicht ein didaktisches, und als solches bedeutend genug ist, mit den wichtigsten Dichtungen ähnlicher Art verglichen zu werden. Es hat eine der höchsten Ideen zum Kerne, die Erforschung der tiefsten Weisheit oder des höchsten Guts, das hier zuerst in dem Ringe versinnbildet ist, doch nur als unumschränkte Gewalt, die in Salomo's Händen allenthalben Glück verbreiten will und demzufolge die äußere Natur zum Paradiese macht, zugleich aber den größten Feind des irdischen Glückes, den Tod zu vernichten sucht. Dazu bedarf es noch des Wortes der Wahrheit, des Verstehens der Inschrift des Ringes, der Quelle aller Worte und Gedanken, oder vielmehr des Schöpfungs- und Erhaltungswortes. Um dieß zu erfahren, wendet sich der weise Salomo in seiner Thorheit an Seher, an andere lebende Geschöpfe und seinesgleichen, ja sogar durch den Nekromanten, den Vertreter nicht etwa des irrenden, wie bei Salomo, sondern des bösen menschlichen Willens, an die Todten, und der Mund der Leiche flüstert ihm sehr richtig das Wort Nichts als die Lösung des großen Räthsels zu, denn der irdische Theil des Menschen ist als menschlicher Leib vernichtet. Salomo's edle Natur wendet sich mit Unwillen von dieser Antwort ab, aber er hat sich durch Benutzung einer teuflischen Macht entwürdigt, er hat das körperliche Daseyn zu hoch angeschlagen, er ist jener Macht verfallen, er wird dafür bestraft durch den Verlust seines Ringes, d. h. seiner Macht wohl zu thun, seiner sittlichen Kraft überhaupt, er muß und kann diese nur durch Büßung wieder gewinnen. Sie wird ihm geraubt durch den Nekromanten, der sie seiner Natur nach sofort dazu anwendet, um die Erde zu entschönen, zu verderben, Schrecken und Jammer hervorzubringen. Dadurch wird er endlich dem allgemeinen bösen Princip, dem Teufel, zu mächtig, und Iblis sagt sehr naiv, daß auch das Böse sein Maaß haben müsse. Indeß ist Salomo, der nun in dem tiefsten Elend schmachtet, das zugleich in seiner Gestalt erscheint durch Verwandlung in einen Greis, auf den richtigen Weg zur Entdeckung des Räthselwortes gelangt, das nicht mit der Schöpfung eines äußern Paradieses, und mit der Aufhebung des irdischen Todes anfangen darf, sondern das zunächst in innerer Reinigung durch Erkenntniß der sittlichen Schwäche des Menschen und demnächst in seiner Unterordnung unter den göttlichen Willen besteht, der in der heiligen Schrift niedergelegt ist. Hiemit ist denn auch der Untergang des Bösen, der

Digitized by Google

Sturz des Nekromanten, und die Wiedergewinnung des Ringes als Symbols der Macht oder der Fähigkeit zu beglücken, d. h. der eigenen sittlichen Reinheit und der Einwirkung auf den Willen Andrer, das Amt des priesterlichen Königs verbunden. Indeß die sittliche Weltverklärung ist nicht auf dieser Welt zu erreichen, sondern einer himmlischen Zukunft vorbehalten. — Dieß ist der Hauptfaden, mit welchem sich mehrere theoretische und praktische Ansichten verweben. Zwei verwerfliche theoretische knüpfen sich an die Seherkunst durch Beobachtung des Vögelfluges und des Standes der Gestirne, der ersteren als Ueberhebung der menschlichen Einsicht, wie bei den ersten Menschen als Ungehorsam gegen das göttliche Verbot und Versuch, Gott gleich zu werden, also der Verwegenheit, durch Forschung selbst das Geschick, den göttlichen Willen, die Naturgesetze zu beugen, der letzteren als eines stoischen Stolzes, gegen die Allmacht den Gleichgültigen zu spielen, und über nichts mehr sich zu freuen oder zu betrüben. Das eine ist ein Mißverstehen der Freiheit des menschlichen Willens, das andre der göttlichen Nothwendigkeit, beides ein Verkennen des Verhältnisses zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer, zwischen dem Menschen und Gott. — Die edle menschliche Natur ist durch die Königin von Saba versinnbildet, die Verbindung des eifrigen Strebens nach richtiger Erkenntniß mit reinem Willen und Menschenachtung, persönlicher Neigung, Hingebung an das Höhere; Balkis wird deßhalb auch die Begleiterin des gefallenen Mannes, die Trösterin und Retterin, und steht höher als Sulamith, die mehr die äußere Schönheit des Weibes als die sittliche, mehr die Unschuld als die Tugend darstellt. Schön hat auch die höchste Geschlechtsliebe, die eben in der Vereinigung und also nur durch den Tod ein wahrhaftes Leben empfängt in Jusuf und Sagura, so wie das Geschick in seiner irdischen Milde nach der Strenge in Agib und Melida, und in seiner himmlischen Milde nach der größten Peinigung in Assaf und Mehindaun, und endlich der Gegensatz gegen alles edlere Streben auf niedrige, knechtische, eigennützige Weise im Haushofmeister, auf komische Weise als Narr oder phlegmatischer Famulus in Marcelfus ihre Vertreter gefunden. Alle diese Versinnbildungen ließen sich noch weiter besprechen, besonders die verschiedenen vorhergenannten Liebespaare, unter welchen besonders das letzte, Assaf und Mehindaun, eine tiefere Bedeutung haben, insofern die weibliche Natur zum größten Schmerz bestimmt zu seyn scheint, aber auch mit der größten Kraft zu leiden ausgerüstet ist, der höchste Schmerz des Mannes sich aber durch die Kunst, in Assaf durch die Poesie, und zwar die religiöse, reinigt, und darin Haltung und Lohn findet. Je tiefer man in das Gedicht eindringt, desto mehr Absichtlichkeit und künstlerische Weisheit erblickt man darin. Nur der Schluß läßt Einiges zu wünschen übrig. Die beiden Teufel, von denen Iblis der thätige, rüstige, Datember der schwächere, nachdenklichere ist, verschwinden zu schnell, der letztere doch wenigstens mit einigen pharisäischen Worten. Am meisten befriedigt fast der Nekromant, indem er mit dem Glauben an das Nichts und an seine Vernichtung sich in das Meer stürzt. In Salomo ist die Selbsterkenntniß, die Gotteserkenntniß, die Religion als Lösung zwar richtig bezeichnet, aber die Widerlegung des Nichts, der Rückblick auf das, was ihn früher so sehr bekümmerte, auf den Tod, fehlt, oder ist doch zu schwach durch die Zeile:

Nun spricht das Leben von der Welt der Todten ausgedrückt; und sie war leicht zu geben durch die Verwandlung des Nihilismus „aus dem Nichts ist Alles entstanden, und in das Nichts kehrt Alles zurück," in das göttliche Wort: „aus Gott ist Alles entstanden und zu Gott kehrt Alles;" auch der Tod erscheint dadurch erst in seiner wahren Bedeutung als Führer zu Gott, als Vermittler des wahren Geisteslebens. — Eben so sollte auch der Philosophie neben der Religion ihre Stelle angewiesen, und die Idee der Freiheit mit der der Nothwendigkeit ausgesöhnt werden.

Eine Vergleichung mit ähnlichen Werken, z. B. mit Goethe's Faust, mit Calderons wunderthätigem Magus, mit Dante's göttlicher Komödie würde hier am Orte seyn, aber zu weit führen; und ich schließe deßwegen mit dem Ausdruck meiner hohen Achtung vor der Absicht des Dichters wie vor der größtentheils glücklichen Durchführung eines so umfassenden Gedankens, und vor dem Fleiße, der im Einzelnen herrscht, wobei noch lobend zu bemerken ist, daß er der sehr nahe liegenden Lockung zu einer Kritik philosophischer oder religiöser Systeme, besonders der gegenwärtig obwaltenden (wenn gleich manches in diesem Gedicht einer solchen Deutung fähig ist) widerstanden und sich von allen entschiedenen Anspielungen oder Persönlichkeiten frei erhalten hat.

Die gelben Strahlen.

Von Sainte-Beuve.

Im Sommer, Sonntags, wenn's zur Vesper läutet,
Das Volk voll Hast aus seinen Häusern schreitet,
Und draußen sich erfreut,
Aus meinem Fenster durch die Jalousien
Seh' ich von oben dann vorüberziehen
Handwerker, Bürgersleut',

Geputzte Krämer, Frohsinn im Gesichte.
Auf meinem Tische liegt ein Band Gedichte;
Ich lese halb im Traum.
Der Abendsonne dunkelgelbe Strahlen,
Heut gelber noch, als in der Woche, malen
Des weißen Vorhangs Saum.

Ich seh' sie gerne durch die Läden zittern;
Die Phantasie erzeugt aus ihrem Flittern
Der Goldatome Heer.
Dann durch das Aug' in meine Seele dringend,
Und als Gedanken in ihr wiederklingend,
Entstehen dort noch mehr.

Der Kindheit Tage sind's, die vor uns treten,
Die wie ein Zukunftstraum, den wir erflehten,
So golden sind und bunt.
Zur selben Zeit (mir ist, als säh' ich's heute)
Ließ man uns Kinder einst bei dem Geläute
In der Capelle Rund.

Die Lampe brannte gelb und gelb die Lichter;
Ein gelber Schein bestrahlte die Gesichter
Der Mädchen rings im Kreis.
Der Priester beugt' im weißen Meßornate
Die gelbe Stirn, wie, wenn die Sichel nahte,
Die Aehr' sich beugte leis.

Wer hat nicht Abends vor dem Heil'genschreine
Verrichtet dräuflig sein Gebet, alleine,
Ein Opfer sonder Trug?
Wer, der das gelbe Crucifix nicht küßte,
Der deinen Tod nicht las, o Jesu Christe,
Im gelben Messebuch?

Doch sagt wo, wenn sie fort, ich wieder finde
Des Glaubens Innigkeit? dieß Angebinde
Von eines Engels Hand;
Den unsre Mutter nährt mit frommem Eifer,
Und den ein Priester tränket, sind wir reifer,
An heil'ger Ströme Rand.

Kann wieder er erblühn, vom Sturm zerknicket,
Wenn frech der Stolz, der unser Herz berücket,
Tritt auf den Altar hin?
Wohl ist man schwach dann, wenn dem Leib zum Raube,
Wenn Tod — was denk' ich dran, da ich doch glaube,
Daß ich unsterblich bin!

Ich war bei meiner Tante Todeskampfe
Dieß Jahr. Auf ihrem Bett' im starren Krampfe
Blieb sie drei Tage lang
Und starb, indeß ich bei ihr war im Zimmer.
Ich war dabei, als um ihr Haupt für immer
Das Leichentuch man schlang.

Der Sarg kam an; man maß ihn mit dem Stabe;
Ich sah's — die Lichter brannten gelb; am Grabe
Sang Hymnen der Vicar.

Umsonst wollt' beten ich nach frommem Brauche —
Stumm blieb die Lipp' und thränenleer das Auge,
Da ich nicht gläubig war.

Sie liebt mich doch; auch meine Mutter liebt mich:
Doch ach! wie bald, und auch ihr Tod betrübt mich;
Ich hülle selbst sie ein
In gelbe Laken, leg' auf gelbe Späne
Ihr Haupt und wein' dabei die letzte Thräne.
Dann bin ich ganz allein.

Allein — bin ohne Eltern und Geschwister;
Es liegt ein Leben vor mir ernst und düster;
Wer, der von Lieb' mir spricht? —
Die Sonne sinkt indeß; nur matt beschienen
Vom letzten Glühen glänzen die Gardinen
In falbem, gelbem Licht. —

Nein, niemals wird bei meines Namens Nennen,
An den Gemahl, der fern ist, denkend, brennen
Vor Scham die junge Braut.
Zwei Knaben werden nie die Rauchgefäße
Ob unsern Häuptern schwingen, wenn die Messe
Absingt der Priester laut.

Nein, niemals naht der Tod sich meinen Pfühlen,
Wird meine Stirne heiße Küsse fühlen,
Und nie im Brechen schaut
Mein Aug' ein Lebewohl von theurem Munde.
Nie gibt ein Baum von meinem Grab euch Kunde,
Noch gelbes Farrenkraut.

— So denk' ich dann. 'S wird dunkel auf den Gassen;
Ich steig' hinab; in dem Gewühl verlassen
Die Grabgedanken mich;
Man drängt sich durch; wo lust'ge Tänze klingen
Geht's ein und aus, und Invaliden singen
Ein heiser Liedchen sich.

Da hört man Fluchen, Zanken nur und Lärmen,
Da sieht man nur verliebte Paare schwärmen,
Sich küssen ohne Scheu.
Ich kehre heim durch alle dieß Gebrause;
Die ganze Nacht hör' ich vor meinem Hause
Der Trunkenen Geschrei.

F. W. Dresse.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 April 1840.

Der jüngste Tag.

Von Jean Reboul, Bäcker in Nimes.

Unter dem Titel Le dernier jour iſt ein Gedicht in zehn Geſängen von dem unſern Leſern ſchon bekannten poetiſchen Bäcker in Nimes, Jean Reboul, erſchienen, über deſſen Inhalt wir hier berichten und woraus wir Proben mittheilen wollen.

Wenn J. Reboul in der Form ſeiner Poeſie ſich vorzüglich an Lamartine anſchließt, ſo entfernt er ſich in ſeinen Lebensanſichten, in ſeinem Glauben bedeutend von dieſem Dichter, welcher in neuern Zeiten mehr und mehr die chriſtlichen Ueberzeugungen mit humanitariſchen Lehren und Ideen vertauſchte. Reboul bevorwortet dieß ſelbſt in der Vorrede, wo er dem Herrn von Lamartine und A. Dumas, welche ihn zuerſt beim Publicum eingeführt, ſeinen wärmſten Dank darbringt, dann aber ſogleich erklärt, daß ihn eine bedeutende Meinungs- und Glaubensverſchiedenheit von dieſen Männern trenne. „Indeß," fährt er fort, „habe ich es ihnen zu verdanken, wenn ich ohne allzugroße Ungunſt angehört werde mit meiner Kundgebung von Grundſätzen, die mir als wahr erſcheinen, und als deren Inſtrument und Mittel nur ich die Poeſie zu betrachten vermag."

Er unterſcheidet in unſrer Zeit zwei Arten von Menſchen; die einen erkennen die Wirkſamkeit und Offenbarung Gottes in der Welt, beſonders der Menſchenwelt an, die Andern läugnen ſie. Der Stolz der ſich ſelbſt genügenden, ſich ſelbſt vergötternden Vernunft iſt die Quelle alles Böſen, alles Uebels. Der menſchliche Geiſt, abgewichen von den göttlichen Regeln, ſucht ſich Wahrheiten zu ſchaffen, die ihn rechtfertigen ſollen. Entweder ſucht er ſich mit Gott zu vergleichen, oder er verbannt ihn ganz aus ſeinem Denken. In dieſem Fall wird der Stolz wahrhaft ſataniſch, und die Hölle herrſcht unbeſchränkt auf der Erde. An dieſer Progreſſion des Uebels kann unſer Zeitalter wenigſtens nicht zweifeln; die Vorſehung hat uns den entſetzlichen Beweis davon nicht erſpart. Zwar beginnt jetzt, nach entſetzlichen Stürmen, die Ruhe wiederzukehren, aber die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden Erſchütterungen zeigen doch, daß Gott noch immer fern iſt. „Der Menſch gebietet und herrſcht noch im Namen des Menſchen (d. h. nicht nach göttlichem Recht), und wir in unſrer Blindheit wundern uns, daß wir nichts als Tyrannei und Rebellion in der Welt ſehen. Da die Vernunft, welche gehorchen ſoll, derjenigen welche herrſcht, gleich ſteht, erneuert ſich der Conflict immerdar und täuſcht die klügſten Combinationen der Staatsmänner — wenn es überhaupt Klugheit und Weisheit gibt außer demjenigen, der die Quelle aller Weisheit iſt. Auch fordert in dem menſchlichen Kreis, den ſie um ſich gezogen hat und der ſie von Gott ſcheidet, die Geſellſchaft umſonſt zu Opfern auf; nur Egoismus iſt die Antwort darauf. Umſonſt umgibt ſie der Gewerbfleiß mit ſeinen Wundern; nichts vermag das Elend ihres geiſtigen Zuſtandes zu heilen, oder die Leere auszufüllen, welche ſie empfindet, und welche der Ort iſt, wo Gott ſeyn ſollte. Die Sophiſten mögen ihr immerhin ihren Hymnus vom Fortſchritt ins Ohr ſchreien, ſie kann ſich doch keine Täuſchungen über ihren Zuſtand machen. Ach! wo wäre ein Menſch von unbefangner Wahrheitsliebe, der beim Anblick der erbärmlichen Operateurs, die am Körper der Geſellſchaft ſich abarbeiten, noch irgend eine Hoffnung auf ihre Geneſung zu hegen ſich getraute?" — — „Aus dieſer Lage habe ich den Stoff zu dieſem Gedicht entnommen, in der Abſicht, einiges Licht darauf fallen zu laſſen, um dazu zu helfen, daß man, wo möglich, wieder aus dem Abgrund herauskomme, in welchen Alles zu verſinken ſcheint. Dieß Gedicht habe ich in Verbindung geſetzt mit den Dogmen, die allein der menſchlichen Geſellſchaft Ordnung und Glück bringen, indem ſie der Pflicht eine göttliche Sanction verleihen. Ich mache mich auf den Hohn und Spott vieler gefaßt; viele werden, ich zweifle nicht daran, die Einbildung eines obſcuren Dichters anklagen, der ſich zum Propheten aufwerfen will; aber ich antworte auf ihr mitleidiges Lächeln: ihr habt Recht, es iſt nichts Wunderbares an mir; ich bin weder ein Prophet noch ein vom Himmel Inſpirirter; ich habe nur am Abend den Horizont in Flammen geſehen und habe vorausgeſagt, daß der nächſte Tag brennend heiß ſeyn werde."

Aus dieſen Worten der Vorrede kann man ſchon einigermaßen errathen, was der Charakter und die Tendenz dieſes religiös-phantaſtiſchen Gedichts, mit aſcetiſchem Zwecke, ſeyn werde. J. Reboul betrachtet unſere Zeit als eine politiſch, moraliſch und religiös tief geſunkene und verdorbene, und möchte durch den poetiſchen Ausdruck ſeiner Trauer und Entrüſtung zur Buße und Beſſerung mahnen. Die Poeſie iſt ihm, nach ſeinem eignen Geſtändniß, nur Mittel und Werkzeug für einen höhern Zweck. Ob er nöthig gehabt hätte, dieß ausdrücklich zu ſagen? Wir bezweifeln es. Es klingt beinahe wie eine Entſchuldigung, wie eine Bitte um Nachſicht gegen die Form, die Poeſie, um des Inhalts, der Geſinnung willen; bei dem wahrhaft begeiſterten Dichter aber iſt das Bewußtſeyn des Gehalts ſeiner Dichtung und die poetiſche Begeiſterung ſelbſt untrennbar eins. Je mehr ihm der Gegenſtand am Herzen liegt, um ſo mehr wird er auch ſich gedrungen fühlen, das Höchſte was ihm von poetiſcher Kraft und Fülle zu Gebot ſteht, daran zu wenden; und je mehr die Seele eines Dichters in poetiſchen Flammen auflodert, um ſo mehr wird ſie das, was ihm das Theuerſte und Heiligſte iſt, ihrer poetiſcher Glut aſſimiliren. Wir werden ſehen, ob bei Reboul das perſönliche Intereſſe und die dichteriſche Begeiſterung einander entſprechen.

Dem Gedicht geht voran ein Prolog. Eine Stimme (Gottes) macht dem Dichter Vorwürfe, daß er die ihm verliehene Gabe, ſeine Leyer, mit irdiſchen Dingen entweihe, daß er von ſeiner eigenen Unſterblichkeit träume, während der Name Gottes verhöhnt werde und der Gedanke an den lebendigen Gott mehr und mehr verſchwinde. „In dieſer Zeit," ſpricht die Stimme — (wir verzichten darauf, die Gott in den Mund gelegten Worte in Alexandrinern oder Jamben wiederzugeben,) „wo das Jahrhundert ſich in nichtigem Hader erſchöpft, wo ſeine verbrecheriſche Stirne entſtellt iſt von ſeinem Fallen, wo meine Stimme umſonſt es warnt; wo der Geiſt fern von mir Erkenntniß und Weisheit ſchöpfen will, wo die Welt, trunken von Wiſſen, wie ein von Wein Berauſchter taumelt; will deine Lippe ſklaviſch ſtumm bleiben! Da ich dich doch erleſen hatte als ein Ueberbleibſel des Lebens aus den gewaltigen Trümmern des Todes und dich ausgerüſtet mit einer furchtbaren Stimme, damit du alle Schuldigen badeteſt mit dem kalten Schweiß der Reue! Ein herrliches Geſchick hatte ich dir bereitet, in deine zur Arbeit verdammten Hände hatte ich die Harfe des himmliſchen Wohllauts gelegt... Jetzt will ich dich mit der Finſterniß des Stolzes umgeben und deinen Namen einzeichnen unter den berühmten Namen, welche den Stolz der Hölle ausmachen." — Der Dichter fleht ſofort Gott an, inne zu halten mit Vorwürfen; er fragt ſchüchtern, ob er denn einer ſo großen Aufgabe gewachſen und würdig ſey. — Die Stimme ermuthigte ihn und heißt ihn wählen zwiſchen der Welt und Gott. Der Dichter unterwirft ſich gehorſam der Berufung und weiht ſich zum Organ des Warnungsrufs Gottes an die Welt. — Dieſer Eingang ſcheint uns nicht beſonders glücklich; es iſt eine der gefährlichſten Klippen für die Poeſie, Gott ſelbſt redend einzuführen; Reboul hat dieſe ſchwierige Aufgabe nicht geſcheut, ſo leicht ſie auch zu umgehen geweſen wäre; er hätte ja nur etwa einem Engel die Worte in den Mund legen dürfen, da in ſeinem Gedicht die Engel ohnehin ſo oft vorkommen; und wollte er einmal das poetiſche Wagſtück nicht unterlaſſen, ſo hätte er es wohl beſſer ans Ende verſchoben. Sodann iſt die Gott in den Mund gelegte Rede zu lang, zu gedehnt; alle Rednerei in ſeinem Munde iſt ſtörend und unpaſſend. Die vorwurfsvolle und drohende Sprache, da er ja das Herz des Dichters kennt, iſt allzu anthropomorphiſtiſch und endlich lauten die Worte ſo, als ob Gott des Dichters bedürftig wäre, als ob er von ihm Hülfe und Beiſtand erwartete.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortſetzung.)

Von dieſen Förderungsmitteln für ein regeres und höheres geiſtiges Leben war nun auch Robert Burns nicht ausgeſchloſſen, ja er war in mancher Hinſicht begünſtigt. Sein Vater, obgleich arm, war ein tüchtiger, ſtrenger und nicht kenntnißloſer Mann, dabei, wie auch die Mutter, voll ernſter Religioſität; er unterrichtete ſelbſt auch ſeinen Sohn, der jedoch daneben zuerſt in einer benachbarten Schule und dann durch einen tüchtigen Privatlehrer, mit ſeinem Bruder und andern Knaben, guten Unterricht genoß. Es fehlte ihm während ſeiner jungen Jahre nicht an mannichfaltiger Lectüre, worunter die Geſchichte von Wallace nnd einige Stücke von Shakſpeare. Daß er dieſen verſtehen konnte, gibt uns ſchon einen Maaßſtab zur Schätzung ſeiner Bildung; ohne vielfache Uebung in der Lectüre, ohne ziemlich ausgebreitete Kenntniſſe hätte er ihn, hätte er Youngs Nachtgedanken nicht ſich aneignen können. Außerdem vertrat ein altes Weib, Jeany Wilſon, welche eine Menge Geſpenſter- und Spukgeſchichten wußte, die Stelle der poetiſchen Pathin oder der Muſe bei ihm. Alles dieß macht freilich keinen Dichter, poëta nascitur, non fit, aber es beſeitigt das ſcheinbare Wunder, daß Burns, ein Bauer, in ſeinen Gedichten eine Geiſtesbildung zeigt, welche nicht das Geſchenk ſelbſt der gütigſten und freigebigſten Natur ſeyn kann, und läßt nur das wirkliche Wunder (wenn man das nicht weiter Erklärbare, das durch ſeine unberechenbare Erſcheinung und ſeine hinreißende Kraft Ueberraſchende ſo nennen will) übrig, daß ein ſolcher Genius in einer ſonſt höchſt proſaiſchen Epoche geboren wurde, und daß er durch die ihm zu Gebot ſtehenden oder von ihm gleichſam eroberten Mittel der Bildung ſich nicht von dem, was ſeiner innerſten Natur gemäß war, abbringen ließ, daß er nicht zur Nachahmung von Fremdem fortgeriſſen wurde, ſondern in ſeiner poetiſchen Unſchuld verharrte, ſich ſiegreich und triumphirend darin behauptete.

Noch einer Aeußerung von Hall können wir nicht umhin zu widerſprechen; er ſagt: Burns habe, ſeiner drückenden Lebensumſtände wegen, nur Bruchſtücke hinterlaſſen können. Ohne uns hinter die willkürliche Annahme einer präſtabilirten Harmonie zu flüchten, wornach jede Kraft, jedes Talent in der

Welt gerade das leiſtet und leiſten muß, was ſie leiſten kann, und kein Ueberſchuß des Möglichen, der Potenz, über das Wirkliche, und die That anzunehmen wäre, eine Theorie, welche zwar niemals mit zwingenden Argumenten widerlegt, aber dem unbefangenen, geſunden Sinn doch nie annehmlich gemacht werden kann, glauben wir mit Entſchiedenheit behaupten zu dürfen, daß die Leiſtungen von Burns nicht unvollkommene, fragmentariſche Productionen und Erweiſe ſeiner poetiſchen Kraft ſeyen, daß darin ſein Talent oder ſein Genius gereift und vollkommen ſich ausprage. Darüber freilich läßt ſich nichts ausmachen, ob er in günſtigeren Verhältniſſen, bei längerer Lebensdauer nicht noch weit mehr gedichtet (wiewohl er auch ſo ſchon zu den fruchtbaren Dichtern gezählt werden muß), ob er nicht noch andre Themata, zum Theil wohl auch noch würdigere und idealere in den Zauberkreis ſeiner Poeſie hereingezogen hätte? obwohl man auch zweifeln kann, ob eine andere, behaglichere Lebensweiſe nicht die Elaſticität ſeines Dichtergeiſtes abgeſpannt und gelähmt haben würde; ob nicht in ſpätern Jahren ſein poetiſches Vermögen, das bei ihm mit der Eigenthümlichkeit ſeines Temperaments ſo innig verflochten war, ſchwächer geworden, ob nicht ſeine ſpätern Lieder nur die Schatten von den markigen Geſtalten ſeiner frühern geweſen wären? Abgeſehen alſo von allen Vermuthungen über Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten ſprechen wir als unſre beſtimmte Ueberzeugung dieß aus: Burns' Dichtergenius iſt ſeinem eigenſten, innerſten Weſen nach wirklich auch zur Offenbarung gekommen, und hat nicht bloß Fragmente hinterlaſſen, aus welchen man auf eine, nie ganz in Actualität getretene Größe zu ſchließen hätte. Burns ſtarb in ſeinem ſiebenundreißigſten Jahre; ohne Zweifel hätte er da noch manches ſchöne Lied gedichtet, aber ſehr unwahrſcheinlich iſt es, daß er unter irgend welchen Verhältniſſen eine ganz neue Weiſe angeſtimmt, ein ganz andres Feld, etwa das der epiſchen oder dramatiſchen Poeſie betreten und cultivirt hätte; denn die Fälle, wo ein Dichter ſo ſpät noch von der Lyrik, vom Lied, zu ſo verſchiedenen Gattungen übergegangen wäre, dürften ſelten oder nie vorkommen. Die Sache aber mehr innerlich betrachtet: iſt es, fragen wir, wahrſcheinlich, ja, iſt es bei dem Charakter der Poeſie von Burns möglich, daß er in andern Gattungen größere Werke geſchaffen hätte, gegen welche ſeine Lieder, Balladen, Epiſteln, Epigramme nur als Fragmente erſcheinen müßten? Schwerlich wird Jemand dieſe Frage bejahen. Bei einem Dichter, bei welchem die natürliche Begabung, der Impuls des Herzens, der Drang der Phantaſie ſo viel thut, wie dieß bei Burs der Fall war, bei einem ſo ganz natürlichen Poeten, wird der poetiſche und der menſchliche Charakter wohl auch meiſt in genauer Uebereinſtimmung ſeyn, während ein Dichter, welcher der Kunſt, der Bildung, dem Studium und der Reflexion ſehr viel verdankt, gar wohl einen poetiſchen Charakter ſich aneignen kann, in welchem ſich ſein Charakter als Menſch nur wenig ſpiegelt. Nun wiſſen wir von Burns, daß er eine edle, tüchtige Natur war, ein Mann ohne Falſch, mit einem Herzen voll Wärme für Liebe und Freundſchaft, hinreißend durch den Zauber ſeines Weſens und ſeiner Unterhaltungsgabe, aber leider ungeſtüm, von Neigungen und Leidenſchaften beherrſcht, unbeſonnen, ohne große Ausdauer und Beharrlichkeit; und als ſolchen lernt man ihn auch in ſeinen Gedichten kennen. Und dieſe Eigenſchaften geben ſich nicht bloß in dem Inhalt ſeiner Poeſien kund, ſondern ſie beſtimmten auch, ſo ſcheint es uns, mit einer gewiſſen Nothwendigkeit die Form, in welcher ſeine poetiſche Anlage zur Erſcheinung und Offenbarung kommen mußte. Der Impuls des augenblicklichen Eindrucks iſt es, der ſeinem poeſievollen Geiſt den Funken des Liedes, des Epigrammes, entlockt; und die Gattung der Poeſie, in welcher die Empfindung, der Gedanke des Augenblicks, der vereinzelte Seelenzuſtand den angemeſſenen Ausdruck findet, iſt die Lyrik. Demnach konnte Burns, wenn er ſeinem Genius folgte, wohl nichts Anderes werden als ein Lyriker, — Balladen, Epiſteln und dergleichen in den etwas erweiterten Rahmen der Lyrik mit eingeſchloſſen. Denn unſers Dafürhaltens fehlt es Burns, bei aller poetiſchen Kraft und Fülle ſeiner Seele an Beharrlichkeit und Konſequenz, es fehlte ihm das Talent für größere poetiſche Compoſition und für Oekonomie, kurz die künſtleriſche Beſonnenheit und Umſicht, welche beim Schaffen eines größern poetiſchen Gebildes unerläßlich iſt. Und er war viel zu anſpruchslos in ſeinem Dichten, er folgte viel zu ſehr der natürlichen Führung ſeines Genius, er war zu wenig ehrgeizig und berechnend, als daß er durch äußere Beweggründe oder durch das Zureden Andrer ſich je hätte beſtimmen laſſen ſollen, ſich auf Gebieten und an Gegenſtänden zu verſuchen, die ſeiner Individualität einmal nicht gemäß waren. Einen Plan zu entwerfen, eine Conception reflectirend auszuſpinnen, ehe er an die poetiſche Ausführung ging, kurz die Ueberlegung, welche einer größern poetiſchen Production vorangehen muß, wenn ſchon ſich auch ihr die poetiſche Begeiſterung und Empfindung geſellt, war ſicherlich Burns' Sache nicht. Wir haben uns indeß oben wohl nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn wir ſagten, es habe dem poetiſchen Schotten an gewiſſen Eigenſchaften *gefehlt*, um in andern poetiſchen Gattungen Ausgezeichnetes zu leiſten; was er ſelbſt, bei ſeinem Verharren in dem ihm gemäßen Kreis der Lyrik, nie als einen Mangel empfand und nie als Mangel an ihm zu rügen durch mißlungene Verſuche Anlaß gab, das darf auch billigerweiſe nicht als etwas Fehlendes, nicht als eine Unvollkommenheit von ihm ausgeſagt werden, vielmehr muß man ſich, unbeſchadet dem Satz: omnis determinatio est negatio, an das *Poſitive* ſeines poetiſchen Charakters und Talentes halten, vermöge deſſen er in einer gewiſſen Sphäre ſo Ausgezeichnetes, in gewiſſer Art vielleicht das Höchſte, leiſtete, und an ihm rühmen, daß er, auf die langathmige, ſucceſſive Production völlig verzichtend, in momentanen Fulgurationen und Ergüſſen die Kraft und den Glanz ſeines Genius concentrirte. Um das hier Behauptete auch in gewiſſer Art mit einem äußern Beweiſe zu bekräftigen: zu den wenigen größern Gedichten von Burns gehört ſein berühmter *Tam o' Shanter*, der als ein ſchauerlich-ſcherzhaftes Mährchen, wenn man will in die Gattung des Epiſchen gezogen werden kann. Mit mehr Recht jedoch bezeichnet man dieß Gedicht als eine phantaſtiſche Humoreske und eignet es auch noch der lyriſchen Gattung zu, ſo fern es ſich doch mehr von der lebendigen Schilderung einzelner pſychiſcher

Zuſtände und Affectionen, als von der Darſtellung eines Complexes von Handlungen und Schickſalen darin handelt. Doch wie man darüber entſcheide: Burns dichtete dieß, freilich nicht ſehr große Stück, kaum zweihundert Zeilen, an Einem Tage! und ohne daß es ausdrücklich berichtet wird, darf man von ſeinen andern, kleinern Gedichten, den Liedern zumal, mit Gewißheit annehmen, daß ſie insgeſammt Kinder der momentanen Inſpiration geweſen, daß zwiſchen ihrem Anfang und ihrer Vollendung nie auch nur eine Nacht dazwiſchen gelegen. Bei den Epiſteln, welche eigentlich mehr Verſtandesproducte, mit gelegentlich eingeſtreuten poetiſchen Funken, ſind, möchte dieß eher der Fall geweſen ſeyn; aber die Lieder in ihrer reichhaltigen Gedrängtheit und Kürze tragen ſo ganz das Gepräge Einer momentanen Stimmung, daß man nicht umhin kann, zu glauben: ſie ſind, ſo ſehr als dieß immer bei menſchlichem Schaffen möglich iſt, auf Einen Schlag lebendig ins Daſeyn getreten.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen können wir zur genauern Charakteriſirung von Burns Poeſie übergehen. Was iſt es, das ihr einen ſo ungemeinen Beifall in der Heimath des Dichters erworben hat? Gewiß nicht das Außerordentliche des Umſtands, daß ein Mann aus dem Bauernſtande als Dichter auftrat, ſondern ihre innere Vortrefflichkeit. Sie macht durchaus keine Anſprüche an Nachſicht, ſondern ſie befriedigt, ſie nöthigt Einem Beifall und Bewunderung ab, ſelbſt wenn man den höchſten und ſtrengſten Maaßſtab anlegt. Es iſt vielleicht angemeſſen, hier etwas zur Verſtändigung über Volkspoeſie und die damit zuſammenhängenden Begriffe einzuſchalten, obgleich wir uns auf fragmentariſche und aphoriſtiſche Bemerkungen beſchränken müſſen.

Wir können vier Paare von Gegenſätzen aufſtellen: Naturdichtung und Kunſtdichtung; Volkspoeſie und Standespoeſie; Autodidakten und Schulpoeten; endlich Dialektspoeſie und Nationalpoeſie, — wenn man uns die letztere Bezeichnung im Gegenſatz gegen die Dialektspoeſie gelten laſſen will für die Poeſie in derjenigen Sprache, welche als die der geſammten Nation gemeinſame, wenigſtens allen Gebildeteren verſtändliche, als ihre Repräſentantin gegenüber dem Ausland angeſehen wird. Man ſieht leicht ein, daß im Zuſtand der Urſprünglichkeit, der Indifferenz im ſocialen Sinn, alle jene Gegenſätze und Unterſchiede nicht exiſtiren. So lang ein Volk, ein Stamm geographiſch und politiſch auf eine geringe Ausdehnung beſchränkt iſt, entwickelt ſich noch nicht eine Mehrheit von Dialekten; bei edeln, jugendlichen Völkern ſind die Unterſchiede des Standes entweder noch gar nicht, oder ſie ſind doch nicht feſt bis zur kaſtenartigen Sonderung ausgebildet; die Gegenſätze von Naturdichtung und Kunſtdichtung, von Autodidakten und Schulpoeten fallen ohnehin bei einer noch nicht weit vorgeſchrittenen Bildung, ja in gewiſſem Maaß auch dann weg, wenn die Bildung eines Volks aus ſeinem eignen Genius geſchöpft iſt, wenn ſie ſich nicht weſentlich auf, von Fremden Entlehntes, von fernen Zeiten Ueberliefertes ſtützt. Die beiden letztgenannten Gegenſätze könnte man leicht für gleichbedeutend halten; ſie ſind es zum Theil, doch nicht ganz; der Schulpoet, das heißt derjenige Dichter, der durch eine ihm dargebotene, regelmäßige gelehrte Bildung überhaupt, und durch eine äſthetiſch-poetiſche Anleitung und Pädagogie insbeſondere (wie bei den in dieſer Hinſicht weit ſtrengern Franzoſen nicht ſelten), zur Poeſie herangezogen und in ihren Regeln, in ihrer Ausübung ſo viel als möglich unterrichtet wird, iſt immer ein Kunſtdichter, aber nicht andrerſeits der Autodidakt, das heißt derjenige, der ſich ohne äußere Anleitung und mündliche Belehrung, nur durch eignes Nachdenken, Lectüre und Verſuche zur Poeſie heranbildet, nothwendig ein Naturdichter, das heißt ein ſolcher Dichter, welcher ohne Rückſichtnahme auf beſtimmte Regeln und Geſetze, ganz frei und unbefangen ſich poetiſch ausſpricht, weil es ihn dazu innerlich drängt, weil ſein Herz voll iſt, ſein Kopf glüht, der ſingt, „wie ihm der Schnabel gewachſen iſt," — ſondern es iſt gar leicht möglich, daß ein ſolcher, ohne daß er eine Schule durchgemacht hat, doch zufällig von ihm aufgegriffenen Geſetzen und Vorurtheilen dieſer oder jener Schule mit pedantiſcher, ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit anhängt, und als ſeine Aufgabe, als das Ziel ſeiner Beſtrebungen das anſieht, daß ſeine Poeſie ſich der Kunſtpoeſie ſo viel wie möglich in allen Punkten nähere. Der Gegenſatz von Schulpoet und Autodidakt findet jedoch eigentlich ſehr ſelten ſeine Anwendung, ſofern in den allermeiſten Fällen, in Deutſchland wenigſtens und wohl auch in England, die im Uebrigen beſt geſchulten und gebildeten Männer gerade in der Poeſie, wenn ſie ſich darin verſuchen und ſie cultiviren, Autodidakten ſind, ihrem Inſtinct, den Beiſpielen Andrer, und den daraus mit mehr oder weniger Scharfſinn, Tact und Geſchmack abſtrahirten Regeln und Geſetzen folgen, oder auch neue Bahnen, formell oder materiell, ſich brechen.

Läßt man die beiden Gegenſätze in den einen von Natur- und Kunſtdichtung zuſammenfallen, ſo iſt weiter zu beſtimmen, wie ſich dieſer Gegenſatz zu dem der Volkspoeſie und Standespoeſie verhält. Standespoeſie iſt, fürchten wir beinahe, ein neuer Ausdruck, aber es ſcheint ein Begriff und Name: Volkspoeſie einen ſo, oder auf ähnliche Weiſe, zu bezeichnenden Gegenſatz zu fordern, da es an einem paſſenden fehlt, indem Kunſtpoeſie zur Volkspoeſie nur in einem ziemlich ſchiefen Verhältniß ſteht, und der Unterſchied in den beiden Benennungen von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten gefaßt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49 u. 50.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 April 1840.

Proben aus neuen französischen Lyrikern.

I. Die Waise.

Von Alexander Soumet.

„Geflohen habe ich den Schlaf,
Den mir kein süßer Traum begleitet;
Der Nebel lag noch ausgebreitet
Als mich die Sonn' hier oben traf.
Des jungen Vogels treue Mutter
Bracht', während er im Strauche sang,
Ihm eil'gen Flugs das Lieblingsfutter;
Da weint' ich still und seufzte bang:
Das Vöglein sitzt in Blüthenzweigen,
Und eine Mutter pfleget sein,
Warum muß ich nur so allein
Und ohne Mutter traurig schweigen?
Mich fand man einst auf einem Stein
Vor jener Kirchenthüre liegen;
Nie schlief an Mutterbrust ich ein,
Und Niemand kam mich einzuwiegen.
Verbannt aus meiner Eltern Arm,
Schleich' ich mich nur durch's Dörfchen leise:
Wer nähme Theil an meinem Harm
Hier in dem fremden Menschenkreise,
Wer dächte wohl der armen Waise?
Auf mich fiel liebend nie der Blick,
Und Niemand klagt um mein Geschick!
In der Geschwister muntren Reihn,
Im Schooß der Eltern froh zu seyn, —
Von fern nur sah ich dieses Glück! —
Wenn Abends Alle froh versammelt,
Und's Feuer knistert im Kamin,
Die Mutter horcht wie's Kindchen stammelt,
Das lächelnd spielt auf ihren Knie'n;
Da geh' ich weinend von der Stelle,
Und wende mich nach der Capelle,
Dem einz'gen mir nicht fremden Orte,
Wo man mir nicht verschließt die Pforte.
Und auf dem Stein, wo man mich fand,
Such' ich mit abgezehrter Hand,
Und mit des Herzens vollstem Sehnen,
Nach einer Spur von Mutterthränen.
Oft irr' ich durch der Gräber Mitte,
Die fremd mir, wie die Menschen sind:
Denn, wo ich wende meine Schritte,
Ich bleib' ein elternloses Kind!
O Gott, erhör' mein heißes Flehen,
Laß endlich mich zur Mutter gehen!"

Und bei dem nächsten Morgenroth
Starb sie den oft gewünschten Tod.
O Mutter! war ihr letztes Wort.

Die Sage geht, daß in dem Ort
Sich eine Fremde nach dem Grabe
Geheimnißvoll erkundigt habe.
Jedoch das Grab war unterdessen
Versunken spurlos und vergessen.

II. Der Fall der Blätter.

Von Millevoye.

Es fiel im Herbst, mit sanftem Schall,
Erstorb'nes Laub schon von den Bäumen,
Und in des Waldes öden Räumen
Schwieg längst das Lied der Nachtigall.
Da wandelte, mit matten Schritten,
Ein bleicher Jüngling durch den Hain,
Die wunde Brust von Schmerz zerschnitten:
Es sollt' zum letztenmale seyn!

„Geliebter Wald, ſprach er, dein Trauern
Verkündet mir mein bittres Loos;
Wie deine Blätter niederſchauern,
Sink' ich auch in des Grabes Schooß.
Erfüllt gehn die prophet'ſchen Worte:
„Wenn in dem Herbſte fällt das Laub,
„Erſchließt ſich dir die Todespforte,
„Wird deine Jugend ihr zum Raub.
„Cypreſſe hält dich eng umfangen,
„Beſchattet deine bleichen Wangen,
„Schon neigſt du dich dem Grabe zu;
„Und iſt der Wieſen Schmuck vergangen,
„Dahin der Trauben Glühn und Prangen,
„So gehſt du ein zur ew'gen Ruh." —
Zur ew'gen Ruh! — Im Jugendlenze
Von eiſ'gem Todeshauch erfaßt,
Drückt, ſtatt der heitern duft'gen Kränze,
Mein Haar des Todtenkranzes Laſt!
So rauſchet denn, ihr Blätter, nieder,
Verhüllet dieſen Trauerſteg;
Deckt auch mein Grab aus Mitleid wieder,
Zeigt meiner Mutter nicht den Weg.
Doch nahet ſich, die Händ' gerungen,
Das Aug' in Thränen, grambezwungen,
Mein armes Mädchen dieſem Wald,
Dann ſäuſelt ſanft und weckt mich bald,
Und bringt ihr meine Huldigungen.

Er ſpricht's und geht; kehrt nicht zurück! —
Es rauſcht das letzte Blatt hernieder,
Es bricht ſein irdiſch Lebensglück;
Den lieben Wald ſieht er nicht wieder.
Doch die Geliebte lenkte zu
Dem ſtillen Grabe nicht die Schritte;
Umſonſt war ſeine letzte Bitte:
Nichts ſtörte ſeine tiefe Ruh
Als manchmal noch des Hirten Tritte. —

Dr. Adler-Mesnard.

Der jüngſte Tag.

(Fortſetzung.)

Der erſte Geſang beginnt mit einer Anrufung an den Engel der Zerſtörung, er möchte das Lied des Dichters fortleben laſſen:

Erzengel, der mit mörderiſcher Hand
Städte in Trümmer und in Staub du wandelſt,
Tyrus', Sidons Paläſte löſchteſt aus,
Daß man auf ihrer Stätte Netze trocknet;
Du, deſſen glühnder Hauch wie Stroh verzehrte
Die Marmorſäulen Sodoms und Gomorrha's,
Der du, den Nil von Memphis bis Luxor
Durcheilend, mit der großen Wüſte gleich
Aegypten machteſt; der du Babylons
Der ſtarken Buhl'rin, glänzend wilde Feſte
Im Tod erſtickteſt, ihre prächt'gen Mauern
Zum Pfop an der Erde niederdrückteſt, —
Der Schakal honſt in ihrer Kön'ge Schloß! —
Der du mit Flammen überwölbſt die Berge;
Und Napels Meeresfluth und Land und Himmel
Erleuchtend mit rötzlichem Feuers Glanz,
Drei Städte unterm Lavaſtrom verſchlangſt;
Und um Salems zerſtörte heil'ge Wälle
Noch, nach zweitauſend Jahren, Thränen weckſt,
Und ihre Kinder, wie es ihr gedroht ward
Vor Zeiten, hältſt zerſtreut nach den vier Winden;
Der mitten unter Feſten Liſſabon
Du überraſcht haſt, noch die Caſtagnetten
An ihren Händen, Blumen in den Haaren,
Und, unterm Tanz den Boden unterhöhlend
Sie lachend ſtürzteſt in die Nacht des Sargs,
Und über den hinabgeſchlungnen Mauern
Das Meer ausdehnteſt wie ein Leichentuch;
Du unſühnbarer Feind der Menſchenwerke,
Der du verſchlingſt, was unſre Hand erſchafft,
Und, nicht begnügt mit dieſem furchtbarn Raub,
An Gottes Werke dich verwüſtend wagſt;
Der du die wilden Meere aufgeboten,
Damit das Land der Rieſen zu begraben,
Und Wogen zu der Berge Gipfel führend
Der Strafen Größe machteſt gleich der Schuld;
Der du die Erde, als du ſie gerettet
Sahſt aus dem naſſen Element, ſie wie
Ein altes Kleid zerriſſeſt, deſſen Fetzen,
Die rieſenhaften, die zwei Welten bilden,
Die jetzt das weite Reich der Wellen ſcheidet;
Laß, Tödtlicher, laß leben du mein Lied,
Vernommen von Jahrhunderten der Zukunft,
Falls nicht bald aller Sang verſtummen muß,
Falls ein'ge Hoffnung noch der Erde bleibt,
Falls eine Zukunft dem Jahrhundert übrigt,
Dem ſinnberaubten, welches ſeinen Vater
Verachtet, läugnend die Vergangenheit;
Wo jeder neue Tag ſich rühmt, ein Gott,
Und auf den geſtrigen häuft Hohn und Spott!

Aber warum den Genius der Zerſtörung anrufen? fährt der Dichter fort; iſt er ja doch mitten unter uns! Und jetzt folgt ein Blick auf den moraliſchen Zuſtand der Welt, welcher nichts Tröſtliches darbietet; Alles iſt voll Thorheit, Wahnſinn, Laſter, Blindheit:

Alles erſchlafft und ſtirbt, die Götter ſelbſt,
Die Throne liegen, die Tribune wanken,
Das Volk, zerbrechend ſeiner Kön'ge Scepter,
Sieht darum doch nicht mehr ſein Recht geachtet,
Sein Arm, allmächtig gegen den Bedrücker,

Iſt ſchwach und lahm, wenn's aufzubauen gilt.
Fort brennt der Krieg der Großen und der Kleinen;
Der Diener übt Verrath, der Herr iſt grauſam.
In unſern Städten hält der Hunger Werbung
Und zwingt Wohlthaten ab der reichen Habſucht.
Die Obrigkeit, die mit der geſtrigen
Empörung Blut getanzte, unterdrückt
Neuer Empörung Stifter mit dem Tod.
Gerechtigkeit verhüllt vor Gram ihr Antlitz;
Richter und Schuld'ger tauſchten ihre Rollen;
Bang, fehl zu greifen, zögert beim Verbrechen
Dein Schwert, Geſetz! und ſcheut ſich es zu ſtrafen;
Der Richter zittert vor dem Angeklagten,
So ſehr, o Jammer! gleicht dem Recht das Unrecht!

Es folgt ein Abſchnitt: Viſion überſchrieben. Der Dichter wird in einer Nacht, nachdem er den Tag über viel über das Verderben der Welt nachgedacht, im Traum von einem Engel mit eiſerner Hand bei den Haaren ergriffen und in die Luft geführt. Es iſt ganz Nacht; der Himmel iſt trüb wie ein überhauchter Spiegel und die Sterne flimmern nur ſchwach durch den Nebel. Der Dichter ſchaut auf die Erde hinab und ſieht unten, im dunkeln Schatten auf einem hohen Vorgebirg beim Licht von Feuern Gruppen unruhig ſich bewegen. Angſt ſpiegelt ſich in ihrem Antlitz. Endlich hört er von unten die Worte: „Zehn Uhr und noch glänzt die Sonne nicht am Himmel, die ſchon das Drittheil ihrer Bahn ſollte zurückgelegt haben!“....

Doch ſieh da! plötzlich eine Feuerlinie,
Ein Haar breit, tritt hervor am ſchwarzen Himmel;
Es wächst ihr traur'ges Licht allmählich an
Und ſäumt mit Blut eine ſeltſame Wolke,
Die meinen Blick mit jähem Schreck belädte,
Wie das Gewand eines Gemordeten.
Doch hat ſelbſt dieß trübſel'ge Morgenroth
Die Hoffnung der Elenden neu belebt,
So hatte mit Entſetzen und mit Grauſen
Die ew'ge Nacht zuvor ihr Herz erfüllt:
„Neu kommt das Glanzgeſtirn,“ ſo jubeln ſie,
Um die geliebte Erde zu beleben!
Nicht nahm auf ewig Abſchied es von uns;
Sein Nahen hat den Himmel ſchon beruhigt.
Sey Lob und Preis den hohen Händen, die
Nicht ſeiner glühnden Scheibe Zügel ließen!“
So laſſen eines Fiſchers bange Kinder,
Der ausbleibt wenn ſchon Nacht einbricht und Sturm,
Um zu erſpähn das Schiff, das ſchon verloren
Sie glauben, ihre thränenvollen Augen
Hinſchweifen in die gränzenloſe Ferne;
Sehn dann den Maſt ſie aus den Wellen ragen,
So lebt die Hoffnung auf, das Schluchzen ſchweigt,
Zum Himmel heben dankend ſie die Hände.

Losmachend ſich von dieſen blut'gen Dünſten
Zeigt jetzt die Sonne ſich am Horizont,
Doch wie ein König trüb, den aus dem Kerker
Man führt, und der, die Leiter des Schaffots
Erſteigend, muß mit ſeinem Tod eröffnen
Ein ungeheures Opfer, einen Abgrund
Aufthun, deß nimmerſatter Hunge wird
Verſchlingen das verfluchte Königreich.
Nicht mehr der Rieſ' iſt's in der Rüſtung Glanz,
Der fliehn das Chaos macht, tritt er vor's Zelt;
Nicht der beglückte Gatte, deſſen Antlitz
In der Erinnrung an die Brautnacht glänzt,
Den einſt des Morgenlandes Harfe grüßte
Als er entſtieg dem hochzeitlichen Lager;
Es iſt nicht mehr der Heiden große Gottheit,
Der Jugend Bild in ihrer Ewigkeit,
Der, ſeine flammenmähn'gen Roſſe treibend,
Das Weltall mit Lichtwellen übergoß;
Dem, im Triumphzug, Kaiſerglanz verdunkelnd
Das Morgenroth, ein Sklave, lief voran;
Es iſt nicht mehr das fruchtbar goldne Bild,
Das der getäuſchten Welt Huld'gung erzwang,
Und, durch der Sinne Thor das Herz erobernd,
Des wahren Gotts Altar den Weihrauch ſtahl.
Der ew'gen Jugend nahen jetzt die Falten;
Gedämpft von fahlen Flecken iſt ihr Glanz;
Gleichwie ein greiſer Schädel ohne Haare
So iſt ſie jetzt, entkleidet ihrer Strahlen.
Sie ſchauend ſchlägt ſich Jeder an die Bruſt,
Daß nah die Welt dem Untergang, erkennend.
Die Mütter preßten an die Bruſt die Kinder;
Der Wüſtenthiere grauenvoller Schwarm
Erfüllte mit Geheul die nackten Ebnen,
Die, ſandig, in die Wolken ſich verlieren.
Der unheilſchwangre Glanz im Blick des Löwen
Verrieth zum erſtenmal jetzt Angſt und Zagen.
Als ob in Brand geſteckt die Wälder wären,
Senkt, ziellos, der erſchrockne Vogel ſeine Schwingen.
Aus ihrem Felsverſteck taucht vor die Schlange
Wie um des heißſten Sommertages Mitte.
In Sätzen wirft das Pferd zurück den Staub,
Aus ſeinem Auge ſprühen gelbe Blitze.
Des Sumpfes Büffel, himmelwärts gereckt
Die Naſe, ſchlürft die Luft ein wie vorm Sturm.
Der Leviathan hebt das Meer empor
Und ſprengt das Eis der nördlichen Gewäſſer;
Die Bahn durchrennt vom Pol er zum Aequator,
Und fär' auf ſeinem ganzen Laufe Sturm;
Er drängt die Wellen auf die Hemiſphären
Und jagt den Ocean weit ins Land hinein.
Schauend den Tod auf ihrer Kön'gin Antlitz,
Stößt die Natur aus des Entſetzens Schrei.

Der zweite Geſang verſetzt uns in die Region der Leere:

Einförm'ge Oede, wo nur Nacht und Schweigen ſchwimmt,
Wo nichts das Auge ſieht, und nichts das Ohr vernimmt;

wo die in ihrer Thätigkeit gelähmten, entſetzten Sinne, um ſich

zu beruhigen, die innere Heimlichkeit des Ichs ſuchen, wie Reiſende in einer Schneenacht an ein hülfreiches Kloſter pochen. Hierauf gelangt der von dem ſtummen Engel emporgetragene Dichter an die Stätte, wo die vergangenen Jahrhunderte, die Geſpenſter der Städte und Nationen weilen. Wie der Dichter das Auge auf dieſe geſpenſtiſchen Geſtalten heften will, entfliehen ſie alle; nur eine bleibt:

Doch Eine ſah ich, rieſenhaft von Wuchs,
Die, keck, ſich durch mein Nahen nicht ließ irren,
Sey's, daß ſie mich erkannte als ihr Kind,
Oder, noch treu der Ruhmeszeit Inſtinct,
Ihre muthvolle Seele noch im Tod
Furcht oder Flucht für ſchmählich achtete.
Ihr nebliges Gewand, dem Mantel ähnlich,
Womit die Nacht des Abends Schultern deckt,
In [illegible]ngen Falten zu den Füßen reichend,
Zeigte ein bunt Gemiſch von Wappentrümmern,
Bienen und Lilien, Adler und die Wage,
Und des hochmüth'gen Galliers wachen Vogel,
Auch andre Zeichen, die mir unbekannt
Und halb verſteckt vom faltigen Gewand.

Der Dichter bittet den Engel, die Geſtalt anreden zu dürfen; es wird gewährt; er befragt ſie um ihren Namen und erfährt, daß es das Geſpenſt Frankreichs iſt. Der Dichter bricht in Wehklagen aus und bittet ſie, ihm die Geſchichte ihres Untergangs zu erzählen, was ſie thut:

„Nicht hat der Fremdling mich ins Herz getroffen;
Welch Schwert beſiegte wohl das meinige?
Ach! nichts hatt' ich zu fürchten als mich ſelbſt;
In meinem Glanze fand ich meine Klippe;
Denn Gott hat jedem ſtolzen Volk, mein Sohn!
Ein groß Elend nach großem Glanz beſchieden.
Weich prächt'gen Gipfel auch der Stolz erklimme,
Es iſt die Höh' nur die zum Sturz uns bringt;
Auf Erden immer nach dem ſchönſten Spiel
Nur auf ein Grab der Vorhang niederfiel!

Das Geſpenſt erzählt ſeine Schickſale und Leiden, wie es im Leben ſo kräftig und glücklich geweſen, wie aber endlich ein neues Evangelium der Selbſtſucht ſich Eingang verſchafft, das geſellſchaftliche Band ſich gelöst, wie es nur Franzoſen, aber kein Frankreich mehr gegeben habe:

Die Selbſtſucht zeigte ihre ſchnöden Blößen;
Schmachvoller Goldduruſt brannte in den Seelen;
Gold zu erwerben ward zum Marktplatz Alles:
Tempel und Forum, Lager und Parnaß;
Dem Prieſter, theilend die gemeine Habgier.
Genügten nicht die heil'gen Schätze mehr;
Tribune, Völkern oder Kön'gen ſchmeichelnd
Machten Geſetz' um Gold, Gold mit Geſetzen.
Schlagend an ſeinen Schild, ſchrie der Soldat
In trunkenem Wahnſinn: wer begehrt die Herrſchaft?
Der Dichter ſelbſt ſchmachvollen Handel treibend,
Verkaufte, was im Himmel nur hat Werth;
Die Muſen, Sklavinnen auf dem Bazar,
Sahn ſich dem Gold der Mächtigen geopfert,
Und lebten, ihres heil'gen Amts vergeſſend,
Von Tag zu Tag ein Buhlenleben fort;
Um zu beſchön'gen ihrer Herren Laſter
Wuchs eine neue Sprache bald empor;
In höll'ſchem Sinn verkehrten ſich die Worte,
Wös hieß das Gute und das Böſe gut.
. . . . . .
Bald ward das Bild ich von dem alten Babel,
Das kleinſte Mückchen ſummte ſein Syſtem;
Und jedes Kind von mir, ein ſchlimmer Arzt,
Gab eine tödtliche Arznei der Schwachen,
Doch keines kam in bittrem Schmerz zu mir,
Mir liebend zuzurufen: meine Mutter!
Bei ſolchem Ruf hätt' ich mich aufgerichtet...
Doch kalt blieb jedes Herz... aus war's mit mir."

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortſetzung.)

Volkspoeſie kann zunächſt haben, und hat auch öfters wirklich die Bedeutung von Nationalpoeſie. Wo ein Volk eine an Bildung, Intereſſen und an Rechten im Ganzen ziemlich gleichartige Maſſe bildet, da nimmt eine und dieſelbe Poeſie, beſonders ſofern ſie die nächſten, realen oder idealen, Gegenſtände, Intereſſen, Traditionen und Sitten behandelt, die Theilnahme Aller in Anſpruch; und aus dieſer Gleichartigkeit der Bildung und der Empfänglichkeit auch in Bezug auf Poeſie hat man wohl gar ſchon die, freilich unmögliche, Vorſtellung gebildet: als ob ganze Völker oder Stämme ihre Nationalpoeſie gemeinſchaftlich gedichtet hätten. Hieran dürfte indeſſen ſo viel richtig ſeyn, daß der Laune und Willkür des Individuums, welches die Gefühle der Maſſe poetiſch ausſprach, weniger überlaſſen war, daß es ſich mehr von der allgemeinen Stimme mußte beherrſchen laſſen, während ſein Talent immerhin Anerkennung und Achtung finden mußte, ja die lebendigſte und ſtolzeſte Aufmunterung an dem Bewußtſeyn hatte, die Stimme eines allgemeinen, tiefen und mächtigen Gefühls zu ſeyn. In dieſem Sinn kann der Name Volkspoeſie auch auf die Entſtehungsweiſe, nicht bloß auf die Gegenſtände und den Wirkungskreis der damit bezeichneten Dichtungen bezogen werden. So ſind z. B. die ſerbiſchen Dichtungen Volkspoeſie, ſo auch die Homeriſchen Geſänge, ja gewiſſermaßen kann die ganze ältere griechiſche Poeſie Volks- oder Nationalpoeſie heißen. Verſiegen oder doch ſehr in den Hintergrund treten muß die Nationalpoeſie da, wo abgeſchloſſene Kaſten ſich bilden, oder wo, ohne eigentliche Sanctionirung durch Geſetze und Inſtitutionen, im Verlauf der Zeit durch Ungleichheit des Beſitzes und der Bildung eine auffallende Abſtufung der Stände in der Geſellſchaft,

eine Kluft zwiſchen verſchiednen Geſellſchaftsclaſſen entſteht. So bildete ſich in Deutſchland im Mittelalter eine adelige, eine Ritter- und Hof-Poeſie, an welcher zwar wohl auch noch Mitglieder anderer Stände genießend, auch wohl ſchaffend, Theil nehmen konnten, deren Intereſſen aber doch dem geſammten Volke ferner ſtanden und ihm nur etwa im Licht von ergötzlichen Mährchen ſich darſtellten. Mit der Blüthe des Adels und Ritterthums ſank auch ſeine Poeſie, und das bürgerliche Element gewann Raum, aber als ein gegenſätzliches, nicht als ein univerſelles, nationales; und in dem am Ende ſo proſaiſchen, philiſterhaften Meiſtergeſang gegen Ende des Mittelalters können wir unmöglich die deutſche National- oder Volkspoeſie im höhern Sinn würdig vertreten finden. Vielmehr war die Poeſie im Allgemeinen zu einer ſo proſaiſchen und gemeinen Trivialität herabgeſunken, daß eine Regeneration derſelben unter dem Einfluß höherer, gelehrter Bildung durchaus wünſchenswerth und nothwendig war, und ſo wurde die moderne Poeſie mit ihrem überwiegenden Kunſtcharakter vorbereitet, welche durch die neuern großen Dichter repräſentirt iſt. Die, wohl zum Theil, aber nicht vollſtändig gelöste Aufgabe der modernen deutſchen Poeſie dürfte nun die ſeyn: ihre Erzeugniſſe von allem äußerlich ſichtbaren Apparat gelehrter Studien und weltbergeholter Bildung möglichſt zu befreien (ohne daß jedoch die Dichter ſelbſt von jenen unerläßlichen Studien ſich diſpenſirten), damit dieſelben für die durchſchnittliche Bildung der geſammten Nation zugänglich und verſtändlich wären; dann würde die Kunſtpoeſie gewiſſermaßen wieder zur Nationalpoeſie oder Volkspoeſie werden. Aber theils wollten und wollen ſich die Dichter hiezu nicht verſtehen (oder konnten ſie es auch ihrer Individualität nach nicht), ſie verzichteten großentheils im voraus darauf, die Nation, das Volk zu ergreifen und zu rühren; ſie waren mehr darauf bedacht, den Kritikern oder ſich ſelbſt zu genügen, und rechneten es ſich wohl gar zur Ehre an, wenn man ihren Producten das Zeugniß gab, daß ſie nur für eine Elite kunſtverſtändiger, poetiſcher Adepten geeignet und genußreich ſeyen; theils iſt auch die Kluft der Stände und der Bildungen ſo groß in Deutſchland, daß eine, den größern Theil der Nation in ſich begreifende Gleichförmigkeit und Einheit der Faſſungskraft, des Geſchmacks und der Begeiſterungsfähigkeit zu den unmöglichen Träumen gehört. Von der Geſammtmaſſe des deutſchen Volkes hat ſich der unendlich größere Theil — was Poeſie und Aeſthetik betrifft — als Hefe niedergeſchlagen, und ein Minimum der Zahl nach bildet das Publicum, welches in Sachen des Geſchmacks und der Literatur im Namen der Nation urtheilt und entſcheidet. Ohne Abſicht und Bewußtſeyn wird ſomit in Deutſchland, und auch in andern auf gleicher oder ähnlicher Stufe der Bildung ſtehenden Ländern, die Poeſie zur Standespoeſie und vergißt immer mehr die Anforderung: volksthümlich, national zu ſeyn; das nicht zu den „gebildeten Ständen“ gehörige Volk aber iſt durch ſo gut als gar keine Poeſie repräſentirt und befriedigt, denn die Talente, welche etwa unter ihm erſtehen, gehen dann meiſt in die gebildeten Stände über, was bei den dermaligen Verhältniſſen keine ſo große Schwierigkeiten hat, ſtatt eine tüchtige Volkspoeſie, im Gegenſatz zur Standespoeſie, zu ſtiften und zu hegen. Was von Poeſie unter dem Volk (im ariſtokratiſchen Sinne des Worts) curſirt, ſind einige wenige, ächt poetiſche alte Balladen und Lieder, oft arg entſtellt, ein paar Lieder von Claudius, Schubert, Schiller, Uhland, und außerdem und hauptſächlich eine Menge unſinniger, trivialer und zotenhafter Reimereien. Nur die religiöſe, geiſtliche Poeſie, das Kirchenlied, erhält in Deutſchland noch eine gewiſſe Gemeinſchaft in der Poeſie unter den verſchiedenſten Ständen, und iſt daher auch gewiß aller Aufmerkſamkeit werth; indeß zeigt ſich in neueſten Zeiten auch hierin, wie ſchwer die verſchiedenen Anſprüche und Geſchmacksrichtungen zu befriedigen ſind.

Noch iſt der Gegenſatz der Dialektspoeſie und derjenigen Poeſie zu beſprechen, welche ſich der allgemein gültigen Schriftſprache eines Landes bedient. In Griechenland waren die verſchiedenen Hauptdialekte, der attiſche, joniſche, äoliſche und doriſche ebenbürtig und wohl auch ziemlich allgemein verſtändlich; nur die überwiegende Bildung und literariſche Fruchtbarkeit Athens bewirkte, daß den ſpätern Zeiten der attiſche Dialekt als der dominirende, als die eigentliche griechiſche Sprache erſchien und in den gelehrten Schulen vorzugsweiſe den Schülern gelehrt wird. Auch in den ältern Zeiten Deutſchlands behaupteten die verſchiedenen Dialekte in Deutſchland, je nach der Zahl ihrer Angehörigen, ungefähr gleichen Werth und konnten die gleichen Anſprüche machen, als deutſche Sprache zu gelten; ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt jedoch und beſonders ſeit den Zeiten der Reformation, machte ſich als allgemein anerkannte Schriftſprache das ſogenannte Hochdeutſche geltend, welches man gleichbedeutend mit Reindeutſch nimmt, welches alle Deutſche gleicherweiſe ſchreiben, wenn ſie auch in der Ausſprache ſehr differiren und darüber ſtreiten. Auch der gemeine Mann lernt in der Schule hochdeutſch leſen und ſchreiben, und gewöhnt ſich, ſeinen Dialekt nur als eine Ausartung und Corruption des reinen Deutſch anzuſehen, was doch, die Sache hiſtoriſch angeſehen, ſchwerlich richtig iſt, was aber für ihn den Nachtheil hat, daß er, wenn er einen emporſtrebenden Geiſt hat, ſich ſeines Dialekts, wie eines zerriſſenen oder geflickten Kleides, ſchämt, und in einem mühſamen und ſonderbaren Hochdeutſch ſich wie in einem neuen, nicht auf den Leib paſſenden, theils zu engen, theils zu weiten Rocke, ängſtlich, verlegen und peinlich bewegt. Daß nun dem gemeinen Manne ſein provinzielles Idiom, falls er darüber reflectirt, nur als eine Unvollkommenheit zum Bewußtſeyn kommt, als Gegenſtand des Spottes und Gelächters für Bewohner andrer Provinzen, ohne daß er ſich doch leicht das Vollkommene aneignen kann, iſt ein bedeutendes Hinderniß für Dialektspoeſie in Deutſchland, wofür, unter andern Verhältniſſen, vielleicht manches Talent geeignet wäre, und deren Cultivirung eine Volkspoeſie, gegenüber der Standespoeſie, begründen und befeſtigen könnte. Der ausgebildeten und reichen hochdeutſchen poetiſchen Literatur gegenüber hätte die Poeſie in provinciellen Idiomen freilich eine ſchwierig zu behauptende Stellung; aber wenn ſie in verſchiednen Provinzen cultivirt würde und gediehe, könnte ſich zwiſchen dieſen ein hübſcher Wettſtreit entſpinnen.

Sehen wir uns um, was in Deutſchland in der Dialektpoeſie geleiſtet wurde, ſo iſt es ſehr Weniges und nicht eben Hoffnungerweckendes. Beinahe alles nämlich, was von dieſer Art in neuern Zeiten hervortrat, ging nicht aus den Wurzeln des Volkes hervor, ſondern wurde von Gebildeten und Gelehrten in die Seele und in den Mund des Volkes gedichtet; hier ſind zu nennen Waizmann, Sailer, Hebel, Seidel. Moriz Rapp in ſeiner Pragerſchlacht und in den Gegenkaiſern hat ebenfalls, und zwar mit ausgezeichnetem Talent, die Dialektpoeſie angewendet, ſo jedoch, daß das Hochdeutſche der höhern Poeſie zum Organ dient und zugeeignet wird, und die Dialekte nur der lebendigeren Individualiſirung und manchmal komiſchen Effecten dienen. Waizmann und Sailer benützen ebenfalls den (ſchwäbiſchen) Dialekt zu komiſchen Wirkungen, oft auch zu gemeinen Zoten; und wenn die Poeſie den Menſchen in irgend einer Weiſe heben ſoll, ſo muß man wünſchen, ſie hätten ihre Productionen dem Volke lieber vorenthalten. Oft kleiden ſie nur die Frivolität und Corruption der höhern Stände in das Gewand eines zum Extrem getriebnen Dialekts, der durch einen ſolchen Gebrauch eigentlich beſchimpft und unedelich gemacht wird. Anders iſt es bei den zwei letztgenannten Dichtern, von welchen wir namentlich Hebel noch weiter mit Burns zu vergleichen haben werden; aber immerhin ſcheint uns eine ſolche Poeſie, aus willkürlicher Hineinverſetzung in einen Dialekt entſtanden und dem Volk als volksmäßig dargeboten, wenig fruchten und befruchten, keine Wurzeln ſchlagen und Blüthen tragen zu können; ſie ſcheint uns mehr oder weniger den gemachten Blumen zu gleichen, wenn ſchon manchmal ein Naturhauch durchweht.

In weit günſtigerer Lage, als es in Deutſchland möglich wäre, befand ſich in dieſer Beziehung, in Rückſicht auf die Sprache, der Schottländer Burns. Zwar gilt in ganz Großbritannien Eine Sprache ſo zu ſagen als officielle, — das in der geſammten Literatur herrſchende Engliſche, das auch die ſchottiſchen Schriftſteller ſchreiben. Nicht nur aber iſt die ſchottiſche Ausſprache des Engliſchen eine andere (und zwar nach der Anſicht der den Ton angebenden Engländer viel ſchlechtere, breitere und plumpere), ſondern es exiſtirt auch ein in der Schreibung der Worte und in den grammatiſchen Formen, ſo wie im Gebrauche mancher provinciellen Ausdrücke vom Engliſchen nicht unbedeutend abweichender, doch aber, geſchrieben und geſprochen, für den Engländer noch wohl verſtändlicher, ſchottiſcher Dialekt, deſſen ſich der tüchtige Schotte nicht ſchämt, auf den er im Gegentheil, vermöge einer achtungswerthen Anhänglichkeit an ſeine nächſte Heimath und an die Traditionen und Eigenthümlichkeiten ſeines in frühern Zeiten politiſch ſelbſtſtändigen Vaterlands, ſtolz iſt, ohne ſich darum gegen die Geltung und Herrſchaft der Engliſchen im politiſchen Geſammtvaterlande, deſſen Größe und Ruhm er auch zu ſchätzen weiß, aufzulehnen. Der ſchottiſche Dialekt (der, beiläufig bemerkt, der deutſchen Sprache in Manchem noch näher ſteht, als das Engliſche), noch nicht abgerieben und abgeſchliffen durch den beſtändigen Strom einer geſchäftigen Literatur, welche zwar die Sprache einestheils bereichert und ausbildet, aber anderntheils auch das ſchärfere Gepräge verwiſcht und die Ausdrucksweiſe ſo weit ſtereotypirt, daß nur ein kräftigerer Geiſt ſich der traditionellen Phraſen und Wendungen entſchlägt und ſeine eigene Sprache redet, bot ſich einem Dichter wie Burns als ein höchſt empfänglicher und willkommener Stoff dar, dem er die Gefühle und Conceptionen ſeiner Begeiſterung einprägen und vermählen konnte; dabei aber war er gar nicht völlig an ſeinen Dialekt gebunden; wenn er ſich das einemal mit Vorliebe und Behagen recht darin ergeht und verſenkt, ſtimmt er das anderemal den Ton eines faſt ganz reinen Engliſch an, ſo daß er nicht bloß der provinciellen, ſchottiſchen, ſondern der engliſchen Literatur eben ſo gut angehört. Der ſchottiſche Dialekt, in ſeiner bequemen Natürlichkeit, verleiht den Gedichten von Burns noch einen ganz eigenthümlichen Reiz heimiſcher Vertraulichkeit und ſtimmt vortrefflich zuſammen mit der Beſchaffenheit der Gegenſtände, welche meiſt aus der Geſchichte, der Natur, der Scenerie, den Sitten und Traditionen Schottlands, aus den Umgebungen und den nächſten und lebendigſten Intereſſen des Dichters ſelbſt genommen ſind.

So iſt die Poeſie von Burns Dialektpoeſie, aber ſie iſt es in unabſichtlicher, ungeſuchter Weiſe; ſie ſchließt ſich dadurch nicht von allen höhern und allgemeinern Intereſſen aus, ſie huldigt dadurch nicht einer engherzigen oder gar gemeinen Borniertheit, ſondern gewinnt nur an Beſtimmtheit und Charakter; der Dialekt, in dem ſie ſich vernehmen läßt, war einſt die Sprache einer Nation; er nähert ſich auch in verſchiedenen Abſtufungen der herrſchenden Sprache, und ſo geht die Dialektpoeſie bei Burns gewiſſermaßen in die Nationalpoeſie über, der ſie wenigſtens in keiner Weiſe ſchroff und feindlich gegenüberſteht. Und in ähnlicher Weiſe ſind in ſeiner Poeſie auch die andern oben beſprochenen Gegenſätze mehr oder weniger ausgeglichen und verſöhnt. Es iſt Naturpoeſie — denn der innere Drang und Trieb des Genius machte ihm das Dichten zu einer Nothwendigkeit, er mußte ſingen, wie die Lerche, die er ſo oft feiert, — aber es fehlt ihr doch keineswegs die Unterlage und Zügelung einer, freilich nicht ſchulgerechten, aber darum auch nicht pedantiſchen und vorurtheilsvollen Bildung durch Muſter der beſten Art; es iſt Volkspoeſie, im Gegenſatz zur Standespoeſie, oder richtiger: es iſt ſelbſt Standespoeſie, zunächſt der Anſchauungsweiſe, dem Kreiſe des ſchottiſchen Landvolks, dem der Dichter angehört, gemäß; aber es begegnet ihm nicht, daß er, wie Goethe von Hebel, wiewohl lobend und anerkennend, ſagt, daß er „das Univerſum durchaus verbauert;“ nicht mit willkürlicher Laune, nicht aus „Bauernſtolz“ verſetzt er ſich in die Anſchauungsweiſe und Zuſtände des Landmanns, ſondern er greift mit ſeiner poetiſchen Kraft in die unmittelbare, nächſte Wirklichkeit, wie ſie ihn in Freuden und Schmerzen, in Entzückungen und Entbehrungen, umgab, ohne Bedenken hinein, gewiß, daß es ihm gelingen müſſe, ächte Poeſie ihr abzugewinnen, ſie mit dem Zauberſtab ſeines Genius in ein goldenes, tönendes Reich des Geſanges und der Glorie zu verwandeln. Sein Stand, ſeine Beſchäftigung, ſeine nächſten Lebenserfahrungen und Intereſſen ſind für ihn nur der Ausgangspunkt, die Baſis ſeiner Poeſie, aber dieſe ſelbſt erhebt ſich, auf-

ſteigend vom ſchottiſchen Moorgrund, von dem Ackerfeld, der Strohhütte des Landmanns, in den reinen blauen Aether des allgemein Menſchlichen.

Wir theilen hier die von Goethe überſetzten Worte eines Landsmannes von Burns mit, als die Hauptpunkte ſeiner dichteriſchen Eigenthümlichkeit liebevoll hervorhebend und gerecht würdigend.

„Solch eine freundliche, warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeiner Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er bei dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern dahin wandern; denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden, und ihr Klang iſt Muſik.

„Welch ein warmes, allumfaſſendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauensvolle, gränzenloſe Liebe! welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein nußbraunes Mädchen ſind nicht mehr gering und dörfiſch; Held vielmehr und Königin; er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen des ſchottiſchen Lebens ſieht er nicht im arkadiſchen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Ueber die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeyns ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüths, und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein geſänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung; er iſt unter die Niedrigſten gedrängt, und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache — eine Seele wie eine Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinſten Winde berührt, ihn zu geſetzlicher Melodie verwandelten."

Das poetiſche Talent, kann man ſagen, beruht auf einem Ueberſchuß geiſtiger Lebendigkeit und Lebenskraft, welche vom Individuum nicht ſelbſt verzehrt, ſondern zu Schöpfungen nach außen verwendet wird. Was dem Unpoetiſchen als leblos erſcheint, in dem ahnt und erkennt das poetiſche Gemüth Leben und Seele, und wo Andre nur ein gewöhnliches Maaß von Lebendigkeit und Beſeelung erblicken, da findet er, unter dem Einfluß eines geſteigerten Intereſſe, ein Unendliches von Schönheit, Geiſt und Werth. Das ſcheinbar Unlebendige zu beſeelen, das Gleichgültige zu individualiſiren, den abſtracten Begriff zu perſonificiren und das Geliebte zu idealiſiren — das iſt das natürliche Beſtreben des Dichters, und dieſe Eigenſchaften beſaß Burns in außerordentlichem Maaße, und dieſen äußerlich ſich offenbarenden Eigenſchaften entſprachen natürlich, oder waren vielmehr damit, als ihre Keime und Wurzeln, identiſch die Eigenſchaften der empfänglichſten, regſten Receptivität, ein Auge voll Licht und Schärfe, ein Ohr, lauſchend jedem, für das profane Ohr unvernehmlichen, Ton, einen Sinn, dem ſich die geheimen, gleichſam verborgenen Schätze der Poeſie wie dem mit der Wünſchelruthe bewaffneten Magier verriethen, und eine Seele voll Sehnſucht nach liebevoller Mittheilung und Verkehr, und wie Zunder empfänglich für die Funken der Leidenſchaft. Und für jede Empfindung bot ſich ſeinem glücklich organiſirten Geiſt auch ſogleich der treffendſte Ausdruck im Worte dar.

Ein Hauptzug von Burns iſt ſeine innige Sympathie mit der Natur, die ihm nicht nur in ihrer Lenzes- und Sommerpracht, nein, auch in der Herbſt- und Wintertrauer lebt. Wie nicht leicht ein Dichter hat er, der in ſo beſtändigem Verkehr mit der Natur ſtand, ſie beobachtet und belauſcht, ihr eine Menge der feinſten Züge abgeſehen, aber das Alles ohne Studium und Abſicht. Als einen Beweis der Geſundheit ſeiner Naturanſchauung aber ſind wir geneigt das anzuſehen, daß er nichts von einem förmlichen Cultus, von einer Vergötterung der Natur weiß; wenn er die Natur und ihre einzelnen Gegenſtände ſchildert oder feiert, ſo iſt es meiſt nur gelegentlich; ſie dient ihm mehr nur als Hintergrund oder er knüpft an ihre Phänomene ſeine Empfindungen und Erinnerungen an. Bekanntlich hatten auch die Griechen keine poetiſchen Naturſchilderungen als ſelbſtſtändige poetiſche Gattung, ſo genau ſie die Natur in ihren einzelnen Zügen belauſchten und daraus Stoff zu den ſchönſten Bildern und Vergleichungen entnahmen. Lieder, worin ſich die liebevollſte Beobachtung der Natur und ihrer Weſen, der beſeelten und unbeſeelten, ausſpricht, haben wir früher ſchon öfters mitgetheilt, und verweiſen hier der Kürze wegen auf das ſo bekannte und berühmte Gedicht: Auf ein Tauſendſchönchen, das er mit dem Pflug umkehrte, im Jahrgang 1839, Nr. 45 dieſer Blätter, wo er an das Schickſal des anſpruchsloſen, von ihm mit maleriſcher Treue geſchilderten Blümchens Betrachtungen über das Schickſal von Menſchen, namentlich auch über ſein eigenes, anknüpft; auf das Gedicht: Afton, ebendaſelbſt, wo die Scenerie des geliebten Fluſſes lebendig veranſchaulicht und des Sängers Liebe zu Marie damit in Verbindung geſetzt wird. In Nr. 121 ebendaſelbſt findet man eine entzückende, höchſt lebensvolle Schilderung der Herbſtzeit, ebenfalls mit Empfindungen der Liebesſehnſucht verwoben. Aus der uns vorliegenden Ueberſetzung laſſen wir zwei kleine Lieder ähnlicher Art folgen:

Des Winters Weſt ringsher durchnäßt
Mit Regen Thal und Höh',
Des Winters Nord braust ſtürmend fort,
Und Hagel glänzt und Schnee.
Trüb iſt und braun der Bach zu ſchaun,
Der ſtürzt durch Feld und Hag.
Das Vöglein feſt ſich ducht im Neſt,
Und herzlos iſt der Tag.

Der Sturm umher, die Wolken ſchwer —
Die öde Winternacht
Sey Andern trüb', — mir iſt ſie lieb
Mehr als des Mittags Pracht;-
Des Windes Gebraus, es löſcht mir aus
Den Gram, es wiegt ihn ein. —
Entlaubter Zweig, zu mir dich neig'!
Dein Schickſal iſt ja mein.

Du höchſter Hort, deß Allmachtwort
Auf mich dieß Leid verhängt:
Ich baue feſt, es iſt das Beſt',
Weil du es ſo gelenkt.
Nur Eins thut noth, ich fleh, o Gott,
Dieß Eine nur gewähr',
Entzieht jed' Glück mir dein Geſchick,
Mich's auch entbehren lehr'.

Kalt entfloh der Winterwind
Und der Weſt weht ſanft und lind,
Dort, wo Stanley's Birken ſind,
Die Droſſel in den Zweigen o!

Süße Frühlingsglöckchen blau,
Auf Glennifters Au im Thau,
Blühend wie mein Lieb, o ſchau!
Mein Liebchen ohne Gleichen o!

Komm' mein Kind, du ſüße Maid!
Auf Klenkillocks ſonn'ger Haid'
Leben wir in Luſt und Freud',
Die nimmer wird erbleichen o!

Schwebend auf dem Newtonwald,
Lerchenlied in Lüften ſchallt,
Silberweid' am Bächlein kalt,
Knöſpchen an den Zweigen o!

Hoch vom Felſenbett der Fern
Farrenfedern ſtattlich wehn,
Und das Bächlein murmelt ſchön,
Wenn ſie ſich hold ihm neigen o!

Blume blüht und Vöglein ſingt,
Grün aus Knoſp' und Wieſe dringt,
Freuden, ach! ihr mir nicht bringt,
Könnt ihr nicht ſie mir zeigen o!

Beinahe noch ſchöner iſt das in der Sammlung des Ueberſetzers unmittelbar folgende: **Nun tragen die Fluren ihr feſtliches Kleid**, deſſen letzte Strophe ſo lautet:

Komm, ſinniger Herbſt, grau und gelb auf die Flur,
Und heile mein Herz durch den Tod der Natur;
Der Winter ſo trübe, der ſtürmet und ſchneit,
Nur er kann mich freuen ſeit Nancy ſo weit.

Wie ſchön iſt hier die leiſe Andeutung der Perſonification durch das einzige Wort: **ſinniger Herbſt**! Ueberhaupt, ſo lebendig und beſeelt ſich für Burns Alles darſtellt, ſo wenig überſchreitet er in ſeiner Idealiſirung das Maaß. Die eigentliche, ſtreng durchgeführte Perſonificatien unbeſeelter Gegenſtände ſpart er für das ſcherzhafte, luſtige Lied auf, dergleichen ſein „Hans Gerſtenkorn" iſt. Von dieſem ſagt Goethe: „dieß allerliebſte Gedicht war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weiſe geſchätzt, veranlaßte ſolches manche Verſuche, unſerer Sprache es anzueignen. In dieſem heitern, genialiſchen Anthropomorphismus zeigt ſich Burns als wahrhaften Dichter." Hans Gerſtenkorn iſt in dieſen Blättern, Jahrg. 1838, Nr. 21, überſetzt, bei Kaufmann S. 87. Es wird darin das Schickſal der Gerſte, von der Ausſaat an, bis ſie, in Bier verwandelt, den Kreis der Zecher belebt und begeiſtert, in anſchaulichen Metaphern beſchrieben. Die letzten Verſe lauten ſo:

Hans Gerſtenkorn der war ein Held,
Gar tapfer, ſtolz und gut,
Drum wenn ſein Blut ihr trinkt, ſogleich
Hebt kühn ſich Euer Muth.

Es macht, daß man ſein Leid vergißt,
Es würzt uns jedes Glück,
Es macht, daß eine Wittwe ſingt,
Perlt auch die Thrän' im Blick.*)

Drum lebe hoch, Hans Gerſtenkorn!
Nimm Jeder's Glas zur Hand,
Nie fehlen tauſend Enkel, ihm
Im alten Schottenland!

---

*) So läßt auch Schiller den Neſtor zur Hekuba ſprechen:

Nimm ihn an den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz;
Wundervoll iſt Bacchus Gabe,
Balſam fürs zerriſſne Herz.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 April 1840.

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Im dritten Gesang wird der Dichter in den Himmel emporgehoben, welchen zu schildern ihm jedoch, wie er klagt, die menschliche Sprache ihren Dienst versagt. Er erblickt die Jungfrauen, die Märtyrer, die Seraphim und vernimmt die Gesänge von mehreren Seligen. Lob- und Dankgesänge stimmen an die Seelen einer Gattin, eines Kindes, eines Weisen, eines Wahnsinnigen, eines Armen, eines vergessenen Dichters, eines Königs, eines Kriegers, eines Priesters. Manches in diesen Hymnen ist recht schön. So singt z. B. die Seele einer Gattin:

Dank sey dir, Herr, gesagt; ins Dunkel meines Lebens
Warf ihrer Feste Glanz die eitle Welt vergebens;
Trotz bot ich ihrem Schein und Schaum;
Schamhaftigkeit und Zucht niemals von mir sich wandte;
Nimm dafür meinen Dank, Herr! meinen Namen kannte
Selbst meine Hochzeitkammer kaum.

Dank sey dir, Herr! gesagt; ich hab' vom Kelch der Ehe
Getrunken, gleichen Sinns, die Lust und auch das Wehe,
Wermuth und Honig, wie es kam;
Und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten:
So lächelt' ich vor ihm und weinte nur im Schatten,
Und ab nie meine Liebe nahm.

Jetzt aber bin ich ganz versunken
In Lust, von Seligkeit wie trunken...
Ein Augenblick das Erdenleid vergilt....
Die Welt, wie hoch sie ihre Wünsche spende,
Wohl schwer die Wonne, die jetzt mein, verstände,
Ein Hoffen ist es ohne Ende,
Dem ewig doch Befried'gung quillt.

Die Seele eines vergessenen Dichters singt:

Als auf mein Haupt der Geist des Sanges sich wollt' senken,
Da bat ich dich, mein Gott, du wollst ihn heißen gehn,
Denn nirgends wollte man ein Ohr dem Dichter schenken,
Und nur die Wüste war bereit mich zu verstehn.

Der Schönheit Bilder all, die du hast eingeboren
In meine Seel', — umsonst führt' ich zur Welt sie ein;
Die Flamme meines Geists war an der Nacht verloren;
Und meines Zweifels Schmerz nur sie stieg bis zur Pein.

O wie so oft hab' ich der Leyer Fluch gesprochen,
Die stets in meine Hand zog ein gewalt'ger Zug;
Ich ließ von ihrer Macht mich immer unterjochen
Und schalt mich selbst, daß ich der Thorheit Ketten trug.

Einst, in der Stumpfheit, die folgt, wenn der Rausch sich kühlte,
Sehnt' ich mich nach dem Tod, vom heißen Wunsch entflammt
Zu wissen ob die Gluth, die ich im Busen fühlte,
Sey meiner Eitelkeit oder dem Himmel entstammt?

Doch das Geheimniß hat mir deine Huld entschleiert;
Aufrichtend mich hast du mir, Gnädiger! gezeigt,
Daß jeglichem Gesang, welcher dich einsam feiert,
Vom Firmament herab dein Ohr sich freundlich neigt.

Oh! wie mein Leiden jetzt, das lange, mich erfreuet!
Den Glauben hätte mir befleckt der Erde Gunst;
So wie den Weihrauch, den man in die Urne streuet,
Hobst du zu dir mein Herz, geläutert durch Inbrunst.

Und der, der in der Welt verachtet ist gewesen,
Und dem vor Jammer fast die Lippe wurde stumm:
Er ist zu singen jetzt dein Lob von dir erlesen,
Zum Seraph schufst du den vergess'nen Dichter um!

Die Seele eines Königs, „dem die Krone verderblich geworden," ist ohne Zweifel die Seele Louis' XVI, welchem der Priester auf dem Schaffot die Verheißung zugerufen, daß seine Seele in den Himmel steige. Die Seele eines Kriegers scheint die Napoleons seyn zu sollen; wenigstens paßt auf ihn der Inhalt des Gesanges am besten: die Welt sey versunken gewesen in Verbrechen und habe einer Geißel bedurft; er sey aus dem Dunkel hervorgegangen; von Gott zum Messias des Zorns gesalbt, habe er die Erde mit der Todessense durchzogen. Noch sey sein Name der Schrecken der Menschheit; man wäge ihn in der Wage,

welche die Ungerechtigkeit oder Unwiſſenheit in ſchwacher Hand halte. Aber die Wage Gottes ſey anders, ſeine Gewichte ſeyen einſichtsvoller, und der, auf den die Welt den Fluch ſchleudre, habe ſeinen Platz im Himmel gefunden. Wenn hier wirklich, was ganz wahrſcheinlich iſt, Napoleon gemeint iſt, ſo muß man geſtehen, daß Reboul, neben dem daß er Katholik und Legitimiſt, auch ein ſehr poetiſcher, auf den Nationalruhm haltender Franzoſe iſt, und dem nationalen Vorurtheil für den großen Krieger und Helden eine, bei ſeinen ſonſtigen religiöſen Anſichten ſehr bedenkliche Conceſſion gemacht hat. In der That, eine ſolche Toleranz ſcheint uns mit den andern ſtrengen Anſichten des Dichters unverträglich, und wenn er ſich damit hilft, in ſeinem Krieger eine Offenbarung des göttlichen Zorns, der göttlichen Gerechtigkeit zu ſehen, ſo läßt ſich dieſe Betrachtungsweiſe gar leicht auch auf die Beurtheilung des Handelns andrer Menſchen ausdehnen und fällt am Ende die ſittliche Freiheit, wenn man conſequent ſeyn will, ganz weg.

In dem Hymnus der Seele eines Prieſters wird die hohe Bedeutung und Würde des prieſterlichen Amts im Sinn der katholiſchen Kirche gefeiert. Niemand wird beſtreiten, daß die katholiſche Idee des Prieſterthums der poetiſchen Behandlung ſehr empfänglich und günſtig ſey; auch Reboul's Bild des Prieſters, wie er ſeiner Idee nach ſeyn ſoll, hat ſchöne Züge; aber das ſcheint uns doch etwas ſtark, wenn er den Prieſter dadurch verherrlicht, daß er ihn von ſich rühmen läßt: „er gebiete Gott ſelbſt wie ſeinem Diener und mache ihn mit einem Wort auf den Altar vom Himmel niederſteigen.“ Die Vergleichung: „wie ſeinen Diener,“ dürfte dogmatiſch kaum zu rechtfertigen ſeyn.

Seine eignen Empfindungen bei der Anhörung der Geſänge dieſer Seligen ſchildert der Dichter ſo:

Bei ihres Glücks Berührung fühlte ſich
Mein Geiſt erlöst von allem Ueberdruß;
Die Sorgen all der Welt ſtarben in ihm,
Um Raum zu machen der unſagbar'n Liebe,
Wie eine Well' in minder ſtellem Flußbett'
Läßt ſinken ihren Schlamm und klarer wird, —
Ein ſel'ger Spiegel der glorreichen Sonne,
Als ſolcher theilhaft ſelbſt der Himmelswonne.

Vierter Geſang. Die unzähligen Schutzengel der Welten kommen. Sie ſehen Jehovah an mit ihrer Zerſtörung noch zu warten. Aber gegen ſie tritt der Engel der Rache auf, Jehovah beſchwörend, nicht mehr zu ſäumen, weil die Verblendung und das Verbrechen auf Erden ärger geworden ſeyen als je. Krieg, Hunger, Peſt bieten bereitwillig ihre Dienſte an zum Zerſtörungswerke. Aber ihr Herr, der Engel der Rache, erklärt ihnen, daß Jehovah ihrer nicht mehr bedürfe; daß ſein Wille ſeinem Zorn genüge. Das göttliche Dreieck, das auf einem Lichtthron erglänzte, hörte auf zu ſchimmern, und während ſein Glanz erloſch, hörte man die Worte: „ſo ſoll es ſeyn!“ Der Kreis der Geiſter hatte ſich ſchweigend niedergeworfen und ſo den unwiderruflichen Spruch angehört; alle ſtießen einen Schrei aus und eilten zu ihrer verurtheilten Welt zurück. Den Fliehenden begegnet am Eingang des Himmels der herrliche Erzengel Michael, welcher dem Engel, der den Dichter trug, Vorwürfe macht wegen ſeines Entſetzens über den ausgeſprochenen Willen Gottes. Die menſchliche Schwachheit habe ihn angeſteckt; er ſolle ſich ſtärken dadurch, daß er dem Herrn diene; er ſoll auf ſeinem Rückweg auf die Erde durch die Hölle gehen und den böſen Engeln befehlen, ihre ſündigen Schaaren zum Gericht auf die Erde zu führen.

Fünfter Geſang. Der Engel belehrt den Dichter, daß der Untergang und das Gericht der Welt bevorſtehe und zeigt ihm den Aufenthaltsort der Kinderſeelen, die ungetauft geſtorben:

Was du in dieſem Raume ſchweben ſiehſt,
In dieſes düſtern, grauen Himmels Tiefe,
Das ſind die Kinder, welche ſtarben ohne
Der Taufe Waſſer, ſündhaft von Natur
Nicht durch den eignen Willen; ihre Väter
Haben auf ſie vererbt das ſünd'ge Weſen,
Und, der unnennbarn Gnade nicht theilhaftig,
Sind dieſe Seelen nicht mit Gott im Einklang;
Ruinen, welche Chriſt nicht wieder baut,
Bleiben ſie fern dem Ziele der Erlornen;
Ihr Auge taugt nicht für des Himmels Schauen;
Weil ihnen fremd das Evangelium blieb,
Sind ſie gerichtet ohne ſein Geſetz
Und ſind gerecht gerichtet; ohne Qual
Büßen ſie für die Sünde ohne Luſt.
Hier ſind der Schmerz, die Freude unbekannt;
Das Daſeyn lebt begnügt hier mit des Daſeyns
Vergünſtigung; doch dieſes Daſeyn iſt
Halb, unvollſtändig, nur als Gegenſatz
Soll dienen es neben dem reinen Nichts,
In einer Ruh, die keine Wonnen kennt
Und deren Glück nur iſt Schmerzloſigkeit.
„Ha!“ rief ich aus, „der Schwarm da kommt und geht,
Ewig nichts wiſſend von Jehovahs Namen?...“
Doch auf den Mund legt mir die Hand mein Engel,
Und beinah grimmig ward ſein Freundesblick:
„Unſel'ger, ſprach er, welchen Namen nennſt du?
Der Name, überall ſonſt Wonn' und Kraft,
Wär' hier ein elendmachender Gedanke,
Wenn dieſes Orts Bewohner ihn beſäßen;
Brennend in Sehnſucht nach dem Gegenſtand,
Den ſie doch niemals ſchauen dürfen, ſänden
Die Hölle ſie im hoffnungsloſen Wunſche.
O flehn mir, ſtören ihre glückliche
Unwiſſenheit wir nicht; es iſt der Mund
Der Sterblichen voll Unvorſichtigkeit;
Wenn jener Nam' dir noch einmal entſchlüpfte,
Ein Blitz des Himmels träfe dich vernichtend!“

Vor dem Eintritt ins Fegfeuer ruft der Dichter die katholiſche Muſe an, und dann berichtet er von jenem:

Als wir verlaſſen nun den eing'gen Ort
Wo Leben möglich iſt, vergeſſend Gottes,
Nahm wahr mein Auge wie ein Meer von Flammen
Deß Wogen ſchwankten unzähl'ge Seelen;

Auf tauchten Gruppen, deren Antlitz ähnlich
War dem Krystall, vom Sonnenstrahl durchdrungen;
Palmzweig und Krone tragend in der Hand
Priesen sie Gott, der züchtigt und verzeiht;
Und während sie zum sel'gen Himmel schwebten,
Erschienen andre, welche auch, um sich
Wie sie zur ew'gen Glorie zu erheben,
Sich rein'gen sollten in der Läuterungsfluth.
Und ob den Schmerzen, die an ihnen zehrten,
Sah ich zwei Geister sich im Fluge kreuzen —
Es war des Leidens und der Hoffnung Engel,
In seinen blassen Händen hielt der eine
Von ungeheurem Umfang eine Urne,
Und ließ daraus träufeln einen süßen Saft,
Der dieses Oceanes Feuer nährte,
So daß die Qual darin nie hörte auf;
Der andre aber, mit dem Flügel fächelnd,
Rief ihnen zu: o murrt nicht wider Gott!
Segnet die Qualen, die er euch läßt dulden,
Um bald euch seines heil'gen Lichts zu freuen;
Selbst eure Klage gleiche dem Gebet;
Die Gegenwart, wie grausam auch, muß enden,
Und ew'ge Freuden bringt euch eure Zukunft!

Aus dem Fegfeuer hört der Dichter herzzerreißende Qualen emporbringen; namentlich von zwei Seelen, deren eine der Buhlerei des Geistes (mit dem weltlichen Wissen und dem Ehrgeiz), die andre der Buhlerei des Geistes sich schuldig gemacht hat. Die erstere Seele, welche wir zu deuten uns nicht getrauen, büßt schon viertausend Jahre, und hätte sich, wie sie selbst sagt, längst aufgelöst, wenn nicht Gott sie für die Ewigkeit geschaffen hätte. Eine Mutter erlangt durch ihre flehentlichen Bitten bei ihrer eigenen Erlösung aus den Flammen des Fegfeuers auch die Freilassung ihres Sohns, ohne welchen ihr das Glück des Himmels keines wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortsetzung.)

Der Bewohner von Weinländern darf nicht vergessen, daß in Ländern, wo der Wein, wenigstens für den gemeinen Mann, fehlt, das aus „Gerstenkorns" Säften bereitete Bier viel höher geachtet wird und auch in der populären Poesie das Surrogat der Gabe des Bacchus ist. Wir können nicht umhin, hier an Hebels „Habermuß" zu erinnern, sofern der Stoff und die Idee verwandter Art sind. Wir haben auch über dieß Gedicht ein kurzes Urtheil von Goethe: „das Wachsthum des Habers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt." Es gehört dieß Gedicht ohne Zweifel zu den schönsten in Hebels Ton und Manier, was sich von Hans Gerstenkorn, unsers Erachtens, in Bezug auf den Rang, den er unter Burns' Liedern einnimmt, nicht behaupten läßt; dennoch aber darf man vielleicht diese beiden, in Betreff des Thema's so verwandten Gedichte als typisch für den Charakter der beiden Dichter überhaupt ansehen. Aus Hebels Haber wird am Ende eine bescheidene Hausmannskost, ein Habermuß, von einer friedlichen, frommen Familie unter erbaulichen Gesprächen und Belehrungen verzehrt; aber aus Hans Gerstenkorn wird ein begeisternder Trank gewonnen:

Sie zapfen ihm sein Herzblut ab,
Und trinken's in die Rund',
Und mehr, je mehr sie trinken, fließt
Von Freude jeder Mund.

Hebels gemüthliche und sinnige, aber doch immer etwas erkünstelte und gesucht naive Poesie bleibt beim Bedürfniß, bei dem was nährt und frommt, stehen, und verfolgt einen allerdings löblichen und ansprechenden didaktischen Zweck; Burns kühnere, freiere, natürliche Poesie feiert den Hans Gerstenkorn nicht als Nährer der Hungernden, sondern als Geber der Freude, des Jubels, der Begeisterung, unbekümmert darum, daß der Held in den Köpfen oft großes Unheil anrichtet, wie im Tam o' Shanter zu lesen.

Am glühendsten, wahrsten, innigsten und größten ist Burns in seinen Liebesgedichten. Er ist gleich weit entfernt von einer überzarten, platonischen, seelenhaften Liebe, wie von einer rohen oder raffinirten Sinnlichkeit; seine Liebe ist ganz gesunde Einheit, und es kommt ihm gar nicht in den Sinn, mit Reflexion ihre Elemente sondern und trennen zu wollen; die Geliebte ist ihm kein körperloser Engel, aber ebensowenig tragen seine süßen Lieder den Stempel bloß sinnlicher Leidenschaft. Burns sang nur von Liebe, wo er sie wirklich und innig empfand, und so oft er diese tiefen Brusttöne anstimmt, zwingt er uns, die Innigkeit, Tiefe, Wahrheit und Gluth dieser Liebe zu bewundern und aufs wärmste mit dem Dichter zu fühlen, ohne daß wir daran denken, Nachforschungen anzustellen, ob der Gegenstand dieser Liebe solcher Huldigung und Feier vollkommen werth, oder ob die Leidenschaft des Dichters den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft und der Sitte ganz gemäß gewesen; denn wenn der Dichter selbst einer solchen Collision nicht erwähnt, so darf der Leser auch nicht, sie erst hineintragend, daran ein Aergerniß nehmen. Burns zeichnet sich überhaupt aus durch eine, wir möchten sagen ritterlich galante Verehrung des schönen Geschlechts, die aber, frei von aller Affectation, das natürliche Gefühl seines Herzens ist. Sie spricht sich namentlich aus in dem Lied, dessen Chorus die Strophe bildet:

Grün sind die Auen, o!
Grün sind die Auen, o!
Die schönsten Stunden in der Welt
Sind Stunden doch bei Frauen, o!

und welches mit dem Trumpfe schließt:

Schwur doch selbst Zeus: der Schönheit Preis
In ihnen wär' zu schauen, o!
Der Lehrling sann, und schuf den Mann,
Der Meister dann die Frauen, o!

(b. Kaufmann, S. 117.)

Unter den manchen Liedern, eingegeben von der Begeisterung glücklicher Liebe, wählen wir hier das von Kaufmann S. 53 übersetzte zur Mittheilung aus:

In einer lauen Sommernacht,
Wo hoch die Aehren ſtehen,
Und hell der Mond am Himmel lacht,
Thät ich zu Anne gehen;
Die Stunden flohn, im Dämmerſchein
Sich Früh zum Spät geſellte,
Ich bitte ſie, und ſie ſtimmt ein,
Sie kam zum Gerſtenfelde.

Die Luft war lau, der Wind war ſtill,
Der Mond die Flur erhellte,
Da ſetzt ſie, weil ſie ruhen will,
Sich hin im Gerſtenfelde.
Ich wußt', ihr ſüßes Herz wär' mein,
Und Lieb' mit Lieb vergelte,
Und küß' und küß' ihr Mündchen klein
Im bunten Gerſtenfelde.

Ich ſchloß ſie feſt in meinen Arm,
Ihr Herz mein Herz erhellte,
O Segen ihm, es ſchlug ſo warm
Im hohen Gerſtenfelde!
Beim Mond- und Sternenlicht, das klar
Die Nacht zum Tag erhellte,
Sie ſey geſegnet immerdar,
Die Nacht im Gerſtenfelde.

Wohl war ich froh bei Sang und Klang
Im luſt'gen Zechgezelte,
Und wenn nach Arbeit, Noth und Drang
Sich Geld geſellt zum Gelde.
Doch jeder Freude hellſter Strahl,
Wie ihn auch Luſt erhellte,
Sie überſtrahlt die Nacht zumal,
Die Nacht im Gerſtenfelde.

Und Korn und Gerſt' iſt eingebracht,
Das Bier ſchäumt in der Kanne,
Doch ich vergeſſe nie die Nacht
Im Gerſtenfeld mit Anne.

Dieſelbe Anna, vermuthlich, iſt gefeiert in einem nicht minder von ſeliger Luſt geſchwellten und triumphirenden Liede, wo der Dichter glücklich und ſicher mit dem Namen ſeiner Geliebten in ſchweren Reimen ſpielt, von Kaufmann, S. 55 und in dieſen Blättern Jahrgang 1836, Nr. 49 überſetzt.

Wahrſcheinlich aber werden die Meiſten andern, ernſteren oder auch ſehnſüchtigen und ſchwermuthsvollen Liedern den Vorzug geben vor den angeführten. Dahin gehört z. B. das ſchöne Lied auf ſein Hochland-Kind, bei Kaufmann, S. 115, mit dem Refrain:

Dort in der Büſche Schatten, o!
Dort auf den grünen Matten, o!
Mein Herz mir glüht,
Ich ſing mein Lied,
Mein Lied von meinem Hochland-Kind.

Dieß Hochland-Kind iſt Mary Campbell, welcher Burns vielleicht ſeine ſchönſten und tiefſten Lieder gewidmet hat, deren Todestag er lange mit ſchmerzlicher Trauer beging. Vier Lieder auf ſie findet man in dieſen Blättern, 1839. Nr. 25, 26.

O Stern du, deſſen ſchwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringſt den Tag mir noch einmal
Wo ſie des Lebens Schuld gebüßt.

Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Marions theures Schattenbild?
Siehſt du, wie von der Seufzer Fluth
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?

Kann ich vergeſſen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmtem Strand
Uns einſt in ſeligem Verein
Der Liebe Trennungsſtunde fand?

Ja! Ewigkeit ſelbſt iſt zu ſchwach
Zu tilgen das Gefühl der Luſt,
Als du, zum letztenmale, ach!
Gelegen haſt an meiner Bruſt.

Sein Ufer küßte der rieſelnde Born
Von dichtem Grün umſchattet rund;
Die Birke und der Hagedorn
Schlang liebend ſich um unſern Bund.

Sein Blumenbeet der Raſen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendroth
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.

So ſchwelgt in ſchmerzlichem Genuß
Mein Herz, und immer tiefer fühlt
Es ſeine Qual, ſo wie der Fluß
Sich tiefer ſtets ſein Bette wühlt.

Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Marions theures Schattenbild?
Siehſt du, wie von der Seufzer Fluth
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?

Nicht minder ſchön iſt das Gedicht bei Kaufmann S. 14, deſſen erſte und letzte Strophen folgende ſind:

Weh iſt mein Herz und im Auge die Thräne;
Lang, lang hab' ich keine Freude geſehn;
Verlaſſen und einſam trag' ich meinen Schmerz,
Und die Stimme des Mitleids fühlt nimmer mein Herz.

Lieb', du haſt Freud'; und tief hab' ich geliebt;
Lieb', du haſt Leid; und tief war ich betrübt.
Doch dieß wunde Herz, das ſo blutet mir nun,
O es ſagt mir ſein Pochen, bald, bald wird es ruhn.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52 u. 53.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

2 Mai 1840.

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

Aus den Erinnerungen einer Wochenwärterin.

(Die Erzählungen aus dem Tagebuch eines Arztes, welche auch in Deutschland bekannt geworden sind, haben in England viel Glück gemacht, was sie ohne Zweifel, neben dem Talent des Erzählers, auch der Fiction verdanken, die so zu sagen den Rahmen derselben bildet und den Erzählungen das Interesse wirklich erlebter Thatsachen verleiht. Wir irren schwerlich, wenn wir die Reihe von Erzählungen, aus welcher wir hier eine mittheilen, als eine Art Nachahmung jener Fiction betrachten, wodurch indessen der Originalität des [nicht genannten] Autors kein wesentlicher Abbruch geschieht, da es sich ja nur um eine äußere Form, um eine Introduction handelt. Das Eigenthümliche des Genres, das durch das Tagebuch des Arztes wo nicht aufgebracht, doch aufs neue populär wurde, und das vielfacher Modificationen empfänglich ist, besteht darin, daß Begebenheiten oder Persönlichkeiten, welche irgend ein Interesse zu erwecken geeignet sind, sey nun dieß Interesse ein romantisches, novellistisches, tragisches, komisches oder mehr nur ein psychologisches, in solchen Erzählungen und Schilderungen von einem ganz speciellen und individuellen Standpunkt aufgefaßt und betrachtet werden, welchen die Eigenthümlichkeit des fingirten Erzählers bestimmt; und so kann gerade durch Steigerung und Potenzirung der Fiction der Schein der Wahrheit und Natürlichkeit verstärkt werden, wenn der Verfasser seine Rolle gut zu spielen, sich recht in die Persönlichkeit und in die unmittelbarsten Interessen dessen hineinzuversetzen weiß, dem er die Geschichten in den Mund legt. Zunächst soll allerdings durch die als Introduction dienende Fiction wahrscheinlich gemacht werden, daß und wie die erzählende Person mit den erzählten Begebenheiten und Thatsachen bekannt geworden sey, sofern dieser und jener Beruf vorzugsweise Gelegenheit geben kann, allerlei interessante Erfahrungen zu machen und mit Umständen bekannt zu werden, welche der Schleier des Geheimnisses der übrigen Welt entzieht, oder um welche man sich doch in der Regel nicht zu kümmern pflegt; und so mag der Seelsorger, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Militär, oder in niedrigeren Sphären der Krankenwärter, der Kerkermeister u. s. w., wenn gerade die Verhältnisse günstig sind, und besonders wenn er ein Auge zum Sehen und Beobachten, ein Herz zum Fühlen hat, einen reichen Schatz von interessanten Beobachtungen und Erfahrungen sammeln; neben diesem aber ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß jeder derartige Beruf den der ihn treibt die Personen und die Sachen auf seine eigene Art ansehen und beurtheilen lehrt; und wenn der gebildete und menschenfreundliche Arzt sein Hauptaugenmerk auf die Störungen des Normalzustandes von Körper und Geist, auf die Möglichkeit, Leiden des einen oder des andern zu heben oder zu lindern, auf die Ursachen der physischen und psychischen Krankheiten, welche dem Menschen das Daseyn abkürzen und verbittern, auf die Wechselwirkung der physischen und geistigen Potenzen richtet; so wird dagegen eine „Kindbettwärterin" weit beschränktere Interessen haben, sich zu einem weit minder universellen Standpunkt erheben, aber vielleicht dafür durch seine Beobachtung in ihrer Sphäre, durch treue Zeichnung des innern Familienlebens in verschiednen Kreisen, in welche sie durch ihren nomadischen Beruf geführt wird, und wo sie nicht selten Zeugin von Vorfällen seyn mag, die der Welt ein Geheimniß bleiben, einigermaßen entschädigen. Der Geschmack in England scheint sich überhaupt in neuesten Zeiten in der Literatur vom Heroischen und Historischen wieder mehr aufs Häusliche und Genremäßige zu lenken, wie der große Beifall welchen Dickens findet, bezeugen dürfte. Doch wir lassen jetzt die Erzählung selbst folgen.)

Es ist ziemlich gleichgültig, wer mich dingte; es genügt zu sagen, daß ich mich, nachdem die Präliminarien ins Reine gebracht waren, in einem der prachtvollsten Häuser befand, in das ich je den Fuß setzte. Ob es in einer Stadt oder auf dem Land war, werde ich nicht sagen; wie bei den Orakeln in Delphi soll ein Schleier des Geheimnisses und der Dunkelheit über dieser Erzählung ruhen; nichts soll keck hervortreten, viel wird der

Einbildungskraft überlaſſen bleiben, und doch wird auch viel erzählt werden; ja noch mehr, es ſoll nicht Nagelsgroß Fiction vorkommen, nicht ſo viel um ein leergeblaſenes, an einem ſeidnen Faden aufgereihtes Meiſenei aufzuwägen.

Ich bin von Natur eine Freundin der Pracht; die meiſten Frauen ſind es ja; und da ich eine längere Zeit nach meiner Ankunft in dem fraglichen Hauſe noch nichts zu thun hatte, unterhielt ich mich damit, all die ſchönen Sachen zu beſehen und zu bewundern, welche haufenweiſe um mich herum lagen. Ich ſpazierte ganz nach meinem Belieben von Zimmer zu Zimmer; ich trieb mich in der Gemäldegalerie um, und betrachtete mir die Bilder einer langen Reihe von Ahnen, gemalt die einen von Lely, die andern von Vandyke, bis herunter auf die vom Pinſel Sir Joſhua's und Lawrence's. Und dann die Bibliothek! welche Schätze von Gelehrſamkeit und Unterhaltung waren aufgeſtellt auf dieſen ſchönverzierten Bücherſtändern! und dann das zum Fenſter Hinausſehen! aber wenn ich noch ein Wort weiter ſage, ſo verrathe ich das Local des prächtigen Hauſes, in welchem ich mich damals aufhielt, ganz behaglich und vergnüglich abwartend, bis es der Gebieterin der edeln Reſidenz und all des dazugehörenden Reichthums beliebe, meiner Dienſte zu bedürfen.

Ich halte es immer für ein ſchlimmes Zeichen, wenn Jemand übermäßig artig gegen mich iſt, ſo lange wir noch nicht näher mit einander bekannt ſind. Es erſcheint als unnatürlich, als eine moraliſche Liederlichkeit, mehr als Höflichkeit an ſolche zu verſchwenden, von denen wir weiter nichts wiſſen; ſtatt daß ich ſolche übermäßige Artigkeit als ein Compliment aufnehme, macht ſie mich vielmehr vorſichtig und argwöhniſch; es muß, bilde ich mir immer ein, irgend eine geheime Abſicht hinter ſolcher plötzlichen, unerklärlichen Aufmerkſamkeit gegen eine Perſon, die ſie noch nicht verdient hat, ſtecken. Das Benehmen der Marquiſin L——d, meiner damaligen hochgebornen Herrin und Wirthin, gegen mich war von dieſer Art, und in ihrem Auge lag ein ganz beſondrer Ausdruck, der mir nur halb gefiel. Das Auge ſelbſt aber war bezaubernd im höchſten Grade. Nur wenn ich es nicht um mich ſah, konnte ich über ſeinen Charakter nachdenken, und in die Bedeutung desſelben einzudringen ſuchen. Indeſſen war ſie ein ganz prächtiges Weſen, nie ſchuf die Natur ein Weib nach einem ſchönern Modell. Ach! warum blieb ſie nicht ihrer Schöpferin treu? Warum drängte ſich Kunſt und Liſt ein, um das Meiſterſtück der göttlichen Iſis zu beflecken?

Lady L——d war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, ſah aber viel jünger aus, weil ſie ſo außerordentlich hübſch war, und wegen der jugendlichen Art ihre Haare zu tragen; dieſe wallten nämlich in ſehr langen und glänzenden Locken um ihre Schultern, und waren nur auf der ſchöngewölbten Stirne geſcheitelt mittelſt zweier leichten goldnen Kämme von durchbrochner venetianiſcher Arbeit, welche aneinander befeſtigt waren mittelſt feiner Kettchen von gleichem Stoff und gleicher Façon; ihre Wange war ganz ohne Farbe, aber ſo fein geformt, daß Niemand wünſchen konnte, ſie anders zu ſehen als ſie war. Ich habe auf meinem Weg durchs Leben auch die Beobachtung gemacht, daß blaſſe Perſonen mehr Leidenſchaft und tiefere Reflexion beſitzen, als ſolche, welchen die kunſtreiche Hand der Natur die luſtigen Farben des Morgens auf die Wangen gemalt hat. Alle Heldinnen müſſen, nach meinen Begriffen, ausſehen wie Alabaſter, zum Leben erwärmt; und ſo ſah auch die ſchöne Marquiſin aus; aber ſie machte meine Theorie zu Schanden.

Der Marquis von L——d war zur Zeit, von welcher ich rede, Geſandter am Hof von ——, aber ſeine Gemahlin hatte ihn wegen ihrer Schonung verlangenden Umſtände nicht begleitet; er wurde jeden Tag in ſeinem Hauſe erwartet, da er in Folge eines Wechſels der Regierung zurückberufen worden war. Ich erfuhr, daß er einige wenige Jahre älter ſey, als ſeine Gattin, und daß er mit unendlichem Entzücken der Zeit entgegen ſehe, wo er Vater werden ſollte; zumal da der nächſte Erbe, im Fall der Marquis kinderlos blieb, ein liederlicher junger Mann war, der ſich ſeinem Oheim ſehr verhaßt gemacht hatte durch ſein ausſchweifendes Leben und ſeine radicalen Grundſätze, ſo wie er ſich auch durch perſönliche Grobheit zu wiederholtenmalen das Mißfallen ſeiner ſchönen Tante und ihres Gemahls zugezogen. Es ward ſogar von einigen jungen Damen, welche damals im Hauſe waren, und welche gern ihre Zünglein ſeltſame Geſchichten ausprägen hörten, geflüſtert: dieſer diſſolute junge Verwandte habe, vermuthlich aus Verdruß über ſeines Oheims unerwartete Heirath, bei der Vorſtellung der ſchönen jungen Frau im königlichen Schloſſe, beide öffentlich inſultirt, indem er einem jungen Patricier, der in der Nähe des wilden Cameraden ſtand, hörbar zugeflüſtert: „ſeine neue Verwandte wäre wohl auch um einen viel geringern Preis als eine Adelskrone zu gewinnen geweſen; aber es ſey Hundert gegen Eins zu wetten, daß ſie die koſtbaren Erdbeerblätter dieſer Tage an einem gewiſſen Ort, genannt Doctors' Commons, verloren habe.“ Dieſe plumpe und gemeine Inſinuation ſey von dem gütigen Monarchen, der damals auf dem brittiſchen Thron ſaß, gehört worden; und er habe, voll Mitleid mit der Beſtürzung und Verwirrung der beſchimpften jungen Frau und mit dem heftigem Zorn des Peers von dieſem Augenblick an ſie mit Beweiſen ſeiner Gnade, öffentlich und privatim, überhäuft, und ſich bald darauf mit ſeiner erhabenen Gemahlin zu Taufzeugen des erſten Kindes erbeten.

All dieß Geſchwätz hörte ich von Zeit zu Zeit, wenn die beſagten jungen Damen miteinander plauderten; auch, daß der erbitterte Edelmann, ihr Wirth, in der Heftigkeit ſeines Zorns, zu wiederholten Malen geſchworen habe: „ſein übermüthiger Neffe ſolle nimmermehr ſeinen Titel und ſeine Güter erben, ſelbſt wenn er nicht mit einem Erben geſegnet würde; denn er werde kein Mittel, auch das verwegenſte und abenteuerlichſte nicht, ſcheuen, um ihn von der Erbfolge auszuſchließen.“

„Welchen Unſinn Sie doch ſchwatzen, Miß Calvert,“ ſagte Lady Jane Urquhart, die liebſte Freundin der Marquiſin, als ſie dieſe letzte Bemerkung hörte. „Sie ſollten nie nachſagen, was in einem Augenblick der Aufregung geſprochen wurde. Wie wäre es denn möglich, daß der Marquis ſeinen Neffen und geſetzlichen Erben von der Erbfolge ausſchlöſſe, im Fall er keinen männlichen Sprößling hinterließe?“

„Oh, ich weiß das ganz und gar nicht," verſetzte die hübſche Miß Calvert; „ich verſtehe die juriſtiſchen Sachen ganz und gar nicht; wie ſollt' ich auch? aber ich verſichre Sie, unſre liebe Lady L——d ſelbſt ſagte mir, daß dieß die Drohung des Marquis geweſen, als er an jenem Tag von Hof heimgekommen. Ich will nicht hoffen, daß er im Sinn hatte, den Mr. Desborough zu meuchelmorden, denn das iſt das einzige Mittel, das heißt das einzige ſichere Mittel, ſeines Neffen und ſeiner Anſprüche los zu werden," — und die hübſche Schwäherin lachte.

„Sie ſollten wahrhaftig nicht ſo ſprechen, Lucy," verſetzte Lady Jane Urquhart mit Ernſt; „Sie ſetzen ja den Leuten ſo ſeltſame Vorſtellungen in den Kopf;" und das Geſpräch beruhte für den Augenblick.

Die Lady Jane Urquhart war eine ſehr liebenswürdige junge Dame, aber ihre ſchönen Züge trugen den Stempel tiefer Schwermuth; ſie ſchien die innigſte Anhänglichkeit an die Marquiſin zu haben; ſie waren beinahe immer beiſammen; und oft bemerkte ich, daß Lady Jane, wenn ſie ihrer Freundin Boudoir verließ, die Spuren von Thränen an ihren ſchönen ausdrucksvollen Augen hatte.

Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt in dieſem prächtigen Hauſe hörte ich, daß der Marquis jede Stunde zurückerwartet werde; und alle Gäſte, mit Ausnahme der Lady Jane Urquhart, reisten ab; denn man flüſterte, der Marquis ſehe es immer gern, daß es ruhig in ſeinem Hauſe ſey, wenn er nach einer längern Abweſenheit zurückkomme, und das that der Miß Calvert und den andern Mädchen ſehr leid. Sie ſagten zu mir: „ſie hätten ſo gern den kleinen Grafen geſehen, gleich nachdem er in ſeinem künftigen Erbe das Licht erblickt haben werde."

„Sie ſcheinen über die Sache ganz mit ſich zur Gewißheit gekommen zu ſeyn, Lucy," bemerkte Lady Jane, in Gegenwart der Marquiſin, als Miß Calvert darauf beſtand, daß das Kind ein Knabe ſeyn müſſe; „Sie vergeſſen, daß die Möglichkeit des Zufalls gleich groß iſt, ob wir einen kleinen Grafen oder ein junges Fräulein bekommen werden."

„Nicht ſo ganz Zufall, als die Welt glauben ſollte," murmelte Miß Calvert in einem ganz eigenen Ton; dieſer machte mich aufblicken von der prächtigen Spitzenkinderhaube, welche ich für die Kopfform des jeden Tag erwarteten kleinen menſchlichen Weſens zurecht machte. Dieſe Haube, nebſt einem eben ſo koſtbaren und ſchönen Röckchen, war als Geſchenk von der höchſten Dame des Königreichs an die Marquiſin geſchickt worden, für das künftige Pathchen.

„Nicht ſo ganz Zufall, als die Welt glauben ſollte!" ſo lauteten genau die Worte aus dem hübſchen Munde der Miß Calvert. Ich bemerkte, als ich aufſchaute, den Blick, der wie ein Blitz von der Lady Jane Urquhart zu ihrer Freundin, der Marquiſin, hinüber flog! er war merkwürdiger als ſelbſt jene Worte; er war voll eines ſeltſamen und unausſprechlichen Sinnes! Ich konnte, wie er raſch von einem ſchönen Augenpaar zum andern hinüberſchoß, die Miſchung von Verdruß, Unruhe und Scham in dieſem Einen Blick genau wahrnehmen; ſo wie auch ein gewiſſes Anfragen, ein Auffordern, ein Warnen in Bezug auf die Art, wie dieſe ſonderbare Bemerkung beantwortet werden ſolle. Ich bemerkte auch, daß die zwei andern jungen Frauenzimmer von ihrer Arbeit aufblickten, als erwarteten ſie geſpannt irgend eine Antwort. Was mich betrifft, ſo ſah ich ſogleich wieder auf meine Arbeit nieder; ich fühlte, daß es gewiſſermaßen unſchicklich, daß es plump und pöbelhaft von mir geweſen wäre, wenn ich noch weiter den unwillkürlichen Ausdruck der Augen der Lady Jane Urquhart hätte in dieſem Augenblick beobachten wollen; ihre Seele ſchien ganz unbewacht, — die Thüre des innern Heiligthums ſtand weit offen. Ich hatte keine Luſt, den Augenblick der Ueberraſchung zu benützen, und unverſchämt hineinzuſchauen in das verborgene Gemach, welches jeder Menſch, wie einfältig und rein er immer ſey, für ſich hat, und gegen die Blicke Andrer zu verwahren wünſcht. Je kleiner dieß Gemach iſt, je weniger dunkle Schätze, unbekannte, nie ans Licht gezogene, in einem ſolchen Schatzhaus enthalten ſind, um ſo beſſer ſind wir; ein rein engelhafter Geiſt beſitzt gar kein ſolches geheimes Magazin, und wir werden auch keines mehr haben, wenn wir wiedergeboren ſind. Der ganze Tempel wird dann offen ſtehen. Bis dahin aber laßt uns nicht ſuchen, bei Andern in dieſe „blaue Kammer" ſpähende Blicke zu werfen, worin Kobolde tanzen; vielmehr wollen wir uns beſtreben, die unſrige zu ſäubern und rein zu halten.

Es kann uns einen Begriff geben von der umfaſſenden Kraft des Geiſtes, wenn wir bedenken, wie viel kann erſchloſſen, wie viel mehr kann vermuthet werden aus einer augenblicklichen, magnetiſchen, immateriellen Wirkung eines unſterblichen Geiſtes auf den andern mittelſt eines Blicks, trotz aller Hemmungen und Verkleidungen und Gewichte unſers jetzigen Zuſtands und Weſens, wo wir, wie Bücher in Kalbs- oder Eſels-Haut oder in Menſchenleder gebunden ſind.

Ich kehre zurück zu der Bemerkung der muntern und ſcharfen Miß Lucy Calvert, die ich, wie den Text einer Predigt, zum drittenmal wiederhole, damit ſie nicht dem Gedächtniß meiner ſcharfſinnigen Leſer entfalle: „Nicht ſo ganz Zufall, als die Welt glauben ſollte;" welche beſagte außerordentliche Bemerkung der Lady Jane Urquhart einen noch außerordentlichern Augenfunken entlockte; doch nein! das Auge war nur die Batterie die ihn entlud, — der Blick war ein Geiſtesfunke, und wie er raſch an mir vorbeiflog, goß er Licht und Klarheit auch auf meinen Geiſt aus; wie mußte er erſt wirken auf den Geiſt, mit dem er in Correſpondenz, oder wie die Anhänger des thieriſchen Magnetismus ſagen, im Rapport ſtand? ganz gewiß wurde er von ihm vollſtändig verſtanden.

Nach dieſer beredten Augenſprache (oder vielmehr war es eine Geiſtesſprache), trat eine Pauſe von beinahe einer halben Minute ein, und ich muß geſtehen, ich hielt den Athem an, um keinen Ton von der Antwort der Marquiſin zu verlieren. Dieſe Antwort war freundlich, gefaßt, ſogar munter; aber ich konnte deutlich ein gewiſſes Zittern der Stimme, einen gewiſſen ermahnenden, warnenden Ton in dem letzten Theil derſelben bemerken, und ich glaubte den Sinn davon beinahe ſo gut zu verſtehen, als ohne Zweifel die Dame ihn verſtand, an welche

Digitized by Google

die Rede gerichtet war — aber ich täuſchte mich, ich verſtand ganz und gar nichts davon.

„Lucy Calvert glaubt an Zeichen und Vordedeutungen,“ ſagte die Marquiſin, „und namentlich an Bonaparte's Schickſalsbuch; ſie meint, durch alles was dahin gehört, ſey uns verheißen, daß wir bald ein Gräflein, eine Spanne lang, unter uns haben werden, und deßwegen habe der Zufall nichts mehr mit der Sache zu ſchaffen. Iſt es nicht ſo, Miß Calvert? Glauben Sie nicht im Innerſten Ihrer Seele, das Schickſal habe es ſo verhängt und geordnet, daß der Marquis einen Erben bekomme?“

„Das Schickſal!“ ſagte Lucy Calvert, lief zur Harfe hin und ließ ihre Finger über die Saiten rauſchen:

Der Menſch iſt keinem Schickſal unterthan,
Das ihm, wie Wind und Wellen, wies' die Bahn;
Ob er das Gute, ob das Böſe wähle —
Kein Fatum iſt's — die ew'ge, freie Seele!
Sein Wille kann das blinde Schickſal zwingen,
Zum Dämon ſinken, ſich zum Engel ſchwingen;
Darum entſag' er ſeinem Vorrecht nicht,
Und handle wie der Seraph thut im Licht!

Nachdem Miß Calvert in der anmuthigſten und munterſten Weiſe die obigen Worte getrillert, verließ ſie augenblicklich das Zimmer; an dieſem Abend noch nahm ſie auch Abſchied von L——d-Houſe, und betrat es, wie ich zu glauben Grund habe, nie wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Fortſetzung.)

Sechster Geſang. Sie erreichen die Hölle:

In düſterer Ferne ſchritten hin und her
Grauſe Dämonen auf der Berge Scheitel;
Die Haare, hängend wie bei Trauernden,
Flattern um Köpfe ohne Rumpf und Flügel;
Augen ſo leer und trocken, und doch brennend
Von Feuern, die Metalle ſchmelzen würden;
Tauſend Geſpenſter, die aus widernatürlichen
Naturen ſind gebildet, zeigend und
Verſteckend ihre häßlichen Geſtalten,
Schwärmen um unſer ſchaudernd Angeſicht,
Wie Raben um die Leiber des Schaffots,
Wie der Nachtfalter leichenhafte Schaar
Um Eine Fackel, die ihr Dunkel ſtört. —

Das häßliche unheimliche Leben und Treiben in der Hölle wird in Folgendem veranſchaulicht:

Sahſt nie du, wenn mit ſeiner Gluth der Sommer
Der ſchlamm'gen Ufer Waſſer ſinken machte,
Tauſend Sumpffiſche, tauſend häßliche
Gewürme durcheinander in fruchtloſen
Anſtrengungen ſich winden und ſich krümmen,
Und faulend mit dem wäſſerigen Raſen
Das Gift von Fiebern in der Luft verbreiten?
Solch einen Anblick bot in weitem Umkreis
Dem Auge ringsum der Verdammten Volk.
In trübem, mattem Licht lag alles da....
Doch plötzlich färbt ein ſonderbarer Glanz
Der in der Ferne verlornen Berge Gipfel.
Lucifer hat des Abgrunds Grund verlaſſen;
Allmählich hebt ſein ſündeſtrahlend Haupt,
Das höll'ſche Reich beleuchtend, ſich empor.
Bei dieſes grauſen Morgenrothes Glanz
Welch neuer Gräuel zeigt ſich meinem Blick!

Der Höllenfürſt erhebt ſich, aber der Führer des Dichters ſtreckt plötzlich drohend den Arm aus, hält ihn auf und in der Luft ſchwebend feſt; er gebietet ihm im Namen Jehovahs, mit allen Bewohnern ſeines Reichs auf der Erde im Thal Joſephat zu erſcheinen:

Bei dieſen Worten wie vom Pfeil verwundet,
Wälzt Lucifer ſich auf der Hölle Boden
Und brüllt: „Nicht eitel denn war meine Furcht!
Etwas vom Himmel iſt in meinem Reich!
Verlaſſend meinen tiefſten Herrſcherſitz
Muß denn mein Auge ſchau'n was ich geahnt!
Bei deinem unerwarteten Gebot,
Jehovah! faßt das ſchaurige Gefühl
Von neuem mich, daß einen Herrn ich habe!
Erwacht iſt meiner frühern Tage Schmach,
Mit doppeltem Gewicht drückt meine Kette!
Was mir noch blieb von Glanz, reizt deine Laune;
Dir ſoll ich, ſelbſt in meinem Reich, gehorchen.
Und du machſt ſtreitig meiner traur'gen Herrſchaft
Den glühnden Staub, in den dein Arm mich ſtürzte.
Ach! mindeſtens, nach meinem kühnen Aufruhr,
Hofft' ich zu ſeyn der Erſte in der Hölle....
Weh! das iſt nichts; und das Geſchick, die einz'ge
Wahrhaft'ge Gottheit, die vielleicht uns beide
Beherrſcht, hat dir den Sieg verliehn, Grauſamer!
Aber bedenk', doch noch vielleicht die Wage
Des Siegs ſich neigen kann auf meine Seite!
Zufall, und nicht die Kraft, entſchied; — ein Nichts,
Und Gut hätt' bös, und Böſes gut geheißen;
Das Diadem der Macht trüg' deine Stirne,
Du wäreſt Satan und ich höchſter Gott!
Des Himmels Tiefen zitterten vor mir
Und ihren König nennte mich die Schöpfung!
Doch das heilt nicht den Krebs der an mir nagt;
Was hilft's, die Urſach kennen, wenn das Uebel
Unheilbar iſt? Ich muß ja doch gehorchen!
Nun ja, gehorchen werd' ich, doch der Schaum
Vorm Munde und das Herz von Gift geſchwollen!
Dir meinen Willen beugend trotz' ich noch;
Ich diene dir, beſiegt, doch nicht als Sklave.

So leiht eu'r Ohr mir, ihr Verdammten alle,
Opfer, wie ich, seines grausamen Zorns,
Ihr, frei erschaffne Geister, und bestraft dann,
Weil ihr gefolgt der Leitung des Instincts;
Denen Er, der ein Henker ist der Sinne,
Die er doch selbst entzündet, ein Verbrechen
Daraus macht, daß ihr geliebt war't, daß ihr liebtet;
Ihr, deren Gier gelüstet nach der Erbschaft,
Welche der Zufall ungerecht vertheilt;
Ihr, deren blut'ge Hand, dem Dolch vermählt,
That, was der Tod doch hätt' gethan in Bälde;
Die Zeit ist um, die Ewigkeit beginnt;
Um zu bestätigen den ersten Spruch,
Verlangt von neuem Euch das Tribunal,
Das göttliche, zu sehn; der gute Gott
Will sich an euerer Verzweiflung weiden!
Und ihr, die feig, verzichtend auf euch selbst,
Gelebt habt in der Furcht der letzten Strafen,
Sklaven die, weil ihr frocht vor ihm auf Erden,
Heute den Lohn dafür empfangen sollt:
Auch Eure Lust mag ihre Wolken haben!
Euch winkt ein Hafen der nicht frei von Stürmen!
Konnte verflucht der Sohn des Morgens werden,
Ward ich, der Zweit' im Himmel, selbst gestürzt dort;
Glaubt dann ihr Geister, gestern erst geboren,
Armselige Geschöpfe, eure Flügel
So sicher, daß ihr strauchelt nicht im Glücke,
Das selbst dem ersten Seraph gieng in Stücke?"

Doch während Satan solche Lästrung sprach,
Drang seinem Geist der unausweichliche
Glanz der erhabensten Wahrheit sich auf,
Ihm zeigend, daß er Falsches nur geredet;
Und wie die Schlange die sich selber sticht,
Kehrt' er jetzt gegen sich den schwarzen Haß,
Er schleppte sich vor seinen eignen Richtstuhl,
Und Satan ward von Satan selbst verdammt;
Mit zweifelloser Sicherheit erkannt' er
Jehovahs wahre, einz'ge Vorsehung,
Daß ganz Gerechtigkeit ist seine Allmacht,
Daß er mit Seel' und Freiheit uns begabt,
Und, wenn er mit der Macht, zu thun das Böse,
Verbunden das Gebot, zu thun das Gute,
Er mit sich selbst nicht sey im Widerspruch;
Daß, wenn nicht der Verdammte zu der Zahl
Gehörte der Erlesenen, dieß nur
Das Werk sey seiner freigewollten Wahl.
Auf seine letzte Lästerung als Antwort
Vernimmt er, wie bei sich der Höchste schwört:
Furchtlos in Ewigkeit soll'n alle Frommen
Im Himmel wohnen, die drein aufgenommen.

Wie ein Tiger, der eine Beute zwar sieht, aber sie nicht erreichen kann, in unmächtigem Hunger sich selbst zerfleischt und sein eignes Blut leckt, so wüthet der gefallne Engel, wie er die Auserwählten im Genuß der ewigen Seligkeit sieht, gegen sich selbst:

Welch unbarmherz'ges Licht geht in mir auf?
Sein rächerischer Glanz hat mich betäubt!
Oh! sey verflucht die unglückselig'e Stunde
Wo ich mich mit dem ew'gen Glanze maß,
Die Stunde, wo mein stolzes Herz gewähnt:
Zu eng sey ihm der gränzenlose Himmel!
Doch ha! sollt' ich der Reue geben Raum!
Dem Satan sollte Satan selber fluchen!
Nein, nein! was ich gethan, ich thät's noch heut!
O Haß! komm, hilf mir tragen mein Geschick!
Jehovah! strecke deine Hand sich aus
Nach mir, dem Tiefgestürzten — ich nähm' sie
Nicht an, als um den Kampf neu zu beginnen!
Ha! wenn der Tod vermöchte, mich von deinem
Gesetze zu befreien! wenn das Nichts....
Ach, daher kann mir keine Hülfe kommen!
Als du mich schufst aus einem Stoffe, der
Nicht sterben kann, grausamer Gott, erkannte
Dein Geist im voraus deine Rache schon!"...

Und Satan wälzte auf dem Feuersand sich
Wie eine Schlange, mitten entzwei gebrochen;
Und starren Augs, den Mund weit aufgerissen
Lag stumm-er da, in ungeheurer Qual;
Sein glühend Röcheln aber, in den Lüften
Sich überall vertheilend, steigerte
Noch ums Dreifache der Verdammten Qualen.

Jetzt beginnen auch die Verdammten alle zu wehklagen und zu schreien:

„Haß unserm Schöpfer! leiden, immer leiden!
Nicht sterben können an dem Wunsch nach Glück! —
— So büßen müssen und nicht hoffen dürfen!
Märtyrer seyn und kein Verdienst doch haben!
Stets geben, geben und die Schuld nie zahlen! —
— Nach langen Martern wieder lange Martern,
Bei stets erneutem Sterben doch nie todt! —
— In grausamem und falschem Todeskampf
Durchwandern eine gränzenlose Sphäre! —
— Sonst, wohl erinn' ich mich, ward Traurigkeit
Gemildert durch die Zeit, doch schärfer wird,
Gift'ger durch diese Ewigkeit ihr Stachel!
Vergebens ach, möcht' ich mein Loos bezweifeln;
Die Uhr, an dieser schauerlichen Wölbung
Hängend, weist mit dem starren Zeiger meinem
Entsetzten Auge ohne Unterlaß
Des Schmerzens Stunde und der Ewigkeit!
— Reizvolle Bilder einer frühern Welt,
Du Himmelblau, ihr farbenreichen Wolken,
Des Morgens und des Abends prachtvoll Schauspiel,
O seyd verflucht! mein Aug' sieht euch nicht mehr!
Und sey verflucht auch, tausendmal verflucht
Du Traum vom Himmel, der mich nie verläßt,

Der meinem Loos ſich gegenüber ſtellt,
Daß grimmiger noch meine Schmerzen brennen!'
(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Schluß.)

Unübertrefflich an Tiefe des Gefühls und rührender Einfachheit ſcheint uns vor allen das Lied: (Kaufmann 137.)

Himmelsbote, Strahl der Sterne,
Der ob ſchöner Unſchuld wacht,
Wenn ich irr' in weiter Ferne,
Schütz' Maria deine Macht.

Hold voll Huld und ohne Fehle,
Hold und rein und klar wie du,
Auf Maria's reiner Seele
Mit dem hellſten Scheine ruh.

Laue Lüfte, mild ihr lächelt,
Leiſe weht ihr Kühlung zu;
Linder Hauch, der ſie umfächelt,
Wiege ſanft ihr Herz zur Ruh.

Und ein Engel auf ſie blicke,
Wenn ich irr' am fernen Strand;
Fern von ihr verbannt vom Glücke,
Sey ihr Herz mein Heimathland.

Die letzte Strophe iſt in Nr. 25, 1839, im Reim weniger treu, aber vielleicht fließender und rührender ſo gegeben:

Schützet ſie, ihr guten Engel,
Wenn ich ſchweif' im fremden Land;
Macht ihr Herz zu meiner Heimath,
Wenn das Schickſal mich verbannt.

In den einfachen Worten dieſer letzten Zeilen liegt eine Tiefe der Empfindung, eine Unendlichkeit von Poeſie, wie nur den Lieblingen der Muſe auszuſprechen möglich iſt. Trefflich ſind auch: Von dir, mein Lieb, ich ſcheiden muß, S. 125. Der Roſe deiner Wangen gleicht, S. 128. Ihr Ströme, Ufer, Thäler, Höhn, S. 155. Zu den vielbewunderten Liedern gehört auch das Abſchiedsgedicht: Einen Kuß u. ſ. w. bei Kaufmann, S. 59. Dieß Gedicht iſt auch überſetzt von Gerhard, deſſen Sammlung uns nun auch vorliegt, und in Nr. 37, 1836, dieſer Blätter. W. Scott und Byron ſtimmten im Preiſe dieſes Liedes überein, aus welchem der letztere das Motto für ſeine Braut von Abydos genommen hat. Für die der engliſchen Sprache Kundigen dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, an einer kleinen Probe zu ſehen, wie verſchieden die Verdeutſcher von Burns ihre Aufgabe löſen, zumal da, wo die prägnante Kürze des Originals große Schwierigkeiten in den Weg ſtellt. Das Original lautet ſo:

Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

Dieß überſetzt Kaufmann:

Hätten nie geliebt ſo herzlich,
Nie wir uns getrennt ſo ſchmerzlich,
Nie geſehen — nie verlaſſen,
Müßten nicht vor Gram erblaſſen.

Gerhard:

Liebten wir uns nicht ſo innig,
Herzten wir uns nicht ſo minnig,
Hätten wir uns nie geſehen:
Fühlten wir nicht Herzenswehen

Notter:

Wär' ſo ſüß nicht ſolch ein Finden,
Wär' ſo ſüß nicht ſolch Erblinden,
Hätten ſo wir nie geſprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen.

Gegen alle dieſe Ueberſetzungen laſſen ſich Ausſtellungen machen. Die erſte iſt, während das Original in der Conſtruction vollkommen einfach und klar iſt, dieß nicht eben ſo; ſie verſchiebt die Ordnung der Sätze, indem ſie das getrennt mit dem noch nicht hiehergehörenden Beiſatz: ſo ſchmerzlich ſchon in die zweite Zeile hinaufnimmt, wodurch die volksliedsartige Repetition verloren geht, und dafür eine ſtörende Tautologie: getrennt — verlaſſen gewonnen wird; ſie läßt in der dritten Zeile das ſo wichtige oder aus, und ſetzt an die Stelle des im Engliſchen zumal ſo natürlichen und einfachen Ausdrucks vom gebrochnen Herzen das Erblaſſen. Die zweite drückt das Plusquamperfectum Conjunktiv nicht aus, was wenigſtens für die Deutlichkeit nicht förderlich iſt; minnig Herzen für blind lieben heißt den Ton nicht eben ganz glücklich getroffen; in der dritten Zeile bleibt die halbe Disjunction weg, wodurch der Sinn ſehr geſchwächt und verſtümmelt wird, und an die Stelle des gebrochenen Herzens treten die viel ſchwächeren und geſuchteren: Herzenswehen. Die dritte gibt die Repetition der zwei Anfangszeilen treuer, ſetzt aber ſtatt des einfachen Ausdrucks lieben: Finden, und ſtatt blind lieben: Erblinden, und läßt die Beziehung auf die Perſonen (das we) weg, und dem richtigen Beſtreben, den Ausdruck der vierten Zeile treu wiederzugeben, wird leider die dritte ganz aufgeopfert, und das dafür Eingeſchobene ſcheint uns nicht nur matt, ſondern auch nicht verſtändlich. Und in der That, es dürfte unmöglich ſeyn, in einer deutſchen Ueberſetzung dieſer Zeilen allen Anforderungen der Treue im Sinn, im Ausdruck und in der Form zugleich zu genügen, und beſonders iſt die Kürze der dritten Zeile für das Deutſche unerreichbar. Wenn der nachſtehende Verſuch einer Ueberſetzung dem Original vielleicht in Sinn und Ausdruck ziemlich treu iſt, ſo überſchreitet er dafür die Zahl — zwar nicht der Füße, wohl aber der Sylben, und wäre ſchwerlich nach der Melodie des Originals ſangbar:

Hätt'n wir ſo treu geſinnt nicht geliebt,
Hätten wir uns ſo blind nicht geliebt,
Sahn wir uns nie, oder trennten uns nicht
Blieb uns erſpart was das Herz uns bricht.

Die Schwierigkeiten der Uebertragung sind indeß nicht überall so groß, und das Gedicht: Hans Gerstenkorn ist von den verschiedenen Bearbeitern zwar auch abweichend, im Ganzen aber von Allen gelungen und treu wiedergegeben.

Um wieder auf Burns' Poesie zurückzukommen: mit gleicher Innigkeit wie den Gegenständen seiner Liebe ist er seiner Heimath, den vertrauten Scenen und Umgebungen, wo er längere Zeit gelebt hat, ist er seinem Vaterland überhaupt und dessen liebsten und stolzesten Erinnerungen zugethan. Wir verweisen auf die schönen Lieder: Mein Herz ist im Hochland, Kaufmann S. 5, und: die schwarze Nacht bricht schnell herein, S. 129, wo er den Abschied vom „süßen Strand des Ayr" bejammert. Er sympathisirt mit den geringsten Geschöpfen; mit dem verunglückten Schaf, der Feldmaus, deren Nest er umgepflügt, den angeschossenen Hasen, der geknickten Blume; aber seine Seele verliert sich nicht in solchen beschränkten Gefühlen, zieht sich nicht zurück vor höhern und gewaltigeren Empfindungen und Ideen. Er feiert die Traditionen und Großthaten Schottlands aus alter und neuerer Zeit; einen Bruce und Wallace, und selbst den kecken Freibeuter Macpherson, der:

pfiff und sang
Und tanzt' und sprang
Noch unterm Galgenholz.

Er besingt in jakobitischer Gesinnung und Begeisterung die Thaten des Chevaliers, des Prinzen Charlie, und legt der gefangenen Maria Stuart als einer Gefangenen ein rührendes Lied in den Mund. Er preist die Siege Schottlands über England, S. 72, und beklagt Schottlands Fall, S. 75, veranlaßt „durch ein paar Buben im Lande." Ein verliebtes Abenteuer des „Prinzen Charlie" schildert ein von Gerhard übersetztes, gar lebendiges aber auch etwas kecktes Lied: die Maid, die mir das Bett gemacht. Als englischer Patriot dagegen, der alten Unterschiede vergessend, zeigt sich Burns in dem Gedicht: droht stolz der Franzmann Ueberfall, wo es heißt:

O laßt uns mit einander nicht
Wie bissge Hunde streiten,
Sonst legt sich drein ein fremder Wicht,
Zur Schmach uns zu entzweien.

Britannia sey, Britannia treu!
Eintracht sey unser Dichten;
Und nur durch Brittenhände frei
Soll Brittenstreit sich schlichten.

Vermöge jenes geheimnißvollen Naturgesetzes, welches oft das tiefste und innigste Gefühl mit dem kühnsten Humor in einer und derselben Individualität vermählt, findet sich auch bei Burns neben der tiefgemüthlichen Poesie ein reicher Born humoristischer und sarkastischer Laune. Es fehlt uns für dießmal der Raum, uns auf dieß Element weitläuftiger einzulassen; wir sind geneigt in dieser Doppelseitigkeit seiner Poesie auch einen Beweis mehr seines eminenten Talents oder Genius zu erblicken, indem nur Dichter ersten Rangs nach den entgegengesetzten Polen hin mit gleicher Energie ihre Kraft kundzugeben vermögen. Für das deutsche Publicum wird das Humoristische von Burns weniger ansprechend seyn wegen der häufigeren individuellen und localen Beziehungen und Anspielungen, und wohl auch in der, nothwendig noch schwierigeren Uebersetzung weniger verständlich. Die Inspirationen, welche hier den Dichter beherrschen, stammen mitunter aus einer etwas niedern Sphäre, wie z. B. in dem Gedicht, das Gebhard übersetzt: Willie Wastle's Weib, wo der letzte Vers so lautet:

Die alte Katz' am Herde sitzt
Und wäscht die Schnauze mit der Pfote;
Doch Willie's Weib ist nicht so rein,
Die Lippen starren ihr vom Kothe,
Die Tatz' ist wie ein Düngerkorb,
Ihr Antlitz trübte Büff und Gräben;
Für so ein Weib, wie Willie hat,
Möcht' ich nicht einen Heller geben.

Nicht mit Schweigen übergehen dürfen wir endlich Burns' phantastische Poesien, wie Hallowees (Kaufmann S. 138), worin verschiedene Arten schottischen Aberglaubens veranschaulicht werden, und das komische Mährchen Tam o' Shanter, welches Kaufmann sowohl als Gebhard übersetzt haben. Der letztere gibt in einer Anmerkung die Notizen, daß Alloway-Kirk eine alte Ruine in Ayrshire, und daß auf dem dortigen Kirchhof der Vater des Dichters begraben ist. Dieser Kirchhof ist durch die Poesie von Burns einer der berühmtesten Plätze in Schottland geworden und dem Dichter ist daselbst ein schönes Monument errichtet. Der Inhalt des Mährchens ist, daß Tam o' Shanter (dessen Modell ein gewisser Douglas Graham gewesen seyn soll) auf dem Jahrmarkt in Ayr mit dem Schuster Johnny bis tief in die Nacht getrunken, in stürmischem, schauerlichem Wetter endlich, tüchtig begeistert, auf seinem Klepper weggeritten; in dem Kirchlein von Alloway wird er Zeuge eines höllischen Spuckes, eines Hexen- und Gespensterballes, zu welchem der Teufel selbst aufspielt — als er endlich entsetzt flieht, stürzt ihm der höllische Schwarm nach und ein Hexlein reißt dem armen Gaul noch auf der Brücke, der Gränze ihrer Macht, den Schwanz aus. Das Gedicht schließt mit einer Warnung an die Männer vor langem und vielem Trinken.

Das Komische, das Humoristische, das Schauerlichphantastische und das Aechtpoetische sind in diesem berühmten Gedicht wunderbar verschlungen und gemischt. Wie schön ist zum Beispiel die Stelle:

Doch ähnlich ist die Luft dem Mohn;
Rührst du die Blüthe, fällt sie schon;
Dem Schnee im Wasser, dessen Helle
Hinschmilzt im Bett der feuchten Welle;
Dem Sturme, der von dannen weht,
Eh' du noch siehst wo er entsteht;
Des Regenbogens Farbenpracht,
Erloschen in Gewitternacht.

(Gerhard, S. 81)

Im Phantastisch-Schauerlichen zeigt er sich hierin auch als Meister; diese Abschnitte sind jedoch, wie auch die humoristischen, minder glücklich übersetzt; auch geht mit den Localitäten viel verloren.

Bürger und Heine in ihren gelungenſten Poeſien dieſer Art erinnern einigermaßen an Burns, doch ohne ihn zu erreichen. —

Wir wünſchen und hoffen, daß die beiden Ueberſetzer aufmunternden Beifall genug finden mögen, um ſich zu weiterer Bearbeitung des ſchottiſchen Dichters veranlaßt zu finden, welchen der deutſchen Sprache und Literatur anzueignen ſie ſo dankenswerthe Anfänge gemacht haben.

Der Köhler und die Nachtigall.

Fragment von Shelley.

I.

Ein Köhler, deſſen Herz war unbetont, *)
(Und ſolche Herzen bleiben ewig kalt)
Vernahm mit Unmuth wie, belauſcht vom Mond,

Die Nachtigall im bachdurchrauſchten Wald
Mit Wohllaut tränkte rings des Dunkels Kluft;
Und wie ein Strom durch Blüthenthäler wallt,

Wie Mondlicht ausſtrömt in die milde Luft
Mit Nachtduft kämpfend — wie die Tuberoſe
In eine Grotte Indiens haucht den Duft,

Der, Wolken gleich, ſchwankt über ihrem Schooße:
So wogten dieſe wonneſel'gen Laute
Wann aufbrach in dem Weſt des Abends Roſe,

Bis um den Morgenſtern die Dämm'rung graute,
Durchs tiefe Schweigen in den dunkeln Bäumen.
Und wo aus Thau ein bleiches Veilchen ſchaute,

Vernahm's die Melodie in ſeinen Träumen;
Und ſie vernahm der Himmel und die ſchwere
Von Nacht gewiegte Erde, und im Schäumen

Kam ſie des Baches Wirbeln zum Gehöre,
Und jede Blume trank die ſüße Labe
Und jeder Wind der ſtummen Atmoſphäre,

Und jedes Höhlenthier ward froh der Gabe,
Und jeder Vogel in dem wanken Laube,
Und jede Motte, friſch her aus dem Grabe

Das ihre Weg' iſt — (ſchwebend auf vom Staube
Gleich einer heil'gen Liebe ohne Schmerzen,
Die keinem Flammenkreiſe wird zum Raube

Wie bei dem Kuß der erdenahen Kerzen,
Denn reine Sterne ſind's, die ob ihr ſtehen,
Und ſie weiß nicht — gleich manchem Menſchenherzen —

Wie tief ſie ſelbſt, wie hoch ob allen Höhen
Der Gott ſey, der ſie tödten würd'); — und jedes Leben
Deß Schritte durch der Nächte Tempel gehen,

Ward zauberhaft im ſtillen Hain umgeben
Mit eines Wonnekreiſes lichtem Saum,
Wenn Philomele ließ im Sturme ſchweben

Die Töne in der Seelen dunkeln Traum;
In ihnen allen ward ihr Wohllaut Liebe
Und nur in Einer fand er keinen Raum.

— — — — — —

II.

Der Mann kam wieder als die Dämm'rung webte,
Und hatt' im Hain die Stämme umgehauen,
In deren jedem eine Nymphe lebte

Als Seele, eingeſenkt von der Natur, zu bauen
Vom Grund zum Dach des Waldes wildes Haus,
Durch deſſen Laub beſonnte Himmel blauen.

Oft hatten dieſe Wipfel das Gebraus
Des Winds in Schlaf geſäuſelt; oft gefüllt
Mit dichten Schauern luſtgebornen Thaus

Der Erde Buſen — (Thränen ſüß und mild
In deren Reinheit keine bittern Reſte); —
Oft ſich verſchlungen in das zarte Bild

Von flügelgleichen Blättern vor dem Neſte
Der jungen Vögel; oft ob naſſen Matten
Wie feucht Gewölb geſchwebt; im Kuß der Veſte

Oft hoch unwölbt des Dickichts offne Platten,
Gleich einer holzgeſchwung'nen Kathedrale,
Wo Säulen ſich mit Säulen enties gatten

Und Laubwerk rings ſich windet in dem Saale,
Ein Haus der Andacht und der ſtummen Feier,
Die gläubig ſpricht aus wogendem Chorale,

Aus Düften, Tönen, Hauchen, die die Leier
Des Geiſts der Lüfte weckt an dieſem Ort
Wenn ſie herein rauſcht, dumpfer jetzt, jetzt freier.

Vereinend Wald und Welle zum Accord,
Der leiſe ſteigt ins Herz des Hörers nieder
Und ſpricht dort ein geheimnißvolles Wort.

Ein heiliges, das niemals kehret wieder — —

— — — — — — —

Fr. Notter.

*) Der Ueberſetzer muß hier abermals bitten, die Ineinander-Schlingung der Sätze und die vielen Parentheſen, von welchen die eine ſich durch drei Terzinen hinzieht, nicht ihm, ſondern dem Original anzurechnen.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54 u. 55.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Mai 1840.

Amerikanische Anthologie.

So etwa glauben wir den Titel eines im vorigen Jahr in New-York bei Colman erschienenen Buchs übersetzen zu dürfen, der im Original lautet: The Poets of America illustrated by one of her painters, edited by John Keese, d. h. die amerikanischen Dichter, illustrirt von einem Maler Amerika's. Dieser Titel könnte indeß leicht irre führen, man könnte eine Ausgabe der gesammelten Werke der amerikanischen Dichter erwarten, dem ist aber nicht so; es ist nur eine Blumenlese aus den Poeten Amerika's, eine Anthologie oder Mustersammlung, eine Nachahmung vielleicht von dem freilich weit prächtiger ausgestatteten Book of Gems, welches in England in drei starken Bänden erschien, worin jedem der englischen Dichter, von welchen Poesien aufgenommen sind, ein kleiner aber feiner Stahlstich gewidmet ist, so daß die drei Bände wohl hundert und fünfzig Illustrationen enthalten. Einem solchen Prachtwerk waren wohl die literarischen und künstlerischen Kräfte Nordamerika's noch nicht gewachsen; die Musterstücke aus amerikanischen Dichtern füllen nur einen mäßigen, weitläuftig gedruckten Band; die Illustrationen, bei welchen mancher Dichter ganz leer ausgeht, sind meist nur Skizzen oder geschmack- und sinnvolle Arabesken; immerhin aber nimmt sich das Buch, mit dem splendiden, schönen Druck, den zum Theil gar artigen Arabesken, dem Titel in Golddruck und in dem geschmackvollen Einband von grünem gepreßten Leder mit reichen und eleganten Goldverzierungen, hübsch genug aus; nur wollen wir nicht hoffen, daß, wie dieß in England beinahe der Fall zu seyn scheint, dieser beginnende Luxus der Ausstattung ein Vorbote sey von dem Nachlassen und der Armuth der productiven Kräfte; wir wollen nicht hoffen, daß die junge Poesie Nordamerika's schon ihren Culminationspunkt erreicht habe. Betreffend den Charakter der amerikanischen Poesie, verweisen wir auf Jahrgang 1837 dieser Blätter, S. 177 ff., wo „Amerikanische Dichterproben" mitgetheilt sind nebst dem Urtheil eines englischen Kritikers, dem wir in allem Wesentlichen beistimmen müssen, und welches im Allgemeinen besagt: die Poesie jenes Landes habe es noch zu keiner großen und tiefen Originalität gebracht, wozu ihr auch der historische Boden und die ergiebigen Minen der Tradition abgehen; die amerikanischen Dichter seyen im Allgemeinen den englischen auffallend ähnlich, und nur durch gewisse Localanschauungen und Eindrücke von ihnen verschieden. Weiter wollen wir das dort Gesagte nicht wiederholen, und wenden uns sofort zu dem vorliegenden Büchlein, um zunächst zu vernehmen, wie sich der Herausgeber über sein Unternehmen ausspricht.

„Die amerikanische Poesie, sagt er, bescheiden genug, „ist bisher wenig mehr als ein glücklicher Zufall gewesen, und scheint sich erhoben zu haben, den praktischen Tendenzen unsers Landes und dem prosaischen Charakter unsrer Zeit zum Trotz. Sie wurde meist producirt von Geistern, welche ernstern Studien sich widmeten, in den kurzen Mußestunden, welche den sie in Anspruch nehmenden schwerern Arbeiten abgewonnen wurden. Die intellectuelle Energie unsers Landes hat sich bis jetzt, vielleicht gar zu ausschließlich, der gewaltigen Aufgabe gewidmet, eine geräumige Heimath zu schaffen für die sich drängenden Massen unsrer Bevölkerung, und zu ihrem Schutz eine große nationale Politik zu gründen. Daher ist der größte Theil unsrer poetischen Literatur nur gelegenheitlicher und flüchtiger Art gewesen. Gewöhnlich kam sie vor das Auge des Publicums in kleinen, abgerissenen Theilen, der Form ihrer Veröffentlichung nach, zu wenig Ansprüchen berechtigt auf eine längere Dauer, und wurde nur durch ihre eigne Schönheit und Kraft vor früher Vergessenheit bewahrt. Der Genius des Künstlers und die Liberalität des Publicums haben viel zu wenig gethan, um die schönsten Erzeugnisse unsrer Dichter in anziehender Gestalt und mit den gebührenden äußern Vorzügen ins Leben treten zu lassen. Wir haben unsre Perlen ungereiht gelassen. Wir haben wenig Versuche gemacht, den Glanz unserer Edelsteine durch die Schönheit der Fassung zu erhöhen. Dieß ist zu bedauern, und der Zweck dieses Bandes ist, diesen Mangel einigermaßen gut zu machen. — — Vom literarischen Charak-

ter dieſes Buchs braucht der Herausgeber nicht zu ſprechen. Er hat in angemeſſener Form einige der ſchönſten Proben — den ächten Geiſt der amerikaniſchen Poeſie vorzulegen geſucht; und wenn ihm ſein Verſuch nicht mißlungen iſt, ſo iſt dieſer Band gewiß der Lecture und der Aufbewahrung würdig. So empfiehlt er ihn denn den Bibliotheken und den Boudoirs. Er hofft, das glänzende Auge der Gebildeten und Schönen werde immer mit Vergnügen auf ſeinen Blättern ruhen, und ſelbſt der nüchterne Gelehrte und der ernſte Kritiker ſich manchmal zu enthuſiaſtiſchem Lob begeiſtert fühlen."

Die Gedichte ſind von etwa fünfzig Dichtern und Dichterinnen geſammelt, von welchen jedoch viele nur mit Einem Gedicht repräſentirt ſind. Nachrichten über die Lebensumſtände oder über ſonſtige Productionen der aufgeführten Dichter ſind keine gegeben, auch ſind die Gedichte nicht nach Gattungen zuſammengeordnet, ſondern bunt durcheinander gemiſcht. Eine Charakteriſirung der einzelnen Poeten, nach den meiſt ſo ſparſamen Proben, welche wir in dem Buche finden, würde ſowohl unzuverläſſig und ſchwierig, als auch für unſre Leſer unintereſſant ſeyn, da ſie nicht ſelbſt das Urtheil mit den Stücken, auf die es ſich gründet, vergleichen können; wir wollen daher uns darauf beſchränken, eine Anzahl, einen Cyklus von Gedichten zu überſetzen, in welchen ſich die Eigenthümlichkeit der amerikaniſchen Lebensanſchauung und Verhältniſſe noch am eigenthümlichſten abſpiegeln dürfte. Im Allgemeinen aber bemerken wir, daß unter den vorliegenden Gedichten ſich ſo gut wie gar keine Romanzen oder Balladen, keine Gedichte hiſtoriſchen Inhalts finden; das epiſch-lyriſche Element iſt nur repräſentirt durch das einzige größere, phantaſtiſche Gedicht: der ſchuldige Elfe, von Drake, offenbar eine, nicht unglückliche, Nachahmung von Th. Moore's: das Paradies und die Peri. Dagegen herrſchen diejenigen Gedichte vor, welche ſich auf die Natur beziehen; alle Jahreszeiten, Tageszeiten, meteoriſchen Phänomene, die Urwälder, Bäume, Blumen, Vögel und vierfüßige Thiere und Inſecten, Meere, Flüſſe, Waſſerfälle werden beſungen, in einer Weiſe, welche allerdings eine lebendige Anſchauung verräth, doch ohne eine originelle, überraſchende Auffaſſung. Ob dieß Verhältniß ſeinen Grund hat in der Vorliebe des Sammlers für dieſe Gattung von Gedichten, oder in dem Charakter der amerikaniſchen Poeſie ſelbſt, können wir nicht angeben, doch iſt uns letzteres wahrſcheinlicher.

Wir beginnen die Proben mit dem Gedicht:

Der Anſiedler.

Von A. B. Street.

Der Siedler ſchwang ſein Beil ſo blank
In Wüſten, wo kein Laut iſt wach;
Des Waldes Titanenſchaar — ſie ſank
Mit donnerndem Gekrach;
Der Adler mit Gekreiſch entflog
Dem Neſt, das ſich zum Sturze bog
Mit ſeines Laubdachs Pracht,
Und ein der erſte Sonnſtrahl lag
In Wolfes Höhlennacht.

Rauh war die Tracht und ſtark der Leib
Deß, der ſich mühte hier ſo ſchwer;
Es ſchaffte des Waldwerks Zeitvertreib,
Die rohe Kleidung her.
Die Seel' in dieſem Leib ſprach Hohn
Dem Putz, der dort hat ſeinen Thron,
Wo Menſch und Menſch ſich drängt;
Die Haut des friſchen Wildes ſchon
Des Waldes Herrn umhängt.

Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen küßt am Saum,
Der Wind, deß Hauch Muſik oft macht
In dem ſonnloſen Raum, —
Die Tempel — Baumarkadenreihn,
Das grüne Thal im Sonnenſchein,
Das Moor, die dunkle Schlucht —
In ſolchen Scenen, groß und rein,
Er ſein Ergötzen ſucht.

Sein Dach hebt ſich an heiterm Ort;
Am dunkeln Forſt das Korn er ſtreut;
Gewächs, das nicht im Wald kommt fort,
In Sonn' und Regen gedeiht.
Der Rauch, ſich kräuſelnd über'm Thal,
Gebrüll, Geblök und Glockenhall
Die Landſchaft wie verjüngt,
Die, ein lebendiges Denkmal,
Von der Verwandlung ſingt.

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß!
Roth wuchs die Roſe in die Höh';
Der Mais gelbt' in des Herbſtſtrahls Kuß,
Der Winter brachte Schnee;
Der Einſame noch dort ſich müht,
Die Luft durchtönt ſein Pfiff, ſein Lied;
Er ſchwingt in raſchem Zug
Das Grabſcheit, oder hin er zieht
Am Hügel mit dem Pflug.

Er ſieht Gewitters wilde Gluth
Tobend auf ſelbſtgebrochnem Pfad,
Sengend das Laub, den Wald, voll Wuth
Wo es verheerend naht;
Sieht zu der Windsbraut Ungeſtüm
Die Föhren niederreißt im Grimm,
Das Licht des Tages ſtört,
Wenn ſie, ein fegend Ungethüm,
Heulend vorüberfährt.

Sein Wolfhund bellt, die Büchſe knallt,
Des Bären Brummen nicht mehr droht;
Voll Blut und Schweiß die Klauen krallt
Der Panther und knirſcht im Tod.

Der flücht'ge Hirsch stürzt todeswund,
Der junge Wolf beißt in den Grund,
Der Biber, tödtlich matt,
Vom Blei, sinkt, Klagen in dem Mund,
In seine Wasserstadt.

Ein karges Loos! doch Preises werth!
Als scholl der Freiheit Aufgebot:
Hat er am kühnsten sich bewährt
Zu Kampf und Blut und Tod!
Er färbte Bunkershill mit Blut,
Hielt fest in trübster Zeit den Muth,
Und sah aus dunkler Wolke
Bei Yorktown leuchten der Sonne Gluth
Ob einem befreiten Volke!

(Fortsetzung folgt.)

Die Marquisin L— —d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Man spreche so viel man will von seinem Miasma, von den plötzlichen und unerklärlichen Wirkungen, welche durch Contagium und Ansteckung hervorgebracht werden — was ist dieß Alles, verglichen mit dem Einfluß, der augenblicklichen Wirkung, der gährenden Macht, welche ein Geist ausübt auf den andern, und gleichsam die ganze geistige Atmosphäre ringsum ansteckt! Soll ich es gestehen? Der Pestflecken begann sich zu bilden selbst in meinem ganz gesunden Geist, weil ich unter dem Einflusse des Geistes der Miß Calvert stand. Sie hatte mir, wie durch Magie, gewisse dunkle Ahnungen mitgetheilt. Der Argwohn saß brütend darüber; ich wurde unbehaglich, wachsam, schweigsam und nachdenklich — im höchsten Grade verschlossen, und wie ich nicht zweifeln kann, sehr unangenehm für Andere, obgleich ich mit allen Kräften rang, meine Empfindungen zu verbergen, gleichgültig, behaglich und heiter zu scheinen. Und wofür bangte mir? Noch sollen meine schwankenden Gedanken nicht sichtbar werden; der Leser muß mich begleiten durch dieß Labyrinth geistiger Verwirrungen und Verlegenheiten, begleiten, wenn er Alles erfahren will, was in L— —d-House, während meines Aufenthalts daselbst, vorging.

Am Morgen nach der Abreise der Miß Calvert und der beiden andern jungen Damen saß ich da, lesend in einem sehr merkwürdigen alten Pergamentmanuscript, das ich ganz oben auf den Bücherständern der prächtigen Bibliothek aufgestöbert hatte. Ich war bis zu den obersten Reihen auf den Mahagonystufen hinaufgeklettert, wie Eva etwa zum Baum der Erkenntniß, um den besten Apfel zu bekommen, weil ich die sonderbare Idee in meinem Kopf hatte: was in der Bibliothek eines Edelmanns wenig geschätzt und aus den Augen gestellt werde, müsse wahrscheinlich die amusanteste Lecture seyn. Da entdeckte ich den genannten Schatz, jetzt mein Eigenthum, denn der Marquis hielt, wie ich mir gedacht, nicht viel auf ein so schmutzig aussehendes Manuscript, und machte mir von Herzen gern nachmals ein Präsent mit dem curiosen Bändchen, das auf dem Rande verschiedene colorirte Zeichnungen hatte, und etwas enthielt, worüber ich vor der Hand noch schweige.

In diesem Pergamentmanuscripte lesend saß ich in dem prächtigen Zimmer, das mir zu meinem ausschließlichen Gebrauch angewiesen war bis zu der Zeit, wo meine Dienste nöthig wurden; einem Zimmer, wo man mir allein mein Diner brachte auf vergoldetem Silbergeschirr. Es wurde mir gebracht von einem Paar großer, schöner Läufer, mit Borten an den Schultern und Blumensträußern in den Knopflöchern, denn das war der ausdrückliche Befehl der Marquisin, daß mir alle Achtung erwiesen und jede Bequemlichkeit verschafft würde. Hier will ich auch erwähnen, daß es in diesem prächtigen Hause Sitte war, jeden Tag, wenn der Nachtisch aufgetragen war, köstliches Räucherwerk, in Gestalt von Rauchkerzchen, zu verbrennen, die kleinen krystallenen Schalen zum Waschen der Finger mit kölnischem Wasser statt mit Rosenwasser zu füllen, und einen schönen Strauß der auserlesensten aromatischen Blumen, mit einem Silberfaden umwunden, aufzustellen.

„Mrs. Griffiths," sagte Lady Jane Urquhart, als sie in dieß mein prächtig eingerichtetes Allerheiligstes trat, nachdem sie zuvor an der Thüre gepocht hatte, um Einlaß zu begehren, „ich bin im Begriff, Sie um einen großen Gefallen zu bitten," und hier spielte ein anmuthiges, aber trauriges Lächeln um ihren Mund. Ich konnte auch nichts Anderes thun, als wieder lächeln; und gewiß war mein Lächeln vollkommen eben so melancholisch als das ihrige. „Bitte, setzen Sie sich, Madame," sagte ich mit Höflichkeit; „wie geht es Ihrer Freundin, der Marquisin, heute?"

„Sie ist gefaßt und zufrieden," versetzte mein Besuch. „Ich meine, sie werde mit jedem Tage schöner! Sahen Sie je schon eine so durchsichtige Gesichtsfarbe? — Aber um auf mein Anliegen zu kommen; ich möchte Sie gern um den Gefallen bitten, diesen indischen Shawl als ein Geschenk im Namen des kleinen Gastes anzunehmen, welchen meine geliebte Georgiana jeden Tag erwartet; ich wünschte sehr, daß er freigebig wäre, selbst schon vor seiner Geburt. Sie haben keine Vorstellung, meine liebe Mrs. Griffiths, von dem Interesse, das ich für das liebe Kind hege, obgleich ich es noch nicht gesehen. Die Marquisin und ich, wir sind schon seit unserer Kindheit so anhänglich an einander und so vertraut, daß alles, was sie betrifft, ebenso mich zu betreffen scheint; daher werden Sie diese Kleinigkeit wohl annehmen als ein Geschenk von dem künftigen kleinen Grafen von — —."

Im ersten Augenblick drängten sich mir die Worte auf die Lippen: „Was erwartet man von mir, Madame, daß ich für diese reiche Bestechung thue?" Aber ich unterdrückte die ehrlichen und einfältigen Gedanken meines Herzens, die instinctartige Antwort des Rechts- und Pflichtgefühls, und ließ, wie wir Alle thun, an ihre Stelle die künstliche und somit falsche Sprache der Höflichkeit und des conventionellen Lebens treten. „Oh, Madame!" sagte ich, den köstlichen indischen Shawl an-

ſtarrend, prangend in den prächtigſten Farben, den ſie von ihrem Arm abwickelte, „dieſer Shawl iſt viel zu ſchön für eine Frau meines Standes, er paßt für eine Herzogin, nicht für die beſcheidene Mrs. Griffiths.“

„Und doch war Mrs. Griffiths ſchon gewohnt, indiſche Shawls zu tragen,“ verſetzte Lady Jane mit der ſanfteſten Stimme von der Welt; „und ich laſſe es mir nicht abſchlagen,“ und damit legte ſie den prächtigen Caſhmir in meine Hände.

Lady Jane Urquhart hatte meine ſchwache Seite angegriffen; ſie hatte meiner Eigenliebe geſchmeichelt. Sie hatte meine Vermummung durchſchaut, und die Frau von guter Herkunft in der Wochenwärterin entdeckt. Wie ſchwach ſind doch auch die Beſten unter uns! Wie konnte ich eine liebenswürdige, vornehme, ſcharfſichtige, junge Dame, die mir ſo ſchöne Sachen ſagte, unhöflich abweiſen! Und dann der Shawl — der elegante Caſhmirſhawl, mit den kunſtreich gewobenen Enden und Vorduren! ſo leicht und ſo groß! Lag es in der Natur eines Weibes, unempfindlich zu bleiben bei einer ſolchen doppelten Artillerieſalve, einem ſolchen Kettenſchuß auf ihre Grundſätze? Ich fühlte die Schlingen der Bezauberung mich umweben und umwinden. Ich wußte zum voraus, daß man etwas von mir verlangen werde, das ich eigentlich nicht thun ſollte, und doch wartete ich, ſchwach, die Entwicklung des Anſchlags, worin er nun beſtehen mochte, ab, mit einem ſeltſamen Gemiſch von Neugier, Unruhe und Intereſſe. Ich hätte mich retten können, wenn ich vor der Verſuchung geflohen wäre; aber als eine ächte Tochter Eva's glaubte ich mich ſtark genug, ſie zu überwinden, wenn ſie mir offen und entſchieden entgegentrete.

„Sie haben ſehr ſchöne Spitzen an Ihrer Haube und um Ihre Schürze, Mrs. Griffiths,“ ſagte die Marquiſin am Abend desſelben Tages zu mir, als ich in ihrem Boudoir ſaß, und mich ein wenig nach ihrem Zuſtand erkundigte — eine Art von Berufsviſite, die ich zu machen pflegte, und die man täglich von mir erwartete. „Sie ſind ausnehmend gewählt, wie ich ſehe, in Ihrer Art ſich zu kleiden,“ fuhr ſie fort, „Alles vom Feinſten und Beſten. Ich habe das früher ſchon bemerkt, als Sie der Gräfin M — — abwarteten; in der That, Sie ſind deßhalb auch ganz berühmt; nicht wahr, das iſt ſie, Jane?“

Die gefragte Lady bejahte die Frage aufs wärmſte. Ich fühlte den Zauber wirken und das machte mich ſehr nachdenklich, vielleicht ſogar etwas fremd und kalt. „Jetzt,“ ſagte ich bei mir ſelbſt, „kommt Alles zum Vorſchein; aber ſie ſollen mich nicht zu ihrem Willen herumkriegen, da ſteht mein Entſchluß feſt, falls es ſo kommt, wie ich vermuthe.“

„Jane, meine Liebſte!“ ſagte die Marquiſin, auf ihrer hellblauen, ſeidenen Ottomane liegend, mit den Kiſſen von aromatiſchen Knoſpen und Blüthen, im Oſten geſammelt, und beſonders mit den Kakathanblättern von den Bergen von Chineſiſch-Tiran und den ſcharlachrothen Dwewar-Blumen, mit größter Sorgſamkeit gepflückt an den Ufern des Bhur-on-pootah; „Jane, meine Liebſte, du biſt näher bei dem Schrank als ich; gib mir das Paket Brüſſeler Spitzen, die allerſchönſten, glaube ich, die man ſehen kann, denn der Marquis beſtellte ſie, wie du weißt, für uns von Madame Antoine ſelbſt. Es ſind genug, Mrs. Griffiths, um eine Haube, eine Pelerine und eine Schürze für Sie zu beſetzen; ſo müſſen Sie mir den Gefallen thun, und ſie an meines Sohnes Taufe tragen, das heißt, wenn nicht anders ein unwillkommenes kleines Mädchen alle unſere Hoffnungen täuſcht.“

„Es würde unſerm guten Marquis das Herz brechen, glaube ich,“ warf Lady Jane dazwiſchen, ihrer Freundin das Paket prächtiger Spitzen hinreichend; „er hat ſo lange auf einen Erben gehofft, um ſeinen verhaßten Neffen, Mr. des Borough, auszuſchließen, und denkt ſo viel an ſeine jetzigen Ausſichten, daß ich wahrhaftig nicht das Herz hätte, es ihm anzukündigen, wenn du eine Tochter bekämeſt.“

„Ja,“ ſagte die Marquiſin mit einem Seufzer, „es würde uns allen das Herz brechen; denn ich werde ihn nie mehr mit einem Kinde beſchenken. Gefällt Ihnen das Muſter dieſer Spitzen, Mrs. Griffiths? Ich ſehe, ja; ſie ſollen Ihnen auf Ihr Zimmer geſchickt werden,“ und ſie klingelte nach ihrer erſten Kammerjungfer, einer ehrbarlichen, einflußreichen Perſon; „tragt das zu dem Arbeitskorb der Mrs. Griffiths, und legt es auf den Deckel.“ Ich konnte nur mit Verbeugungen meinen Dank an den Tag legen, denn mein Herz war voll von vielerlei Gedanken. Ich hatte mich, während Lady Jane Urquhart die Spitzen aus dem Schrank holte, vergewiſſert, daß ein Theil meiner Vermuthungen begründet war.

„Warum legſt du dich nicht auf die andre Ottomane, meine Liebe?“ fragte die Frau vom Hauſe ihre Freundin; „in der That, liebe Jane, du nimmſt dich nicht genug in Acht; du verhätſchelſt mich und machſt ganz eine Puppe aus mir, ſcheinſt aber nie daran zu denken, daß an deinem Leben ſo viel liegt als am meinigen,“ und dabei ſah ſie mich an.

„Du biſt zu beſorgt um mich, theuerſte Georgiana,“ verſetzte Lady Jane mit einem tief erröthenden Antlitz und einem Seitenblick auf mich. „Mrs. Griffiths, meine Anhänglichkeit an dieſe meine älteſte, ja meine einzige Freundin, iſt ſo groß, daß es mir keinen Augenblick wohl ſeyn wird, den ich von ihr getrennt zubringen muß, wenn ſie einmal das Bette hütet.“

Ich blieb ſtumm, denn in der That, ich war durch nichts zu einer beſtimmten Aeußerung veranlaßt; aber ich fühlte bei dieſer letzten Rede ein heftiges Pochen und Zucken in meinem Herzen, und eine Art von Schauer vor dem, was nun folgen würde. Ich ſtand ſogar auf, um wegzugehen, ward aber von beiden Frauen in Einem Athem von meinem Vorſatz abgehalten, indem ſie erklärten: „ſie befänden ſich nicht ganz gut, und würden mir Dank wiſſen, wenn ich ein paar Stunden bei ihnen bliebe.“ Die Marquiſin insbeſondere klagte über ſtärkeres Uebelbefinden, worüber ihre Freundin blaß wurde wie der Tod und in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Sie ſehen ihre Zärtlichkeit für mich,“ ſagte die liebenswürdige Marquiſin, ihre Locken zurückſchüttelnd und ſich halb von ihrem Lager erhebend. „Sie wird ſich zu Tod ängſtigen und bekümmern, wenn ſie von mir aus übergroßer Sorglichkeit getrennt wird, ſo lange ich meine Wochen aushalte; in der That, ich werde mich auch ſelbſt ganz unglücklich fühlen. Wäre

etwas dagegen einzuwenden, Mrs. Griffiths, daß man ein kleines türkiſches Bett für meine Freundin in meinem Schlafzimmer aufſchlüge, wo ich dann die Beruhigung hätte, daß ſie Tag und Nacht ganz in meiner nächſten Nähe iſt?"

„Es iſt immer der Brauch, Mylady," ſagte ich, ziemlich trocken, „in den Gemächern von Damen in den Umſtänden, worin Sie, Mylady, ſich befinden, die größte Ruhe zu halten; jede Aufregung hält man für ſchädlich und daher —"

„Und daher muß ich wünſchen, daß Lady Jane Urquhart in meinem Zimmer ſchlafe," ſagte die Marquiſin mit einem leiſen Unmuth und Verdruß. „Wenn ſie bei mir iſt, bin ich immer ruhig, zufrieden, glücklich; von ihr getrennt bin ich unbehaglich, verdrießlich und reizbar. Was das Ruhigſeyn betrifft, ſo iſt das Lady Jane immer; ſie ſoll nicht einmal mit mir ſprechen, wenn Sie, meine gute Frau, es verbieten; was aber das türkiſche Bett betrifft, ſo werde ich Befehl geben, daß es ohne Verzug aufgeſchlagen werde; das Zimmer iſt gewiß groß genug, und je eher es geſchieht, deſto beſſer;" und der Befehl wurde ſogleich durch ihre Kammerfrau gegeben.

Ich ſtand jetzt auf, um im Ernſt zu gehen; und ich zweifle nicht, daß mein Geſicht einen Schatten von Mißvergnügen zeigte; denn ich bin eine Perſon, die etwas auf ſich und ihr Anſehen hält, und hier war mein Urtheil, mein Urtheil in meinem Beruf ſogar, ohne Bedenken und ohne Entſchuldigung mißachtet.

Lady Jane Urquhart merkte, daß ihre Freundin zu weit gegangen war; und ſie legte ſich ins Mittel um zu verſöhnen. Sie ſchien auch ſo aufgeregt, daß ich von Grund meiner Seele Mitleid mit ihr hatte. Ich ſetzte mich wieder, um zu hören, was ſie mir zu ſagen hätte.

„Meine liebe Mrs. Griffiths," redete mir die ſchöne Lady aus Herz, „Sie ſind keine gewöhnliche Perſon. Sie beſitzen Scharfblick, Klugheit, *Menſchlichkeit*." —

Wie ſie dieß letzte Wort: *Menſchlichkeit* ausſprach, wurde ihre Stimme zitternd, ihre Lippen zuckten und ſie wurde außerordentlich ſchwach.

Im Augenblick fuhr die Marquiſin von ihrem Lager auf und eilte ihrer Freundin zu Hülfe; auch ich leiſtete nach Kräften Beiſtand. Lady Jane kam ſehr bald wieder zum Bewußtſeyn, ſie richtete ihre Augen auf die meinigen; ſie waren voll von Thränen, und ihr Ausdruck war ſo um Hülfe flehend, ſo voll Todesangſt, daß ich ihren ſtummen Beſtürmungen nicht widerſtehen konnte. „Madame," ſagte ich, „faſſen Sie Muth; wenn ich irgend etwas thun kann, um eine Beſchämung zu erſparen, werde ich mich glücklich ſchätzen. Bis jetzt weiß ich noch nicht, was Ihre Plane ſind; aber wenn ich *mit Ehren* etwas dafür thun kann, ſo ſeyen Sie meiner Bereitwilligkeit verſichert."

„Gütige und großmüthige Frau!" ſchluchzte Lady Jane Urquhart an meiner Bruſt.

„Reichlich ſollen Sie belohnt werden für dieß edle Benehmen," rief die Marquiſin, einen koſtbaren Ring vom Finger nehmend und ihn an den meinigen ſteckend. „Retten Sie nur den Ruf meiner geliebten Freundin und —".

„Reichlich," ſagte ich, „werde ich mich belohnt fühlen in meinem eignen Bewußtſeyn. Erlauben Sie mir, Madame, ehrfurchtsvoll dieſen Ring zurückzugeben; ich kann ihn nicht annehmen für die einfache Ausübung der heiligen Liebespflicht, welche jede Frau auf der Welt einer andern ſchuldet, in den Umſtänden, in welchen ich zu meinem Leidweſen die junge Lady hier erblicke."

„So argwohnten Sie es alſo ſchon früher?" rief Lady Jane in athemloſer Spannung aus. „Ich hatte geglaubt, dieſes orientaliſche Coſtume, Georgiana, werde alles vollkommen verbergen! Die Falten dieſes Caſhmirſhawls, wenn ich ihn ſo trüge! Oh! ſollte Jemand — ſollten die Domeſtiken — ſollte Lucy Calvert es errathen haben? Was glauben Sie, Mrs. Griffiths? Ich beſchwöre Sie, mir Ihre Anſicht zu ſagen?"

„Sprechen Sie ganz ohne Furcht und Rückhalt," ſagte die Marquiſin, meine Hand ergreifend und wieder den Ring daran ſteckend. „Sie wiſſen nicht, wie wichtig es iſt, daß dieß Alles ein tiefes Geheimniß zwiſchen uns bleibe. Der Marquis würde wahnſinnig werden wenn er dächte, es könne je herauskommen."

„So kennt alſo der Marquis ganz genau den jetzigen Zuſtand ſeiner Verwandten?" fragte ich mit der Miene der äußerſten Ueberraſchung. „Ich habe gehört, daß Lady Jane Urquhart ſeine Couſine iſt, und ich würde fürchten —"

Ich bemerkte deutlich, wie auf dieſe meine Worte hinwieder ein Blick von ganz beſondrer Bedeutung zwiſchen den beiden Damen gewechſelt wurde, der mich mitten in meinen Worten ſtecken machte — der Blick war mir ganz unerklärlich — ich ſuchte mir das Räthſel zu löſen, vermochte es aber nicht, und eine ſcheue Zurückhaltung, eine peinliche Ahnung von Schlimmem beſchlich mich wieder, welche weder die Schmeicheleien der Marquiſin noch die tiefe Nachdenklichkeit ihrer Freundin zu überwinden vermochten. Es war mir, wie wenn eine Schlinge vor meinen Füßen gelegt würde; und ich bereute die warme Aufwallung weiblichen Gefühls, welcher ich ſo eben Raum gegeben hatte.

„Es iſt das Silberhorn ſeines Couriers!" rief Lady Jane Urquhart aus, von ihrem Sitz aufſpringend, und wie außer ſich mit den Händen klatſchend. „Theuerſte Georgiana! er iſt zurück, zurück! in einem Augenblick werden wir ihn ſehen!"

Kaum waren dieſe Worte von Lady Jane geſprochen, als die Thüre des Zimmers ſich plötzlich aufthat, und, ehe ich noch durch die andre Thüre entfliehen konnte, ein großer und ausnehmend ſchöner Mann, in reicher Reiſekleidung, mit koſtbarem Pelzwerk beſetzt, ins Zimmer ſtürzte, und die Marquiſin in die Arme ſchloß, die ihn, wie mir vorkam, ſehr kalt empfing, ja ihn halb und halb zurückſtieß, während ein Ausdruck wie von Schmerz oder Angſt über ihr tadelloſes Antlitz flog. Der Gatte wandte ſich, wie ich ſah, mit einer gewiſſen Erbitterung und Kränkung in ſeinem Weſen von ihr weg, und begegnete den ſchmelzenden Augen der Lady Jane Urquhart, und umarmte die ſich nicht dagegen Sträubende zärtlich.

„Theuerſte Couſine!" hörte ich ihn ſagen, als ich das Zimmer verließ, „warum iſt nicht meine Georgiana eben ſo zärtlich und liebevoll wie du?"

„Das Alles iſt ſehr ſeltſam!“ ſagte ich bei mir ſelbſt, als ich mich in meinem Zimmer hinſetzte. „Welch ein bildſchöner Mann iſt doch der Marquis! Ganz wie ein Prinz in ſeiner ganzen Erſcheinung! Und was für eine ſchöne Geſichtsbildung! welch ſchöner Wuchs! Welch edles Profil! ſchwarzer Schnurrbart! krauſes Haar! ein wahres Modell für einen Maler! und doch iſt es augenſcheinlich, daß ſeine Gemahlin ihn nicht liebt. Was war das für ein Empfang nach einer Abweſenheit von ſechs Monaten! Wie kalt! beinahe beleidigend! Wie viel zärtlicher iſt ſie doch gegen ihre Freundin als gegen ihren Gatten! und dazu gegen einen ſolchen Gatten!“

So dachte ich wenigſtens ein paar Stunden lang nach der Ankunft des Herrn vom Hauſe, und dann lenkten ſich meine Gedanken auf den eleganten Caſhmir, das Paket mit köſtlichen Brüſſeler Spitzen und den koſtbaren Smaragdring, der mir heute verehrt worden war. — „Und wofür?“ fragte ich die mich berathende Stimme in meiner Bruſt. Sie antwortete: „Nur dafür, daß du hilfſt die Schande einer jungen und vornehmen Dame verheimlichen, welche auf dem Punkt iſt Mutter zu werden, ohne Frau zu ſeyn! Nun, daran ſehe ich kein großes Unrecht; und ohne Zweifel wird für den Sprößling dieſer unſanctionirten liaison geſorgt werden — es ſoll und wird,“ ſagte ich laut, als die beiden Diener mir einige Schnitten von der Bruſt eines Guinea-Huhns und ein Glas Negus von weißem Wein zum Nachteſſen brachten. Sie fuhren zurück, als ſie meine Apoſtrophe hörten und meine entſchloſſene Haltung wahrnahmen; aber ich änderte ſogleich den Ausdruck meines Geſichts zur Freundlichkeit, aß ein paar von den Schnitten, ſchlürfte meinen Negus, verlangte noch etwas mehr Zucker, und ſchlürfte wieder; dann nahm ich meinen vergoldeten Leuchter, zündete das aromatiſche Wachs an einer der Argandlampen an, und ſchritt, den Shawl über den Arm hängend, das Paket mit den Brüſſeler Spitzen in der andern Hand, und den Smaragdring am Finger, die Treppen hinauf zu meinem eleganten Ankleidezimmer, legte meine Schätze in eine der Schiebladen, und ſetzte mich dann hin, um alles nocheinmal an meinem Kaminfeuer durchzudenken, als Mrs. Cottrell, die Lieblingskammerfrau der Marquiſin, Einlaß begehrte.

„Kommen Sie doch herein,“ ſagte ich, erwartend ſie wolle mich in das Zimmer ihrer Gebieterin rufen.

„Alles iſt bis jetzt ruhig, Mrs. Griffiths,“ flüſterte die Kammerfrau; „aber ich glaube, wir werden noch vor dem Morgen aufgeſtört werden, denn Lady Jane Urquhart hat ſich ſehr übel befunden; ſo dachte ich, ich wolle hereinkommen und ein wenig mit Ihnen plaudern.“

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Mrs. Cottrell,“ verſetzte ich, etwas fremd, „aber ich war gerade im Begriff, mich für heute zur Ruhe zu begeben; ich muß mir alle Ruhe gönnen, die ich kann, wiſſen Sie, ſo lange es noch in meiner Macht ſteht.“

„Ich bitte Sie um Entſchuldigung,“ fuhr die Kammerfrau fort, „aber die Marquiſin ſelbſt wünſchte, daß ich mit Ihnen ſpreche, um Ihnen mitzutheilen“ —

„Ich weiß ſchon ganz genug, Mrs. Cottrell,“ ſagte ich, etwas unwillig; „meine Pflicht an dieſem Ort iſt, Sorge zu tragen für Ihre Gebieterin und deren Kind, ſobald es geboren iſt. Ich werde dieſe Pflicht nach meinem beſten Wiſſen und mit allen Kräften erfüllen; aber ich habe nicht nöthig, daß man mir Geheimniſſe anvertraut; ich habe ſchon zu viel darüber gelitten.“

„Soll ich dieſe Antwort der Marquiſin bringen?“ fragte Mrs. Cottrell mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Es hilft nichts,“ fuhr ſie fort, „hier die Heldin ſpielen zu wollen; wir ſind alle in der Noth, und wir müſſen, ſo gut wir können, herauszukommen ſuchen.“

„Ich verſtehe nicht, was Sie damit ſagen wollen, wir ſeyen in der Noth,“ ſagte ich, und verſuchte ernſthaft zu bleiben, mußte aber doch ein wenig über den Ausdruck lächeln; „die Marquiſin iſt in der Noth, wie Sie ſich ausdrücken, gewiß, und ſo iſt auch —“

„Die arme Lady Jane Urquhart,“ unterbrach mich die ehrbare Abigail. „Was das Ende vom Lied ſeyn wird, das iſt mehr als ich zu ſagen vermag; aber das arme Geſchöpf iſt ſehr zu beklagen!“

„Ohne Zweifel,“ verſetzte ich, und mein Intereſſe ſtieg mit jedem Augenblick; „wer iſt denn der Böſewicht, der ein ſo ſchönes Weſen treulos verlaſſen hat? Mich wundert, daß der Marquis ihn nicht herausfordert und darauf beſteht, daß er ſeine Pflicht gegen ſie erfülle! iſt ſie ja doch die Buſenfreundin der Marquiſin und überdieß noch ſeine nahe Verwandte! Ich will doch nicht hoffen, daß ſie ſich von einem verheiratheten Mann hat hintergehen laſſen, denn in dieſem Fall kann nichts Gutes bei der Sache herauskommen.“

„Gutes!“ wiederholte Mrs. Cottrell; „nun, einerlei, Sie werden ſeiner Zeit Alles einſehen. Ich will nicht mehr ſagen; ſomit gute Nacht, Mrs. Griffiths,“ und abmarſchirte die nüchterndenkende Kammerfrau.

(Fortſetzung folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Fortſetzung.)

Siebenter Geſang. Lucifer gibt den Verdammten Befehl, aus der Hölle auszuziehen. Es geſchieht, und nun ſieht der Dichter die verſchiednen Gattungen der Höllenbewohner an ſich vorüberziehen, jedes Verbrechen mit ſeinem eigenthümlichen Charakter geſtempelt; zuerſt kam die Schaar der Habſüchtigen und Geizigen:

Die, vollgeſtopft mit Gold, bedeckt mit Lumpen,
Die Hölle durch Entbehrungen gewannen;
Von jedem Endchen ihrer ſchmutzigen Fetzen
Tränfelten Schweiß und Thränen der Familien,

Das Blut Unglücklicher, Verzweifelnder,
Durch ihre Habgier ihnen ausgepreßt.
Dann kommt die Habſucht mit den feinern Kniffen,
Die Kaufherrn, reich durch Wucher und Betrug,
Die bis zu Profanen das Brod beſchnitten
Armen Arbeitern, Sklaven durch den Hunger;
In Orgien noch berechnende Sultane,
Die, Wolluſt ein'gend mit der Induſtrie,
Die Sittſamkeit mit Arbeitslohn beſtachen
Und ihre Werkſtatt ſchufen zum Serail.

Dann kamen die Selbſtmörder:

Jetzt folgen Andre, ſchauriger zu ſchauen,
Bedeckt ſind ſie mit Wunden ohne Zahl,
Die ſie noch mit den Händen zu erweitern
Beſtrebt ſind, als ob ſie zum zweitenmal
Den Tod ſich geben wollten; und mein Engel
Begann von neuem: „Sieh hier die Selbſtmörder,
Erſtaunt, daß ſie dieß fahle Reich bewohnen.
Denn der unſel'ge Dolch in ihrer Hand
Gab ihnen nur den Tod, nicht die Vernichtung.
Getheilt iſt in zwei Theile ihre Rotte;
Hier ſiehſt du die, deren erſchlaffter Geiſt,
Genährt mit allen Lüſten bis zum Ekel,
Nur noch den Tod fand ſeines Wunſches werth;
Dort ſind geſchaart die grauſen Komödianten,
Die, in der heißen Sucht berühmt zu werden,
Im Tode ſich drapirt, am Sarge noch
In theatral'ſcher Haltung ſich gebärdet,
Und Opfer ihres frechen Stolzes ſanken.
In ihrer jämmerlichen Eitelkeit
Horchen und lauſchen ſie, welch einen Lärm
Ihr Tod mög' in der Welt veranlaßt haben;
Jedoch ihr Haupt ſinkt auf die Bruſt beſchämt;
Sie hören nichts als Schweigen und Verachtung;
So gar alltäglich iſt auf Erden jetzt
Die Todestat, die Gottes Wort ſpricht Hohn!

Dann kommen die abtrünnigen Prieſter, welche der Dämon des Judas vor ſich her treibt mit einer Peitſche, geflochten aus den Eingeweiden des Verräthers, der für dreißig Silberlinge ſeinen göttlichen Meiſter verkaufte. (Dieſe aus Judas' Eingeweiden geflochtene Peitſche — freilich ein ziemlich graſſes Bild — ſcheint aus einer der wenigen Züge zu ſeyn, worin dieß Gedicht einige Verwandtſchaft mit der prägnanten und kräftigen Anſchauungsweiſe der göttlichen Komödie verräth.)

Noch trägt das Zeichen ihre Stirn, das Gott
Ihr aufgeprägt mit ſeinem mächtgen Finger
Als ihr Gelübd' er nahm aus ihrem Mund;
Vergebens hatten unterm Koth der Welt
Dieß Maal, das tiefe, heil'ge, zu verſtecken
Sich ihre Hände abgemüht; es folgte
Der unauslöſchliche Stempel ſelbſt hieher,
Und der Verruchteſte wird ſo voll Abſcheu

Nun folgen die Betrüger, welche mit dem Heiligen Mißbrauch getrieben und viele Seelen verführt haben; Schurken, die gegen die Schurkerei predigten und declamirten. Dann die gefallenen Geiſter des neuen Evangeliums.

Doch welch Gelärm tönt von der nächſten Schaar?
Der Eine fordert aus, der Andre wehrt ſich,
Und Jeder, eine Bibel in der Hand,
Zeigt, ſtreitend, ſeinem Nachbar einen Vers.
Ich ſah in dem ſeltſamen Schwarm ſich drängen
Mönche mit Bürgern und mit Königen;
Zu meinem Engel ſprach ich: warum ſtreiten
Dieſe Verdammten denn ſo bitterlich?
Ward ihnen klar nicht Alles in der Hölle? —
— Mein Sohn, all dieſe Lehrer mit fruchtloſer
Beredſamkeit, ſind abgefallne Geiſter
Des neuen Evangeliums, die für
Die ein'ge, heil'ge Wahrheit gaben aus
Eines rebell'ſchen Hochmuths froſt'ge Träume;
Prieſter ohne Berufung, deren Hand,
Meineidig, des Erlöſers ungenähten
Leibrock zerriß, und um die traurigen
Fetzen ſich ſtreitend, mit viel tauſend Gräbern
Den Boden hat der Chriſtenheit bedeckt.
Denn, dem Betrüger gleich, der Aſien
Hat unterjocht, vergaß ihr blinder Irrwahn,
Erfaßt von einem unheilbaren Schwindel,
Zum Feuer greifend und zum Schwert, daß nur
Das Wort die Waff' iſt, welche Gott gefällt.

Die Atheiſten werden ſo geſchildert:

Vernahmſt vielleicht du in der andern Welt,
Wie man zum Himmel hob das tiefe Wiſſen
Der Geiſter, welchen graut vor allem Geiſt,
Die nirgends Gottes Namen konnten leſen;
Die läugnend, Angeſichts des Werks, den Schöpfer,
Nur der Materie Huldigung erwieſen,
Mit einem Eifer, den die Hölle rühmte,
Das Seyn abſprachen dem, der Alles ſchuf,
Oder, ſein göttlich Weſen ſelbſt entſtellend,
Die Liebe ſeiner Creatur ihm wehrten,
Und, während er im öden Himmel ſchlummre,
Den Zufall ſtellten auf als Weltregenten.
Sie ziehn vorbei dir. Durch Gewalt bekehrt
Bekennen jetzt den Gott ſie, der ſie züchtigt!
Wenn je der Wahnſinn ſich dem Stolz vermählte,
So war es in dem Geiſt dieſer Verdammten!
Zitternd vorm Tag, den ſie gemacht ſo düſter,
Wollten ſie, daß die Nacht die Schatten ſcheuche,
Und daß die Leidenſchaften, draus das Elend
Der Menſchheit quillt, in ihrem eignen Schooß
Sollten ihr Ende, ihre Heilung finden.
Nach neuem Plan wollten ſie Alles baun,
Verkündend des befreiten Fleiſches Reich.

Und, ſeine Herrſchaft ſichrer zu begründen,
Streuten ſie allwärts aus der Unzucht Lehren,
Als ob das Fleiſch, wenn es will Ruhe haben,
Sich nicht dem Geiſte unterwerfen müßte!
Auch wies ſolch ſchmachvoll Evangelium
Die Welt, ſo tief geſunken ſonſt, zurück.

Die gewiſſenloſen Schriftſteller:

Schriftſteller ſieh hier, nur die Kunſt vergötternd!
Theater-Apoſtel, Gaukler von Propheten,
Den überſättigten Jahrhunderten
Vorführend die Religion, geſchmückt
Mit eitlen Reizen, mit unheiligen,
Ließen ſie ſie, wie Bajaderen, ſingen,
Deren verbuhltes Lied bei Feſten tönt;
Die ihre Feder fremdem Haß verkauften,
Wie einen Dolch, der Nachts ſein Werk verrichtet;
Dank ihrer Bäherei, vor Schmerz wahnſinnig
Starb das Genie vergeſſen im Spital;
Der Ehrenmann, von ihrer Hand gebrandmarkt,
Zog nur des Forums Haß und Wuth auf ſich;
Und Barnabas, der greiſe Räuber, ſah
Aus der Wahlurne kommen ſeinen Namen!

Dann kommen die falſchen Tribune, die Ehrgeizigen und Treuloſen, die Kronenräuber, welche die Herzen vergiftet und beſtochen hatten, um ſie leichter zu unterjochen, die ſchlechten Fürſten:

Geſtraft wie ſie, als ſchuldig gleicher Frevel,
Ihnen geſellt rechtmäß'ge Könige,
Welche, mit ſünd'ger Luſt den Purpur ſchändend,
Für ſich regiert, nicht für die Unterthanen,
Welche der Frechheit der Rebellion
Entſchuld'gung liehen, und die Läſt'rung Gottes,
Deß Platz ſie nahmen ein, muthwillig reizten,
Welche niemals, zum Kreuz aufſchau'nd, bedacht:
Daß dieſer Preis zu Kön'gen ſie gemacht!

Endlich iſt die Hölle leer; ihre weiten rothen Räume zeigen dem Blick nur noch müßige Flammen, die, ohne Nahrung und Hunger verſpürend, bis zu dem ſchwebenden Dichter und dem ihn tragenden Engel hinaufſtecken:

Doch plötzlich — eine heil'ge Atmoſphäre
Beſchützte uns als ſichrer Schild — ſahn wir
Vom gierigen Verſuch ſie rückwärts ſinken;
Die Flamme will jetzt von der Flamme leben
Und häuft, dem Sturm gleich, Wellen über Wellen.
Doch nach und nach ermattet ihre Wuth,
So wie bei Leu'n, die, langen Kampfes müde,
Sich niederſtrecken, leckend ihre Wunden.
Der Hölle Ruh macht ihre Nacht noch dunkler.
Mein Engel ſprach: dieß iſt die einzge Stunde,
Wo dieſer Ort von Qualen frei ſich findet!
Ohne Verdammte löſcht der Hölle Gluth,
Denn Sünde nur nährt dieſes Feuers Wuth!

Achter Geſang. Sie verlaſſen nunmehr die Hölle und ſehen ſich im Weltall um, welches einen düſtern, traurigen Anblick darbietet. Sie kehren auf die Erde zurück und der Engel nimmt Abſchied von ſeinem immer noch geliebten Planeten. Er kehrt in den Himmel zurück und läßt den Dichter allein in den Lüften ſchwebend zurück. Der letztere erblickt ſeine in Trümmern liegende, verödete, geliebte Vaterſtadt Nimes und beklagt ihr Schickſal. Sein Blick richtet ſich auf Europa, deſſen Völker, Leichenidole ausgrabend, im Schatten des Todes ſitzen, und vergebens durch Menſchenopfer den Zorn des Himmels zu ſühnen ſuchen. Endlich haftet ſein Auge auf dem neuen Babylon:

Dann ſah ich eine gränzenloſe Stadt,
Ein Meer von Häuſern, Thürmen und Paläſten;
Anheimgegeben ihrer Vormundſchaft
Waren der Erde Völker, und Gott ſelbſt
Schien bezogen ſich zu müſſen ihrer Macht.
Ueber die Erde war ihr Netz geſpannt
Von Straßen, theils aus Eiſen, theils von Waſſer,
Und wie die Spinne, mit habgier'ger Freude,
Ergriff ſie, was vorüber kam, als Beute.

Vom Himmel plötzlich ſchwang ein Engel ſich,
Der in der Hand trug eine ehrne Leyer;
Mit zorngekrümmtem Finger ließ den Blitz,
Den Donner er aus ihren Saiten brechen,
Und ſeine Stimme, wiederhallend im Himmel,
Goß dieſe Worte auf die Rieſenſtadt;

und hier folgt eine ſchwere Anklage aller ihrer Sünden und Verbrechen, ihrer Ueppigkeit und Wolluſt, der verbrecheriſchen Vernunft, der zügelloſen Corruption, der Gottloſigkeit, und ſchließt mit der Androhung der nahen Rache. Aus der ſchuldbelaſteten Stadt erhebt ſich jetzt ein tauſendſtimmiges Wehgeſchrei. Thürme, Kirchen und Giebel, ihr Schickſal ahnend, wanken wie Trunkene, und das Pflaſter der Straßen thut ſich auf. Alles beeilt ſich dieſen Ort zu verlaſſen, Angſt auf der Stirne und den Tod im Auge, als ob es noch irgend ein Aſyl auf Erden gäbe!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Mai 1840.

Amerikaniſche Anthologie.

(Fortſetzung.)

Während der europäiſche Anſiedler ſich freiwillig dem Zuſtande eines rauhen und wilden Naturlebens nähert, um nach und nach wieder zur Geſittung und Behaglichkeit einer wohlgeordneten Geſellſchaft ſich zu erheben, ſieht ſich das Geſchlecht der Indianer dem traurigen Schickſal des Untergangs geweiht. Ihrem Loos iſt das folgende Gedicht gewidmet.

Der indianiſche Jäger.

Von H. W. Longfellow.

Als geſammelt ward des Herbſtes Ertrag,
Hier und da eine einſame Aehre noch lag,
Und in den Furchen ſtand der Pflug,
Wo Stoppeln allein das Feld noch trug:
Ein Indianerjäger, den Bogen entſpannt,
Sah hinab vom Fels in das tiefe Land.

Fremd war er; geſtreift die Berge entlang
Hatt' den Tag er, auf gefährlichem Gang.
Doch des Hirſches Fuß war flüchtig und leicht,
Und der Wolf ward nie vom Jäger erreicht,
Und Bitterkeit ein die Seele ihm nahm,
Als nah er dem Menſchengewimmel kam.

Die Herbſtwinde zogen im Walde ein,
Und den Einſamen floh der Sonne Schein,
Weißes Moos den Stamm des Ahorns umfing,
Todt von ſeinen Armen die Rebe hing;
Gereift war die ſaftige Frucht; und todt
Lag umher des Baumes Laub dürr und roth.

Langſam rückte voran des Sammlers Schritt,
Und das gelbe Korn ab die Sichel ſchnitt;
Der Mäher ſang laut auf den Wieſenmatten,
Und es nahten des Abends Nebel und Schatten;
Fern das Horn ließ ſchallen der Schäfersmann,
Und um den Baum her der Tanz begann.

Ab wandte der Jäger ſich von dem Ort;
Seiner Väter Haus war geweſen dort;
Er errieth aus dem Tacte der fernen Streiche,
Daß der Waidmann fällte die Rieſeneiche;
Seine Seele ſchwoll von Gefühlen, von heißen,
Ob dem Glauben, der grauſamen Liebe der Weißen.

Der herbſtliche Mond ſtand am Himmel ſo hold,
Durchs weiße Gewölk drang die Sichel von Gold;
Ein Schritt ward gehört im knifternden Rohr,
Wo über den See ragt die Buche hervor —
Ein klagender Ton — und ein Sprung vom Land —
Auf den Bergen nie mehr man den Jäger fand.

Nach Jahren am See, der im Frieden ruht,
Schaut der Fiſcher hinab durch die ſilberne Fluth;
Ausgeſtreckt auf dem weichen, gelblichen Sand,
Ein verzehrtes, weißes Gerippe er fand,
Und man ſah in des Waſſers leiſem Wegen,
Daß die Hand noch hielt feſt einen Jägerbogen.

Die Natur Amerika's wird in vielen Liedern beſungen; dahin gehören:

Die Fälle des Paſſaic.

Von W. Irving.

Im friedlichen Thal, grün von Wäldern umhegt,
Wo ein heimliches Plätzchen Natur angelegt,
Wo der Hirſch hat ſein Lager, die Ringtaub' ihre Brut,
Rollte ſchweigend der Paſſaic die klare Fluth.

Keine mächtige Aussicht erstaunte den Blick,
Nicht bebt' er vor Wundern schauernd zurück,
Stolz schwankte die Ulme, das Waldblümlein glänzte,
Grün den reinen Fluß das Ufer umkränzte.

Doch der Geist, der da herrschend im schwarzen Wald
Hatt' im finstern Dickicht seinen Aufenthalt,
Der an Scenen sich freut, wo der Wirbelwind saust,
Wo Donner und Blitz und der Sturm erbraust:

Ganz glühend kam er vom feurigen Streite,
Wo die Söhne des Lichts stritten und die Rothhäute,
Aus Ohr ihm der Krieger Hurrah noch schlug,
Den frischblutigen Skalp als Trophä' er trug.

Unmuthig sein Blick ob der Landschaft hingleitet,
Mit dem duftenden Flor, sanft die Schatten gebreitet,
Wo der Passaic durchs Grün seinen Schlangenlauf hat
Mit durchsichtigem Wasser, sein Spiegel so glatt.

Er spaltet den Berg, drückt nieder den Wald,
Zwingt in rauhe Canäle den Fluß mit Gewalt;
Er zerriß den Felsblock, den Abgrund er schuf,
Warf die Welle hinab mit verzweifelndem Ruf.

Monden sind seitdem verflossen zahllose;
Cultur hat gesänftigt das Wilde, das Große;
Der Weißen Art hat den Urwald gelichtet,
Und den Zauber der düstern Schatten vernichtet.

Doch die Fremden mit staunenden Augen noch sehn
Den geborstenen Fels, den Wald auf den Höhn,
Und es faßt an der Klippe sie schwindliger Traum,
Wo kopfüber der Fluß stürzt begraben in Schaum.

Das Sumpfland.

Von W. G. Simms.

Ein wilder Fleck ist's und von düstrem Aussehn;
Der Vogel singt nie fröhlich auf dem Baum,
Versengt scheint schon das junge Laub. Es wuchern
Giftige Pflanzen rings, aussätzig machend
Mit böser Feuchtigkeit die Hand, die sich
Wagt unbedacht in ihre Näh'. Cypressen
Entwachsen nassem Grund, und ausgestreckt
Der Länge nach — ein würdiger Bewohner
Solch eines Ortes, schlummert, halbbegraben
Im schilf'gen Gras der Kaiman, neben grünem
Schlamm, unter dem er seine Wohnung hat.
Ein heis'rer Kranich mit der Beingestalt
Richtet sich auf und flüchtet mit Gekreisch.
Zwei Sommerenten, hörend sein Geschrei,
Und angesteckt von Angst, flattern empor
Mit wunderbarer Hast aus dem Gewässer
Und folgen ihm. Gewarnt durch ihr Geräusch
Und aufgeschreckt durch unser hast'ges Nahn,
Kriecht aus dem gras'gen Bett das Ungeheuer
Mit den Stahlkiefern langsam nach dem schlamm'gen,
Grünen Revier, das ihn aufnimmt sofort.
Man sieht es wie es seinen hohen Rücken
Emporhebt, schweigend nach des Wassers Mitte
Hinstrebend, wo sein Kopf allein hervorlugt.
Ein Schmetterling, der, seit dem Morgen reisend,
Des Klima's Wechsel nur nach Blumen zählte,
Setzt, um zu ruhn, ein Weilchen auf das Haupt
Des Ungeheuers sich. Die stumme Bestie
Taucht alsbald unter, und so plötzlich, daß
Der Sommerblumen und der Wälder Leichtfuß
Die luft'gen Schwingen netzt und sich das Goldkleid
Beschmutzt mit dieses trüben Pfuhles Wasser.
Verwundert und mißmuthig fliegt mit Eile
Und Anstrengung der Flatterer ans Land,
Die ihm verwandten Blumen suchend, doch
Umsonst! hier ist von holden, schönen Pflanzen
Zu schauen nichts! nur wilde, knorr'ge Bäume,
Schlimmen Gespenstern gleich — stinkende Sträuche,
Die schwere Luft vergiftend — graue Nebel,
Die Wolken halb, halb Teufel von Gestalt,
Sich sammeln überm Rand des wüsten Sumpfes,
Machen mit ihrer Düsterheit und Schwärze
Unhold die ganze Ansicht. Seine Flügel
Schwingt der betrübte Falter und schwebt fort,
Und mahnt mit seinem Flug auch uns zur Eile
Nach besserem Quartier und schönrer Scene,
Als dieß Revier uns bietet für die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verging ohne eine Störung. Am Morgen fuhr der Marquis mit Postpferden weg, um dem König im Geheimenrath aufzuwarten und Rechenschaft abzulegen über die sehr delicate Staatsangelegenheit, mit der er an einen fremden Hof beauftragt gewesen war, obwohl die Politik des damaligen Ministeriums überflügelt worden war durch den Scharfblick des großen Diplomaten, der an der Spitze des fremden Cabinets stand. Der Marquis hatte jedoch den gestellten Antrag mit solchem Tact und mit solcher Gewandtheit behandelt, und die Ablehnung des Anerbietens so geschickt aufgenommen, daß, statt daß zwischen den beiden Nationen feindselige Gesinnungen geweckt worden wären, der brittische Botschafter mit kostbaren Geschenken für seinen König von dem fremden Monarchen, und

mit Briefen, welche die wärmſte Freundſchaft verſicherten, zurückgekehrt war.

Se. Majeſtät, unſer König, war ſo zufrieden mit dem ganzen Benehmen des Marquis bei dieſer Unterhandlung, daß er darauf beſtand, er müſſe ein ſehr fein gearbeitetes und koſtbares mechaniſches Kunſtſtück behalten, das einzige Wunder in ſeiner Art in ganz Europa, welches eines der wichtigſten Stücke der Geſchenke des auswärtigen Monarchen an ihn war. Es macht vielleicht dem Leſer eine Unterhaltung, wenn ich dieß wunderbare Kunſtſtück beſchreibe, das ich in L——d-Houſe auspacken ſah; der Marquis ſelbſt zog es mit einem kleinen goldnen Schlüſſel auf, und ich war mit Staunen Zeugin von ſeiner außerordentlichen Mechanik, die, wie ich gehört, noch durch nichts übertroffen worden ſeyn ſoll, was menſchlicher Scharfſinn erfand.

Der Leſer denke ſich ein reiches Kryſtallbecken, oder eine niedere Schale, zwölf Fuß im Umfang und ungefähr ſechs Zoll tief, auf einem goldnen Dreifuß ſtehend.

Mitten in dieſem prächtigen Gefäß war eine Erhöhung, welche, wenn die Schale mit Roſenwaſſer gefüllt war (was zuerſt geſchah), ausſah wie eine kleine verzauberte Inſel, aus koſtbaren Steinen gefertigt, in deren Mitte ein Schwanennest voll Eier war, wenigſtens ſechzehn, und dieſe waren dargeſtellt durch große, länglichte Perlen; das Neſt ſelbſt war von durchbrochenem, ſchön gearbeitetem Silber.

Nachdem das gläſerne Becken gehörig gefüllt war, nahm der Marquis aus einem elfenbeinernen, mit Gold verzierten Kiſtchen den magiſchen Schwan, das erwähnte mechaniſche Meiſterwerk, der vom Kopf bis zum Schwanz nicht über ſechs Zoll maß; die Augen waren Rubinen; der Schnabel und die Füße Perlen; die Federn waren von durchbrochenem Silber, und ſahen ſo leicht und fein aus, daß man ſich hätte einbilden können, ſie bewegten ſich beim Anhauchen.

Nachdem der magiſche Schwan aufgezogen war, ſetzte ihn der Marquis auf das Neſt von Perlen, und er begann ſich zu bewegen wie ein lebendiges Weſen. Zuerſt ſchien der Schwan ein Gefallen daran zu haben, ſeine Federn mit dem Schnabel zu putzen und über den Eiern zu brüten; bald aber erhob er ſich, drehte einige der Eier mit dem Schnabel um, und ſtieg dann langſam in das Waſſer hinab, wo er majeſtätiſch herumſchwamm, und ſich dann dem Rand des Beckens näherte, wo an den Hauptpunkten vier ſilberne Körbchen gefüllt mit Gerſtenkörnern von Gold, hingen. Der magiſche Schwan kam an jeden dieſer Körbchen heran, und verzehrte wirklich die goldnen Körner, von welchen nur wenige zurückblieben; und dann, nachdem er ſie dem Anſchein nach genugſam hinuntergeſpühlt mit dem Roſenwaſſer des kleinen Sees, kehrte er, wie es ſchien, con amore zu ſeinem Neſt zurück, und fuhr fort, ganz zufrieden, über ſeinen künftigen Jungen zu brüten. So endete der erſte Act des wunderbaren Thuns des magiſchen Schwans.

Alle bezeugten laut ihren Beifall über dieß Wunderwerk von Mechanik; und die Marquiſin und ihre Freundin waren vor Entzücken ganz außer ſich, als ſie erfuhren, daß die Darſtellung noch nicht zu Ende ſey. Der Schwan ſchien ſich nachgerade unbehaglich zu fühlen, erhob ſich von ſeinem Neſt, ſträubte die Federn und ſpannte die Schwingen aus, ſtieß einen Schrei aus, wie im Todeskampfe, und ergoß ſich dann in die köſtlichſte, ſüßeſte, aber ſehr traurige Harmonie, während ſein Leib in den Qualen des Todes zu zucken ſchien. Nachdem dieſe rührende Muſik, die aus Mozarts Requiem genommen war, etwa fünf Minuten gewährt hatte, ſah man den Schwan wirklich verſcheiden; er fiel nieder, ſchloß die Augen, und Alles war ſtill; dann kam eine ſchwache Bewegung in die Flügel und in den Kopf; er ſtand wieder auf ſeine Füße, ſtürzte ins Waſſer, trank zu wiederholten Malen, kehrte dann in ſein Neſt zurück, ſetzte ſich auf den Eiern zurecht, nickte dreimal mit dem Kopf und Alles war vorüber.

Was auch die Zweifler einwenden mögen, ich habe mit eigenen Augen den magiſchen Schwan all dieſe wunderbaren Dinge thun ſehen; und ich habe auch den Marquis flüſtern hören, wie er zwiſchen ſeiner Gemahlin und ihrer Freundin, der Lady Jane Urquhart ſtand, welche beide voll Entzücken über das elegante Spielzeug waren, ja ganz deutlich habe ich ihn ſagen hören: „dieſer magiſche Schwan ſoll das Eigenthum von derjenigen werden, die mir einen Sohn ſchenkt.“ Die Damen wechſelten Blicke und lächelten in vollkommener Freundſchaft einander an; aber es lag ein Geheimniß unter dieſem Lächeln verborgen, das binnen wenigen Tagen mir wenigſtens vollkommen gelöst wurde.

Ich hatte ſpäter nicht mehr Gelegenheit, während der nächſten paar Tage den Marquis in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und deren Freundin zu ſehen. Keine Beſuche wurden angenommen, aber der Thürſteher muß genug zu thun gehabt haben, alle Anfragen zu beantworten, und alle Karten in Empfang zu nehmen von den vornehmen Leuten, welche ſich nach dem Befinden der ſchönen Marquiſin erkundigten und ihre innige Theilnahme ausdrückten.

(Fortſetzung folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Fortſetzung.)

Neunter Geſang. Noch immer ſchwebt der Dichter in ſeiner Viſion über der Erde und ſieht ihre Völker vor ſich vorüberziehen; die Einen erheben ſtehend die Hände zum Himmel, die Andern feierten den letzten Tag mit einer letzten Orgie.

Ich ſah zu einem koloſſalen Feſt
Die Vorbereitungen, ſah den Porphyr,
Das Gold aufſtellen, das Kryſtallgefäß,
In einem Dampf von Wohlgerüchen, der
Die Luft durchwallt, heben die ſchönſten Weiber
Mit nacktem Buſen Krug empor und Becher.
Andre mit Leyertönen, ſchmachtenden,

Auf Blumenpfühlen, ſchmeichelten den Sinnen;
Die Trunkenheit, mit heißen Flügeln, deckte
Den Schwindelnden die dunſ'ge Ferne zu,
Und um zu täuſchen ihrer Herzen Angſt,
Sangen im Chor ſie dieſe Läſterungen:

Mit ſeinem Donner dämpft der Himmel,
Mit ſeinem Feu'r nicht unſern Muth;
Höher als ſeines Zornes Wuth
Reicht unſer kühnes Luſtgetümmel.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir! nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Es bleibt die Seele angeſäuret
Nur von der Wiege bis zum Grab;
Und wenn die Fackel brannte ab,
Sogar des Rauches Spur verſchwindet.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir! nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Der Geiſt, erfüllt von dem Genügen
Der heitern Sinne, mit Verdruß,
Um zu erſchrecken den Genuß,
Machte des Grabes Stimme lügen.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir! nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Denkt euch den Tod nicht graß und hager!
Er iſt ein Buhle, der gar treu
Zu nie geſtörter Schwelgerei
Uns hinzieht auf ſein weiches Lager.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir! nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Die alte Sonne, die das gleiche
Licht immer auf uns niedergoß,
Anekelnd endlich uns verdroß;
Ruh' tödtet auch, wie Wetterſtreiche.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir; nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Und ob die Welt in Trümmer krache,
So laſſen wir den Zaum der Luſt;
Schwelgend des Todes unbewußt
Täuſche das Fleiſch des Himmels Rache!

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finſtere Propheten — frohe Gäſte
Woll'n wir; nicht miſcht zum Wein bei unſrem Feſte
Des nächſten Tages bittern Trank!

Jetzt geht der Dichter auf ein ganz verſchiednes Thema, auf die Schilderung reiner, heiliger Liebe, über:

Müd iſt von Todesworten meine Lippe;
Komm du, o Geiſt jetzt, unausſprechlicher
Der reinen Liebe ohne Reu' und Schuld,
Wenn anders aus dem ſchönen Himmelblau,
Wo ſich verſucht ihr Flügelpaar, die Taube
Auf des Biſchofers Ruf herab ſich ſenkt!
Du, der du in des guten Jünglings Herzen
In träumriſch Glück wandeiſt den Knabenfrohſinn;
Der über der entſchlafnen Jungfrau Sehnen,
Ihr ſelbſt verborgen, milden Einfluß übſt,
Und ihr am Tage der ſchamhaften Strahlen
Zeigſt ihrer Träume räthſelhaften Strahlen.
Und, wenn ſie mit dem Morgenroth erwacht,
Noch lang ſie hinterm Vorhang träumen läß'ſt:
O meines Frühlings Engel, eil' dich! komm!
Du biſt mir, ach! nur durch Erinnrung nah.
Das Bild ſchuldloſer Liebe will ich malen;
Leih meinem rauhen Vers du ſüße Sprache,
Wenn anders nicht dein holdes, ſtummes Schmachten
Beredter iſt, das Herz zu unterjochen.
Wenn du nicht glaubſt, daß deine Lauterkeit
Das Wort befleckt, daß ſie der Blick entweiht!

(Schluß folgt.)

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare, W., select plays. Adapted for the use of Youth. 15½ Bog. 12. Velinpap. in Umſchlag geh. 1 fl. 48 kr.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57 u. 58.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 Mai 1840.

Scene aus Puschkins Boris.

Vielleicht eine der lebensvollsten Scenen aus Puschkin's Trauerspiele (oder wenn man dieß lieber will: Zusammenstellung historisch-dramatischer Scenen zu einem Trauerspiele) „Boris Godunoff," das wohl den Versuch seiner Einführung auf die deutsche Bühne lohnen würde, zumal dessen Sujet uns nichts weniger als fremd ist: wir finden im Eingange des Gedichts dessen Titelhelden, den allgewaltigen Vormund und Schwager des schwachsinnigen Feodor I, des letzten Zweiges der Rurik's, nach der Ermordung des jungen Thronerben Demetrius (im Jahre 1591) von allen Seiten bestürmt, den erledigten Zarenthron einzunehmen, den er dann von 1598 bis 1606 behauptete. Sein kluges Anschließen an die Nachbarmächte — den Sultan Muhamed III ausgenommen, dessen Geschenk er durch einen Beutel voll Schweinskoth erwiedert haben soll — und seine sehr große Freigebigkeit gegen seine russischen Unterthanen konnten aber, trotz ihrem Gegensatze zu dem noch keineswegs verschmerzten Verfahren Johann's IV, oder des Grausamen — den Prinzenmord nicht in Vergessenheit bringen: das Andenken hieran zeigte sich immer wiederkehrend, indem es mehr als einen angeblichen Demetrius, bald mehr, bald minder begünstigte. So zeigt auch das vorliegende Werk Puschkin's einen jungen feurigen Mönch, Gregor Otrepieff, der aus seinem Kloster entweicht und, besonders durch Polen unterstützt, den Boris so weit bringt, daß er aus Verzweiflung Gift nimmt (1606). Des so für ihn erledigten Thrones, auf dem wir diesen falschen Demetrius am Ende des Stückes sehn, erfreute sich derselbe indeß nur, um schon nach ganz kurzer Zeit auch seinerseits von ihm herabgestürzt zu werden und ihn (nach eben so ephemerer Regierung des Fürsten Schuiski) im Jahre 1613 endlich dem ersten Romanow zu hinterlassen. Meisterhaft erscheinen hier besonders die hochwürdig gehaltene, bedeutungsschwere Nachtscene zwischen dem Pater Pimen und Gregor, welche den letzteren zur kühnen Usurpation spornt; tiefsinnig und gefühlvoll die zwischen dem Zar und seinen Kindern; unvergleichlich herrlich die zwischen dem liebeglühenden Schwärmer und der heißgeliebten Polenfürstin, die selbst im nächtlichen Stelldichein, als ächte Polin, nur die geborene Fürstin zeigt — und ergreifend zur höchsten Begeisterung: die Rückkehr des von Vaterlandsliebe hochentflammten jungen Fürsten Kurbski an der Seite des (vorgeblichen) Sohnes des Verbannten seines Vaters.

Eine Schenke an der litthauischen Gränze.

Missail und Warlaam, Landstreicher in Mönchskutten; Gregor Otrepieff, als Bauer; die Wirthin.

Wirthin. Womit kann ich euch bewirthen, ehrwürdige Brüder?

Warlaam. Was Gott beschert, gute Wirthin. Hast du keinen Wein da?

Wirthin. Was sollt' ich nicht, Väterchen! Ich bringe gleich. (Ab.)

Missail. Wie bist du so betrübt, Cam'rad? Hier ist ja nun die litthauische Gränze, bis zu der du dich durchdrücken wolltest.

Gregor. So lang' ich noch nicht in Litthauen bin, werd' ich auch nicht ruhig seyn.

Warlaam. Warum aber in aller Welt sehnst du dich so nach Litthauen? da sieh einmal uns an: der Vater Missail und ich Sündiger, sobald wir nur nicht mehr im Kloster sind, kümmert's uns nicht, ob's Litthauen oder Rußland, ob's eine Fiedel oder eine Gussel...*) Uns alles einerlei, wenn's nur Wein gibt... Oh, da kommt welcher!

Missail. Zierlich gesprochen, Vater Warlaam!

Wirthin (eintretend). Hier, Väterchen. Nun trinkt, und wohl bekomm's euch!

*) Ein klavierartiges Instrument, dessen Saiten, wie die der Harfe mit den Fingern gegriffen werden

Miſſail. Gott geſegne dir's, Freundliche; Gott ſegne dich dafür! (ſingend.)

„Wie's in der Stadt war zu Kaſan..."

(Zu Gregor.) Warum du nun aber nicht einmal mit einſtimmſt und nicht einmal Einen mitnimmſt!

Gregor. Ich mag nicht.

Miſſail. „Dem Freien was er will..."

Warlaam. „Und dem Seligen das Paradies!" Vater Miſſail, leeren wir das Krügelchen aufs Wohl der ſchönen Krügerin... Doch, Vater Miſſail, wenn ich einmal trinke, ſo habe ich die Nüchternen nicht gerne. Ein ander' Ding iſt ein Erzzecher und ein anderes ein Großſprecher (zu Gregor.) Willſt du leben wie wir, ſo ſey willkommen! — Nein? So pack' ein, zieh' heim! der hanswurſtige Popanz iſt keine Geſellſchaft für den durſtigen Popen.

Gregor. Trink tüchtig, aber halt' an dich, Vater Warlaam! — Siehſt du, ich verſtehe zuweilen auch ganz zierlich zu ſprechen.

Warlaam. Was ſoll ich denn an mich halten?

Miſſail. Laſſ' ihn nur, Vater Warlaam.

Warlaam. Ja, warum iſt er auch ein ſo gewiſſenhafter Faſter? Er hat ſich uns ja ſelbſt zum Cam'raden aufgehängt, und nun will er gar den Stolzen ſpielen! (trinkt und ſingt.)

„Ein junger Mönch die Kutte nahm..."

Gregor (zur Wirthin). Wohin führt der Weg da?

Wirthin. Nach Litthauen, mein Gönner, zu den Lujeff'ſchen Bergen.

Gregor. Und iſts noch weit bis zu den Bergen?

Wirthin. Nein, nicht mehr weit; bis zum Abende kann man ſchon hinkommen, wenn nur nicht die Schlagbäume des Zar und die Wachpoſten wären....

Gregor. Wie, Schlagbäume! Was bedeutet denn das?

Wirthin. J, da iſt irgend Einer aus Moskau davon gelaufen, und nun iſt befohlen, All und Jeden anzuhalten und ganz genau in Augenſchein zu nehmen.

Gregor (für ſich). Da haben wir's Elend zum St. Georgs-Tage.*) (laut). Wen ſuchen ſie denn aber, wer iſt aus Moskau weggelaufen?

Wirthin. Ja, Gott mag ihn kennen! Irgend ein Gaudieb ganz gewiß, oder ein Straßenräuber. Nun iſt aber auch für rechtſchaffene Leute hier kein Durchkommen mehr. Und was wird draus werden? Gar nichts, nicht den kahlen Teufel erwiſchen ſie! Als ob's nach Litthauen keine anderen Wege hätte, als den mit den Meilenſteinen! Da ſeht nur einmal ſelber. Von hier aus z. B. wendet man ſich links, geht dann durch den Wald in den Birken und Fichten auf dem kleinen Stege bis zum Capellchen am Tſchekanskiſchen Bache und dort geradenwegs durch einen Moraſt nach Chlopino und von da nach Sacharjewo, von dort aber führt euch ja jedes Kind bis in die Lujeffſchen Berge. Von den Wachpoſten hat man nur das, daß ſie den Wanderern übel zuſetzen und uns arme Leute brandſchatzen. (Man hört Geräuſch). Na, was iſt denn da noch?... Ach, da ſind die Verwünſchten! Sie machen die Runde.

Gregor. Frau Wirthin, gibt's nicht hier in der Gaſtſtube noch ein Winkelchen?

Wirthin. Nein, Landsmann. Ich verſteckte mich am liebſten ſelber; denn die machen doch nur zum Schein die Runde. Man ſoll ihnen nur immer Brod und Wein und Gott weiß, was ſonſt noch Alles geben — daß doch die Bande in ihren Sünden umkäme! daß ſie... (die Wache tritt ein.)

(Schluß folgt.)

*) An einem St. Georgs-Tage (im 12ten Jahrhundert) ließ der Knäs von Galizien die ganze zahlreiche Beſatzung von Kieff mit deſſen Knäs über die Klinge ſpringen.

Amerikaniſche Anthologie.

(Fortſetzung.)

In dem noch ſo jungen Lande, wo die Sicherung der materiellen Bedingungen der Exiſtenz noch ſo viele Mühe und Arbeit in Anſpruch nimmt, wo politiſche Beſtrebungen viele Kräfte beſchäftigen, ſcheint die idealere Leidenſchaft der Liede noch keinen recht günſtigen Boden finden zu können; vielleicht erfordert ſie ſchon eine raffinirtere Civiliſation, ein bunteres und reicheres Leben; wenigſtens finden wir in dem vorliegenden Bändchen nur ſehr wenige Gedichte, welche ſich auf das große Thema der Poeten beziehen — vielleicht aber trägt die Schuld davon die Auswahl und der Geſchmack des Herausgebers. An Beweiſen, daß es den amerikaniſchen Dichtern nicht an warmem Gefühl für Familienbande, Verwandtſchaft, Freundſchaft fehle, mangelt es in dem Bändchen nicht; auf den Tod eines Kindes finden wir zwei Gedichte; wir wollen aber ſtatt dieſer traurigen Ergießungen lieber ein Epithalamium überſetzen, aus welchem, wenn darin der Wahrheit die Ehre gegeben iſt, erhellt, daß auch amerikaniſche Ehen nach der Stimme des Herzens und nicht nach kaufmänniſcher Berechnung geſchloſſen werden.

Epithalamium.

Von J. G. C. Brainard.

Zwei Wölkchen ſah ich Morgens,
Drauf hell die Sonne ſcheint,
Sie ſchwammen hin in Tagesglühn
Und haben ſich vereint;
Selig die Morgenwolk ich pries,
Die weſtwärts ſchwebte ſanft und ſüß.

Zwei Sommerbäche ſah ich
Sanft in einander fließend,
In Doppelkraft der Bruderſchaft
Friedlich einander grüßend;
Still war durch grüne Trift ihr Lauf,
Die Wellen ſpielten munter drauf.

So mög' auch euer Lauf ſeyn
Bis euer Puls ſtill ſteht,
Wie Sommerglanz, wie Baches Tanz,
Harmlos, bis ein er geht
Zum ſtillen Meer, vom Sturm verſchont,
Zum reinern Blau, wo Friede wohnt.

In den häuslichen Kreis tritt immer auch früher oder ſpäter der Tod und fordert ſeine Opfer und auch in der neuen Welt ruft er nicht bloß diejenigen ab, welche die Aufgabe des Lebens erfüllt haben, ſondern ebenſo die jugendlichen Blüthen. Dieß iſt ausgeſprochen in dem Gedicht:

Der Tod der Blumen.

Von W. C. Bryant.

Die Tage, die trübſeligſten im Jahr, gekommen ſind,
Wo nackt der Wald, die Triften braun und gelb, wo heult der Wind;
Es häufen ſich im Gartengang die todten Blätter an,
Sie raſcheln bei des Windes Hauch, bei des Kaninchens Nahn,
Rothkehlchen iſt, Zaunkönig fort, die Elſter von dem Hag,
Von Waldeshöhn die Krähe ſchreit den ganzen trüben Tag.

Wo ſind die Blumen ſchön und jung, die jüngſt geblüht empor
In goldnem Licht, in milder Luft, ein holder Schweſterchor?
Ach! alle ſanken in ihr Grab von ihrem grünen Strauch —
In tiefen Betten ruhen ſie — und unſre holdſte auch!
Der Regen fällt da wo ſie ruhn; doch im November ruft
Der ſchaurige die ſüßen nicht zurück aus traur'ger Gruft.

Die Winde und das Veilchen, ach! die ſind ſchon lang dahin;
Die Orchis ſtarb, die wilde Roſ' unter des Sommers Glühn;
Doch die Goldruthe auf dem Berg, im Wald die Aſter ſtand,
Und in des Herbſtes Schönheit noch Sonnblum' an Baches Rand,
Bis von dem Himmel klar und kalt der Froſt, der Peſt gleich, fiel,
Und auf den Höhn, in Thal und Schlucht zerſtört' ihr Farbenſpiel.

Kommt dann der milde, laue Tag, der niemals doch bleibt aus,
Der Bien' und Eichhorn lockt hervor aus ihrem Winterhaus,
Wo man die Nüſſe fallen hört, ob ſtill die Bäum' auch ſtehn,
Und blinkend in dem dampfenden Licht die Bäche wieder gehn:
Der Südwind ſucht die Blumen dann die ihn mit Duft erquickt,
Und ſeufzt, weil er im Wald nicht mehr, am Bach ſie nicht erblickt.

Dann denk' ich Einer, die ich ſah in junger Schönheit Zier,
Der zarten Blume, die aufwuchs und weilte neben mir;
In die kalte Erde wir legten ſie, als ab das Waldlaub fiel,
Und meinten, daß ſo holdem Geſchöpf ſo kurz des Daſeyns Ziel!
Und doch war's wie ein holder Troſt, daß ein Weſen ſo zart und ſchön,
Wie unſer Kind, zum Todesſchlaf ſollt' mit den Blumen gehn!

(Schluß folgt.)

Die Marquiſin L——d und Lady Jane Urquhart.

(Fortſetzung.)

Es herrſchte ein ſtillſchweigendes Einverſtändniß zwiſchen Lady Jane Urquhart und mir, nachdem ſie ſich in dem Schlafzimmer der Marquiſin eingerichtet hatte, und ſich des türkiſchen Sopha's als ihrer Ruheſtätte bediente. Sie war nebſt Mrs. Cottrell und mir bei der Marquiſin, als, etwa um zwei Uhr Morgens, der Arzt ankündigte, daß nunmehr der Marquis mit einem Erben geſegnet ſey, daß die Marquiſin ihn mit einem Sohn beſchenkt habe! Lady Jane Urquhart ſah, wie mich dünkte, unangenehm überraſcht aus; gewiß war ſie aufgeregt, mehr als ich je geſehen habe; ihre Lippen wurden blaß vor innerer Bewegung, und das ganze Geſicht verzog ſich krampfhaft. Ich glaubte ſie würde ſterben, und der Arzt glaubte es auch. So übel auf war die arme junge Dame, daß man an die Marquiſin, die ſich äußerſt gut befand, nur wenig dachte; ein paar Tage lang war nichts als Verwirrung und Beſtürzung in dem Gemach; da begann mit ſchwacher Stimme Lady Jane zu ihrer theilnehmenden Freundin ſo zu ſprechen: „Theuerſte Georgiana, laß mich mit ihm ſprechen, eh' ich ſterbe!" —

„Lauf ſchnell, Cottrell, und bitte den Marquis zu mir zu kommen," ſagte Lady L——d, die Hände faltend. „Geliebte Jane! meine theure, theure Freundin! ſage doch nicht du müſſeſt ſterben! denke an unſern Vertrag! denke an ſeine bittre Täuſchung, und verſuche zu leben!"

In dieſem Augenblick wollte der Marquis ins Zimmer treten, aber der Arzt flüſterte ihm unter der Thüre etwas ins Ohr, worauf er ſich zurückzog; nach wenigen Minuten verkündigte er, daß Lady Jane Urquhart die Mutter eines Mädchens ſey; aber gleich darauf befahl er der Mrs. Cottrell den Marquis zu benachrichtigen, daß ſeine Gemahlin ihm Zwillinge geboren, daß ſeinem hohen Hauſe auch eine Tochter geſchenkt ſey; dann eilte er zu der Marquiſin und flüſterte ihr zu, ſo daß Lady Jane und ich es hörten: „Es iſt ein Knabe, Madame; ſeyen Sie ruhig, es geht Alles nach Ihren Wünſchen!"

Ein Krampfanfall, der ſie beinahe ohnmächtig gemacht hätte, trat unmittelbar, nachdem Lady Jane dieſe Bemerkung gehört hatte, ein; nach dieſem wurde ſie ruhiger und gefaßter, richtete aber noch eine Frage an ihre Freundin, deren Antwort ihr ſehr tröſtlich und angenehm ſchien.

„Gilt unſer Vertrag noch als heilig?" lautete die Frage. „Ja, ſelbſt nach dem Tode noch!" war die Antwort. Jetzt war ich im Beſitz des ganzen Räthſels.

In keinem von beiden Fällen hatte der Arzt die Wahrheit geſprochen; das Kind, welches Lady Jane Urquhart ſo eben geboren, war ein Knabe; das achtundvierzig Stunden früher von der Marquiſin geborne war ein Mädchen!

„Sir!" ſagte ich zu dem Arzt im Vorzimmer ein paar Stunden nach der Geburt des ſchwachen kleinen Mädchens der Marquiſin, „ich wäre begierig zu erfahren, was Sie vermögen konnte, die Hand zu einem ſolchen Betruge zu bieten? Glauben ſie ja nicht, daß ich daran Antheil nehmen werde!"

„Das arme kleine Geſchöpf!“ ſagte der heilkundige Gentleman, ſich über das Kind hinbeugend, „es hat nur wenige Tage zu leben. Ich bin ganz erſtaunt, daß die Marquiſin, bei dem Zuſtand ihrer Geſundheit, ein lebendes Kind gebären könnte!“

„Warum, Sir, gaben Sie denn dieß Kind für einen Knaben aus?“ ſagte ich in eben nicht ſehr ſanftem Ton.

„Aus demſelben Grund, meine liebe Mrs. Griffiths,“ antwortete er, höchſt gutmüthig lächelnd über meine haſtige Frage, „aus demſelben Grund, der auch Sie bewog, meiner Angabe nicht zu widerſprechen — das heißt, bis jetzt, was auch immer Ihre Abſichten für die Zukunft ſeyn mögen.“

„Gewiß, ich habe im Sinn, den Marquis zu benachrichtigen, daß Sie ihn getäuſcht haben,“ verſetzte ich, „und hätte es auch im Augenblick gethan, wenn nicht der beunruhigende Geſundheitszuſtand der unglücklichen Lady Jane wäre.“

„Ihr Leben hängt an einer Faſer, dünn wie der Faden eines Spinngewebes,“ ſagte der Arzt mit Bedeutung; „Sie thäten am beſten, ſich nicht in den Handel zu miſchen; er iſt ſchon verwickelt genug, bei meiner Seele.“

„Ihnen iſt er klar genug,“ murmelte ich, als er das Zimmer verließ; „Sie werden einen ſchönen Lohn, als Beſtechung, für Ihre Bemühungen bekommen, und das iſt Alles, wornach Sie fragen.“ Aber ich that ihm Unrecht; nicht das Intereſſe allein leitete ihn; er wußte mehr als ich; und er ließ ſich vom Mitleid in ſeinen Grundſätzen wankend machen. Habe ich nicht ſein Beiſpiel befolgt?

Das Töchterchen der Marquiſin fand offenbar keinen Geſchmack am Leben; die Luft der Erde behagte ihr nicht; mit Mühe ließ ſie ſich hinhalten, daß ſie ſie drei oder vier unſerer menſchlichen Tage lang athmete — ſie ſehnte ſich nach einer weitern Sphäre, nach der Ewigkeit, und eilte ihr entgegen, wie ein Vogel zu ſeinem Neſt. Als man dieß der Marquiſin meldete, war ihre einzige Antwort: „dem Himmel ſey Dank, daß es nicht der Knabe iſt!“

Dieſe Rede beſtimmte mich in meiner Handlungsweiſe, denn ich ſah jetzt klar ein, daß es die Abſicht der beiden Frauen, unter der Beihülfe des Arztes, war, das Kind der Lady Jane dem Marquis und der Welt als das ſeinige unterzuſchieben; ſo erſah ich mir denn meine Gelegenheit, wenn ich wußte, daß er in der Bibliothek war, wo er oft ſeinen Wein trank, und ging dahin, unter dem Vorwande, das alte Manuſcript, das ich von einem der höchſten Bücherbretter genommen, wieder an ſeinen Ort zu ſtellen.

„Bitte, kommen Sie herein, Mrs. Griffiths,“ ſagte der Marquis mit einem ſehr höflich zuvorkommendem Weſen und in einem unbeſtimmten Ton, den alle Leute haben, wenn ſie Gunſt, Achtung oder Neigung für ſich gewinnen möchten, und den ich mir angewöhnt habe, den Krokodils-Ton zu nennen; „bitte, kommen Sie herein; ich wollte ſo eben meinen Diener an Sie ſchicken, mit der Bitte, mir einige Minuten hier zu ſchenken, das heißt, wenn Sie Zeit hätten, denn Sie haben, glaub' ich, mehr Geſchäfte hier gefunden, als Sie wohl vermutheten?“

Ich habe immer als das Klügſte bewährt gefunden, wenn ich wußte, daß irgend ein geheimer Plan im Werke ſey, wie im jetzigen Fall, um einen Zweck zu erreichen, die Außenpoſten recht gut und ſorgfältig zu bewachen, dem Feind keinen Vortheil durch ermuthigende oder zuſtimmende Worte oder Gebärden einzuräumen; und ſo verbeugte ich mich denn bei ſeiner letzten Bemerkung nur ziemlich kalt und zurückhaltend und ſagte dann: „Auch ich hätte den Wunſch, mit Sr. Lordſchaft zu ſprechen.“

„Dann ſetzen Sie ſich doch,“ ſagte der Marquis, mir einen Sitz bietend, „und thun Sie mir den Gefallen, und trinken die Geſundheit der Marquiſin und — des noch am Leben befindlichen Kindes in dieſem Glas Burgunder; — und damit ſchenkte er mir ein Glas ein aus einer beinahe leeren Flaſche; ich bemerkte auch, daß er ſchon mehr Wein getrunken hatte, als ihm dienlich war. Ich lehnte den Burgunder ab, nahm aber den Stuhl an, den er mir anbot, und dann ſaßen wir einander gegenüber, der große Diplomat und die Wochenwärterin, beide entſchloſſen, ihre Rolle mit Tact und Geſchick zu ſpielen. Aber ich hatte einen Vortheil über den Politiker und Taktiker, den er nicht zu kennen ſchien; ich hatte nicht ein Paar Flaſchen edeln Burgunder getrunken, und daher war mein Kopf kälter als der ſeinige.

„Wie ſonderbar!“ ſagte der edle Lord, indem er mir das Pergamentmanuſcript aus der Hand nahm, in der ich es noch hatte, „daß Sie hier gerade das Buch bringen, das ich den ganzen Morgen, unter Beihülfe von Jenkinſon, geſucht habe. Ich muß ſagen, das iſt eine der ſeltſamſten Fügungen, die ich mir denken kann.“

„Gut operirt, Diplomat!“ dachte ich, „daß du ſo von ferne heranrückſt; aber ich werde jede Bewegung genau beobachten.“ Dann mit einer Würde in meinem Benehmen, die jeden hätte in Stein verwandeln müſſen, entſchuldigte ich mich, daß ich das Buch in Händen gehabt, während Se. Lordſchaft desſelben benöthigt geweſen, und wollte eben ſagen, ſeine Gemahlin habe mir unbeſchränkte Erlaubniß gegeben, nach Willkür in ſeinen Büchern zu ſtöbern, als er mir mit der Bemerkung ins Wort fiel: „die ganze Sache hat ganz den Anſchein, als ginge es mit Zauberei zu, Mrs. Griffiths; ich hatte das Buch nur geſucht, um es Ihnen zu zeigen!“

„Das iſt eine ſchlechte Feldherrnkunſt,“ dachte ich; „wenn Sie Ihre Karten nicht beſſer ausſpielten an dem Hofe von — —, ſo wundere ich mich, daß Sie mit ſolchem Glanz davon gekommen ſind, und mit dem magiſchen Schwan noch obenein; ich vermuthe dieß plumpe Manöuvre, das ein Kind vereiteln könnte, aber von welchem Notiz zu nehmen ich verſchmähe, iſt eine Folge des Burgunders.“ Ich bemerkte nur, daß ich nicht lange könne entbehrt werden, um die Ehre zu haben, mit Sr. Lordſchaft mich zu beſprechen.

„Sie meinen, es ſey mir nicht Ernſt,“ ſagte der edle Hausherr; „ich will Sie aber bald davon überzeugen; ſehen Sie — dieß Buch ward vor mehr als zweihundert Jahren geſchrieben von einem römiſch-katholiſchen Prieſter, dem Beichtvater in der Familie Eines meiner Ahnen — er war ein Mann von tiefen

Beſtrebungen, ſtudirte die Planeten und ihre Influenzen; er hat einige Werke hinterlaſſen, welche von großem Forſchergeiſt und vieler Originalität zeugen; von dieſem Band aber, den ich in meiner Hand habe, glaubte mein Vater immer, er trage ein prophetiſches Gepräge an ſich, und jetzt bin ich hievon ganz überzeugt."

„Ich will nicht hier ſitzen, um mich für Narren halten zu laſſen!" rief ich im Geiſt aus; und ich zweifle nicht, mein Geſicht verrieth meine Gedanken, denn der Marquis lächelte, als wollte er ſagen: „Mit welch einem unpraktikabeln Weib habe ich es doch hier zu thun!" — „Haben Sie das ganze Manuſcript geleſen?" fragte er, indem er das letzte Glas Burgunder, das noch in der Flaſche war, hinunterſtürzte. „Nein, ich ſehe, Sie haben es nicht gethan, ſonſt wären Ihnen alle Geheimniſſe, von welchen Sie in dieſem Hauſe Zeuge waren, aufgeklärt worden."

„Ein klarer Verſtand, mein Lord," ſagte ich, ſo trocken wie ein Salamander, „kann ſie alle begreifen, ohne daß er zu ihrer Erklärung das Geſchreibe eines verſtorbenen Mönchs nöthig hat. Ich wollte Euer Lordſchaft in Kenntniß ſetzen —"

„Von etwas, das ich wohl ſchon beſſer weiß, als Sie, aber weſür ich Sie nur loben kann, daß Sie es mir entdecken wollten. Ihre Abſicht war ſehr redlich, und die meinige iſt es auch, wenigſtens jetzt. Laſſen Sie mich das mit dem ausmachen, der die ganze Verwicklung meiner dermaligen Lage kennt, meine verwickelte Lage, ſofern meine Grundſätze dabei betheiligt ſind; aber doch," und er lächelte gutmüthig launig, „muß ich Ihrer Geduld die ſtarke Zumuthung machen, daß Sie ſich bemühen möchten, dieſe ſeltſamen Verſe in dem Buch des alten Mönchs zu leſen," und er blätterte und las mir folgende Zeilen, welche mit blaßrother Dinte unterſtrichen waren; und auf dem Rand gegenüber war eine auf ſie deutende Hand gezeichnet von gleicher Farbe:

„Nicht fehlt es! es ward in den Sternen geleſen:
Sohns und Töchterleins ſollen zwei Frauen geneſen!
Einen Vater, zwei Mütter ſollen ſie haben;
Des Ehebunds Kind wird bald werden begraben!
Und der Sohn der Geliebten nimmt ein ſein Recht,
Herrſcht als Lord auf dem Erbe von altem Geſchlecht."

„Da!" rief der Marquis, mir das Buch zurückgebend, „ſehen Sie, die Sache iſt vom Schickſal beſtimmt!"

„Und ſo bekennen alſo Sie, mein Lord, ſich als Vater von der Lady Jane Kind?" fragte ich mit ungeheucheltem Staunen.

Eine brennende Schamröthe und der Ausdruck heftigſter Verwirrung überflog, als ich ſo ſprach, das Antlitz des edeln Hausherrn. „Iſt es möglich," ſagte er endlich in ſtammelndem Tone, daß Ihnen dieſer Umſtand unbekannt geblieben wäre! Ich hatte geglaubt, die Marquiſin, oder meine arme Couſine hätte Sie mit unſrer ganzen ſonderbaren Geſchichte bekannt gemacht. Der Ruf (das Wort wollte ihm nicht über den Mund), die Gefühle von uns Allen erheiſchen es, daß Sie eine Erzählung anhören, welche in milderndem Licht wird erſcheinen laſſen, was auf den erſten Anblick ſo gar ungewöhnlich, ſo gar unmoraliſch ſich darſtellen muß."

„Ich habe kein Recht, mein Lord," bemerkte ich, und zwar, wie ich nicht zweifle, ſehr kalt, „Aufklärungen zu erwarten in Betreff eines Vorfalls, der mich allerdings, wie ich geſtehe, ſehr überraſchte; zumal bei der innigen Freundſchaft zwiſchen den beiden Damen. Es ſcheint ſo ganz gegen alles Naturgemäße, ſo ganz eigenthümlich, daß ich ganz verblüfft bin; aber in der That, mein Lord, man wird meiner benöthigt ſeyn," und ich ſtand wieder auf; aber der Marquis, der in ſeinem Weſen große Aufregung verrieth, gab es nicht zu.

„Sie dürfen nicht gehen, bevor Sie nicht eine theilweiſe Milderung meines Benehmens angehört und die arme Jane Urquhart bemitleiden gelernt haben."

„Ich bemitleide ſie ſchon jetzt," ſagte ich unwillkürlich, während mir eine Thräne ins Auge trat; „ſo jung, ſo liebenswürdig! ſo voll Zärtlichkeit und Gefühl! ſo zu Grunde gerichtet werden, und von dem — verzeihen Sie mir, mein Lord, — der ſie hätte beſchützen ſollen — von ihrem nahen Verwandten!"

Ich ſprach mit dem Ernſt einer römiſchen Matrone, und ſtaunte über meine eigne Keckheit, noch mehr aber über die Wirkung, welche ſie bei dem Marquis hervorbrachte; er wurde weiß wie Aſche und ſah aus, als wollte er erſticken; endlich, nach einem heftigen innern Kampf, erleichterte er ſich durch einen heftigen, aber wohlthätigen Strom von Thränen.

Wenn Frauen weinen, ſo rieſelt das zarte Naß ſo ſanft herunter, daß es iſt wie ein Regenſchauer im Sommer, und oft folgt auch eben ſo ſchnell wieder heller Sonnenſchein darauf; anders iſt es bei den Männern; da iſt es wie ein gewaltiger Sturmregen, wie ein Simum, und macht Einem ganz bange durch den Ungeſtüm.

„Beruhigen Sie ſich, mein Lord," rief ich, ſehr bewegt, und das Verbrechen vergeſſend über dem Anblick ſeiner Strafe. „Beruhigen Sie ſich, mein Lord," wiederholte ich in noch weicherem Ton, „und möge Gott Ihnen allen verzeihen!"

Damit nahm ich dem Marquis das Battiſthalstuch ab, da er zu erſticken drohte; er aber ſchenkte ſich aus einem gläſernen Krug, der neben ihm ſtand, ein volles Glas gebranntes Waſſer ein und leerte es bis auf den Grund; „jetzt iſt mir beſſer," ſagte er, und faßte meine Hand; „aber ich bin kein ſo arger Böſewicht, als Sie mich wohl dafür halten, — hören Sie mich nur geduldig an und beurtheilen Sie mich billig."

Ich konnte nicht anders, ich mußte meinen Sitz wieder einnehmen; aber ich faßte innerlich den Entſchluß, nachdem ich auf meine Uhr geſehen, er ſollte mich unter keinem Vorwand länger als fünf Minuten aufhalten, obgleich ich wußte, daß der Marquiſin Lieblingskammerfrau, Mrs. Cottrell, in ihrem Zimmer war, und während meiner Abweſenheit meine Stelle wohl ausfüllen konnte.

„Lady Jane Urquhart iſt, wie Sie wiſſen, meine nahe Verwandte," begann der Marquis L——d; „wir waren von unſrer Kindheit an verlobt, und ſie liebte mich, wie wenige

Frauen zu lieben fähig ſind; ich glaubte ſie auch zu lieben und liebte ſie auch, aber doch nicht ſo, wie ſie mich liebte. Wir waren im Begriff uns zu heirathen; die Hochzeitkleider waren bereit, die Brautjungfern erkoren. Eine von dieſen, die Buſenfreundin der Lady Jane Urquhart, hatte ich zufällig noch nie geſehen; hätte ich ſie doch in meinem Leben nicht geſehen, dann wäre all dieß Elend, all dieſe Schande uns erſpart geblieben. Aber ich ſah ſie, und in einem Augenblick, als ob der Prometheiſche Funke jetzt zum erſtenmal mein Weſen durchzuckte, erfuhr ich, was die Dichter mit dem Wort Liebe meinen:

„Allbeherrſchend, allbegeiſternd!
Jegliche Empfindung meiſternd!
Rieſenſtark, wie Wahnſinn wild,
Bald empört, bald harmlos mild,
Jetzt ein Engel — jetzt ein Teufel!
Gut oder bös? — das bleibt im Zweifel!“

(Schluß folgt.)

Der jüngſte Tag.

(Schluß.)

Der Dichter ſieht auf einem reizenden Abhang, unter Palmbäumen, eine Gruppe aus drei Perſonen beſtehend, welche den Untergang der Welt ahnen, ihm aber mit ruhiger Miene entgegenſehen, und deren Geſpräch er belauſcht:

Der Greis.

Preiſt, meine Kinder, Gott, daß er euch abruft,
Eh' eurer Liebe Traum iſt ausgeträumt,
Eh ſie ſich ihrer Schwüre ſelbſt entbunden,
Weil Falten ſie erblickt und graues Haar!
Beglückt wer, wie ihr, ſcheidet von der Erde,
Eh' er erforſcht ihr nächtliches Geheimniß
Und eine Seele, noch von Täuſchungen
Erfüllt, hinaufbringt in die heil'gen Orte.
Denn ach! des Reiches Boden birgt nur Hefen;
Der Menſch, am Ende ſeiner Bahn iſt ſchlechter;
Oft bringt die Neu, mit ihrer Qualen Fülle,
Dem Himmel nichts als was verwarf die Hölle!

Der Jüngling.

Im Namen des Allmächt'gen ſprichſt du, Vater,
Und unſre Liebe ſollte ſtumm ſich beugen.
Doch, wenn mein Herz ſich offenbaren darf,
Der Himmel den du unſrer Sehnſucht weiſeſt,
Zeigt mir kein Glück, ſo viel mein Geiſt begreift,
Größer als das hier meine Seele füllte;
Sie fragt ſich ſelbſt vergebens, wie in Zukunft
Verlöſchen könnte, wovon jetzt ſie ſtrahlt?
Oh! ungemiſcht war, ohne Furcht, mein Lieben;
Was ließ mich fürchten eines Engels Wort?
Der Himmel hätt' den ſüßen Bund beſchirmt;
Ich habe nie etwas wie Reu' empfunden;
Und wenn ich glauben darf der innern Stimme:
Sie liebend fühlt' ich, daß ich beſſer ward.
Nie, nie trat mir ins Angeſicht die Röthe
Beim reinen Luſtgenuß den ſie mir bot.
So leiht die Schweſter ſich des Bruders Roſen,
Den Sonnenſtrahlen der Kryſtall ſich hin.
Oh! muß ich ſegnen ihres Scheidens Stunde:
Warum dann gab ſie Gott hienieden mir?
Wenn dieß das Glück nicht, o mein Vater, war:
Wo ſoll ich hoffen dann die Seligkeit?
Find' ich im Himmel das Entzücken wieder,
Das unausſprechliche, des Lebens Quell,
Wie wenn ihr ſüßes Bild den Sinn mir einnahm,
Wenn ſich mein Herz in ihrem Anſchau'n wiegte,
Und wenn ich ſie von Ferne ſah erſcheinen,
Mein halbes Ich, mit mir ſich zu vereinen?

Die Jungfrau.

O ſprich, wenn Alles denn vergeht, o Vater,
Wird unſre Liebe leben überm Grab?
Wenn ſich ihr keuſches Band, den Tod beſiegend
Von neuem ſtärker knüpft an andern Orten,
So macht die Scheidestunde mir nicht bang.
Mein Himmel wird ſtets ſeyn wo er mir naht;
Selbſt dieſe Welt, ach, die vom Fluch entſtellte,
War mir, mit ihm, faſt ein ätheriſch Reich.
Was die Natur verlor bei ihrem Schiffbruch
An Wonnen, brachte mir ſein Angeſicht.
Fern von ihm kraftlos; konnte meine Seele
Athmen und leben nur bei ſeinem Anblick;
Vermählt mit ſeinem Schickſal war mein Daſeyn,
So wie die Kühle mit den Morgenſtunden,
Das Grün dem Thal, der Purpur mit der Roſe
Und das Geheimniß mit dem Göttlichen.
Ach, unter allen Segnungen, die mir
Verlieh des Himmels Güte, hab' am tiefſten
Ich die empfunden, daß er war der Meine.
Stets miſchte ſich ſein Nam' in mein Gebet,
Wenn ich mich niederwarf vor dem Altare..
Gott, deine Güte lehrt' an dich mich glauben;
Mit meinem Glauben wuchs der Liebe Glück;
Ich ſprach: der Gott, der mir ſo gnadenreich,
Der einzig wahre iſt's von allen Göttern!
Und glücklich pries ich mich, daß hier dein Dienſt
Für immer meiner Ahnen Wahn zerſtört;
Und jetzt verläßt mich deine Hand... doch, oh!
Verzeih, mein Gott, verzeihe meiner Schwachheit!
Wenn, voll des Glückes das du mir gegeben,
Nicht höher ſich mein Wunſch vermag zu heben!

Der Greis.

So glaubt der Menſch, in ſeiner Blindheit Stolz,
So lang er nicht gelitten, an kein Leiden;
In dieſer traurigen Verbannung lebte

Er unbeſorgt, in einer ſtrafbaren
Vergeſſenheit der Himmelsſeligkeiten!
Sich ſelbſt beſchränkend ſeinen Himmelslauf
Nähm' er dieß bleiche Licht ſchon für den Tag!
Die Creatur allein nähm' ein ſein Herz...
Dem Schmerz möcht' einen Lobgeſang ich ſingen,
Mein Gott, weil jede Seele wird ſo blind,
Wenn nicht getäuſchte Träume ſie betrübten,
Wenn ſie nicht heimgeſucht dein hehrer Arm,
Damit ſie ſich erinnert ihrer Größe!
Mit Blumenketten angeknüpft hienieden,
Hätt' ich geſtört nicht eure ſüßen Träume,
O meine Kinder, hätt' eu'r Herz den Honig
Des Erdenglücks als einen Vorgeſchmack
Empfunden von des Himmels Seligkeit.
Doch da eu'r Sehnen haftet an der Erde
Und rückwärts blickt beim Scheiden euer Auge,
Laßt mich eu'r liebewundes Herz belehren:
Ihr hättet, was ihr jetzt beweint, verflucht.
Die Sattheit, deren ungeſunder Athem
Das Ende alles Menſchlichen vergiftet,
Hätt' andre Wünſche in euch wachgerufen,
Und euch den Kelch der Luſt entfallen machen;
Ihr hättet euch auf finſtrer Bahn gefunden
Dem Wind nachjagend, einen Schatten küſſend,
Zwei Nächten gleich, die ſich erhellen wollen,
Zwei Leeren, die ſich zu erfüllen ſtreben;
Eu'r Herz, vereinzelt in dem eignen Abgrund,
Hätt' eins das andre insgeheim geläſtert;
In Bitterkeit hätt' es verwünſcht den Tag,
Wo Menſchenwert an Lieb' es glauben machte.
Oh! wendet euren Blick zur ew'gen Flamme,
Deren Unendlichkeit entſpricht der euren!
Nicht ſag' ich euch, was dieſes Glück wird ſeyn;
Aber geſchaffen wird es vom Allmächt'gen;
Der Unerſchöpfliche gibt ohne Maaß dort;
So faſſe wieder Muth der Sehnſucht Durſt,
Und tretet, meine Kinder, hin zum Fuß
Seines Altars, die Liebe aufzugeben
Die ſtirbt, um als unſterblich aufzuleben!

Nach dieſen Worten führt der Greis das junge Paar zu einem Ort, wo ſonſt Götzentempel geſtanden, und jetzt, vor dem Altar des allein wahren Gottes eine unzählbare Menſchenmaſſe ſich drängte vor dem h. Sacrament des Kelches und ein Prieſter ſie zur Buße und Reinigkeit ermahnte. Alles Volk betete im Staube an, als hätte es der Tod im Gebet ereilt.

Zehnter Geſang. Der Tod des Todes wird geſchildert:

Dem Himmel zu ſah ein Geſpenſt ich ſchreiten,
Deß Schritte ringsumher den Raſen ſchwärzten,
Das mit dem Rauſchen ſeines Ganges fallen,
Was noch der Wald von Blättern hatte, machte.
Die Vögel, die ſein Hauch in ihrem Flug
Berührte, fielen todt, wie Blei, zu Boden;
Sein garſt'ger Schatten, ſtreifend nur die Wellen,
Verwandelte in Leichen deren Volk;
Und eine unermeßlich lange Senſe
Sah ich, die vor ihm her von ſelber mähte;
Und unter ihrem Schnitt ſank was da lebte,
Unkraut und Weizen, Böſe und Gerechte,
Und Stadt für Stadt, und Reich für Reich warf ſo
Der grauſe Schnitter um, wie Stoppelnſtroh.

Vollbracht iſt ſein Geſchäft, und einen Berg
Erklimmend, ſpricht er, während ſeine Augen
Ueber den weiten Horizont hinſchweifen:
Ich ſehe nichts mehr in dem weiten Umkreis;
Die Senſe hat gemäht von Gränz zu Gränze;
Nur ich bin übrig noch in öder Welt.
Erreicht hat meine Macht heut ihren Gipfel...
Doch wie?... iſt meine Wuth noch nicht geſtillt?
Mein Sieg entſetzt mich, theuer kommt er mich!
Mein Hunger nagt.. und nur mein Fleiſch noch hab' ich...
Grauſame Wahl, ich mag nicht dich zu denken!
Nur tödtend friſtete der Tod ſich's Leben;
Und wenn das Leben, das geopferte,
War meine Nahrung, nun ſo naht, wenn hier
Kein Opfer mehr, die letzte Stunde mir!

Und jetzt vollzieht an ſich er ſeinen Selbſtmord;
Wie jenes Thier, das lebt im fruchten Schatten,
Von einem Feuerkreis umringt, ſich trifft
Mit eignem Stachel — ſtirbt am eignen Gift.

Jetzt hört der Dichter, außer ſeinen eigenen Pulsſchlägen, nichts mehr im Himmel und auf Erden. Alles iſt Schweigen und Unbeweglichkeit. Da erſcheinen ſieben Geiſter mit Poſaunen; beim Tone von dieſen wurden die Gräber lebendig, und als ſie mit lauter Stimme die Todten auferſtehen und zum Gericht kommen hießen, ſtrömten alle Söhne Adams herbei. Chriſtus fällt den großen Richterſpruch, der alle zum Gericht Geladenen in zwei Theile, die Seligen und die Verdammten, theilt. Die Erde und der Himmel vergehen, und ein rieſenhaftes Geſpenſt, das Nichts, tritt auf, mit den Worten: lang war ich verbannt; jetzt ſpreche ich mein Recht wieder an:

So nahm das alte Nichts ein wieder ſeine Macht;
Und herrſchte überall Stillſchweigen, Leere, Nacht.

Die Viſion hat ein Ende; der Dichter erwacht voll Entſetzen, und bittet Gott, noch Gnade und Erbarmen zu haben mit der Menſchheit, ihr eine Friſt zu gönnen, wie einſt der Stadt Ninive. — —

Nachdem wir unſre Leſer durch Mittheilung reichlicher Proben aus dem immerhin merkwürdigen Gedicht, welchen freilich in unſrer Nachbildung die rühmenswerthe Schönheit und Anmuth der franzöſiſchen Verſe mangelt, in Stand geſetzt haben,

ſelbſt über den Gehalt dieſer Poeſie zu urtheilen, faſſen wir uns kurz in unſrer Beurtheilung. J. Reboul bewährt auch hier wieder ſeine Kunſt, ſchöne und kunſtreiche Verſe zu machen, und wetteifert hierin mit den Gebildetſten ſeiner Nation; er hat ſich aber nun auch in einer größern Compoſition verſucht; wie iſt ihm dieß gelungen? Unſers Erachtens nur mittelmäßig. Zu den epiſchen Gedichten kann man ſeinen jüngſten Tag kaum zählen, und doch begründet er auch keine neue Gattung. Doch darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; dagegen aber finden wir das Motiv einer Viſion und die Erklärungen und Erſcheinungen der Engel etwas verbraucht, den Zuſammenhang des Ganzen ziemlich locker und loſe, und doch nicht die überraſchende Keckheit des Traumes — zu viel Logik und zu wenig Phantaſie in der geſammten Conception. Man kann ſchwerlich umhin, dieſe Poeſie mit Dante's Gedicht zu vergleichen, und da drängt ſich freilich ein ungeheurer, ein beinahe vernichtender Abſtand auf. Bei Dante Alles ſo individuell, ſo concret, ſo anſchaulich, ſo hiſtoriſch, Alles wie in eherne Tafeln gegraben; bei Reboul Alles ſo allgemein, ſo abſtract, ſo reflectirend und verſchwommen! Dante individualiſirt Fegfeuer und Hölle, Reboul macht aus der Erde und ihren Bewohnern ein Abſtractum. Doch, wenn Reboul auch dieſe Vergleichung nicht aushält, bietet er, für ſich betrachtet, im Einzelnen nicht wenige Schönheiten dar, und wenn man die ächt poetiſche Anſchauung im Großen bei ihm vermißt, ſo muß man bei dem ſchlichten Handwerksmann dafür oft die metaphyſiſche Ausdrucksweiſe bewundern.

Was die religiöſen und politiſchen Geſinnungen des Dichters betrifft, ſo wollen wir darüber uns nicht weitläuftig äußern. Daß er Anſichten in ſeinem Gedicht niederlegt, welche nur von Wenigen getheilt werden mögen, gereicht ſeiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit zur Ehre und würde an ſich auch ſeiner Poeſie keinen Eintrag thun. Reboul hält unſre Zeit für die ſittlich und religiös verdorbenſte und geſunkenſte, er glaubt, daß die Welt reif ſey zum Gericht; dieſe Anſicht, dieſer Glaube hat ſich zu allen Zeiten gefunden, ohne daß man eine progreſſive Demoraliſation der Menſchheit anzunehmen berechtigt wäre; und noch mißtrauiſcher wird man gegen die Wahrheit der Anſichten des frommen Bürgers von Nimes, wenn man erwägt, einen wie großen Einfluß auf ſie ſeine Trauer über den politiſchen Zuſtand ſeines Vaterlands und über die Vertreibung der ältern Bourbons übt. Intereſſant aber iſt es, aus dieſem Gedicht, deſſen ſtrafender Ton oft an den Barbiers erinnert, zu erſehen, wie ein Mann aus dem Volke die Corruption unter einem großen Theil der Nation, namentlich in der Hauptſtadt, betrachtet, und ebenſo iſt die Differenz bemerkenswerth, welche zwiſchen Reboul und Lamartine, dem Gönner und Förderer der Poeſie des erſtern, immer mehr hervortritt; während Lamartine in ſeinen religiöſen Anſichten immer freier und rationaliſtiſcher, immer eklektiſcher wird, tritt uns Reboul ſelbſt als Dichter, als ſtrenger Katholik und mit einer Ausſchließlichkeit entgegen, welche in unſern Tagen doppelte Verwunderung erregt.

Italien.

Von Auguſte Barbier.

In deinem Todtenſchrein, himmliſche Julia,
Wo du nur ſchläfſt und doch dich todt glaubt, wer dich ſah,
Italien, göttlich Weib! obſchon du jetzt ſo bleich —
Wenn deine Kräfte noch dem alten Muthe gleich,
Wenn dir noch edles Blut in deinen Adern rinnt;
Wenn, der dein Leben trinkt, mit Netzen dich umſpinnt,
Der Tod, der wie verliebt, dich faßt mit kecker Hand,
Noch nicht für immer dich ans Monument gebannt;
Wenn du noch ſeinem Wink nicht ganz anheimgegeben,
Dann wirſt du ſicher einſt dein ſtolzes Haupt erheben,
Und, die ſo lange blind, die großen, ſchwarzen Augen,
Sie werden dann das Licht mit gier'gen Zügen ſaugen;
Dein Körper dann, belebt durch warmen Sonnenſchein,
Wird recken ſich empor von ſeinem Leichenſtein.
Doch, armes Weib, du kannſt allein nicht gehen mehr,
Das falt'ge Todtenhemd behindert dich zu ſehr;
Du tappſt im Dunkeln um, ob nicht ein Arm zu faſſen:
Denn, da dein Fuß erſt jetzt das Grabgewölb' verlaſſen,
Willſt du für wen'ge Schritt' nur ſtützendes Geleit!
Dann traue nicht dem Arm, den dir der Fremde beut.
Denn biſt du ſelbſt es nicht, iſt Griechenland es nicht,
Iſt's endlich nicht ein Volk, das deine Sprache ſpricht,
Dem deine Sonne lacht und deine Luft, ſo klar,
So iſt's barbariſch oft und jeder Schönheit baar.
Auf deinen Lavagrund wird ſich der Fremde wagen,
Nur um dich, ſchöne Magd, als Preis davonzutragen.
Der feile Fremde wird, vertraufſt du ſeinen Händen,
Entehren deine Stirn und deinen Buſen ſchänden.
O neugebor'ne Maid, o wunderſchöne Braut
Daß auf das Vaterland dann nur dein Auge ſchaut;
Such dir den Romeo aus deinen eignen Söhnen,
Edles Italien, Heimath des ewig Schönen.

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59 u. 60.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Mai 1840.

Auf meinen Sohn Gonzalo,

als er fünf Jahre alt war.

Gedicht von Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas.

Wir entlehnen über den Dichter eine Notiz aus F. Wolfs Blumenlese neuerer spanischer Poesien, Paris 1837. Th. II. S. 480.

Er wurde geboren in Cordova den 1 März 1791. Im 11ten Jahr besuchte er das königliche Seminar für Edelleute in Madrid, 1807 verließ er diese Lehranstalt und trat unter die königliche Garde. Nach dem bekannten Mai 1808 begab er sich mit einer Schwadron Garden ins Escurial, wo ein Emissär des Generals Murat erschien, um die aus Adeligen bestehenden Garden für den Usurpator zu gewinnen. In der deßhalb gehaltenen Versammlung war Saavedra trotz seiner Jugend der erste, welcher das Wort nahm, mit edlem Unwillen die Vorschläge des Emissärs verwarf, und die Beistimmung seiner Commilitonen erzwang. In der Folge wollte er sich nach Saragossa begeben, um sich mit Palafox in Verbindung zu setzen, fand aber die Wege durch die französischen Truppen versperrt, und wandte sich deßhalb nach Castilien, wo er sich mit einer andern Schwadron Garden in dieser Provinz vereinigte, und mit derselben die Schlachten von Medinah, von Rioseco, von Tudela, von Ucles, von Ciudad real, von Talavera und Ocaña mitmachte. In der letzten erhielt er 11 gefährliche Wunden, und blieb auf dem Platze, von wo ihn um Mitternacht ein Soldat der Cavalerie halbtodt wegtrug. Man führte ihn mit der größten Gefahr, da die Feinde in Andalusien eindrangen, nach Cordova, von da gelangte er mit Mühe nach Malaga, wo er durch den General Sebastiani zum Gefangenen gemacht wurde. Doch erhielt er bald Gelegenheit nach Gibraltar und von da nach Cadiz zu flüchten, wo er nach Errichtung des Generalstabes Capitain und Oberstlieutenant wurde. Er verfertigte hier verschiedene die Topographie und Festungsbaukunde betreffende Schriften, machte die ganze Belagerung von Cadiz durch, befand sich in der Schlacht von Chiclana, und wurde nach Aufhebung der Belagerung zum Stabsofficier bei einer Division der Reserve-Armee ernannt. Nach Beendigung des Krieges wurde er Oberst und erhielt seinen Abschied. Er begab sich nun nach Sevilla, lebte den Wissenschaften und der Malerei, und gab einen Band „poetischer Versuche" heraus; auch wurden zwei Tragödien von ihm mit Beifall aufgeführt. 1820 ergriff er mit Feuer die Partei der Constitutionellen, gab zwei Bände „Poesien" heraus, und reiste nach Paris, von wo er, als seine Provinz Cordova ihn zum Deputirten bei den Cortes ernannte, wieder nach Spanien zurückkehrte. Mit den Cortes begab er sich in der Folge nach Sevilla, wo seine Tragödie „Lanuza" mit Beifall aufgeführt wurde. Als die Cortes beim Eindringen der Franzosen 1823 sich auflösten, begab er sich nach Gibraltar und von hier nach London, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Freude an der Malerei und der Wunsch, in einem milden Klima zu leben, führte ihn nach Italien, daher er sich im Julius 1825 nach Livorno einschiffte, von wo er aber durch die römische und toscanische Regierung vertrieben wurde, so daß er sich genöthigt sah, sich auf einer englischen Goelette nach Malta einzuschiffen, wo er nach gefährlicher Ueberfahrt anlangte. Auf dieser Insel fand er gastfreundliche Aufnahme und Aufmerksamkeit jeder Art, sowohl von Seite der Engländer, als von Seite der Eingebornen. Hier lebte er der Malerei und dem Studium der englischen und italienischen Classiker neuerer Zeit. Auch endigte er hier sein Gedicht „Florida," das letzte, welches nach dem Muster der classischen Schule geschrieben ist. Denn noch in Malta wandte er sich dem romantischen Geschmacke zu, und begann nach diesem im September 1829 sein Gedicht „der ausgesetzte Maure." In diesem angenehmen und sichern Asyle blieb er bis zum März 1830, wo er sich mit seiner Familie nach Marseille begab. Kurze Zeit vor der Julisrevolution gründete er in Orleans eine Malerschule, weil ihm Karl X nicht erlaubte, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, und ernährte in jener Stadt sich und seine Familie im Schweiße seines Angesichts. Von da ging er mit seiner Gattin und seinen Söhnen nach Paris, wo er die Freude

hatte, im Museum des Louvre mehrere Gemälde von seiner Hand ausgestellt zu sehen. In Tours beendigte er nach langer Unterbrechung im Jahr 1832 den „ausgesetzten Mauren," welcher nebst einigen andern Dichtungen in Paris gedruckt wurde. 1834 durfte er in sein Vaterland zurückkehren, wurde nach dem Tode seines ältern Bruders Erbherzog in Rivas, und ist nun einer der Granden des Reichs. Nach seiner Rückkehr nach Spanien schrieb er zwei Dramen für das Theater, das Lustspiel: „So viel gibst du, als du hast," und das Schauspiel „Don Alvar," in Prosa und Versen nach dem romantischen Geschmack, welches den 22 März 1835 in Madrid auf dem Teatro del Principe aufgeführt wurde, und ebendaselbst bei Don Thomas Jordan 1835 herauskam. Um das Verdienst der Dichtungen Saavedra's gehörig zu würdigen, ist zu unterscheiden, was er unter dem tyrannischen Einfluß des französischen Classicismus, und was er nach dem romantischen Geschmacke geschrieben hat; zwar läßt schon das erstere die glückliche Anlage des Dichters erkennen, auch hier findet man fließende Versification, blühenden Styl, oft glühende Phantasie, Anmuth und Würde; doch ist Alles größtentheils nichts weiter als pure Nachahmung, ohne Originalität und Unabhängigkeit, die sich im Allgemeinen keinen Zoll breit über das Gewöhnliche erhebt. Doch in dem Maaße, als er den von der classischen Manier willkürlich vorgesteckten Pfad zu verlassen wagte, und nicht mehr nach Reminiscenzen, sondern aus freier Eingebung dichtete, nicht die conventionellen Regeln irgend einer Schule, sondern die Natur selbst zur Führerin wählte, und bloß eigenem Genius folgte, kurz in dem Maaße, als er das Gängelband des französischen Classicismus abwarf und dem romantischen Geschmack huldigte, hat sein Genius einen höhern Flug genommen, sein Ton hat sich gestärkt, und seine Poesie hat viel an Colorit, Nationalität, Kraft und Originalität gewonnen. Mit Rücksicht auf diese Gedichte konnten die Herausgeber des „ausgesetzten Mauren" mit vollem Rechte sagen: „die Werke unseres Freundes, welche wir dem Publicum übergeben, so verschiedenartig sie immer seyn mögen, tragen alle das Zeichen des schöpferischen Geistes auf der Stirne, welcher die Dichter beseelt, und sind voll pathetischer, erhabener Stellen, welche nicht minder tief als zartgehalten sind, neben dem, daß die Versification fließend, und die Sprache unsern größten Meistern nachgebildet ist." — Unter den Gedichten, welche den „Anhang" zu dem „ausgesetzten Mauren" bilden, verdienen besondere Aufmerksamkeit seine achtsylbigen Romanzen. Sehr lobenswerth ist das Bestreben des Dichters, diese der spanischen Nation eigenthümliche schöne Gattung von Poesie wieder zu erwecken. In der That, es weht in ihnen ein erhabener Geist, obwohl sie nicht die energische Einfachheit, die unnachahmliche Natürlichkeit, die bewundernswürdige Concision und jenes nationelle Colorit erreichen, welches die besten der alten historischen Romanzen charakterisirt.

Wie im Kelch der zarten Rose
Schläft des Thaues Silberpracht,
Schläfst du in der Mutter Schooße,
Von der Gottheit selbst bewacht;
Wie im Diamant die Sonne,
Glänzt in deinem Angesicht
Mir zur Freude, mir zur Wonne
Eines neuen Lebens Licht.

Noch auf die befleckte Erde
Trat dein Fuß kein einzigmal,
Deine Hand noch nicht begehrte
Rohes Eisen, schnöden Stahl;
Keine Creatur von allen
Kränkte dieser süße Mund,
Welcher unschuldsvoll zu lallen
Nur zu lächeln weiß zur Stund'.

Weißt noch nicht was Tod, was Leben,
Holdes, vielgeliebtes Kind!
Stumm die Stunden dir entschweben,
Leicht beflügelt wie der Wind;
In der Mutter stillem Schooße
Birgst dein holdes Angesicht,
Und des Schicksals dunkle Loose,
Und das Morgen quält dich nicht.

Schlafe ohne Furcht und Schrecken!
Wenn die Mutter oder ich
Dich entzückt mit Küssen decken,
Dann vom Schlaf ermuntre dich!
Durch des Lächelns holde Gabe
Wie es Unschuld nur bescheert,
Meine kranke Seele labe,
Die des Unglücks Kelch geleert.

Wenn du meinen süßen Blicken
Antwort schenkest wonniglich,
O so träum' ich voll Entzücken,
Und vergess' die Welt um mich;
Schaust du lächelnd mir entgegen,
Widersteh' ich ohne Scheu
Der Fortuna harten Schlägen
Und der Macht der Tyrannei.

Doch, war je ein Glück vollkommen?
Wenn auf dich mein Blick sich lenkt,
Fühlt die Seele sich beklommen,
Weil sie deiner Zukunft denkt;
Dunkel liegt auf deinen Wegen,
Auch uns beide hüllt es ein,
Weder Kunst noch Gold vermögen
Sichre Kunde zu verleihn.

In der Blumen lieb'schem Schooße
Schleicht gelind ein Bach dahin,
Und der Schößling einer Rose
Neigt sich dreiste über ihn;

Digitized by Google

Wohl ihm, wenn dem Bach zu Trutze
Er ſtets tiefer ein ſich gräbt,
Unter ſeines Stammes Schutze
Hoch hinan zum Aether ſtrebt!

Aber liſtig, wunderſchnelle,
Spielend mit der Blumen Pracht,
Reißt ihn weg vom Stamm die Quelle
In des Stroms gewalt'ge Macht;
Wohl kann er jetzt noch entrinnen,
Kann erretten ſeine Pracht,
Einen Garten noch gewinnen,
Wo ihm Luſt und Wonne lacht.

Doch führt ihn der Strom geſchwinde
In das hochbewegte Meer:
Faſſen ihn mit Wuth die Winde,
Treibt ihn wild die Fluth umher;
In des Meeres tiefſte Gründe,
In den ekeln Schlamm ſinkt er,
Stößt an Klippen, ſtürzt in Schlünde
Und erhebt ſich nimmermehr.

A. Keller.

Scene aus Puſchkins Boris.

(Schluß.)

Wachmeiſter. Guten Tag, Frau Wirthin.

Wirthin. Seyen Sie mir ſchön willkommen, wertheſte Gäſte!... Ich bitte...

Ein Soldat zum andern. Ei, hier finden wir ja ein ganzes Zechgelage! da wird wohl was zu machen ſeyn... (Zu den Mönchen.) Was ſeyd ihr da für Leute?

Warlaam. Wir ſind Männer Gottes, demüthige Mönche; wir beſuchen die Dörfer und ſammeln das chriſtliche Almoſen für's Kloſter.

Der Soldat (zu Gregor). Und du?

Miſſail. Unſer Gefährte...

Gregor. Ein Landmann aus dem Flecken. Ich führe dieſe Geiſtlichen nur bis zur Gränze, dann geh' ich wieder nach Hauſe.

Warlaam. So haſt du dich alſo anders beſonnen?...

Gregor (leiſe). St.

Soldat. Wirthin, bring noch mehr Wein her — wir wollen mit den Mönchen hier etwas trinken und ein wenig plaudern.

Der andere Soldat (leiſe). Auch ſo ein Kahlmäuſer, wie's ſcheint, bei dem nichts zu haben iſt. Aber die Mönche...

Erſter Soldat. Nur ſtill! Wir wollen gleich an ſie kommen.... Wie gehen eure Geſchäfte, meine Väter?

Warlaam. Schlecht, Sohn, ach ſehr ſchlecht! Anitzt zeigen ſich die chriſtlichen Brüder ſchier karg, ſie lieben das Geld allzuſehr; ſie verſchließen das Geld hinter ihren Schlöſſern und geben Gott nur ein Geringes. Große Sünde iſt kommen über die Völker der Erde. Alles legt ſich auf den Handel, auf Preislerei. Sie trachten immerdar nur nach irdiſchen Schätzen, doch nimmer jagen ſie nach dem Heil ihrer Seelen. So geht einer und geht und bittet und bettelt und erbettelt manchmal in dreien Tagen kaum drei Poluſchken. *) O der Sünde! So vergeht eine Woche, ſo die zweite, und ſchaut einer dann einmal in ſeinen Beutel, ſo iſt darin ſo wenig, daß er ſich kaum mit gutem Gewiſſen im Kloſter blicken laſſen kann. Was iſt da zu thun? Aus lauter Betrübniß vertrinkt einer dann noch den armſeligen Reſt. — Ein wahres Elend! Ach, ſchlecht geht's, ſehr ſchlecht! Traun, unſerer Tage Ende iſt kommen!...

Wirthin (weinend). Gott erbarme ſich und ſey uns gnädig!

Der erſte Gränzſoldat (der beſtändig ſehr bedeutſam nach Miſſail hingeſehen, während Warlaam geſprochen). Alocha, haſt du den Ukas des Zar bei dir?

Der zweite Soldat. Ja.

Der erſte. Gib ihn doch einmal her.

Miſſail. Was ſiehſt du denn ſo unverwandt auf mich?

Der erſte Soldat. Darum: aus Moskau iſt ein ſchlimmer Ketzer entflohen, Griſchka Otrevjeff. Haſt du nicht davon gehört?

Miſſail. Nein.

Erſter Soldat. Nicht? Gut. Nun, dieſen flüchtigen Ketzer hat der Zar uns befohlen einzufangen und aufzuhängen. Weißt du das?

Miſſail. Nein.

Erſter Soldat (zu Warlaam). Kannſt du etwa leſen?

Warlaam. In meiner Jugend hab' ich's gekonnt. Im Kloſter aber hab' ich's natürlich verlernt.

Erſter Soldat (zu Miſſail). Kannſt du's?

Miſſail. Nein, ſo viel Weisheit hat mir der Herr nicht beſchieden.

Erſter Soldat. Sieh, da haſt du den Ukas des Zars.

Miſſail. Was ſoll ich denn mit dem?

Erſter Soldat. Mir ſcheint, dieſer flüchtige Ketzer, Dieb und Gauner... biſt du!

Miſſail. Ich? Barmherzigkeit! Was fällt dir ein?

Erſter Soldat. Wart' mal. Haltet die Thür zu! Wir woll'n mal gleich ſehen.

Wirthin. Die verruchte Brut! Nicht einmal einen ſo frommen Mönch laſſen ſie in Ruh!

Erſter Soldat. Wer kann hier Geſchriebenes leſen?

Gregor (vortretend). Ich kann Geſchriebenes leſen.

Erſter Soldat. Sieh' mal an, du? Von wem haſt denn du's gelernt?

Gregor. Von unſerm Ponomar. **)

Erſter Soldat (ihm den Ukas gebend). So lies uns einmal vor.

---

*) Die Poluſchke iſt der vierte Theil einer Kopeke — drei dergleichen zuſammen geben alſo etwa einen unſerer Silberpfenninge.

**) Küſter und Glöckner.

Gregor (lieſt). „Ein unwürdiger Mönch des Tſchudoff'ſchen Kloſters, Gregor aus dem Geſchlechte der Otrepieff, iſt in Ketzerei verfallen und hat ſich erfrecht, angetrieben vom Teufel, die heilige Brüderſchaft aufzuwiegeln durch allerlei Verführung und Gottloſigkeit. Wie die Unterſuchung ergeben, ſo iſt beſagter... Griſchka, den Gott verderben wolle, nach der litthauiſchen Gränze entwichen"....

Erſter Soldat (zu Miſſail). Na, biſt du's etwa noch nicht?

Gregor (lieſt weiter). „Und hat der Zar befohlen, ſelbigen einzufangen"...

Erſter Soldat (einfallend). Uns befohlen, ſelbigen einzufangen und ihn aufzuhängen!

Gregor. Aufzuhängen —? das iſt hier nicht geſagt!

Erſter Soldat. Das lügſt du! Als ob jedes lumpige Wort auch gleich mit aufgeſchrieben ſeyn müßte. Du lieſ'ſt: uns befohlen, ihn einzufangen und aufzuhängen!

Gregor (weiter leſend). „Und aufzuhängen. Das Lebensalter des Betrügers Griſchka (hier faßt Gregor den Warlaam ins Auge) beträgt gegen 50 Jahre; derſelbe iſt von mittler Statur, hat eine kahle Stirn, grauen Bart und einen dicken Bauch." (Alle blicken auf Warlaam.)... Freunde, hier iſt Griſchka! Nehmt ihn feſt, bindet ihn! Das hätt' ich doch nicht geglaubt! Das hätt' ich nimmermehr gedacht!

Warlaam (dem Gregor das Papier entreißend). Halten ein, Schurken! Wo bin ich Griſchka? Wie? 50 Jahre, grauer Bart, kahle Stirne? Nein, Bruder, du biſt zu jung, um auf meine Koſten ſpaßen zu können. Ich habe zwar lange nichts mehr geleſen und buchſtabire mir's auch nur kümmerlich zuſammen, aber das werd' ich doch noch kleinkriegen, wenn das Ding gar zum Aufknüpfen kommt. (Er buchſtabirt.) „Das Lebensalter des Betrügers: 20 — Wie guter Freund, wo ſteht denn hier 50? Siehſt du nicht 20? —

Der zweite Soldat. Ja, jetzt beſinn' ich mich auch: 20, ſo iſt uns geſagt worden.

Erſter Soldat (zu Gregor). Höre, Freund, du ſcheinſt ein arger Spaßvogel. (Während jener lieſt, ſteht Gregor geſenkten Hauptes und die Hand unter dem Oberkleide auf der Bruſt.)

Warlaam (lieſt weiter). „Wuchs klein, Bruſt breit, Augen blau, Haar roth. Beſondere Kennzeichen: Eine Hand kürzer als die andere; im Geſicht eine Warze, auf der Stirn eine zweite." (Zu Gregor.) Wie, biſt du das nicht leibhaftig ſelber? (Gregor zieht plötzlich einen Dolch, Alle weichen vor ihm zurück. Er entſpringt durchs Fenſter.)

Die Wache. Halt' auf! halt' auf! (Alle laufen in Verwirrung auseinander.)

Wolkoff.

* * *

Amerikaniſche Anthologie.

(Schluß.)

Als ein Pendant zu dem Tod der Blumen kann gelten:

Der ſterbende Rabe.

Von R. H. Dana.

Zum ſtillen Wald kommſt du, allein zu ſterben?
Erſt wen'ge Tage ſind's, ſeit man dich hörte
Unter den Frühlingsnebeln, ſchrillen Tons
Deinen Genoſſen rufen — ſie antworten.
Da war die Erde braun; das junge Laub
Noch nicht heraus, ſich in der Sonn' zu wärmen,
Oder in friſcher Himmelsluft zu ſpielen.
Und deine Stimme, jauchzend im Triumph,
Erzählte von des Winters Flucht, und Leben
Weiſſagend der verſchloſſnen Erde, machte
Mich froh durch Hoffnung kommender Schönheiten.
Jetzt ſind ſie alle da rings um uns her,
Der Erde holde Kinder — dieſer Mutter,
Die mit beſtänd'ger Sorgfalt alle nährt
Und kleidet. — Ueber ihre Fluren hin
Sind ſie, in frohen Schaaren oder einzeln,
Gegangen, oder ſtehn an ihren Bächen,
Und ſchlürfen dran, oder, der Eitelu Bild,
Schaun ſie hinab und ſcheinen, halb verſchämt,
Des Ebenbilds im Spiegel ſich zu freun.
Des Morgens harrend, bringen ſie die Nacht
Zu mit phantaſtiſcher Beſchäftigung,
Sammelnd den Thau und Silbertropfen ründens,
Zu ſchmücken ihre Bruſt. Dort lauſchen andre
Auf hohen, kahlen Bäumen, aus den Zellen,
Den harzigen, und machen daß die alten
Zweige im wärmern Winde fröhlich tanzen.
Sie und die Lüfte muſiciren ob mir;
Und dankbar fürs Empfangne geben ſie
Der Luft den Wohlgeruch, die Farbenpracht.
So bringt die Wechſelliebe Wechſelluſt.
Bringt Schönheit und bringt Leben, denn nichts Andres
Iſt Lieb' als Leben — und der Haß iſt Tod.

Und du, Prophet ſo ſchöner Offenbarung —
Der du bei uns den langen Winter weilteſt,
Regen und Kälte duldend, ſchüttelnd oft
Von deinem ſchwarzen Mantel Schnee und Hagel,
Der freundlich, als die wärmern Tage ſchienen
Der Erde, im Thauwetter und im Dampf
Hervorkamſt aus der Felſenritze, oder
Dem Wald, wo deine prieſterliche Zelle,
Troſt zuzuſprechen dem einſamen Menſchen, —
Du ſagteſt ihm: obſchon dem Anſchein nach
Allein in Schnee und Oeden, unter ſtummen,
Lebloſen Bäumen, und auf ſtummer Flur —
Es ſey nicht Tod, ſey Schlaf nur der Natur

Und Ruhr und wohlthätige Genesung:
Du, ungesehen zwar, tragest mit ihm
Des Winters Nacht, in harrender Geduld,
Und wartest ab, getröstet von der Hoffnung
(Welche ein göttlicher Instinct bei dir!)
Des Sommers Rückkehr. — Mehr noch sagtest du
Dem Menschen, der Natur und Gottes Priester!
Vom Glauben sprachst du (sicher wie Instinct!)
Von Geistern, welche, unsichtbar, ihm nahe;
Du hießest ihn sein geistig Auge aufthun,
Um seine Einsamkeit erfüllt zu sehn,
Du zeigtest Eden ihm und ew'ge Blumen,
Und hießest ihn auf der lebend'gen Wasser
Fluth lauschen. Pred'ger zu des Menschen Geist!
Sinnbild der Hoffnung! du Genosse! Tröster!
Du Treuer! ist dein Ende dieß? Du warst's,
Der, als des Sommers Vögel fort, und leer
Die Luft von ihren Bürgern, kräftig kam
Auf breiten, gleichgespannten Schwingen, trotzend
Dem Wind. Und dieß das Ende deines langen
Ausharrens! Deine königliche Kraft,
Sie sank so weit herab, der Stürme Sieger?

Des Jahres milder, sonn'ger Aufgang fiel
Auf dich mit einem kurzen Glanze nur.
Des Lenzes Winde trugen einen Tag
Empor dich, und dann wurden sie dir untreu.
Gefallen bist du jetzt und unter deinen
Hoffnungen und Verheißungen liegst du —
Den schönen Blumen und den frischen Halmen,
Und hauchst dein Leben aus. Hier macht das Gras dir
Ein weiches Bett, und junge Knospen öffnen
Schweigend die schönen, buntgemalten Blätter,
Dein Leiden zu erleichtern, dich zu trösten.
Doch du bist ruhlos, und dein Aug', so scharf einst,
Ist matt und stumpf jetzt. Neuaufblühende Büsche
Breiten ein Zelt dir mit fruchtloser Güte.
Den weißgethürmten Wolken ruft dein Weibchen
Und fragt nach dir; sie geben keine Antwort.
Schau' ich empor zu ihren glänzenden
Engelsgestalten: scheinen sie beseelt
Und stimmbegabt mir, und ihr Schweigen dünkt mich
Unheilverkündend. Dir, du armer Vogel,
Gilt Schweigen gleich und Laut. Für dich gibt es
Kein Schweigen, keinen Laut mehr; neben dir
Steht nur der Schatte: Tod — und langsam zieht
Er über deine Augen jetzt den Schleier,
Den schwarzen; deine Sinne lullt er ein
Zum unbewußten Schlaf. Den Ruf in Lüften
Hörst du nicht mehr; unter sonnhellen Wolken
Wirst du nicht schweben mehr in Flügelschlägen
Oder in freiem Flug. Um deine Klauen,
Die zitternden, sinkt kraftlos deiner Flügel
Welkend Gefieder sich. Des Todes Krampf
Erfaßt dich. — Rafft dich so das Alter? Oder
Bereitet dir des Menschen List dieß Ende?
Vielleicht das dünne Haar, so fein gewunden
Ums Korn, das Gott dir gab zu deiner Nahrung,
Ward deine Schlinge, schuf dir solche Qualen.

Ich muß tief um dich trauern. Ich, der keine
Felder und Scheunen habe, zolle dir
Nur Dank und Liebe — keinen Haß und Furcht.

Und jetzt, fahr wohl! Das fall'nde Laub gibt bald
Ein ziemlich Schutzdach dir. Bis dahin muß
Dein eigen schwarz Gefieder, das nicht mehr
Glänzt in der Sonn' und mir ins Auge blitzt
Wie eines Ritters blanke Waffenrüstung,
Dein Leichentuch seyn; und nicht modern wird's
So bald, als Treu'r und Leid im Menschen schwindet
Um die, so man als Leichen von ihm trug.

Wer spottet über solches Mitgefühl,
Der höhnt das Göttliche, was drin sich birgt:
Der fühlt in seiner Seele nicht den sanften
Hauch des Allgeistes. Höre wie er ruft:
„Mensch, eitler Mensch, wie niedrigt dich dein Stolz!
Wie tödtet er die Lieb' in dir zum All,
Das frohe Mitgefühl mit allen Wesen —
Gottes Geschöpfen!"

Sicher ist es so.
Er, der die Lilien einfach herrlich kleidet,
Er, der den Raben hört um Futter schreien,
Schrieb mit geheimnißvollen Zeichen uns
Ins Herz, mit unsichtbarer Hand, was nur
Das Herz liest. — Ruh im Tod dir, armer Vogel!

Den Beschluß möge machen ein ächt amerikanisches Lied:

Die amerikanische Flagge.

Von J. R. Drake.

Als Freiheit von ihrer Berge Höhn
Ihr Banner in der Luft ließ wehn,
Zerriß sie der Nacht Azurkleid,
Drauf pflanzend die Sterne der Herrlichkeit;
Des Himmels glänzend Gürtelband
Sie um die prächt'gen Farben wand;
Das reine Himmelsweiß streifte sie
Mit Strahlen von der lichten Früh.
Dann, von der Sonne, wo er war,
Rief sie, als Träger, ihrem Aar,
Und gab ihm in die mächt'ge Hand
Das Symbol von ihrem Lieblingsland.

Großer Monarch der Wolken du!
Der droben schwebt in Königsglanze;

Des Sturms Trompeten höreſt zu,
Und ſiehſt des Blitzes flächt'ge Lanze:
Wenn wild des Sturmes Krieger wettern,
Des Himmels Donnertrommeln ſchmettern;
Du Sonnenſohn, dein Amt iſt's, dein:
Zu ſchirmen das Panier der Frei'n,
Zu gelbem Schwefeldampf zu kreiſen,
Den Streich der Schlacht zurückzuweiſen,
Zu ſchaffen, daß es hold, gewogen,
Hoch flattre, ſo wie Regenbogen
Am nächtlichen Gewölk des Krieges,
Herolde des erſehnten Sieges.

Der Tapfern Banner! flattre offen,
Ein Pfad für des Triumphes Hoffen,
Wenn die Signaltrompet' erſchallt,
Das Heer im Marſch lang, glänzend wallt.
Eh' trübt mit ſeiner Lebensfluth
Das blanke Bajonnett das Blut:
Blick dorthin jedes Kriegers Auge,
Wo deine Himmelsglorien glühn!
Kriegsmuth aus deinem Glanz er ſauge,
Wenn er im Sturm muß vorwärts ziehn.
Wenn brüllender Geſchütze Dampf,
Ein graues Bahrtuch, hüllt den Kampf,
Der blut'ge Säbel zuckt zum Streich,
Der Mitternacht Sternſchnuppen gleich:
Dann flamm' in Meteores Licht,
Daß zitternd fliehn des Auslands Kinder
Vor jedem Arm, der mannhaft ficht
Unter ſo ſchönem Todverkünder!

Flagge des Meers! Zur See deck' immer
Die Tapfern deiner Sterne Schimmer;
Wenn Tod, ſcheuchend des Sturmes Vögel,
Schwarz rauſcht um die geblähten Segel,
Wenn die Wellen fliehn in wildem Schreck
Vor'm Schiffsbord, ſchon zum Sinken leck:
Schau' jeder Todgeweihte doch
Zum Himmel und zu dir auf noch,
Noch ſinkend deine Farben zu ſehn
Ob ſeinem Grab im Triumphe wehn.

O Flagge! freier Herzen Vertrauen,
Von Engelshand der Kraft verliehen,
Am Himmel deine Sterne wir ſchauen,
In Himmelsart deine Farben glühen.
Weh ſtolz, o Fahne, unverwandt!
Wo iſt der Feind, der den Sieg je raubt uns,
Wenn der Fuß ſteht auf der Freiheit Land,
Der Freiheit Banner weht uns Haupt uns?

Die Marquiſin L— — d und Lady Jane Urquhart.

(Schluß.)

Ich berührte meine Repetiruhr, (ja, geneigter Leſer, und dazu war es eine ſehr prächtige) und erinnerte dadurch den Marquis, ſtatt ſeines Citats in der Erzählung fortzufahren.

„Meine arme Couſine Jane ſah augenblicklich, in welch einem verzweiflungsvollen Zuſtand ich war; wirklich hatte mich die Liebe mit Rieſenkrallen gepackt. Ich war gebunden, gekettet, wie ein Sklave, und hatte kein Wort, keinen Blick, der nicht ihr war. Zwar kämpfte ich eine Weile in den Netzen; aber ich zog mir dadurch nur ein Fieber zu, und befreite mich nicht um eine einzige Maſche. Meine edle Couſine machte ſelbſt meinem Kämpfen und meinem Fieber zugleich ein Ende, als ſie mir, mich in meinem Krankenbette verpflegend, ein Engel, wie ſie iſt, erklärte: ſie ſehe, wie die Sachen ſtänden; ſie könne es eher ertragen, mich zu verlieren, als mich elend zu ſehen; und ſie ſey entſchloſſen, mit ihrer theuern Georgiana die Rollen zu tauſchen, und ihre Brautjungfer zu werden, ſtatt dieſen Liebesdienſt von ihr anzuſprechen.

„Oh! welch eine ſelbſtſüchtige Leidenſchaft iſt doch die Liebe, wenn ſie nicht aus himmliſchem Samen iſt! In einem Augenblick war ich geſund, war ich vor Entzücken außer mir. Lady Jane war eine Heldin, eine Märtyrerin; ſie ſelbſt reichte mir am Altar den Ring, der ihre Freundin, meine angebetete Georgiana, zu meiner Gattin machte. Aber war ich glücklich? O Mrs. Griffiths! eben ſo gut könnte man Feigen von Dornbüſchen zu ernten erwarten, als Glück aus einer ſo vergifteten Quelle. Die Marquiſin liebte mich nie; ich fühlte ihre Kälte, ihren Widerwillen beinahe gegen mich, in jedem brennenden Puls meines leidenſchaftlichen Weſens; ich nahm meine Zuflucht, um mich aufzuheitern, zum Wein, das entfremdete ſie mir noch mehr. Ich hörte die leiſen Seufzer der Lady Jane Urquhart, als ſie Zeuge meiner getäuſchten Hoffnungen war; ich verglich ihre erhabene Leidenſchaft mit meiner ſelbſtſüchtigen und mit der Apathie meiner angebeteten jungen Frau, die, es lautet ſeltſam, das Opfer ihrer Freundin vollkommen würdigte, und ſie dafür mit einer Innigkeit, einer Beſtändigkeit liebte, welche ich um Welten gern erkauft hätte. Die Marquiſin und ich hatten keine Kinder, und die Beſchimpfung, die ihr im königlichen Audienzſaal geboten wurde von einem Menſchen, den ich nie als einen Verwandten anerkennen werde, machte mich wüthend; und zu dieſem kommt noch — wiſſen Sie es, Mrs. Griffiths! daß meine geliebte Gattin ein körperliches Leiden hat, das ſie noch zurückſtoßender gegen mich macht, ein Leiden, das, wenn ſie ſich nicht einer Operation unterwerfen will, ihr Leben bedroht.

Und können Sie ſich ſo ſehr verwundern, wenn unter all dieſen Umſtänden, da ſie immerfort eine ausſchließliche, mächtige Neigung für mich hegte, und ſich, was ſie betrifft, in Herz und Seele als meine Gattin anſah, denn ſie hat geſchworen, nie einen Andern zu heirathen, können Sie ſich wundern, daß, mit der förmlichen Genehmigung der Marquiſin, ja auf ihre dringenden Wünſche hin, Alles ſo gekommen iſt, wie es kam, und wie es Ihnen bekannt

iſt? Wir ſind alle zu bedauern; Niemand ſo ſehr wie ich. Die Marquiſin iſt vielleicht die glücklichſte unter uns dreien; Alles, was meine Aufmerkſamkeit auf andere als ſie lenkt, iſt für ſie eine Quelle des Troſtes, der Zufriedenheit für ſie; doch iſt meine Liebe zu ihr unvermindert, und meine edelmüthige aufopfernde Couſine, ſo theuer ſie mir iſt als die Mutter meines Knaben, meines künftigen Erben (denn das wird er ohne Zweifel ſeyn), die enthuſiaſtiſchſte Geliebte und Freundin, nimmt doch nur den zweiten Platz in meinem Herzen ein. O daß ſie, mein Weib, nur den zehnten Theil der gränzenloſen Zärtlichkeit für mich fühlte, welche Jane Urquhart für ihren undankbaren Vetter empfindet!"

„Sie müſſen," fuhr der Lord nach einer Pauſe fort, „die Nothwendigkeit einſehen, ein unverbrüchliches Stillſchweigen über dieſe ganze Angelegenheit zu beobachten; der Ruf einer edelherzigen jungen Dame von hohem Stand, deren Herz beinahe gebrochen iſt, hängt davon ab; aber ich will kein Verſprechen abnöthigen; ich habe kein Recht dazu; auch will ich nicht Ihre Grundſätze dadurch beleidigen, daß ich Sie zu beſtechen ſuche. Wenn Menſchlichkeit, Mitleid, weibliche Sympathie nicht mächtig genug ſind, Ihre Zunge zu binden, ſo bin ich überzeugt, daß Geld es auch nicht vermag. Und jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten; behalten Sie das kleine Pergamentbuch; wenn Sie im Sinn haben, laut von allen dieſen Geheimniſſen zu ſprechen," er lächelte ſchmerzlich, „ſo ſchicken Sie es mir in einem Umſchlag zurück, ich verſtehe Sie dann ſchon."

Mit Leidweſen ſah ich den Marquis L — — d ſich mit noch einem Glas unverdünnten Weingeiſts verſehen, als ich die Bibliothek verließ, nachſinnend über all die ſeltſamen Verwicklungen, welche das menſchliche Leben uns zeigt. Es gibt ſo viele zuſammengeſetzte und bunt in einander greifende Räder in der großen Maſchine — ſo viele die neu ſind, die jede Stunde an die Reihe der Thätigkeit kommen, und noch viel mehrere ſolche, welche das ihnen zugetheilte Werk zu verrichten ſich weigern, da wir uns nicht wundern können, wenn das Gewebe, welches das Schickſal aus den Handlungen und Mängeln des Menſchen wirkt, ein neues Muſter zeigt, deſſen Anblick die Betrachtenden in Erſtaunen ſetzt. Möge doch Niemand ſagen: das iſt unwahrſcheinlich!" oder noch weiter gehen und rufen: „das iſt lauter Fiction!" ſeyd verſichert, daß die erfindende Phantaſie nicht die Mannichfaltigkeit der Farben, nicht die Schärfe und Tüchtigkeit der Umriſſe, der Betrachtung der Menſchen und der Engel werth, geben kann, wie das menſchliche Leben ſelbſt ſie darbietet.

Um dem Verdacht vorzubeugen, ward unverzüglich und öffentlich bekannt gemacht: die Marquiſin L — — d habe ihren Gatten mit einem Sohn und Erben beſchenkt. Keine Erwähnung ward gethan des andern kleinen armen Weſens, das wie ein geknicktes Schneeglöckchen, mit dem Siegel des Todes an ſich, in der Wiege lag; und da es doch unter den Dienſtboten oder dem Publicum bekannt geworden war, daß die Marquiſin Zwillinge geboren habe, wie man zuerſt zu verbreiten im Sinne gehabt hatte, wurde dem Arzt und der Mrs. Cottrell, der vertrauten Dienerin der Lady, das Geſchäft übertragen, die zarte, abgefallne Blüthe der Sterblichkeit, um die man ſich hienieden ſo wenig gekümmert hatte, in einem ſtillen Plätzchen zu beſtatten, wo die zerbrechliche, ſchwache Hülle wieder mit Muße zum Staub werden konnte. Die kleine Leiche ward um Mitternacht fortgeſchafft, mit ſammt der Wiege, welche, glaube ich, ſtatt des Sarges diente, und beerdigt im — — Kirchhof. Ich habe nie gehört, daß ſein Geiſt ſich beklagt hätte darüber, daß ihm der Mahagony-Sarg mit den ſilbernen Nägeln entging. Der unſterbliche Geiſt lacht über die Mumienumhüllungen des Grabs, und die Nichtigkeit des Leichengepränges. Glückliches Kind! ſeine irdiſche Rechenſchaft war bald abgehört! das Facit ſeiner Lebensſchuld bald gezogen! Es war gleich beim Eingang des Lebens durch das Thal der Todesſchatten gewandert! Oft denke ich an dieß makelloſe Kind, wie ich es zum letztenmal in ſein prächtiges Kleidchen kleidete — das Kleid, das ſein Leichentuch wurde!

Man hielt für räthlich, daß Lady Jane Urquhart, um den Schein zu wahren, ſich in den Geſellſchaftszimmern zeige, ſobald wir nur irgend glaubten, es mit ihr wagen zu dürfen, und daß ſie im Namen der Marquiſin, ihrer Freundin, die ganze Fluth vornehmer Herrſchaften empfange, welche herbeiſtrömten, um Glück zu wünſchen, und ſich nach der Geſundheit der Lady und des kleinen Erben zu erkundigen. Oh, welche Complimente wurden auf das Haupt des unbewußten, kleinen Kindes gehäuft! und wie erſchöpft ſah die wirkliche Mutter aus, als ein Schwarm redſeliger Frauen den andern ablöste. Wenn es lang ſo fortgegangen wäre, hätte die Wochenwärterin mit den goldenen Spenden, welche für ſie fielen, ſich zur Ruhe ſetzen und von ihrem Vermögen leben können; aber ſelbſt der Marquis, ſo blind und unbekümmert er in Allem war, außer ſeiner Liebe zu Georgiana, befürchtete endlich, ſeine arme Couſine möchte zum zweitenmal ſeinethalb eine Märtyrerin werden; und ſo befahl er dem großen fetten Thürhüter, während der nächſten vierzehn Tage keine Geſellſchaft mehr einzulaſſen, unter dem Vorwand, daß das Raſſeln der Wagen die Marquiſin ſtöre und beläſtige.

Die Beſchreibung einer prächtigen Taufe habe ich früher einmal gegeben; und was iſt ſo langweilig, als eine zweimalige Erzählung? Daher habe ich nichts weiter beizufügen, als daß König und Königin, durch Stellvertreter, bei dieſem glücklichen Kind zu Gevatter ſtanden; daß mir Ihre Majeſtäten eine Hundertpfundnote ſchickten, zur Anerkennung meiner geleiſteten Dienſte, und daß Mrs. Cottrell darauf beſtand, dieß Geld mit mir zu theilen, worein ich ſehr gerne willigte, in Betracht davon, daß ſie beſtändig ſo viele Mühe hatte mit der Beſorgung des geheimen Leidens ihrer Lady, und daß in Folge hievon meine Dienſte ſehr wenig erforderlich waren; — von dem Marquis aber erhielt ich beim Weggehen ein Taſchenbuch mit einem noch weit ſchönern Präſent und ein eigenhändiges Billet von ihm, worin er ſeine Perſon und die ganze Geſchichte völlig in meine Hand und Willkür gab. Ich habe den Marquis, die Marquiſin und Lady Jane Urquhart überlebt, und ſo glaube ich mich vollkommen berechtigt, die Geſchichte zu veröffentlichen. Und der jetzige Marquis, eben das Kind, von welchem ich erzählt habe,

sanctionirt vollkommen dieſe meine Geſchichte von ſeiner Geburt und von den Geheimniſſen im L — — d-House.“

Däniſche Balladen und Lieder.

Ueberſetzt von K. L. Kannegießer.

Das Lachen.

Die Tochter von dem Vogte
War meines Herzens Luſt:
Da lacht' ich froh, da wogte
So friedlich mir die Bruſt.

Ein Herr kam aus der Ferne,
Erſchlug den Vater mir,
Weh meinem Unglücksſterne,
Und zog hinweg mit ihr.

Das waren bittre Schmerzen,
Nicht weint' ich, zähmte mich;
Doch ſaß mir tief im Herzen
Des tiefen Schmerzes Stich.

Ein wilder Jäger ſchwärmte
Ich durch des Dickichts Nacht,
Da wo der Felsſtrom lärmte
Hinab den Felſenſchacht.

Da mußt' ich einſt ihn finden,
Der ſie mir nahm mit Trug,
Und mir den alten, blinden,
Den Vater mir erſchlug.

Er ſtand am Ufer drüben
Am Abgrund, morſch und jach,
Und ich am Rande hüben,
Und zwiſchen uns der Bach.

Da drohte ich mit der Fauſt ihm,
Und zeigt' ihm mein Gewehr;
Da zittert' er, da grauſt' ihm,
Und nieder taumelt' er.

Ich ſtürzt' ihn nicht, nein, ſinken
Ließ ihn der Sünde Laſt;
Die hieß den Tod ihn trinken
Im Waſſer und Moraſt.

Soll's mich nicht luſtig machen?
Doch iſt's des Satans Luſt.
Im Antlitz hab' ich Lachen,
Die Hölle in der Bruſt.

Das Wiederfinden.

Lieblich iſt der Tag und warm,
Kühl des Frühlings Wehen:
Mit der Glühen in dem Arm
Will ich mich ergehen.
Hier wo Aehren weit und breit
Sich im Winde wiegen,
Haben die Gedanken Zeit
Zur Liebſten hinzufliegen.

Seit du ſchiedeſt ſo mit Haſt,
Schlich die Zeit ſo träge,
Sucht' ich dich, ach ſonder Raſt
Hier und allerwege.
Keine Schlucht, kein Klippenrand
Konnte je mich wehren,
Daß ich nimmer doch dich fand,
Deß denk' ich unter Zähren.

Ja es ſuchte dich mein Gram
Selbſt an Kloſters Thoren;
Dein geliebter Name kam
So zu fremden Ohren,
Und nach Troubadourenweiſ'
In den Ritterſälen
Ließ ich's nicht an deinem Preis
Und Liebesſeufzern fehlen.

Ja, ich rühmte ſonder Maß
Deiner Augen Pfeile,
Wenn ich bei den Köhlern ſaß
Traurig müß'ger Weile.
Wenn der Schlaf mir winkte Ruh
Mit der Hand der linden,
Flüſterte der Traum mir zu:
Du wirſt ſie dennoch finden.

Wo ſich krümmt der kleine Strom,
Wo der Weg ſich neiget,
Und mit hohem Thurm ein Dom
In die Wolken ſteiget,
Rother Dächer dichter Hauf
Schließt ſich um den Rieſen,
Ahnung ſteiget in mir auf,
Den Weg will ich erkieſen.

Raſch zum Thor geh ich hinein,
Schau in alle Gaden:
Sieh da ihrer Augenſchein
Blinkt in einem Laden.
„Süße Braut!“ ſo mit Gebraus
Auf ich in die Klauſe.
Doch ſie tritt beſtürzt heraus:
„Mein Mann iſt nicht zu Hauſe.“

Chriſtian Winther.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Mai 1840.

Zwei politische Komödien,

Casimir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

Wir stellen diese beiden dramatischen Productionen, von welchen die erstere vor etwas mehr als einem Jahre, die zweite aber vor wenigen Monaten heraus kam, hier zusammen, weil beide gar manche Aehnlichkeiten mit einander darbieten. Nicht nur die, daß beide politische Komödien sind, sondern auch die Tendenz haben sie gemeinschaftlich; in beiden ist die Reaction gegen das, was den Verfassern als Uebermaaß und Mißbrauch politischer Freiheit, politischer Rechte und Bestrebungen erscheint, sichtbar; beleuchtet die Popularité das Unzuverlässige und Trügliche der Volksgunst, die Unrechtlichkeit und Unehrenhaftigkeit der Mittel, durch welche man in den meisten Fällen dieselbe erlangt und noch häufiger behauptet wird, so deckt die École des Journalistes die Gebrechen, die Mißbräuche und Verdorbenheit der Presse, dieses gewaltigen Elements der modernen Politik, auf. Beide Stücke sind aus der gleichen Stimmung der Zeit hervorgegangen, beide Stücke wären vor acht Jahren kaum möglich gewesen. Aber sie wurden möglich in den Jahren 1838 und 1839 wo man in Frankreich von den Illusionen des Enthusiasmus von 1830 mehr und mehr zurückgekommen war, wo man immer geneigter wurde, die Schattenseiten der Freiheit und der mit ihr nothwendig verbundnen Institutionen vorzugsweise hervorzuheben, und wo die Partei der Nüchternen, der Ernüchterten und der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum politischen Katzenjammer Erwachenden, entschieden das Uebergewicht gewann über die noch immer vom süßen Taumelkelch der Freiheit und der Hoffnung Berauschten. Eine weitere Aehnlichkeit liegt in den persönlichen Verhältnissen beider Autoren, in ihrer politischen Stellung. Beide galten in frühern Zeiten als liberal; Casimir Delavigne, der Dichter der Messéniennes, und lange Zeit, wir wissen nicht ob noch jetzt, ein Liebling der Franzosen, wurde, als er wegen der genannten Gedichte seine Bibliothekarsstelle verlor, von dem damaligen Herzog von Orleans in seiner Bibliothek angestellt, und als der Herzog König wurde, verbesserte sich auch die Stellung des Dichters, der zwar natürlich liberal blieb, aber seinen Liberalismus in sehr vernünftigen Schranken zu halten wußte. Seiner Theaterstücke sind nicht sehr viele, denn er ist eben kein überströmender Geist, und da er der classischen Schule angehört, feilt er seine Verse sauber und fleißig aus. Madame Emile de Girardin galt ihrer Zeit ebenfalls als liberale Dichterin und war durch ihre Schönheit und ihre Verse eine Pariser Celebrität. Später aber vermählte sich Delphine Gay mit dem in neuern Zeiten vielbesprochenen Herrn Emile de Girardin, durch dessen Hand A. Carrel im Zweikampf fiel, dem Gründer der Presse, dem Unternehmer mehrerer zweideutigen Unternehmungen und Speculationen, dem die öffentliche Meinung einen großen, geheimen Einfluß auf die letzten Wahlen in Frankreich zuschrieb, der aber selbst seinen Sitz in der Kammer, wegen nicht erwiesener Nationalität, verlor. Seine Gattin scheint Glück und Unglück, Freunde und Feinde mit ihm zu theilen, und da er von der Presse aufs bitterste angefeindet wurde (deren Monopol er sich durch den Namen seines Journals anmaßen zu wollen scheint), schrieb sie die Journalistenschule, — eine Anklage der periodischen Presse und eine Rechtfertigung, wo nicht Verherrlichung, Herrn Emile von Girardins. Welches Aufsehen ihre Komödie, die sie einer großen Versammlung von Literaten in ihrem Salon vorlas, gemacht hat, wie die Aufführung verboten wurde, und J. Janin, welcher sich des verunglimpftesten Journalismus annahm, an der Dame zum Ritter wurde und durch den an sie erlassenen öffentlichen Brief seinen Ruhm auffrischte, dieß alles dürfen wir als ziemlich bekannt voraussetzen. Wir gehen jetzt zur Analyse der beiden Komödien über.

Eine Komödie nennt Delavigne seine Popularité; wir wollen uns bei dem Namen nicht lang aufhalten, gestehen aber, daß uns diese Classification nicht richtig scheint, und vielleicht werden unsre Leser diese Ansicht theilen, wenn wir den Verlauf des Stücks auseinandergesetzt haben, welches zwar für die Sittlich-

keit befriedigend, mit dem Triumph der Gewiſſenhaftigkeit und der Grundſätze, endet, aber weder einen heitern, noch auch einen komiſchen Schluß hat.

Delavigne hat die Scene ſeines Drama's nach der Hauptſtadt Englands verlegt, obwohl man mit Sicherheit annehmen darf, daß es ihm um eine Lehre und Moral für Frankreich zu thun war, und er offenbar viele Begebenheiten und Motive aus der neueſten Geſchichte Frankreichs benützte. Faſt ſcheint es, er habe nicht den Muth gehabt, die Perſonen und Dinge mit dem rechten Namen zu nennen. Natürlich bekommt durch die Verſetzung auf engliſchen Boden Alles eine etwas matte, verwaſchene Farbe; doch mag das Aufſuchen der unter den engliſchen Masken gemeinten Perſonen dem Intereſſe einen gewiſſen Erſatz gewähren.

Der Held des Stücks iſt Eduard Lindſey, ein junger Mann von großen Talenten und von den beſten, ſehr freiſinnigen, aber ſtreng rechtlichen Grundſätzen, der erſte Redner der Oppoſition im Parlament, Alderman von London und alles vermögend bei der Bürgerſchaft der engliſchen Hauptſtadt. Er hängt mit zärtlicher Liebe an ſeinem Vater, Sir Gilbert Lindſey, der, von den Geſchäften zurückgezogen, in der Nähe von London, in ehrenvoller Muße lebt, ſich der politiſchen Succeſſe ſeines Sohnes freut, aber auch nicht ohne Beſorgniſſe wegen ſeiner Zukunft iſt und ihm zur Mäßigung und Beſonnenheit räth. Eduard Lindſey kämpft für die Freiheit, das Geſetz, die Verfaſſung gegen das Miniſterium Harrington unter einem der frühern Könige aus dem hannover'ſchen Hauſe, und ihm, dem Parlamentsredner, ſteht zur Seite der talentvolle Journaliſt Mortins, ſein Jugendfreund, der aber republicaniſche Grundſätze hat und den Umſturz des Beſtehenden herbeizuführen ſich nicht ſcheut. Die Regierung wird außerdem angegriffen von den Jakobiten, welche von Schottland her drohen. Zu der Partei von dieſen gehört Lord Derby, der aber ſehr verzagt und ängſtlich iſt, und ſich entſchloſſen hat, durch ſeine Anhänglichkeit an das Haus Stuart ſich nicht abhalten zu laſſen, mit der freiſinnigen, demokratiſchen Partei gemeinſchaftliche Sache zu machen, da er durch ihre Stimmen Lord Mayor zu werden hofft. Er wird unterſtützt durch den gewandten aber böswilligen Journaliſten Godwin, der alle Welt haßt, weil er lange Zeit von Niemand iſt unterſtützt worden, und erſt dadurch, daß er ſich gefürchtet gemacht, ſich eine bequeme Stellung erworben hat. Eine ganz andre Perſon als Lord Derby iſt ſeine Nichte, Lady Strafford, auch eine enthuſiaſtiſche Anhängerin des Hauſes Stuart, welche zu Gunſten desſelben in Schottland die kühnſten Anſtrengungen gemacht hat, unter dem Namen Lady Montroſe, und die nach London kommt, um einen Umſturz der beſtehenden Regierung herbeizuführen, zu welchem Endzweck ſie ebenfalls das Bündniß mit der liberalen Partei wünſcht und ſucht, um dann das Haupt derſelben, Eduard Lindſey, den ſie liebt und von dem ſie geliebt wird, der aber von ihrer Identität mit der Lady Montroſe nichts weiß, an die Spitze der Regierung zu ſtellen, und unter dem Scepter der Stuarts die Freiheit zu gründen. Weitere auftretende Perſonen ſind: der Chevalier Caverly, miniſteriell geſinnt, der es aber, als ein egoiſtiſcher Lebemann, immer mit dem Beſtehenden hält und zur rechten Zeit ſich zu bequemen weiß, und der reiche Bürger und Capitaliſt Thomas Goff, ein gewaltiger liberaler Stimmführer, aber ohne Einſicht, das Werkzeug in den Händen Andrer; die beiden letztgenannten ſind die einzigen theilweiſe komiſchen Perſonen des Stücks, Caverly mit Bewußtſeyn, ironiſch-humoriſtiſch, Goff ohne Bewußtſeyn, eingebildet, dummhochmüthig und grob.

Delavigne's Komödie beginnt mit einem Frühſtück (— eine weitere Aehnlichkeit mit der Journaliſtenſchule! —), wobei Eduard Lindſey auf den bürgerlichen Ruhm, Mertins auf das Volk, Caverly aufs Miniſterium, Sir Gilbert Lindſey aufs Land anſtoßen. Eduard, der Wirth, beſpricht ſich ſodann mit ſeinem Vater über die öffentlichen Angelegenheiten. Für den Abend ſteht eine Debatte bevor über die vom Miniſterium beantragte Suspendirung der Habeas-Corpus-Acte und Bewilligung von Subſidien, wo Eduard das Miniſterium zu ſchlagen hofft. Die Stelle des Lord Mayors von London iſt erledigt; Lord Derby und Melbroun ſind die Candidaten; Sir Gilbert ſucht ſeinen Sohn zu beſtimmen, für Melbroun, als einen redlichen Mann, zu ſtimmen und zu wirken, wozu Eduard zögernd ſich entſchließt, obgleich er Derby nicht allzuhoch ſchätzt. „Denkt er als Jakobit, ſpricht er als Demokrat.“ Eduard ſagt ſeinem Vater zu, ihn morgen auf ſeiner Villa zu beſuchen, wohin auch Caverly und Derby ſich eingeladen. Zum Schluß dieſer Scene ſpricht ſich der Vater über die Popularität in folgendem Erguß (verſteht ſich in Alexandrinern!) aus:

Sir Gilbert

Hör' mich! die Volksgunſt, die ich für dich fürchte,
Nimmt anfangs uns auf ihre Feuerflügel.
Und gibt uns viel und fordert von uns wenig
Todfeindin oder feurige Freundin iſt ſie,
Und ihren Ruhm hat ſie und ihre Schmach
Jung mußt du lieben ſie; ihr falſcher Reiz
Macht ſchlagen noch, berauſcht mein altes Herz,
Oft auf der Galerie, wo deine Stimme
Ans Herz mir greift, wenn ſich ein ganzes Haus
Erhebt, einmüthiger Begeiſterung voll,
Dir zujauchzt, bis zum Himmel dich erhebt,
Fühl' ich im Auge göttlich ſüße Thränen.
Doch kommt der Wille dem Genie nicht gleich,
So wird zur Tyrannei bald dieſe Gunſt.
Gar Mancher, der am Zügel ſie zu führen
Vermeint, iſt ganz von ihr beherrſcht, und dann
Fordert ſie mehr als ſie zuvor gegeben.
Man bringt ein erſtes Opfer ihr zu lieb,
Ein zweites, drittes dann; und hat man Ruhe,
Vermögen, Glück geopfert ihrer Laune,
Kommt trotzig ſie, zu fordern auch die Ehre, —
Nicht jene falſche, die ſie ſelbſt ertheilt,
Nein, die Erhabenheit, welche nichts erſetzt.
Dann fällt der Ehrenmann aber der Höhe;
Und eine Niederlag' iſt ſelbſt ihr Sieg.

Man widerſetzt ſich, ſie gebietet trotzig;
Man beugt ſich, und ſie unterdrückt und ſchleppt
Von Fehlern zu Verbrechen den Beſiegten.
Verachtet man dagegen ihr Gebot:
Verbirg dich, Apoſtat! oder du ſiehſt
Auf ihren Ruf aufſtehen, muthentbrannt,
Die ſie hält an der Koppel, um zu ſchmeicheln
Wer ihr ſich fügt, — zu beißen, wer ihr trotzt:
Elende Läſterer von Tugenden
Die ſie nicht haben mehr, gemiethete
Verleumder des Talents das ihnen fehlt.
Sie treibt und hetzt die Meute und ſie rächt ſich
Dadurch, daß ihren Zorn und ihren Koth
Sie ins Geſicht dir wirft. So war ſie immer,
So iſt in unſern Tagen ſie, ſo wird
Man ſtets ſie ſehn in einem freien Land;
Und gilt es: ſchuldig ſcheinen oder ſeyn,
Gib hin die falſche Ehre für die wahre,
Bedenke: beſſer iſt's, als Bürger ſich
Zuziehn den Haß und die Verachtung Aller,
Als Einer — ſeine eigne, zu verdienen!

Die andern Gäſte kommen, etwas angetrunken, und machen Sir Gilbert zum Schiedsrichter über ihre politiſchen Grundſätze. Die Rede kommt dann auf einige Ausdrücke in einer Rede, welche Eduard bei einem Feſtmahl gehalten, und worin er das Volk von der Pflicht des Gehorſams freigeſprochen haben ſollte; ſo gab das Journal von Godwin ſeine Rede wieder. Eduard erklärt, daß er jene Ausdrücke nicht als die ſeinen anerkenne; Godwin verbreite überhaupt nichts als Lügen. Er zeigt einen Brief, worin er die Angabe Lügen ſtrafen will., Sir Gilbert beglückwünſcht ſeinen Sohn darüber, und flüſtert ihm beim Abſchied zu, daß er außer Stand ſey, für jetzt mehr Geld für ihn anzuſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

Klephtenlieder.

Auf Bukovallas.

Welch Lärmen iſt's, das ſich erhebt,
Welch übermäßig Toſen?
Wie, fallen Stiere unterm Beil,
Sind's Kämpfe wilder Thiere?
Nicht Stiere fallen unterm Beil,
Nicht kämpfen wilde Thiere;
Der Bukovallas liegt im Streit
Mit Anderthalbmaltauſend,
Inmitten von Keraſſovos
Und vom Kännurierlande. —
Das blonde Mädlein ruft herab,
Herab vom Fenſterſtocke:
„Geh' aus, Janni, geh' aus den Streit,
„Geh' aus die Flintenſchüſſe,
„Daß ſich der Staub zur Erde ſenkt,
„Die Pulverwolken ſteigen,
„Damit man zähle deine Schaar,
„Und ſeh', wie viele fehlen!" —
Dreimal zählt man die Türken durch,
Es fehlen Fünfmalhundert.
Die Heldenſöhne zählt man drauf,
Da fehlen drei der Tapfern. — —
Nach Waſſer ging der Eine aus,
Der Andre, Brod zu holen,
Der Dritte nur, der Trefflichſte,
Der ruht auf ſeiner Flinte.

Das Grab des Dimos.

Die Sonne ſinkt von ihrem Thron,
Und Dimos gibt Befehle:
„Auf, Jungen, ſchleppet Waſſer her
„Zum Speiſen auf heut Abend!
„Du aber ſetze dich mir nah,
„Lampraki, lieber Neffe!
„Trag meine Waffen fürderhin,
„Sey du forthin der Häuptling!
„Ihr aber, meine Jungen ihr,
„Nehmt mein verwaiſtes Schwert hier,
„Haut grüne Zweige von dem Baum
„Und ſtreut ſie mir zum Lager;
„Bringt auch den Prieſter mir herbei,
„Daß er mich beichten höre,
„Daß ich ihm ſage die Vergehn,
„So viel ich je begangen:
„Anführer war ich dreißig Jahr'
„Und zwanzig Jahr' ein Klephte,
„Und nun iſt mir der Tod genaht,
„Nun bin ich im Verſcheiden.
„Beſtellet mir das Grabgemach,
„Hoch ſey es und geräumig,
„Auf daß ich aufrecht ſteh' zum Kampf'
„Und frei die Flinte habe,
„Und endlich auf der rechten Hand,
„Da laſſet mir ein Fenſter,
„Daß mir die Schwalbe könne nahn,
„Den Frühling anzumelden,
„Daß mir der Nachtigallen Lied
„Den holden Mai verkünde."

Inſchrift auf Kontojanni's Schwert.

Wer vor Tyrannen nicht erbebt
Und freigeſinnt auf Erden lebt,
Deß Ruhm und aller Werth ſein
Kann einzig nur ſein Schwert ſeyn.

Digitized by Google

Auf Andruzzos.

Andruzzos' Mutter iſt betrübt,
Andruzzos' Mutter weinet;
Oft kehrt ſie nach den Bergen ſich,
Und ſchilt ſie allzuſammen:
„Ihr wilden Höhn von Agrafa,
„Agrafſche Gipfelhöhen,
„Was thatet ihr mit meinem Sohn,
„Dem Capitän Andrikos?
„Wo iſt er, daß er nicht erſcheint
„In dieſen Sommertagen?
„Am Aſpros nicht vernimmt man ihn,
„Noch auch in Karpeniſſi.
„Fluch über euch, ihr Herrn des Raths,
„Fluch dir Karageorgis!
„Ihr habt mir meinen Sohn geraubt,
„Den Starken, den Verwüſter.
„Verſiegt, ihr Ström', in eurem Lauf,
„Lenkt rückwärts eure Wellen,
„Den Weg Andrikos deckt auf,
„Führt ihn nach Karpeniſſi!"

Auf Liakos.

„Liakos, neig' dem Paſcha dich,
„Verneig dich dem Vezier,
„Daß du der erſte Häuptling ſeyſt
„Und Derven-Aga werdeſt!"
Doch er entgegnete darauf,
Und ſendet ſeine Antwort:
„So lang Liakos Leben hat,
„Neigt er ſich keinem Paſcha.
„Zum Paſcha hat er ſeinen Stahl
„Und zum Vezier die Flinte."
Wie Ali Paſcha das vernahm,
Bedäucht es ihm gar bitter.
Da fertigt er ein Schreiben aus,
Und ſendet dieſen Auftrag:
„An Veli Gurkas, der mir dient,
„In meinem Land und Dörfern:
„Liakos will ich! Liefr' ihn mir,
„Sey's todt nun oder lebend!"
Mit ſeiner Schaar zieht Gurkas aus,
Zu jagen auf die Tapfern,
Zieht aus, und überraſchte ſie
Im Wald, am ſchwarzen Moore.
Das Mordgefecht eröffneten
Die donnernden Gewehre.
Der kurze Jakob jauchzt hervor
Aus ſeinem Hinterhalte:
„Faßt Herz, ihr meine Jungen ihr!
„Auf, wehrt euch, meine Kinder!"
Im Laufe bringt Liakos vor,
Das Schwert in Zähnen haltend.
Da weinten Albaneſerfrau'n,
In ſchwarz Gewand gehüllet;
Und Veli Gurkas kehrte heim,
Im eignen Blute ſchwimmend,
Verwundet ward auch Muſtapha,
An Hand und Knie verwundet.

Der Suliotenkrieg.

Verhüllend hing ein ſchwarz Gewölk
Ob Suli und Kiaſa.
Der Regen floß den ganzen Tag,
Die ganze Nacht durch ſchneit es.
Da ſchreitet von Syſtrani her
Ein ſchlankgewachſ'ner Krieger,
Er bringt vom blut'gen Janina
Gar ſchwarze Neuigkeiten:
„Weh, unſre ſchmucken Jünglinge
„Verrieth ihr Bundsgenoſſe.
„Des Fotos Kinder, — ha vernehm't's, —
„Die Jünglinge des Drakos,
„Sie hat das falſche Delvinon
„Verrathen, unſre Kinder.
„Zum Ali Paſcha brachte man
„Die Sechſe nach der Reihe,
„Der ſchlachtete gleich ihrer vier,
„Nur zweier Leben ſchont' er:
„Das iſt des Dimos Drakos Sohn,
„Mit ihm des Fotos Bruder." —
Sobald nur jene dieß gehört,
Mißdäucht es ihnen höchlich.
„O Herr," ſo ſprachen alſobald
Auch dieſe zwei zum Biſchof,
„Für unſre Jüngling' alle ſechs
„Sing' deine Todtenpſalmen.
„Die zwei, gleich den andern vier,
„Wir rechnen ſie für Todte;
„Denn weder ſchonet der Tyrann
„Der Sulioten Leben,
„Noch gilt bei uns ein Suliot
„In ſeiner Hand für lebend!"

Lechner.

Berichtigung.

In den Nummern 27 und 28, 35 und 36 und 38 und 39 dieſer Blätter ſteht unter einigen Ueberſetzungen von R. Burns' und Silvio Pellico's Gedichten irrthümlich der Name: F. Freiligrath, ſtatt: J. Graf von Rieſch, was hiermit berichtigt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 62 u. 63.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

Diese Schriftstellerin ist zwar schon im Jahr 1825 gestorben, aber die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums ist erst in den letzten Jahren durch zwei neue Uebersetzungen ihrer Schriften auf sie gelenkt worden, und wir wollen uns einer Besprechung ihrer Erzählungen um so weniger entziehen, als sie die Repräsentantin einer eigenthümlichen Litteraturgattung ist.

Die Macht und Bedeutung, welche der Roman in den neuesten Zeiten erlangt hat, wird fast durch nichts so schlagend bewiesen, als durch den Umstand, daß selbst die „Frommen" im ausgezeichneten Sinne des Worts, in dem Sinne, in welchem das Wort den scharfsten Gegensatz bildet gegen das Weltliche, sich dazu verstehen, ihre Ansichten und Lehren in diese Form einzukleiden und der Weltlichkeit diese Concession zu machen, vor welcher vor fünfzig Jahren noch die ihnen gleich Gesinnten scheu zurückgebebt wären. Und zwar nicht die Form der bloßen Erzählung ist es, welche von der genannten Engländerin gewählt wurde, um darin ihre religiösen Ueberzeugungen niederzulegen, sondern die des Romans im eigentlichen Sinne, wie er zu seinem Hauptthema das Schicksal von Liebenden, von Personen beider Geschlechter, hat, und die Verwicklung und Entwicklung desselben bald mehr äußerlich, bald mehr innerlich, verfolgt und darstellt. Bei vielen Frommen, oder Pietisten, steht der Roman überhaupt im übelsten Geruch; sie halten es geradezu für Sünde, Geschichten zu erfinden, in welchen die irdische Liebe eine so große Rolle spielt, sie jammern über die Verderbniß der Jugend und der Erwachsenen, deren kostbare Zeit durch solche frivole Lectüre getödtet, deren Interesse durch müßige und eitle Erdichtungen von der Wahrheit abgelenkt, deren Phantasie wohl auch durch lebhafte Schilderungen gereizt, entzündet und vergiftet werde. Gewiß verräth es daher schon einen freiern Sinn, wenn ein Mitglied jener Schule oder Secte sich über das Vorurtheil gegen jene weltliche Form erhebt und sie durch den Gehalt, womit es sie zu erfüllen sucht, zu reinigen und zu adeln bestrebt ist. Auch ist es uns nicht unwahrscheinlich, daß manche der Frommen von der strengsten Observanz das Beginnen der Miß Kennedy als weltliche Ketzerei mißbilligen und die Möglichkeit, durch solche Anbequemung an den eiteln Geist der Welt und der Zeit Gutes zu stiften, läugnen werden.

Von den Schriften der Miß Kennedy ist uns Dunallan, welcher ganz eigentlich in die Gattung des Romans fällt, eben aus diesem Grunde, die beachtenswertheste. In den kleinen Erzählungen, welche sämmtlich einen streng religiösen und christlichen Charakter tragen, gerieth sie in keine Collision mit einer als weltlich verrufenen Form; sie sind lebendig, anschaulich, rührend, und auch derjenige, der nicht alle einzelnen religiösen Ansichten und Begriffe, die darin ausgesprochen sind, billigt, wird der edeln Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Lectüre derselben im Allgemeinen für nützlich und wohlthätig erklären. Die Verfasserin hat sie zum Theil ausdrücklich für Kinder bestimmt. Manches jedoch dürfte in diesen Kindererzählungen zu mißbilligen seyn. Wir finden darin manchmal eine Art frommer, freilich ganz gut gemeinter Casuistik, durch welche ein kindliches Gemüth nur verwirrt und geängstigt werden müßte. Z. B. in der Erzählung Anna Roß bereitet eine Mutter ihre kleine Tochter auf ihren nahe bevorstehenden Tod vor, und sucht sie zur Ergebung darein zu stimmen auf folgende Art: sie sagt ihr, im Himmel mit ihrem kurz zuvor gestorbenen Gatten wieder vereinigt, werde sie glücklicher seyn, als wenn sie noch länger auf Erden leben müßte, und fragt sie dann: „Meinst du nun wohl, daß du Gott noch mehr lieben würdest, wenn er mich in den Himmel nähme?" weinend erwiedert das Kind darauf: „Nein, wirklich nicht, liebe Mama, das kann ich nicht sagen, daß ich Gott lieben würde, wenn er dich von mir hinwegnähme." Darauf antwortet die Mutter: „dann, liebe Anna, liebst du mich mehr als Gott; und du erinnerst dich doch, wer gesagt hat: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth u. s. w." Das heißt ein kindliches Gemüth in eine vergebliche, unnatürliche Frömmigkeit hineinängstigen. In

derſelben Erzählung heißt es auch: „Warum, liebe Anna, meinſt du wohl, daß Gott ſeinen Sohn in dieſe Welt geſandt und ein kleines Kind hat werden laſſen?“ — Das weiß ich nicht, Mama.“ — „Es geſchah unter Anderm auch aus dem Grunde, meine liebe Anna, daß er ſelbſt fühlen möchte, wie Kinder fühlen. Jeſus war einmal ein Kind von deinem Alter, Anna, und erinnert ſich, wie Kinder fühlen, und weiß ſeine Liebe und Gnade den Gefühlen derſelben anzupaſſen u. ſ. w.“ Nicht nur iſt die von der Mutter auf ihre eigne Frage gegebene Antwort etwas anmaßend und vorlaut, ſondern es iſt auch gewiß nicht wohlgethan, die Kinder, die ohnehin leicht mehr fragen, als die Erwachſenen zu beantworten wiſſen, ausdrücklich noch auf ſolche Weiſe zu Fragen zu veranlaſſen, ihnen dazu das Beiſpiel zu geben, auf welche man mit menſchlichen Vermuthungen und Hypotheſen antwortet. Ueberhaupt kann man wohl an den Pietiſten in verſchiedenen Ländern die Beobachtung machen, daß ſie der Majeſtät Gottes und der Religion häufig nicht recht eingedenk zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie in kleinlicher, ſpielender, oft faſt profaner Weiſe das Alltäglichſte und Aermlichſte damit in Verbindung zu ſetzen ſuchen, und zwar nicht ſo, daß ſie das Geringfügige und Gewöhnliche in geiſtiger Betrachtungsweiſe zu Gott erheben, ſondern recht eigentlich Gott zu allen ihren Angelegenheiten herunterzuziehen ſtreben. Weil die Pietiſten alles Einzelne auf Gott zu beziehen ſich gewöhnen; wird es ihnen oft ſo ſchwer, in einem größern Ganzen das Walten und den Willen Gottes zu finden und zu erkennen, wovon die Folge iſt, daß ihre Weltanſchauung häufig ſo wenig heiter, ſo trübſelig und finſter iſt. Dazu tragen auch ihre anthropomorphiſtiſchen und anthropopathiſchen Vorſtellungen und Redeweiſen von Gott bei, von deſſen Zorn und Eiferſucht ſie gar viel ſprechen. Gewißermaßen mögen ſie damit nicht ganz Unrecht haben, gegenüber einer weichlichen und matten Sentimentalität, welche immer nur von der Liebe Gottes ſpricht — in der Art, wie man einem ſchwachen Vater Liebe zuſchreibt — und alles Unrecht, alles Böſe mit menſchlicher Schwäche entſchuldigt, und die Religion nur zu einigen äſthetiſch-ſentimentalen Effecten gebraucht; aber mit den Bildern und Ausdrücken wird die ganze Vorſtellungsweiſe den Pietiſten ſo leicht ſinnlich gefärbt, und die ſinnlichen Bilder ſpielen oft eine größere Rolle, als die Idee, deren Ausdruck ſie ſeyn ſollen. Die Idee der Heiligkeit Gottes wirkt und gilt weniger, als die Vorſtellung des auf dem Thron des jüngſten Gerichts ſitzenden, ſtrafenden Richters; das aufs ſinnlichſte ausgemalte Bild der zwiefachen Ewigkeit ſoll das einzige Augenmerk, die Richtſchnur für das ganze Leben auf Erden ſeyn. So wird z. B. von der Miß Kennedy die weltliche Muſik verworfen, ſo das Tanzen, weil es keine Vorbereitung auf den Himmel ſey; ein Knabe wirft ſich eine nur etwas muntere Rede an einem Sonntag als eine Entweihung des Tags des Herrn, als eine Sünde vor u. dgl.

Wir übergehen die unvollendet gebliebene Erzählung: Philipp Coleville, welche einen hiſtoriſchen Grund hat, und die Schickſale der presbyterianiſchen Kirche Schottlands unter den letzten Stuarts ſchildern ſollte, ſo wie auch den: Pater Clemens, eine Art Controverſe zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſion, in welcher natürlich die Confeſſion der Verfaſſerin ſelbſt den Sieg davonträgt, und wenden uns zu dem frommen Roman Dunallan.

Die Helden dieſes Romans, wenn es erlaubt iſt, dieſen profanen Namen auf die fraglichen Perſonen anzuwenden, ſind Eduard Dunallan und Katharine Dunallan. Sie ſind, wie ihr gleicher Geſchlechtsname andeutet, verwandt, und die Väter von beiden hatten ſchon längſt unter ſich die Verabredung getroffen, daß ihre Kinder, (es waren auf beiden Seiten die einzigen) ſich mit einander vermählen und ſomit die Güter beider Familien vereinigt werden ſollten. Die Lordswürde, welche der Vater Katharinens bekleidete, ging nach ſeinem Tod an den jungen Eduard Dunallan über.

Eduard und Katharine hatten aus kindlicher Pietät in den Wunſch ihrer Väter (beide Mütter waren lange todt) eingewilligt, aber beide hatten wenig oder vielmehr keine Neigung zu der ihnen angeſonnenen, im angeblichen Intereſſe der Familie beſchloſſenen Verbindung. Wohl waren ſie in früher Jugend mit einander bekannt geweſen; aber ſeit vielen Jahren waren ſie ſich fremd geworden, hatten ſie ſich, zumal da Eduard lange auf Reiſen abweſend geweſen war, gar nie geſehen, und hatten gegenſeitig nicht die günſtigſte Meinung von einander gefaßt. Die Erzählung beginnt mit dem Zeitpunkt, wo die Ankunft Eduards im Schloß Dunallan erwartet wird. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben, und auf deſſen letzte Wünſche berief ſich der Sohn in dem froſtigen Schreiben an Katharinens Vater, worin er ihm zu wiſſen that, daß er in ſechs Monaten einen Beſuch machen werde, um die eingegangnen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Nach Ablauf der ſechs Monate kam wieder ein etwas artigerer, aber immer noch kalter Brief Eduards, des Inhalts, daß er in den nächſten Tagen eintreffen werde. Er ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, Katharinens Wünſchen in Betreff ihres künftigen Aufenthaltsorts in jeder Weiſe zu genügen, er ſelbſt aber, fügte er hinzu, werde durch wichtige Geſchäfte auf längere Zeit, vielleicht auf Jahre, nach London und ins Ausland gerufen.

Katharine, ein gutgeartetes, verſtändiges, lebhaftes und gebildetes Mädchen, welche in noch unreifen Jahren ihrem zärtlich geliebten Vater jenes Verſprechen gegeben hatte, welches zu widerrufen ſie ſich auch jetzt aus Liebe zu ihm nicht entſchließen konnte, ſah jetzt, bei reiferer Einſicht und größerer Selbſtſtändigkeit, mit Bangigkeit, ja faſt mit Verzweiflung der Ankunft eines Mannes entgegen, der aus ſeiner Abneigung gegen die Heirath, ſofern ſein freier Wille betheiligt war, eigentlich kein Geheimniß machte, der ſich dazu nur aus kindlicher Pflicht und Gehorſam bequemte, und gegen den ſie überdieß durch ſehr nachtheilige Gerüchte über ſeine Handlungsweiſe, ſeinen Charakter und ſein perſönliches Benehmen eingenommen war. Sie klagte ihren Kummer ihrer Couſine und Freundin Eliſabeth, deren Prophezeihung, wenn ſie einander wieder kennen lernten, würden ſie gewiß Geſchmack an einander gewinnen und ſich lieb gewinnen, ſie ungläubig zurückwies. Er werde ihr leicht aus dem Geſicht leſen, daß er ihr verhaßt ſey, da ſie ſich nicht zu verſtellen vermöge, noch auch dazu Luſt habe. Schon in frühen Jahren, erzählte ſie, haben ſie ſich nie gut vertragen, und ſich beſtändig gezankt; er ſey damals ſchon

stets ernst, überlegt und pedantisch gewesen. Jetzt wolle er für gewaltig fromm, für weit frömmer als andere Leute gelten, und sey nach allem, was sie höre, sehr finster und streng. Die Leute in seiner Grafschaft nennen ihn deßhalb den Heiligen von Armmore. Mit diesen Ansprüchen auf Frömmigkeit stimmen aber seine Handlungen schlecht überein. Er habe durch die dringendsten Wünsche und Anerbietungen seines ihn zärtlich liebenden Vaters nicht vermocht werden können, bei ihm in Armmore zu bleiben; dagegen habe er auf widrige Weise mit Gefängnißbesuchen und Wohlthätigkeit Aufsehen gemacht, und überall auf Mißbräuche und Mängel hingewiesen, während er seinen eigenen Vater allein ließ. Nach dessen Tod habe er dessen sämmtliche Diener, die zum Theil zwanzig Jahre im Hause gewesen, ohne Geschenke entlassen; nur einem jungen hübschen Mädchen habe er Geld und eine Bibel gegeben. Ferner habe Dunallan die Vermählung seines Freundes Clanmar, der ihn auf seinen Reisen begleitet und ihm unbedingt ergeben gewesen, mit einer jungen Deutschen zu Stande gebracht, und zwar unter den verdächtigsten Umständen, so daß die Familie ihn für den abscheulichsten Heuchler halte; Clanmar selbst aber sey so böse auf Dunallan, daß er seinen Namen nicht mehr nenne. Endlich habe er seiner Schwester dadurch das Herz gebrochen, daß er sie verhindert habe, ihrem Gatten, der sein Vermögen allerdings durch Leichtsinn verloren und in der Noth eine Anstellung in Indien angenommen hatte, dahin zu begleiten; denn sein Vermögen habe ihm eine unbeschränkte Macht über die unglücklichen Gatten gegeben, die auf seine Unterstützung angewiesen waren. Ueberdieß aber war Katharinen auch noch durch Zufall ein Brief Dunallans zu Gesicht gekommen, worin er sich über ihren Charakter, ihre bösen Neigungen, ihre falsche Erziehung aufs stärkste aussprach und geradezu erklärte, sie sey das Gegentheil von dem, was in seinen Augen bei einem Mädchen angenehm und liebenswürdig sey, so daß er sich mit dem Gedanken an seine projectirte Verbindung mit ihr nicht aussöhnen könne. Mit solchen Gefühlen und Gesinnungen, jedoch mit dem Entschluß, den Plan ihres Vaters nicht zu zerstören, ihm das Glück ihres Lebens zum Opfer zu bringen, und durch die Genüsse und Freuden der Freundschaft und der Natur so viel als möglich zu trösten und zu erheitern, sah Katharine, welche den Zustand ihrer Seele, ihrem Vater nach Kräften verbarg, der Ankunft ihres Zukünftigen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Eduard und Mortins, allein, besprechen mehrere wichtige Angelegenheiten. Mortins, der junge beißblütige Republicaner, fordert zuerst seinen etwas ältern und kühlern Freund auf, bei dem Leichenbegängniß Nevils, eines hochgeachteten, tugendhaften Parlamentsglieds, eine Rede zu halten. Die Rede kommt dann auf ein Landgut, das die Stadt London ihrem Liebling, Eduard, zum Geschenk gemacht hat. Mortins, uneigennützig und stolz, billigt dieß nicht ganz; man habe sich zu sehr beeilt, zumal da an der Subscription noch 7000 Guineen fehlen, welche natürlich Eduard herschießen solle. Eduard hat kein Geld, und hat das Gut schon an die Hospitäler der Stadt verschenkt. Mortins hofft das Geld von Gott zu bekommen. Endlich gibt Eduard seinem Freund das Schreiben, worin er Godwins Journal Lügen straft, um es in sein Journal einzurücken. Mortins redet es ihm aus und Eduard gibt nach. Hier folgen ziemlich ausführliche Raisonnements über die Presse:

Eduard.

Die Presse ist das schönste Recht, das man
Als Ehrenmann unter'm Gesetz kann üben;
Lebend'ge Schützerin der Freiheit Aller,
Ist sie des Mächt'gen Angst, des Schwachen Hoffnung.
Ehre dem Autor, der die Wahrheit sagt
Der drohenden Macht wie dem gereizten Volk,
Als höchster Richter, ohne Gunst und Furcht,
Denn heilig und gefahrvoll ist sein Amt.
Doch nichts Heilloseres kenn' ich, als den Mißbrauch
Solch eines Guts, um Schlimmes zu bewirken;
Den Dieb verachtet' ich minder, dessen Hand
Im Schutz der Nacht nach meiner Börse greift,
Er gilt mir wen'ger elend, als der tück'sche
Feigling, der mächtig durch ein heil'ges Recht,
Von dem er als ein Räuber macht Gebrauch,
Schmählich sich des Gesetzes Aug' entzieht,
Um als Verleumder mir die Ehr' zu stehlen.

Lord Derby wird angemeldet; Mortins flüstert Eduard zu, er solle ihm seine Stimme bei der Lord Mayors Wahl geben; die Extreme, Republicanismus und Jakobitismus, berühren sich. Lord Derby beglückwünscht Eduard zuerst zu jener Rede, namentlich zu der trefflichen Stelle (welche Eduard nicht gesprochen), grüßt Mortins und ladet ihn in seinen Salon für den Abend und für künftig ein. Mit Eduard allein spricht er zuerst von seiner Nichte und bittet ihn dann um seine Stimme. Eduard fragt ihn, ob er den Eid abzulegen gedenke. — Bekanntlich ist in der französischen Kammer die Bedeutung und Nothwendigkeit des politischen Eids zur Sprache gekommen und von einigen Seiten dessen Abschaffung verlangt worden. Der Dichter der Popularité faßt das Raisonnement für und wider in folgenden Reden zusammen:

Eduard.

Darf wissen ich, eh wir den Punkt erörtern,
Mylord, ob Euch der Eid kein Anstoß ist?

Lord Derby (lächelt).

Ueber den Eid hat Jeder seine Ansicht,
Entscheiden kann hierin nur das Gewissen.
Mein Vater, ihn verweigernd, handelte,
So scheint mir, weniger als Staatsmann, denn

Als Märtyrer für ſeine Könige:
Denn, mag die Weig'rung auch heroiſch ſeyn,
Unmöglich macht ſie's uns, dem Staat zu dienen,
Ihm ſchulden alle Bürger ihre Kraft;
Soll ich die ſchwache mein'ge ihm verſagen?
Für die Regierung hab' ich wenig Neigung —
Doch ſie beſteht; und weit entfernt, daß man
Ein Factum, welchem man ſich fügen muß,
Zum Dogma macht, ſcheint mir, ein Ehrenmann
Läßt gelten wohl das Factum, nicht das Recht.
Ueber das Ziel beruhigt, das mein Herz
Sich vorgeſetzt, mach' ich mir wenig
Aus einer Förmlichkeit; und da der Zweck
In dieſem Fall das Mittel wohl entſchuldigt,
Nenn' ich mich Unterthan aus Bürgerpflicht:
Alles mit Vorbehalt! polit'ſcher Eid —
Was iſt das? — ein erzwungener Vertrag,
Welchen ... gewiſſe krit'ſche Fälle ... können
Gewiſſermaßen brechen ... in gewiſſen
Zeitpunkten, und der mich nicht kann verpflichten.
Mich nicht kann binden, wie ein andrer Eid.

Eduard.

Erlaubt mir, Eure Anſicht zu beſtreiten;
Nicht kann der Willkür heimgeſtellt ſeyn, was
Die Ehre angeht; mög' er noch ſo ſchwer
Uns fallen, — wenn er frei geleiſtet ward,
Bleibt ein polit'ſcher Eid doch ſtets ein Eid;
Verweigre ihn und leiſt' ihn, wer da will,
Doch wer ihn bricht, den kann ich nicht entſchuldigen.
Die Pflichten deuten heißt die Pflichten tödten!
Ihre moraliſche Gewalt kann nicht
Beſtehn mit ſolcherlei Ausflüchten, nicht
Mit Unterſcheidungen, die machten, daß
Ein Menſch ſollt' haben zweierlei Gewiſſen,
Und daß der Staatsmann thäte ohne Erröthen,
Weß der Privatmann ſich von Herzen ſchämte.
Dann gibt es nichts mehr, was verdammlich wäre,
Dann wär' kein Attentat und kein Verbrechen
So ſcheußlich, welches nicht das Intereſſe
Rechtfertigen und es befehlen könnte,
Und alles, ſelbſt der Meuchelmord, wär' Tugend.
Drum ehren wir der Pflichten Deſpotismus;
Nicht Freiheit noch Geſetze ſtehen feſt,
Wenn Redlichkeit im Staate nichts mehr gilt.
Wenn kein Meineid'ger iſt des Lands Erwählter,
So darf es zweifeln nie an meinem Eid:
Aus Achtung vor mir ſelbſt bleib' ich ihm treu;
Und nicht begreif' ich, wie ein feierlich Wort,
Vor Gott, vor allen Menſchen ihm gegeben,
Ein minder bindender Vertrag für uns,
Ein wen'ger heil'ger Band ſey, als das Wort
Welches ein Spieler ſeinem Dieb verpfändet,
Der ihn auszieht in einer Hölle Londons.

Jetzt wird Eduard ein Brief von der Lady Strafford gebracht, die heimlich in London angekommen iſt, und ihn ſogleich zu ſprechen wünſcht. Eduard erklärt dem Lord, er müſſe ſogleich ausgehen. Lord Derby will ihn in ſeinem Wagen mitnehmen, aber Eduard würde dadurch die Anweſenheit der Lady verrathen, und lehnt es ab. Während dem aber kommt Mortins und meldet Eduard, daß das Volk heranziehe, feſtlich wie an einem Wahltag, um ihn zu ſeinem ehrenhaften Benehmen zu beglückwünſchen. Eduard iſt in der größten Spannung, Unruhe und Ungeduld, er will ausweichen und forteilen, wird aber von den Anweſenden aufgehalten, und die Bürger dringen herein, Thomas Goff an ihrer Spitze, welcher eine Anrede an Eduard hält. Eduard ſucht immer noch ſich loszumachen, aber als ein ächter Märtyrer der Popularität wird er feſtgehalten, und wie er darauf beſteht, auszufahren, ſpannt ſich das Volk an ſeinen Wagen und führt ihn ein paar Stündchen durch die Straßen Londons, an den Fenſtern ſeiner Geliebten vorbei, die er nun natürlich nicht zu ſprechen bekommt. So ſchließt der erſte Act.

Im zweiten Act finden wir zuerſt Lord Derby und Godwin bei einander. Godwin wird von Derby unterſtützt, aber er will auch öffentlich von ihm anerkannt und protegirt, durch ſeine Vermittlung ins Parlament gewählt werden, wozu der adelsſtolze Derby wenig Luſt hat, obgleich er dem Journaliſten, welcher ſeine Geheimniſſe kennt, ſchmeicheln muß. Ganz unerwartet tritt Lady Strafford ein; ihre Erſcheinung macht dem Lord Angſt, und noch mehr ihre kühnen Worte, ihr Drängen zum Handeln, da er, aus Furcht, ganz auf der legalen Bahn zu bleiben gedenkt. Sie verſpricht ihm jedoch die Stimme und den Einfluß Eduards bei der bevorſtehenden Wahl zu verſchaffen und deutet auf das Bündniß zwiſchen Demokraten und Jakobiten hin. Die Lady ſpricht ihren Heroismus in Folgendem aus; Derby hatte ihr geſagt, es könne ihnen beiden um den Kopf gehen und er habe nicht Luſt, ſo viel zu wagen; darauf erwiedert ſie:

Lady Strafford.

Oh! das iſt ein Gedanke, dran man ſich
Gewöhnt, ja vielmehr, den man liebgewinnt,
Weil er das Herz aufregt. Ich conſpirire!
Dieß große Wort knüpft uns an das Geſchick
Von einem Königreich; wie Eduard
Gewinnt man ſeine Popularität;
Bekannt wird, was man thut und was man ſpricht;
Alles wirft Einem ſeinen Ruhm zurück,
Und wie in ſeinem Spiegel, ſieht man ſich
In der Geſchichte. Ich, ich habe mich
Darin geſehn, als einſam, abenteuernd
Ich um mich trieb unter den Clans, berauſcht
Vom Plaid des Bergvolks, wenn ins Angeſicht
Der Sturm den Schaum von einem See mir peitſchte,
Wenn über Athols Felſen einen Weg
Ich bahnte mir, wenn ich um Mitternacht
Umirrte in dem feuchten Haidekraut,

Und meinen armen Fuß der Sturzbach netzte;
Aber so ruh'g wie im Festgewand,
Wenn ich die Seele eines Balls nach einer
Eroberung war, die Stirn bekränzt mit Blumen,
In meinem Auge ließ des Sieges Glanz
Von unsern letzten kühnen Thaten strahlen.
Ein seltsam Leben, Mylord, aber frei,
An Abenteuern reich, wo man fast glücklich
Sich fühlt beim Unglück, das man hat zu leiden;
Wo nie der Morgen für den Abend bürgt,
Wo jede Stunde hat ihre Gefahr,
Doch jeder Augenblick auch seine Hoffnung!
Ein Traum, wo schwillt das Herz, und braust der Geist!
Ein stürmischer und zaubervoller Rausch!
Ein Netz, viel süßer als die Ruhe, glühend
So wie die Liebe, mischt sich in dieß Chaos
Verworrener und heftiger Gefühle!
Das ist die Wonne unerschrockner Seelen!

Mortins, der kommt, sucht jetzt den Lord für seine Plane zu stimmen, welche darauf hinauslaufen, daß bei dem bevorstehenden Leichenbegängniß Nevils ein Aufstand ausbrechen und die Regierung stürzen soll, welchen Derby, als Lord Mayor nicht wenig begünstigen könnte. Der Lord versteckt sich jedoch immer mit seiner Furchtsamkeit hinter die Gesetzlichkeit und entschlüpft wie ein Aal dem leidenschaftlichen Journalisten. Mortins verspricht am Ende dem Lord, ihm seine Wahl zu sichern, und dieser erklärt sich in allgemeinen Ausdrücken als seinen Bundesgenossen, bedingt sich aber die strengste Verschwiegenheit aus. Der Lord beredet Mortins, daß Lady Strafford ihn tödtlich hasse, und versichert ebenso diese, daß Mortins solche Gesinnungen gegen sie hege. Jetzt treffen Caverly und Eduard bei Lord Derby ein. Während die andern sich entfernen, bleibt Eduard allein im Zimmer, das Mißgeschick beklagend, das den Besuch bei seiner Geliebten vereitelte; da tritt die Lady aus dem Gemach, in das sie sich zurückgezogen, hervor, und die Liebenden überlassen sich einen Augenblick ihrer Freude, bald aber gehen sie auf die öffentlichen Angelegenheiten über. Eduard gesteht seiner Julia, daß sie es sey, die ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit begeistre; sie benützt dieß, um ihn zu bitten, ihrem Oheim seine Stimme und seinen Einfluß zu seiner Erwählung zu leihen. Eduard besinnt, sträubt sich; er bittet sie, ihm einen Ort zu bestimmen, wo sie sich wiedersehen könnten, bittet sie, morgen ihren Oheim zu seinem Vater zu begleiten; sie schlägt es aus, und macht ihm Vorwürfe wegen seiner Weigerung, für Derby nach ihrem Wunsch zu stimmen, sie stellt ihm vor, wie unpopulär Nelbroun sey, und bestürmt ihn mit den süßesten Schmeicheleien. Lord Derby und Thomas Goff treten ein, der letztere, um von Eduard die Anweisung zu holen, für wen man stimmen solle. Lady Strafford gibt für Eduard die Antwort: Lord Derby. Eduard vermag nicht zu widersprechen. Lord Derby und Lady Strafford drücken dem Thomas Goff die Hand, welcher ganz zufrieden, ja berauscht weggeht, um Derby wählen zu lassen.

Im dritten Act empfängt Sir Gilbert auf seinem Landgut seinen Sohn mit Vorwürfen, daß er Derby's Wahl durchgesetzt habe, gegen welche sich dieser mit dem unvermeidlichen Einfluß des politischen Interesse vertheidigt. Sir Gilbert sieht Mortins zu Pferd sich nähern, und entfernt sich, voll Unmuths, um ihn nicht empfangen zu müssen. Umsonst sucht Eduard seinen Vater zu begütigen und aufzuhalten. Mortins ist gekömmen, um von Eduard zu verlangen, daß er bei dem Leichenbegängniß spreche und so das Volk in Flammen setze. Er verlangt von ihm einige von ihm unterschriebene Worte, um damit die Bürger und Arbeiter zum Leichenconduct einzuladen. Eduard erkundigt sich, ob ihm Mortins für die Ruhe bürge, und dieser bejaht, jedoch mit einigen Reservationen, die Frage. Eduard geht, die Adresse an das Volk aufzusetzen, und Mortins triumphirt, daß Eduard, trotz seiner Abneigung gegen gewaltsame Schritte, doch *seinen* Absichten dienen und das Volk aufregen müsse. Während er allein ist, kommt Lady Strafford; beide, von Lord Derby belogen, glauben sich tödtlich von einander gehaßt, aber nach einigen Worten verstehen und begegnen sie sich, indem jedes durch das andre seine Zwecke zu erreichen hofft. Beide erkennen die Feigheit Lord Derby's, und verabreden sich, ihn dadurch, daß man ihm vorschlage, zu handeln, dahin zu vermögen, daß er die Lord Mayorschaft für jetzt in Eduards Hände lege, welcher von ihnen Beiden, von der Geliebten und vom Freund, und von der Stimme des Volks gedrängt, sich nicht werde widersetzen können. Lord Derby kommt und der verabredete Plan wird sofort und zwar mit dem besten Erfolg in Ausführung gebracht. Sie sprechen ihm davon, daß er Geld, daß er Waffen herbeischaffen, sich an die Spitze der Bewegung stellen solle, daß es den Sturz der Regierung, oder eignen Untergang gelte, und Lord Derby geräth in die größte Angst. Eduard, dem sie nichts zu sagen verabreden, kommt mit der Adresse zurück, die er Mortins einhändigt, mit dem Bemerken, daß er auch den Namen des neuen Lord Mayors darin genannt habe, womit Mortins sehr zufrieden ist, was aber die Angst Derby's verdoppelt. Mortins eilt mit der Adresse fort. Sir Gilbert tritt wieder ein, begleitet von Caverly, der schlimme Neuigkeiten von London mitbringt. Der jakobitische Aufstand mache Fortschritte; man zittre davor, daß London morgen der Schauplatz des Bürgerkriegs seyn werde; die Insurgenten seyen in Carlisle eingezogen, das Ministerium, durch die Opposition gelähmt, vermöge nichts zu thun; man spreche von einem Complot, das auf dem Punkt sey auszubrechen, dessen Seele die in London angekommne Lady Montrose seyn solle. Eduard ereifert sich über diese Frau, die das Glück des Landes ihrer Grille opfern wolle, und erklärt, daß sie keine Schonung mehr verdiene; Lady Strafford vertheidigt und rechtfertigt mit Lebhaftigkeit die Geschmähte. In der City, meldet Caverly weiter, erhebe sich der Sturm und die Minister haben schon nach dem Lord Mayor fragen lassen. Lord Derby geräth in große Angst und erklärt, er eile sogleich nach London. Auch Eduard eilt fort, nachdem ihm noch sein Vater ins Gewissen geredet, seine Ehre rein zu erhalten, alles aufzubieten zur Rettung des Landes. Auch Lady Strafford entfernt sich.

Digitized by Google

Der vierte Act zeigt uns Eduard in seinem Salon. Lord Derby hat seine Amtsgewalt in Eduards Hände niedergelegt. Dieser hat nach den Aldermen geschickt, die aber alle ausgegangen oder krank sind. Er hat nach Mortins und Goff geschickt, welche kommen werden. Es gilt bei der bevorstehenden Leichenfeier dem Volk, und am Abend den Ministern Widerstand zu leisten. Schon hat er einen Brief an Harrington geschrieben, worin er bittet, ihn im Nothfall mit bewaffneter Macht zu unterstützen; aber im Begriff, ihn abzusenden, nimmt er ihn wieder zurück, besorgt, die Freiheiten der Stadt zu gefahrden. Godwin kommt, von Derby geschickt, und erklärt, daß der Lord abgereist sey, daß er sich nicht habe entschließen können, den Eid zu leisten. Sodann bietet Godwin Eduard, unter den größten Lobsprüchen und Schmeicheleien, seine Dienste, seine Feder an, unter der Bedingung, daß er ihn ins Parlament bringe, daß er die City für ihn stimme. Eduard erklärt, sich nicht binden, sich noch nicht entscheiden zu können. Godwin versteht die Weigerung und stimmt jetzt einen andern Ton an, den der Drohung; Eduard ist dagegen gleichgültig; Godwin läßt ein Wort fallen, daß er seinen Vater angreifen werde. Sie trennen sich in erklärtem Krieg. Auf die Bemerkung Godwins, Eduard verachte die Presse, antwortet dieser:

Eduard.

Ihr irrt Euch, Herr, ich achte sie sehr hoch!
Bedrohung ihrer Rechte gälte mir
Als ein Verbrechen; sie vertheidigen würd' ich,
Und müßt' ich selbst das Opfer werden. Doch
Wer seyd Ihr, daß Ihr sprecht in ihrem Namen?
Hat sie nur Eine Stimme, Eure? Nein!
Kein Einzelner vertritt die ganze Presse;
Wenn nicht Erörterung Vieler fände Raum,
So wär' ihr Spruch, ohne Berufung, den
Ein Einziger zu fällen sich vermäße,
Die Tyrannei vielmehr, und nicht die Freiheit;
Dagegen, gegen Alle, unsre Bürgin
Ist sie; aus einem unabläßigen Kampf
Tritt immerdar unsterblich sie hervor,
Dem falschen Rechte stets die Gerechtigkeit
Entgegenhaltend, und das Factum, das
Man glauben muß, der leicht geglaubten Lüge;
Die Namen, drauf sie stolz ist, jenen, die
Sie nur mit Scham erfüllen; reine Namen,
Edle Talente — auf die zähle ich!
Ich glaub' an ihre Macht und segn' ihr Wirken;
Wahrheit ist ihr Gesetz, ihr Ziel das Gute.
Das sind die Stützen der anständigen Presse,
Die sie geachtet machen durch ihr Wirken,
Erkennend, daß die erste Pflicht, sie zu
Vertreten, die ist: selber sich zu achten.

Caverly kommt mit der Nachricht, daß alles zu Grund gehe. Eduard meint, nur das Ministerium, und das habe weiter keine schlimmen Folgen. Caverly macht Eduard unter der Hand Anträge von Harrington, welcher geneigt sey, sich ihm zu nähern, wenn auch Eduard sich herbeilassen wolle, der auch seine finanziellen Verlegenheiten kenne und bereit sey, ihm zu Hülfe zu kommen u. s. w. Eduard lehnt alles entrüstet ab, und beharrt dabei, er wolle und müsse diesen Abend das Ministerium vernichten, und weist ebenso die Aussicht ab, in das jetzige Ministerium als erblicher Peer, als Herzog, einzutreten. Er entläßt Caverly mit dem Bescheid, daß er durch seine Rede in der Abendsitzung auf die ihm gemachten Anerbietungen antworten werde, daß er übrigens entschlossen sey, dem Volke, falls es sich zu Unordnungen hinreißen lasse, seiner Pflicht als Alderman gemäß entgegen zu treten, und nöthigenfalls mit gewaffneter Macht es im Zaum zu halten. Ehe noch Caverly weggegangen, kommen Mortins und Thomas Goff. Eduard erinnert Goff an seinen Einfluß beim Volk, dessen sich dieser hochmüthig rühmt, und bittet ihn, den drohenden Sturm abzuwenden und zu beschwichtigen. Dessen aber weigert sich Goff entschieden und grob; er wolle das Land nicht verrathen, und hätte, wenn er seinen Landsleuten dazu rathen wollte, keinen Einfluß auf sie; er kann es gar nicht glauben, daß Eduard im Ernst spreche, glaubt, er habe ihn auf die Probe stellen wollen, und beschuldigt ihn endlich der Heuchelei und Angst, indem er zwar dasselbe, wie das Volk, beabsichtige, aber nicht den Muth habe, es offen zu gestehen. Er entfernt sich in großem Zorn, entschlossen alles zum Ausbruch kommen zu lassen. Mortins dringt jetzt in Eduard, Harrington zu verdrängen und selbst Minister zu werden; Caverly unterstützt lebhaft diesen Rath und geräth dabei ganz in Feuer:

Caverly.

Gestern vertraten sie die Ordnung, heute
Vertretet Ihr sie; was auch thäten sie
Mit der Gewalt noch, die man ihnen nimmt?
Es thut mir leid um sie, gern will ich sagen:
Es ist ihr Fehler nicht! es hätte Niemand
Am Ende besser sich herausgezogen;
Einschreiben laß' ich mich bei ihnen, ja
Besuchen will ich sie; denn ich verrathe
Einen politschen Freund niemals. Doch dieß
Ist nicht ein Fall zu kleben an Systemen.
Bildet ein Cabinet! sucht, rafft zusammen
Wen Ihr nur wollt, mich nicht, mir liegt nichts daran.
Der Bill heut Abend macht, um Gott! den Garaus!
Verwerft, verwerft sie! wenn sie durchgeht, ist
Kein Heil mehr! Ich versprech' Euch alle Stimmen
Die mir stehn zur Verfügung, doch vor allem
Denkt an die Bildung eines Cabinets!
Sucht, sucht und findet, um den Sturm zu stillen,
Eins, das man ihnen an den Kopf kann werfen!
Benützt den Augenblick! Um Gottes willen,
Ein Ministerium Derrington habt ihr
In ihm; ich kenn' es nicht, doch unterstütz' ichs
Im voraus, von dem Thron und von dem Haus
Ist es im voraus schon genehmigt. Ich
Eile zu meinen Freunden, nach St. James.

Ich geh. Man glaubt mir; die Gefahr macht fügſam.
Ich ſelbſt, ich bin ſo leicht nicht umzuſtimmen
Und doch, weil ich verloren Alles ſehe,
Verzweifelt — ich ſelbſt werd' aus Mäßigung
Ein Wüthender; und wenn man Hab' und Gut,
Das Leben uns will nehmen: dann erſcheint
Mir ein Gleichgültiger des Galgens werth!

Nachdem er fort iſt, jubelt Mortins, daß das Miniſterium fallen müſſe, weil es ſich ſelbſt aufgebe, an ſich verzweifle. Eduard kann ſeine Freude nicht theilen; er argwohnt, Mortins wünſche und hoffe den Umſturz nicht bloß des Miniſteriums, ſondern auch der Dynaſtie. Mortins geſteht es halb und halb. Eduard macht ihm Vorwürfe, daß er das Volk entletten und zur Wuth reizen, daß er dem Geſetz trotzen, daß er ein Rebell werden wolle; Mortins ruft aus:

Rebell ſagſt du! o heil'ge Rebellion,
Für Englands Volk iſt es des Leu'n Erwachen!

Eduard, den Mortins zum Protector der zu gründenden Republik beſtimmt hat, ſchlägt dieß entſchieden aus, und erinnert ſeinen Freund, daß die Stuarts jeden Falls darauf harren, die Früchte eines Umſturzes zu ernten. Er erwartet eine beſſere Zeit von der Befeſtigung der geſetzlichen Freiheit und von dem Fortſchreiten von Vernunft und Sittlichkeit, nicht von Rebellion, Gewalt, Anarchie. Von Mortins befragt, ob er mitwirken wolle zu dem vorbereiteten großen Schlag, erklärt er ihm: eher werde er im Parlament für den Geſetzesvorſchlag, Suspendirung der Habeas-Corpusacte und die Subſidien ſtimmen, und wenn Unruhen in der Stadt ausbrechen, die bewaffnete Macht herbeirufen. Mortins überhäuft ihn mit Vorwürfen; er ſagt ihm, kein Freund werde ihm, dem Apoſtaten, bleiben, und die Ehre ſeines Vaters noch vor der ſeinigen ſterben. Es ſtehe in Godwins Macht, dieſelbe zu Grunde zu richten. Er zeigt Eduard ein Billet, in deſſen Beſitz Godwin gekommen, von Sir Gilbert Lindſey's Hand, worin dieſer den Sir Robert Walpole, als erſten Lord des Schatzes, um Ueberſendung der bewußten 50,000 Pfd. St. und um Verſchwiegenheit bittet. Mortins fordert nochmals Eduard auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; dann werde Godwin, eingeſchüchtert, keinen Gebrauch von dem Billet zu machen wagen; aber Eduard, wiewohl tief erſchüttert, beharrt auf ſeinem Entſchluß. Er will ſein Land nicht verrathen, ſeinen Eid nicht brechen.

Lady Strafford ſtürzt herein, ein Aſyl ſuchend; man ſey auf ihrer Spur, man verfolge ſie. Eduard, entrüſtet, droht deßhalb Harrington zur Rechenſchaft zu ziehen. Mortins flüſtert Eduard zu, der Leichenzug nähere ſich ſeinem Fenſter; er ſolle ſich nicht zeigen, ſolle den Rechten der Stadt nichts vergeben und im Parlament den Ruf der Freiheit erheben. Eduard iſt erſtaunt, daß ſeine Geliebte jene Projecte unterſtützt; ſie entdeckt ihm, daß ſie ſich jener nur als Mittel bedienen will, um die Stuarts wieder auf den Thron zu heben, unter welchen dann Eduard die Zügel der Regierung ergreifen ſoll, ſie zeigt ihm ſeine Ernennung zum erſten Miniſter ſchon unterzeichnet; er zerreißt das Papier; ſein Benehmen ſey ihm vorgezeichnet; er gehe ins Parlament, um für das Geſetz zu votiren und laſſe Truppen gegen das Volk marſchiren. Lady Strafford ruft, ſie ſey verloren — ſie gibt ſich ihm als Lady Montroſe zu erkennen. Eduard iſt wie vom Donner gerührt; die Lady beſtürmt ihn aufs neue mit den Bitten der Liebe, deren Gefühl in ſeiner Bruſt keineswegs erſtorben iſt; ſie zeigt ihm, zwiſchen was er zu wählen habe, und verläßt ihn. Eduard allein, überlegt, ſchwankt in ſchwerer Wahl, er hört den Trauerzug; er denkt an die Tugend des geſtorbnen Nevil, und entſchließt ſich den Brief an den Miniſter abzuſchicken.

Fünfter Act. Die Scheiben in Eduards Salon ſind zertrümmert. Er ſelbſt ſitzt vor ſeinem Tiſch und lieſt zuerſt das Journal von Mortins, das ihn der Verletzung der Rechte der Stadt anklagt und ihn als für die Sache der Freiheit verloren bedauert. Dann kommt er an das Journal Godwins. Dieß ſpricht von der Lady Strafford und von mehreren Zuſammenkünften, die ſie mit einem jungen Redner (Eduard) gehabt. Dann iſt die Rede von Eduards Apoſtaſie, welche durch Beſtechung erklärt wird — eine um ſo natürlichere Annahme, als dieſe Schwachheit erblich in der Familie zu ſeyn ſcheine, und hier wird das Billet von Sir Gilbert mitgetheilt. Eduard ſchreibt ſogleich eine Ausforderung an Godwin. Sein Vater kommt, fragt ihn, ob er das Journal geleſen, ob er vorher von dem Billet gewußt, ob er die Veröffentlichung hätte verhindern können, ob er ihn ſchuldig glaube? und ſchließt ihn dann mit Entzücken in ſeine Arme, weil er die Stärke gehabt, eine ſolche Probe zu beſtehen, verſichert ihn ſeiner Unſchuld und verſpricht, Mortins davon unwiderſprechlich zu überzeugen. Caverly kommt, und gibt Eduard zu verſtehen, daß man Lady Strafford wolle in der Stille entfliehen laſſen, wenn nicht eine Heirath einen Schleier über ihr bisheriges Treiben werfe. Lady Strafford aber weigert ſich, unter den jetzigen Umſtänden Eduards Hand anzunehmen, ſeine dringenden Bitten zu erhören, und entfernt ſich mit edlem Stolz. Mortins und Goff kommen; ſie verlangen Eduards Wahlmandat zurück, was er verweigert, da er ſeiner Pflicht getreu geblieben; Goff geht unter Schmähungen ab. Mortins bleibt noch einen Augenblick; Sir Gilbert nimmt ihn bei Seite und zeigt ihm ein Billet von ſeinem (Mortins) Vater an Sir Gilbert, worin er ihm anzeigt, er habe die 50,000 Pfd. St., für franzöſiſche Flüchtlinge beſtimmt, erhalten, aber ſie verſpielt und werde ſich ſofort das Leben nehmen. Er möge dieß Billet nur vorweiſen, wenn es zu ſeiner eignen Rechtfertigung nothwendig ſey. Sir Gilbert heißt Mortins das Billet verbrennen; der junge Mann nimmt mit Rührung von Sir Gilbert und von Eduard Abſchied; ſie müſſen ſich trennen, aber ſie werden nie Feinde ſeyn. Eduard bleibt mit ſeinem Vater allein zurück, tief niedergeſchlagen, ohne Freund und Geliebte. Sir Gilbert ſucht ihm Muth einzuſprechen und beſchließt das Ganze mit einer Rede über die Volksgunſt:

Ihr ſklaviſch folgen wie ſie fliehn, iſt Schwäche;
Sie kommt dir wieder, wie ſie dich verläßt;
Nimm ihren Beiſtand, wenn er dich nichts koſtet;
Such' ſie zu gutem Zweck, nicht an ſich ſelbſt;
Gleichmüthig bleibe, wenn ſie dich verläßt;

Treu iſt ſie nur, wenn ſie vollbrachte Thaten
Bekränzt, und Tage ohne Reu; doch nur
Die Todten ſchattet, o mein Sohn, ihr Lorbeer!

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſches.

Hymne an die Freiheit, von Dr. Salomos aus Zante.

Fragment.

Dich erkenn' ich an dem Leuchten,
An der Schärfe deines Schwerts,
Dich am Blick, dem zornesfenchten,
Der mit Macht mir dringt ins Herz.
Auferſtandne aus der Griechen
Herzen, deinem Heiligthum,
Du, nach der wir ſchmachten, ſiechen,
Gruß dir Freiheit, Preis und Ruhm!
Dort haſt du gewohnt im Grunde,
Schaam gefühlt und Kummer tief,
Harrend, ob aus keinem Munde
Dich's zur Auferſtehung rief.
Zögernd kam der Tag gegangen,
Ach, kein Ruf erſcholl ringsum;
Alle drückte ſei es Bangen,
Harte Knechtſchaft hielt ſie ſtumm.
Ach, kein Troſt war dir geblieben,
Als vergangner Zeiten Glück;
Aber Wehmuthszähren trüben
Ob der jetz'gen Schmach den Blick.
Und vergebens harrſt du täglich,
Ob kein Freiheitsruf erſcholl;
Deine Hände rangſt du klaglich,
Finſterer Verzweiflung voll.
„Wann," ſo ruffſt du, „wird erhoben
„Dieß mein Haupt, ſo ſchwer und bang?"
Und als Antwort ſchallt von oben
Weinen, Knirſchen, Feſſelklang.
Da erhebſt dein Aug du wieder,
Trüb vom langen Thränenfluß,
Und es trieft vom Kleide nieder
Griechenbluts ein breiter Guß.
Mit dem blutgen Waffenhemde
Willſt du aus der Heimath gehn,
Suchend, ob nicht in der Fremde
Dir ein Helfer möcht' erſtehn. — —

Einſam zogſt du aus von dorten;
Einſam — langſt du wieder an.
Ach verſchloſſen ſind die Pforten,
Wenn das Elend pocht daran!
Dieſen floß die Mitleidsthräne
Doch vergeſſen iſt ſie ſchon;
Hülf und Troſt gelobten Jene,
Täuſchten dich mit grauſem Hohn.
Weh mir! laut frohlockten Andre,
Trieben dich mit Spott hinaus:
„Ei, wer Hülfe bettelt, wandre
„Vor der eignen Söhne Haus!" — —

(In den folgenden Strophen tritt die Freiheit redend auf.)

„Was noch übrig bleibe, ſehet,
„Denket, was noch ſey zu thun!
„Stets wird, wenn ihr einig ſtehet,
„Sieg auf euren Fahnen ruhn. — —
„Männer mit der Löwenfreie,
„Pflanzt ein Kreuzeszeichen auf,
„Rufet all' aus einer Kehle:
„Hieher, Fürſten, blickt herauf!
„Seht den Herrn, zu dem wir beten,
„Ihr, wie wir! Bei ſeinem Blut
„Flehn wir, laßt uns nicht zertreten
„In des wilden Kampfes Wuth! — —
„Ach, ſchon lange floß in Bächen
„Wehrlos Blut der Chriſtenheit,
„Das nun aus des Abgrunds Nächten
„Laut um Rache, Rache ſchreit.
„Hört ihr nicht, ihr Ebenbilder
„Gottes, dieſen Racheſchrei?
„Nimmer ward das Würgen milder,
„Flohn Jahrhundert' auch vorbei.
„Hört ihr nicht? Mit Donnertoſen
„Ruft's wie Abels Blut empor.
„Das iſt nicht des Windes Koſen,
„Der da rauſcht im dürren Rohr.
„Was beſchließt ihr? zu erhalten,
„Was wir mit dem Blut befreit?
„Oder opfert ihr den kalten
„Gründen uns der Staatsklugheit?
„Habt ihr dieß euch vorgenommen,
„Seh't das Kreuz hier aufgebaut!
„Fürſten, wollet helfend kommen;
„Hieher, Fürſten, hieher ſchaut!"

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortsetzung.)

Eine größere Gesellschaft von Gästen, ältern und jüngeren, war auf Schloß Dunallan versammelt; darunter namentlich mehrere junge Männer, Georg Lennox, St. Clair, Cameron, zum Theil Jugendfreunde von Katharinen, welche mehr oder weniger ihre Bewunderer und Verehrer waren. Ein Spazierritt und eine Wasserfahrt wurde an dem verhängnißvollen Tage beliebt, wo man Dunallans Ankunft erwartete; der junge St. Clair zeigte sich besonders beflissen, sich Katharinen angenehm zu erweisen, die ihn aber kurz abfertigte, und bei der Rückkehr sahen sie einen eben angekommnen Reisewagen vor dem Thor, aus welchem ein schlanker junger Mann von einnehmender Gestalt stieg und von Lord Dunallan empfangen wurde. Katharine, von St. Clair geführt, zitterte so heftig, daß sie sich auf eine Gartenbank niedersetzen mußte. Nach einer Weile ermannte sie sich und stand auf; ihr Vater kam mit dem Fremden ihnen entgegen und stellte Herrn Eduard Dunallan vor. Dieser sah sie mit einer Miene voll Milde an; sie erröthete, als ihr Auge seinem Blick begegnete, schämte sich aber über den Anschein bloßer Schüchternheit, die sie dadurch zu verrathen fürchtete; sie brachte kein Wort hervor; bald erinnerte sie sich alles dessen, was sie von ihm gehört; Verachtung, Stolz und Widerwille bemächtigten sich ihrer und sie schritt schweigend weiter, mit aufgerichtetem Haupt und das Auge mit dem Ausdruck des Stolzes auf den Boden geheftet. Als Eduard mit Elisabeth ein Gespräch anknüpfte, war Katharinen selbst der Ton seiner Stimme zuwider, weil er ganz anders war, als sie sich ihn gedacht hatte. Als Elisabeth ihn fragte, ob er wohl Katharinen wieder erkannt hätte, antwortete er: „Ich glaube nicht;" nachdem er sie aber einen Augenblick angesehen, fuhr er fort: „Fräulein Dunallan hat sich weniger verändert, als ich im ersten Augenblick unsers Wiedersehens glaubte;" und stieß dann einen bördaren Seufzer aus. —

Unter solchen Auspicien begann die erneuerte Bekanntschaft der durch die Uebereinkunft der Väter eigentlich schon Verlobten; über die weitere Gestaltung ihres Verhältnisses müssen wir uns kurz und summarisch fassen. Mit so ungünstigen Augen Katharine den jungen Mann von Anfang an betrachtete, mußte sie sich doch nach und nach gestehen, daß seine äußere Erscheinung nicht wenig Empfehlendes und Einnehmendes habe. Er war vollkommen gewandt und artig, in hohem Grad gebildet und unterhaltend, sprach sehr gut und zeigte in manchen Fällen, wenn die jungen Männer, namentlich St. Clair ihn zum Streit herausforderten und nöthigten, eine große Kaltblütigkeit und eine entschiedene Ueberlegenheit des Geistes. Dabei aber zeigte er sich sehr offen und freimüthig, und verhehlte gelegentlich sein Mißfallen über manches was Katharine sprach oder that, nicht im mindesten. Diese verhehlte sich nicht, daß er in seiner Bildung ihr überlegen sey, bestärkte sich aber eben dadurch in ihrer Meinung, daß sie ihm mißfallen müsse, und ihr Stolz empörte sich immer mehr gegen den Gedanken, daß die Verbindung mit ihr dem jungen Mann aufgedrungen werden solle, je mehr nach und nach manche ihrer Vorurtheile gegen ihn erschüttert wurden. Die Aeußerungen des Mißfallens, welche sie hin und wieder an Dunallan bemerkte, ärgerten sie halb, halb aber beschämten sie sie auch, und ohne es sich selbst recht zu gestehen, räumte sie seinem Beifall und seiner Mißbilligung einen Einfluß, eine Bedeutung ein, wodurch sie sich einigermaßen beklommen und ängstlich in seiner Nähe fühlte. War sie aber auch manchmal empfindlich über ihn, so fühlte sie doch auch, da sein Benehmen gegen sie im Ganzen freundlich und artig war, daß er sie nicht beleidigen wollte und daß er an ihr ein aufrichtigeres und wärmeres Interesse zu nehmen schien, als sie ihm unter den obwaltenden Umständen zutrauen konnte. Dennoch kam dann aber immer wieder der Gedanke, er verachte sie, als ein leichtsinniges, launenhaftes Geschöpf, und sie glaubte manchmal selbst, er habe nicht ganz Unrecht mit seinem Urtheil über sie. Aus seinen strengen religiösen Ansichten machte Dunallan, im vorkommenden Fall, kein Ge-

heimniß, ſondern ſprach ſich offen und ohne Verlegenheit aus, ohne daß er jedoch die Gelegenheit aufſuchte, das Geſpräch auf ſolche Gegenſtände zu bringen. Einen ſehr günſtigen Eindruck machte auf Katharine das Benehmen Dunallans, als ihr Vater ſie beide zu Rathe zog wegen einer Schenkung, die er an Eliſabeth Murray und ihre Geſchwiſter machen wollte, und wobei Dunallan ſich ebenſo zartfühlend als großmüthig erwies und ganz mit dem Sinn Katharinens zuſammenſtimmte. Auch empfand ſie es nicht übel, als Dunallan ihre Beſtrebungen und Beſchäftigungen in wohlwollender Weiſe als unbefriedigend und weltlich bezeichnete und ſie auf andere hinwies, welche allein auf die Dauer Befriedigung und Glück gewähren. Eine herbe Aeußerung Dunallans jedoch über eine Bemerkung Katharinens, „daß dergleichen Wahrheiten aufzufinden dem Kopf mehr Ehre mache als dem Herzen," verletzte und erkältete dieſe aufs tiefſte, und Dunallan gab ſich vergebens Mühe, dieſen Eindruck durch Freundlichkeit und Milde zu verwiſchen, da Katharine in ſeinen Bemühungen nur theilnehmendes Mitleid ſah. Bald darauf berief Lord Dunallan ſeine Tochter zu ſich, um ihr anzukündigen, daß ihre Vermählung mit Eduard Dunallan in wenigen Tagen ſtatt finden ſolle. Katharine war zuerſt erſchüttert, daß das gefürchtete Ereigniß ſo bald ſtatthaben ſolle; ſie war verletzt, als ihr Vater ihr erklärte, die Trauung ſolle deßwegen beſchleunigt werden, weil Dunallan durch wichtige Geſchäfte bald auf längere Zeit abgerufen werde; aber noch ſchmerzlicher wurde ſie ergriffen, als ſie erfuhr, Dunallan ſelbſt habe um Aufſchub gebeten, aber ihr Vater dieß abgelehnt; denn darin konnte ſie nur den entſchiedenſten Beweis von Dunallans Abneigung gegen ihre Verbindung erblicken, und alle Verſicherungen ihres Vaters, daß Dunallan nur aus Delicateſſe und um ihretwillen dieſen Aufſchub verlangt habe, konnten ihr tief verwundetes Gefühl nicht heilen und beruhigen. Sie fühlte ſich, nachdem ſie ſich dem Wunſch ihres Vaters als ein ſchweigendes Opfer unterworfen, höchſt elend. In ſolcher Stimmung wurde ſie erſt noch von dem jungen Cameron und von St. Clair mit Vorſchlägen beſtürmt, welche ſie mit Entrüſtung zurückwies.

In der ſeltſamſten Lage befanden ſich die Verlobten einander gegenüber, als der Tag der Trauung anbrach. Katharine konnte kaum die nöthige Faſſung aufbringen, um die Ceremonie durchzumachen. Sogleich nach der Trauung ſtiegen ſie in den Reiſewagen und fuhren nach Arnmore. Dunallan begegnete ihr mit der zarteſten Aufmerkſamkeit; ſeine Gattin erſtaunte über den Ausdruck von Traurigkeit und Gemüthsbewegung in ſeinem Angeſicht; ſie glaubte ſogar Thränen in ſeinem Auge zu ſehen und dachte: „Wie ſelbſtſüchtig bin ich geweſen; ich vergaß, daß auch er Gefühl beſitzt und daß er eben ſo viel, vielleicht mehr Urſache hat ſich unglücklich zu fühlen als ich." Bei einem Verſuch zu ſprechen brach ſie in Thränen aus; er bat ſie aufs freundlichſte, ſich zu faſſen: „Bemühe dich die letzten paar Stunden zu vergeſſen, denke nur daran, daß du jetzt einen neuen Freund haſt, der im Angeſicht des Himmels gelobt hat über dein Glück zu wachen. Du ſelbſt ſollſt beſtimmen, worin dieß Glück beſtehen ſoll. Ich habe nur zu deutlich deine Abneigung gegen dieſe, aus äußerlichen Rückſichten geſchloſſene Verbindung bemerkt und weiß, daß du dich nur durch ein edles Pflichtgefühl haſt beſtimmen laſſen, ſie einzugehen. Ich habe alle Mittel, die in meiner Gewalt ſtanden, verſucht, um dir deine Freiheit wieder zu verſchaffen, aber alle ſind fehlgeſchlagen. Alles was ich in dieſem Augenblick hoffen kann, iſt, daß es vielleicht in meiner Macht ſteht, dich wenigſtens nicht unglücklich zu machen. Glaubſt du nicht, daß ich der Verzeihung würdig bin, wenn ich einem verſtorbenen Vater dasſelbe Verſprechen halte, deſſen Erfüllung du alles deines Widerwillens ungeachtet für eine heilige Pflicht gegen einen Vater gehalten haſt, der noch am Leben iſt?" Dieſe Frage ſchien Katharinen über die wahre Lage der Dinge die Augen zu öffnen, aber ihre Gedanken waren verwirrt und ſie ſchwieg. Im Verlauf ihres Geſprächs zeigte ſich, daß Dunallan drei Briefe an Katharine geſchrieben hatte, welche ſie über Vieles aufgeklärt hätten, die aber von ihrem Vater zurückbehalten wurden. Er hatte ihr darin geſchrieben, ſein Verſprechen, das er ſeinem Vater gegeben, ſey nur ein bedingtes geweſen; und für den Fall, daß Katharine nicht geneigt ſeyn ſollte, ihre Einwilligung zu geben, wäre dasſelbe nichtig geweſen. Sie baten ſich gegenſeitig um Vergebung wegen deſſen, was ſie einander unwiſſentlich zu Leide gethan und einander gekränkt hatten, aber doch wurde ihr Verhältniß zu einander noch nicht recht klar. Dunallan ſprach Katharinen von der Zukunft. Sie ſollte in Arnmore eben ſo frei ſeyn, wie in Schloß Dunallan. Seine Tante, eine würdige Wittwe, die auch alle ihre ſechs Kinder verloren, werde Arnmore verlaſſen, wenn ſie nicht ausdrücklich das Gegentheil wünſche. Er ſelbſt werde jedem ihrer Wünſche zuvorzukommen ſuchen, und ſie nie an die Rechte erinnern, welche ihm die Ceremonie des heutigen Tages verliehen habe, ſo lange Katharine ſie ſo offenbar verabſcheue. Er bat ſie dann, vieles zu vergeſſen zu ſuchen, was ſie über und gegen ihn gehört habe, und ſich ſelbſt, aus eigner Anſchauung, ein Urtheil über ihn zu bilden. Als ſie ſich Arnmore näherten, bat Dunallan Katharinen, ihr Urtheil über Manches, was ihr daſelbſt anfangs fremd, vielleicht läſtig und widrig erſcheine, eine Weile aufzuſchieben, bis ſie alles näher geprüft habe, und die Anſichten der Perſonen in Arnmore nicht von vornherein zu verwerfen, weil ſie von denen abwichen, welche ihr bisher als recht und vernünftig erſchienen, und daß ſie ſich in einige neue Formen fügen möge, welche ſie in der Lebensweiſe in Arnmore finden werde, wenigſtens bis ſie ſich überzeugt habe, daß ſie verkehrt ſeyen.

Katharine bemerkte, daß Dunallan im Dorfe ſchon von allen Leuten mit der größten Freude und Herzlichkeit bewillkommt wurde. In Arnmore ſelbſt wurden ſie von Dunallans Tante, Madame Oswald, mit mütterlicher Zärtlichkeit und Rührung empfangen. Die Kinder von Eduards Schweſter hingen ſich an ſeinen Hals und wandten bald auch Katharinen ihre Liebe zu.

Die neuen, ungewohnten Formen, auf welche Dunallan Katharinen vorbereitet hatte, beſtanden hauptſächlich in den täglichen häuslichen Andachtsübungen, welche Dunallan ſelbſt leitete, indem er den Geſang anſtimmte und Abſchnitte aus der Bibel vorlas, ſie erklärte, betete, und welchen alle Hausbewohner anwohnten — Andachtsübungen, worüber St. Clair in

Dunallans Gegenwart oft gespottet hatte. Katharine ward dadurch mit gemischten Empfindungen erfüllt, doch hatte das Wohlgefallen die Oberhand in ihrer Seele. Das übrige Leben und die Sitten in Armmore, der Friede, die Freundlichkeit und Stille womit alles betrieben wurde, der menschenfreundliche, wohlwollende Sinn, welcher alle Thätigkeit bezeichnete, gefiel ihr sehr gut, und sie empfand bald ein lebhaftes Interesse an den Beschäftigungen, welche zu übernehmen Dunallan ihr anbot. Ihre Achtung gegen diesen, den sie von Jedermann geliebt und geehrt sah, stieg immer mehr; er aber hielt sich in bescheidner Entfernung von ihr, und vermied es sorgfältig, ihr in irgend einer Weise aufdringlich zu erscheinen. Die nachtheiligen Gerüchte über seine Handlungsweise schwebten zwar Katharinen immer noch vor der Seele; aber sie sehnte sich sehr darnach, von dem Ungrund derselben überzeugt zu werden. Dagegen aber erwachte auch in ihr der lebhafte Wunsch, daß sich Dunallans Ansicht von ihrem Charakter und Seelenzustand bessern möchte; denn sie empfand, daß er viel an ihr auszusetzen haben werde, und es war ihr, als hege er Gefühle für sie, wie für ein Kind, dem er unglücklicherweise wehe gethan, das er deßhalb beschwichtigen und einlullen müsse.

Natürlich fehlte es auch nicht an religiösen Unterhaltungen über verschiedne Gegenstände, über das Streben nach Heiligung und Vollkommenheit, über das natürliche Unvermögen des Menschen, über die Wirksamkeit der göttlichen Gnade, über die Nothwendigkeit der Bekehrung u. s. w., und Dunallan fand mit allen seinen Ansichten und Lehren über diese Gegenstände an Katharinen, wenn sie auch anfangs noch einige Einwendungen zu machen suchte, eine willige Schülerin. Sie überzeugte sich mehr und mehr, daß Dunallan Recht habe, und zugleich wurden auch durch die Erzählungen der Madame Oswald die Gerüchte über seine angeblich tadelnswerthen Handlungen berichtigt.

Bald kamen in Armmore einige, ebenfalls fromme Freunde Dunallans an, welche ihm die Nachricht überbrachten, daß er die Reise, die er schon länger in Aussicht hatte, nunmehr bald antreten sollte. Die Reise betraf Missionsgegenstände, ging nach Rußland, und wurde von der Regierung, in Betracht anderer Gründe, unterstützt. Katharine ward einigermaßen überrascht und betrübt, was sie sich jedoch nicht anmerken ließ. Dunallan stellte es ihrer Entscheidung anheim, ob sie wünsche, daß er die Reise ablehne; in diesem Falle würde er es als seine erste Pflicht ansehen, ihrem Wunsch zu folgen. Katharine erklärte ihm, sie wünsche nicht, daß er um ihretwillen einen Plan aufgebe. Sie aufzufordern, ihn auf einer so weiten und beschwerlichen Reise zu begleiten, wagte Dunallan nicht, und Katharina scheute sich ebenfalls, bei dem zwischen ihnen bestehenden Verhältniß ihm den Vorschlag zu machen, oder ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen; denn sie zweifelte noch, ob sie damit seinen Wünschen entgegen käme. Aber nur gegenseitige Mißverständnisse waren es, die sie abhielten, miteinander die Reise anzutreten: Dunallan glaubte sich durch Katharinens Aeußerungen aufs neue vergewissert, daß sie wenig oder keine Neigung für ihn habe, und Katharine wagte nicht, die Betrübniß, die er über die Trennung zu fühlen schien, auf ihre Person hauptsächlich zu beziehen.

Indessen verabredeten sie doch, sich, und zwar häufig, zu schreiben, und diese Zusage Katharinens schien Dunallan großes Vergnügen zu machen. Er übertrug ihr vor seiner Abreise viele Geschäfte zur Besorgung, und dieß Vertrauen machte sie sehr glücklich. Er bezeichnete ihr auch in seiner Bibliothek die Bücher, welche er von ihr gelesen wünschte. Dann nahmen sie Abschied, der von Dunallans Seite eben so zärtlich als feierlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Ob nun dieß Stück eine Komödie im eigentlichen Sinn heißen könne, mögen unsre Leser entscheiden; uns scheint es nicht. Man könnte es etwa ein bürgerlich-politisches Drama nennen, oder eine politische Moralität, wie man in frühern Zeiten religiöse Moralitäten aufführte. Weder eine Theorie, ein System, noch auch eine Person (wenigstens keine der Hauptpersonen) wird lächerlich gemacht, verspottet oder beschämt; die Repräsentanten der politischen Parteien ziehen sich im Grund alle ganz gut aus der Sache, und wir möchten fast sagen, Herr Delavigne wagte nicht seine eigene Popularität, so viel ihm davon noch übrig seyn mag, dadurch allzusehr zu compromittiren, daß er ein politisches System allzuscharf geißelte oder an den Pranger der Lächerlichkeit stellte; der komischen Muse werden als Opfer preisgegeben der geldstolze und dumme Goff, der feige Derby und der egoistischberechnende Caverly, aus welchem am Ende ein „wüthender Moderantist" wird. Godwin ist ein boshafter Mensch, der keiner Partei angehört. Es ist augenfällig, daß das Stück durchaus eine Anspielung auf den politischen Zustand und die Doctrinen Frankreichs ist, eine leicht zu durchschauende Uebersetzung ins Englische, welche aber ohne einen festen historischen Boden haltungslos in der Luft schwebt. Es macht einen lächerlichen Eindruck, und zwar einen vom Autor gewiß nicht beabsichtigten, wenn man in einer ganz nahen historischen Periode von berühmten Rednern und Oppositionsführern liest, von welchen die Geschichte nichts weiß, wie dieser Edward Lindsey ist. Dieser große, aber in der Geschichte nicht bekannte Redner und Staatsmann ist nun zwar ein Ehrenmann (wie auch sein Vater, Sir Gilbert Lindsey), aber wir gestehen, daß er uns den Eindruck eines umsichtigen und klugen Politikers, was doch wohl der mächtige Führer der Opposition seyn müßte, nicht gemacht hat. Er merkt doch wahrlich gar zu schwer und zu wenig; er kommt nicht hinter das Geheimniß seiner Geliebten, er durchschaut nicht die politischen Grundsätze von Mortins, er umgibt sich nicht mit Männern von seiner Ansicht, sondern scheint ganz von dem Einfluß eines Journalisten abhängig. Kurz er stellt sich als ein redlicher und gewissenhafter Mann, aber

nicht als Staatsmann dar, und er erſcheint uns am Ende als der Märtyrer nicht nur ſeiner Vaterlandsliebe, ſondern auch als Opfer ſeiner eignen Kurzſichtigkeit. Auch das iſt zu beachten, daß er am Ende nicht ſowohl gebeugt iſt durch den Verluſt ſeiner Popularität, als ſeiner Geliebten und ſeines Freundes, mit denen er nun einmal politiſch nicht zuſammenſtimmen konnte. Beſſer als die Sache der geſetzlichen Freiheit iſt die Legitimität vertreten durch Lady Strafford (die an die Herzogin von Berry erinnert), und die Sache der Republik durch den leidenſchaftlichen und aufopferungsfähigen, wiewohl in der Wahl der Mittel nicht bedenklichen Mortins. Der Bund dieſer beiden Parteien iſt eine Anſpielung auf das Zuſammenhalten von Republicanern und Legitimiſten in Frankreich. Nevils Leichenbegängniß erinnert an das von Lamarque.

Delavigne hatte bei ſeinem Stück offenbar die ganz löbliche Abſicht, die politiſche Gewiſſenhaftigkeit, die an Pflicht und Eid feſthält, unbekümmert um den Verluſt von äußern Vortheilen, Ehren und Volksgunſt, zu empfehlen und zu verherrlichen; aber dieß hätte in der Komödie dadurch erreicht werden ſollen, daß ſich die von ihm geprieſene Geſinnung als dem Verſtand nach den andern politiſchen Syſtemen und Parteien überlegen gezeigt, den Vortheil des klugen Handelns und wohl auch des Erfolgs über ſie behauptet hätte. Dieß iſt nun nicht der Fall; Eduard opfert vielmehr, während die Andern ihren Syſtemen treu bleiben, ſein bisheriges Syſtem der Oppoſition, freilich in beſter Abſicht, auf, und unterſtützt das bisher von ihm bekämpfte Miniſterium — mit welchem Erfolg für die Wohlfahrt des Landes, erfahrt man aus dem Stück ſelbſt noch nicht. Fragt man, wer denn eigentlich den Sieg davontrage, ſo muß man antworten: das im Stück gar nicht auftretende Miniſterium, die Regierung! Aber dieſen Triumph hat die Regierung nicht ihrer eigenen Weisheit, ſondern Eduards Tugend zuzuſchreiben, ſo daß das etwa beabſichtigte feine Compliment wieder in nichts zerfällt.

Die eingeflochtenen Räſonnements über politiſche Streitfragen, wovon einige Proben gegeben wurden, ſind zum Theil ganz gute Reſumés der darüber erhobenen Contreverſen, und der Ausdruck iſt öfters epigrammatiſch treffend; aber die Abſicht zu belehren und zu predigen tritt allzunackt hervor; und mag der Dichter ſeinen Landsleuten manche heilſame Wahrheit geſagt haben, wie z. B. in der Stelle, wo es von der Beredſamkeit heißt:

Ein Uebel nenn' ich die Beredſamkeit,
Wenn Unheil ihre Folge iſt; und Unheil
Stifter, wer da beredt beweiſt: daß Unrecht
Vernunft und Recht hat, daß die Wahrheit lügt:
In dem Vertreter, den zu ſeiner Schmach
Man hoch erhebt, bewundre ich den Redner,
Indeß den Menſchen ich verachten muß;

ſo hätte er doch ſeine Aufgabe beſſer gelöst, wenn er, ſtatt zu declamiren und zu moraliſiren, lächerlich gemacht und verſpottet hätte. Beſſern wird er ohnehin ſeine Landsleute durch dieſe zahme Komödie nicht wollen! — —

Den Namen der Komödie trägt noch eher mit Recht die Journaliſtenſchule der Frau v. Girardin, obgleich die Verfaſſerin ſelbſt fühlt, daß die Form etwas ungewöhnlich iſt. Sie ſagt: „Im erſten Act iſt die Journaliſtenſchule eine Art Vaudeville, mit Scherzen und Calembourgs durchſäet; im zweiten Act eine Art Caricatur, wo das Komiſche des Gegenſtands übertrieben iſt, nach dem Vorgang der großen Meiſter; im dritten Act eine Komödie; im vierten ein Drama; im fünften eine Tragödie. Im Styl der entſprechende Ton, der gleiche Wechſel; im erſten Act iſt der Styl ſatyriſch; im vierten einfach und ernſt; im fünften ſtrebt er poetiſch zu ſeyn. Die Verfaſſerin hat das ſo gewollt."

Wir haben nichts dagegen, wenn die Verfaſſerin eine neue Form ſchuf, wenn nur ihr Stück eine gewiſſe innere Einheit und Gleichförmigkeit behauptet; aber lächerlich kommt es uns vor, wenn ſie ſagt: die Journaliſtenſchule ſey ein Verſuch „der neuen Gattung," welche durch den Geiſt des Zeitalters bedingt und gefordert werde, und ſie dieß Zeitalter, in der Vorrede, folgendermaßen charakteriſirt: „Eine Epoche wie die unſrige, wo alle Stände verkehrt, alle Claſſen durch einander geworfen ſind, ein Zeitalter des Neids, wo die Großen ſich erniedrigen, um noch etwas zu gelten, die Kleinen ſteigen, nur weil ſie klein ſind, wo die nicht anzufechtende Ueberlegenheit ein unentſchuldbares Verbrechen iſt, wo man ſpotten muß, um zu bewundern, wo die Entſtellungen der Perſon ein unentbehrlicher Paß zu den Vollkommenheiten des Geiſtes ſind, wo ungebildetes Benehmen Glück macht, die Häßlichkeit ein Zauber und die Mißachtung eine Aegide iſt; ein Jahrhundert erhabener Vernunft und unheilbaren Wahnſinns, wo die Staatsmänner Emeuten machen, und die Krämer ſie unterdrücken, ... eine zugleich poetiſche und bürgerliche, romantiſche und triviale Epoche, wo die Verbrechen burlesk und die Scherze tödtlich ſind, wo die närriſchſten Eitelkeiten die unheilvollſten Folgen haben — eine ſolche Zeit mußte wohl eine neue Gattung in der Komödie erzeugen; ein exceptionelles Drama, unſere exceptionellen Sitten darſtellend, die Welt ſchildernd wie ſie iſt, d. h. mehr dumm als boshaft, und weniger ſchuldig als blind, gefährlicher durch ihre Leichtfertigkeit als durch ihre Corruption; eine Tragikomödie, an die Satyre und das Epos ſtreifend, ein groteskes Gemälde, eine furchtbare Lehre, worin der Dichter zugleich Spötter und Richter, Hiſtoriker und Prophet iſt."

Das heißt wahrlich die Rednerei allzu hitzig übertreiben; das Stück muß ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt tragen, ſonſt wird ihm die Berufung auf den Geiſt der Zeit wenig helfen. Wenn die Zeit confus iſt, ſoll dann auch die Poeſie confus werden? Das wäre eine abſurde Conſequenz; die Kunſtform eines Werks, einer Dichtung iſt gewiß nie in ſolchem Grad abhängig von dem herrſchenden Geiſt der Zeit.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65 u. 66.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortſetzung.)

Allein, dachte dann Katharine über die für ihr Schickſal ſo wichtigen letzten ſechs Wochen nach, und machte ſich bei dieſem Rückblick bittere Vorwürfe. Sie ſagte ſich ſelbſt, daß ſie ſich wiſſentlich und muthwillig gegen die Anerkennung von Dunallans Werth verſchloſſen und verblendet und dadurch ihre jetzige, ſeltſame Lage herbeigeführt habe, „und nun iſt er fort,“ dachte ſie, „wo ich gerade angefangen hatte zu fühlen, daß ich ſeinen Beifall und ſeine Zuneigung als die Quelle meines ganzen Glückes betrachten könne; und wenn das Gefühl des Mitleids für mich in ihm ſchwächer geworden iſt, dann wird er auch mich vergeſſen, oder ſich meiner nur als einer läſtigen Perſon erinnern, für die er zu ſorgen ſich anheiſchig gemacht hat.“ Ihr Troſt während Dunallans Abweſenheit waren in den erſten Tagen beſonders Geſpräche mit Madame Oswald über Dunallan und über religiöſe Gegenſtände, Lecture in den von ihm bezeichneten Büchern, Gebet, und bald auch Dunallans herzliche Briefe, die nicht lang auf ſich warten ließen, und die ſie mit dem größten Eifer und ausführlich beantwortete. Nach einiger Zeit traf ein Brief Dunallans ein, worin er ihr die Geſchichte ſeiner Bekehrung erzählte, mit der Abſicht, ſie von dem gänzlichen Unvermögen des menſchlichen Herzens, wahrhaft moraliſch zu ſeyn in Gedanken, Gefühlen, Werken und Worten, zu überzeugen.

Das Weſentliche dieſer Geſchichte iſt Folgendes. Seine Mutter war eine vortreffliche, höchſt religiöſe Frau, ſein Vater aber ſtimmte in den religiöſen Anſichten ganz und gar nicht mit ihr überein, und brachte den Knaben in ein Erziehungsinſtitut, das im Uebrigen trefflich war, aber wo man die Religion vernachläſſigte. Der Vorſteher war ein Theiſt. Der Verluſt ſeiner Mutter überzeugte den eben die Univerſität beziehenden Jüngling von der Unzulänglichkeit philoſophiſcher Theorien, wahren Kummer zu verſcheuchen oder zu lindern; aber nach und nach ſiegte der Jugendmuth und der Ehrgeiz über die Trauer. Er zeichnete ſich auf der Univerſität ſehr aus, und um ſich auf die politiſche Laufbahn vorzubereiten, veranſtaltete er mit mehreren Bekannten Zuſammenkünfte zur Ausbildung ihrer Rednertalente, denen ſich bald viele Studirende anſchloſſen. Hier machte er die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten jungen Mannes, Churchill, eines Theologen, der eine mit dem größten Beifall aufgenommene Rede Dunallans auf deſſen eigne Aufforderung aufs ſchlagendſte und meiſterhafteſte widerlegte. Dunallan bewarb ſich ſofort um die Bekanntſchaft und Freundſchaft dieſes jungen Mannes, der ſich zuerſt dagegen ſträubte, da er in ſeinen Anſichten und Geſinnungen zu ſehr von dem weltlichen Dunallan abwich, zuletzt aber doch ſich ſeiner freundlichen Zudringlichkeit nicht entziehen konnte. Sie wurden vertraute Freunde, und blieben es, obgleich bei ihren beſtändigen Erörterungen über die höchſten Wahrheiten keiner den andern für ſein Syſtem zu gewinnen vermochte. Wohl aber trat, zu Dunallans nicht geringem Erſtaunen, derjenige Freund, den er nächſt Churchill am meiſten liebte und ſchätzte, Walderford, zu den Anſichten Churchills über.

Für die in ihren Anſichten ſo verſchiedenen Freunde kam endlich die Zeit der Trennung. Dunallan brachte einige Zeit bei einem Freund ſeines Vaters zu, um durch die Erfahrung und Anleitung dieſes ſehr gebildeten Mannes ſich noch weiter für die Welt und für die politiſche Laufbahn auszubilden. Lord Coverdale empfahl ihm beſonders die Beobachtung und das Studium der Menſchen. Im Hauſe ſeines Vaters, der mit einer ſchlechten Perſon lebte, machte er in dieſer Hinſicht ſehr unerfreuliche Beobachtungen, und nicht viel beſſere in London, im Hauſe ſeines Schwagers Harcourth, der, ein grundſatzloſer Wüſtling, ihn mit dem Laſter auf eine Art bekannt machen wollte, gegen die ſich Dunallans unverdorbener Geſchmack empörte. Churchill, der eine Pfarrei angenommen, warnte ihn ernſtlich und wiederholt vor den ihn ohne Zweifel bedrohenden Verſuchungen; Dunallan aber glaubte ſich dagegen vollkommen geſichert.

Nach einiger Zeit erhielt Dunallan Zutritt im Hauſe eines

Mannes, der zu den Häuptern einer politischen Partei gehörte. In diesem Hause fand sich, was Geist und Talente betrifft, der auserlesenste Cirkel von Männern und Frauen, und Dunallan, der mit einigem Mißtrauen das Haus betrat, weil er gewarnt worden war, und glaubte, man wolle ihn für jene politische Partei gewinnen, ward aufs angenehmste überrascht durch die anscheinende Unbefangenheit, die einnehmende, würdevolle Feinheit und die vollkommene Ungezwungenheit im Benehmen, die daselbst herrschte. Sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit waren in hohem Grade geschmeichelt, und die Frauen, die er hier fand, flößten ihm eine nie empfundene Bewunderung ein. Für eine verheirathete Frau insbesondere (er nennt sie, da sie noch jetzt als eine Zierde vieler Gesellschaften gelte, mit fingirtem Namen: Aspasia), von den ausgezeichnetsten Talenten und dem einnehmendsten Wesen, empfand er bald, obgleich sie etwa fünfzehn Jahre älter war als er, lebhaftere Gefühle, als er sich selbst zu gestehen wagte. Der Ausdruck von Geist und Gemüth in ihrem Gesicht bezauberte ihn sobald er sie sah; durch ein fein berechnetes Benehmen wußte sie ihn immer mehr anzuziehen und ihn endlich unauflöslich an sich zu fesseln. Ohne Prüfung und Argwohn nahm Dunallan allmählich die in jenem Kreise geltenden schlaffen und lockern Grundsätze an, und seine Bewerbung um Aspasiens Gunst wurde bald mit Erfolg gekrönt. Er war von dieser gefährlichen Auszeichnung ganz berauscht, und ein längerer Aufenthalt auf einem Landsitz, wo die größte Freiheit und Ungezwungenheit herrschte, leistete dem sich entspinnenden strafbaren Verhältniß allen Vorschub. „Ich war zu jener Zeit," schreibt er, „so verblendet, daß ich, ohne die Beschuldigung der Heuchelei zu verdienen, von Tugend reden konnte, während ich ihre deutlichsten Gebote mit Füßen trat. Ich konnte von Ehre sprechen, wie viele Männer beständig thun, während ich mich der ehrlosesten Handlungen schuldig machte. Ich konnte laut über das wahre Wohl der menschlichen Gesellschaft declamiren, und über die Verdorbenheit derer, welche ihr Gesetze gaben, während ich selbst ihre heiligsten Gesetze verletzte."

Noch längere Zeit dauerte der Zauber, welchen Aspasia über ihn ausübte, obgleich er manchmal seine Verhältnisse im wahren Licht zu betrachten anfing; aber er haßte dieß Licht und wurde düster und traurig. Die Briefe von Walderford und Churchill machten ihm wenig Freude; sie schienen sich noch in ihrem alten Wahne glücklich zu fühlen, während er, der Alles besaß was die Welt preist und beneidet, sich unglücklich und elend fühlte. Er schrieb seinen Freunden, wenn sie wirklich glücklich seyen, so sey ihr Glück nur das der Unwissenheit, zu dem er nun nicht mehr zurückkehren könne. Churchill lud ihn in einem ungemein freundlichen und schonenden Brief zu sich aufs Land ein. Dunallan empfand ein Verlangen ihn wieder zu sehen, beschloß zu ihm zu reisen, theilte aber seine Absicht Aspasien mit, welche darüber in Verzweiflung gerieth. Er vermochte sie nicht zu verlassen, so sehr er seine schmähliche Knechtschaft fühlte. Er schrieb an Churchill, daß er nicht zu ihm kommen könne, und kehrte zu seinem alten Leben zurück. Wenige Tage darauf kam Churchill in London an. Er entdeckte Dunallan, daß er aus seinem letzten Briefe auf ein peinliches Verhältniß mit einer Frau gerathen habe und deßhalb nach London gekommen sey, um ihm zu helfen, sich davon loszumachen. Churchill behandelte ihn mit der größten Milde und Theilnahme, machte ihm durchaus keine Vorwürfe und bewog ihn wirklich zu dem Entschluß, jenes Verhältniß abzubrechen und mit Churchill am folgenden Tag abzureisen. Aber dieser Entschluß wurde durch den noch immer fortwirkenden Zauber Aspasiens vereitelt und Churchill mußte tiefbetrübt allein London verlassen. Doch drückte er beim Abschied Dunallan liebevoll ans Herz.

Dunallan blieb, aber seine Ruhe und Sicherheit war vergiftet; er fühlte sich selbst in Aspasiens Gesellschaft nicht mehr glücklich. Churchill schrieb ihm fortwährend und empfahl ihm Beschäftigung. Dunallan warf sich auf die Politik und erntete vielen Beifall. Dieß schmeichelte ihm und hielt seinen Geist aufrecht, aber bald überzeugte er sich auch von der Verdorbenheit, dem grundsatzlosen Parteiwesen und der Nichtswürdigkeit der Machthaber oder derer, die nach der Macht strebten, und über der Beurtheilung und Verdammung fremder Fehler, worüber er sich in einem Brief an Churchill ausließ, vergaß er seine eignen. Churchill schrieb ihm darüber, daß dieß eine Bestätigung der Ansicht von der natürlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur sey, meldete ihm aber zugleich, daß er seit längerer Zeit sich unwohl befinde und außer Stand sey, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen. In demselben Brief entwickelte er mit Wärme und Ausführlichkeit seine religiösen Grundsätze.

Bald darauf erhielt er, und zwar aus den Händen Aspasia's, einen Brief, von einer ihm unbekannten, weiblichen Hand überschrieben; er war von Churchill selbst geschrieben, aber mit sehr veränderter Handschrift; es war sein Abschied; ehe Dunallan diese Zeilen erhalten, werde er wahrscheinlich schon diese Welt verlassen haben. „Wollte Gott, ich könnte Sie noch einmal sehen!" schloß der Brief.

Dunallan eilte fort, in der Hoffnung ihn noch lebend zu finden, und er täuschte sich nicht. Er brachte noch einige Stunden in der Gesellschaft des Sterbenden zu, und dessen Worte und Vermächtnisse, sein Glaube, seine Liebe, die tiefe und doch gefaßte Trauer der Familie erschütterten Dunallan so, daß eine gänzliche Veränderung in seinem Innern vorging. Er hatte dem Sterbenden versprochen, nicht mehr zu Aspasien zurückzukehren, und die Bibel zu lesen, in welcher er das religiöse System Churchills kurz zusammengefaßt fand, indem sie durchschossen war und die Blätter viele Bemerkungen von seiner Hand enthielten. Churchill entschlief mit erleichtertem Herzen.

Beinahe wäre Dunallan noch einmal der Versuchung erlegen; unterwegs auf der Heimreise begegnete er in einem Gasthofe Aspasien, welche in Gesellschaft ihres Bruders reiste; aber er siegte über die Versuchung und legte auch gegen Aspasiens Bruder das Versprechen ab, daß er sich von ihr hinfort entfernt halten wolle. Er ging sodann auf Reisen und bestärkte sich mehr und mehr in den religiösen Grundsätzen, denen er von jener Zeit an treu geblieben war. Churchill blieb gleichsam sein Schutzengel, aber er konnte die schmerzlichen, zuweilen fast unerträglichen Gedanken an Aspasia lange nicht aus seiner Seele

verbannen, bis er endlich in dem vollkommen angeeigneten, lebendig aufgenommenen religiösen Glauben Churchills Beruhigung und Frieden fand. „Von der Zeit an, wo ich die ersten Grundsätze der christlichen Religion vollkommen verstehen lernte, erschien mir Alles in der Natur und der menschlichen Gesellschaft, jedes Gefühl, jede Kraft meines Geistes und Herzens, in einem neuen Lichte; aber ich nahm nur langsam zu in der Erkenntniß, und muß noch immer viele Erfahrungen machen über die Schwäche und Unwissenheit des menschlichen Geistes, die Verkehrtheit und Verdorbenheit seines Herzens und die Gewalt seiner Leidenschaften. Ich habe aber jetzt die Quelle wahrer Erkenntniß, wahrer Tugend und Kraft kennen gelernt, und es ist mein inbrünstiges, beständiges Gebet, daß auch du, meine geliebte Katharine, sie finden mögest." Am Schluß dieses sehr langen Briefs erinnerte Dunallan Katharinen an ihr Versprechen, durch völlige Offenheit in ihren Briefen ihm einen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft zu geben.

Zu der Zeit, wo dieser Brief ankam, war der junge St. Clair mit seiner Mutter auf Besuch in Arnmore, und der junge Mann ließ sehr deutlich, aber auch sehr unpassend, merken, wie bitter er es empfinde, daß Katharine die Gattin Dunallans, und nicht die seinige, geworden sey. Seine Leidenschaft und Schwermuth, abwechselnd mit bittern Spöttereien und Sarkasmen, drückten und peinigten Katharinen, welche froh war, daß diese Gäste bald wieder abreisten.

Die Beantwortung von Dunallans Briefen, die Gespräche mit Madame Oswald, die Leitung der häuslichen Andacht, die Aufsicht über Schule und Pflege der Kranken und Armen, füllten die Zeit Katharinens aus, welche sich mit den Ansichten, die in Arnmore galten, immer mehr befreundete.

Von Dunallan blieben nach einiger Zeit die Briefe aus, während Katharine fortfuhr, ihm fleißig zu schreiben. Dieß ängstigte sie nicht wenig. Endlich erhielt sie einen Brief von Walderford, worin dieser ihr mittheilte, er habe Nachrichten von Dunallan; er befinde sich wohl und seine Sendung sey vom glücklichsten Erfolg begleitet gewesen; er hoffe weit früher nach Hause zurückkehren zu können, als er vermuthet. Wochen und Monate vergingen; noch zwei Briefe von Walderford kamen, die frühern Nachrichten bestätigend, aber auf unmittelbare Nachrichten von Dunallan wartete sie noch lange vergebens. Endlich kam ein Brief; er sprach von „einem Brief" Katharinens, während sie ihm wohl zwanzig geschrieben, und war im Ganzen zwar freundlich, aber etwas zurückhaltend. Jetzt kam Katharine auf den Gedanken, daß sie zu zärtliche Ausdrücke gebraucht und dadurch Dunallans Mißfallen erregt habe. Madame Oswald war sehr betroffen, aber Katharine bat sie dringend, die Sache ruhen zu lassen und Dunallan nicht darüber zur Rede zu stellen. Sie schrieb sogleich wieder an Dunallan und suchte in ihrem Schreiben theils den Ausdruck größerer Zärtlichkeit zu vermeiden, theils hütete sie sich, keine getäuschte Erwartung blicken zu lassen. Noch zwei Briefe langten jetzt von Dunallan an, aber beide ziemlich kalt und theilnahmlos. Mit Angst sah jetzt Katharine seiner baldigen Zurückkunft entgegen, und quälte sich ab mit Muthmaßungen über den Grund seiner Veränderung.

Endlich kehrte Dunallan zurück; der Empfang war von beiden Seiten peinlich; er sah angegriffen und leidend aus und sein Betragen gegen Katharine schwankte zwischen Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, und zwischen Zurückhaltung und Zwang. Katharine war in einer peinlichen, beklommenen Lage; aber es kam zu keiner Erklärung, obwohl Dunallan nach und nach, besonders als er von ihren Beschäftigungen und ihrer Thätigkeit während seiner Entfernung hörte, und aus ihren Gesprächen ihren Seelenzustand erkannte, weicher zu werden schien, oft eine große Rührung zeigte und sichtlich mit sich selbst kämpfte, um in seinem Benehmen sich gleich zu bleiben. Während dieser Spannung lief die Nachricht ein, daß Lord Dunallan erkrankt sey; Dunallan war sogleich bereit, Katharinen hin zu begleiten; sie fanden ihn noch am Leben, aber ziemlich schwach, seine Tochter pflegte ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und ihren und Dunallans vereinten Bemühungen gelang es auch, in dem sehr weltlich gesinnten Mann kurz vor seinem Ende noch religiöse Gefühle und Bedürfnisse zu erwecken. Dieß tröstete Katharinen nicht wenig über seinen bald darauf erfolgten Tod.

Durch dieß traurige Ereigniß wurde sie veranlaßt, sich mit größerm Vertrauen an Dunallan anzuschließen, der ihr mit Milde und Güte entgegenkam, und sie nach seinen Kräften tröstete und aufrichtete. Ein paar Worte, die er einmal über ihre Briefe hatte fallen lassen, machten sie aufmerksam und nachdenklich, was ihm denn daran könnte mißfallen haben; sie erbat sich eine Erklärung, und er gab ihr die Briefe, die sie ihm geschrieben, damit sie selbst entscheide, ob er nicht Grund zur Zurückhaltung und zum Kummer habe. Wie staunte sie, als sie fand, daß diese Briefe — in ihrer Handschrift geschrieben — doch nicht die ihrigen waren; daß eine raffinirte, feindliche Bosheit dieselben mußte untergeschoben haben, um ihr und Dunallans Glück zu zerstören. Es war ihr darin der Ton der gleichgültigen, wohl gar mißmuthigen Resignation und Unterwerfung unter Dunallans Willen geliehen. Wer der Urheber dieser Bosheit sey, darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel, aber sie beschloß, ihren Verdacht Dunallan nicht mitzutheilen, damit nicht schlimme Folgen daraus entständen. Sie machte die Entdeckung am Tag, ehe sie nach London abreisten, wohin Dunallan durch die tödtliche Krankheit seines Schwagers Harcourt gerufen wurde. Katharine sollte in Edinburg bei ihrer Cousine Elisabeth, die jetzt verheirathet war, bleiben. Unterwegs klärte sich nun Alles auf — Dunallan übergab Katharinen auch noch einen, durch Zufall (in der That aber durch absichtliche Bosheit) in seine Hände gekommenen Brief, angeblich von Katharinen an einen Dritten (St. Clair), der natürlich ebenso unächt war. Eine wonnevolle Verständigung und Herzenserleichterung der beiden Gatten folgte; aber Katharine bat Dunallan, er möchte sie auch ferner noch wie eine Schwester ansehen, bis sie ihm förmlich den Beweis liefere, daß jene Briefe untergeschoben seyen. Der glückliche Dunallan mußte Katharinen sogleich verlassen, um weiter zu reisen, und sie trennten sich mit schwerem Herzen.

Es war als hätten ſie eine Ahnung deſſen gehabt, was kommen ſollte. Katharine wartete mehrere Tage umſonſt auf Nachrichten von Dunallan; endlich kamen ſolche, aber ſie lauteten ſchlimm; St. Clair hatte in London Dunallans Geſellſchaft aufgeſucht, und ſich bemüht, in Streit mit ihm zu gerathen. Eine Ausforderung wies Dunallan zurück; St. Clair lockte ihn nun mit Liſt an einen Ort, wo er ihn mit Waffen erwartete, wollte ihn zum Duell zwingen, und verwundete ihn, als Dunallan dieß ſtandhaft zurückwies, durch einen Piſtolenſchuß in die Seite ſchwer. Gefährlich lag Dunallan darnieder. Katharine eilte mit Madame Oswald zu ihm. Er war ſehr ſchwach; ſein Leben ſchwebte in Gefahr; die Kugel war noch nicht herausgenommen, und eine ſchmerzhafte Operation ſtand bevor. Katharine pflegte ihn aufs liebevollſte; die Operation wurde vollzogen, und nach einigen angſtvollen Tagen, während welcher Katharine nur im Gebet Stärkung fand, trug Dunallans ſtarke Natur den Sieg davon. Er hatte ſich ſchon in den Tod ergeben, und machte ſich ſogar Vorwürfe, daß er mit ſolcher Liebe am Leben hänge, daß ihm die Geneſung wünſchenswerth ſcheine. Langſam erholte er ſich. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, um der Unterſuchung gegen St. Clair, die er ſeinerſeits gern verhindert hätte, als Zeuge beiwohnen zu können. Noch ziemlich ſchwach fuhr er nach der Gerichtsſitzung; bis ſpät in die Nacht blieb er aus; Katharine war in größter Angſt; nach Mitternacht endlich kam er erſchöpft an. St. Clair war durch andere Zeugen ſchwer gravirt, ſo daß eine ſchimpfliche Verurtheilung unvermeidlich war, ſo zuverſichtlich auch er und ſeine Verwandten auf Freiſprechung gerechnet hatten. Seine eigene Mutter war unter den Zuſchauern geweſen, und in ihrer Geſellſchaft — Aſpaſia, auf welche, da ſie ganz vorn ſtand, die erſten Blicke Dunallans fielen. Das war eine bittere Empfindung für ihn, und im Gefühl ſeiner eigenen frühern Schuld beſchloß er, den Angeklagten möglichſt zu ſchonen, was er auch that. Aber St. Clairs Haß war unverſöhnlich gegen ihn; er bat, ihm nur eine Frage vorlegen zu dürfen, und als Dunallan vortrat, ſchoß er eine Piſtole auf ihn ab, verfehlte ihn, und erſchoß mit einer zweiten Piſtole ſich ſelbſt. Tief erſchüttert entfernte ſich Dunallan, um dieſe traurige Nachricht Katharinen zu bringen, mit der er in den nächſten Tagen nach Arnmore abreiſte, beide glücklich nach ſo vielen Leiden und Prüfungen.

(Schluß folgt.)

Zwei politiſche Komödien,

Caſemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortſetzung.)

Als Zweck ihres Stücks gibt die Verfaſſerin an: „Zu zeigen, wie der Journalismus, durch das Fehlerhafte ſeiner Organiſation (?), ohne es zu wollen, ohne es zu wiſſen, die Geſellſchaft umſtürzt, indem er alle ihre Religionen zertrümmert, allen ihren Trägern die Nahrung entzieht, die ſie leben macht, dem Volk die Arbeit raubt, die ſein Brod, der Regierung die Einheit, die ihre Stärke, der Familie die Ehre, die ihr Zauber, der Intelligenz ihren Ruhm, der ihre Zukunft iſt.“ Das heißt ſich viel vornehmen, und die Leſer werden begierig ſeyn zu erfahren, wie dieſe Aufgabe gelöst wird; es ſey aber erlaubt, vorläufig ſchon darauf hinzudeuten, daß die Verfaſſerin den Journalismus, ſo wie er iſt, als die Urſache von einer Menge von Uebeln betrachtet und darſtellt, während ſein Zuſtand doch ganz gewiß auch als eine Wirkung, als das Reſultat der herrſchenden Geſinnung angeſehen werden muß. Die periodiſche Preſſe wirkt darum oft nachtheilig, weil die Menſchen von Leidenſchaften und Laſtern beherrſcht ſind, deren Grund nicht in der Preſſe zu ſuchen iſt. Würde nach der Meinung der Frau von Girardin die Cenſur das Uebel mit der Wurzel ausrotten? Die Cenſur in der gewöhnlich geübten Art würde nur etwa der Regierung zu Hülfe kommen; aber hätte die Verfaſſerin Luſt, auch in Beziehung auf Moral, Religion, auf Privatverleumdungen und dgl. die Cenſur in Frankreich einzuführen? und wäre dann ſie ſelbſt und ihr Gemahl ſo ſicher vor der vernichtenden Feder eines puritaniſchen Cenſors? Wie übertrieben dann die Vorwürfe jedenfalls ſind, ſieht Jeder ein, denn nach den angeführten Worten wäre ganz Frankreich in Armuth, alle Familien in Schande verſunken, alle Intelligenzen geächtet — durch die Schuld der Preſſe!

Gegen die Beſchuldigung, daß ſie den Journalismus überhaupt angreife, verwahrt ſich die Verfaſſerin mit der Einrede: „Sie nenne ihr Stück: die Schule der Journaliſten; eine Schule ſey nur für den, der etwas zu lernen habe, und die den Journaliſten ertheilte Lection gelte nur den boshaften, geiſtreichen und leichtfertigen Männern des Tags, die ſich der Feder bedienen wie eines Degens; den literariſchen Muskotieren, die einen beſtändigen Krieg von Epigrammen und von Witzworten unterhalten, deren Beruf der Streit iſt und die der Friede zu Grunde richten würde; den Spöttern von Profeſſion, die nicht ohne Feinde leben können;“ und gegen den Verdacht, daß ſie perſönliche Abneigungen oder Neigungen bei Abfaſſung ihres Stücks beſeelt hätten, ruft ſie aus: „die Leute, die etwas von der Kunſt verſtehen, wiſſen wohl, daß der Dichter unter der Arbeit vergißt, wer er iſt; ach! er arbeitet oft nur um es zu vergeſſen. Die wirkliche Welt verſchwindet in der unermeßlichen Ausſicht, welche die Begeiſterung ihm eröffnet; ſeine Individualität erliſcht, das Bewußtſeyn ſeiner Perſönlichkeit hemmt ihn nicht mehr. Ruft ihm mit ſeinem Namen, er antwortet euch nicht. Er iſt nicht mehr auf der Erde, und die Sprache die ihr ſprecht, iſt nicht die ſeinige. Umſonſt ſagt ihr zu ihm: gib Acht, die Verſe, die du mit bewegter Stimme lieſeſt, ſind die Apologie deines Bruders, deines Freundes, oder die Ehrenrettung deines treuloſeſten Feindes, er verſteht euch nicht. In der idealen Welt, worin er lebt, gibt es keinen Haß und kein Intereſſe. In dieſem ſchönen Lande der angeblichen Chimären, wo die ewigen Wahrheiten allein den Zutritt haben, ſind die unſchuldigen Weſen, die man auf Erden verleumdet, die von unwürdigem Verdacht verfolgt werden; die muthigen Weſen, die zum Lohn ihrer Arbeiten und Opfer nur Unglück und Proſcription ernten; ſie

ſind weder Verbündete, noch Rivale, weder Freunde noch Feinde mehr, ſondern Opfer, die man vertheidigen, Märtyrer, die man beſiegen muß!" — Iſt das nicht eine Tirade, die wetteifern zu wollen ſcheint mit Shakſpeare's:

The poets eye, in a fine frenzy rolling etc.?

Die in der Journaliſtenſchule auftretenden, von der Verfaſſerin ſelbſt charakteriſirten Perſonen ſind: Martel, Hauptredacteur des neu gegründeten Journals: la Vérité, ein Mann von gewandtem Benehmen, eleganter, aber nachläſſiger Haltung, ſpöttiſch und blaſirt, dem man es anſieht, daß er in ſchlechter Geſellſchaft lebt; Guilbert, ein reicher Bankier, der ſich mit ſeinem Geld etwas weiß; Edgar de Noroal, Officier der Spahis in Afrika, ein männlich ſchöner Officier, von würdevollem, offenem Benehmen; Morin, ein alter Hiſtorienmaler, ein ſchöner Greiſenkopf, edel, ſchwermüthig und mit begeiſtertem Auge; Pluchard, verantwortlicher Gerant des Journals, iſt, was man einen guten und tüchtigen Cameraden nennt, nicht elegant, doch auch nicht gemein, in ſeinem Weſen naiv, aber geiſtreich; Jollivet, Mitarbeiter, hat das Geſicht eines Lebemanns und Trinkers, voll gutmüthiger Bosheit; Griffaut, Mitarbeiter, groß und blaß, gleichgültig und verdroſſen; Blondin, Mitarbeiter, von leichtſinnigem, Dandyhaftem Weſen; Madame Guilbert, eine große und ſchöne Frau, von edler Haltung; Valentine, ihre Tochter, Gattin Dercourts, Miniſters des Innern, hübſch, geiſtreich, von ausgezeichnet feinem Benehmen; Cornelie, eine Operntänzerin, mürriſch und ſprödethuend, Benehmen einer einfältigen Perſon, die ſich für reizend hält. Außerdem mehrere unbedeutendere Perſonen.

Wie ſchon erwähnt, beginnt auch dieſe Komödie mit einem Gelage — der Journaliſten, welche die Gründung des neuen Organs der öffentlichen Meinung und der Wahrheit mit einer „Orgie" feiern. Indeß hört man vorerſt nur ihre Stimmen, und zwei Lakaien unterhalten ſich über ihre Luſtigkeit. Dann tritt Martel auf, der der Orgie nicht hat beiwohnen können, weil er mit ſeiner Geliebten, Cornelie, zu ſeinem Leidweſen, eine ſchlechte Mahlzeit hat einnehmen müſſen. Die Beleuchtung läßt ihn glauben, Madame Pluchard beabſichtige in ihrem prächtigen Salon einen Ball zu geben; aber er erfährt von einem Lakaien, ſie ſpeiſe auswärts, um den Herren alle Freiheit zu laſſen, da es ſich um wichtige Sachen handle. Martel ſtellt darüber wehmüthige Betrachtungen an:

O Frau Pluchard, wie denkſt du ſo erhaben!
O heil'ge Selbſtverläugnung eines Ehweibs!
Ha! du biſt Gattin, und dein würd'ger Gatte
Darf ohne dich ſo luſt'ge Feſte geben!
Und ich, der ich doch nicht den Eid geleiſtet
Vor einem Maire, ich kann dabei als Gaſt
Erſcheinen nicht, ſo bitter iſt mein Kelch!
Mit Sicherheit, ach' nur in Hymens Bann
Athmet der Freiheit ſüße Luft der Mann!

Guilbert, welcher die Caution des Journals vorgeſchoſſen, kommt, um ſich nach dem Journal zu erkundigen; Martel, bei Seite über den Bankier ſpottend, gibt ihm Auskunft: heute Abend werde die erſte Nummer erſcheinen. Martel läßt den Gäſten heimlich ſagen, ſie möchten ſich ſtiller verhalten, und verſpricht dem alten Herrn, geheim zu halten, daß er bei dem Journal betheiligt ſey. Aber die Gäſte lärmen immer ärger, und Martel weiß ſich nicht anders zu helfen, als daß er aus den Mitarbeitern des Journals heißblütige Provencalen macht; denn Herr Guilbert hält, wie er ſagt, viel auf Moralität. Sie unterhalten ſich über das Journal:

Guilbert.

Die Wahrheit, Herr, ein ganz ausbünd'ger Titel;
Nur muß man ihm auch treu ſeyn. Ha! nur keine
Windbeuteleien! Immerdar die Wahrheit!

Martel.

Ganz recht! Ihr ſprecht als einer der's verſteht.
Nur muß, wer ſtets ſie ſprechen will, ſie kennen.
Ein jeder Gegenſtand bietet dem Auge
Zwei Seiten dar, Herr; jegliches Princip
Hat ſeine zwei Wahrheiten, deren Anſpruch
Abwechſelnd ſich entwickelt. Wenn das Für
Ihr geltend macht, verfechte ich das Gegen,
Und ich beſorge, angelangt am Schluß,
Haben wir beide...

Guilbert.

Unrecht.

Martel.

Schlimmer! Recht,
Wenn von zwei Männern jeder Unrecht hat,
So löst vielleicht ein Dritter das Problem;
Iſt aber gleich das Recht auf beiden Seiten,
So folgt ein Stoß draus, der verderblich beiden.
Wem dann den Vorzug geben, gegen wen
Gerecht ſeyn? Ach! wir haben Alle Recht,
Und das bringt über Frankreich das Verderben.
Die Einen, ſtolz auf die Vergangenheit,
Leben von der Erinnerung; die Andern,
Erhitzte Träumer, leben ganz der Zukunft.
Die Einen wollen ganz den alten Bau
Erhalten, den die Andern als ein Opfer
Dem Fortſchritt darzubringen ſind geneigt,
Und jeder mäht vergeblich ſich zu ſiegen.
Hält Jemand Unrecht, man vergliche ſich.

Guilbert (ironiſch).

Glücklich beurtheilt Ihr, ſeh' ich, die Sachen.

Martel.

Ja, unſer Unglück, Herr, hat edle Gründe.
Das Böſe iſt vorhanden nicht bei uns,
Es liegt in nichts und unſre einz'ge Plage...

Guilbert.

Iſt?...

Martel.

Iſt des Guten Mißbrauch nur. Doch dieſer
Heilloſe Mißbrauch tödtet alle Keime.
Unrein macht er den Fluß in ſeinem Lauf;
Blut färbt die Wellen, die die Sonn' vergoldet;

Singend floß er, jetzt braust er brüllend hin;
Das Land verheert er statt es zu befruchten;
Auf immer flieht das Volk von seinem Ufer.
So haben wir verhaßt gemacht durch Mißbrauch
Schöne Wahrheiten, die wir nun verschmähn;
Die größte Tugend ward von uns verspottet;
Von schnöden Opfern brachen die Altäre;
Ohne Gebet und Glauben sind wir jetzt,
Weil wir das göttliche Gesetz mißbraucht.
Der Thron sank hin durch Mißbrauch der Gewalt,
Die Freiheit starb, weil Frechheit sie geworden;
Die Presse, Herr, des Tages neu Gestirn,
Wird auch erlöschen, weil zu hell sie glänzte.
Durch Uebermaaß des Ruhms sind wir gefallen.
Denn Mißbrauch trieben wir selbst mit dem Sieg.
Ach! einst beklagen wir arme Franzosen
Die Schätze all, vom Uebermuth vergeudet.

Martel complimentirt endlich Herrn Guilbert hinaus, und unmittelbar darauf treten, tanzen und springen die mehr oder minder angetrunknen Journalisten und einige andere Personen, darunter Edgar de Norval, ins Zimmer. Jolliver besonders und Blondin zeichnen sich durch die Symptome übermäßiger Libationen aus. Die schlechten Späße und betrunkenen Einfälle in dieser Scene sind der Dichterin besonders verübelt worden; davon später. Martel kommt und wird von seinen Freunden wegen der verscherzten Mahlzeit und wegen des Bannes bedauert, worin ihn die Operntänzerin hält. Er wirft ihnen ihren Lärmen vor während Guilbert dagewesen, von dessen Unterstützung doch das Journal abhänge; einer wirft hin: der Mann, der seine Tochter mit dem Liebhaber seiner Frau verheirathet? Pluchard aber gebietet Stillschweigen, mit einem Blick auf Edgar de Norval. Martel erklärt Edgarn, der nicht weiß um was es sich handelt, daß hier die Inauguration eines Journals begangen werde:

Martel.

Komm, dich belehren will ich; hier siehst du
Die jungen Narren, unsre Redacteure,
Leute von Geist — Autoren — mehr und minder.
Der da hat nie geschrieben eine Spalte,
Nie ein Artikelchen, doch gibt er sich
Für einen Autor; nachgedruckt zu werden
Ist seine größte Angst. Der dort hält sich
Für einen Kant, weil er ihn übersetzt;
Er klaubt uns aus die deutschen Zeitungen;
Und der dort unten schnarcht, ist Spanien.
Der kleine Bertrand, Reisender des Journals;
Er ist, man glaubt es kaum, am Senegal;
Der blasse dort, Griffaut, ein feiner Kopf.
Er ist nicht boshaft, doch sobald er schreibt,
Wird Alles zur Satyr', er weiß nicht wie;
Giftig ist seine Feder und sein Lächeln
Ist tödtlich. Ein ganz guter Junge ist er,
Der aber doch viel Schlimmes richtet an.
Er hat die Künste, die Literatur,
Die Maler, die Autoren.

Edgar.

Trefflich Futter!
Lebhaften Haß zieht er gewiß sich zu?

Martel.

Er trotzt ihm, denn er malt und dichtet nicht.

Edgar.

Der Vollmond dort gehört doch nicht zu Euch?

Martel.

Was der? das ist ja Jollivet, von unsern
Großen Aposteln einer, ein politscher
Schriftsteller, der die Könige absanzelt!
Die Stütze des Journals!

Edgar.

Die manchmal wankt.

Martel.

Das ist der Mann, der vor den Riß muß stehn.
Ein tücht'ger Bursche und versteht sein Fach.
Als Trinker stellt er gegen Jeden sich;
Als Journalist ist er ein strenger Richter;
Nicht mit dem Glas verwechselt er die Feder;
Ha! dieser puritan'sche Bacchus, dieser
Tugendprofessor ist moral'scher nie
Als wenn er sich im Trinken übernommen;
Man muß ihn sehn, mit feurigem Gesicht,
Gläsernem Aug', wie er für ganz Europa
Ergrimmt, wenn eine Orgie er erzählt.

Einer ist der „Schmeichler der Journalisten," einer Verfasser der „Nekrologe" und Martel selber schreibt die canards, zu deutsch: gedruckte Lügen. Der Junge aus der Druckerei bringt die Correcturbogen, welche unter Späßen und Witzen corrigirt werden. Griffaut hat Merin einen Wändeverschmierer genannt, was er auf Bitten der Andern streicht. Dann wird Punsch herumgeboten und die Affichen des neuen Journals, in allen Farben gedruckt, ausgetheilt. Martel wird zu einer Dame hinausgeholt und geht seufzend ab; die Uebrigen trinken; Edgar sieht ihnen zu und spricht:

Das ist die Macht, die man nennt ein Journal!
Ein Königthum, ein unumschränkt Gericht!
Ein Kritiker ohne Talent, der Spott
Nach Regeln fabricirt, und der mit Worten
Ermordet einen Mann von Genius;
Ein toller Lebemann, welcher sich mästet
Vom Tod; ein Narr, welcher Europa setzt
In Flammen und dann einschläft; ein verfehlter
Poet — ein tücht'ger Geist, erstickt in Trägheit,
Der, ohne Liebe, einer Tänzerin fröhnt...
Herzlos, Verräther an einander Alle...
Das, o mein armes Land, sind deine Steurer!

Der zweite Act veranschaulicht in ergötzlicher, obwohl carikirter Weise die Nöthen und Leiden eines der Journalisten, Martels,

der, im Begriff einen Artikel zu schreiben, von den verschiedensten Personen überlaufen, verhindert, gequält wird. Er sitzt in seinem Cabinet, um zu schreiben, aber verstimmt und unlustig zu seiner Arbeit, zu seinem Beruf, wofür er sich eigentlich nicht geboren fühlt. Er beginnt seinen Artikel, da erscheint Cornelia, in übelster Laune; sie beklagt sich, daß man in Martels Journal sie mißhandle; er entschuldigt sich, den Passus nicht gelesen zu haben, und sucht sie zu trösten; sie wünscht einen Muff von Marderpelz zu haben; er verweist sie zur Geduld. Während dem wird Guilbert angemeldet. Dieser sieht Cornelie noch hinausgehen und merkt, daß er störe, aber er ist voller Zorn; er verliert 100,000 Thaler durch das verwünschte Journal, weil durch einen Artikel desselben über die Eisenbahnen die Actien arg gedrückt worden sind. Martel bedauert, entschuldigt sich . . . während dem zeigt sich Cornelie wieder, Martel gibt vor, sie komme wegen einer Anzeige . . und versichert, man werde durch einen andern Artikel das Versehen und den Schaden wieder gut machen. Aber Guilbert erklärt, er werde seine Caution morgen zurückziehen, und im Hinausgehen stößt er wieder auf Cornelie, die er jetzt erkennt, und unter sehr moralischen Vorwürfen geht er ab. Martel, sehr verstimmt, setzt sich wieder an die Arbeit. Während er schreibt, schleicht Cornelie wieder herein und holt aus einer Mappe ein Manuscript: Der Minister und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, ein altes Feuilleton, das Martel früher einmal geschrieben, das sie sich gut bezahlen lassen und für das Geld einen Muff kaufen will. Die Erzählung handelt, unter veränderten Namen, von Madame Guilbert und ihrer Tochter. Mit diesem Raub entfernt sich Cornelie. Jetzt kommt Pluchard ganz außer sich und fragt Martel, ob er keine Waffen habe, er sey von Morin herausgefordert worden wegen des bittern Artikels über ihn in der Vérité. André, der Diener Morins, der ihm zugleich als Modell dient, ein Invalide von den Juninstagen, kommt mit einem Verzeichniß von Morins Gemälden und bittet Martel um einige tröstende, günstige Worte für seinen tiefverletzten Herrn, den die Journale noch umbringen werden. Beide geben ihm süße Worte und sagen ihm einen günstigen Artikel zu. Martel bittet Pluchard zu Guilbert zu gehen, um ihn zu versöhnen. Wieder setzt er sich zum Schreiben . . . der Junge aus der Druckerei kommt . . . er hat noch nichts fertig . . Griffault, der das Feuilleton liefern soll, ist krank . . . da kommt Cornelie mit dem Feuilleton, Martel sieht es flüchtig an . . er will den Abdruck nicht dulden, aber Cornelie weiß ihn zu überreden, er könne das Anstößige noch streichen . . so gibt er es hin. Jetzt wird das Cabinet überschwemmt von Dichtern, Verlegern, Abonnenten, Heirathsunterhändlern, Kaufleuten aller Art, die sämmtlich ihre Anliegen und Wünsche vortragen, ihre Artikel und Waaren anrühmen und im Journal gelobt haben wollen und Proben mitbringen. Martel eilt, außer sich, mit seinen Papieren hinaus; der Heirathsunterhändler erbietet sich Cornelien, sie um geringe Kosten zu verheirathen, und die Kaufleute drängen ihre Waarenmuster Martels Diener, Baptiste, auf, der alles gern einsteckt und eine ordentliche Ernte macht.

Der dritte Act spielt im Hotel des Ministeriums des Innern, wo Herr Guilbert bei seinem Schwiegersohn, Herrn Dercourt, wohnt. Hr. Guilbert wird von verschiednen Seiten wegen seiner Theilnahme an dem neuen Journal zur Rede gesetzt, die er gern geheim gehalten hätte. Edgar sagt ihm, der Artikel gegen den Präsidenten des Conseils werde allgemein seinem Schwiegersohn, dem Minister, zugeschrieben. Dann macht ihm seine Gemahlin Vorwürfe, da das Journal ihren Schwiegersohn um seine Ministerstelle bringen werde; dann kommt seine Tochter Valentine, und stimmt das gleiche Lied an; doch würde sie den Verlust der Ministerstelle nicht eben beklagen. Man hofft die Sache noch ins Geleis bringen zu können; Hr. Dercourt ist beim König, Herr Guilbert und Madame Guilbert wollen zum Präsidenten und zur Präsidentin eilen, um den unverschämten Artikel zu desavouiren. Pluchard, sehr kleinlaut, läßt sich anmelden, um mit Hrn. Guilbert über die Caution zu sprechen; dieser läßt ihn hart an wegen seines Journals; Pluchard entschuldigt sich, er lese es gar nicht, er unterzeichne es nur, und es stehe ihm jetzt wegen eines Artikels ein Proceß und Gefängniß bevor. Er müsse die Geldstrafe erlegen, und er verliere die Erbschaft eines reichen Oheims, der ihn enterbt habe, weil er in einem Artikel mißhandelt worden sey. Guilbert und Pluchard überbieten sich in Klagen und rufen endlich einstimmig: eh, das verwünschte Journal! Die Eltern entfernen sich; Edgar, der die jüngere Tochter liebt, bleibt bei Valentine, der Vertrauten seiner Liebe. Dann unterhalten sie sich über die Lage von Valentinens Gatten, und sie gesteht, daß ihr eine Veränderung gar nicht unlieb sey, weil sie ihren Gemahl fast ganz entbehre und ihr die Repräsentation eine Last sey. Edgar bittet sie, sich für den Maler Morin zu verwenden, daß ihm die Arbeit an einer Kuppel übertragen werde; Valentine lacht zuerst über die Nennung dieses Mannes, von dem sie, aus den Journalen, die schlechteste Meinung hat, wird aber von Edgar eines Bessern belehrt, und verspricht, sich seiner anzunehmen. Morin kommt selbst, sie um ihre Fürsprache zu bitten, wird von ihr mit Güte aufgenommen, und gebeten sie zu malen, was er mit Freuden zusagt. Er beklagt sich über die Macht der Journale; sie spottet ihrer Macht, der sie fröhlich trotze. Darauf erwiedert

Morin.

Wir sollten freilich drüber weg uns setzen,
Doch täuschen wir uns nicht, groß ist ihr Einfluß.
Nutzlos für sie, uns aber zum Verderben
Beherrschen diese unbekannten Tyrannen
Das Land und richten es zu Grund; wir sind
In ihre, unsrer Feinde Macht gegeben.
Umsonst daß man sie flieht und ihnen trotzt;
Herr'n unsrer Häupter sind sie, unsre Kammer
Ist ihre Sklavin, und vor ihnen beugen
Im Staub sich unsres Königes Minister....
Ein solches Joch trägt Frankreich... welche Schmach!
Tagtäglich sieht man Künstler und Beamte,
Soldaten selbst vor Journalisten zittern,
Sieht Richter, welchen ihr Mißfallen droht,
Ihr Urtheil fälschen in unwürd'ger Feigheit!
Das sieht man an, Madame, ein schönes Schauspiel!
Journale lenken Alles; ihre Stimme

Iſt ein Orakel; ſagen ſie von einem
Schauſpieler, der ſie übel aufgenommen,
Er tauge nichts... plötzlich verſtummt das Klatſchen.
Wird ein Roman, Werk eines großen Dichters,
Intereſſelos genannt von ihnen... Niemand
Kauft ihn... Doch ſagen ſie von einem alten
Vornehmen Gecken, er ſey ein Genie:
So glaubt es alle Welt im Augenblick.

Nachdem er ſich entfernt, kommt Madame Guilbert ſehr aufgeregt; ſie iſt nicht empfangen worden beim Präſidenten. Dercourt iſt noch beim König; Madame Guilbert hofft noch auf eine günſtige Kriſe. Sie geht, nachdem der Lakai ſeine Nachhauſekunft gemeldet, um mit ihm zu ſprechen. Valentine, allein, beklagt, daß der Ball von heute Abend ihr durch dieſe Verwirrung verkümmert werde, ſie lieſt in den Journalen, die Vérité fällt ihr in die Hand; ſie lieſt das Feuilleton und findet darin die Erzählung: der Miniſter und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, von Martel; eine reiche Dame, Lorville genannt, habe ſich in einen jungen Präfecten bis zum Wahnſinn verliebt und durch ihre Gewandtheit ſein Emporkommen gefördert. Eines Tags habe ihr Gatte einen Liebesbrief, an ſie gerichtet, gefunden, ſie zur Rede geſetzt, und ſie habe vorgegeben, der Brief ſey an ihre Tochter gerichtet geweſen, welche ſofort mit dem Miniſter gewordnen Liebhaber der Mutter vermählt worden. — Valentine iſt zuerſt über die Lüge empört — denn ſie merkt bald, daß ihre Geſchichte erzählt ſeyn ſoll, aber nach und nach glaubt ſie, nachdem ſie ſich vieler ſonderbaren Umſtände erinnert, an die Wahrheit und verſinkt in troſtloſe Verzweiflung.

(Fortſetzung folgt.)

Abſchied des Erotokritos von ſeinem Vater.

Aus dem berühmten Roman: „Erotokritos“ von Vincent Kornaro aus Kreta.

Wenn ich durch mein Geſchick vielleicht
Am heut'gen Tag dich quälte:
So zürne länger nicht darob,
Vergib mir, was ich fehlte!
Voll Mitleids gib den Segen mir,
Sonſt wag' ich nichts zu flehen;
Und dann entwöhne dich forthin,
Als Sohn mich anzuſehen.
Fern wird mich der Verbannung Spruch
Durch Städt' und Länder jagen,
Und keiner, keiner wird von mir
Dir jemals Kunde ſagen.
Nur eine Botſchaft wirſt du noch
Vereinſt von mir erhalten,
Die wird mit einem tiefen Weh
Dein Vaterherz zerſpalten:
Vernehmen wirſt du, daß ich ſtarb,
Nun in der Fremde faulend,
Daß Fremde meinen Sarg umringt,
Als Fremdling mich betrauernd. — —
— — Doch nun, wohlan! gib mir mein Pferd
Von auserwählter Art mit,
Gib einen Speer mir und ein Schwert,
Ein eing'ges, auf die Fahrt mit!
Die andern Roſſ' und Waffen all,
Die laſſ' ich dir zurücke,
Daß du, ſie ſehend, mein gedenkſt,
Und Wehmuth dich durchzücke.

Glückſeligkeit.

Von Athanaſius Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Wenn ich ſchlürf' aus goldnem Becher,
Und des Weines Duft dem Zecher
Sinn und Geiſt in Nebel hüllt:
Ha! dann tanz' ich froh und ſpringe,
Ha! dann lach' ich, ſcherz' und ſinge,
Und mein Herz iſt wonnerfüllt.

Keine Sorge darf ſich zeigen,
Alle Wünſche ruhn und ſchweigen,
Aller Grillen Dunſt entfloh;
Friſcher wird das Herz und heiter,
Meine Bruſt, ſie fühlt ſich weiter,
Schöpfet Luft, und athmet froh.

Mag die Welt ſich immer drehen,
Vorwärts oder rückwärts gehen:
Nur der Weinſtock bleibe ſtehn!
Daß der Schlauch nur nicht verſiege,
Immer uns zur Seite liege,
Daß wir nicht im Durſt vergehn!

Ha, ſo lang mir dieſe ſüßen
Unerſchöpften Schätze fließen,
Und ſo lang ich zechen kann,
Acht' ich nicht des goldnen Tandes,
Acht' ich keines Rangs und Standes,
Und kein Kummer ficht mich an!

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Junius 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Schluß.)

Dieß ſind freilich nur die magern Umriſſe der Erzählung, wobei viele Nebenumſtände und Perſonen übergangen werden mußten, während von dem religiöſen Element und von den theologiſchen Anſichten, denen die Erzählung wohl nur als Vehikel dienen ſoll, ſo gut wie nichts mitgetheilt werden konnte. Wir halten uns auch zunächſt an den Roman, als ſolchen. Und da muß man geſtehen, daß die Verfaſſerin, der eine recht treffende Beobachtung und eine lebendige, fließende Darſtellung durchaus zugeſtanden werden muß, von den Motiven und Springfedern des profanen Romans einen ziemlich reichlichen Gebrauch zu machen nicht verſchmäht hat. Wir rechnen dahin vor Allem den boshaften Streich St. Clairs mit den unterſchobnen Briefen. Eine ganze Reihe von Briefen auffangen, unterſchlagen und durch ſelbſt fabricirte erſetzen, iſt etwas ſtark, und involvirt doch gar zu viele Unwahrſcheinlichkeiten. Sodann iſt das Benehmen St. Clairs in der Gerichtsſitzung im höchſten Grade melodramatiſch. Konnte ein frommer Roman nicht ſolcher draſtiſcher Motive entbehren? Sodann iſt auch das Mißverſtehen ihrer gegenſeitigen Gefühle und Geſinnungen bei den beiden Hauptperſonen eine ſo lange Zeit hindurch ſchwer begreiflich, zumal da ja beide durch Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit ausgezeichnet ſind, wenn ſchon dieß Mißverſtehen von vorn herein ganz gut motivirt und überhaupt mit vieler Kunſt und Geſchicklichkeit durchgeführt iſt. Es iſt für den Leſer angenehm, früher als die handelnden und leidenden Perſonen in die Geheimniſſe eingeweiht zu werden, von welchen ihr Schickſal, ihr Wohl oder Wehe abhängt; aber gar zu lange ein Nichtverſtehen oder Mißverſtehen ausgeſponnen zu ſehen, wird peinlich und für den wiſſenden Leſer unwahrſcheinlich.

Was die Charaktere betrifft, ſo finden wir beſonders den des Helden ſehr anſchaulich und gut durchgeführt. Dunallan iſt ein möglicher Charakter, er ſchließt keine Widerſprüche in ſich, und dieß genügt den Anſprüchen an den Roman; eine andre Frage iſt freilich, ob dieſem Ideal auch Exemplare in der Wirklichkeit entſprechen; eine Frage, die bei andern Romanen, welche bloß ein äſthetiſches Intereſſe haben, müßig wäre, aber wohl aufgeworfen werden darf bei einem ſolchen, der in einer Fiction eine Apologie und Verherrlichung des Pietismus zu geben beabſichtigt. Die Verfaſſerin hat den Repräſentanten ihres Syſtems mit allen denkbaren Vorzügen der Perſönlichkeit, des Geiſtes und Gemüths, ſo wie mit den zufälligeren der Geburt und des Vermögens aufs freigebigſte ausgeſtattet und ihn mit einer Ueberlegenheit gegenüber von allen, die mit ihm in Berührung kommen, ausgeſtattet, von welcher immerhin zweifelhaft iſt, wie viel davon auf Rechnung ſeiner Religioſität kommt. Sie ſchreibt ihm überdieß ein wunderbares Glück in Erreichung ſeiner Abſichten zu; denn gewiß gränzt es ans Unglaubliche, daß ein Zeitraum von ſechs Monaten genügen ſoll, um nicht nur ein großes Haus mit ſämmtlicher Dienerſchaft, ſondern ein ganzes Dorf zu reformiren und neue höhere Anſichten und reine Sitten und Fleiß einzuführen. Wenn man ſagen wollte, die Verfaſſerin ſey doch nicht parteiiſch gegen oder vielmehr für ihren Helden, indem ſie ihn ja die ſchwere Jugendverirrung durchmachen laſſe und ihn ſomit gar nicht als einen Heiligen darſtelle, ſo iſt darauf zu erwiedern: gerade auch dieſe Verirrung und Sünde gehört, im Sinn jenes Syſtems, dazu, um Dunallan zum vollendetſten Repräſentanten des Pietismus zu machen, indem er dadurch gebrochen und auch in den Erfahrungen der Sünde bewandert und gereift iſt. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß Dunallan ſeiner Gattin das Geſtändniß jener Sünden ablegt und mit bitterer Reue darauf zurückblickt, aber darum doch ihr, der reinen aber noch nicht ganz bekehrten Frau gegenüber, im Tone der religiöſen und ſittlichen Ueberlegenheit beharrt, und nicht entfernt befürchtet, daß dieſe Geſtändniſſe ſie ihm entfremden möchten. Nicht ſo glücklich wie mit dem Charakter Dunallans ſcheint uns die Verfaſſerin mit dem Katharinens geweſen zu ſeyn. Zwar iſt Katharine, wenigſtens von vorn herein, nicht auf gleiche Höhe der Vortrefflichkeit gehoben, ſie iſt eine gute, edle Natur, jedoch mit manchen Unarten behaftet und leichtſinnig; aber gerade ihr ganzes Weſen, wie es

von vorn herein geſchildert wird, iſt wohl ſchwerlich geeignet, die pietiſtiſche Färbung anzunehmen. Uns ſcheint nämlich, ein gewiſſes Temperament gehöre dazu, um die Eigenthümlichkeiten des Pietismus ſich anzueignen, wenn man nicht anders durch Umgebung und Erziehung dazu hingedrängt wird. Dieß Temperament nun ſcheint uns der verſtändigen und leichtblütigen Katharine zu fehlen, und ihre Metamorphoſe von dem etwas übermüthigen Mädchen zu der ſtrengen Rigoriſtin iſt gewiß allzuraſch. Freilich — ein mächtiges Motiv wirkt zu ihrer Bekehrung mit — die Liebe. Dieß mag pſychologiſch ſehr richtig ſeyn; aber lag es wirklich in der Abſicht der Verfaſſerin, der Liebe einen ſo bedeutenden Antheil an der Bekehrung des Weltkindes einzuräumen? Schwerlich; überall iſt die Darſtellung ſo, als ob Katharine auf dem Wege der Ueberzeugung für die religiöſe Wahrheit, im Sinne Dunallans, gewonnen würde, aber der insgeheim wirkende Einfluß der Neigung für Dunallan ſelbſt wird nicht in Betracht gezogen. Unter den übrigen Charakteren dürfte der Churchills, welcher nicht handelnd, ſondern nur in Dunallans Erzählung auftritt, der anſprechendſte ſeyn. Churchills Frömmigkeit erſcheint viel milder und anſpruchsloſer als die Dunallans iſt; ſie iſt vollkommen im Einklang mit ſeinem Beruf und ſeiner Stellung in der Welt, während Dunallan mit der ſeinigen in viele Colliſionen mit der Welt kommt, wodurch ſeine Religioſität einen etwas bewußten und pretiöſen Charakter annimmt.

Ueber die in dem Buch enthaltenen religiöſen Anſichten und Grundſätze, welche in England eine bedeutende Anzahl von Anhängern unter allen Ständen haben dürften, können wir uns natürlich hier nicht ausführlich äußern. In den meiſten Punkten trifft der engliſche Pietismus mit dem deutſchen zuſammen; in einzelnen Punkten, beſonders in theoretiſchen, iſt jener beſchränkter als dieſer, weil die philoſophiſche Bildung weniger dagegen reagirt; in andern dagegen vorzüglich in praktiſchen, iſt er freiſinniger, weil in England das öffentliche Leben kräftiger und alldurchdringender iſt. „Es iſt nichts in der Religion, wodurch eine unſchuldige Fröhlichkeit verboten würde; wie ſehr irren ſich die Menſchen, wenn ſie die Religion für etwas Finſteres halten;“ ſolche und ähnliche Aeußerungen findet man in Dunallan häufig, dem man überhaupt nicht den Vorwurf machen kann, grämlich und ſauer zu ſeyn. So iſt ſchon die Anerkennung, daß die chriſtliche Ehe auf individuelle und ausſchließliche Liebe ſich gründen ſolle oder dürfe, ein Beweis von Freiſinnigkeit, gegenüber von der Anſicht, welche bei Schließung der Ehe die individuelle Neigung nicht glaubt gelten laſſen zu dürfen, was zu dem Extrem der Herrnhuter führte, die Heirathsfähigen durchs Loos miteinander zu verbinden. Die mehr theoretiſchen Anſichten, welche in Dunallan niedergelegt und gegen Einwendungen gerechtfertigt werden, übergehend, fügen wir nur noch ein paar Worte über Maximen bei, welche ſich auf das praktiſche Leben beziehen. Die Grundſätze der Pietiſten über Tugend und Pflicht ſind meiſt von der Art, daß, im Allgemeinen, jede geläuterte Moral, wenn ſie auch nicht jene Färbung hat, damit übereinſtimmt. Differenzen ergeben ſich dann erſt bei der Anwendung aufs Einzelne. Wenn der oberſte Grundſatz des Pietismus fürs praktiſche Leben der iſt: der Chriſt müſſe dieſes Leben durchaus als eine Vorbereitung auf das jenſeitige betrachten und von dieſem Gedanken ſich immer leiten laſſen, ſo iſt hiemit die Vorſchrift der nicht pietiſtiſchen Moral: nach beſtändigem Fortſchreiten in der Erkenntniß und in der Willensreinheit zu ſtreben, wohl vereinbar; aber in der Anwendung und Ausübung dieſer Vorſchriften werden beide weit auseinandergehen. Der Pietiſt geſteht dieſem Leben keinen ſelbſtſtändigen Werth, an ſich, zu, oder nur inconſequenter Weiſe; der Nichtpietiſt betrachtet ſein Handeln in dieſem Leben nicht bloß als eine Art Examen und Prüfung; er erkennt in dem Gang der Geſchichte das Walten der göttlichen Vorſehung und glaubt ſich an ſeinem Theile, welche Stelle er nun in der Welt einnehme, mit berufen zur Löſung einer ihm zugetheilten Aufgabe. Daher beim Pietiſten gewöhnlich das ängſtliche Sichzurückziehen von der Welt, und in Folge dieſes Sichunterſcheidens, dieſes ſeines Gegenſatzes gegen dieſelbe, die Neigung, ſie und ihr Treiben hart zu beurtheilen und zu verdammen, eine Neigung, welche die verſchiedenſten Geſtalten annimmt, aber nicht leicht ganz fehlt. Vermöge ihrer Anſchauungsweiſe des Lebens verlieren die Pietiſten gar leicht den rein menſchlichen Maaßſtab der Beurtheilung von Dingen und Perſonen aus der Hand, und legen nur noch den von Himmel und von Hölle an. Die Schriftſtellerin, mit welcher wir es hier zu thun haben, iſt gewiß eine ſanfte und milde Natur, und ſie gibt ſich Mühe, die Härten ihres Syſtems zu mildern; aber der aufmerkſame Leſer ihrer Schriften entſcheide, ob ihr dieß wirklich gelungen iſt?

Zwei politiſche Komödien,

Caſemir Delavigne's Popularité und die École des Journaliſtes der Madame Emile de Girardin.

(Fortſetzung.)

Der vierte Act ſpielt wieder im Hauſe des Miniſters. Edgar, der zu Valentinen beſchieden worden, hat das Feuilleton auch geleſen, und iſt in großer Sorge, ſie möchte es geleſen haben. Martel, von Guilbert kommend, trifft mit ihm zuſammen; Edgar macht ihm die bitterſten Vorwürfe wegen ſeines unwürdigen Leichtſinns, gegen die ſich Martel nur ſchwach zu vertheidigen weiß. Valentine kommt, ſehr blaß, und Martel entfernt ſich ſcheu. Valentine, ſehr angegriffen, entdeckt Edgar ihren Wunſch, daß er ſobald als möglich ihre Schweſter heirathe, damit ſie bei ihm ein Aſyl finde; ſie müſſe ihre Mutter, ihren Gatten verlaſſen. Edgar ſucht ſie zu beruhigen, aber ſie bleibt überzeugt von der Schuld ihrer Mutter. Herr Guilbert kommt und bringt die Nachricht, daß Dercourt geſtürzt ſey, und klagt ſich ſelbſt als den Urheber dieſer Kataſtrophe an. Er gibt ſeine Einwilligung zur augenblicklichen Vermählung ſeiner jüngern Tochter mit Edgar. Madame Guilbert kommt; Valentine mit ihr allein, kann nicht ſchweigen; ſie macht ihrer Mutter die heftigſten Vorwürfe; aber Madame Guilbert eröffnet ihr: es ſey wahr, ſie habe eine Leidenſchaft für Dercourt gefaßt, aber ſie

entſchloſſen bekämpft, und um ſich ganz dagegen zu ſichern, habe ſie ihre Tochter mit dieſem ausgezeichneten Mann vermählt. Valentine überzeugt ſich von der Wahrheit dieſer Erzählung, bittet kniend und unter Thränen ihre Mutter um Verzeihung, und ſchwört, in ihrem Leben kein Journal mehr zu leſen.

Der fünfte Act verſetzt uns in Morins Atelier. Sein Diener André legt ihm ein Journal hin, worin Morin gelobt wird — es iſt die neueſte Nummer der Vérité. Morin kommt und ſchickt ihn mit einem Brief fort. Er erblickt das Journal, das er, ohne es zu leſen, im Zorn zerreißt. Sein Nebenbuhler hat den Auftrag bekommen, die Kuppel zu malen. Er ſinnt in düſtrer Schwermuth über ſein Leben, ſeine Leiſtungen, deren frühere Anerkennung und jetzige Verkennung nach. Er betrachtet ſeine an der Wand hängenden Gemälde:

O meine Bilder! Zeugen meiner Qualen!
Empfangt mein Lebewohl, ihr meine Hoffnung!
Meines Talentes Retter werdet ihr!
Der Nachwelt übergebe euch mein Tod!

(Er öffnet eine mit Journalen gefüllte Schatulle, nimmt ein ſchwarz geſiegeltes Heft und legt es hinein.)

Auf dieſen Haufen von Mißhandlungen
Leg' ich mein Teſtament, worin enthalten
Iſt das Geſtändniß meiner langen Qualen.
Wenn man dieß Gift ſieht, das mein Leben tränkte,
Verzeiht man mir, daß ich ihm mach' ein Ende.
In meinem tiefen Falle jetzt empfind' ich's:
Zu haben ein Idol in dieſer Welt
Iſt Sünde! dieſe Sünde war die meine!
In ſchwärmeriſcher Jugend trieb die Liebe
Zur Kunſt ich bis zur Gott'svergeſſenheit
Um Tiefe, Licht zu geben meiner Leinwand,
Das Meer zu ſchwellen, das Gewand zu kräuſeln,
Den Blick, das Lächeln und den Blitz zu malen —
Hätt' verkauft dem Satan meine Seele.
Die Kunſt war Leben mir, war all mein Träumen;
Ein Schüler theurer mir als meine Kinder;
Zwei Tage nur beweint' ich todte Freunde;
Immer bewein' ich meiner Schüler Undank.
Der Kunſt allein blieb treu ſtets mein Gefühl.
Ein Weib!.. es galt mir nur noch als Modell;
Nicht Treu' und Reinheit fordert' ich von ihr;
Statt aller Tugend galt mir ihre Schönheit!
Profanen Aug's ſah ihrer Freud' ich zu,
Grauſam ſtudirt' ich ihre hellen Thränen!
Maler war ganz ich; ohne Angſt und Scheu
Durchforſcht' ich die Geheimniſſe des Todes!
Ich rang mit Gott... der Schöpfer der Natur
War meinem Stolz nur ein Rival im Malen,
Und meine Eiferſucht nahm ihm die Farben
Der Sonne übel, die ich nicht erreichte!
Doch Gott hat mich geſtraft, ſchnell kam die Züchtigung:
Vom Stolz lebt' ich und ſterbe durch die Schande!

Er verläßt das Zimmer. Madame Guilbert und Valentine, die ſich malen laſſen will, treten ein und bewundern die Gemälde. Ein Lärm erhebt ſich draußen... man hat Morins Leiche gefunden. Edgar kommt und verſichert, er ſey nicht mehr ins Leben zu rufen. Mehrere Journaliſten eilen herbei; die Anweſenden werfen Morins Tod Griffaut vor; dieſer entſchuldigt ſich, er habe ihn gelobt, aber dieß Lob kam zu ſpät; er hat das Blatt ungeleſen zerriſſen. Die Frauen erblicken Martel und ſehen ihn mit Entrüſtung und Abſcheu an; André, Guilbert, Valentine ſchreien Weh über die Journale; Pluchard flüſtert Griffaut zu, er werde verurtheilt werden wegen Martels Artikel, und ſeufzt auch über die Journale; Martel ſtimmt ein; ohne ſie wäre er ein Dichter geworden; er bittet Madame Guilbert und Valentine um Verzeihung; ſie gewähren ſie ihm, und er, gerührt und beſchämt, erklärt ſeinen Entſchluß, ſein Journal zu verkaufen. Edgar kauft es;

Edgar.

Und ich, ich kauf' es! Ja, zu heilen ein Uebel
Muß man's ſtudieren. Ich tret' auf den Kampfplatz;
Um die Journale zu beſiegen, mach' ich
Mich zum Mitſchuldigen derſelben; trocknen
Will ich das Blut, die Thränen, dran ſie ſchuld.

Martel (Edgars Hand faſſend).

Mein Freund!

Valentine.

Unglücklicher! du wirſt ihr Opfer!

Edgar.

Ich weiß; mein Herz hat ſich mit Muth gewaffnet;
Ich weiß, was meiner harrt, kenn' ihre Wuth;
Mir bleibt jetzt keine Ruhe mehr, kein Glück!
Mein Leben biet' ich ihnen und ſie werden
Mir meine Ehre rauben... werden meine
Jugend brandmarken, werden mir ſogar
Den Himmel meiner Heimath ſtreitig machen!
Je mehr jedoch ſie lügen und mich läſtern,
Wird die Gefahr man einſehn ihrer Macht.
Als Opfer fallend, dien' ich doch als Beiſpiel;
Den Abgrund werd' ich zeigen, drin verſinkend
Ich, ich allein... und einſt wird auch mein Land
Mein Unglück ſegnen, meine Liebe faſſen!

(Schluß folgt.)

Neugriechiſches.

Abſchiedslied.

Ach, Scheiden iſt ein böſes Ding,
Das „Lebewohl" iſt bitter,
Doch deine frohe Wiederkehr
Iſt lauter Luſt und Wonne.
Du 'gingeſt fort und ließeſt mir
Ein Fläſchchen bittern Trankes,
Als Mittags- und als Abendkoſt,
So lang du ferne weileſt.
Den Stein, den du zuletzt betratſt,
Als du das Schiff beſtiegeſt,

Ihn aufzusuchen geh ich hin. —
Mit Thränen ihn zu decken.

Die Wahrzeichen.

„Ich trink', o Liebste, diesen Wein,
„Trink ihn mich zu berauschen;
„Ich trink ihn aus auf's Glück der Fahrt,
„Auf frohes Wiederkehren." — — —
„— — Geh auf, du Thür der Blonden du,
„Blond mit den schwarzen Augen!" —
„„Wer bist du, und wie nennt man dich,
„„Wie nennt man deinen Namen?""
„Ich bin's, der dir die Aepfel jüngst
„Ins Tuch gewickelt brachte.
„Die Aepfel und die Pfirsiche
„Und zuckerreiche Trauben;
„Ich bin es, welcher dir geküßt
„Die purpurrothen Lippen!" —
„„Sag' mir Wahrzeichen meines Hofs,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Am Thore steht ein Apfelbaum,
„Ein Weinstock in dem Hofe,
„Da hangen weiße Beeren dran
„Mit büstereichem Weine.
„Wer davon trank, der ist gelabt,
„Und fordert mehr desselben." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Wahrzeichen sag' mir hier im Haus,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Ein goldner Leuchter hangt herab
„In deines Zimmers Mitte,
„Die leuchtend, wenn du aus dich ziehst
„Und deine Schleifen aufknüpfst." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Sag' mir ein Mahl an meinem Leib,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Du hast ein Mahl auf deiner Wang',
„Ein Mahl auf deiner Schulter,
„Und eines mitten auf der Brust,
„Dem Abendstern vergleichbar." — —
„„— — So lauft, ihr Mägde, lauft geschwind,
„„Und öffnet ihm die Pforten!""

Zweizeilige Lieder.

Du küßtest mich, da wurd' ich krank,
Küss' mich, und heil' mein Wehe!
O küsse mich zum drittenmal,
Sonst sterb' ich und vergehe!

Wenn du Basilienzweige pflückst
Und ihre Blätter zählest,
Dann zählest du der Tage Zahl,
Da du mich Spröder quälest.

Die Liebe fordert hohen Sinn,
Die Liebe will Ergebung;
Sie will des Hasen niedern Lauf,
Des Adlers kühne Hebung.

Wer kennet einen solchen Krieg,
Wo sich die Augen schlagen,
Aus dem wir ohne Schwert und Dolch
Doch tiefe Wunden tragen?

Als Kleine, Kleine liebt' ich dich,
Nicht konnt' ich dich gewinnen;
Doch kommt wohl endlich noch die Zeit,
Als Wittwe dich zu minnen.

Warum zerquälst du dich, mein Herz,
Wie bist du doch so trübe?
Dich freut nicht Sturm, noch Sonnenschein;
Gewiß, du bist in Liebe.

Mich traf dein dunkles Augenpaar
Mit silberblanken Pfeilen,
Die nun, da sie mein Herz durchbohrt,
Voll Tücke weiter eilen.

O daß ich eine Schwalbe wär',
An ihre Lippen flöge,
Sie einmal küßt' und noch einmal,
Dann wieder weiter zöge!

O daß ich eine Schwalbe wär'!
Ich flög nach deinem Städtchen,
Und baute mir ein Nest ganz nah'
Zu deinen Häupten, Liebchen.

O möchten so viel Schwerter mir,
Als Stern am Himmel hangen,
Wofern ich treulos bin an dir,
Mein falsches Herz durchdringen!

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68 u. 69.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 Junius 1840.

Zehn Jahre später in der Literatur.

Von Sainte-Beuve.

Unter dem obenstehenden Titel hat der rühmlich bekannte Sainte-Beuve in der Revue des deux Mondes einen Artikel erscheinen lassen, welcher zum Zweck hat, die in den zehn Jahren seit der Julusrevolution in der französischen Literatur eingetretene Veränderung anzudeuten mehr, als auszuführen, und die an der Spitze derselben stehenden Männer zu einem kräftigen, einmüthigen Zusammenwirken aufzufordern. Er sucht zu zeigen, daß die Bedingungen hiefür sich im Verlauf der Jahre günstig gestaltet haben, und gewiß, wenn irgend einer, so ist Sainte-Beuve, vermöge seiner ehrenhaften Unparteilichkeit, seiner liebevollen Anerkennung und Würdigung alles wahren Talents, vermöge seiner liebenswürdigen Humanität, und auch der ausgezeichneten Stellung, die er in der französischen Literatur einnimmt, dazu berufen, eine solche Aufforderung ergehen zu lassen. Wir heben die wichtigsten Stellen seines Aufsatzes aus, welcher zugleich zeigt, welche Namen in Frankreich, nach der Ansicht des vielleicht gründlichsten und geachtetsten Kritikers, die geachtetsten, die den Ton angebenden sind.

„Es gibt entscheidende Zeiten im Leben der Individuen, wo ihre physische oder moralische Constitution bedeutende Veränderungen durchmacht und gleichsam umgegossen wird, wo man, so zu sagen, auf einen gewissen Fuß, und unter gewissen Bedingungen mit seinen Ideen, mit seinen Mitteln sich stellt und einrichtet; es gibt kritische, klimakterische Jahre, wie die alten Mediciner sagten, palingenetische, wie die modernen Philosophen sie bezeichnen. Dieß scheint sich auch ziemlich entsprechend im Leben einer Epoche zu wiederholen. Es gibt Momente, wo der gesammte Lauf der Dinge gewisse natürliche Ansichten herbeiführt, und wo er sich zu gewissen Rückkrümmungen und Beugungen bestimmt, die freilich nicht sehr augenfällig sind, aber welche die glücklich geleitete und einstimmig handelnde menschliche Thätigkeit fassen, bestimmen und vollenden kann. Sind wir nicht, unter dem literarischen und moralischen Gesichtspunkt, bei einem solchen Moment angekommen, den man benützen sollte? Man könnte sagen, die literarische Anlage der Epoche schlummre, warte zu, verwandle sich in aller Stille, mache einen jener langsamen Processe innerer Umbildung durch, wo man handelnd eingreifen müsse, mehr ohne Zweifel als zu irgend einer Frist während der letzten zehn Jahre.

Es scheint, daß jetzt, nach zehn Jahren, die literarischen Stimmungen und Neigungen sich mehr vereinigen, als sie dieß in der Zwischenzeit gethan, daß sie sich wenigstens annähern; gewiß kommt man nicht auf den Ausgangspunkt zurück und der Cirkel schließt sich nicht; aber es herrscht eine Art von Correspondenz, wie zwischen den Kreisen einer Spirallinie. Man kommt nach zehn Jahren wieder zu denselben Ideen zurück, nicht um es von neuem mit ihnen zu versuchen, sondern um sie zu beurtheilen; wenn man miteinander zu ihnen zurückkommt, hat man wohl Ursache, sich zu trösten. Man hat nicht mehr den Eifer und die Gluth von früher, aber man hat die Erfahrung voraus.

Die literarische Bewegung der Restauration war im vollsten Gang und vom glänzendsten Eifer beseelt, als sie zerbrochen und so zu sagen beurlaubt wurde durch die Julustage. Eine große Zahl der ausgezeichnetsten und thätigsten Genossen dieses so lebhaften Kreuzzuges gingen unverzüglich zur praktischen Politik über und schienen aufzuhören, Literaten zu seyn. Die durch ihre Lage minder Begünstigten, die Unreiferen, die noch nicht über die Fünfundzwanzig und über die Chimären hinaus waren, ließen sich nicht niederschlagen, und bestrebten sich fortzumachen. Mehr als Ein unerwartetes Werk war die Frucht dieser Beharrlichkeit. Es zeigte sich bei den meisten, welche das Feld behaupteten, eine zweite (nicht eben immer fortgeschrittene), Phase ihres Talents; es wurden viele Streiche in die Luft geführt. Eine kleine Anzahl Neuangekommener reihten sich mit Glanz und Aufsehen ein; aber seit zehn Jahren haben auch diese Zeit gehabt, zu ihrer zweiten Phase zu gelangen. Die Politik dagegen, nach und nach ihren Eifer erschöpfend, hat denjenigen, die zuerst von ihr ganz verschlungen wurden, wieder

einige Muße vergönnt. Mehrere ſogar von den Ausgezeichnetſten fangen wieder an zu ſchreiben, langſam zwar und vorſichtig, aber ſie fangen doch an. Man begegnet, man findet ſich wieder auf einem etwas neutralen Boden, aber es iſt ſchon etwas, daß man ſich findet. Und die, die vor zehn Jahren im Feuer ſtanden, und die ſich ſeither hervorthaten und ſchon erſchöpften, und diejenigen, in welchen jetzt wieder der Blitz einer literariſchen Begeiſterung ſich entzündet, die ihnen lang fremd geweſen, ſind alle nicht ſo weit davon entfernt, ſich über gewiſſe richtige Anſichten, gewiſſe Geſchmacksreſultate, über Regeln des geſunden Verſtandes und der Bildung zu verſtändigen. Mit Ausnahme einiger erlauchten Unheilbaren, welche durch die Jahre nichts gelernt haben, ſind die meiſten, von der einen oder andern Seite, zu einer gewiſſen Gemeinſamkeit gelangt; das, was ich die zweite Phaſe des Talents nenne, iſt beinahe bei allen zur Erfahrung ausgeſchlagen. Kurz, das junge Jahrhundert, oder was man noch vor zehn Jahren das junge Jahrhundert nannte, zählt heute durchſchnittlich vierzig Jahre, ein kritiſches Alter für die literariſchen Conſtitutionen, wie für andre. Das macht viele Uebereinſtimmungen möglich, es macht ſie aber auch dringend nöthig. Jetzt, oder nie, iſt die Zeit, das wird man zugeben, für die Geſammtheit der ungefähr zeitgenöſſiſchen Generationen, die ſich lange das junge Jahrhundert nennen ließen, einen letzten Entſchluß zu faſſen, eine beſtimmte Stellung anzunehmen, in der man ſich den künftigen Generationen, der Nachwelt zeigt. Wird man den Zeitpunkt entſchlüpfen, wird man ſich zerſtreuen laſſen, was im beſten Zug iſt, ſich zu machen? Wird man ſich nicht wieder zu einer Maſſe vereinigen, ſondern nur das Schauſpiel zerſplittern, einzeln ihre Bahn ſich ſuchender Talente geben? Oder wird man verdienen, unter den Jahrhunderten mitzuzählen, welche eine innere Conſiſtenz beſaßen, die ſich nicht beeilten ſich aufzulöſen, die ehrenhaft gekämpft haben auf den äußerſten, gefährlichſten Abhängen der Literatur, der Sprache, des Geſchmacks? Wird man außer den excentriſchen, auffallenden Phänomenen, welche einer Epoche ebenſoviel Glanz geben, als ſie ſie kompromittiren, außer den Glückswürfen des Genie's die ebenſo oft unklug als rühmlich ſind, einen vernünftigeren Grundſtock, eine auserleſene Reſerve aufzuweiſen haben? Die Frage iſt geſtellt; Jeder kann ſie wenden nach ſeinem Belieben, ſie ausdehnen oder einſchränken. Mir ſcheint der jetzige Augenblick ausnehmend günſtig, ſie klar ins Auge zu faſſen.

„Die von uns angerathene und geforderte Vereinigung und Zuſammenwirkung wird verſucht und beſteht ſchon jetzt mehr oder weniger; ſie iſt die leitende Idee und der Wunſch dieſer Revue, und eben weil die Sache im Zug iſt, darum muß ſie auch möglich ſeyn und muß man darauf beſtehen, muß man ermahnen und ſie zum Ziele führen. Ein Blick auf das Ganze der Literatur und auf die Phaſen ihrer Hauptperſonen ſeit zehn Jahren wird noch beſſer unſre Idee und das Gemäßigte unſers Wunſches erläutern.

„Herr von Chateaubriand, den man immer zuerſt nennen muß, nicht nur als den Erſten der Zeit und dem Rang nach, ſondern auch als den Dauerndſten, als den noch immer aufrecht ſtehenden Stammvater, der viele Söhne und Enkel vor ſich geboren werden, vorübergehen und fallen ſah, Herr von Chateaubriand, nachdem er ſich mit Ehren von der Politik losgemacht und ſich einzig ſeinem großen Schlußwerk, den gewaltigen Basreliefs ſeines Monuments, gewidmet, hat das Ausgezeichnete und Fortſchreitende an ſich bewährt, daß ſich in einer ruhigeren, heiteren und ſo vielem Ruhm entſprechenderen Exiſtenz feſtgeſetzt hat. Sein feiner Geiſt, der in ſeinen beredten Schriften ſich ſo oft in Hüllen kleidet, und mit blendendem Lichte ſich bewaffnet oder verſchleiert, hat ſich nie großartiger, ſchärfer und klarer allen denen gezeigt, die das Glück haben, ſich ihm nähern zu dürfen. Wenn eine Verſöhnung zwiſchen allen wohlmeinenden und geſunden Parteien in der modernen Literatur möglich erſcheint, ſo iſt dieß beſonders dann der Fall, wenn man diejenige vor Augen hat, welche mit den Jahren in dieſem hohen Geiſt eingetreten iſt, der immer ausgebreiteter, aufmerkſamer, umfaſſender wurde.

Die angeſehenſten Organe der hochachtbaren Häupter der Bewegung in Geſchichte, Philoſophie und Literatur während der letzten Jahre der Reſtauration, die Herren Guizot, Couſin und Villemain, haben ihre Thätigkeit in dieſer Rolle etwas raſch abbrechen müſſen. Doch haben ſie nicht darauf verzichtet, auch ferner jener Entwicklung nahe zu bleiben, ſie ſelbſt durch ihren Geiſt zu leiten; ſie haben von ihrer beſtändigen Gegenwart zwar für diejenigen, die ſie bewundern und ihnen gern gefolgt wären, allzu *ſeltene* Beweiſe und Zeugniſſe gegeben, die aber doch hinreichen, um ihren überlegnen Einfluß und ihren Namen zu behaupten. Hr. Guizot hat den Washington gegeben, Hr. Couſin den Abälard, Hr. Villemain zwei Bände einer trefflichen, vollendeten Literaturgeſchichte. Auch ihrerſeits ſind manche Elemente da, welche günſtig ſeyn können, und nichts was hindert; ſie haben alle ihren Rang behauptet, und der Platz iſt andern überlaſſen worden, die nur nicht alle gekommen ſind.

„Daſſelbe kann man auch von mehrern ausgezeichneten Hiſtorikern oder Philoſophen ſagen, von Hrn. Auguſtin Thierry, Hrn. Thiers, Hrn. Jouffroy. Die Erſchöpfung einer zarten Organiſation bei dem einen, der Strom der Staatsangelegenheiten beim andern, und bei dem erſten, leider! körperliche Leiden, *) die jedoch die innere Gluth und den Eifer nicht zu dämpfen vermochten, haben ſcheinbar ihren Productionen ein Ende gemacht; aber nichts iſt noch verſiegt, die Linie iſt nicht abgebrochen, die Fortſetzungen ſtellen ſich wohl noch ein. Hr. Thiers hat wieder die Feder ergriffen; wird er ſie nicht wieder weglegen? Hr. Thierry hat ſie nie unbeſchäftigt gelaſſen in der treuen Hand, welche ſeine Gedanken aufzeichnet. Auch hier alſo kann man ſich auf bekannte Gränzen ſtützen und ſogar auf Verbündete an den Häuptern hoffen.

„Das Unerwartete, das Außerordentliche ſeit zehn Jahren iſt in andern Orten, durch andre Namen hervorgetreten. Bei Hrn. de la Mennais und Hrn. de Lamartine, dieſen ganz offenen Talenten, der eine ſo ungeſtüm, der andre ſo fruchtbar, muß

*) Aug. Thierry iſt blind.

muß man vor allem das Ueberraſchende neuer Entwicklung und des Abenteuerlichen ſuchen. Sie haben in gewiſſem Sinn alle Hoffnungen übertroffen und alle Befürchtungen hinter ſich gelaſſen; alle in den höhern Regionen entkleideten, abenteuerlichen Ideen haben in ihnen geweht und geſtürmt, und haben ſie alle Saiten anſchlagen laſſen, je nach ihrer eigenthümlichen, ungeſtümen oder harmoniſchen Weiſe. Gewiß, handelt es ſich nur davon, die Hülfsquellen und den Umfang des individuellen Genius zu würdigen, ſo müſſen wir ſagen, daß La Mennais und Lamartine, jeder in ſeiner Art, eine Biegſamkeit und Beweglichkeit, eine Kraft und Anmuth, einen Reichthum in verſchiedenem Sinn bewährten, wie man ſie in ihren erſten Werken noch nicht fand. Joceln einerſeits, andrerſeits die Worte eines Gläubigen und die Römiſchen Angelenheiten ſind, wenn man nur den Schriftſteller im Auge hat, bewundernswerthe und reiche Beweiſe von Kraft und Fruchtbarkeit. Aber, ſonderbarer, für unſre Zeiten charakteriſtiſcher Widerſpruch! Bei mehr Entfaltung des Talents, und bei einer Spannung um jeden Preis, iſt das Reſultat des Werks minder ſchön geworden als es anfangs war; das Geſetz des Geſammteindrucks, der Einheit iſt verletzt worden; der Geſammtcharakter hat Noth gelitten. Dieſe großen Beiſpiele konnten nur nützlich ſeyn, ſofern ſie erſchreckten, und durch ihr Uebermaaß das Einkehren in ſich ſelbſt lehrten. Man würde vergebens darin etwas ſuchen, mit dem man ſich geradezu einigen könnte, aber ſie haben dem, der zu denken und ſich zu belehren verſteht, viel geboten.

„Wenn die edle, gern aufnehmende und elaſtiſche Natur Lamartine's, die ſo ganz gemacht ſchien zum Werk der Verſöhnung, bisher dieſe Rolle nicht erfüllte, vermöge einer zu offenen und leichten Hingebung an neue Eindrücke, ſo hat eine andre, höchſt talentvolle Natur ſich dagegen geſträubt in Folge einer unbeugſamen Starrheit. In den letztverfloſſenen zehn Jahren hat H. Victor Hugo die ſchönſten Proben ſeines lyriſchen Genius in den Herbſtblättern, und ſeines Talents als Proſaiſt in ſeiner Notre Dame de Paris gegeben; auch Marion de l'Orme (ein wahrhaftes dramatiſches Werk) iſt erſt ſeit 1830 auf der Bühne erſchienen. Aber man iſt verſucht, dieſe herrlichen Arbeiten zu vergeſſen, wenn man an ſo viele rein eigenſinnige und hartnäckige Rückfälle denkt, an den völligen Mangel an Modification und Mäßigung in individuellen Theorien, welche das öffentliche Urtheil zu ſo wiederholten Malen verworfen hat. Man kann ſagen, die dem H. Hugo ſeit zehn Jahren eigenthümliche Verirrung iſt ſein eigenſinniger Widerſtand. Die erſte Bedingung jeder literariſchen Gemeinſchaft iſt die moraliſche Gleichheit, wobei der Ueberlegenheit der Talente immer noch alle Ehre widerfahren kann. Bei der rückgängigen Bewegung, bei der gemäßigten Einigung die wir wünſchen, bleibt H. Hugo, der bisher ſo unzugänglich ſich gezeigt, natürlich außer der Berechnung; er bleibt eines der großen Muſter, die man theilweiſe bewundert, welche durch Reflexion, in der Entfernung, aufklären, und die Reife derjenigen, die ihrer fähig ſind, beſchleunigen.

„Sehr wenige ganz neue und entſchiedene Talente ſind hervorgetreten: im Gebiet der Imagination Hr. von Balzac, George Sand; im politiſchen Fach Hr. von Tocqueville. Von gröbern Ideen hat man den St. Simonismus und die damit mehr oder weniger verwandten Doctrinen gehabt, aus welchen die Encyklopädie der Herren Leroux und Reynaud hervorging.

„Hr. von Balzac iſt in der That erſt ſeit den letzten zehn Jahren erſtanden, trotz der fünfzig Romane, die er früher geſchrieben; wir möchten nicht gern hinzufügen, daß er auch ſchon Zeit gehabt zu ſterben, trotz der fünfzig andern, die er ſich anſchickt noch zu publiciren. Es hat ganz das Anſehen als wolle er endigen wie er begonnen, mit hundert Bänden, die kein Menſch leſen wird. Unſtreitig hat er ſeinen günſtigen Augenblick gehabt. Er hat die Geſellſchaft in einer Viertelſtunde galanten Negligé's überraſcht; die Unruhen auf der Straße hatten gemacht, daß man den Alkoven halb öffnete; er hat ſich hineingeſchlichen; aber wenn dergleichen Zufälle koſtbar ſind, ſo muß man ſie, wie jeder fühlt, nicht mißbrauchen, ſie nicht übermäßig verlängern, oder der Reiz macht ſonſt dem Ekel Platz.

„Die offenkundigſte, originellſte und glänzendſte individuelle Erſcheinung, welche ſeit zehn Jahren ſich hervorgethan, iſt gewiß George Sand und alles, was ſich an dieſen Namen knüpft. Mit vielen jener Eigenſchaften, die als wahrhaft genial bezeichnet werden können, verbindet ſich (eine ſeltene Ausnahme!) durchaus nichts Ausſchließendes gegen die Umgebung, keine literariſche Empfindlichkeit in Bezug auf ſich ſelbſt oder andere, ſondern im Gegentheil eine Art großmüthiger Sorgloſigkeit und ein Muth des Geiſtes, der nur immer vorwärts ſtrebt. Zahlreiche Phaſen ſind ſchon aufeinandergefolgt oder vielmehr haben ſich durchkreuzt in dieſem Talent, das ſich immer mehr ausgedehnt hat. Möge denn dieß Talent mit der ſo ſichern Feder immer vorangehen und da und dort ſeine kühne Schwungkraft verſuchen, aber möge es vorzüglich noch oft auf die natürliche und reizende Erzählung zurückkommen!

„Wenn ein Bedauern das Vergnügen und die Achtung mäßigt, welches die gelehrten und muthvollen Arbeiten der encyklopädiſchen Schule von Leroux und Reynaud einflößen, ſo iſt die Urſache davon das manchmal etwas ausſchließende und abſtoßende Anſehen, das in ihrem Ausdruck eine ſo umfaſſende, eine ſo geduldige, eine zum Umfaſſen und zur Toleranz ſo ganz geſchaffene Lehre annimmt. Entſchließe ſie ſich, ein wenig nachzulaſſen von dem Abſprechenden in der Form und der Strenge der Behauptung, ſich gegen die Gegner eine Hitze des Widerſpruchs zu verſagen, welche ſehr wohlfeil iſt und immer die Fragen verrückt; geſtatte ſie, daß um ſie her viele Detailſachen freier unter der natürlichen Controle eines aufgeklärten Empirismus ſich bewegen: ſo wird ſie auch möglich machen, daß man ſich oft mit Vortheil auf ſie ſtützt, ohne ſich ihr nothwendig anzuſchließen; ſie wird einen nützlichen Beitrag geliefert haben zu einem wichtigen praktiſchen Werk, das Intelligenz und Unabhängigkeit fördert.

„Eines der klarſten Reſultate der vagen Doctrinen, welche ſich an den Namen St. Simonismus knüpfen, iſt negativer Art geweſen, wie dieß oft der Fall iſt; ſie haben die Wirkung gehabt, bei vielen jungen Geiſtern das hitzige Fieber des Liberalismus zu neutraliſiren, zu brechen, ſie auf eine ruhigere, friedlichere, den wahrhaft ſocialen Ideen und Combinationen zugänglichere Bahn

Digitized by Google

zu leiten. Wenn das moraliſche Gefühl hin und wieder bei dieſer tiefgehenden Umwandlung geſchwächt wurde, ſo iſt dieß ein Uebel, das man bekämpfen und gut machen muß; aber in andern Beziehungen ſind daraus Vortheile erwachſen; es hat ſich in der geſammten Atmoſphäre der Geiſter eine gewiſſe Miſchung verbreitet, welche die Intelligenz und die Toleranz ſich zu Nutze gemacht haben. Es käme darauf an, jetzt, unter der Herrſchaft einer ganz praktiſchen moraliſchen Geſinnung, Bewegung, Einklang und Thätigkeit wieder herzuſtellen. Eine Anzahl von ſchon unter der Reſtauration gebornen Talenten, die aber ſeitdem vollſtändig zu ihrer zweiten Phaſe ſich entwickelt haben, ſcheinen ſich trefflich zu einem Anfang und einer Baſis zu eignen; es fehlt nur daran, daß ihnen irgendwoher ein Anſtoß komme; ſie ſind ganz zur Verfügung ſtehend; ein Hauch könnte ſie in Bewegung bringen, ſie verſammeln.

„Wer hat nicht ſchon in einer jener gedrängten Abendgeſellſchaften, jener routs, worin unſere Epoche ſich ſo treffend abſpiegelt, all' die Talente, all' die verſchiednen Namen geſehen, die eine Literatur als ihren Stolz und ihre Ehre betrachtet, und die, von Wien oder Petersburg aus angeſehen, ſich vermöge der Ferne ſo darſtellen, als wenn ſie gruppirt wären, es aber in der That nicht ſind? Wer hat nicht geſehen, wie ſie ſich drängen, ſich ſtoßen, ſich kreuzen? Man begegnet ſich, man grüßt ſich mit einem Blick, mit einer Gebärde; im beſten Fall drückt man ſich die Hand und geht an einander vorüber, und das iſt Alles. Iſt das das Leben einer Literatur?

„Aber ein günſtiges Symptom macht ſich doch bemerklich, und die Sache eines Jeden iſt es, ihm zu Hülfe zu kommen. Freilich exiſtirt keine Gruppe, keine impoſante Schule, kein doctrinelles Centrum, wie man ſagt, und in gewiſſen Beziehungen beklage ich das gar nicht; Mannichfaltigkeit und Freiheit, das iſt auch etwas. Aber ſeit drei bis vier Jahren, wo die Politik allmählich friedlicher und geſetzter geworden iſt, während ſie zuvor den ganzen Menſchen jederzeit in Anſpruch nahm und verſchlang, hat man wieder Muße gewonnen, ſieht man ſich an; in der Literatur iſt nichts Neues mit dem Feuer der erſten Werke geſchaffen worden; die Individuen finden ſich wenigſtens wieder, erproben ſich; die einen kehren gewiſſermaßen zu ihren alten Arbeiten zurück, andere zeigen Beharrlichkeit und Vervollkommnung; etwas Enttäuſchung findet ſich bei allen, im Ganzen aber eine ziemlich günſtige, eines aufrichtigen Intereſſes fähige Stimmung. Die Erſchlaffung der einen, Scheitern der andern, die ſchwierigen und gefährlichen Winde ſelbſt bei den Glücklichen, haben beinahe alle an die gleiche Küſte getrieben; freilich iſt es nicht mehr das Schiff Argo, das mit zauberiſchen Borden auf die Erbeutung des goldnen Vließes auszieht, aber aus all den noch übrigen Fahrzeugen, aus den Trümmern literariſcher Hoffnungen und Schiffbrüche — ſollte ſich nicht doch noch ein ſtattliches Geſchwader zuſammen bringen laſſen?

„Die Kritik vornehmlich ſtrebt durch allmähliche Reinigung und gemeinſame Beſtreitung des Irrthums ſich zu reformiren und ein natürliches Band der Vereinigung darzubieten. Die Kritik iſt die zweite Seite, die zweite nothwendige Phaſe der meiſten Geiſter. In der Jugend verſteckt ſie ſich unter der Kunſt der Poeſie, oder, wenn ſie allein gehen will, miſcht ſich ihr allzuoft die Poeſie, die Begeiſterung bei und ſtört ſie. Erſt wenn die Poeſie ſich ein wenig zerſtreut und geklärt hat, demaskirt ſich die zweite Schlachtreihe und durchdringt die Kritik ganz und gar das Talent. Manchmal härtet ſie es nur, manchmal aber verwandelt ſie es auch. Man muß früher oder ſpäter, gern oder ungern ſich darein ergeben: die Kritik erbt am Ende in uns unſere übrigen glänzenderen oder naivern Eigenſchaften, unſere Irrthümer, unſere gehätſchelten Erfolge, unſere am beſten begriffnen Fehlverſuche. Alles arbeitet auf ſie hin und trägt bei ſie zu beſchleunigen in der jetzigen Zeit. Sie auf breiter Baſis und mit Gleichförmigkeit in der Literatur feſtſtellen, ſie auf hiſtoriſche, poſitive Muſter ſtützen, die ſie lebendig und fruchtbar machten, ſie, ohne Dogmatismus, mit einer geſunden, unmittelbaren, anſtändigen Moral verbinden, das hieße bei dem nur allzuſehr herrſchenden Umſichgreifen von Schamloſigkeit und Unredlichkeit dem Publicum, ja der Geſellſchaft einen wichtigen Dienſt erweiſen.

„Ich glaube es iſt in der Litteratur dermalen wie in der Politik. Wenn ich die Ehre hätte, ein Conſervativer zu ſeyn und mit dem Staatsleben in Verbindung zu ſtehen, ſo dächte ich: jetzt oder nie ſey der Augenblick für alle, welchen die Erhaltung des Beſtehenden am Herzen liegt, ſich zu reinigen, zu begreifen, daß das Allgemeine in einer kläglichen Zerſtücklung von Intriguen, in einer endloſen Schwächung und Verkleinerung aller Gewalten und Functionen zu Grunde geht. Ich würde glauben, die Entfernung einiger verſchiednen Ausgangspunkte müſſe verſchwinden gegen das von nun an gemeinſame Ziel der Wiederherſtellung und der allgemeinen Wohlfahrt. Und eine ſolche Einigung und Duldung, einen ſolchen Bund des guten Willens und der Einſicht, in der Politik ſo wünſchenswerth und ſo fern, könnte man weit leichter proviſoriſch in der Literatur einführen. Es bedürfte nur einer kleinen Anſtrengung, nur ſo zu ſagen eines Zuwinkens mit den Blicken hiezu. Die Ausſcheidung des Schlechten macht ſich von ſelbſt; die Ausſchweifungen haben allerwärts ihre letzten, empörenden Conſequenzen erreicht; der Induſtrialismus, die Habgier, der Stolz ſind bei den Gränzen angelangt, und haben ein eignes, großes Lager ſich geſchlagen, fern von den gemäßigten Geiſtern, die von Abenteuern zurückgekommen, Freunde des Rechts und der wohlthätigen Aufklärung ſind. Man iſt mehr als eine Gruppe, man iſt nahe daran ein Staat zu werden, eben in Folge jener Ausſchweifungen und Räuberzüge, welche das übrige literariſche Gebiet unbewohnbar gemacht, die ehrliebenden Geiſter zuſammengedrängt haben.

In Wahrheit, die Literatur, welche der Ordnung der Dinge vom 8 Auguſt ſich angeſchloſſen hat, ſcheint ſo wenig als dieſe Politik ſich auszeichnen zu ſollen durch große, centrale, glorreiche Einflüſſe, welche das Uebrige beherrſchen, und um welche her ſich Alles mit mehr oder weniger Harmonie unterordnet. Es gibt glänzende Namen, welche abgeſondert auftauchen, und welche ſo ſehr als ſie können von der regelmäßigen Kreisbahn ſich entfernen; aber ſie ziehen keine andre nach ſich. Wenn es

wahr iſt, daß die Könige ſcheiden, ſo iſt es nicht minder wahr, daß die Herrſchaft der literariſchen Halbgötter, für den Augenblick wenigſtens, vorüber iſt. Und, was bleibt dann übrig? eine Vielheit von Parteihäuptern, vornehmlich aber achtbare ausgezeichnete Individuen, ächte und mannichfaltige Talente, die, bei verſchiedenen Anſprüchen ſich als Gleiche anſehen können. Mögen ſie jeder ſeine Bahn verfolgen zu Hervorbringung individueller Werke und ſich dazu verſtehen, neben einander zu exiſtiren unter gewiſſen gemeinſamen Beziehungen und in Verwandtſchaft der Anſichten und Urtheile; bringe man ſo die wahre Gleichheit und Unabhängigkeit in Ausübung, die gegenſeitige Achtung des Weſentlichen bei erlaubter Zurückhaltung des Eigenthümlichen; das wären literariſche Sitten wie ſie einer gerechten und reinen Demokratie wohl anſtünden, und die man als heilſames Beiſpiel zeigen könnte, den nachrückenden jungen Männern, die nichts finden, an was ſie ſich anſchließen können, welche der unbegränzte Ehrgeiz irre leitet oder ſchlecht macht, von welchen manche gleich am zweiten Tag in die literariſchen Laſter, die niedrigſten unter allen, verfallen." ——

Der Rath, die Aufforderung iſt gewiß ſehr gut gemeint, und es wäre recht ſchön, wenn die Schriftſteller und Dichter Frankreichs, deren Namen an der Spitze der Literatur ſtehen, ſich zu einer ſolchen ehrenhaften Coalition zuſammen thäten, welche keine wirkliche Macht, ſondern nur die Zwietracht und das Mißverſtändniß ſtürzen ſollte; aber man darf dieß ſchwerlich hoffen; die Symptome von Einigkeit und Annäherung, welche Sainte-Beuve entdeckt, ſind im Grund eben ſo ſehr, oder auch wohl noch mehr das Reſultat der Apathie, der Gleichgültigkeit, der Stagnation, als der beſonnenern Reiſe. Nur die friſche jugendliche Begeiſterung, nicht die kalte Bedächtlichkeit und wohlmeinende Nüchternheit pflegt ein tüchtiges Bindemittel, ein Kitt der Geiſter zu ſeyn; Sainte-Beuve wird die Männer, die ſich in jugendlichem Muth und Uebermuth um das Banner des Globe ſchaarten, an die er ſich in gerührter Erinnerung an ſchöne Zeiten wendet, nicht wieder zuſammenbringen; ſie werden vielleicht mit Worten ihren Beitritt zu der großen Allianz der tüchtigen Literatur geben, aber dem Wort wird nicht auch das Werk folgen. Wir beſtreiten nicht die Wahrheit der Behauptung, daß ſich die Spannung der Gegenſätze mehr und mehr verliere, daß man ſtillſchweigend ſich über viele Punkte verſtändige, daß man die Bahn der Extreme verlaſſe und das neutrale Gebiet ſich vergrößere (obgleich die neuliche Ausſchließung V. Hugo's von der Akademie eben nicht ſehr dafür ſpricht), aber dieß iſt etwas, das ſich von ſelbſt ſo macht, iſt eine Folge der auch in der Literatur waltenden Geſetze der Schwere und der Trägheit, und mit Rath und Ermahnung iſt dabei wenig auszurichten. Nicht unintereſſant wäre eine Vergleichung des Zuſtands der Litteratur bei Deutſchen und Engländern unter den oben aufgeſtellten Geſichtspunkten, wozu wir vielleicht bald Gelegenheit finden werden.

Zwei politiſche Komödien,

Caſemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Schluß.)

Hiemit ſchließt das Stück. Es iſt, um gleich an dieſen Schluß anzuknüpfen, ſchwer, der Verfaſſerin zu glauben, daß ſie, als ſie dieß ſchrieb, nicht gewußt habe, wie ſie heiße, und daß ihr Gatte Emilie de Girardin ſey, der Gründer des Vierzigfranken-Journals, La Presse, der von der öffentlichen Meinung (mit wie viel Recht wiſſen wir nicht) ſo feindſelig behandelte, ja geächtete, aus der Kammer wegen nicht nachgewieſener Nationalität ausgeſtoßene Abgeordnete v. Bourganeuf, deſſen Namen mit dem Vidocqs zuſammengenannt wurde! Die öffentliche Meinung mag ungerecht ſeyn; aber Factum iſt, daß E. de Girardin ſchon wegen Verleumdungen gerichtlich verurtheilt worden iſt, und daß auf ihm der ſtärkſte Verdacht wegen arger Schwindeleien haftet! Sollte er wirklich der tugendhafte Mann ſeyn, der ſich dem Beruf, den Journalismus zu reformiren, zum Opfer bringt? Entweder iſt Frau von Girardin beſeelt von einem mächtigen Bewußtſeyn ihrer und ihres Gatten Unſchuld, oder —. Abgeſehen indeß von der Perſon des Reformators des franzöſiſchen Journalismus, ob nun dieſer E. de Girardin oder ein Lieutenant der Spahis ſeyn möge, iſt es lächerlich, die Reformation von Einem Manne zu erwarten, da das Uebel, wie groß oder wie klein es ſey, in dem Geſammtzuſtand Frankreichs, im Charakter und in der Moralität des Volks und beſonders der Politiker ſeinen Grund hat. Den Beweis, daß der Journalismus für den Staat ein Unheil ſey, hat die Verfaſſerin nicht geführt; daß der Miniſter geſtürzt wird, erſcheint in ihrem Stück nur als eine perſönliche und Familien-Calamität. Es ſind lauter Privatperſonen, die durch den Mißbrauch der Preſſe leiden; jedoch tritt die Preſſe immer nur zu andern ſchon vorhandenen Uebelſtänden hinzu. Hr. Guilbert verliert Geld an Actien; aber er hat ſich ſelbſt wegen gefährlicher Börſenſpeculationen anzuklagen; Dercourt verliert ſein Miniſterium; hat er aber nie zuvor intriguirt? Die Familie Guilbert wird verleumdet; aber ein bedenkliches Verhältniß hat ſtatt gefunden, und die Verleumdung hätte auch ohne die Preſſe ſich verbreiten können; Morin wird durch boshafte und ungerechte Kritik zur Verzweiflung getrieben; aber klagt er ſich nicht ſelbſt eines übertriebenen Stolzes und einer tiefen Verkehrtheit an, und iſt denn das franzöſiſche Publicum ſo ſchwach, daß es nach gedruckten Kritiken ſtatt nach den gemalten Bildern über einen Künſtler urtheilt? Iſt es denkbar, daß alle Journale, die ſich doch unter einander bekämpfen, ſich in ungerechten und hämiſchen Beurtheilungen vereinigen?

Trotz dieſer Ausſtellungen geſtehen wir den Feuereifer Janins nicht zu begreifen, womit er in ſeinem Brief gegen die Dame zu Felde zieht. Eine Frau, die all die Scenen dieſer Komödie, die Schilderung der Operntänzerin und manche andere Stellen vorlieſt, käme uns allerdings nicht ſehr liebenswürdig und weiblich vor, zumal wenn ſie das Alles ſelbſt gedichtet hat; aber die Franzoſen ſind hierin nachſichtig gegen die Frauen, und

beſchränken eine Dame, welche Auteur iſt, eben nicht ängſtlich, ſie räumen ihr ſo ziemlich gleiche Rechte wie einem Mann ein. Unanſtändigkeiten im eigentlichen Sinn aber, in den Worten, findet man in dem Stücke nicht. Man hat ihr zum Vorwurf gemacht, daß ſie eine Verleumdung gegen Thiers in ihr Drama aufgenommen habe; aber dagegen iſt mit Recht erinnert worden, daß ſie ja vielmehr das über dieſen Mann früher von den Journalen verbreitete Gerücht als Verleumdung darſtelle. Weniger mag das zu rechtfertigen ſeyn, daß ſie viele Journaliſten und Feuilletoniſten zur Vorleſung einlud, deren Situation freilich nicht die angenehmſte mag geweſen ſeyn, wenn ſie nicht gute Miene zum böſen Spiel zu machen verſtanden; doch dieß geht uns hier nicht an. Das Stück ganz für ſich betrachtet, abgeſehen von allen Perſönlichkeiten, geſtehen wir, daß es uns, die unpaſſende tragiſche Kataſtrophe mit Morin abgerechnet (welcher übrigens recht ſchöne Verſe ſpricht!) als eine geiſtreiche und witzige, obwohl ſehr karikirte Komödie erſcheint, in welcher jedoch die Erklärung zwiſchen Mutter und Tochter peinlich und widerlich iſt. Die Uebertreibungen ſollte man dem Komödiendichter am wenigſten übel nehmen; ſie ſind es ja gerade, welche die unmittelbare Uebertragung auf das wirkliche Leben verwehren. Solchen Uebertreibungen ſollte man nicht mit Eifer und Verboten entgegentreten, ſondern wieder mit Scherz, Witz und Ironie, und Janin hat unſers Erachtens den paſſenden Ton richtiger getroffen, wenn er nach ſeinem Frühſtück, aus einer Taſſe Chokolade und einem Glas Waſſer beſtehend, zu ſeinem Diener ſagt: „François, nimm die Ueberbleibſel dieſer Orzie weg!“ als mit ſeinem pathetiſchen Briefe.

Sind es aber wirklich nur Uebertreibungen? ſind es nicht beshafte Unwahrheiten, was die Verfaſſerin preis gibt? und im beſten Fall, verdient ſie Lob für ihr Product? Die Uebertreibung iſt immer Wahrheit und Unwahrheit zugleich; der Kern, die Subſtanz iſt wahr, aber die Form, die Ausdehnung weicht von der Realität ab. Die Verfaſſerin verleumdete den Journalismus ohne Zweifel, wenn ſie behaupten wollte, daß er durchaus ſo ſey, wie ſie ihn dargeſtellt; aber ſie hat gewiß recht, wenn ſie nur beabſichtigt hat, die hin und wieder, ja häufig vorkommenden Fehler und Sünden zu einer Geſammtanſchauung zu vereinigen, das Umgekehrte jenes atheniſchen Malers, der von ſieben lebenden Schönheiten ſein Ideal abſtrahirte und combinirte. Für das erſtere ſpricht allerdings das, daß Edgar glaubt, ſich als der Einzige, der dieß Unweſen erkenne, zum Gegner aufwerfen und ſich opfern zu müſſen. Sodann ſcheint uns, daß eine ſolche Production, zu welcher gewiß ein ziemlicher Grad von Muth, wie auch Talent gehört, von Werth iſt für die Sitten- wie für die Literaturgeſchichte, weil ſie immer Licht, wenn ſchon nicht durchaus das zuverläſſigſte, verbreitet über einen wichtigen Gegenſtand, ein bedeutendes Element des modernen politiſchen Lebens; aber man muß ſich auch erinnern, daß zu allen Zeiten diejenigen, welche als Satyriker und censores morum in ſolcher Art auftraten, meiſt auch ein tüchtiges Lehrgeld zahlten, und den Scenen und dem Treiben, welche ſie darſtellten, ſelbſt nicht ganz fern und fremd blieben; und ſo iſt auch zu vermuthen, daß Frau von Girardin eine für eine Frau allzureiche und genaue Anſchauung und Erfahrung an den Tag lege.

Es iſt hier nicht der Ort, den ſchlimmen Einfluß der periodiſchen Preſſe und den Umfang des ihr aufgebürdeten Unheils zu unterſuchen. Im Vorbeigehen erinnern wir nur daran, daß man in England, wo die Preſſe doch auch ungehemmt iſt, ſich nicht ebenſo über ihre Nachtheile beklagt. Iſt man vielleicht in England gleichgültiger gegen guten oder ſchlimmen Ruf? oder ſind dort die Reputationen feſter gegründet, die Charaktere beſſer verbollwerkt, als in Frankreich? Daß aber viel Unfug getrieben, viel Unheil angerichtet wird durch den Leichtſinn und die Bosheit der Preſſe, kann ſchwerlich geläugnet werden. Nur verkenne man nicht, daß hieran die Geſammtheit der Nation mitſchuldig iſt; die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der Bildung begünſtigt Autoren, die wenig gelernt haben; die Frivolität der Menge kommt dem frivolen Schriftſteller entgegen; die Freude am Scandal und an der Médiſance beim Publicum macht das Gehirn des Journaliſten zu einem Miſtbeet von gehäſſigen Inſinuationen, und die zweideutigen und perfiden Maximen, die man für Feinheit und Geſchicklichkeit ausgibt, ermuntern und fördern die Doppelzüngigkeit derer, die von der öffentlichen Meinung mindeſtens eben ſo ſehr beherrſcht werden, als ſie ſie beherrſchen. Boshafte, mißgünſtige, neidiſche, lügenhafte Menſchen gibt es unter den Journaliſten ohnehin ſo viele wie in jeder andern Claſſe; und wenn es darunter ausſchweifende Lebemänner und Wüſtlinge gibt, ſo ſind dieß Sünden, die dem Menſchen und nicht dem Journaliſten zur Laſt fallen.

Wir Deutſchen können uns dazu Glück wünſchen, daß wir vor dem Scandal eines Stückes, wie die Ecole des Journaliſte, vorausſichtlich noch lange werden bewahrt bleiben. Politiſche Komödien wird man bei uns nicht zu leſen bekommen, viel weniger ſie auf den Bühnen aufführen.

Gedichte von Shelley und Coleridge.

O there are spirits.

Von P. B. Shelley.

O es gibt Geiſter in der Luft,
Und Genien im Abendwinde,
Mit hellem Aug', wie Stern' im Duft
Der Dämm'rung ſtrahlen durch die Linde;
Um ſie, die lieblichen, zu ſehn,
Sah man dich einſam oft von Menſchen gehn.

Du ſprachſt mit Winden, lautem Quell,
Den Stimmen der ſeltſamen Weſen,
Mit Seen, vom Schein des Mondes hell,
Biſt hocherfreut du dann geweſen,
Wenn Antwort kam; doch wollten ſie,
Als ein werthloſes Gut, ſie deine Liebe nie.

Und ſuchſt in Sternenaugen noch
Du Strahlen, die dir nimmer galten,
Die eines Andern Reichthum? Doch
Ja biſt du den Harm der Sehnſucht walten?

Digitized by Google

Haſt hoffen, treuer Thor, gewagt,
Daß je ein Wort, ein Kuß dir Antwort ſagt?

Was baust du deinen Hoffnungstraum
Auf dieſer falſchen Erde Schwanken?
Hat nicht die eigne Seele Raum
Für tauſend Lieb' und Schmerz-Gedanken?
Wenn die Natur — ein Antlitz lacht,
Was läßt du ihnen, dich zu trügen, Macht?

Es iſt entflohn, das Lächeln, ganz
Dein Herz gebrochen und erblichen,
Dir iſt des Monds, der Sterne Glanz,
Die Geiſter ſind, die Träum' entwichen:
Wohl blieb dir deine Seele treu,
Doch ſchmerzdurchzuckt, als ob's dein Todfeind ſey.

Und dieſen Geiſt, der dich umflicht,
Geſpenſtiſch, wie dein eigner Schatten,
Ihn ſcheucht dein eitles Mühen nicht,
Es kann nur größerm Schmerz dich gatten.
Sey, wie du biſt: dein dunkles Seyn
Hüllt jeder Wechſel nur noch dunkler ein!

Bei Conſtanzens Geſang.

Von Demſelben.

So tief verſunken, ſterben, iſt es nicht
Der Tod vielleicht? Conſtanze, halte ein.
In deinem Aug' liegt eine Macht wie Licht,
Mag auch verſtummt der Klang der Stimme ſeyn,
Der brennend deinem Mund entglüht:
Wie Düfte, die durch Odem, Haar' dir fluthen,
Ein Feu'r, das deiner Hand entſprüht,
Näßt ſie mir jetzt noch meiner Wange Gluthen —
Das wunde Herz kann nicht vergeſſen — ach, nur bluten!

Jetzt Schau'r, dem ſchnellen Wechſel gleich,
Unſichtbar, wie durch Jugendtraum ſie gehn,
Süß, wild und doch unnennbar wonnereich,
Läßt du durch raſchbelebte Klänge wehn.
Des Himmels Decke ſcheint zerriſſen eben
Vor deinem Zauberlied zu weichen,
Das an die Schultern Schwingen mir gewoben,
Um mich ihm nach, empor zu heben;
Ich ſeh' die mächt'gen Monde fern erblichen,
Die an den Gränzen die Natur umſchweben,
Entſchwunden weit der Erde dunkles Kerkerleben.

Die Stimme ſchwebt um meine Seele — hüllt
In Schatten ſie, die ſanft die Schwingen breiten;
Das Lebensblut, das dieſe Finger füllt,
Lehrt Zauberei des Inſtrumentes Saiten:
In meinen Adern lauſcht das Blut,
Wie glüht das Haupt, der Odem ſchnell —
Gedrängte Schatten näßt die Fluth,
Die meine Augen überwallt —
Das Herz ein züngelnder Flammenquell!
Wie Thau im Strahl der Sonne, ohne Halt,
Verzehrt mich dieſer Klänge tödtende Gewalt.

Kein Leben hab' ich als in dir, Conſtanze,
Wenn gleich der Luft, die um die Welt ergoſſen,
So dein Geſang mit Melodienglanze
Das All verklärt — bald wie des Sturms Genoſſen
Ich raſch mich fühl' emporgetragen,
Und über Fels und Wogen ſchweben,
Froh, wie die Luft beim Morgenlagen,
Bald wie ein Hauch der Sommernacht,
Wo ſich des Südens Inſeln heben
Aus ſtillen Wäſſern, duftumfacht,
In ſeiner Wolluſt Fluth er mich vergehen macht.

In einem Concertſaal.

Von S. T. Coleridge.

Mein Herz iſt kalt und hart nicht! doch mich ſcheucht
Der dumpfe Raum, wo flimmerndem Gedränge
Die Dirne ſtolz des Buſens Heben zeigt,
In wirren Trillern mühſamer Geſänge.

Die fühlen ächte Kraft der Muſik nicht,
Sind hart bei der Natur wildinn'gen Klagen —
Wenn ſich der Sang langathmig trillernd bricht
In Stoßgeſchrei — hört man ſie Bravo! ſagen.

Horch, das Geſumm' von Eitelkeit und Haß!
Mylady muſtert lächelnd und gequält
Ein einfach Mädchen — höhniſch, neidesblaß,
Indeß der Pfaff, der freche Hauptmann ihr
Leis von entſprechendem Skandal erzählt.
O könnt ich fern von dieſer Scene hier
Den greiſen Spielmann zaubern mir herbei,
(Den einſt von meiner Amme Arm ich küßte),
Daß er die Schottenmärſche mir aufs neu
Im Mondſchein ſpiele, in der Sommernacht;
Indeß ich tanze um die Schober Heu,
Mit Mädchen, froh, in lichter Lockenpracht.

Und liegt der Abend purpurn auf der Bay
Des glatten See's, möcht' ich mich leiſe nahn
Unhörbar, ungeſehn, den Erlenbäumen,
An deren Wurzeln ruht der Fiſcherkahn,
Der hübſche Sitz von Edmunds läſ'gem Träumen,
Wo er, vom Schaukeln auf und abgetragen,
So wild und leis läßt ſeine Flöte klagen,
Daß ſtilles Weinen ſeine Wangen netzt.

Doch, meine Anna, wenn der Nachtſturm hetzt
Und tobt in tollen Stößen um die Ställe,
Daß ſchrill der Hahn den Regenſturm ankräht,
O dann dein Lied, das voll des Grames weht, —
Vom todten Schiffer, fluthend auf der Welle,
Den ſein Treulieb im Küſtenſand begrub!
Du ſüßes Weib! durchmißt doch deine Bruſt
Was nur an Tönen ſchwermuthsvoller Luſt
Geſchöpfe hauchen, Vögel, laub'ge Aeſte,
Seewinds Geſeufz in moos'ger Grotte Wogen,
Die ſtraffen Halme, die im Haidkraut wogen,
Melod'ſches Murmeln, ſchwach, im Hauch der Weſte.

An eine Dame, mit Falconers „Schiffbruch."

Von Demſelben.

Am Cam und Iſis nicht, berühmten Flüſſen,
In Waldgewölben, jungen Dichtern rauſchend,
Noch in entzückten Träumen den Ergüſſen
Von einer Dame Spiel und Stimme lauſchend:

Nicht in erhabenern Begeiſterungen
Im Alpenthal, bei Eis und Waſſerfällen,
In Grotten nicht, die wirr vom Tanz durchſchlungen,
Geſtalten zaubernd bei des Meeres Schwellen,

Sang unſer Seebard' den Geſang: ſein Singen
Tönt Freundin dir und dem Gefühl noch immer!
Horch! wie der Kahn ſteigt, ſchwankt auf Sturmesſchwingen,
Nun ächzt zerſchellt, hinabſinkt — horch — Gewimmer! —

„Hängt an die Segel Euch!" — umſonſt — die Brandung
Brüllt und der Tod! Mit zwei'n von allen Leuten
Gelingt dem Dichter am Geſtad' die Landung,
'S iſt Hellas, das die Armen müd' beſchreiten.

Sprich, welche Muſe flammt in ſeinem Herzen,
Hat ſeinen Geiſt ſo glänzend hell erleuchtet?
Der Hochgedanke an vergangne Schmerzen,
An Leid, deß Bild noch manches Auge feuchtet.

Die Dankbarkeit vor allen! Angedenken
An ferne Freund', entſchwundene Geſtalten,
Die Lieb' ins Leben ruft. Drum laß mich ſchenken,
Dir, Theur', bis meine Lebenspuls' erkalten,

Dir ſüßes Weib, das Herz und Geiſt verehren,
Das für die Freundſchaft ward, dieß Werk. Und ſenken
Die Wimpern dir bei ihm mitleid'ge Zähren,
Für Falconer — wirſt du auch mein gedenken.

Liebeserinnerungen.

Von Demſelben.

Wie warm die Waldung, — ſtill und wild!
Hierhin mag ſcheue Liebe fliehn;
Dieß weiche Bett von Haidkraut ſchien
Zu ſinken nur, als ob's gewillt,
Dich ſchmeichelnd näh'r an ſich zu ziehn.

Acht Lenze ſahn, ſeit ich durchirrt
Des ſeebeſpielten Quantocks Höhn,
Wo aus verborgnen Quellen wehn
Verirrte Klänge — oben ſchwirrt
Die Lerche hoch und ſchrill Getön.

Durch deinen Namen hatte noch
Die Luft ſich nicht wie jetzt verſüßt,
Weßhalb die Thräne denn, die fließt —
Das Fühlen von Verheißung doch?
Mein Lieb! hat mich dein Geiſt begrüßt?

Wie wenn die Mutter ſuchet bang
Das Maal am langverlornen Sohn,
So ſah ich dich und liebte ſchon,
Als liebt' ich dich vorher ſchon lang —
So tief — wär' Täuſchung wohl mein Lohn?

Du ſtandeſt vor mir wie ein Traum,
Deß man in einem Traum gedenkt;
Doch als dein Auge tiefgeſenkt
Geſtand, du gäbſt der Liebe Raum —
O Strom, der ſeine Waſſer lenkt

Durch meine Heimath — ward der Reiz
Der Liebe Flüſtern ewig nicht,
So wie ſich nie dein Rauſchen bricht
Wenn rings es ſtill und Nacht bereits —
Wie ein Refrain des Lebens nicht?

Levin Schücking.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Junius 1840.

Die brittiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

In Auszügen überſetzt von K. L. Kannegießer.

Die vor zwanzig Jahren erſchienenen „Briefe an eine deutſche Edelfrau über die neueſten engliſchen Dichter, herausgegeben mit überſetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildniſſen der berühmteſten jetzt lebenden Dichter Englands von Friedrich Jod. Jacobſen, Altona bei Hammerich 1820," waren wohlgeeignet, eine Bekanntſchaft mit der neueſten engliſchen Literatur einzuleiten. Leider ſind ſie meines Wiſſens nicht neu aufgelegt, noch durch ein anderes deutſches Werk erweitert und vervollſtändigt, wohl aber durch das obengenannte engliſche „the british poets of the nineteenth century etc. Frankfurt a. M. Brönner 1828." das deßwegen wohl eine Ueberſetzung, wenn nicht des Ganzen, doch wenigſtens in Auszügen verdiente. Ich beginne hiemit einen ſolchen Verſuch, und werde dabei die Uebelſtände des Jacobſenſchen Buches möglichſt zu vermeiden ſuchen. In dieſem waren meiſtens nur Bruchſtücke größerer Gedichte gegeben, dieſe im Original abgedruckt, und unter dem Text eine (meiſt) unmetriſche Ueberſetzung hinzugefügt. Ich werde dagegen meiſtens kleinere ganze Gedichte, aber nicht im Original, ſondern in metriſcher Ueberſetzung mittheilen, übrigens aber Jacobſen darin folgen, daß ich etwas über Lebensumſtände und Werke des Dichters voranſchicke. — Dieß Unternehmen iſt wohl ein zeitgemäßes, da wir mit den engliſchen Romanen zwar wohl bekannt ſind, außerdem auch beſonders von Byron, und etwa noch von Moore Ueberſetzungen haben, die übrigen Dichter aber ſo gut wie gar nicht kennen,*) und auch ein würdiges, da die neueſten engliſchen Dichter zweiter Claſſe, zu welchen auch Moore zu rechnen ſeyn dürfte, ſo daß Byron die erſte allein ausmachte, durch Adel der Geſinnung, tiefes Gefühl und klare, ruhige, einfache Darſtellung ſich vor den neueſten franzöſiſchen, auch vor ihrem an Genie ihnen freilich überlegenen Landsmann Byron auszeichnen, und beſonders an beſchreibenden, didaktiſchen und lyriſchen Gedichten reich ſind.

*) Dieſem Bedürfniß zu entſprechen, das deutſche Publicum auch mit andern engliſchen Dichtern bekannt zu machen, wurde in dieſen Blättern ſchon öfters verſucht.

Anm. d. Red.

1. William Wordsworth,

geboren den 7 April 1770 in Corkesmouth, verdient wohl den Anfang zu machen, theils weil er einer der älteſten unter den jetzt lebenden, theils weil er recht eigentlich Liederdichter iſt, und Mittheilungen ganzer Gedichte, wie ich ſie beabſichtige, von ihm am leichteſten zu machen ſind. — Er ſtudirte 1788 in Cambridge, und lebte, nachdem er eine Reiſe durch Frankreich, die Schweiz und Italien gemacht hatte, zuerſt unabhängig, vereint mit ſeinem Freunde, dem Dichter Coleridge, zu Alfordei Bridgewatter in Somerſetſhire, ſpäterhin aber, nachdem er ſich 1803 mit Miß Hutchinſon vermahlt hatte, als Stempeleinnehmer zu Rydale in Weſtmoreland. Er gehört zu den Dichtern, welche als Naturfreunde auf dem Lande und an Landſeen wohnend, eine beſondre Schule, die Lakeschool bilden. Seine größern Gedichte ſind: Descriptive Sketch in verse, Schilderung ſeiner Reiſe; the Excursion, ein didaktiſches Gedicht, Unterhaltungen eines in den Gebirgen von Nordengland umherwandernden Hauſirers mit dem Dichter, mit einem Feldprediger, einer Webersfrau und andern Perſonen über Begebenheiten des Lebens; und the white doe of Rylstone, das weiße Reh von Rylſtone, ein elegiſches, erzählendes, vorzüglich geſchätztes Gedicht. Seine ziemlich bedeutende Sammlung kleinerer vermiſchter Gedichte enthält hauptſächlich Lieder, nebſt einigen Balladen und Erzählungen, Beſchreibungen, Idyllen, Sonnetten u. ſ. w. Hievon gebe ich eine kleine Auswahl. *)

*) Die beiden erſten der folgenden Gedichte ſind ſchon früher in dieſen Blättern überſetzt worden; doch geben wir auch dieſe neue Uebertragung.

Anm. der Red.

Sieben ſind wir.

Ein ſchlichtes Lied, ein Kinderlied
Von Leben und von Tod!
Wer Leben fühlt in jedem Glied,
Was fühlt doch der von Tod!

Ein kleines Mädchen, kaum acht Jahr',
Traf auf dem Land' ich an.
Dem dichtes, langes Lockenhaar
Vom Scheitel niederrann.

Nur dörflich war ſie anzuſchaun,
Und ſchlecht geputzt war ſie;
Doch ſolche ſchöne Augen, traun,
Hatt' ich geſehn noch nie.

Wie viel, mein Kind, ſagt' ich zu ihr,
Haſt du Geſchwiſter? Sprich! —
Sie gab zur Antwort: ſieb'n ſind wir. —
Und blickt' erſtaunt auf mich.

Wo aber ſind ſie? fuhr ich fort. —
Sieben ſind wir! ſprach die Maid.
Zween ſind zur See am fernen Ort,
Zwo dienen hier nicht weit.

Und auf dem Kirchhof liegen zwei,
Schweſter und Brüderlein.
Im Kirchhofshäuschen dicht dabei
Wohn' ich mit Mutter mein. —

Zwo, ſagſt du Mägdlein, dienen hier,
Entfernt zur See ſind zween;
Doch ſeyd ihr ſieben, ſagſt du mir,
Wie ſoll ich das verſtehn? —

Da nahm ſie wiederum das Wort:
Ja unſer ſieb'n ſind wir;
Zwei liegen auf dem Kirchhof dort
Am Baume, ſag' ich dir. —

Du irrſt dich, Mägdlein, ſprach ich nun,
Du lebſt und ſchauſt mich an;
Doch wenn zwei auf dem Kirchhof ruhn,
Nur fünfe ſeyd ihr dann. —

Grün ſind die Gräber, kommt nur mit!
Sprach da das liebe Kind —
Von Mutters Thüre nur zwölf Schritt,
Ich zeig's dir, wo ſie ſind.

Oft geh' ich hin und nähe dann,
Und ſtrick' auf ihrem Grab;
Ich ſang' auch wohl zu ſingen an,
Das ſchallet dann hinab.

So ſitz' ich an dem lieben Ort;
Und glänzt das Abendroth,
Hol' ich vom Haus' und eſſe dort
Mein Stückchen Abendbrod.

Klein Hannchen ſtarb zuerſt, ach die
War gar zu krank und bleich,
Der liebe Gott erlöste ſie,
Und nahm ſie in ſein Reich.

Sie ſenkten ſie zur Gruft hinab,
Und Sommers Tag für Tag
Spielt' ich mit Bruder John ums Grab,
In dem die Schweſter lag.

Dann fing es wieder an zu ſchneen,
Zum Gleiten gingen wir,
Da war's um Bruder John geſchehn,
Nun liegt er neben ihr. —

Wie viel, fragt' ich aufs neu, ſeyd ihr,
Wenn zwei im Himmel ſind? —
Was fragt ihr, Herr, doch? Sieb'n ſind wir!
Erwiederte das Kind.

Doch ſie ſind todt, und wer da todt,
Der iſt ja nicht mehr hier! —
Es war umſonſt, denn fort und fort
Erneute ſie das alte Wort,
Und ſagte: ſieb'n ſind wir!

An den Kuckuck.

Willkommen, Gaſt, wie freu' ich mich,
Dir hört' und hör' ich zu;
Nicht Vogel kann ich nennen dich,
Ein Wanderlaut biſt du!

Im Graſe lieg' ich, horch, wie mir
So laut dein Ruf erſchallt,
Jetzt iſt er dort, nun iſt er hier,
Bald nah, und ferne bald.

Hernieder plauderſt du ins Thal
Von Blum' und Sonnenſchein,
Und mahneſt wieder mich einmal
An alte Träumerei'n.

Du Frühlings Liebling, Ankömmling,
Der du zu jeder Friſt
Ein unſichtbar geheimes Ding,
Nur Ton, kein Vogel biſt;

Nach dem als Schulknab' ich geſpäht,
Durchſuchend jeden Raum,
Wo ich ihn hörte, früh und ſpät,
Gebüſch und Luft und Baum!

Wie ſtrich ich oft durch Thal und Flur
An Hügeln und an Seen!
Doch bliebſt du Hoffnung, Sehnſucht nur,
Und wareſt nie zu ſehn.

Hier lieg' ich wie in jener Zeit,
Es lauſcht auf dich mein Ohr,
Die goldene Vergangenheit
Schwebt mir von neuem vor.

O Vögelchen, dieß Erdenrund
Iſt wohl, ſo dünkt es mich,
Ein weſenloſer Freygrund,
Heimath ſo recht für dich.

Des wandernden Juden Geſang.

Ströme rauſchen aus den Quellen
Manche Felſenſtuf' hinab;
Doch es finden ihre Wellen
Endlich in der Tief' ein Grab.

Adlerſchnell mit kühnem Satze
Schwingt die Gemſ' ob Klippen ſich;
Doch an einem kleinen Platze
Fühlt ſie wohl ſich heimathlich.

Gleich dem meergepeitſchten Schiffe
Schwebt der Rab' im Sturm dahin;
Zum geliebten Felſenriffe
Trägt den Schweifenden ſein Sinn.

Seepferd' in der Wogen Toſen
Haben zwar kein eigen Haus;
Dennoch ruhn die ſorgenloſen
Auf der Bruſt der Fluthen aus.

Aber meine Mühn und Plagen,
Täglich, nächtlich wachſen ſie,
Ich muß wandern, ich muß jagen,
Denn zum Ziele komm' ich nie.

Thal Almain oder das enge Thal.

Am ſtillen Ort, der Welt fernab,
Im Engthal hier iſt Oſſians Grab,
Am ſtillen Ort, wo ſanft und ſchwach
Hinrieſelt nur ein einz'ger Bach.
Von Krieg erſcholl ſein Sangeswort,
Von Schlachtenſturm, von Tod und Mord;
Drum, als ſein letzter Laut verſchollen,
Hätt' er ſein Grab wohl finden ſollen,
Wo Felſenblöck' hochaufgethürmt,
Von Dämons Ungeſtüm zerſtürmt,
Wo rauh die Anſicht, wild der Schall,
Zwietracht und Hader überall,
Wo Klagen nur, ja wo nur Grauſen,
Wo Schrecken und wo Schwermuth hauſen:
Doch ſtill iſt's hier, es dünket mir,
So ſtill iſt's nirgends wohl wie hier.

Ward wirklich hier ſein Leib zu Staube?
Vielleicht iſt es ein falſcher Glaube.
Was thut's? Nicht möcht' ich tadeln, die
Hier fühlten ihre Phantaſie,
Und ſolcher Art dann ausgedrückt,
Wie ſie die tiefe Ruh entzückt!
Selbſt Kloſter, ſelbſt Einſiedlerzelle
Kann ſich nicht gleichen dieſer Stelle;
Nicht bloße Still' und Ruh iſt hier,
Noch etwas Tiefres ſcheint es mir,
Als ob in dieſem Thale wäre
Grabeinöd' und das ſel'ge hehre
Gefühl des abgeſchiednen Geiſtes:
Und drum mit allem Rechte heißt es,
Daß er, mit dem ſein Stamm erſtarb,
Am ſtillen Ort ſein Grab erwarb.

(Fortſetzung folgt.)

J. Janin über Herrn von Balzac's Vautrin.

J. Janin ſcheint an der Rolle eines Censor morum neuerdings Geſchmack gefunden und ſich ſelbſt, indem er Andre tadelt und ſchilt, zu einem ganz enthuſiaſtiſchen Rigorismus begeiſtert zu haben. Nachdem er neulich die Frau von Girardin abgekanzelt, ſchleudert er jetzt eine Philippica gegen den Hrn. von Balzac, deſſen erſtes Drama ſofort, unter dem Beifall der geſammten beſſern Preſſe, wieder aufzuführen verboten wurde, und welches den Inhaber des Theaters Porte St. Martin mit in ſeinen Sturz gezogen hat. Die Verdammung dieſes Machwerks iſt ohne Zweifel ſehr gerecht; aber ſie wird beinahe komiſch im Munde von Janin, der freilich mehr Geſchmack und Tact beſitzt als Balzac, und das Publicum beſſer kennt, der aber ſelbſt in ſeiner Strafkritik einen gewiſſen leichtfertigen, frivolen Ton nicht laſſen kann, und beinahe nur darum ſo unbarmherzig über Balzac herzufallen ſcheint, weil ſich die Stimme des Publicums ſo entſchieden gegen ihn ausſprach. Wir geben nur ein paar Stellen aus ſeiner ausführlichen Analyſe und Kritik:

„Wir haben geſtern von ſieben Uhr Abends bis Mitternacht einem kläglichen Schauſpiel zugeſehen, und kaum haben wir uns jetzt, am Morgen, ein wenig erholt von der tiefen Betrübniß, (!) deren man ſich nicht erwehren kann gegenüber von ſolchen namenloſen Werken, wo Alles fehlt: Geiſt, Styl, Sprache, Feinheit, Erfindung, geſunder Menſchenverſtand. Sollen wir wirklich unſern Augen und Ohren trauen? Hat man wirklich Hrn. von Balzac als Verfaſſer dieſes troſtloſen, bar-

bariſchen und abſurden Stücks genannt? Ach! Wer da wüßte, welch ein Jammer das iſt, der plötzlichen Herabwürdigung eines Mannes zuzuſehen, der acht Tage lang der ſchönſte Geiſt des Jahrhunderts war! Wo anfangen? Ich weiß es nicht. Der eigentliche Richter über ein ſolches Stück wäre der Chef der Sicherheitspolizei, Hr. Allard; nur er könnte einem ſagen, was an dieſem Drama wahr und was falſch iſt. Die Analyſe erliegt; denn mag ſie auch alles zudecken, die Lumpen verſtecken, die eiternden Wunden verhehlen, ihren Firniß über den häßlichen Ausſatz ausgießen, alle mit Luſt und Liebe ausgemalten Verbrechen in Schatten ſtellen: ſie hat doch noch ſo viele Befleckungen des Geiſtes und der Sinne zu erzählen, daß man ſie leidenſchaftlich nennen, ſie gehäſſig nennen wird, daß ſie gelogen haben muß. Und was kann die Kritik thun, verirrt und verwirrt in dieſem Pandämonium aller ſchlechten Leidenſchaften? An was kann ſie ſich halten als an Verbrechen, an Phraſen, an Leidenſchaften in Fetzen, wo jeder Fetzen ihr beim Anrühren in der Hand bleibt!“ — „Zweiter Act. Wir befinden uns jetzt in der ganz großen Welt, in der Welt, welche Hr. von Balzac entdeckt hat. In dieſer Welt iſt er der Entdecker, der Architekt, der Tapezierer, die Modehändlerin, der Sprachmeiſter, die Kammerfrau, der Parfumeur, der Coiffeur, die Clavierlehrerin und der Wucherer. Er hat dieſe Welt ganz zu dem gemacht was ſie iſt. Er ſchläft auf dieſen Canapés, die ausdrücklich für den Schlaf und für den Ehebruch beſtimmt ſind; er drückt alle Frauen unter dem Gewicht des gleichen Elends nieder; er kauft auf Credit Pferde, Kleider und Schmuck für alle die ſchönen jungen Herren ohne Magen, ohne Geld und ohne Herz. Er hat zuerſt jenen gelbfadlen Firniß erfunden, jene vornehme Bläſſe, welche alle ſeine Helden auszeichnet. Er hat in ſeinem fruchtbaren Kopf ausgebrütet alle jene anbetungswürdigen Verbrechen, alle jene parfumirten Verräthereien, alle jene ſinnreichen Entehrungen, welche der gewöhnliche Verlauf ſeines Drama's ſind. Der Jargon, welchen dieſe Extrawelt ſpricht, iſt auch eine von Herrn von Balzac wieder aufgefundene Urſprache.... In ſeinen erſten Büchern war Alles neu, die Sitten, die Leidenſchaften, die Laſter, die Tugenden, die Schönheiten, die Häßlichkeiten, die Geſichter, die Coſtumes, der Himmel ſelbſt und die Erde und die Luft, die ſeine Helden einathmeten. Er hatte Alles über den Haufen geworfen, ſo daß er in ſeinen Fabeln ſelbſt die Jugend unterdrückt hatte, und die Geſundheit, als etwas zu Gemeines und Triviales!“

Mit all dieſem hat J. Janin gewiß ganz Recht; aber ſeltſam muß es Einem vorkommen, wenn ſeine Entrüſtung auf den höchſten Grad ſteigt darüber, daß Balzac ſeinen Herzog von Montſorel einen Spionen zu ſich berufen läßt:

„Und ſo wäre alſo der Spion in die Komödie eingeführt als ein nothwendiger Agent? Die Spionerie ſollte eines der Elemente des täglichen Lebens geworden ſeyn? Bei der kleinſten Verlegenheit ſoll man hinfort ſagen: laßt mir einen Spion kommen! wie man ſonſt nach dem Arzt ſchickt? Das ſoll natürlich, billig, verſtändig ſeyn? Man bebt nicht zurück vor dieſem neuen ſchmutzigen Element? Den Angeber, großer Gott, den Spion, der Einem im Dunkel auflauert, von fern Einem folgt, an der Thüre horcht, die geheimſten Papiere durchſtöbert, die treueſten Diener verführt, den wollt ihr in eure Häuſer, in euer Drama aufnehmen. Wenn Hr. von Balzac den tiefen Ekel hätte ſehen können, welchen die bloße Erſcheinung ſeines Polizeiagenten hervorrief, das allgemeine Staunen bei dem Anblick des Herzogs und Pairs im Verkehr mit einem mouchard der niederſten Art, hätte er wohl die ganze Größe ſeines Mißgriffs eingeſehen. Pfui! dieß Ungeziefer muß man in den Kerkern und in den Cloaken laſſen. Ein ehrlicher Mann und ein ehrliches Drama beflecken ſich durch ſolche Berührungen!“ Man ſieht, das franzöſiſche Publicum empfindet einen tiefen Abſcheu vor Spionen, mouchards, und was nach geheimer Polizei ſchmeckt, und Niemand wird dieſen Abſcheu tadeln, vielmehr wird man ihn loben — obgleich die Franzoſen mit ihrem Abſcheu vor dem Namen doch der Sache ſelbſt keineswegs los ſind, ja jährlich Millionen für die geheimen Fonds hergeben; J. Janin kennt dieſe Stimmung des franzöſiſchen Publicums und weiß ſie trefflich auszubeuten zu einer tüchtigen, pathetiſchen Declamation; es mag ihm damit wohl auch Ernſt ſeyn; aber wir können uns doch des Gedankens nicht enthalten, daß in dieſem Pathos etwas Gemachtes liege, und wir ſind der Anſicht, daß das bloße Auftreten eines Spions in einem Melodrama doch noch keine ſo große Sünde gegen die Aeſthetik und die Moral ſey, als der eifernde Feuilletoniſt uns glauben machen will. Man erkennt hieraus, wie mächtig das Vorurtheil bei den Franzoſen iſt, und wie wenig ſie auch auf dem Gebiet der Fiction von der Realität ſich losmachen können; man erkennt, wie das Verſtoßen gegen die Schicklichkeit, gegen den guten Geſchmack, welche bei ihnen eigenthümliche Geſetzbücher haben, höher angerechnet wird, als arge Unſittlichkeiten. Würde Shakſpeare Anſtand genommen haben, einen Spion in einem Trauerſpiel auftreten zu laſſen, wenn er einen ſolchen hätte brauchen können? Wir zweifeln. Hat man es Schiller zum Vorwurf gemacht, daß er im Fiesco den Mohren das Amt eines Spions verſehen läßt? Unſers Wiſſens nicht. Aber J. Janin würde wohl ohne Bedenken über Shakſpeare und Schiller das Verdammungsurtheil ausſprechen, weil nun einmal der Spion dem franzöſiſchen Publicum — und zwar in der Wirklichkeit gewiß mit allem Recht — eine verhaßte und verächtliche Perſon iſt. Doch wir hätten dieſe Dichter vielleicht gar nicht nennen ſollen zuſammen mit einem Balzac, deſſen Reputation wohl auch in Frankreich den Todesſtoß erhalten zu haben ſcheint. Die, einestheils nachtheilige, Vermiſchung der wirklichen Welt mit der Bühnenwelt hat jedoch bei den Franzoſen anderntheils den großen Vortheil, für die Dramatik, daß das Publicum der theatraliſchen Illuſion viel lebendiger ſich hingibt, als z. B. das deutſche, das ſich der Illuſion immer bewußt bleibt, und dem daher die Kunſt nie ganz lebendig wird.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71 u. 72.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

Schon früher geschah mehrmals in diesen Blättern des oben genannten Dichters Erwähnung, *) der, von geringer Herkunft und von seiner Hände Arbeit lebend, vor noch nicht anderthalb Jahren in einem Spital in Paris starb. Wir versprachen damals Proben von diesem Dichter, dessen Poesien unter dem Titel: Myosotis erschienen sind, mitzutheilen, und werden diesem Versprechen durch Uebersetzungen mehrerer Gedichte nachkommen; für jetzt aber geben wir, mit einigen Abkürzungen, den Aufsatz eines französischen Beurtheilers, Desfalles-Regis, über Moreau, in welchem besonders das, was über die Stellung und die Verhältnisse des Dichters im bürgerlichen Leben, worüber man häufig so verkehrte Ansichten und Faseleien hört, gesagt wird, alle Anerkennung und Beherzigung verdient. —

Zu allen Zeiten haben die Dichter die Gesellschaft beschuldigt, daß sie ihr Genie verkenne und gegen ihre Töne taub sey, und es scheint dieß beinahe die Folge einer Art von bitterm Instinct zu seyn, der ihr Eigenthum seyn muß; aber nie vielleicht ist jene Anklage häufiger und lebhafter ausgesprochen worden, als in unsern Tagen. Wäre es wahr, daß die Gesellschaft sich das Unrecht, das man ihr aufbürdet, gegen ihren edelsten Theil sich vorzuwerfen hätte, so könnte man nicht hart genug das Urtheil gegen sie aussprechen, das sie vollkommen verdiente; denn die Gesellschaft, welche jedem Schutz und Unterstützung schuldig ist, der hienieden seinen Beruf, und wäre es der niedrigste, redlich erfüllt, ist dem Dichter noch etwas mehr schuldig, als das leibliche Leben, nämlich den Ruhm, welcher die Nahrung der Seele ist. Aber wir glauben, man verfällt in dieser Beziehung nur allzuoft in ein Mißverständniß, welches man aufdecken sollte; wenn ich mich nicht irre, haben die Dichter oft da die Poesie vorangestellt, wo sie gar nichts zu schaffen hatte, und mehr als einer hat für mehr oder minder anzufechtende persönliche Beschwerden gestritten unter dem Vorwand und Namen der stets heiligen Interessen der Kunst. Die kleine Zahl von Dichtern betreffend, welche bei ihren Lebzeiten nicht die ihrem Genie gebührende Belohnung ernteten, so dürfte sich vielleicht bei genauerer Beobachtung finden, daß der Fehler zum Theil an ihnen lag.

Ich will nicht behaupten, daß Alles in dieser Welt aufs beste bestellt sey, und Niemand Ursache habe, sich über das ihm zugefallene Loos zu beklagen. Ich weiß, es gibt hienieden traurige Unbilligkeiten, schmerzliche Verkennungen, über die einem das Herz bluten muß, und welche eben mit der Unvollkommenheit alles Menschlichen zusammenhängen. Es gibt manche Fälle, wo die blinde Gewalt triumphirt über die intelligente Schwäche, wo das Factum unbarmherzig das heiligste Recht zermalmt. Wer läugnet das? Aber noch öfter, glauben wir, könnte man unberechtigte Klagen, unzeitige Aufregungen nachweisen; in vielen Fällen wenigstens ist das Unterliegen die Folge einer zu schnellen und leichten Unterwerfung, einer zu schwachen Beharrlichkeit und Verfolgung des Siegs. In der jetzigen Gesellschaft, so schlecht man sie macht, bleibt doch ohne Widerrede immer noch ein Platz übrig für jedes gewaltige Genie, für jedes entschiedene Talent. Nur ist die Bedingung, daß man diesen Platz zu erobern wisse durch die geduldigen Kämpfe der Beharrlichkeit, der Arbeit und des Willens; und er wird einem um so weniger fehlen, je weniger man sich aufhalten läßt durch die kleinen Ungerechtigkeiten, die vorübergehenden Verkennungen, die unvermeidlichen Hemmungen, welche das natürliche Vorspiel jedes Lebens sind, und gleichsam seine furchtbare Schwelle bilden, über die man hinschreiten muß.

Auch gegenüber der Poesie scheint mir die dermalige Gesellschaft nicht so schuldig als man sie schon hat darstellen wollen. Gewiß unsre Epoche ist weit davon entfernt, das goldne Zeitalter der Poesie zu realisiren. Ich möchte vielmehr sagen: vermöge ihrer Tendenzen und ihrer Rolle in der herrschenden Sphäre der materiellen Interessen scheint mir unsre Epoche der poetischen Begeisterung wenig günstig. Aber vielleicht ist sie darum nur um so mehr geeignet, die Dichter anzuerkennen und

*) Neuestens in Nro. 26 dieses Jahrgangs.

zu bewundern, diejenigen meine ich, welche dieſen Namen wirklich verdienen. Weit entfernt, daß die Menſchen der jetzigen Zeit mit Plato die Dichter aus dem Staat vertreiben wollen, nehmen ſie ſie auf und wünſchen ſie herbei mit aller Sehnſucht, und das um ſo mehr, je ſeltner und ſchwieriger ihre Erſingung iſt. Ich brauche keinen andern Beweis von unſrer aufrichtigen Liebe zur Poeſie, als den großen Ruf, die raſche Popularität, welche ſich in unſern Zeiten eine ziemliche Anzahl Dichter allein in Frankreich errungen haben. Hat nicht das Publicum mit Entſchiedenheit und mit mehr oder minder leichter oder innigerer Sympathie anerkannt und begrüßt: den Sänger der Messéniennes (Delavigne) und den des Vieux Drapeau (Beranger), den Dichter der Harmonies (Lamartine) und den der Orientales (V. Hugo), den Sänger von Eloa (A. de Vigny), den Verfaſſer der Consolations (Sainte-Beuve), und den der Curée (Barbie), ſo wie die reizende Muſe der Contes d'Espagne et d'Italie (A. de Muſſet)? Ich will nicht ſprechen von einigen andern, minder hoch geſtellten, die auch ohne viel zu erwarten, ihren Erfolg gehabt haben. Es bedurfte nur einer etwas ſtark hervortretenden Ader, um ſogleich hervorgezogen zu werden. Mehr als eine junge Frau, mit einiger Anmuth in der Empfindung und einiger Melodie in der Stimme, hat raſch ihren Lorbeer gepflückt und ihren Kranz gewunden, wenn auch unter Madame Valmore ſtehend. Wir ſind mithin nicht ſo gleichgültig gegen die Muſe, als man behaupten möchte. Nur ſind unſre oft aufgeregten Fibern etwas rebelliſcher gegen Rührungen geworden; denn, eine ſeltſame Sache! in dem Augenblick, wo man die Geſellſchaft am meiſten der Gefühlloſigkeit und des proſaiſchen Sinnes zeiht, beſtürmt man ſie ohne Ende und ohne Unterlaß mit den Erzeugniſſen einer Begeiſterung, deren Verſtändniß man ihr abſpricht. Bei den ſo zahlreichen und ſo verſchiednen Zeugniſſen poetiſcher Thätigkeit begreift man wohl, daß das Publicum darauf hält, zu wählen, und dazu iſt etwas Zeit und Beſinnen erforderlich. Wehe dem, der es nicht erwarten kann, bis ſeine ſonore Stimme endlich durch das ganze verworrene Getöne um ſie her durchdringt!

Einer der nicht unbedeutendſten Charakterzüge unſrer Zeit iſt jenes Ungeduldsfieber, das uns verzehrt, und das ſich in Allem zeigt. Jeder will aufs ſchnellſte ſein Verdienſt und ſeinen Ruhm in klingende Münze umſetzen, man will nicht bis zum nächſten Tag warten. Die Gegenwart iſt alles, die Zukunft nichts oder ſehr wenig, die gegenwärtige Wirklichkeit hat die ſonſt dem menſchlichen Herzen ſo ſüße Hoffnung enterbt. Das Korn iſt kaum ausgeſäet, ſo will man ſchon die Ernte ſchneiden. Die Arbeit des Tags iſt noch nicht vollendet, ſo erwartet man ſchon den Lohn. Vorzugsweiſe die Dichter ſcheinen mit dieſem unſeligen Stachel begabt, der ſie ohne Unterlaß vorwärts und nur zu oft zu Verirrungen treibt. Die Ungeduld, mit Stolz gemiſcht, erzeugt bald die Muthloſigkeit und Bitterkeit. Dann, wenn die Reſultate den Ahnungen des Ehrgeizes nicht entſprochen haben, wenn der Ruhm, eine bittre und ſpät reifende Frucht, nicht den gehofften Geſchmack gegeben, weil man ihn zu haſtig gekoſtet hat, flucht man der Geſellſchaft und ſtirbt. Das iſt die Geſchichte einer Menge von verunglückten Geiſtern, von Chatterton an bis auf Escouſſe, die ihre Beſtimmung verfehlten, weil ſie ſich zu ſehr beeilten, und die, moderne Ikarusſe, ihre Flügel bei einem allzufrühen Aufflug in der Sonne ſchmelzen ſahen. In einem gewiſſen Zeitpunkt beſonders haben dieſe Ungeduld und Muthloſigkeit unter uns einen gewiſſermaßen anſteckenden Charakter angenommen, damals als einer unſerer anmuthigſten und feinſinnigſten Dichter auf der Bühne den ſtolzen Selbſtmord jenes genialen Knaben zu idealiſiren verſuchte, der das alterthümliche Gewand des Mönches Rowley mit ſo wunderbarem und täuſchendem Geſchick entlehnte. Alfred de Vigny hat durch ſein ergreifendes, aber mehr poetiſches als wahres Drama, ohne daran zu denken, gefährliche und unſelige Tendenzen gerechtfertigt, denen man beſſer widerſprochen hätte.

Man hat auch in unſern Tagen vielen Illuſionen ſich hingegeben hinſichtlich deſſen, was die Poeſie ihren Jüngern eintragen, was ſie ihnen an Glück, Ehren und materiellen Vortheilen jeder Art verheißen kann. Man hat ſich mit einigem Schein des Rechts geſagt: da die Poeſie die edelſte Gabe des Menſchen und ſeine höchſte Beſchäftigung ſey, müſſe ſie ihm auch die ſchönſten Belohnungen vorbehalten; und in dieſer Beziehung iſt man ſelbſt über die erlaubteſten Hoffnungen weit hinausgegangen. Das auffallende Glück einiger Auserwählten der Poeſie unter den Zeitgenoſſen hat viele ſchwache Augen geblendet. Mehr als Ein junger Ehrgeiziger träumte in ſeinen unruhigen Nächten vielleicht von den Geſandtſchaften Chateaubriands, von den freiherrlichen Reſidenzen und den pompöſen Pilgerzügen Lamartine's, oder doch jedenfalls von der reichlichen und eleganten Gemächlichkeit Victor Hugo's. Keiner hat ſich geſagt, daß dieſe Männer, deren Verhältniſſe ſie beneideten, glänzende und ſeltne Ausnahmen ſeyen, ſowohl was ihr Glück, als was ihren Erfolg betrifft, und daß überdieß der eine oder andere unter ihnen den Ueberfluß ſchon an ſeiner Wiege walten ſah. Sie haben nicht erkannt, daß, wenn das Gold leicht glänzend hervorſtrahlt an der Krone, welche die Stirne des Dichters ſchmückt, es doch ſelten in ſeiner Hand glänzt und ſich an ſeine Schritte heftet. Sie haben nicht begriffen, daß es auch vieler Gedichte bedarf, die man dem Glück ins Ohr ſingen muß, vieler tönenden Schläge an ſeine Pforten, um es zu wecken und es als demüthigen Diener ins Gefolge der Poeſie aufzunehmen. Es iſt ein großer und oft verderblicher Irrthum von manchen, welche die Poeſie ausüben, geweſen, daß ſie glaubten, es genüge an einigen Strophen (mögen dieſe noch ſo voll ächter Begeiſterung ſeyn!), um ſich eine Exiſtenz zu erobern, und um auf die launenhaften Aufwallungen der Muſe den ſchwierigen Bau der ſocialen Stellung zu gründen.

Dieſe vorherrſchende Sucht nach Gewinn, dieß Inrechnungnehmen des Vortheils in Sachen der Poeſie iſt etwas um ſo Verderblicheres, als man im jetzigen Augenblick nur zu geneigt iſt, aus dem Verſemachen ein Metier zu machen und mit der Inſpiration Handel zu treiben. Der poetiſche Induſtrialismus, dieß letzte Wort der allgemeinen Corruption, hat ſein Gift auf die Werke der Zeitgenoſſen geſpritzt, wie die unſaubern Schnecken, welche den Kelch der ſchönſten Blumen beflecken. Es ſcheint als ſolle die Poeſie für die Meiſten eine Art von unerſchöpflichem

Digitized by Google

Bergwerk realisiren. Nicht allein die Masse der gemeinen Poeten ergibt sich diesen mißbräuchlichen Richtungen, sondern die Häupter selbst, die längst Berufenen, ergeben sich ihnen in die Wette und hegen um sich her das Uebel immer mehr. Kaum einige keusche Geister, zwei oder drei vielleicht, zeigen sich dem wahren Heiligthum treu, bewahren in sich die Religion der Poesie und warten in gefaßter Stille ab, bis die Stunde der Poesie schlägt. Die Uebrigen, gehorchend ich weiß nicht welcher armseligen Rivalität in Beziehung auf Gunst und Absatz, oder welcher kindischen Befriedigung, bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Haufens auf sich zu ziehen, scheuen sich nicht, die halb nackte Muse an den hellen Tag hervorzuziehen, ohne Anfechtung wegen der Verletzung ihrer heiligen Schamhaftigkeit. Es handelt sich weit mehr darum, mit der Anzahl von Bänden zu prunken und das Honorar bis auf 500,000 Francs zu steigern, als man sich darum kümmert, den eignen Genius zu ehren, indem man zum Herzen der Menschen spricht. Dadurch hat man es schnell erreicht, die Poesie zur letzten Stufe herabsinken zu machen, nicht bloß durch das eigne Beispiel, sondern auch durch die Gleichgültigkeit und Verachtung, die man ohne Bedenken als Princip an den Tag legte. Es gibt Leute, welche, die Aufregung der äußern Welt vorziehend den stillen Freuden der Seele, das Forum der heiligen Freistatt, und das Gelärme öffentlicher Erörterungen den geheimnißvollen Gesprächen des eignen Gedankens, aus der Poesie, dieser Königin der Welt, eine Art von demüthiger Vassallin, oder selbst eine wandernde Dirne haben machen wollen. Aber diese ungetreuen Liebhaber der Poesie haben auch bald den Lohn ihres Verrathes empfangen. Mehr als Ein gefallner Engel vermochte, nachdem er sein reines Gewand ganz auf der Erde hingeschleppt, nicht mehr sich zu dem erhabnen Empyreum zu erheben; es scheint daß der Anblick der armseligen Dinge dienieden von Tag zu Tag mehr die himmlischen Betrachtungen verdrängt habe. Für solche, die einmal die Stimme der Priesterin verkannt, gab es forthin keinen heiligen Hain, keine Nymphe Egeria, keine göttlichen Orakel mehr; die Verächter der Inspiration hat dann auch die Inspiration verlassen. Es wäre daher sehr ersprießlich, die Poesie zu trennen, zu scheiden von allen eiteln Wünschen, von allen unrechtmäßigen Hoffnungen, welche sie begleiten, und sie in der ganzen reinen Jungfräulichkeit ihrer ursprünglichen Uneigennützigkeit zu halten.

Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche dem Dichter das Recht absprechen, reich zu seyn und ihn wie einen der socialen Güter und Wohlthaten unwerthen Paria ausstoßen. Im Gegentheil glaube ich, daß man es als ein Glück zu betrachten, sich zu freuen hat, wenn der Dichter, trotz Allen, sein Glück begründet, unter der Bedingung jedoch, daß er die Gunst des Glücks dazu gebraucht, seine Muse zu ehren, nicht sie zu corrumpiren und zu verweichlichen. Aber noch viel weniger trete ich denen bei, welche sich ereifern und schreien gegen die Armuth des Dichters, wenn diese sein unvermeidliches Loos ward, das heißt, wenn der Dichter die Hand nicht ausstrecken konnte nach jenen goldenen Früchten, welche zu pflücken Niemand mit Sicherheit hoffen darf und die meist der Zufall vertheilt. Warum sollte der Dichter nicht auch in der Armuth bleiben können, so gut wie er manchmal dem Reichthum entgegenschreitet? Man muß nicht glauben, die Poesie sey ein bequemer Schrittstein, eine unfehlbare Bahn, um zu den Behaglichkeiten und Genüssen des Lebens zu gelangen. Die Poesie erscheint vielmehr als ein Priesterthum, das übernommen seyn will mit all seinen Pflichten, Obliegenheiten, Gefahren, mit Einem Wort mit seinem ganzen heiligen und treuen Dienst. Oder vielmehr sollte ich sagen: sie ist ein freiwilliger, unwillkürlicher Cultus, der alle profane Berechnung und Nebenabsichten ausschließt. Das poetische Gefühl genügt sich ganz in seiner eignen, reinen Wesenheit. Wenn der Dichter eines jener klangreichen Instrumente ist, welche von sich selbst tönen, frei, durch das Vorrecht ihrer Natur, ohne äußere Anregung, so wird er selbst in der Nacht, in der Verlassenheit, im Elend singen. Der aufrichtige, wahrhaft inspirirte Dichter wird alle Freude und allen Trost im Schooß der Poesie selbst zu finden wissen. Was die materiellen Bedürfnisse des Lebens betrifft, so wird die Arbeit der Hände dafür sorgen, sie wird die Nahrung des Leibes anschaffen, wie die Poesie der Seele Nahrung gibt.

Man wird mir freilich einwenden, die gemeine Arbeit sey ein Joch, das die Seele des Dichters nicht ertragen könne; aber ich meinestheils habe nie ernstlich an diese angebliche Unverträglichkeit der physischen Arbeit und des geistigen Strebens geglaubt. Mehr als Ein berühmtes Beispiel kann uns nöthigenfalls beweisen, daß die Poesie so gut in grobe Leinwand wie in Purpur sich kleiden, die Hütte so gut wie den Palast bewohnen kann. Weit entfernt, daß körperliche Anstrengung die Geisteskraft mindern sollte, möchte ich vielmehr glauben, daß sie sie bereichere um das Vermögen strenger und concentrirter Innigkeit, das sie nicht erworben hätte in der entnervenden Sattheit der Behaglichkeit. Der Dichter, welcher arbeitet, singt zwar wenig; aber seine im Tiegel des Leidens und der bedächtigen Beschauung gediegenen Inspirationen müssen, nicht so aufs Gerathewohl in alle Winde gestreut, das Gepräge einer eigenthümlichen Kraft und Originalität an sich tragen. Nach der Poesie, welche durch die Allmacht ihres Zaubers alle Höhen und Ehren der Welt erobert, weiß ich keine schönere und würdigere als die, welche demüthig in der Werkstätte lebt. Neben Chateaubriand, der aus dem Genie eine Art europäischen Königthums macht, vor welcher die Höchsten sich beugen, bewundre ich den Schotten Burns, der in der Niedrigkeit doch der Poesie all ihren Glanz erhält; Burns, einen Dichter und Landmann, der zugleich groß und einfach, ruhig und begeistert zu seyn verstand. Burns, seine in Gold schimmernde Muse empfangend in einem dunkeln Winkel seiner Hütte, scheint mir das schönste Ideal des Volksdichters zu realisiren.

Und am Ende, ist es denn unerläßlich, sich ganz und gar dem Dämon des Gedichts zu eigen zu geben, die Poesie als ein lohnendes Gewerbe zu treiben, und in möglichster Eile seinen Inspirationen die Form eines Octavbandes zu geben? Wenn das Geschick dem Dichter nicht die Freiheit vergönnt hat, zu jeder Stunde zu singen und seine Gedanken mit Muße zu gestalten, warum sollte der Dichter nicht anfangs für sich allein,

Digitized by Google

im Grunde ſeiner Seele, ſeine liebſten Inſpirationen behalten, begnügt mit der innern Bewegung und dem Glück, die ſie ihm gewähren hinſichtlich ſeiner geiſtigen Vervollkommnung? Widmen wir unſre Achtung ſolchen, die, Beſſeres erwartend, ſich darein ergeben, die Schätze ihrer innern Poeſie auszubreiten auf alles was ſie umgibt, die ihr ein moraliſch praktiſches Ziel zu geben ſuchen. Solche beſcheidne Menſchen benützen die Poeſie dazu, die Liebe, die Freundſchaft, die Familiengefühle zu verſchönen, das Bewußtſeyn der Pflicht zu erhöhen; ſie ſind Dichter in der heimlichen Innigkeit des Herdes, in der Erfüllung ihrer täglichen Lebensaufgabe; ſie ſind Dichter durch Gefühl und That, bis ſie es durch den Gedanken und die Form ſeyn können. Die Poeſie, zur rechten Zeit verſchloſſen, durchwürzt oft, wie gewiſſe getrocknete Pflanzen, die man in einem Schranke hat, eine ganze Seele mit ihrem Balſam. Wenn das poetiſche Vermögen wirklich in uns iſt, ſo findet es immer ſeinen Ausweg, ſeinen Beruf, ſeine Befruchtung; es kann ſich umgeſtalten aber nicht untergehen. Verliert auch die Welt ſo einige ſchöne Gedichte, welche in dem Geheimſten der Seele zurückgedrängt bleiben und vielleicht nie hervorbrechen werden, ſo gewinnt ſie andererſeits Menſchen von friedlichem, heitrem Daſeyn, welche der allgemeinen Harmonie, dem gemeinſamen Wohl zu ſtatten kommen.

Gewiß, darum weil ſie die Nothwendigkeiten des praktiſchen Lebens verkannten, weil ſie ſich feſtrannten in einem eiteln und unbeſonnenen Hochmuth, darum ſind ſo viele Dichter des Glücks und der vollſtändigen Entfaltung ihrer Talente verluſtig gegangen. Der Ungeſtüm zügelloſer Strebungen und Begehrungen hat mehr als irgend eine andre Urſache zu jener langen Märtyrerliſte von Poeten beigetragen, in der jede Nation ihre Vertreter hat, Deutſchland ſeinen Günther, England Savage, Collins, Chatterton, Frankreich Malfilatre, Gilbert, Andrer zu geſchweigen, die durch einen beklagenswerthen Tod nicht einmal die Berühmtheit, das Ziel ihrer Wünſche, errangen. Unter der Moriade von verirrten Kindern, die ein oft zweifelhafter Beruf in die Arme der Muſe treibt, laſſe man mich jedoch die unglückliche Eliſa Mercoeur beklagen, welche der Ehrgeiz zu ſchreiben und zu viel Vertrauen zu unbedachten Schmeicheleien ihrer friedlichen Bretagne entriſſen, um ſie auf den verſchlingenden Boden der Pariſer Literatur zu werfen, wo ſie bald, ein Opfer ihres Irrthums, zu Grunde ging. Und wie muß man erſt die traurige Uebereilung derjenigen bejammern, die in den ſchwarzen Dünſten und Nebeln der Muthloſigkeit den Glanz eines wahren Talents erſtickten, welchem die Zukunft wirklichen Ruhm verhieß!

Leider iſt es auch nicht ſelten, daß junge Männer, begabt mit den tauſend poetiſchen Gaben, plötzlich, wenn kaum das erſte Werk vollendet, kaum die Bahn vor ihnen eröffnet iſt, ſich leichtfertiger Weiſe zurückziehen, ſey es nun in unfruchtbarer Selbſtbeſchauung, ſey es in der egoiſtiſchen Befriedigung einer allzufrühen Gemächlichkeit. Entweder ſchlafen ſie auf den erſt halb geflochtnen Kränzen ein, oder ſie denken in ihrer ſorgloſen Trägheit, oder in ihrer Thorheit: ſie hätten an dem ihnen gezollten Tribut genug, ſie hätten genug Antheil am Kampf genommen, und die Welt ſey hinfort ihrem unfruchtbaren oder verſchleuderten Genie alle Huldigung ſchuldig. So, während die Unmächtigen hartnäckig beharren, entziehen ſich nur zu oft die Starken; und in der That, wir müſſen gleich ſehr die verdammen, die ſich in feigem oder hochmüthigem Müßiggang vernichten, und die ſich in thöriger Verzweiflung aufreiben; die erſtern ſchwächen und entmuthigen die Menſchheit, die zweiten machen ſie ſich entſetzen und verleumden ſie.

Es war unſerer Zeit vorbehalten, alle dieſe Beiſpiele, gleichſam alle Formen der Entmuthigung und der Abtrünnigkeit vereint zu liefern. Es gibt einen Fall namentlich, der in unſern Tagen noch mehr als im vorigen Jahrhundert überraſchen darf, und deſſen Vorkommen im Schooß unſerer ſo aufgeklärten Civiliſation unmöglich ſcheinen ſollte. Vor ungefähr einem Jahr verbreitete ſich das Gerücht, daß in Paris ein Dichter, ein neuer Gilbert, ſo eben im Hoſpital geſtorben ſey. Dieſer Dichter war kein anderer als Hegeſippe Moreau, deſſen Namen und Talent ein wenige Monate zuvor erſchienenes Bändchen Gedichte, Myoſotis, bekannt gemacht hatte. Nach dem ſchmerzlichen Staunen, in das ein ſolches Ereigniß die literariſche Welt verſetzte, mußte man ſich fragen, welcher Zuſammenſtoß von Umſtänden dasſelbe veranlaßt? Es war von Bedeutung zu erfahren, ob es eine blinde, unvorſichtige Verkennung geweſen, wie ſich deren die Welt manchmal ſchuldig macht, oder aber ob es ſich von einem perſönlichen und gewiſſermaßen freiwilligen Unrecht handle. Mußte man die Geſellſchaft zur Rechenſchaft ziehen wegen des Todes eines Dichters, oder nur dieſen Dichter ſelbſt wegen ſeines traurigen Schickſals anklagen? Die Wahrheit wurde bald bekannt, und wir glauben, daß dießmal die Geſellſchaft vom Verbrechen eines Mords freigeſprochen werden muß.

Die Geſchichte Moreau's gleicht, abgeſehen von Nebenumſtänden, in der Verkettung der unglücklichen Ereigniſſe und Verwicklungen, der von den meiſten Dichtern, welche ihm auf der Bahn der Unklugheit und des Unglücks vorangingen. Auch hier wie ſonſt begegnet man der Keckheit und dem Leichtſinn, womit man einem ſtürmiſchen Meere trotzt, denſelben überſehenen Klippen, woran man ſtrandet, demſelben Schiffbruch, wo keine Rettungsplanke ſich darbietet, den Reiſenden zu retten.

Hegeſippe Moreau, geboren in Provins im Jahr 1809 oder 1810 und frühe verwaiſt, wurde von einem Prieſter unter ſeinen Verwandten aufgenommen, der ihn ins Seminar nach Fontainebleau brachte, wo er ſeine Jugend verlebte. Dieſer Umſtand, der in der Seele des Dichters als eine rührende Erinnerung hätte fortleben ſollen, ließ im Gegentheil nur ein bittres Gefühl in ſeinem Herzen zurück, welches ſich ſpäter in einem ſeiner Gedichte Luft machte, und ſchon, man muß es geſtehn, viel Undankbarkeit zeigt:

Ein Oger hatte ſchon das Fleiſch gewittert *)
Des Neugeborenen, und wimmernd trug
Er mich hinweg in ſeinem Prieſterrock.
Auf wacht, geſaugen, ich unter den Schülern.

*) Im Franzöſiſchen ſind es Alexandriner und zwar ſehr ſchöngebaute und vollklingende, aber da der Inhalt ſo gar nicht poetiſch iſt, begnügen wir uns, ſie in Jamben zu überſetzen.

Schwarzen Hornissen, die in Schwärmen von
Viel Tausenden Montrouge sendet hinaus.
Schwerköpfge Ischaglans, die jeder Sprengel
Nährt für die Paschas der französ'schen Kirche,
Ich schwitzte, meinen schwarzen Mantel schleppend,
Meine Kapuze brannte mich wie Feuer;
Nach meiner Kindheit, meinem freien Elend
Sehnsüchtig, zählt' ich meiner Tage Körner
Langweilig ab, wie einen Rosenkranz.

Abgeneigt den Banden, die ihn hier hielten, entfloh Moreau aus dem Seminar, kehrte nach Provins zurück, und erlernte daselbst die Buchdruckerkunst. Dann, in Folge einer politischen Satyre, die ihm in seiner Vaterstadt mehrere Feindschaften zuzog, begab er sich nach Paris, von seinem unglücklichen Stern hingezogen zur Erringung literarischen Ruhmes. Hier ließen, wie man sich denken kann, die Täuschungen nicht lange auf sich warten. Der Ruhm, welcher langsam reift, kam nicht, der Reichthum noch weniger; und während der Dichter mit aller Sehnsucht nach ihnen schmachtete, antwortete nur das Elend seiner Stimme. Von da an dem Unglück geweiht, in seinen Illusionen getäuscht, legte Moreau den Ausdruck seiner tiefen Entmuthigung nieder in folgenden Versen des schon von uns angezogenen Gedichts:

Paris hab' ich besucht, Paris, das rauher
Dem fleh'nden Unglück droht als Tauris' Felsen,
Wo Luft den flugbegier'gen Adlern fehlt,
Wo keimende Talente, wild gerüttelt
Durch des Geschickes Unbill, straucheln endlich
Und unter wiederholten Stößen taumelnd
Zur offnen Grube, drin Cäcenffe versank,
Nur noch mit Einem Gruße sich anreden:
Dem Mönchsgruß: Brüder, denken wir zu sterben!

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Fortsetzung.)

(S. Nro. 19 dieser Blätter, von K. L. Kannegießer.)

Oelenschlägers neueste noch nicht übersetzte *) Tragödie, Knud der Große, erhält für den, der das Trauerspiel gleiches Namens von Elias Schlegel kennt, einem vor etwa hundert Jahren meistens in Dänemark lebenden deutschen Dichter, einen neuen Reiz, zumal da Schlegels Kanut vielleicht sein bestes und mit Unrecht ganz vergessenes poetisches Werk ist. Es gereicht mir deßwegen zur patriotischen Freude, an diesen wohl unter seinem Werthe geschätzten Dramatiker zu erinnern.

*) Robinson in England ist schon von Oelenschläger selbst übersetzt, in der ältern bei Max erschienenen Ausgabe, aber verkürzt; weshalb ich die angeführten Stellen unverkürzt selbst verdeutscht habe.

Der hervorstechende Zug in der Geschichte des großen, mehrere Reiche beherrschenden nordischen Königs ist die Feindschaft zwischen ihm und seinem Dienstmanne, dem schwedischen Grafen Ulf oder Ulfo. Dieser wußte sich in Abwesenheit Kanuts durch einen Brief desselben, worin der Schwester des Königs, Estrithe, befohlen wurde alles zu thun, was Ulfe verlangen würde, listigerweise die Hand derselben zu erwerben, dann aber seinem Schwager durch Abfall und Verbindung mit dessen Feinden eine Niederlage beizubringen, und war frech genug, nachdem er Verzeihung erhalten hatte, ihm dennoch zu trotzen, wodurch Kanut endlich bewogen wurde, ihn am Leben zu strafen. Diesen Vorgang haben denn auch beide Dichter zum Kern ihrer Tragödien gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß Schlegel den Ulfo, Oelenschläger den Kanut zum Mittelpunkte macht. Jener stellt den Ehrgeiz des Verräthers, dieser die Gewissensunruhe des Königs über die an seinem Feinde durch die wenigstens ihm zugedachte und bereits befohlene Hinrichtung verübte Rache und seine endliche Beruhigung und Aussöhnung mit sich selbst dar. Oelenschläger hat diesen Gedanken schon früher, namentlich im Palnatoke, und sehr befriedigend, ausgeführt. Palnatoke tödtet den, der ihm wiederholentlich nach dem Leben getrachtet hat; aber selbst diese fast als Nothwehr zu betrachtende That martert ihn, und erst als er durch einen von der Berserkerwuth befallenen Freund seinen Tod findet, glaubt er sich entsühnt und stirbt freudig. Des dänischen Dichters zarter, moralischer Sinn ist darin unverkennbar, und man muß ihm wohl einräumen, daß er richtiger gefühlt hat als Schiller, der den Tell seinen an Geßler verübten Mord gegen Johannes Parricida vertheidigen, ja fast rühmen läßt. Im Kanut aber scheint mir der Dichter seinen Zweck minder glücklich erreicht zu haben, theils weil Ulf sich schon früher des Hochverraths schuldig gemacht, aber Verzeihung erhalten und den Tod freilich nach gerichtlicher Verurtheilung verdient hatte, Kanut sich also nur die Vernachlässigung der gesetzlichen Form seinen in der Leidenschaft des Zorns gegebenen Befehl verwerfen konnte, theils weil sich die Beruhigung bei ihm bloß zufolge eines Traumes einstellt und dramatisch unbefriedigend ist. — Ein zweiter Fehler ist die Ueberladung mit Ereignissen, die, bloß zur Charakteristik des Kanut dienend, der eigentlichen Handlung vorausgehen. Das Stück nämlich beginnt, und der ganze erste Act beschäftigt sich mit dem Versuche Kanuts, den König von England, Edmund, zu versöhnen, was denn auch zu gelingen scheint, aber im zweiten Act durch den Herzog Eadrik, den Teufel im Drama, rückgängig gemacht wird. Dieser erbietet sich auch gegen Kanut, den König Edmund aus dem Wege zu räumen, wiewohl nur andeutend. Kanut versteht ihn, weist das Mittel, obgleich es verabscheuend, nicht ganz entschieden zurück, zumal da indeß die Nachricht einer in Dänemark von seinem Schwager Ulf angestifteten Empörung und Erhebung des Hardaknud, des unmündigen Sohnes Kanuts, auf den Thron ankömmt; und so fällt Edmund in die von Ulf durch Hülfe des Schmidts Veland ihm gelegte Schlinge und findet seinen Tod. Vielleicht hat der Dichter durch den Antheil, den Kanut an diesem Verbrechen scheinbar genommen hat, dessen Schuld vermehren wollen, aber dieß

wäre unnöthig gewesen, wenn die nachfolgende That gegen Ulf hinreichend gewesen wäre, um die Reue des Königs zu begründen. Der dritte Act spielt nämlich in Dänmark, wohin Kanut eilig zurückgekehrt ist und die Empörung schnell gedämpft hat. Ulf erhält Verzeihung, aber Eadrik muß wieder der Unheilstifter seyn. Er erregt Ulfs Wuth, der sich vom König verspottet glaubt, und diesen daher höhnend an die durch ihn erlittene Niederlage erinnert, so daß Kanut einem wackern jungen Kriegsmanne Tym den Auftrag zur Hinrichtung gibt. Tym beschließt diesen vom Könige im Zorn gegebenen Befehl nicht zu vollstrecken, aber Eadrik übernimmt ihn nun aus eigenem Gutdünken und tödtet den Ulf. Hier ist der Antheil des Königs an dem Tode seines Feindes zwar etwas bedeutender als das vorigemal, aber doch kaum hinreichend, um eine eigentliche Zerknirschung zu bewirken. Vielleicht ließe sich dafür zur Vertheidigung sagen, daß ein wiederholtes Vergehen die Reue schärfe, noch mehr, daß eben die zarte edle Gesinnung Kanuts darin dargestellt sey, insofern ihm, selbst ein Antheil am Vergehen, dennoch keine Ruhe lasse, und eine sittliche Reinigung verursache, wie sie eigentlich nur bei einem groben Verbrechen zu erwarten ist. Indeß ist dieß zu fein für das Drama, wenigstens thut es hier nicht die bezweckte Wirkung, so wenig wie die Geister der beiden Getödteten, Edmund und Ulf, die zu Anfang des vierten Actes am Lager des schlafenden Königs als Sinnbilder seines bösen Gewissens stehen, aber bei seinem Erwachen verschwinden. Wie zart, aber auch wie undramatisch ist dieß im Vergleich mit dem am Tische des Macbeth erscheinenden Geistes Banco's bei Shakspeare! Ein schöner Gedanke des Dichters ist es übrigens, daß Kanut, nachdem er erst von Tym erfahren hat, sein Auftrag sey von diesem nicht vollzogen, nachher aber von dem Bischof die wahre Nachricht erhält, daß Ulf dennoch getödtet sey, den Mörder Eadrik, der bei der Entdeckung und den ihm gemachten Vorwürfen sich sogar an dem König vergreifen will, zum Tode abführen läßt, also, von Reue getrieben, einen dritten Todschlag begeht, der freilich zu rechtfertigen ist, aber doch einem zarten Gewissen neuen Schmerz machen müßte. Dieß ist hier freilich nicht benutzt; vielmehr erschrickt Knud bloß über die Kaltblütigkeit, mit welcher Eadrik dem Tode entgegen geht und klagt sich wegen des Vertrauens an, das er diesem Manne geschenkt habe, jammert freilich, daß er selbst nicht mehr unschuldig sey, und faßt nun den Entschluß, die Krone niederzulegen, in den Wald zu gehen und als Eremit Buße zu thun. Das ganze Selbstgespräch nach Eadriks Abführung lautet:

Entsetzenvoll ist dieses Schurken Tod;
In diesem kalten Trotz, im letzten Zucken
Des herzlos unverschämten Uebermuths
Seh' ich den allerschauerlichsten Selbstmord.
Die Seele tödtet er, wär' sie zu tödten. — —
Und dieser Mann, Knud, war dein Steuermann!
Wie lange liehst du seinem Worte Glauben,
Daß Größe sich zur List erniedern dürfe,
Daß Herrschersucht Sünden adeln könne!
Was bin ich nun? Als König steh' ich freilich
Norwegens, Englands, Dänmarks Reichen vor;
Doch hab' ich so viel nicht einmal erreicht,
Als mancher Bettler, mancher Hirt am Zaun,
— Den Namen eines unschuldigen Manns!
(Gerührt.)
O himmlische Natur, so lehre du mich,
Was mich nicht lehren kann die List des Hochmuths!
Ich eil' in deinen Arm, eil' in den Wald,
Und Purpur, Kron' und Scepter laß' ich hier.
Ja weilen will ich, wie der junge Schwärmer,
Uralte Waldung, unter deinen Buchen!
O lehre, Hirsch und Vogel, Lamm der Wiese,
Lehrt Knud, den großen Knud, o lehrt ihn Unschuld!
Und, wenn ich Mensch zu seyn zuvor gelernt,
Dann will ich wieder Menschenkönig seyn!

Dieß ganze Selbstgespräch scheint mir nicht aus richtiger Beobachtung der menschlichen Seele entsprungen zu seyn. Nicht zu gedenken, daß Knud in dieser Lage weniger an Eadrik und an dessen Tod denken kann, als an sich selbst, so ist auch die ächte Reue völlig an ihren Zustand gefesselt und blickt nicht, wie es hier geschieht, darüber hinaus auf den Zeitpunkt der Entsühnung hin. Der Zerknirschte ist von seinen gegenwärtigen Gefühlen durchdrungen, und hofft kaum Begnadigung. Auch die Anrede an Vogel, Hirsch und Lamm hat etwas Prunkendes. Der Reuige blickt nicht in die Natur und äußere Welt, am wenigsten um aus ihr etwas zu lernen, er blickt nur in sich, in den Abgrund seines beleidigten Gewissens, und kann auch von daher nur Hülfe finden. Es ist aber um so mehr zu bedauern, daß der Dichter hier nicht das Rechte getroffen hat, weil dieß Selbstgespräch die Katastrophe bildet und das Nachfolgende einige damit in Verbindung stehende, wiewohl auch einige davon unabhängige Fehler hat. Wir hören Knud seine Reue in folgenden lyrischen Versen aussprechen:

Durch die Waldung ging ich hin,
Doch nicht konnt' ich Trost erlangen,
Wo von Ast zu Ast sich schwangen
Vögel mit vergnügtem Sinn,
Drum ich itzt noch trüber bin.
Auf dem Wege sonder Licht
Stand Maiblume Hoffnung nicht,
Aus dem Gras auf meinen Wegen
Grinste Löwenzahn entgegen,
Aber nicht — Vergißmeinnicht.
Viel ist's, was Natur vermag,
Neuen Wuchs der Pflanz' ertheilen
Kann sie, manchen Schaden heilen,
Nicht das Herz, das wund und zag.
Selbst der Nachtigallen Schlag
Schlägt im tiefen Waldesgrunde
Tiefer nur des Herzens Wunde.
Dort, wo Alles Fried' und Lust,
Wird man sich erst ganz bewußt,
Wie so herb des Leidens Stunde. —

So in mir verwirret ganz
Keines Schmerzes Lindrung fand ich,
Und mit Hohngelächter band ich
Diesen Dornenrosenkranz.
Ja, dein kurzer Purpurglanz
Sinkt ins Dornenmeer herab,
Das Natur der Erde gab.
Leben! und Erinnerungen,
Was sind sie, wenn du verklungen?
Welke Rosen auf ein Grab!

Dieß ist Spielerei und gezwungener Witz, z. B. „der Nachtigall Schlag schlägt Wunden" und „das Dornenmeer," eines Knud unwürdig. — Er findet ein Kreuz, hängt den Dornenkranz daran auf, schläft dort ein, und nachdem Algitha, die ihn, als Geliebte Edmunds, wegen dessen Ermordung verfolgt, ihn, den Schlafenden, verschont hat, erwacht er im Beiseyn des Bischofs Alfwyn und seines Dieners Tym, erzählt diesen, daß im Traum ihm Christus erschienen sey und ihm zugerufen habe:

Nein, Knud, du wirst für mich kein Judas seyn!

Hiedurch glaubt er sich entsühnt und will auf den Thron zurückkehren. — Hier geht das Menschliche im Christkatholischen völlig unter. —

(Fortsetzung folgt.)

Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die einsame Schnitterin.

O siehe die Hochländerin
Allein im Aehrenfelde dort!
Arbeitend singt sie vor sich hin —
Steh oder schleiche fort!
Einsam die Garben bindet sie,
Und klagend tönt die Melodie;
O horch, das ganze Thal entlang
Schallt ihrer Stimme voller Klang.

So süß sang nie die Nachtigall
Der Karawane, die den Sand
Durchwallt, und nun am Wasserfall
Ein Ruheplätzchen fand.
So süß ruft selbst der Kuckuck nicht,
Wenn er im Frühling unterbricht
Das Schweigen, welches fort und fort
Herrscht fern bei den Hebriden dort.

Was singet sie? wer sagt mir's? wer?
Vielleicht ist's aus der Vorzeit Nacht
Wohl eine alte Trauermähr'
Und langverjährte Schlacht.

Wie aber ist es sanfterer Art
Von Mann und Frau und Kindern zart,
Von allgemeiner Sorg' und Pein,
Die ist und war und stets wird seyn?

Was es auch war, das Mädchen sang,
Als kam' ihr Lied zu Ende nie,
Und eifrig, wie die Stimme klang,
Führt' auch die Sichel sie.
Zur Genüge labt' ich so das Ohr;
Und als ich stieg die Höh' empor,
Hört' ich im Herzen noch den Ton,
Obgleich ich weit entwandert schon.

Das vollkommene Weib.

Gleich einem Engel stand sie da,
Als sie zuerst mein Auge sah,
Gesandt aus höhern lichten Sphären,
Um Augenblicke zu verklären.
Ihr Aug', ein Stern der Dämmrung, klar,
Gleich Dämmrung auch ihr dunkles Haar,
Kleid, Band, und was an ihr nur immer,
War Maienglanz und Morgenschimmer,
Gestalt, Bild, Geist, hintanzend froh,
Erschien, erschreckte sie, und floh.

Als ich darauf sie näher sah,
Ein Geist noch, doch auch Weib war's da,
Frei, leicht in ihres Hauses Mitte,
Jungfräulich edel ihre Schritte,
Im Blicke süße Einigung,
Von Hoffnung und Erinnerung,
Doch nicht zu blendende Gebärde,
Gemäß vielmehr der Menschenerde,
Voll jeglicher Empfänglichkeit
Für Scherz, List, Spott, Lob, Lieb' und Leid.

Froh seh ich nun am heut'gen Tag
Des ächten Lebenspulses Schlag,
Ein Wesen von dem besten Streben,
Hinwandelnd zwischen Tod und Leben,
Geschickt, klug, mäßig, unerschlafft,
Von reifem Geist, von Willenskraft,
Vollkommnes Weib, von Gott ersehen
Zu herrschen, trösten, beizustehen,
Und doch noch aus dem Geisterreich,
So klar, fast einem Engel gleich.

Luiſe.

Im Schattenhaine trat ich nahe
Luiſen, und als ich ſie ſahe,
O ich geſteh es frei:
Sie iſt voll Kraft, hat leichte Glieder,
Und ſpringt die Felſenſtufen nieder,
Wie Bächlein in dem Mai.

Solch Lächeln ſah noch nicht die Erde,
Und zu dem Lächeln die Gebärde
Beim Schwinden, beim Entſtehn,
Endloſe Reize ſtets entdeckend,
Und wieder ſich im Aug' verſteckend
Bei ſchreibarem Vergehn.

Ihr Hüttchen, nichts geht ihr darüber
Doch übers Meer läuft ſie hinüber,
Sturmwetter hemmt ſie nicht.
Kämpft ſie entgegen Regengüſſen,
O dürft' ich dann die Tropfen küſſen
Vom lieblichen Geſicht!

All meine Habe wollt' ich geben,
Könnt' ich nur Einen Tag verleben
Mit ihr auf moosger Bank
Im Winkel alter Grottenhalle,
Wenn ſie nacheilt dem Waſſerfalle
Den kühlen Bach entlang.

Aufruf.

Der erſte März, wie mild, wie ſchön,
Minütlich ſchöner, ſchöner faſt!
Rothkehlchen ſinget ſüß Getön
Vor unſrer Thür vom Aſt.

Ein Segenshauch im luft'gen Raum,
Wie es belebt, erquickt und ſchwellt
Den kahlen Berg, den kahlen Baum!
Und ſchon ergrünt das Feld.

O Schweſter, weißt du, was zu thun?
Laß jetzt, gefrühſtückt haben wir,
Die Morgenarbeit heute ruhn,
Und ſonne dich mit mir!

Mit Eduard drum komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der ſüßen Müßiggängerei
Sey dieſer Tag geweiht!

Nicht dem Kalender traue man,
Nur was wir fühlen, das iſt wahr;
Drum ſangen, Theure, heut wir an
Des Frühlings neues Jahr.

Heut feiert Lieb' ihr Wiegenfeſt,
Ihr Geiſt durchathmet jede Bruſt,
Die Erde bebt im ſanften Weſt
Von ſtiller ſüßer Luſt.

Ein ſolcher Augenblick gilt mehr
Als funfzig Jahre Grillenfang;
Wie wird die Seele froh und hehr!
Ja, das iſt Lebenstrank!

Es übt das Herz geheime Macht,
Und treulich folgt man ſolchem Wort.
Wie heute wir den Tag vollbracht,
Sey's die Zukunft fort.

Und jene Kraft, die ſegnend kreiſt
Aufwärts und abwärts, dort und hie,
Ein Vorbild ſey ſie unſerm Geiſt,
Und Liebe heiße ſie!

Drum, liebe Schweſter, komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der ſüßen Müßiggängerei
Sey dieſer Tag geweiht!

Spinnerlied.

Gegründet auf einen in den Hirtenthälern von Weſtmoreland herrſchenden Glauben.

Hurtig dreht das ſchnurrende Rad,
Denn die Stund' iſt da, die nächt'ge,
Wo den müden Fingern naht
Hülfe durch die Fee, die mächt'ge.
Thauige Nacht hüllt jeden Ort, —
Dreht die Räder fort und fort!

Unterm Sternenhimmel wird
Ruh itzt den zerſtreuten Schafen.
Schwirrt, ihr lieben Räder, ſchwirrt!
Denn die Spul', indeß ſie ſchlafen,
Weil ſie glatter, ebner läuft,
Wird verläſſiger umhäuft.

Neigung kurzer Dauer nur
Zeugt der Augen wankend Rollen;
Treue Liebe gleicht der Schnur,
Die man dreht von milden Wollen,
Wenn die Heerden alle nun
Auf des Berges Buſen ruhn.

K. L. Kannegießer.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

18 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

(Fortsetzung.)

Mehrere Jahre vergingen, während welcher Moreau Tag für Tag jenes haltlose und rastlose Leben lebte, welches das unvermeidliche Loos eines jeden zu seyn scheint, der einmal eine falsche Richtung eingeschlagen, unablässig hin- und hergeschleudert zwischen seinen schmeichlerischen Träumen von künftigem Ruhm und der harten Wirklichkeit seiner gegenwärtigen Verhältnisse; abwechselnd sorglos oder gereizt, je nachdem er einen Strahl oder einen Schatten an seinem Horizont auftauchen sah, übrigens aber im Ganzen huldigend dem Banner einer opponirenden, ja sogar entschieden feindseligen Politik. Wenn er, wie es heißt, auch an den Barricaden des Junius focht, so zeigte er sich doch daselbst mehr aus Verzweiflung und Lust zu sterben, als aus politischem Haß. Schon handelte es sich bei ihm darum, das Leben zu verlassen, dem Kampf zu entsagen. Bei einem ersten Aufenthalt im Hospital, im Jahre 1832, sehen wir ihn schon mit Todesgedanken umgehen; in einer Art geheimer Ahnung verfaßte er dort ein Gedicht zum Gedächtniß Gilberts, voll rührender Schwermuth, wo am Schluß jeder Strophe die mitleidigen Worte wiederkehren:

„Was mußtest du, o armer Gilbert, dulden!"

aber vielleicht ohne selbst damals noch ernstlich zu denken, daß das Schicksal des unglücklichen Satyrikers einst das seinige seyn werde.

Dennoch, wenn Moreau später gewollt hätte, hätte ihm einige Ruhe und ein bescheidenes Glück gesichert werden können. Es war weit nicht an dem, daß es ihm an allen Hülfsquellen gefehlt hätte. Er war nach einander maitre d'études in einem Collegium und Redacteur des Journal des jeunes Personnes. Aber dieser Stellen wurde er überdrüssig. Eine Dame, die sich lebhaft für sein Schicksal interessirte, bot ihm Geld an, um sich ein Druckerei-Patent zu kaufen; aber Moreau, mehr als je irregeleitet, schlug es aus, und zwar wenn man denen glauben darf, die uns sein Leben erzählt, die am meisten seine Fehler entschuldigt und am innigsten seine Leiden mitgefühlt haben, war das, um wenig zu sagen, sonderbare Motiv dieser Ablehnung, das, daß er, hätte er das Geld angenommen, er es sogleich ohne zu arbeiten würde durchgebracht haben, weil er Hunger und Durst nach den Genüssen des Lebens hatte. — Das wird, in Wahrheit, einer der beklagenswerthesten Widersprüche einer Epoche seyn, wo man viele angebliche Freunde des Volks ohne Gewissensanfechtungen in üppiger Weichlichkeit leben sah, wo mancher, der sich für einen Puritaner ausgibt, und die Maske des Stoicismus trägt, insgeheim nach sybaritischen Genüssen trachtet. — Als Moreau kurze Zeit nachher sich entschloß, in die Druckerei von Hrn. Bethune als Corrector einzutreten, war es schon nicht mehr Zeit für ruhige Einfachheit und ruhiges Glück des Lebens. Es war um den Menschen wie um den Dichter geschehen. Während seine Seele unwiederbringlich zerrüttet war, hatten Leiden und Entbehrungen in seinem Körper den Keim einer Auszehrung hinterlassen, die ihn in das Charité-Hospice führte, wo er den 20 December 1838 starb.

Hegesippe Moreau besaß ein poetisches Talent, das weit über seine moralische Organisation hinaus ging und ihn in Wahrheit eines bessern Looses würdig machte. Er war, man darf es behaupten, ein Dichter von anderm Schrot und Korn als viele jeden Tag gefeierte und gehobne Reimer, deren Werke, mehr erkünstelt als naiv, gewiß mit der Nachwelt nichts zu schaffen haben werden. Es sind in der Myosotis, wovon viele Blätter bleiben werden, Stücke voll bewundernswerther Energie, und andre von ausgesuchter Anmuth, wo der scharfe, treffende Ausdruck immer glücklich den Gedanken einrahmt, wo die Philosophie sich mit der Phantasie, die Idee mit der Farbe schön vermählt. Obgleich das Ganze nicht jenes Gepräge entschiedner Einheit und Originalität hat, welches die im höchsten Sinne geweihten Dichter auszeichnet, zeigt sich doch zu viel wahre Begeistrung und unmittelbarer Wohllaut, als daß man nicht lebhaft sich ergriffen fände. — Der Gesammtcharakter von Moreau's Talent erinnert an Beranger, an welchem er ganz

beſonders ſcheint ſeine Begeiſterung haben entzünden zu wollen. Dieſe Eingenommenheit von Beranger iſt beſonders fühlbar in zwei Gedichten, worin Beranger gehuldigt und ſein Name angerufen wird, und von welchen das eine, ſchon alt, vom Jahr 1828, uns zuerſt auf die Spur führt, Nachahmung zu entdecken. Als treuer Schüler reproducirt Moreau die hervorſtechenden Eigenſchaften Berangers. Viele Stücke in der Myoſotis ſind nur Oden oder Lieder in der Art unſers Nationaldichters, ſowohl hinſichtlich der zu Grund liegenden Ideen und der Natur der Gegenſtände, als auch der Form, welche rein, ſcharf, prägnant iſt, von beinahe gleicher zierlicher Vollendung und gleicher Nüchternheit. Nur nähert ſich Moreau hin und wieder in dem ungezwungeneren Versbau der neuern poetiſchen Schule. — Wie Beranger, bekennt ſich Moreau zu einem angreifenden, herausfordernden Liberalismus, der den Königen und überhaupt aller Ariſtokratie Trotz bietet; wie jener liebt er das Volk, zeigt ſich als leidenſchaftlicher Bewunderer der republicaniſchen Freiheit und des kaiſerlichen Ruhms; er hat auch ſeine Anwandlungen von Gottloſigkeit und ſeine gegen den Himmel ſich empörenden und frevelnden Strophen; er beſingt endlich Liebe, Wein, Frohſinn, den ganzen nothwendigen Zugehör der von ſeinem Muſter und Meiſter gerühmten epikuräiſchen Philoſophie.

Bald aber allerdings ſtimmt der Dichter einen andern Ton an, ſingt in gerade entgegengeſetzter Weiſe; er fügt zu ſeiner anakreontiſchen Leyer die Saite des Fluchs und der Verzweiflung; neben den friſcheſten und fröhlichſten Blättern finden ſich Stücke voll des ſchwärzeſten Menſchenhaſſes.

Der Sänger, der eben noch ſo fröhliche Weiſen angeſtimmt, verwünſcht und verflucht jetzt; er ſpitzt den Stachel der Ironie, er ſchleudert das Anathema. Nicht mehr den geiſtreichen Refrain Berangers, ſondern die heftige Satyre des neunzehnten Jahrhunderts oder die blutige Nemeſis glaubt man zu hören. Es iſt leicht einzuſehen, daß die Leiden und Bitterkeiten von Paris hier ihren Einfluß geübt haben; man merkt, daß ein mörderiſcher Nordwind über die blühenden Gärten des Dichters geweht und ſie zerſtört hat. Auch ſein Patriotismus hat in ſolchen Stunden einen ganz andern Ton; ſeine Farbe iſt düſtrer, ſeine Haltung drohender; er verläßt zuſehends die Ebenen der Gironde, um ſich auf den Berg zu verirren.

Aber dann, manchmal im nämlichen Stück, nach einem Zwiſchenraum von einigen Zeilen, wird der Vers wieder milder, das Gefühl mäßigt ſich, die Inſpiration betritt eine glücklichere Sphäre. Und in Wahrheit, uns gefällt ſo der Dichter der Myoſotis beſſer, wenn ſein Jambus zur Elegie ſich wendet, wenn er ſeine Rufe mit Thränen benetzt. Dann erinnert er uns an die ſüße Melancholie und die wohllautvolle Anmuth eines André Chenier, von dem er auch manchmal die kunſtvolle Einfachheit hat. Das Gedicht: der Winter, bietet uns, nach vielen Verwünſchungen und ſelbſt drohenden Prophezeyungen gegen die Glücklichen der Welt, ein rührendes Beiſpiel der Rückkehr von der Bitterkeit zu milder Reſignation:

So zu unklugem Wunſch und Wort ward ich verführt,
Ich hab' mein heißes Lied mit Thränen noch geſchürt.
Ich haßte; bitter macht das Unglück, die Entbehrung;
Doch einem Strahl von Glück gelang meine Bekehrung.
Damit ſein Vers, verſöhnt, nicht mehr der Menſchheit droht,
Was braucht's beim Dichter? Nichts als einen Kuß und Brod.
Ich hab' mein Theilchen Sonn', und viele von den andern
Brüdern Wallfahrern ſeh' ich tief im Schatten wandern.
Dieß irre Volk, o Gott! leit' und beſchütz' es du!
Wie mir, wend' ihnen auch Huldoffenbarung zu!
Die Läſterung erſtick' durch deinen Mannaregen!
Die Leiden nimm hinweg — du willſt ja Liebe pflegen.
Mild laß den Winter ſeyn, und, wenn er flieht von hier,
Dichter und Vogel ſingt: Preis ſey und Dank ſey dir!

(Schluß folgt.)

Däniſche Literatur.

Oelenſchläger.

(Fortſetzung.)

Der fünfte Act hat noch den beſondern Fehler, daß die eigentliche Handlung fehlt, ſtatt deſſen aber Nebendinge, Sagen, Anſpielungen, Anekdoten benutzt ſind, ihn zu füllen. Von der Art iſt die Erwähnung des Sieges von Macbeth und Banko über Svend, Knuds Sohn, der Streit zweier Barden über den Geſang, womit Knud begrüßt werden ſoll, und die Wahl des ſchlechteren Geſangs, in welchem der König als Herrſcher über die Elemente geprieſen wird — ein Lob, das dieſer ſofort in ſeiner Lächerlichkeit darſtellt, indem er im Freien, wo er ſich mit ſeinem ganzen Gefolge während eines Sturms, Regens und Gewitters befindet, dem Blitz und Donner zu ſchweigen gebietet, und da der Blitz ſofort dicht neben ihm einſchlägt, ſeine Demuth gegen Gott ausſpricht, und ſeine dreifache Krone am Chriſtuskreuze aufhängt mit den Worten:

Hier hängt ſie! Meine Bruſt hat wieder Frieden,
Von nun an herrſche nur die Unſchuld!

Darauf folgt denn auch gleich der Lohn, indem ſeine Feindin Algitha ihm verzeiht, und ſeine Gemahlin, die ihn früher wegen ſeiner ſcheinbaren Unfrömmigkeit verlaſſen hatte, zu ihm zurückkehrt mit dem Ausruf:

Geliebter Knud, nein, nicht verlaſſ' ich dich!

worauf er das Stück mit der Antwort ſchließt:

Als ich den Himmel fand, da fandſt du mich.

Die Schwäche dieſes Ausgangs oder vielmehr des ganzen zweiten Theiles liegt am Tage. Wenn Oelenſchläger früherhin mehr als Nachklang von Goethe und Schiller zu betrachten war, und in ſeinen nordiſchen Stoffen ſo wie im Aladdin wohl ſogar einige Eigenthümlichkeit zeigte, ſo ſieht man hier die Einwirkung Werners, deſſen Periode in Deutſchland gottlob längſt vorüber iſt, und die dramatiſche Entnervtheit des Dialogs geht bisweilen faſt ins Lächerliche über, wie dieß ſchon in einigen ſeiner früheren Stücke, namentlich in Hogbarth und Signe der

Fall war. Der wahre Oelenſchläger lebt und webt in der Darſtellung der kräftigen nordiſchen Helden und der zarten Nordlandsfrauen, eines Hakon, Palnatoke, Axel, einer Thora und Waldburg, und nebenbei der komiſchen Charaktere, wie in einigen Scenen des Aladdin. Dieß iſt ſein Feld, hierauf ſollte er ſich beſchränken. Eine Fortſetzung des Knud, die der Dichter beabſichtigen ſoll, um den Helden und König in einen Skalden zu verwandeln, würde dem erſten Theile ſchwerlich aufhelfen, vielleicht aber als unabhängiges Werk beſſer glücken.

Um dem Dichter nicht wehe zu thun, iſt jedoch hinzuzufügen, daß dieſes Stück, wie wohl alle Dramen desſelben, treffliche Einzelnheiten hat, Nachklänge des vorherbezeichneten nordiſchen Geiſtes. Dahin rechne ich den Charakter des Tym, und beſonders deſſen erſten Auftritt, als er ſeine Kriegsthat erzählt. Ich gebe die ganze nicht eben lange Scene.

Biſchof Alfwyn. Tym, ein Chorknabe mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und eine Fahne in der Hand.

Alfwyn.

Nein, biſt du's wirklich, Tym, mein Schweſterſohn?
Du Burſch von fünfzehn Jahren, Chorknab' in der Kirche,
Und Fahnenträger (Maerkisman) ſchon?

Tym.

Ja, lieber Oheim.
Der König hat mich ſelbſt dazu erkoren
Für meinen heldenmüth'gen Streich. Gott weiß,
Woher den Muth ich nahm, ich rettete
Ein Theil des Heeres in der Schlacht.

Alfwyn.

Erzähle!
Es klingt mir ja wahrhaftig wie ein Mährchen.

Tym.

Auch mir. Und hätt' ich es nicht ſelbſt gethan,
So ſchwür' ich, daß es eitel Lüge wäre.

Alfwyn.

Nun alſo?

Tym.

Ich und andre Kirchenknaben
Wir waren mit den Prieſtern mitgegangen,
Lateiniſche Pſalmen vor der Schlacht zu ſingen,
Damit die Kämpfer mehr noch Muth bekämen.
Das iſt ja alter Brauch.

Alfwyn.

Ein heil'ger Brauch.
Knud ſang wohl nicht mit?

Tym.

Nein, nicht eben.
Sein Kopf war wohl von andern Sachen voll.

Alfwyn.

Und Andacht, die das Herz erfüllen ſoll,
Die achtet er geringe —

Tym.

Nun, wir ſangen!
Und dann, dann kämpften ſie, die Ältern! — Ich
Wär gerne mitgegangen auf der Stelle.
Du weißt, ich erbte von dem ſel'gen Vater
Ein bißchen Muth, 's war auch das ganze Erbe.
Doch, Oheim, du erzogſt mich für die Kirche.
Indeſſen die Natur läßt ſich nicht ganz
Vertreiben — heißt es in dem alten Sprüchwort. —
Ich ſtand am Wald und ſahe nach den Rittern,
Wie flink ſie ihre Speer' und Schwerter brauchten,
Bald klaſcht' ich in die Hände, bald ergrimmt' ich
Und dachte: wärſt du doch ein ſolcher Kerl!

Alfwyn.

Ein tücht'ger Wunſch!

Tym.

Indeß ich das ſo dachte,
Entſteht im größten Schlachtgetümmel juſt
Unordnung, ſieh, ein Fahnenträger flieht
Zum Berg, verfolgt von einem Ritter, der
Ihn einholt grade bei des Waldes Eingang,
Wo ich mit mehrern Kirchendienern ſtand.
Er haut ihn nieder, daß vom Pferd er ſtürzt,
Und windet dem Erſchlagnen aus der Hand
Das Banner, und ſo reitet er davon.
Des Todten Pferd ſtand ſtill, als ob es harrte,
Daß es ſein Herr aufs neu beſteigen ſolle;
Jedoch der Arme — konnte nicht mehr reiten.
Da glühte mir durchs Herz ein Wundermuth;
Ich dachte: ſoll nun Edmund Sieger werden? —
Bei Leibe! — Wird Knuds Kriegsheer fliehn? — Bei Leibe! —
Grad' über den Erſchlagnen bog ſich hin
Ein Buchenaſt, ſieh, da ergriff ich ſchnell
Des Todten Schwert, hieb ab den Aſt, und ſchwang
Mit dem zu Roß mich. Ha, das war ein Banner!
Du ſagteſt oft mir: ein Gebet macht ſtark!
Das fiel mir ein. Ich ſagte Pſalme, ſang ſie,
Indeß ich auf dem Vierbein zu dem Heer kam,
Und rief und ſchrie dann: flieht nicht, Dänen! Hier
Iſt euer Hoffnungsbanner, grün iſt's wieder!
Das Buchenbanner! Unſers Dänmarks Buche
Wird über dieſen Heldenſcherz ſich freun. —
Und ohne Weiteres eilt' ich vorwärts, und
Drang auf den Feind ein, und mit mir, was da war,
Sich wieder ſammelnd, jagt' ihn bis ins Lager,
Und, eh wir's wußten, hatten wir geſiegt.

Alfwyn.

In dieſer That erkenn' ich Gottes Finger.
Er ſandte dich, das Kind, den Kirchendiener,
Um ihn den Stolzen, Mächtigen zu retten.
Und was that Knud? Weint er nicht laut vor Freude,
Als er's erfuhr?

Tym.

Nicht doch! Er lachte laut,
Doch war's Verachtung nicht, es war Bewundrung.
Er nahm mich auf den Schooß, er küßte mich.
Und dann, dann übergab er mir dieß Banner,
Und sagte: Banner sey nunmehr dein Name!

Alfwyn

(ihm seine Hand auf das Haupt legend).

Sey fromm! Gib Gott die Ehre für die That,
So wird er deinen Weg auch fürder segnen.
Du bist nicht mehr ein Kind, bist nun ein Mann,
Nicht bloß ein Mann, du bist ein Fahnenträger,
Und du verdienest mein Vertraun.

Tym.

Du bist betrübt?

Alfwyn.

Ich bin's um König Knud,
Weil er von Gott sein Herz hat abgewandt.
Was hilft ihm sein Verstand und Muth und Macht,
Wenn er es nur mit irdischem Glanze hält,
Wenn, was er kann und weiß, er nur gebraucht
Zur Sättigung der Ehrbegier? Zur Seite
Des Königs ging ein Engel, unsre theure
Geliebte Fürstin Emma. Lange sah ich
Sie leiden, weil am harten, wilden Herzen
Des Königs all ihr Bitten fruchtlos war.
Als sie nun nichts ausrichtete, da reiste
Nach Dänmark sie zuletzt zu ihrem Sohn.
Seitdem steht an des Königs Seit' ein Teufel,
Den Todesstich zu geben seiner Tugend.
Verräther Eadrik Streon, du wirst endlich
Mit deiner Arglist ihn noch ganz umspinnen.
Ach, Tym, er höret nicht mehr Gottes Wort,
Nur öffentlich geht er zu Gottes Tisch,
Des Volkes wegen, nicht aus Herzens Drang,
Nicht mehr erbaut ihn unser frommer Sang
Im Beichtstuhl; wenn ich ihn hinweis' auf Gott,
Lacht er beinah' mich aus, den Blick voll Spott,
Und spricht zu mir, runzl' ich die Stirne dann:
Du lehre mich nicht handeln, alter Mann!

Tym.

Ach, Mutterbruder, seyd drum nicht bekümmert!
Nicht todt ist seine Frömmigkeit, sie schläft nur,
Und wacht schon wieder auf zur Zeit der Ruhe.
Nein, mach mich nicht betrübt! Ich bin so froh!
Und nimm mir nicht das Zutraun zu dem Herrn,
Der mich so gut, so königlich belohnte.
Sieh hier mein Banner!

(Er hebt den Lanzast in die Höhe.)

Ist es doch noch grün,
Und so laß denn auch dir die Hoffnung blühn!

Ich habe diese Scene auch darum gewählt, um noch einmal auf die Charakterdarstellung Knuds zurückzublicken. Der Bischof wirft ihm hier Unfrömmigkeit vor; indeß diese zeigt sich in Knuds Reden nicht; er sagt sogar einmal:

Vom Kloster geht
Aufklärung übers ganze Land aus.

Knud erscheint vielmehr bis zu seiner Sinnesänderung als ein wackrer Mann, dem freilich Aufklärung, Licht, Freiheit, und — die Herrschaft über Alles geht, und er sucht diese Ansicht auch dem König von England beizubringen, der als roher Krieger aber nichts von Kunst und Wissenschaft hält. Knuds Fehler ist ein starker Hang, sein Ziel zu erreichen, weßhalb er denn wohl zweifelhaft wird über die Mittel. Hier sein Selbstgespräch.

Es ist doch schön zu herrschen! Als Gott schuf
Den ersten Menschen, gab er Alles ihm,
Und wo der Mann in rechter Mannheit auftritt
Und ächter Kraft, erwacht die Lust ihm wieder
Zur ersten und ursprünglichen Gewalt.
Des Eichbaums Aeste brauchen großen Raum;
Das Blümchen kann im eignen Bett gedeihn.
Und doch — wie selten ist ein mächt'ger Geist!
Wie viel kann der ausrichten in der Welt,
Steht hoh genug er, so daß man ihn sieht
Und hört — und ihm gehorcht. Im tiefen Thal
Da zanken sich die Zwerg'! Es ist ein kluges,
Ein fleißges Volk, es hämmert, schmiedet gut;
Jedoch Walhalla's Held muß ihm befehlen,
Denn sie zerschlagen sonst sich mit den Hämmern
Die eignen dummen Stirnen.
Ich will mich nicht im Volksgewimmel spiegeln,
Das Volksgewimmel soll in mir sich spiegeln!
Nicht wandl' ich um in Sklaverei die Freiheit,
Ich mach' im Gegentheil die Sklaven frei,
Und führe sie ein paar Jahrhunderte
In Klugheit und in Sitten vorwärts. —
Und dennoch, lüngn' es nicht, du stolzer Knud,
Gibt's eine größre Wohllust als zu herrschen? —
Ha, glückt es mir, dereinst noch zu vereinen
Mit Dänmarks Buchenhain das schöne Britland
(Norwegens Schneefeld huldigt mir schon längst),
So will ich Glanz auf Leire's Krone strahlen,
Und jeder Däne soll, mich nennend, stolz erröthen,
Und sprechen: Knud, der Große, war mein Landsmann!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Junius 1840.

An die ewige Liebe.

Unvollendetes Fragment von Shelley.

Du bist der Wein, o Liebe, den zu trinken
Verklärung heißt; dich schöpft die reine Seele,
Eh deiner Rebe Blätter herbstlich sinken,

Und tränkt von deinem nie versiegten Oele
Der Menge Durst nach deinem heil'gen Thau.
Du bist der Goldblick in des Meeres Höhle;

Du fällst der Himmel Tiefen aus mit Blau;
Und glänzt die Erde in der Schönheit Spiegel,
So ward der langen Wüsten nackte Au *)

Vom raschen Abglanz deiner schnellen Flügel
Mit einem Kleide strahlend angeschienen;
Und wie der Mai des Schlummers schweres Siegel

Vom Walde haucht, bis morgenschimmernd grünen
Die dürren Zweige von dem Lenzeslaube,
Schwebst du ums Haus der Menschen, bietest ihnen

Was sie dir bieten sollten: ach, der Glaube
Der Schwachen nur kniet vor dir mit dem Herzen,
Das durch die Starken brach — und doch im Staube

Wer suchte je ein Kleid, dem du's nicht gabst — — —
— — — — —

Fr. Notter.

*) Daß der Sinn der Worte faſt nie mit der einzelnen Terzine abſchließt, ſondern immer in die nächſtfolgende hinüber greift, gehört zur eigenthümlichen Weiſe, wie Shelley dieſe Versart behandelte, und macht ihre Uebertragung ins Deutſche zu einem etwas gewagten Unternehmen, da der Leſer leicht Undeutlichkeiten des Originals dem Ueberſetzer zur Laſt legen dürfte. D. Ueberſ.

Hegeſippe Moreau.

(Schluß.)

In dem Gedicht: **Vereinzelung**, verweilt das Gemüth unter all den Klagen und ſehnſüchtigen Wünſchen, welche darin ausgeſprochen ſind, mit Wohlgefallen bei den letzten Verſen, worin ein Gefühl von Dankbarkeit und Hoffnung athmet, dem der Dichter zu folgen nur zu oft verſäumt hat. Die Stelle iſt an eine Frau gerichtet:

Es brauchte nur ein Wort; dieß Wort ſprachſt du.
Und ſieh nur, wie der Zauber plötzlich wirkt!
Muth! — ich bin ſtark; Hoffnung! — ſchon hofft mein Herz.
Geduld! vereinſt bezahl' ich meine Schuld;
Ich weiß nicht, was mein Loos wird ſeyn als Dichter:
Werd' ich, den Kelch dem Schenken Amor reichend,
Befruchten mit dem fall'nden Schaum mein Lied?
Als Falter, flatternd um des Schwertes Glanz,
Werd' ich im Blut die Epopee erbeuten?
Pflück' ich im Dorf die Blume der Idylle?
Entblättre ich den Zweig der Trauerweide?
Ich zweifle noch; doch dieſe Ruhmesruthe
Machteſt du ſprießen; treu iſt mein Gedächtniß;
Zu Füßen dir die duft'ge Beute legend,
Sprech' ich dann: nimm! dieß Alles — es iſt dein!

Nicht minder freut man ſich, bei Hegeſippe Moreau eine edle Entrüſtung zu finden gegen die ſchmählichen Huldigungen, welche vor einigen Jahren die ehrloſe Muſe Lacenaire's umringten. Er ſpricht in edler Weiſe die Dichter frei von aller Verwandtſchaft mit dieſem ſchöngeiſtigen Mörder, deſſen Gedichte nur eine verächtliche Nichtswürdigkeit mehr waren, und zeigt ſehr gut, daß die wahre Poeſie unzertrennlich iſt von der Rechtlichkeit:

Der Dichter, der das Gute liebt und Schöne,
Schaut über'm Grab eine zwiefache Zukunft;
Im Alter noch an Kindereinfalt reich,

Hat er zu thun nichts mit der Guillotine;
Nur Einen Henker sieht sich drohn der Dichter:
Das Unglück; oder wenn ein unrecht Urtheil
Ihn trifft, stirbt er als Märtyrer, im Himmel
Ist Freude über ihn, und Niemand spricht
Auf Erden: was gerecht war, ist geschehn!
Ein König ist der Dichter, des Gesetzes
Beil hat gemäht Cheniers bekränztes Haupt.
Zur Zeit, wo man die Kön'ge hat getödtet.

In dem Gedicht, das den Titel hat: Eine fromme Viertelstunde, schildert Moreau, wie das Verlangen zu beten, die Trauer, daß er nicht glauben kann, sich eines Abends, während der Feierlichkeit in einer Kirche seines gesammelten Gemüths bemächtigten. Aber nach wenigen Augenblicken sank er, wie er sagt, in die unglaubige, spottende Welt zurück. Diesen raschen Uebergängen begegnet man überall in seinem Buche.

Wir glauben, die Folge von allem, was man bis auf diesen Tag über Hegesippe Moreau gesagt hat, ist: daß man allgemein eine ziemlich falsche Vorstellung von ihm hat. Solche, die Myosotis nicht gelesen, sind gewiß versucht zu glauben, Moreau sey seinem ganzen Wesen und Temperament nach ein düstrer Träumer, eine scheue Natur, ein ausschließlich elegischer oder satyrischer Dichter gewesen. Nun! wir können verbürgen, daß von diesem gerade das Gegentheil wahr ist. Moreau war vor Allem ein liebenswürdiger, lebhafter, aufgeweckter Geist, der die hübschesten und reizendsten Sachen gemacht haben würde, hätte er in heiterern Verhältnissen gelebt; wäre er z. B. in seiner Vaterstadt, bei einem ehrlichen Gewerbe geblieben. Die Galle, die ihm das Herz zerfressen, hat erst später, nach dem Fieber des getäuschten Ehrgeizes, ihn angesteckt. Nicht ohne Vergnügen findet man vorn in Myosotis mehrere Erzählungen in Prosa, sehr gefällig und naiv geschrieben, namentlich eine Therese Sureau, wo ein feiner und geschmackvoller Spott gegen anspruchsvolle Frauen und überhaupt gegen den literarischen Ehrgeiz durchdringt. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der Verfasser selbst dereinst das Opfer des von ihm verspotteten Ehrgeizes werden werde, und die meisten dieser kleinen Erzählungen, die letzte namentlich, lassen den Dichter der Elegie an Loyson gar nicht erkennen.

Die ausgezeichnetsten Eigenschaften von Moreau's poetischem Talent scheinen mir in der That die Anmuth und die Frische. Und gerade dieß hat man bisher nicht, wenigstens nicht im gehörigen Licht, gezeigt. Man darf nur in Myosotis blättern, so wird man sich bald überzeugen, daß auf ein Gedicht voll Bitterkeit und Zorn wohl zehn Gedichte voll fröhlicher Begeisterung und im muntersten Styl kommen. Voulzie ist eine Elegie, aber im anmuthigsten und frischesten Ton gehalten. In den Nöthen und der Qual des Pariser Lebens erinnerte sich Moreau gern seiner Heimath, des Asyls, wohin unser Herz im Unglück flüchtet; er sehnte sich wieder nach den Tagen seiner Kindheit, und den Gegenständen, welche zuerst sein Auge entzückt hatten. Der Titel dieses kleinen Gedichts erinnert gerade an einen der Orte, an die er mit besondrer Liebe zurückdachte und die seine Phantasie mit Eifer verschönte:

Gibt's einen Namen, süß, ganz für die Poesie
Gemacht — o sagt ist's nicht der Name von Voulzie?
Voulzie, ist das ein Strom mit großen Inseln? Nein!
Es ist ein Murmelbach, sanft wie sein Name, klein,
Er macht nicht viel Gebraus; fast unsichtbar im Kiese
Tränkt mit Einem Schluck ihn aus ein durst'ger Riese;
Oberon, der grüne Zwerg, spielend daran, zum Spaß
Hüpfend darüber, kaum macht' er die Schellen naß...

Etwas weiter unten gewinnt die Bitterkeit im Herzen des Dichters die Oberhand, je mehr die Empfindung der Gegenwart in ihm wieder erwacht und mit ihrem Schatten die weißen Bilder der Vergangenheit durchkreuzt:

Der Freunde hatt' ich viel, als ich dort kam zur Welt,
Den Rosen von Provins als Kornblümlein gesellt;
Den Todesschlaf, nach dem auch meine Wünsche streben
Voll Neides, schlummern jetzt fast alle; und im Leben
Ach! ist der Weg, deß Dorn frech meine Lumpen faßt,
Der Alten Straßen gleich, mit Gräbern eingefaßt.
Bei Tauben bin ich mit der Leyr herumgezogen;
Sang ohne Echo lang; vom Wahnsinn dann betrogen
Zerbrach ich sie; dem Wind gab ich die Trümmer preis
Des heil'gen Elfenbeins, und weinte bitter, heiß!...

Ganz aber will ich ein Gedicht, in dieser anmuthigen Weise, eines der lieblichsten die man lesen kann, von Anfang bis zum Ende tadellos, herſetzen, da man es bis jetzt noch nicht gehörig gelobt hat. Ich meine das Gedicht: die Pächterin.

Der Pächt'rin Preis! sie ist so sanft,
So zärtlich von Gemüthe!
Gleich dem Waldvöglein, fern dem Lärm,
Begnügt bei Weißdorns Blüthe;
O mutterlose Waif', o Greis,
Die bettelnd Brod gewinnen
O fändet ihr auf eurem Weg
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Am Herdesfeuer auf der Bank
Darf sich der Arme laben;
Der große Schrank von Nußbaumholz
Kargt nicht mit seinen Gaben;
Dort eines Tages saß auch ich
Bestandt, Kraft zu gewinnen
Durch kurze Rast; dann bald: Lebwohl
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Es schwand mein eing'ger schöner Tag,
Schwand mit dem Frührothschimmer;
Doch jener Stund' Erinnerung
Ist Wonne mir noch immer.
Das Auge zu, seh ich den Ort
Noch mit geschloss'nen Sinnen,
Den blühenden Hag, den kleinen Wald,
Pachthof und Pächt'rin drinnen.

Wenn Gott, wie unser Pfarrer müd
Nicht ward uns einzutränken,

Wohlthat, auch an Unwürd'ge, lohnt:
Mög' meiner Schuld er denken!
O laß er Blumen viel das Thal,
Die Hütte Glück gewinnen!
Vor Sturm und Thränen hüte er
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Um ihre Spindel, Winters, soll
Ein Schwarm von Kindern wühlen,
Wie Engel um den Rocken her
Der heil'gen Jungfrau spielen;
Sie führen sanft ein Brüderlein
Daher, in weißen Linnen,
Und ihr Gejauchz' erfüll' mit Lust
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Botschaft.

Mein Liedchen, flieg' dahin, des Danks
Zwar schwach, mich zu entled'gen;
Aber im Mai die Nachtigall
Soll sie dafür entschäd'gen.
Der Leichenvogel soll, erschreckt
Vom Sang der süßen Minnen,
Oh! lange, lange schweigen für
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Man fragt sich, wie ein so glücklich begabter Mann; dessen Geist sich sonst so natürlich entfaltet, sich von der Verzweiflung überwältigen lassen konnte, wie er einem Tod sich entgegenwarf, der beinahe einem Selbstmord gleicht? Woran fehlte es denn Moreau, um das Leben segnen und Gott dankbar seyn zu können? Hatte er das Recht, sich zu beklagen? Ein Liebling der poetischen Begeisterung, konnte er alle ihre innerlichen Freuden kosten. Nicht ohne Unterstützung von außen, hatte er die freie Wahl zwischen verschiednen Stellungen, welche ihn hinsichtlich der materiellen Bedürfnisse gesichert hätten; er hatte einen Beruf, der ihm mehr als die Nothdurft verschaffte. Er zählte in der ungeheuern Stadt, wo so viele Verlassene sind, einige Freunde, worunter einer besonders ihm jederzeit ein Asyl bot, ja er besaß, eine noch köstlichere Seltenheit, die heilige Freundschaft einer Frau. Als Dichter sah er seine geliebten Poesien schön gedruckt erscheinen, und gleich bei seinem Auftreten verkündeten wohlwollende Federn seine poetische Sendung und priesen sein Genie. Können sich viele so viel versprechen? Gibt es nicht in Paris und überall viele junge Leute, auch von Talent, die verkannter, isolirter sind, als er je war, und denen in ihrem Leben nicht die Tröstungen und Ermuthigungen zu Theil werden, welche ihn auf seinem Lebensweg hätten stärken sollen?

Welchen Schluß muß man am Ende ziehen aus dem unglücklichen Ende von Dichtern, wie es so oft die Welt überrascht und betrübt? Soll man sagen, die Poesie, dieß göttliche Geschenk, müsse als eine Unglücksgabe, als eine Art von vergiftetem Trank betrachtet werden, tödtlich denen, die davon kosten? Sollte die Inspiration uns nur ein Marterwerkzeug seyn, wie der Geier des Prometheus an uns gekettet? Oder sind es nicht vielmehr die Dichter selbst, die Opfer der Poesie, welche in ihrer eignen Verirrung ihres Unglücks Quelle zu suchen haben, ohne Zweifel darum, weil sie es daran fehlen lassen, ihre geistige Begabung durch die Entwicklung des sittlichen Charakters zu kräftigen? Hegesippe Moreau, mit Leidwesen sagen wir es, scheint auch, unter Andern, mit eignen Händen sich sein frühes Grab gegraben zu haben, indem er so für immer unter dem kalten Steine die schönen Gedichte verschloß, die sich nur frei zu ergießen sehnten. Moreau war, wenn man sich recht ausdrücken will, kein eigentlicher Volksdichter, friedlich und stark, singend zugleich und leidend. Bei einem Talent, das dem von einigen proletarischen Dichtern, welche sich in neuern Zeiten hervorgethan, weit überlegen ist, besitzt der Verfasser der Mysotis weder ihre Einfachheit noch ihre sittliche Gediegenheit. Es ist eine Frucht, welche die Pariser Civilisation mit ihrem nagenden Wurm angefressen.

Das unterscheidende Unglück, die geheime Wunde der gegenwärtigen Generation besteht in der Menge von unvollendeten, unfertigen und stolzen Talenten, welche sich von vorn herein hochmüthig ankündigen und sich mit Gewalt geltend machen wollen, ehe sie ihre volle Reife erreicht haben. Man verläßt sich auf schöne Keime, man bewundert an sich die ersten üppigen Schößlinge, und, wenn die Blume eines angenehmen Talents kaum entfaltet ist, athmet man sogleich den schmeichelnden Wohlgeruch ein, weidet sich an dem schönen Glanz der Farben. Aber die Blume ist nicht die Frucht; man hat sich berauscht, ohne sich zu nähern; man hat vom Talent allein, ohne eine hinreichende Bildung, verlangt, was es nur mit Hülfe der Zeit und der Arbeit gewähren kann.

Um mit Hegesippe Moreau zu schließen, der ein wahres Talent besaß, — was ihn wie viele Andre in diesem sturmbewegten Jahrhundert zu Grunde gerichtet hat, ist die Unmäßigkeit der Seele, die Ungeduld und Hast gegenüber dem Schicksal, das rastlose Ueberströmen der gährenden Phantasie über die Gränzen der strengen Vernunft, die Aufopferung der religiösen und moralischen Pflicht an die Forderungen der Leidenschaften. Was ihm fehlte, ist: die Beharrlichkeit bei der Arbeit, das Vertrauen zu seiner eignen Kraft, d. h. zur Kraft der Poesie; denn hätte er aufrichtig an die Poesie geglaubt, so hätte er sich entschlossen, für sie zu leben, für den Dienst ihres Cultus und ihrer Altäre. Was Moreau fehlte, ist endlich: das heitere Erwarten der Zukunft, welche diejenigen selten täuscht, deren Glauben selbst im Unglück nicht nachläßt.

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Schluß.)

Dieß Selbstgespräch gibt den Schlüssel zu Knuds Charakter und zu der Absicht des Dichters, in ihm den aufgeklärten herrschsüchtigen Mann zu zeigen. Aber wie läßt sich das mit dem nachherigen Eremiten und Betbruder vereinigen? Oder sollte gezeigt werden, daß auch ein solcher Charakter das Aeußere der Religion nicht ungestraft verletzt darf? Das ist wenigstens nicht

befriedigend gezeigt. Es läßt sich keine feste Ansicht gewinnen. Die Gespräche über Volksbeglückung zwischen Knud und Edmund haben einige Aehnlichkeit mit der ersten Scene zwischen Philipp und Posa in Schillers Don Carlos; aber dergleichen ist zu didaktisch. Das Drama, besonders das Theaterstück muß von den allgemeinsten menschlichen Triebfedern der Gefühle und Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, es wird sonst immer an Handlung verlieren. Die Lehre des Drama's liegt im Ganzen, es darf daher nicht einmal zu spruchreich seyn; auch das Lyrische darf nicht zu stark hervortreten. Die Handlung muß ferner einfach, oder bei aller Mannichfaltigkeit doch eine einige seyn, in welchem Punkte Shakspeare in manchem seiner Stücke eine große Kunst zeigt. Leichter machten es sich die Griechen und Römer durch Beschränkung des Inhalts und Kürze ihrer dramatischen Dichtungen. Hierin folgten ihnen die früheren französischen Dramatiker, und die deutschen vor Lessing, z. B. Elias Schlegel — von dessen Kanut ich nun noch zu reden habe.

Das Stück sollte eigentlich Ulfo heißen, da dieser der Hauptcharakter ist, an welchem der Neid eines kraftbegabten Mannes gegen den kräftigeren, der unedlen Ruhmsucht gegen die edlere Ehrbegier dargestellt wird — ein Neid, der sich auf die Siege gründet, die er nicht sowohl durch Tapferkeit als durch List über Kanut davon getragen hat, und welche besonders darin bestehen, daß er, wie gesagt, die Schwester desselben sich als Gemahlin zugeeignet, und seinen Oberherrn oder dessen Heer ins Verderben gelockt hat. Dieß letztere hat ihm besonders geschmeichelt, und er geht nun darauf aus, sich wo möglich über Kanut zu erheben und ihn zu diesem Ende zu stürzen. Sein Haß hat weiter gar keinen Grund als den Neid, und dieser bekommt durch Nichtverhehlung und Selbstgefühl etwas Blendendes. Er erklärt gleich im Anfang des Stücks, daß er das Leben gering achte und es seinem Zwecke gern zum Opfer bringe; er ist deßhalb auch gar nicht geneigt, Abbitte zu thun; er kommt nach Kanuts Hauptstadt, nur um die Verzeihung anzunehmen, die ihm seine Gemahlin, Estrith, Kanuts Schwester, bei ihrem Bruder auszuwirken hofft, sodann aber die Dänen aufzuwiegeln, und zuvor einzelne bedeutende Männer für sich zu gewinnen. Da ihm dieß nicht gelingt, Kanut ihn entlarvt, aber aufs neue begnadigt, und, um seinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren, ihn nach Deutschland schicken will, um dem ihn um Hülfe ansprechenden Slavenfürsten Godschalk zu seinem Reiche zu verhelfen, sucht er diesen zur verrätherischen Gefangennehmung Kanuts zu überreden. Da ihm auch dieß mißlingt, kann der gelinde Kanut nach der Entdeckung seiner nicht länger schonen, aber Ulfo erinnert ihn sonder Reue und mit Hohn noch in der letzten Unterredung an die ihm in Schweden beigebrachte Niederlage. Ein solcher Charakter gränzt freilich beinahe an Wahnsinn, indeß der Dichter hat das durch die Sage Dargebotene trefflich benutzt, um selbst für ein solches Uebermaaß von Leidenschaften Theilnahme zu erwecken, und zwar durch die Liebe oder Treue, mit der seine Gemahlin an ihm hängt, und durch welche sie in ähnliche Verlegenheiten gebracht wird, wie die Camilla, die Schwester des Horatiers und Braut des Curiatiers in der bekannten Tragödie von Corneille. Diese Liebe Estrithens läßt auf einen edlen Kern in Ulfo schließen, durch welchen er ihr jene Neigung eingeflößt hat, wenn es gleich wahr ist, daß dieses Festhalten an dem vor Ehrsucht rasenden Gatten mehr aus ehelicher Treue entspringt und als Tugend bei ihr erscheint. So ist Estrithe ein treffliches Gegenbild von Seelenadel gegen ihren Mann, der zuletzt selbst durch sie erweicht wird; wenigstens sagt er, als sie von ihm zuvor getödtet zu seyn wünscht, um seinen Tod nicht zu erleben:

Geliebteste, steh auf, und schäme dich zu weinen.

Sein Charakter bleibt sich aber gleich; denn als sie bei seiner Wegführung zum Tode wie in Verzweiflung ausruft: Wohin? antwortet er: „zum Ruhm." Zum Kanut aber sagt er kurz zuvor, als dieser ihm seinen Tod ankündigt:

Nun bin ich erst vergnügt, nun sagt die späte Zeit:
Kanut hielt Ulfo's Tod für seine Sicherheit.
Des Fürsten Richterschwert, der Uebelthaten Rächer,
Macht Helden groß und schimpft nur niedrige Verbrecher.

Und als ihn Estrith zurückhalten will, um ihn zur Abbitte zu bewegen, sind seine letzten Worte:

Was ich gesagt, das widerruf ich nie.

Warum ist nun dieß höchst dramatische, originelle und in seiner Art vollkommene Trauerspiel vergessen? A. W. Schlegel sagt in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst, als er von Elias Schlegel und dessen dramatischen Zeitgenossen spricht: „Ich weiß nicht, ob uns ihre Arbeiten, in vortreffliche französische Verse übertragen, eben so frostig vorkommen würden wie im Deutschen. Es ist uns unleidlich, ellenlange Verse zu lesen, in denen sich die Schreibart fast gar nicht über eine wässerige Prosa erhebt; der wahrhaft dichterische Ausdruck ist seitdem erst im Deutschen erschaffen worden." — Schlegels letzte Worte sind allerdings wahr, und besonders auf Schiller und Goethe zu beziehen, wiewohl der erstere durch Redeglanz bisweilen den ächten dramatischen Ausdruck beeinträchtigt hat, an welchem es dem Verfasser des Kanut, wenigstens in diesem Stücke, gewiß nicht fehlt. Der Alexandriner, besonders der deutsche, ist freilich nicht der beste Vers und veranlaßt durch seine Länge einen breiten Ausdruck, noch öfter durch sein Zerfallen in zwei Halbverse etwas Epigrammatisches, Spruchhaftes. So käme es denn darauf an, den Kanut in ein andres dramatisches Sylbenmaaß zu übertragen und ihm allenfalls noch einigen Schmuck der Rede zu verleihen, wobei dann nur noch zu besorgen seyn dürfte, ob das Publicum diese Raserei der Ehrsucht ertragen könnte, einen Muth, der des Märtyrerthums für die edelste Sache würdig wäre und hier einem falschen Zwecke, dem Scheinbilde eines Glückes dargebracht wird. Und doch, sollte es nicht dergleichen Verblendete geben können oder gegeben haben? Erzählt nicht die Sage von einem Herostratus, und sind nicht viele Eroberer dergleichen Verblendete? — Nur würde in der Hauptsache an Schlegels Werke nichts zu ändern seyn, wenn man nicht das Ganze zerstören wollte, noch auch in den einfachen Plan kaum etwas hinein oder hinzugedichtet werden können, das der raschen Handlung nicht hinderlich wäre. — Auf jeden Fall ist Kanut das beste, wenigstens das am meisten dramatische Stück des deutschen Dichters, während Knud den besseren Tragödien des dänischen nicht zugesellt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 75.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 Junius 1840.

Der Traum.

Nach dem Portugiesischen des blinden Dichters Dr. Antonio Feliciano de Castilho. *)

O wie frisch, wie fröhlich schimmert
Himmelan die Morgenröthe!
Frühlingsluft, wie schöpferische,
Die mir durch die Zweig' erwehte!

Auf des Stromes Murmelwellen,
Eilig mir vorüberfliehend,
Fällt der Lichtstrahl, und sie blitzen
Gleich Krystallen, funkensprühend.

Nimm mich auf in deine Schatten,
Hoher Pappelweidenbaum!,
Unter weitgewölbte Aeste
Birg mich hold, du grüner Raum!

Von der Welt fern abgeschieden,
Welcher Friede! welch Vergnügen!
Jetzo bin ich mein, ein Freier!
Könnt' ich jetzo zu ihr fliegen!

Oeffnen jetzt die Thür des Hauses,
Wo die Wunderholde wohnet,
Wo, der Ungeweihten Blicke
Fern, der höchste Himmel thronet!

Durch des Hauses dunkle Gänge
Trät' ich in das Schlafgemach.
Nahte mich dem Bett der Holden,
Die ich träumend denk' und wach'.

Nahebei fänd' ich die Kleider,
So von Form als Farben schön,
Und den Blumenkranz, womit ich
Gestern sie geschmückt gesehn.

Auf dem Tische bei der Feder
Läg' ein holdes Briefchen wohl,
Halbvollendet, zartgeschrieben,
Lieblicher Gedanken voll.

Muth'ger jetzt, nicht liebentbrannter,
Denn wie könnt' ich mehr erglühen?
Wagt' ich duftende Gardinen
Ihres Betts zurückzuziehen.

Ha! der Schönheit in des Schlummers
Armen mag sie ähnlich seyn,
Oder lächelnd, unbekümmert,
Wie die Unschuld, schlief sie ein.

Blendendes Gewand umhüllet
Dieses Engelsbild aus Neid,
Daß nicht ihrer zarten Glieder
Weiß es überschimm'rte weit.

Aber Haupt und Hals und etwas
Von dem Busen birgt es nicht.
In die eine ihrer Hände
Senkte sanft sich ihr Gesicht.

Und die andre ruhet lieblich,
Zwischen zwei schneeweißen Hügel'n.
Halt, verwegener Gedanke!
Wohin wird dein Wunsch dich flügeln?

Eilen soll ich, sie umfassen,
Gleich als könne nichts mich hemmen?
Soll mit einer Fluth von Küssen
Brust und Arme überschwemmen?

(Portugiesische Censurlücke.)

— Wehe mir! welch arger Wüthrich
Reißt mich aus dem schönsten Traum?
Holdes Bild, bist du entflohen?
Und ich Armer sah dich kaum.

*) Aus Amor e Melancolia, ou a novissima Heloisa: por A. F. de Castilho, Bacharel formado em Direito pela Universidade de Coimbra, e Socio da Academia Real das Sciencias de Lisboa. Coimbra, 1828

Eins der hängenden Gezweige
Streifte mir die Wang', und wach
Seh' ich in den Wald verwandelt
Iſabella's Schlafgemach.

Weiche, Weſtwind, unverſchämter!
In der Höhle finſt'rem Schrein,
Zwiſchen brauſenden Orkanen
Müſſe deine Wohnung ſeyn!

Nimmer biete Zweig' und Blüthen
Dir die Blumengöttin an!
Schmecke nie des Frühlings Wonne!
Künde nie Aurorens Nah'n!

Nimmer auch, wann in dem Garten
Iſabella ſich ergeht,
Seyn von deinem Hauch, du Falſcher,
Kleid und Locken ihr durchweht!

F. H. B.

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

Von den Lebensumſtänden des Dichters wiſſen wir weiter nichts, als daß er in der Stadt Quel, Provinz Soria, zu Anfang unſers Jahrhunderts geboren wurde, daß er in dem Heere welches den Dienſt im Innern des Landes hat, Soldat war, und daß er unter den lebenden komiſchen Dichtern Spaniens einer der bekannteſten iſt.

Er iſt der Verfaſſer folgender Luſtſpiele: „Nach Madrid kehre ich zurück;" „Marcela oder welchem von den dreien?" „Vermittlung der Zwietracht;" „Ein Bräutigam für das Mädchen;" „Alles iſt Farce auf dieſer Welt;" lauter Stücke, welche in Madrid gerne geſehen, und in den Jahren 1829 bis 1835 gedruckt wurden. Ferner dichtete er die Tragödie: „Merope," welche am 27 April 1835 im Teatro del Principe in Madrid gegeben wurde; dabei überſetzte er viele Luſtſpiele aus dem Franzöſiſchen, und gab endlich einen Band „Poeſien" heraus (Madrid 1831), ſo wie die Satyren: „gegen die Philharmoniſten-Wuth," oder vielmehr gegen die Verächter des ſpaniſchen Theaters (Madrid 1838) „Gegen die Männer zur Vertheidigung der Weiber" (Madrid 1839), „Das Carneval" Madrid 1833), „Die Heuchelei" (Madrid 1834), „Erinnerungen an einen Maskenball, Erzählung in Verſen" (Madrid 1834).

Bei der Betrachtung der Leiſtungen Bretons ſpringt in die Augen, daß er ſich nach den claſſiſchen Dichtern des ſechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gebildet, und daß er als lyriſcher Dichter insbeſondere Melendez und Igleſias zum Muſter genommen hat, ſo daß er, wie wir hören, an der Spitze der antiromantiſchen Schule in Spanien ſteht. Eben deßhalb haben aber ſeine Poeſien wenig Originalität und Gedankentiefe, und ſeine ernſthaften Gedichte, Schäferlieder und Anakreontika ſind bloße Nachahmungen, die den längſt betretenen Weg gehen, obwohl alle durch ungemeine Leichtigkeit glänzen, und von Grazie und Harmonie des Versbaues überfließen. Das Witzige und Satyriſche gelingt ihm weit beſſer, er beſitzt die volle Leichtigkeit, und das Boshafte, was dieſer Gattung angemeſſen iſt; an jovialem Uebermuth wetteifern ſeine Satyren mit den beſten des Igleſias und Balthaſar von Alcazar, deren Witz und Geſchmack ihnen vollkommen eigen iſt; ſie ſind voll Scharfſinn, Jovialität, Lebendigkeit und Anmuth, obwohl er uns mehr anzieht und erfreut, wenn er wie Horaz die Mängel ſeiner Zeitgenoſſen launiſch rügt, als wenn er wie Juvenal die beißende Geißel der Satyre ſchwingt.

Dieß ſind die Notizen, welche Dr. Ferdinand Wolf in der ſchon früher in dieſen Blättern (vergl. 1838, 429. 1839, 165 u. ff.) erwähnten trefflichen Floresta de rimas modernas castellanas der Auswahl der Gedichte Bretons beigibt. Wir theilen nun einige derſelben in möglichſt anſchließender Uebertragung mit.

Erzählung in Verſen.

An Dorila.

Erinnerungen an einen Maskenball.

Wie verliebt iſt meine Seele,
Doch wie furchtſam, doch wie blöde!
Was mir fehle, was mich quäle,
Möcht' ich beichten, aber ſchnöder
Steckt im Munde mir die Rede.

Doch ans Licht des Tages trete
Jene Pein und jene Schmerzen,
Die du ſchufeſt meinem Herzen!
Mit dem Klirren ſeiner Kette
Seufzt der Sklave in die Wette.

Aber wer gibt Sicherheit,
Wenn ich ſpreche: „holdes Herz,
Ich vergeh vor Liebesleid?"
Daß du nicht durch ſpröden Scherz
Mich zu Grab bringſt vor der Zeit?

Eh ich Zeit und Raum gewinne,
Daß ich, Dorila, vermeſſen
Jenen Liebeskampf beginne,
Führe ich dir unterdeſſen
Etwas andres vor die Sinne.

Ward einmal ein Ball gegeben,
Wo auch ich mich eingefunden,
Denn das ſag ich unumwunden,
Nach der Kutte ging mein Streben
Nie in meinem ganzen Leben.

Welche Trachten, nicht zu ſagen!
Halb Europa halb die Welt,
Gegris und Abencerragen
Hätten ſich in dieſen Tagen
Auf den Friedensfuß geſtellt.

Cimbern, Gothen kehren wieder;
Cleopatra und Rebekka
Gehn nach Zekka, gehn nach Mekka,
Regen luſtig ihr Gefieder,
Drehen munter ihre Glieder.

Raſch beginnt der Klänge Reich
Und nach der Mazurka Tone
Tanzt ein Bauer göttergleich
Mit der Türkin, drauf ſogleich
Die Chineſin, der Wallone.

Andre eſſen was ſie können,
Wollen Cröſus Schatz verſchwenden.
Unter Damen und Clienten
Ueberall hört' ich dich nennen,
So galant ließ man ſich finden.

Der Geſittete, der Grobe,
Kind und Alte, Zwerg und Rieſe
Schienen mir, o holde Süße,
Seraphim zu deinem Lobe,
Engel aus dem Paradieſe.

Aber was kommt dort heran?
Doppelköpfige erſcheinen,
Andre, die's noch beſſer meinen,
Schnallen einen weiter an,
Sind dreiköpfig angethan.

Wenig machten ſich zu ſchaffen
Auf dem Balle junge Laffen;
Mit den feinſten Epigrammen
Warfen Herrn um ſich und Damen,
Witze waren ihre Waffen.

Schönſte! nicht kann ich beſchreiben,
Meine Kunſt wird da zu enge,
Solch anmüthiges Gedränge,
Solches Toben, ſolches Treiben
Der beengten Menſchenmenge.

Dieß ſieht 'ne gelehrte Mücke,
Und mit wicht'gem Doctorblicke
Spricht ſie ſo gelehrt als ſchlau:
Hier geht der Verſtand in Stücke,
Wo nicht gar der Weltenbau.

Leute fand ich ohne Zahl,
Häßlich wie der helle Teufel,
Deßhalb plagte mich der Zweifel,
Ob es ſey ein Spukkrawall,
Ob am Hof ein fit'ger Ball.

Wer lacht zu der Zeit der Qual?
Wer geheuiget von Schmerzen?
Wem mit einer Schlang' am Herzen
Leuchtet noch der Freude Strahl?
Solche gab es auf dem Ball.

Welches Toben! welches Dröhnen!
Welch Gewäſche, welche Laute!
Niemand, der ſich nicht erbaute,
Außer ein'gen alten Hähnen,
Die ſtets keifen, die ſtets gähnen.

Manche Dame zu der Stund'
Gab ihr Antlitz frei und kund,
Manche war nicht zu bewegen
Ihre Larve abzulegen,
Beides hatte ſeinen Grund.

Alles konnte man hier ſehn:
Wittwe, Jungfrau, Nichte, Tante,
Taube, Katze, häßlich, ſchön,
Was ſich irgend Dame nannte,
Hin und her im Saale rannte.

Dürfte ich dir doch erzählen
Von der Maske göttergleich,
Königin im Zauberreich —
Klatſchgeſchichten? — Da wird's fehlen,
Junge, ſtill! du ſollſt's verhehlen!

„Da macht es der Herr zu bunt,
Statt ſich Amors zu entladen,
Bringt er Tanz und Maskeraden!"
Spricht nun wohl dein holder Mund,
Und fürwahr nicht ohne Grund.

Ach! wie fürchte ich ein Nein!
Deßhalb ſuch' ich die Verſtecke;
Doch kann Amor weiſe ſeyn?
Eben weil ich ſchlau mich decke
Kehrt das Unglück bei mir ein.

Doch ich kehre nun zum Balle!
Als des Feſtes Königin
Sah ich eine Schäferin,
Die an Reiz beſiegte Alle,
Selbſt der Venus ſtolzen Sinn.

Offen war ihr Arm von Schnee,
Und ein leichter Gürtel ſchnürte
Ihren Leib voll Grazie;
Venusgleiche Haltung zierte
Sie vom Wirbel bis zur Zeh.

Und ein Kamm von Silber drückte
Ihr gelocktes gold'nes Haar,
Die Berloke, die ſie ſchmückte,
Welche Gold von Ophir war,
Bot ein Meer von Glanze dar.

Nicht daß dieß ich preisen werde,
Denn ihr wundervolles Haar
War das reinſte Gold der Erde,
Und ihr Schwanenhälschen war
Silber von weit höherm Werthe.

Von geblümeltem Perçal
War ihr reinlich Schäferröckchen,
Und das wunderhübſche Dörfchen
Ward verſchönert tauſendmal
Durch die Schürz', hell wie Kryſtall.

Neidiſch hüllte zwar Cendal
Ihres Buſen holde Wellen,
Doch ſah ich das Herz ihr ſchwellen,
Und der Hülle tauſendmal
Fluchte meine Liebesqual.

Zwar ließ ſehen der Perçal
Fuß und mehr noch zum Entzücken
Meinen ſchlauen Argusblicken,
Doch verwünſchte meine Qual
Seine Fülle tauſendmal.

Ihre Lippen gleich Corallen,
Ihre Augen gleich dem Blitze,
Ein verzehrend Feuer Allen,
Auf die ſeine Flammen fallen,
Strahlen durch der Maske Ritze.

Ihres Hauches ſüßer Duft
Füllte rings umher die Luft,
Meine Seele mit Entzücken;
Die Geſtalt, die ſie ließ blicken,
Freute Todte in der Gruft.

Nein, der Maske gleichen Roſen
Nicht an Reize, wenn ſie blühn
Der Valencianerin,
Nicht des Morgens, wenn die loſen
Wonnig mit Aurora koſen.

Jede würde ſie beſchämen
In dem Lande Murcia,
An dem Strand der Gantia,
Jede würd' zu Tod ſich grämen,
Die mein holdes Mädchen ſah.

Artigkeiten ſagt' ich ihr,
Und nicht übel nahm ſie's mir,
Sondern dankbar ohne Gleichen
Sprach ſie gar zum guten Zeichen
Manches liebe Wort mit mir.

Ihre ſchöne weiche Hand
Durft' ich faſſen voll Entzücken,
Und von Liebesgluth durchbrannt,
Halb von Sinnen und Verſtand
Manchen glüh'nden Kuß drauf drücken.

Und als ſie ſich demaskirte
War ihr Antlitz ein Magnet,
Wonach ſtets mein Auge ſieht,
Eine Taube, die mich kirrte,
Und mir Liebeslieder ſchwirrte.

Dieſes holde Paradies
Das die Welt willkommen hieß,
Dieſer Zielpunkt meiner Liebe,
Dieſe Flamme meiner Triebe
Das biſt du, o Dorilis.

Die Erzählung iſt zu Ende,
Doch bei Leibe zürne nicht
Dein geliebtes Angeſicht,
Nicht in trüb Gewölke wende
Der Aurora reines Licht.

Die Valencianerin
Mag durch höfiſch ſtrengen Sinn,
Mag durch Sprödigkeit mich quälen,
Dorilis werd' ich's erzählen,
Dorilis gibt ſich mir hin.

Deine Hand gib noch einmal,
Daß aus ihrer reinen Helle
Götternektar mir entquelle.
Schamhaft magſt du tauſendmal
Hüllen deiner Augen Strahl.

Will die Hoffnung mir ertödten
Dorila's feindſel'ger Sinn,
Gibt die Maske mir ſich hin,
Sey nur Dorilis für jeden,
Für mich Valencianerin.

Ahme nicht zu meiner Schmach
Der fatalen Sitte nach,
Zu verwandeln in Verderben
Und in Aſche mein Werben
Nach der Faſtnacht frohem Tag.

Sagſt du aber dennoch Nein,
Soll ich ewig elend ſeyn,
Nun ſo denk: was ich erdachte,
Und bedächtig hinterbrachte,
Soll in Schlaf dich lullen ein.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Junius 1840.

Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.

Im Süden von Rußland, in der stillen ruhigen Ukräne, ziehen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Alter gebückte Greise, und singen Lieder vom verblichenen Ruhm, von der zerstörten Macht der tapfern Kosaken; Lieder, in denen die Geschichte, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mit lebhaften Farben sich malen, Lieder die von großem historischem Werth, doch so wenig beachtet, so wenig bekannt sind.

In keinem Volke slavischen Stammes konnte sich das nationelle historische Epos so frei, so eigenthümlich entwickeln; kein Volk hat in seinen Gesängen die Geschichte so rein vom Mythus, vom Mährchen bewahrt; ja sogar das was in der Geschichte, in den Annalen, die in Klöstern aufbewahrt, dunkel erscheint, das, worüber sie keine befriedigende Auskunft geben, hat sich unversehrt und wahrhaft in den Volksliedern erhalten. Die Lieder der Großrussen weisen entweder auf eine uralte Zeit hin, und geben den historischen Thatsachen das Gewand eines Mährchens; oder sie stammen aus dem jetzigen Jahrhundert (den Jahren 1812 und 1814) und haben insofern keinen rein historischen Werth. Die Polen, Weißrussen, Czechen, die reich an Liedern lyrischen Inhalts sind, besitzen keine historischen. Nur bei den Serben finden wir noch die Ueberreste einer nationellen Epopöe, die aber nicht frei von eingewebten Mährchen, von sinnvoll erdachten Fabeln ist. Wie konnte auch unter der drückenden Herrschaft der Türken das Lied frei ertönen; wie konnte es von Thaten erzählen, die längst vergessen, nur noch wie ein schöner Traum ihrem Gedächtnisse vorschwebten? Wie leicht mußte sich das Mährchen, das den Slaven so eigenthümlich, in diese Erzählungen einschleichen, sie sogar unkenntlich machen?

Wie gesagt das historische Epos der Südrussen ist eine Erscheinung, die einzig in ihrer Art dasteht, und gewiß die Aufmerksamkeit der Gelehrten verdient. — Und doch wurde so wenig dafür gethan! — Eine kurze Geschichte der Literatur wird hinreichen dieses zu beweisen. Im Jahre 1790 gab Fürst Certelew 10 kleinrussische Lieder heraus, von denen nur drei historischen Inhalts. Maximowicz vermehrte 1827 die Zahl derselben bis auf hundert, die aber meistens lyrisch sind. Erst im Jahre 1831 zogen die Lieder, oder die gereimten Erzählungen (dumy) der herumziehenden Banduristen die Aufmerksamkeit des Charkower Professors J. Sreznewski auf sich; und nur mit großer Schwierigkeit konnte er nach einer siebenjährigen Wanderung eine Sammlung von hundert historischen Liedern zusammen bringen. 1833 — 1839 gab er sie unter dem Titel „die Vorzeit des Zaporozer" (Zaporozskaja Starina), mit einer Chronik, einer russischen Uebersetzung und den nöthigen Anmerkungen heraus. Erstaunungswürdig ist die Uebereinstimmung de Lieder mit der Chronik; hier könnte man die Frage aufstellen, ob nicht erst später diese Lieder, nach mündlichen Traditionen oder nach Chroniken, von den Banduristen gedichtet wurden, ob sie denn wirklich auch von der Zeit der Unabhängigkeit der Ukraine herstammen, ob sie die Kosaken selbst gesungen und sie erst nach ihrer Vernichtung als Monopol in die Hände der Banduristen fielen? — Diese letzte Vermuthung ist die wahrscheinlichste, auch bestätigt sie sich, wenn man nur einen Blick in die schmutzige Hütte des Kleinrussen wirft; eine treffende Antwort auf alle diese Fragen gibt das Bild, das rechts oder links von den Heiligen an der räucherigen Wand hängt. — Einen Kosaken stellt es vor, einen Kosaken aus der guten alten Zeit, um dessen linkes Ohr sich der lange Zopf vom kahlen, rasirten Kopfe windet; eine Swita mit zerschlitzten Aermeln, die gewöhnlich auf dem Rücken zusammengebunden wurden, bedeckt malerisch seinen reichen Kaftan von Seidenzeug, der von einem weiten Gurt zusammengehalten, bis zu den Knieen, die weiten, asiatischen Beinkleider verdeckt. Rothe Stiefel mit hohen Absätzen vervollständigen seinen Anzug. — Er sitzt mit untergelegten Beinen auf türkische Weise — hinter ihm steht sein Pferd, vor ihm liegt seine Pfeife (lulka), sein Tabak (tytjun), sein Säbel (szabluka) — und eine Bandura. Darunter stehen die Verse:

Kozak nje durak —
Koli nje Lachiw bje
To na bandury kraje
A ko pje;
Koliz nje pje
To woszy bje
A wsjo taki nje kulaje

Der Kosak iſt kein Narr —
Wenn er die Polen nicht ſchlägt
So ſpielt er auf der Bandura
Oder er trinkt;
Wenn er aber nicht trinkt
So ſchlägt er Läuſe todt;
Nie iſt er müßig.

Iſt hiemit nicht deutlich ausgeſagt, daß dem Koſaken die Bandura eben ſo unentbehrlich wie ſein Pferd, ſein Sabel, ſeine Pfeife; die Bandura, die in trüben Stunden ihn erheiterte, auf dem Schlachtfelde ihn und ſeine Cameraden zum Kampfe aufmunterte? Und wirklich war ſie des Koſaken unzertrennliche Begleiterin.

Doch werfen wir einen Blick in die Geſchichte dieſes wunderbaren Volkes; wie entſtand es? wie kamen dieſe ritterlichen Gebräuche in die Ukraine? wie verſchwanden ſie nach und nach, und was blieb übrig?

Im Jahre 1330 eroberte Gedemin, Großfürſt von Litthauen Kiew und machte die Ukraine zu einer Provinz ſeines Reiches; als aber 1471 Kaſimir IV Litthauen mit Polen vereinigte, ſo erhob er auch die Ukräne zu einer Wojewodſchaft. — Der polniſche Adel bemächtigte ſich der Städte und Dörfer, tyranniſirte das arme Volk, behandelte es wie Sklaven. — An dieſen Druck nicht gewöhnt, flohen viele in die weiten, wilden Felder, die im Süden von Jekaterinoslaw liegen. Der Dniepr bot ihnen die Nahrung dar — Fiſchfang war ihr einziger Erwerb. — Von Zeit zu Zeit machten ſie Ausfälle, bemächtigten ſich der Heerden, die ohne Aufſicht in den Wieſen weideten; oft wurde reiche Beute der Lohn ihrer Kühnheit. Bald verbreitete ſich ihr Ruhm, immer kamen neue Gefährten hinzu, ſo daß ſie ſich ſchon nicht ſcheuten die Tataren anzufallen, den Moldauern ihre Stärke zu zeigen. Auf ihren Booten (czowny) wagten ſie ſich ſchon den Dniep hinab ins ſchwarze Meer; und nicht einmal zitterten Sinope, Smyrna, Konſtantinopel vor der wachſenden Macht der Zugari (Feldbewohner) oder Haidomaki (Waldbewohner) wie man ſie damals nannte. 1574 als Heinrich von Valois in Polen regierte, bat der Moldauer Hoſpodar Johann die Koſaken um Hülfe gegen die Türken und Wallachen, die durch Schwert und Feuer dieſes Land verheerten. Unter dem Hetman Swierkowski zogen ſie ins Feld, wurden aber geſchlagen und zerſtreuten ſich. — Doch zogen ſie Stephan Batory's, Heinrichs Nachfolger, Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſelbſt aus dem Geſchlecht der Fürſten von Siebenbürgen ſtammend, bedurfte, um ſeine Herrſchaft aufrecht zu erhalten eines fremden Heeres; und wer war dazu geeigneter als die Koſaken, denen er ſich beliebt zu machen wußte. Rechte gab er denen, die früher vogelfrei ſich in wilden Wüſten aufhielten. Er erlaubte ihnen, ſich längs dem Dniepr bis nach Kiew anzuſiedeln; und bald theilte ſich die Ukraine in zehn Polki (Heere), ein jedes Polk (Heer) in Sotni (Centurien), eine jede Sotnja in Kureni (Hütten in denen 40 bis 50 Mann Platz hatten). Jede Sotnja bekam ihr Städtchen, jeder Kuren ſein Dorf oder ſeinen Chutor (fünf bis ſechs Häuſer) — überall waren Koſaken. — Glaubte vielleicht Batory die Zaporozer auf dieſe Weiſe zu vernichten? Glaubte er vielleicht, daß ſie unter den friedlichen Ukrainern ihre Freiheit vergeſſen, ihr thätiges, kriegeriſches Leben mit den ländlichen Beſchäftigungen des Landmanns vertauſchen würden? In jedem Falle irrte er; er verfehlte ſein Ziel; denn tiefe Wunden brachten die Koſaken dem polniſchen Reiche, auch ſie hatten einen Antheil an der allmählichen Vernichtung desſelben. Er irrte ſich — die Zahl der Koſaken vermehrte ſich täglich — ein jeder Ukrainer wurde Koſak. — Friedlich verhielten ſie ſich unter ſeiner Regierung; als aber Sigismund III Anno 1589 die Hetmane der polniſchen Krone über ſie ſetzte, als, von Jeſuiten beredet, er alle Kräfte anwendete, ſie von der griechiſch-katholiſchen Kirche zu trennen, als die Uniaten immer mehr und mehr um ſich griffen, da entſtand eine Gährung, die, lange genährt, endlich 1638 aufbrauſte. — Für den Glauben ſtanden ſie auf, und befreiten ſich, von Bodan Chmielnicki angeführt, von der Herrſchaft der Polen. — Alexej Michajlowicz von Rußland war ihnen dabei behülflich — und nun beginnt die Periode des Glanzes der Koſaken, zugleich aber die der allmählichen Einverleibung an Rußland.

Einen Feldzug nach dem andern machten die Koſaken; die Türken, Tataren, die Polen litten alle von ihren wilden Horden. — Unter Katharina II wurde die Ukraine in Gouvernements, in Diſtricte getheilt; die Koſaken flohen, die einen nach Taman, die andern an die Donau, nur Greiſe blieben zurück, welche die Geſänge alter Zeit aufbewahrten, ſie den Kindern, den Kindeskindern zu erzählen. — Dieſe Geſänge ſind ihre Geſchichte.

(Von den Banduriſten behalte ich mir vor, einen eigenen Abſchnitt in meiner Ausgabe der Ukrainiſchen Volkslieder zu ſchreiben.)

Alle dieſe Lieder ſind kriegeriſch; nicht überhäuft mit Bildern enthalten ſie oft naive, kindliche Beſchreibungen der Helden. Wer könnte aber ohne Mitgefühl dieſe Lieder, dieſe gereimten Erzählungen hören, in denen ſich der Zaporozer Alterthum mit ſo treuen, ſo maleriſchen Zügen erhalten hat — ein Alterthum voll Leben, das obgleich roh, doch großartig, poetiſch erſcheint. In den Liedern (piesni) und Gedanken (dumy) der Zaporozer ſind weder ausgeſuchte Harmonie, noch zartes Gefühl, noch ausgeſuchte Gedanken zu ſuchen. Nein! Wild ſind ſie wie die Wälder und Steppen, die ihre Sänger bewohnten — hinreißend wie der ſauſende Sturm, unter deſſen dumpfem Heulen ſie erdacht — ſtürmiſch wie das nun dahin geſchwundene Leben der Zaporozer. — Nicht ſelten bricht ein zarter Gedanke durch das rauhe Gewand derſelben — aber wie die kochende Welle des Njenaſytenſchen Waſſerfalls — bricht er durch die durchſichtige Eisſchicht — er bricht durch und erfriert.

Es ſind die Lieder eines Jünglings, deſſen Herz ſtumm für die Liebe, nur für Sieg und Beute ſchlägt, des Jünglings, der tief ergriffen den Tod ſeiner Gefährten ſieht und mit Verzweiflung ſich an dem Feinde rächt; kaltblütig erwartet er ſein eigenes Schickſal, denn er hat die Hoffnung, ſich ſelbſt zu überleben. — Dieſe Lieder athmen Muth und Selbſtvertrauen.

Oder es ſind Gedanken, Rückerinnerungen eines Greiſes; ſeine Hoffnungen ſind zerſtört wie Traumgebilde; noch eine Freude kennt er — ein thatenvolles Leben hat er gelebt; beim Klange der Bandura beſingt er es.

In den Gedanken (dumy) iſt nicht dieſer kriegeriſche Schwung, der die Lieder belebt; ein zerſtörtes Gemüth herrſcht in ihnen. — In den Liedern hat ſich die Lyrik, die Dramatik der Zaporozer Poeſie entwickelt; in den Gedanken das hiſtoriſche Epos.

Dieß iſt der allgemeine Charakter der Lieder und der gereimten Erzählungen der Zaporozer; ſie verdienen die Aufmerkſamkeit des Literaten, des Geſchichtſchreibers, des Ethnographen, und ich kann nicht umhin, hier auf die nächſtens von Sreznjewski herauszugebende Sammlung aufmerkſam zu machen.

Als Beiſpiel entnehme ich meiner Sammlung eine Erzählung, die eigentlich beiden Gattungen angehört. Sie fällt in die Zeit Wladislaus IV 1638 und handelt von Hetman Pintora Kozkcha, von dem die Geſchichte nur wenig erhalten hat. „Ein neuer Aufſtand der Koſaken unter der Anführung des Hetman Pintora Kozkcha hatte keinen Erfolg. Die Polen, angeführt von Jeremias Wisznjewecki, jagten ihn bis zum Fluſſe Meria, und nachdem ſie ihn hier geſchlagen, nöthigten ſie ihn, ſich bis an den Don zurückzuziehen. Auch ſpäter machte Hetman Karpo Pintora Kozkcha Einfälle in Polen, aber ohne günſtigen Erfolg. Er ſtarb in Kamennj Zaton und ſein Grab wurde — ein leeres Branntweinfaß."

Dieß ſagt die Chronik, kein Wort erwähnt ſie von ſeinen Gefährten; wir wollen ſehen, wie das Lied ihn und ſeine Zeitgenoſſen charakteriſirt.

— „Es gingen die Koſaken in vier Felder, in vier Felder und in das fünfte nach Podolien. In ein Feld ging Samko Muszket und nach dem Fahnenträger beinahe dreitauſend alles tapfere Krieger Zaporozer. — Sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, ſie rühren die Trommel, beten zu Gott und ſchlagen das Kreuz — Samko Muszket aber der tummelt nicht ſein Roß; er hält ſein Pferd, er zieht es an ſich; er denkt, er ſinnt. Mögen tauſend T..... ihm ſein Denken, ſein Sinnen todtſchlagen. Samko Muszket denkt und ſpricht die Worte:

Was? Wenn die Polen unſer Koſakenthum wie in der Hölle verbrennen, und aus unſern ſtarken Koſakenknochen ſich ein Mahl zubereiten? Was! wenn unſere Koſakenköpfe, die kühner auf die Steppe ſich legen und ſich noch mit eigenem Blute beſpritzen, mit zerſtückten Säbeln bedecken? Verſchwinden wird, wie Pulver aus dem Rohre, dieſer Koſakenruhm, der durch die ganze Welt ſich wie ein Berg erhob, der durch die ganze Welt ſich wie eine Steppe legte, ausbreitete, der durch die ganze Welt wie ein Feldgeſchrei ertönte, den Türken und Tataren ſich durch Gutes und Böſes zu kennen gab, und den Polen, den Feinden ſich an den Spieß ſtellte.

„Krächzen wird der Rabe die Steppe durchfliegend;
„Weinen der Guguk die Steppe durchhüpfend;
„Girren werden die Tauben, die blauen,
„Neigen die Köpfe die Adler, die ſchnellen,
„Und Alles, Alles über ihre Brüder.
„Ueber die Koſaken, die kühnen Kumpanen!"

Hat ſie der Nordwind verweht, ſind ſie in der Hölle ertrunken, daß man die Bezopften nicht ſieht, weder in der Steppe, noch in den Feldern, weder im Tatarenland, noch in den türkiſchen Bergen, weder auf den ſchwarzen Meeren noch in den Polenfeldern? — Krächzen wird der Rabe, krächzen, lärmen und fliegen wird er weg in ein fremdes Land. Was denn? Knochen ſchlottern, zerſtückte Säbel klingen, und die ſchwarzgraue Elſter krächzet und ſpringet. — Alle Koſaken ſind im Blute vertrocknet. — Da haben ſie Ruhm erlangt!

(Schluß folgt.)

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

(Fortſetzung.)

Satyriſche Epiſteln.

I.

Mädchenhaft, wie meine Liebe,
Gibt es gar nichts auf der Welt;
Reiz haſt du für meine Triebe,
Aber ach! du haſt kein Geld.
Sonſt ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Liebſte, zärtlichſte Clariſſe,
Meines Lebens Stern und Strahl!
Eilten doch nicht deine Grüße
Mit dem Namen Ehgemahl!
Sonſt ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Du vergötterſt mich? will's glauben,
Und wie bin ich dir nicht hold!
Würdeſt du dir nicht erlauben
Zu erfragen ſtets mein Gold:
Würd' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir ſchenken.

Jede Gunſt muß ich erkaufen
Durch Confect und Zuckerbrod,
Gold allein in vollen Haufen
Schlägt die Sprödigkeit zu Tod.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Schreibſt du mir, willſt mich beſuchen,
Pochen an die Hinterthür,
Muß du die Mama erſuchen
Jedesmal um gut Quartier.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Zimperlich gleich einer Puppe,
Dennoch ſtolzer als ein Lord,
Schlürfſt du deine ſchlechte Suppe,
Füllſt den Magen bis zum Bord.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir ſchenken.

Wenn ich nicht als Preis der Ehe
Statt des Silbers, ſtatt des Gold's
Drei gefräß'ge Schwäger ſähe,
Eine Schnur wie Galgenholz:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir ſchenken.

Könnteſt du die Peſt zu wehren
Unſrer Tage ſchlimmes Theil,
Könnteſt einen Stern beſchwören
Mir zum Schutze, mir zum Heil:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir ſchenken.

Kirre einen andern Täuber
Und auf dir ſey Gottes Hand!
Gründlich kenne ich die Weiber,
Gründlich biſt du mir bekannt:
Drum nie, ſag' ich ohn' Bedenken,
Werd' ich meine Hand dir ſchenken.

II.

Schönſte lieblichſte Beliſe
Lächelſt du nicht wunderſüße?
Singſt du nicht, wie's keine kann?
Im Geſichte welche Röthe!
Doch des Auges Blick wie blöde!
Sag, was ſuchſt du? einen Mann.

Marta, eine Heuchelſeele,
Sucht, wie ſie die Männer quäle,
Daß ſie ſittſam ſcheinen kann.
Jeder Zeit kann ſie euch ſagen:
Geht mir mit der Liebe Plagen!
Und was will ſie? einen Mann

Clara will das Scepter führen,
Haus und Eltern commandiren,
Ihr zu Wunſch lebt jedermann.
Sparen will ihr nicht behagen,
Doch erſchöpft ſie ſich in Klagen.
Sagt was will ſie? einen Mann.

„Handelt ſichs um einen Gatten,
So kommt jeder mir zu Statten,"
Singt Sennora Ines an:
Buckl'ch, Häßlich, Türke, Gothe,
Jeder kommt mir ganz commode,
Habe ich nur einen Mann.

Juana ſchminkt ſich voller Sorgen,
Sie verſchwendet ganze Morgen,
Wenn ſie legt den Kopfputz an;
Und um das Corſet zu paſſen,
Kann ſie einen Tag verraſſen.
Nun was will ſie? einen Mann.

Marcella, die Holde, Schöne,
Abonnirt ſich für die Scene,
Daß ſie's Füßchen zeigen kann.
Auf der Straße, in Alleen,
Circus, Tanz, bei Jubiläen
Sieht ſie's ab auf einen Mann.

Nicht geholfen wurde Paco
In dem Bad von Carratraca,
Hundert Aerzte kamen an;
Keiner kann der Krankheit wehren,
Auch kann ſie der Cur entbehren,
Denn was braucht ſie? einen Mann.

Was mag in Maria ſtecken,
Daß ſie, häßlich zum Erſchrecken,
Amor fängt zu dienen an?
Wozu Bälle und Concerte?
Sagt wozu ſo viel Converte?
Klar iſt, ſie will einen Mann.

Martina will Sünden büßen,
Plagt die Glieder ſich, die ſüßen,
Betet, ſieht uns ſauer an,
Lieſt die Bibel, Andachtſtunden,
Huſtet, hat den Kopf umbunden,
Und was will ſie? einen Mann.

Bettelbirnen, Edeldamen,
Die vom Greiſenalter lahmen,
Ohne Haar und ohne Zahn;
Junge, kluge, dumme, treue,
Fräulein ohne Scham und Scheue
Reißen ſich um einen Mann.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Julius 1840.

Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.

(Schluß.)

„Es gingen die Kosaken auf vier Wege, auf vier Wege — auf dem fünften nach Podolien. Einen Weg ging Samko Muszket; den andern Stecko Kukuruza. Wie ein blaues Täubchen neigt er den Kopf; und hinter ihm gehen beinahe dreitausend tapfere Genossen, die Kosaken. Sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, sie rühren die Trommel, beten zu Gott, schlagen das Kreuz und reden also zu Stecko Kukuruza:

— Bist du noch lebendig, bist du gesund Pan Stefan? bist du gestorben, daß dein Kopf wie von der Eiche getroffen hängt. Wozu denn denken? Einst wird man auch über uns den Todtengesang singen. Ueber uns werden alte Weiber im Felde pfeifen; über dich, Herr, werden junge Mädchen Thränen weinen. Aber was kümmert das uns? Wenn wir zum fünften Engpaß kommen, so wird ein Lärm entstehen, als ob in der Mitte des Sommers der Gott-behüte-Sturm sich erhebt. Den Unsrigen wird es auch schlecht ergehen, wie es der Guguk sagte auf der Steppe hüpfend, auf dem Felde fliegend. Was er prophezeyte, ist wahr. Dahersliegen werden die raschen Adler und werden trauern; und die Raben werden herankommen und auf Beute lauern und warten. Und wenn die Guguks heranhüpfen, so werden sie uns auch nicht vergessen. Doch was anders ist ein Greis, was anders ein Jude, was anders der Zaporozer Kosak!

Es gingen die Kosaken auf vier Felder, auf vier Felder — und auf das fünfte nach Podolien; auf ein Feld ging Samko Muszket, auf das andere Stecko Kukuruza, und auf das dritte Feld ging Karpo Pintora Kozicha, er tummelt sein Pferdchen und singt ein Lied. Und hinter ihm gehen beinahe dreitausend, alle tapfere Krieger Zaporozer; sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, sie rühren die Trommel und beten zu Gott. Und Karpo, der Herr Hetman tummelt sein Pferd und singt ein Lied:

O dieser Gram!
Er hat mich ganz erschöpft,
Er hat mich, den jungen,
Von den Füßen gewälzt.
Doch diesem Grame
Ergeb' ich mich nicht.
Zur Wirthin will ich gehen
Und werde Branntwein trinken.
Eh! wer will Meth trinken,
Der komme mit zur Jüdin;
Die Jüdin hat schwarze Brauen,
Hohe Absätze
Und einen farbigen Rock.
Ist auch selbst jung;
Und wie hübsch ist sie,
Wie niedlich!
— Meine kleine Wirthin
Schenk' mir Meth und Wein ein,
Damit mein Köpfchen
Lustig werde. —
— „Bist du verheirathet,
So geh nach Hause,
Bist du es nicht,
So bleibe bei mir." —
— Ein Weibchen hab' ich selbst
Auch zwei Kinder dazu;
Aber sie gefallen mir nicht,
Mein Herzchen. —"

Mein Urtheil über diese Erzählung werde ich nicht geben. Sie kann gefallen, kann es auch nicht; bemerken muß ich doch, daß ich es nur hierher gesetzt habe, um die Form der Erzählungen und die der Lieder zugleich zu zeigen. Wie bei den Provenzalen sind diese Erzählungen in gereimter Prosa. Der erste,

der sie in ihrer angemessenen Form herausgab ist Srezniewski; denn vor ihm hielt man sie für Lieder (Pjesni), die, im Verlaufe der Zeit verstümmelt, keiner tiefern Ergründung werth seyen.

Obgleich die Sprache der Kleinrussen gewöhnlich für eine Mischung des Polnischen mit dem Russischen gehalten wird; obgleich, dem ersten Anblick nach, ihre äußere Form diese Meinung zu bestätigen scheint, so fällt jedoch, nach tieferer Untersuchung, diese für sie auf jeden Fall ungünstige Behauptung. Selbstständig hat sie sich wie ihre Schwestersprachen aus dem Alt-Slavischen entwickelt; viele Formen, von andern abgeworfen, haben sich in ihr erhalten; selbst das Verbum ist in keiner slavischen Sprache der Urform in dem Maaße treu geblieben; mehr als alle anderen hat sie den Wohllaut begünstigt, feste Regeln hat sie aufgestellt, von denen sie nie abweicht, auch ist sie viel klangvoller und dem Ohre gefälliger. — Als triftiger Beweis von dem Reichthum der Formen können die Diminutive dienen. Kein slavisches Volk kann darin dem Kleinrussen nachkommen. Alle Redetheile haben ihre Diminutiva, z. B. die Substantiva: „Hanna, Hannoczka, Hannusja, Hannusenka, Hannusenoczka, Halo, Halenka, Haleczka, Halusenoczka etc. — Ebenso die Adjectiva: mily, milenki, milusenki, milusenoczkhi; — die Adverbia: tut, tutoczki (hier); tam, tamoczki (dort). Ja sogar die Infinitiva der Verba haben ihre Diminutive, wie: spati (schlafen), spatki, spateczki, spatenki; spatunki, spatusenki, spatusenoczki.

Ueberhaupt verdient die Sprache selbst eine wissenschaftliche Behandlung. Möge dieser an sich selbst unansehnliche Aufsatz die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf diese Sprache leiten und mögen sie in ihr Aufschlüsse finden, die ihnen keine andere geben kann. Nächstens wird wahrscheinlich in Prag ein vergleichendes Wörterbuch der slavischen Sprachen erscheinen; auch verspricht uns der Verfasser desselben eine kurzgefaßte Grammatik des Kleinrussischen. Lieder, gereimte Erzählungen, Mährchen werden jetzt immer mehr und mehr gesammelt und herausgegeben. Endlich werden auch die slavischen Sprachen wissenschaftlich betrieben, und ich hege keinen Zweifel, daß dadurch der Sprachkunde ein reicher, unerschöpflicher Schatz dargeboten wird.

Dr. H. Trithen.

Die Platzregen.

Von Frédéric Soulié.

Unsern Lesern auch einmal wieder etwas aus der in Frankreich so fruchtbaren Gattung der Erzählung mitzutheilen, wählen wir eine der kleineren Productionen des zur Zeit in Paris so sehr beliebten, in Deutschland aber durch seine Memoiren des Teufels schwerlich sehr empfohlenen F. Soulié — eine Erzählung, in welcher nur die bessern Seiten seines unbestreitbaren Erzählertalents hervortreten und in der sich, unsers Bedünkens, die eigenthümliche Leichtigkeit des französischen Geistes nicht ungefällig ausspricht. Wir erlauben uns jedoch, da und dort abzukürzen. — —

„Es war schön Wetter; ich war ausgegangen und träumte unter dem Gehen vor mich hin — ich weiß nicht wovon; meine Träumerei wurde allmählich trüber, wie der Himmel, der bei meinem Weggehen von Hause so heiter gewesen; die leichte, glänzende Wolke, der ich zu meiner Unterhaltung allerlei reizende Gestalten gegeben, wurde schwarz und drohend, und ich hatte noch nicht den vierten Theil meines Wegs in den Straßen von Paris zurückgelegt, als ich mich schon umsah, auf welchem Weg ich dem drohenden Sturm entfliehen wolle; denn nirgends war ein Fiacre zu sehen. Ich ließ den Kopf immer mehr sinken, es wurde mir trüb zu Muth, während düstre Wolken sich am Himmel anhäuften, und ich war ganz außer Fassung, als der Platzregen losbrach mit unerhörter Heftigkeit. Ich hatte nur eben noch Zeit, mich unter ein Kutschenthor zu flüchten. Zuerst schüttelte ich mich und dann sah ich zu, wie der Regen auf das Pflaster strömte, wie die Gossen anschwollen, die Leute ausglitschten; ich genoß so gut wie möglich den fallenden Regen. Als ich der Einförmigkeit dieses Schauspiels müde zu werden anfing, bemerkte ich einen Mann, der sich an die Thorecke lehnte, die Beine gekreuzt, den Hut ins Gesicht gedrückt, mit einer Doppellorgnette, mit welcher er aufmerksam auf der Straße sich umsah. Ich glaubte ihn zu erkennen, und wollte ihn anreden, als er mich grüßte mit einer fast unmerklichen Bewegung des Kopfs, die anzeigt, daß man nicht gestört zu werden wünsche, sey es, daß man eine schöne Musik hört oder ein schönes Gemälde beschaut. Ich wollte die Richtung der Lorgnette verfolgen, in der Meinung, mein Asylgenosse habe auf der gegenüberliegenden Seite der Straße eine interessante Pantomime entdeckt; aber die Richtung der Doppellorgnette veränderte sich jeden Augenblick, um auf Vorübergehenden zu haften, welche so genau zu betrachten mir nicht der Mühe werth schien. Ich beschloß, den Herrn Nivre, einen anerkannt gelstreichen Mann, genauer zu beobachten, und ich bemerkte, daß sein Gesicht abwechselnd die Miene des Verdrusses und der Zufriedenheit annahm, und aus der fast unbemerklichen Bewegung seiner Lippen errieth ich, daß er Worte des Mißfallens und der Billigung sprach. Auf einmal sah ich ihn seinen Blick nach einem entfernten Theil der Straße richten und ihn allmählich bis auf einige Schritte von uns zurückwenden, mit einem sanften Ausdruck von Freude, als hätte er den Gang einer schönen Frau von zartem Wuchs und feinen Füßen verfolgt, die wie eine durchnäßte Sylphide durch den strömenden Regen dahineilte. Ich wollte das Glück meines Neugierigen theilen und sah auch dahin, wo er hinsah. Ich erblickte einen Mann von etwa fünfzig Jahren, korpulent, in weiten Kleidern, der in der einen Hend einen Schirm, in der andern eine Melone trug. Dieser Herr hatte durchaus nichts Ausgezeichnetes an sich; er schritt rasch dahin, während Herr Nivre ihn mit den Augen verschlang; und mein Erstaunen stieg noch, als ich diesen im Ton des Entzückens murmeln hörte: „Gut! sehr gut!“ Ich konnte meiner Neugier nicht mehr widerstehen, näherte mich Herrn Nivre und bat ihn ganz naiv um eine Erklärung seiner Bewunderung und seiner Pantomime. „Ich observire,“ antwortete er. „Das heißt, Sie sehen etwas an.“ Er wandte leicht den Kopf gegen mich, maß mich mit einem Blick

Digitized by Google

vornehmer Ueberlegenheit und ſagte: „Sie ſind Schriftſteller und verſtehen nicht, was und wie ich beobachte.“ „Nein, das kann ich beſchwören, und ich ſah Sie ſo eben einen Herrn und eine Melone mit einem Entzücken betrachten, das ich mir durch nichts zu erklären weiß.“ Herr Nivre hüſtelte lächelnd; er lehnte ſich an das Thor und fuhr fort ſich umzuſehen. Der Regen wurde immer ſtärker und die Straße war ganz menſchenleer. Herr Nivre ließ ſeine Lorgnette ſinken und murmelte vor ſich hin, wie wenn er mich, obgleich er mir antworten wollte, nicht würdigte, die Rede geradezu an mich zu richten: „Mein Entzücken über dieſen Mann nicht verſtehen! aber ich hätte ihn grüßen ſollen, dieſen Mann!“ — „Und warum das?“ — „Warum?“ ſagte Herr Nivre lebhaft, indem er ſich plötzlich gegen mich kehrte; „warum? weil ich einen Glauben, eine Ueberzeugung, einen Aberglauben an dieſem Mann entdecke, eine alte, bürgerliche, heilige und ehrbare Gewohnheit, die er nicht einem Diener preis gab, die er treu bewahrt. Sie haben alſo nicht begriffen, daß dieſer Mann ſeine Melonen ſelbſt kauft?“ — „Nun, und was weiter?“ — „Was weiter! ha, die Melone, mein Freund, die Melone iſt das letzte Vorrecht des Hausherrn, ſich in Haushaltungsſachen zu miſchen; die Melone iſt noch ein alter Aberglaube. Es gibt Leute, die ſich einer glücklichen Hand in der Auswahl der Melonen rühmen. Die Melone iſt die Mutter einer Menge von Familienſcherzen, worunter der ehrwürdigſte dieſer: die Melonen ſind wie die Frauen; erſt wenn man ſie braucht, lernt man ſie kennen. Der Mann, der vorüberging, glaubt an die Melone; das heißt, wenn er nicht ſeine Köchin mit dem Einkauf beauftragt, ſo iſt es darum, weil er glaubt, einen ſichern Tact, ein göttliches Vorrecht zu haben, um ſie trefflich zu wählen, denn die Melone iſt ein Ding, deſſen Aeußeres trugt; man muß beſonders begabt ſeyn, um nicht von ihnen getäuſcht zu werden. Dieſer Mann iſt in der jetzigen Zeit ein wichtiger Mann; er entſcheidet über die Melonen unter allen ſeinen Bekannten. Er weiß genau zu ſagen, wie viel Stunden eine Melone noch braucht, um den höchſten Grad des Wohlgeſchmacks zu erreichen oder um wie viel Stunden ſie darüber hinaus iſt. Er hat mehrere ſehr gelehrte Diſſertationen über die verſchiedenen Lagen der Melone. Ein ſolcher Melonen-Mann, den ich ſehr ſchätze, hat zwei Neffen, die auf ſeine Erbſchaft harren. Beide ſchmeicheln ihm mit Melonen. Der Reichere ladet ihn zum Diner ein und ſetzt ihm treffliche Melonen vor. Dieſer Neffe wird nicht reuſſiren. Der ärmere Neffe hat ſeinen Oheim beſſer begriffen. Er ladet ſeinen Oheim zum Diner ein und bittet ihn eine Melone mitzubringen. Das wirkt! denn die Melone wird mit Gepränge ſervirt, die Melone des Onkels! verſtehen Sie, die jederzeit treffliche Melone des Onkels, der, glaub' ich, ein Stückchen vom Strick eines Gehängten in der Taſche hat, daß er ſo glücklich iſt in Melonen. Und der Onkel, indem er mit eigener Hand ſeine eigene Melone in Schnitze ſchneidet, ſagt bei ſich: dieſer Neffe bekommt die Erbſchaft, er verdient ſie. Sie fragen mich, warum ich dieſen Mann mit Enthuſiasmus betrachte; aber haben Sie nicht geſehen, mit welchem Blick er ſeine Melone anſieht? Seine Melone war ihm gleichſam ein Ei, aus welchem tauſend kleine Freuden der Eigenliebe, tauſend Regungen der Eitelkeit und ängſtliche Spannungen hervorbrechen ſollen; denn bei jeder Melone ſetzt dieſer Mann ſeinen Ruf aufs Spiel. Eine ſchlechte Melone ruinirt ihn, richtet ihn zu Grunde, raubt ihm die einzige Ueberlegenheit, auf die ſein Ehrgeiz gerichtet iſt. O Herr, wenn Sie ein glückliches und genußreiches Alter wünſchen, kaufen Sie Ihre Melonen ſelbſt.“ —

Ich bewunderte Herr Nivre ohne ihn recht zu verſtehen als ein ſchöner junger Mann vor uns vorbeilief. Er war mit ſeltener Eleganz gekleidet, er hatte die Hände in die hintern Taſchen ſeines kurzen Rocks geſteckt und lief unerſchrocken im Regen hin mit blankgewichsten Stiefeln. „Sehr gut!“ rief wieder Herr Nivre, „ſehr gut!“ Der junge Mann wandte ſich um und grüßte Herrn Nivre mit Affectation. „Das war unnöthig,“ murmelte dieſer; „ich hatte ihn ſchon bemerkt.“ Dann fuhr er, gegen mich gewandt, fort: „Sehen Sie, das iſt ein Springinsfeld, der ſein Glück machen wird.“ — „Dieſer Herr dort?“ — „Eben der“ — „Sie kennen ihn?“ — „Schon lang weiß ich ſeinen Namen, er heißt Jules; ſeinen Stand, er iſt Commis eines Wechſelagenten; ſein Vermögen, es beſchränkt ſich auf ſeinen Lohn; aber in der That, erſt ſeit einer Minute kenne ich ihn als einen ausgezeichneten Mann.“ — „Weil er ſo herzhaft mit einem grauen Hut und gewichsten Stiefeln im Regen hinläuft?“ — „Ja wohl“ — „Das iſt etwas ſtark.“ — Herr Nivre nahm eine Poſitur an wie ein examinirender Profeſſor des Rechts, und ſagte zu mir: „Woher kommt dieſer junge Mann eben jetzt?“ — „Ha, wahrſcheinlich von der Börſe, da er Commis eines Wechſelagenten iſt.“ — „Und vermuthlich hat er von ſeinem Patron Auftrag bekommen, zu A., zu M. oder wem ſonſt zu gehen, und zu melden, was auf der Börſe vorgeht.“ — „Wohl möglich.“ — „Nun, mein lieber Herr, Jules konnte ein Cabriolet nehmen und bei dem Bankier in einem anſtändigen Aufzug ankommen mit dem Curs der Renten. Wer hätte auf ſein Kommen geachtet? Niemand. Aber jetzt tritt er, der ſonſt ſo Elegante, ein, durchnäßt, triefend, erſäuft, in das Cabinet des Capitaliſten. Wenn dieſer ſeinen Aufzug in Acht nimmt, hat Jules ſogleich ſeine Entſchuldigung bei der Hand: ich wollte keine Minute Zeit verlieren, auf einen Wagen zu warten; die Sache war zu wichtig. Nachdem er ſich ſo dem Bankier vorgeſtellt, kehrt er ebenſo zu ſeinem Principal zurück. Dieſer wird entzückt ſeyn über ſeine Schnelligkeit — eine Schnelligkeit in Regen, Koth, mit einem neuen grauen Hut und blanken Stiefeln. Glauben Sie, daß irgend eine Empfehlung für dieſen jungen Mann vortheilhafter ſeyn könnte, als die er ſich hiemit ſelbſt ausſtellt? Ein ſolcher Gang iſt ein Feldzug; der ruinirte Hut iſt eine Wunde; der Platzregen, dem er getrotzt, iſt eine mit dem Bajonnet genommene Batterie.“ — So weit war Herr Nivre in ſeiner Rede, als der Regen ein wenig nachließ und wir die Straße ſich wieder bevölkern ſahen mit Leuten, die herzhaft genug waren, dem noch fortdauernden halben Unwetter zu trotzen. Einige junge Mädchen gingen vor uns vorüber, und trugen mit auffallender Gewandtheit in der einen Hand einen Regenſchirm und eine ungeheure Schachtel, mit der andern hielten ſie das Kleid

in die Höhe, das einen ſchlecht angezogenen Strumpf und grüne oder flohfarbene Pantoffeln ſehen ließ.

„Sehen Sie," ſagte Herr Nivre zu mir, „ſehen Sie das große ſchöne Mädchen, das ſo eben vorüberging; das iſt die ächte Pariſer Griſette; es iſt zum Verwundern, wie dieſer Pantoffel die Unbedachtſamkeit, die Faulheit, das unordentliche Weſen ſeiner Trägerin verräth. Es war ſchön Wetter, ſie hat nicht bedacht, daß es regnen könnte; hätte ſie es vorausgeſehen, ſo hätte ſie in ihr Zimmer, am fünften Stockwerk hinaufſteigen müſſen, um die paſſende Fußbekleidung zu holen, und ſo viel Mühe mochte ſie ſich nicht geben. So iſt jetzt ein Paar Pantoffeln hin. Und freilich was iſt ein Paar Pantoffeln für ein Frauenzimmer, die ſich träumt, ſie könne eine Dubarry werden? Ohne Zweifel iſt es ihr einziges Paar, und wenn ſie wieder im Magazin iſt, wird ſie die ſchwarzen Halbſtiefeln anziehen müſſen, die ſie zum Ausgehen nicht anziehen wollte. Glauben Sie, daß ſie darüber ſich ärgern werde? Gewiß nicht. Es gibt keinen Verluſt, keine Entbehrung, denen ſie ſich lieber ausſetzte, als daß ſie die läſtige Mühe übernähme, ſich zu beſinnen, zu berechnen, zu ſorgen. Die Modiſtin, mein Lieber, und Sie bemerken es erſt dann, wenn es zu regnen angefangen, die Modiſtin iſt der ideale Typus des Lebens in den Tag hinein; gewohnt an das Elend einerſeits, weil ſie nothdürftig ſo viel verdient, als ſie zu ihrem Unterhalt braucht, und an den Luxus, weil ſie mitten unter ſeinem vergänglichſten Flitterkram lebt, begreift ſie beide gleich gut und wünſcht ſich vor Allem, in die Zukunft die Moden zu übertragen, welche ihre jetzige Gebieterin geſchaffen. Sie iſt es, die den berühmten Wahlſpruch: thue deine Pflicht, komme was da mag! in den verwandelt hat: „Lebe in Freuden, komme was da mag! Sie zeigt Paris den Frauen, welche eine Capuze, ein Kleid, einen Sonnenſchirm mit einer ſtudirten und angelernten Grazie tragen, welche von vielen mit der natürlichen und angebornen Grazie verwechſelt wird, und die einem mit dem Geſichtchen eines Engels, das aus dem niedlichſten Hut hervorlauſcht, eine Antwort im ſchlechteſten Franzöſiſch geben."

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

(Schluß.)

III.

Wer von einem ſchulden Fitz
Glaubt, er ſitz' dem Glück im Schooße,
Sammelt er auch noch ſo große
Mächt'ge Haufen todten Golds,
„Der will Frucht von dürrem Holz."

Wer'ne ſchöne Wittwe zwingt,
Nie auf dem Balcon zu weilen,
Um den todten Mann zu heulen
Hinter Thüre, hinter Thor,
„Predigt einem tauben Ohr."

Wer zu einem Faulen ſagt:
Zum Geſchäft vor allen Dingen!
Nie wirſt du's zu etwas bringen,
„Klagſt du träg den Himmel an!
„Der hellt Mond und Sterne an."

Streiteſt du bei Tiſch mit Jues,
So iß dennoch unverdroſſen
Ihr zum Trotze, ihr zum Poſſen;
Denn, mein Freund, verſäumſt du dieß,
„Fällt der Braten dir vom Spieß."

Wer aufs Seufzen ſich beſchränkt,
Da ihm Confituren, Kneipen,
Feine Spitzen übrig bleiben,
Bleibt bei Damen ſtets ein Wicht,
„Kennt die rechte Schmiede nicht."

Läßt ein Schneider das Ausſchneiden,
Läßt ein Weibchen das Verſtellen,
Läßt ein Schacherer das Prellen,
Läßt das Fluchen ein Sergeant,
„Dann wird Meer und Waſſer Land."

Im beſcheidnen Prologus
Beugſt du nieder dich zur Erden
Vor den Leſern (wenn dir werden)
Dieſes heißt, du weiſeſt hier
„Vor dem Platz den Galgen mir."

Wer ſich mit Satyren rächt
An des Cenſors guter Feder,
Zieht mit Unrecht von dem Leder,
Iſt undankbar, iſt verkehrt,
„Zäumt beim Schwanze auf das Pferd."

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Julius 1840.

Das Mädchen von Mariendorpt (The Maid of Mariendorpt).

Ein Schauspiel von Sheridan Knowles. London 1836.

Sheridan Knowles hat sich schon in manchen dramatischen Schöpfungen versucht und nimmt mit Recht eine der vorzüglichern Stellen unter den englischen Dramatikern ein. Denn wenn auch in vielen seiner Schauspiele ein fester, mit Umsicht angelegter Plan vermißt wird, wenn auch das Hervorholen seiner vorzugsweise moralischen Idee durch ihre allzugroße Wiederholung ermüdet und den Eindruck einer gewissen Leerheit hinterläßt, so kann man doch auf der andern Seite nicht umhin, die Kraft und Fülle seiner Poesie, die Kunst, womit er interessante und ergreifende Scenen und Verwicklungen herbeizuführen versteht, lobend anzuerkennen.

Der Stoff des vorliegenden Schauspiels ist aus Miß Porters Novelle „The Village of Mariendorpt" genommen, natürlich mit solchen Modificationen, die dem Drama gebühren. Die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, ist kindliche Liebe, dargestellt in ihrer höchsten Kraft in Marta, der Tochter des Pfarrers Muhldenau von Mariendorpt. Marta, sein einziges Kind, ist einem jungen Manne Rupert verlobt, der stündlich erwartet wird, denn der Tag der Hochzeit ist schon angebrochen; da wird der Prediger plötzlich genöthigt, sein Haus zu verlassen wegen einer geheimen Sendung

„— — in ihrem Dienst,
Der königlichen Frau, die seine Herrin war."

Als Marta fragt, wie lang seine Abwesenheit dauern könne, gesteht er ihr, daß er bei der Belagerung von Magdeburg ein Kind verloren habe, dem er jetzt nachspüren wolle. Beim Abschied versetzt er noch, daß seine Abwesenheit nichts im Vollzug der Hochzeit hindern solle, und daß, wenn er nicht wieder zurückkehre, ein Jude in Prag lebe, der ihr Freundesdienst leisten würde. Ruperts Ankunft verzögert sich, und bald kommt auch die Nachricht, daß Muhldenau als Spion verhaftet und in Prag mit dem Tode bedrohet ist. So wie sie dieß erfahren, ist Marta nur von einem Gefühl beseelt, ihrem Vater nachzueilen. Voller Schönheit ist der dritte Act, der in Prag spielt und wo wir Adolphe, die Pflegetochter des General Kleiner, kennen lernen und den Juden Joseph. Trotz des tiefen Gefühls, was den General für den Prediger beseelt, muß er ihn zum Tode verurtheilen, Muhldenau hört es mit Ruhe und Fassung; seine letzten Augenblicke zu verschönern wird Marta zu ihm gelassen. Doch als er durch Zufall vernimmt, daß Adolphe des Generals Pflegetochter nun sey, die er einst in Magdeburg vom Tode errettet, erkennt er in ihr sein verlorenes Kind und wird natürlich dem Tode entrissen. Anmuthig erheiternd zieht sich durch diese ernsten Scenen die Liebeswerbung und Heirath von Hans und Esther, den Dienern des Predigers, hindurch. Hans, ein etwas einfältiger Bauernbursche von 25 Jahren, läßt sich aus bloßer Liebe zum Frieden von Esther bereden, daß er sie, die älter als er, liebe; höchst komisch ist aber die Art, wie sie ihn, den furchtsamen Burschen, zum Ehemann macht. — Als Probe stehe hier eine Scene, wo sich Marta's Liebe zu ihrem Vater am schönsten ausspricht.

Marta.

Kein Wort noch von dem Vater!

Esther.

Von Eurem Vater?
Von Eurem Bräut'gam meint Ihr?

Marta.

Von dem Vater!

Esther.

Hm, das ist ja ganz wider die Natur.
Ich mag Euch nicht, Marta! Seht, Fleisch und Blut
Sind Fleisch und Blut. Wär' es mein Hochzeittag,
Fast in der Stunde, in dem Augenblick,
Wo man des Bräut'gam's wartet, sollte ich
Um meinen Vater sorgen? Ehrlich, Marta,

Ich dächt' an etwas Schönres, ja das würd' ich,
Und bliebe doch ein gutes Kind.

Marta.

Den Vater
Verlorst du schon als Kind. Du weißt ja nicht,
Was einen Vater lieben heißt.

Esther.

Ich nicht?
O doch, ich weiß es wohl, es heißt ihn ehren,
Wie's im Gebot steht, — ihm gehorchen heißt's —
Ihn achtungsvoll behandeln!

Marta.

Weiter nichts?

Esther.

Was noch?

Marta.

O viel — viel mehr! — Das Alles thun
Wir denen auch, die uns ganz ferne stehn,
Und ihrem Rang! Doch hier ist etwas mehr,
Was Beff'res — weit'ger irdisch — mehr vom Himmel —
Die Liebe nennt kein Wort! — Sie wehrt in uns
Von selbst fast jene achtungsvolle Neigung
Mit Kniebeugung, ob auch kein Glied sich biegt,
Mit stetem Hinblick, ewig regem Trieb
Die Wünsche zu errathen! — 's ist Verehrung —
Ob auch die Lippe stumm, kein Aug' sich hebt,
Die Hand sich nicht geregt — gleich dem, das droben
Im Himmel wohnt — die Seele! O wie lieb' den Vater ich!
Das Wort: „Mehr als mein Leben!" sagt ja nichts.
'S ist fein, und 's ist ein Athemzug — nichts mehr!
Doch für ihn dienen, betteln, hungern — Alles,
Den liebsten Erdenwunsch ihm aufzuopfern —
Ich würd' es, Esther, ja — im Augenblick!
Ich dächte nicht mehr dran! — Weißt du es noch,
Einst war ich bös mit dir? Ich war ein Kind
Von nicht zehn Jahren — erinnerst du dich nicht?
Eins seiner Haare hatte ich gefunden —
Ein langes weißes Haar,
Und wie 'nen Schatz wollt' ich's bewahren;
Doch schalt'st du mich deßhalb und nahmst es mir,
Und warfst es in das Feuer — mich zu halten
Bedurft' es deiner ganzen Kraft. Gewiß,
Ich hätte meine Hand verbrannt, um es,
Das Haar von meinem Vater mir zu retten!
Das heißt den Vater lieben!

Esther.

Heißt es das,
Dann weiß ich nicht, was anders lieben heißt.

Marta.

Du kanntest keinen, sagt' ich's nicht zuvor?
Doch meiner war mir doppelt Vater — das heißt,
Er war mir Vater und zugleich auch Mutter.
Ich kannte meine Mutter nicht, doch, Esther,
Ich hätte sie geliebt, innig geliebt — gewiß.
Mein Vater aber — war mir Amme, Lehrer
Und Spielgenoß', Gefährte und auch Vater!
Denk, Esther! Spielgenoß! Ein solcher Mann
Um meinetwillen selbst zum Kind zu werden,
Da, glaub' ich fast, da ruht der Liebe Wurzel,
Am tiefsten da! — Er spielten wie ein Kind —
Mit seinem weißen Haar — Sieh jedes einzle
Trägt in sich Seel' und Herz — für mich, Esther!
O lache nicht! — Du sagst ja selbst, du weißt nicht
Was einen Vater lieben heißt.

M...r.

Die Platzregen.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach Hrn. Nivre, um ihn auf eine Frau aufmerksam zu machen, welche vorüber ging, allerliebst gekleidet, mit einem italienischen Strohhut, einem croisirten Foulardkleid, schwarzer Mantille. „Sehen Sie," sagte ich, „das ist eine Frau von vollendeter Feinheit, von vollkommenster Eleganz." Herr Nivre sah über die Achsel hin und antwortete mir mit dem Ausdruck der Verachtung: „Pah! sehen Sie doch, mein Lieber, Holzschuhe!" — „Das ist wahr." — „Holzschuhe zu einer solchen Toilette, das ist schimpflich; das ist die Eitelkeit in der Armuth; das ist eine Frau, welche ihrem Mann und ihren Kindern ihre Bedürfnisse einschränkt und beschneidet, um so gut gekleidet zu seyn wie eine Notarsfrau, die sechsmal so viel Vermögen hat. Wenn die arme Modistin Socken gehabt hätte, das wäre schön und anständig gewesen, hätte Sparsamkeit und Ordnung verrathen, und Ehrbarkeit; aber eine elegante Frau in Holzschuhen, das läßt mich mit gutem Recht auf alle möglichen, widrigen Fehler bei dieser Frau schließen: auf Herzlosigkeit, Eitelkeit, Egoismus und Geiz." — „Sie gehen weit," sagte ich, „vielleicht ist es nur Mangel an Geschmack." — „Nein," antwortete er, „die übrige Toilette ist zu harmonisch, als daß es Mangel an Geschmack seyn könnte; diese Frau wird ihre Holzschuhe beim Portier des Hauses stehen lassen, in das sie geht, und in all ihrem Glanz hinaufsteigen, um ihr Kleid, ihren Hut und ihre Mantille einen Besuch machen zu lassen; denn nicht sie macht den Besuch, sondern ihr Putz. Gewiß würde sie manchmal, heute zum Beispiel, zu Hause bleiben, wenn sie statt ihrer eine Puppe mit ihrer Mantille, ihrem Kleid und ihrem Hut schicken könnte." — „Wenigstens könnte sie einen Tag abwarten, wo es nicht regnete." — „Warten! Sie sind nicht klug, mein lieber Herr! diese Frau hat Freundinnen, die sich ohne Zweifel auf morgen, Sonntag, ein neues Kleid, eine neue Mantille, einen neuen Hut versprechen; kommt sie erst nachher, so heißt es: Sie haben einen Hut wie ich. Aber so ist sie die erste und man muß sagen: ich bekomme ein Kleid wie Sie, eine Mantille wie Sie. So hat sie denn entschieden über Hut und Kleid, sie hat den Anstoß gegeben, man ist ihr gefolgt, man ahmt sie nach, copirt sie, ist vielleicht eifersüchtig

auf sie. Welcher Triumph! deßwegen hat sie dem Gewitter getrotzt! deßwegen hat sie ihre Seele entblößt, indem sie diese verrätherischen Holzschuhe anzog. Ach, mein Lieber, Sie verstehen die Frauen nicht!" — „Und Sie haben das alles aus den Holzschuhen errathen?" — „Newton hat das Gravitationssystem an einem Apfel entdeckt." — „Aber wenn es ein ernster Zweck war, der sie zum Ausgehen veranlaßte?" — „Man geht um eines ehrenhaften oder edeln Zwecks willen nicht in solcher Toilette und in Holzschuhen aus." — „Die Unterschreibung kommt mir seltsam vor." —

„Sehen Sie, sehen Sie," rief Herr Nivre, „das da kann sie erklären. Sehen Sie dort eine Frau in vollem Staat. Bewundern Sie diese Frau, sie geht schnellen Schrittes ohne Schutz dahin im Regen, der auf sie herabgießt. Die weißen Federn ihres Huts beugen sich unter dem Wasser, von dem sie triefen; sie läßt ihr Kleid von geflickter Mousseline nachschleppen, ohne es schonend aufzuheben. Sie ist ausgegangen mit einem Sonnenschirm, der einen Knauf von Onyx hat, und mag ihn nicht einmal aufspannen gegen den Regen, weil sie ihn mitgenommen zum Schutz gegen die Sonne, um ihr Gesicht, nicht um ihre Kleider zu schützen; sie geht dahin mit festem Schritt und setzt den Fuß mit der ganzen Sohle auf, obgleich sie Schuhe von peau de mouche anhat, und ihre zarten und kleinen Füße so arg naß macht. Nun! diese Frau ist ausgegangen von einem Interesse des Herzens getrieben, das ist außer Zweifel. Diese Frau muß wohl schön seyn."

Sie war es in der That, denn in dem Augenblick, wo Herr Nivre so sprach, hob sie das Haupt auf, das sie bisher gesenkt gehabt. Sie sah nach der Nummer des Hauses, wo wir waren, und trat rasch ein. Sie blieb vor dem Stübchen des Thürhüters stehen und sagte mit schwacher Stimme: „Hr. von Reldy;" der Thürhüter sprang aus seinem Stübchen hervor. „Er ist nicht da, Madame. Die Frau blieb stehen. „Er ist ausgegangen?" sagte sie. „Er ist aufs Land gereist." — „Abgereist! seit wann?" — „Seit einer Stunde." — „Und wohin ist er aufs Land gereist?" — „Er hat es uns nicht gesagt." — Die Frau blieb unbeweglich stehen. Sie sah sich mit einem hastigen Blick um, und bemerkte, daß rechts und links vom Eingang große Treppen waren, welche in das gewaltige Haus führten, wo wir waren. Ihr Blick fiel endlich auf uns; sie sah sich beobachtet und führte die Hand an den Hut, um einen Schleier herunterzuziehen, der nicht daran war. Dann zog sie leicht die Lippen zusammen und entfernte sich eilig, ohne dem Thürhüter weitere Fragen vorzulegen, schlug wieder den Weg ein, auf dem sie gekommen und entfernte sich rasch.

„Nun!" sagte Herr Nivre, „habe ich recht vermuthet? diese Frau suchte ihren Geliebten." — „Sie haben, glaub' ich, gesagt, sie sey ausgegangen in einer ehrenhaften oder edeln Absicht." — „Sie ist ausgegangen von einem Interesse der Liebe getrieben; ein Interesse der Liebe ist immer edel bei einer Frau, weil dabei eine Gefahr ist; und für diese Frau ist, was sie thut, wirklich gefährlich." — „Sie kennen sie also?" — „Ich sage Ihnen, es ist gefährlich für sie. In Wahrheit, diese Frau hatte Taschen an ihrem Kleide." — „Wie?" — „Mein lieber Freund, die Hälfte der Skandale unter dem Kaiserreich und der Republik rührten von der Unterdrückung der Taschen her. Die Taschen an einem Kleide sind das Asyl, das Heiligthum der Geheimnisse, die in der Schieblade einer Commode schlecht verwahrt sind. Eine Frau ohne Taschen legt einen Augenblick ein Billet auf ein Meuble; ein ganz gewöhnlicher Zufall überrascht sie und das liegengelassene Billet kann sie zu Grunde richten. Eine Frau, welche Taschen hat, verbirgt das Billet, sobald es gelesen ist. Wohin soll eine Frau den Brief thun, den sie keinem Dienstboten anvertrauen mag und den nur sie in Person in die Stadtpost werfen kann, wenn sie einen solchen Mann hat, der die Toilette seiner Frau beim Ausgehen Falte für Falte mustert? nur die Tasche kann sie retten. Wenn eine Frau Taschen hat, vergißt sie nicht den Schlüssel ihrer Schatulle zu verbergen oder ihn recht zu verwahren; sie steckt ihn ein; sie setzt nicht durch die Vergeßlichkeit einer Minute die immerwährende Ruhe ihrer Ehe aufs Spiel. Die Wiedereinführung der Taschen raubt den Advocaten die Hälfte der Scheidungsprozesse. Gewiß, die Taschen sind das Allermoralischste auf der Welt." — „Mir aber scheint, nach dem was Sie sagen, daß sie das Allerunmoralischste sind." — „Mein guter Freund, ich bin kein Tartuffe, aber ich glaube, daß in dieser Welt die Immoralität hauptsächlich im Skandal besteht;*) übrigens hat die Tasche auch ihre reelle Moralität; sie macht es der Frau möglich, wieder die Oberaufsicht zu übernehmen, welche die Unterdrückung ihr genommen hatte. Die Schatulle, welche die zärtlichen Billets einschließt, kann ja auch die Schlüssel des Magazins, des Kellers, des Leinwandschranks enthalten, und das Schlüsselchen, das die Frau in ihre Tasche steckt, hält zugleich die Verschleuderung und den Diebstahl im Hauswesen, die Ursachen von so vielem Unheil, im Gewahrsam." — „Sie haben wunderbare Argumentationen. Also, weil diese Frau Taschen hat, glauben Sie, sie setze sich Gefahren aus; in jedem Fall scheint sie mir sich wenig davor zu fürchten, denn eine Frau, die so keck zu einem Mann kommt..." — „Es ist das erste Mal, daß sie hierherkommt." — „Meinen Sie?" — „Sie haben also nicht bemerkt, daß sie die Hausnummer suchte. Sie haben nicht gesehen, welchen Blick sie auf dieß Thor warf. Diese Frau argwohnte, man betrüge sie. Sie wäre gern zu Hrn. von Reldy hinaufgegangen, aber sie wußte nicht, welche Treppe einschlagen; und obwohl entschlossen genug, um ihn aufzusuchen, hebt doch ihr Zartgefühl zurück vor der Nothwendigkeit, einen Thürhüter zu fragen, welches der Weg zu ihm sey. Darunter liegt eine ganze, ernste Geschichte."

Während Hr. Nivre so sprach, fuhr ein Wagen schnell vorbei; eine Frau, welche allein darin saß, beugte sich vor, um nach dem Thor zu sehen, wo wir uns befanden; sie war es. „Sehen Sie," begann wieder Hr. Nivre, „der Kutscher ist naß und der Läufer ist es nicht. Die Frau hat ihren Wagen vor

*) Dieß scheint in der That die Ansicht einer Menge von Franzosen zu seyn; freilich eine seltsame Basis für ein System der Sittlichkeit! A. d. R.

einem bedeckten Gang halten laſſen, wo ihr Bijoutier oder Parfumeur wohnt, und der Läufer hat ſich vor dem Regen ſchützen können. Das zeigt Ihnen, wozu die bedeckten Gänge gut ſind: am einen Ende hinein und am andern herauszugehen, während die Leute glauben, man kaufe Bänder oder Schmuckſachen. Das beweist mir, daß dieſe Frau Gewandtheit und Umſicht hat. Daher muß die Leidenſchaft, die ſie beherrſcht, ſehr heftig ſeyn, daß ſie ſich entſchloſſen hat, ſich ſo durchnäſſen zu laſſen und in einem ſolchen Zuſtand nach Haus zurückzukehren. Dieſe Geſchichte intereſſirt mich." In lebhafter Aufregung der Neugierde bog ſich Hr. Nivre vor, als könnte er noch den ſchon lang dahingerollten Wagen erblicken.

„Ich wußte es wohl!" rief er; „dort hält ſie an der Straßenecke, dort unten. Das wird ernſthaft; es liegt ein Drama in dieſer Leidenſchaft."

Wie Hr. Nivre mit Lebhaftigkeit den Kopf unter dem Kutſchenthor hervorſtreckte, wäre ihm beinah das Auge ausgeſtochen worden von dem Schirm eines Herrn, der auf den Zehenſpitzen dahin eilte, und unter beiden Armen die Schöße ſeines hinaufgeſchlagnen ſchwarzen Rockes hielt. „Der Ungeſchickte!" rief ich. Der hinaufgeſchlagne ſchwarze Rock eilte vorbei, ohne uns zu beachten und Hr. Nivre antwortete: „Zürnen Sie ihm nicht; dieſer Menſch iſt unglücklich genug. Gewiß iſt es ein Commis, der bei ſeinem Principal zu Mittag ſpeiſen ſoll. Er iſt von Haus weggegangen, um zur ſchicklichen Stunde und in einem tugendſamen, hübſchen Aufzug anzukommen. Er iſt vom Regen überraſcht worden; er hat gehofft, es werde die Sache von ein paar Augenblicken ſeyn und hat ſich wie wir unter ein Kutſchenthor geflüchtet. Aber das Gewitter hat zu lange gedauert, die Stunde iſt verfloſſen unter täuſchendem Warten von Minute zu Minute. Dieſer Menſch hat eine halbe Stunde darüber verloren, abwechſelnd den Himmel und ſeine Stiefel zu betrachten, und am Ende hat er einen verzweifelten Entſchluß faſſen müſſen. Er hat die Handſchuhe ausgezogen, die Schöße ſeines Rocks heraufgenommen und ſchreitet auf den Zehenſpitzen dahin, obgleich Sie wohl ſehen können daß er Hühneraugen hat, die ihm fürchterliche Schmerzen machen. Er wird zu ſpät, er wird beſchmutzt ankommen; dieſer Menſch wird es zu nichts bringen."

Das Getöſe von Pferdehufen unterbrach Hrn. Nivre. Wir ſchauten in den Hof, und wir ſahen die Thüren einer verſchloſſenen Remiſe ſich öffnen, wo ein Groom ein Cabriolet angeſpannt hatte. Ein noch junger und ſehr ſchöner Mann ſtieg in das Cabriolet und ergriff die Zügel, um hier auszufahren. Wir drückten uns auf die Seite, um ihm Platz zu machen, als der Thürhüter vortrat, und das Cabriolet halten machte durch den Ruf: „Herr von Neldy!" Der Faſchionable beugte ſich aus dem Fuhrwerk heraus, und der Thürhüter ſprach ganz leiſe zu ihm. Hr. Nivre ſtieß mich mit dem Ellbogen und ſah mich mit triumphirendem Lächeln an. Hr. von Neldy machte ein verdrießliches Geſicht und verſetzte ſeinem Pferd einen Peitſchenhieb, daß es ſich bäumte und uns beinahe niedergerannt hätte. Wir verließen das Kutſchenthor und der Dandy fuhr hinaus. Er fuhr dem Wagen zu, aber kaum war er desſelben anſichtig geworden, als er mit ſeinem Cabriolet umlenkte und im ſchnellſten Schritt ſeines Pferdes ſich entfernte, deſſen zugleich heftiger und dabei zurückgehaltner Trott von dem Zorn ſeines Herrn zeugte, der ihm mit dem Zügel das Maul zerriß und es mit der Peitſche antrieb. Alle großen Leidenſchaften ſind inconſequent!

Hr. von Neldy war geſehen worden, denn der Wagen entfernte ſich beinahe im ſelben Augenblick. „Das iſt eine Frau, die man verläßt," ſagte Hr. Nivre zu mir, „eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie ſelbſt haben urtheilen können; und ein Mann, der nicht weniger als acht und dreißig zählt, behandelt ſie mit einer Brutalität, die man ſonſt nur bei großer Jugend findet. Es iſt ein Geheimniß bei dieſem Verhältniß, das ich nicht ergründen kann. Uebrigens haben Sie die Chiffre des Wagens bemerken müſſen, ein F und ein D ohne ſonſtiges Wappen, nicht einmal ein Ehrenkreuz. Ein Wagen und eine Liverei von ſolchem Luxus mit einer einfachen Chiffre! Ich habe mich getäuſcht; dieſe Frau hat keinen Gemahl; es iſt ihr Wagen, in dem ſie fährt; ich muß wiſſen, wer dieſe Frau iſt; ich muß die Geſchichte ihrer Liebe mit dieſem Hrn. von Neldy erfahren." — „Wollen Sie den Thürhüter um ihren Namen befragen?" — „Ei was!" antwortete Hr. Nivre, „das iſt die Auskunft eines Polizeidieners, die Sie mir da vorſchlagen. Nein, nein; ich werde Alles erfahren, aber auf anſtändige, meiner würdige Weiſe." — „Ei!" ſagte ich zu ihm, „wenn Sie es erfahren, haben Sie doch die Güte es mir mitzutheilen, ich will dann eine Novelle daraus machen." — „Sie haben Recht," verſetzte Hr. Nivre, „und als Expoſition geben Sie unſre Unterhaltung unter dem Kutſchenthore." — „Das ſcheint mir ein wenig gemein, und iſt ein ganz gewöhnlicher Zufall." — „Mein guter Freund," ſagte Hr. Nivre, indem er mir die Hand drückte und mich mit einer ziemlich ſpöttiſchen Miene anſah, „ſeit die Helden der modernen Romane alle ſo ganz abſonderliche Abenteuer haben, gibt es nichts ſo Ausgezeichnetes, als ſolche Vorfälle, die einem Jeden begegnen können. Erzählen Sie dieß! Sie werden wenige Nebenbuhler haben."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Julius 1840.

Das neuere französische Drama.

Von J. Duerberg. *)

Die neuere französische Dichterschule schreibt Dramen, keine Tragödien. Der Name thut im Grunde nichts zur Sache, indeß ist hier im Namen ein vollständiges poetisches Glaubensbekenntniß; er bezeichnet einen gänzlichen Umschwung in der Theorie, der nur nach hartnäckigem Kampfe errungen wurde, daher die Uebermacht des heutigen französischen Dramas. Es erkennt keine Regel an, kein Gesetz, kein Princip und keine Autorität: es spottet der Tradition und der Meister; es ist, weil es ist und glaubt an sich, wie an eine unfehlbare Macht; es braucht alle Farben und schlägt alle Töne an, und trotzt aller Kritik und ist doch durchaus kritischer Natur. Das heutige französische Drama studirt und analysirt und combinirt ohne Rast: es ist bedeckt mit Bücherstaub und schleppt sich mit den Skeletten aller Bühnenstücke herum, deren es habhaft werden kann, und rafft zusammen aus Süden und Norden, was ihm unter die Hände fällt: spanische Farbenpracht und spanische Verwicklung der Intrigue und Durchkreuzung der Episoden, ohne die Verschlagenheit des Volks, ohne die Gluth des Himmels, den Humor und die Schwermuth des Britten, ohne ihren Nebel, ohne ihr abgeschiedenes Leben und ihren kecken Witz. Und Deutschen sucht es das mühselige Versenken in die Schauernacht philosophischer Fragen nachzumachen, um die sich die Nation nicht kümmert: sie lebt sorglos dazwischen hin, ohne sie nur zu sehen. Dem Franzosen wächst die Gegenwart von allen Seiten so hoch über den Kopf, daß er nicht vor sich und nicht hinter sich blicken kann. Es ist ein Gewirre, ein Drängen, ein Durcheinanderschlagen von Ideen, Motiven und Farben und Formen. Die Grundidee fehlt, die verworrenen Elemente in feste Gränzen zusammenzuziehen, weil eben die ganze Reform von außen her begann. Schwerlich wird es gelingen, so viele feindselige Kräfte zu versöhnen. Hierin steht das Drama der ältern Tragödie weit nach, die sich mit heiterer Ruhe in ihrem engen Kreise bewegt. Doch hat es das Kunstgebiet erweitert und regt tiefer und mächtiger auf.

Die alte französische Tragödie spielte in der Residenz, bei Hofe, für den Hof, im Hofcostume: sie stand im Solde des Königs. Die Sociétaires des théâtre français nennen sich noch heute: Les Comédiens ordinaires du Roi. Das Materielle der Handlung wird bei Seite geschoben: das Volk kommt nicht zum Vorschein, so wenig als in der Geschichte; kaum hört man es zu Zeiten an der Thüre lärmen. Die Handlung überschreitet nie die Gränzen des Palastes; sie hat keine andern Zeugen als die Vertrauten und ein Dutzend Trabanten. Der Held liebt die Prinzessin, die Prinzessin liebt oder haßt den Helden; Nebenbuhler und Nebenbuhlerin fehlen nicht. Und woher der Haß und woher die Liebe, und wie die Leute sich ängstigen und abmartern und hoffen und entsagen und verzweifeln, und wie der Haß und die Liebe steigen und fallen und wieder wachsen und lichterloh auflodern, daß die Prinzessin oder der Held oder der Nebenbuhler in der Feuersbrunst darauf gehen; das wird mit subtilem Scharfsinne zergliedert, und in schöne Verse gesetzt, und eine epische Prachterzählung der Katastrophe schließt das Ganze, wie ein Feuerwerk mit dem Bouquet endigt. Bei Corneille ist es öfter auf die Eroberung einer Krone oder eines Reiches abgesehen, als eines Herzens, daher vermißt man bei ihm das Volk am meisten. In den Liebeshändeln der Heroen hat das nichts zu thun; aber einen politischen Menschen kann ich ohne seine Nation, ohne seine Zeit nicht verstehen. Was ist Cäsar ohne das Heer? Cicero ohne das Forum? Pompejus ohne die Patricier? Und was sind die Patricier und das Heer und das Forum ohne die Götter, und ohne die Formen und ohne das Leben im Innersten des Hauses?

Auch das ältere französische Lustspiel schildert oft nur abstracte Thorheiten, wie das Trauerspiel abstracte Leidenschaften. Man weiß nicht recht was Geronte und Eraste und Valère und Orgon für Leute sind, welches Gewerbe sie treiben oder

*) Die Aufsätze über Kuzebue und La Popularité, sind von demselben Verfasser.

welchem Stande ſie angehören, welche geiſtige Intereſſen ihre Zeit bewegen; ſelbſt die Namen ſind nicht franzöſiſch und der eigentliche Schauplatz läßt ſich zuweilen nicht wohl ermitteln. Indeß hängt das Alles mit der dramatiſchen Perſon zuſammen und wirft auf ihre Lächerlichkeiten weſentliche Schattirungen. So viel wir uns zu entſinnen wiſſen, ſchildert Molière nur Marquis und Aerzte oder Apotheker. Die übrigen Perſonen ſind meiſt bloß Menſchen im Allgemeinen, perſonificirte Gebrechen und Narrheiten.

Die Tragödie, die immer nur zu den Großen ſpricht, muß natürlich eine vornehme, geputzte Sprache reden. Das Gemeine in der äußern Erſcheinung hat in den hohen Regionen nicht Zutritt. Die blitzenden Metapherkränze, das flimmernde Goldbrocat der Elocution ziemen der franzöſiſchen Tragödie, wie die Schlepprobe der Hofdame. Hätte auch Racine den Shakſpeare gekannt, er würde ihn wenig haben benutzen können; er würde ſich nach wie vor haben an die Griechen halten müſſen; hier fand er was er brauchte, Maaß und Würde, edle Bilder mit voller aber milder Beleuchtung, mit Einem Worte das Schöne, das die Klage zum Wohllaut macht und den Schmerz zum Genuß. Um Racine ganz zu verſtehen, muß man Verſailles geſehen haben; die Prunkſäle werden noch heute nach griechiſchen Gottheiten benannt; hier der Saal der Hercules, dort der Saal der Venus; zwiſchen den Platanen und der Tarusſäulen wimmelt es von Nymphen und Faunen; Verſailles iſt ein zweiter Olymp, wohin ſich die Götter Griechenlands geflüchtet, und man begreift gar nicht, wozu die ſchöne Schloßkirche und warum man zur Meſſe läuten hört; das aber iſt ein Unglück, daß, weil Racine ſo Herrliches fand in den Alten, alle Poeten nach ihm über die Alten herſtürzten; daß, nachdem aus der Caſtaliſchen Quelle der Kryſtall ausgeſchöpft war, die Poeten im Schlamme wühlten. Die Spolien*) der Griechen und Römer überlieferte man ſich faſt zwei Jahrhunderte lang von Generation zu Generation, und die letzten Erben mußten ſich damit begnügen, den verſchloſſenen Plunder auszubeſſern und herzuſtellen, ſo gut es ſich thun ließ, bis ſie ſich dann zuletzt der Maskerade ſchämten und ſie den Kritikern an den Kopf warfen. Ideen und Sitten und Gefühle, von denen uns Jahrtauſende ſcheiden, blieben die Grundlage der franzöſiſchen Kunſt, und der Pariſer Parnaß war ein ſteriler Schutthaufen von Trümmern der römiſchen und griechiſchen Civiliſation.

Die Form der Tragödie ließ Voltaire im Weſentlichen unverändert, Voltaire rüttelte ſonſt an Allem und ſtürzte und zerſtörte gar Vieles; in die drei Einheiten fügte er ſich willig. Das Warum und wozu, das ſich ihm bei Allem aufdrängte, blieb hier aus: nicht weil es hieß, die Regeln ſtünden im Ariſtoteles, ſondern weil das Zeitalter Ludwigs XIV daran geglaubt hatte, das große Jahrhundert, das eben untergegangen war, und deſſen lange Abendröthe tief in Voltaire's Leben und Geiſt hineinleuchtete. Auch hatte Racine's keuſche Schönheit den Sänger der Pucelle beſiegt. Unter den Strahlen dieſes Genius, der ruhig, groß in gleichmäßigem Glanze vorüberſchwebt wie der Sonnengott, ließ der harte, ſarkaſtiſche, tückiſche Mann wunderherrliche Melodien ertönen, wie der ſteinerne Rieſe am Nil ſingt, wenn ihn die Aurora berührt. Auch die Voltaire'ſche Tragödie verläßt die Schlöſſer der Fürſten noch nicht, aber ſie nimmt eine andere Haltung an: ſie ſchmeichelt und huldigt nicht mehr, und will nicht bloß mehr ſich zum Zeitvertreib hergeben und gleich einer Tänzerin ihre Reize und Kunſt zur Beluſtigung des Gebieters zeigen; ſie zürnt und droht und facht aufrühreriſche Leidenſchaften an und macht ſich durch jene famoſen Maximen furchtbar, die freilich heutzutage veraltet ſind, nachdem man ſie durch die Clubs und die Schulſtuben geſchleppt und durch Blut und Straßenkoth, die aber damals Staunen und Schrecken erregten; es waren die erſten Blitze des Gewitters, das ſpäter über die Monarchie losbrach und ſich kaum zu unſeren Zeiten verzogen, ſo daß es von Zeit zu Zeit noch in der Ferne rollend widerhallt und wetterleuchtet.

Voltaire hatte den Shakſpeare aus London mitgebracht und ſtellte ihn ſeinen Landsleuten mit franzöſiſcher Artigkeit vor. Später, als ihm der Britte gefährlich geworden, wurde Voltaire unartig und grob, und wollte nichts mehr von dem Wundermanne wiſſen und ſchalt ihn einen betrunkenen Wilden. Shakſpeare hatte indeß eifrige Anbeter gefunden, die aber gegen Voltaire nicht viel ausrichten konnten. La Motte hatte ſich über die drei Einheiten und nicht ohne Witz, luſtig gemacht; aber er ſchrieb Oden in Proſe, das machte ſeine literariſchen Lehren verdächtig. Diderot ging zu ſehr in die Tiefe um weit hin zu wirken; auch ſchrieb er Dramen in Proſe, bürgerliche Dramen, ohne Poeſie, ſie verhalten ſich zu den alten Tragödien, wie die Familienſcenen von Greuze zu den Plafonds von Lebrun zu Verſailles.

Beaumarchais machte aus den Dramen ein Libell. Für Voltaire war die Bühne eine Arene geweſen, wo er für geiſtige Freiheit gekämpft; ſo hoch wollte Beaumarchais nicht hinaus, er war im Grunde nur ein geiſtreicher Intrigant. In der großen Welt war ſeine Eigenliebe verletzt worden: der vormalige Uhrmachergeſelle rächte ſich in ſeinen Dramen an dem Uebermuthe der Adeligen, die ihn mißhandelt. Um die Kunſt iſt es ihm wenig zu thun. Der Styl iſt holpericht, uncorrect; er funkelt vor Zorn; die Farben glimmen an von heißer Galle; er ſchillert wie eine Natter die auf ihre Beute losſchießt. Schon bei Voltaire iſt das Ringen nach Vollendung der Form weit ſchwächer als bei Racine; dieſer wollte nur poetiſch genießen und dichtete für ein Publicum, das gleichfalls nichts Anderes wollte, und er erging ſich in aller Unſchuld in den Hainen des Parnaſſes und ſtickte ſeiner Muſe emſig die reichſten Gewänder. Voltaire hatte dazu nicht Zeit, ihn drängten andere Intereſſen; das Dichten war für ihn nur ein Mittel mehr, er hatte nicht Zeit auszuſchneiden und zu jäten und es blieb manches Mangelhafte ſtehen, und an dem ſonſt ſo feinen und glänzenden Gewebe ſeiner Diction ſtoßt man hie und da auf widerhaarige Stellen und ſtruppige Ausdrücke. Am Ende intereſſiren dergleichen doch nur die Rhetoren von Profeſſion, und

*) Et lui qui vient ici régenter le Parnasse
N'est qu'un gueux revêtu des dépouilles d'Horace (Boileau).

man hat die kleinen Flecken dem großen Dichter zu hoch angerechnet.

Figaro's Hochzeit that der alten französischen Monarchie ungeheuren Schaden. Ludwig XVI hatte das Manuscript lange in Händen gehabt, nur nach langer Ueberlegung gestattete er die Aufführung: vielleicht besorgte er, das Verbot werde das Stück nur verderblicher machen. Es war so weit mit dem Throne gekommen, daß er nichts mehr zu seiner Sicherheit thun konnte, als was ihm noch größere Gefahr brachte denn das resignirte Geschehenlassen.

(Schluß folgt.)

Die Platzregen.

(Fortsetzung.)

Acht Tage nach unsrer Begegnung schrieb mir Hr. Nivre folgenden Brief:

„Mein Herr!

Ich hatte mich gerühmt, Ihnen bald die Erklärung der Scene geben zu können, deren Zeugen wir neulich gewesen; zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich meinem Scharfblick zu viel zugetraut hatte. Vielleicht wäre es mir bei einiger Beharrlichkeit möglich gewesen, mein Versprechen zu halten, aber was ich vom Helden des Abenteuers erfahren, hat mich von weitern Nachforschungen abgeschreckt. Hr. von Neldy ist der Sohn eines sehr reichen Edelmanns von Maine. Sein Vater, ein Mann vom alten Hof, erzog seinen Sohn in einer für unsre Epoche ganz unpassenden Weise. Er brachte ihm bei, die Achtung vor den Frauen sey die erste Eigenschaft eines Mannes von Herz und Ehre. Der alte Marquis sagte seinem Sohn, er brauche vor keinem Mann auf der Welt, außer dem König, den Hut abzunehmen, aber mit der geringsten Bürgersfrau müsse er mit abgenommenem Hut sprechen; er hatte dabei nur eine Theorie der Höflichkeit im Auge, welche seinen exclusiven Ideen in Betreff des Adels keinen Eintrag that. Und in der That, als Georges sich in die Tochter eines sehr reichen Bleicheninhabers in der Gegend von Laval verliebte, da widersetzte sich der Marquis nicht bloß der Ehe — der Ausdruck wäre zu gelind — nein! er wies diese Verbindung als einen Gräuel zurück. Georges ward darüber so erbittert, daß sein Vater beschloß ihn reisen zu lassen, bis er erführe, daß das Mädchen verheirathet sey.

Indeß hatte die adelige Erziehung des Marquis aus seinem Sohn ein ziemlich unbedeutendes Individuum gemacht; die übertriebnen Ansichten, welche Hr. von Neldy von den Vorrechten des Adels beibehalten hatte, machten den jungen Mann, als Vertreter einer hohen socialen Stellung, zu einer völligen Null. Für Hr. von Neldy den Vater gab es nur Eine ehrenhafte Laufbahn: die der Waffen. Aber er konnte sich in die neuen Einrichtungen nicht fügen, nach welchen sein Sohn unten anfangen, Prüfungen bestehen und mit Bürgerlichen concurriren mußte; und so blieb sein Sohn ganz in der Provinz auf seinem Schloß, ehe er sich jenen Erniedrigungen aussetzen durfte. Bei den alten Töchtern des Landadels galt er für einen jungen Mann von guten Sitten; bei den hübschen Mädchen vom Volk für einen großen Gecken, und bei den jungen eleganten Frauen und Mädchen seines Kreises für einen hübschen, sehr sentimentalen aber sehr ungefährlichen Jungen — der dummste Ruf, in dem ein Mann stehen kann.

Georges' Ablehnung mehrerer sehr vortheilhafter Heirathen ließ den alten Marquis glauben, sein Sohn habe seine erste Leidenschaft noch nicht überwunden; um ihn herauszureißen, beschloß er, ihn in die Diplomatie zu werfen, wo ein großer Name und Reichthum noch etwas gälten, und brachte ihn im Mai 1830 nach Paris. Er erreichte seinen Zweck; Georges sollte Frankreich verlassen, als die Juliusrevolution ausbrach. Der Zorn über dieß Ereigniß legte den alten Marquis ins Grab. Auf seinem Sterbebette zeichnete er seinem Sohn seine Handlungsweise vor und verschied im festen Glauben, in seinem Sohn dem Bürgerkrieg einen Helden vermacht zu haben. Aber es war schon zu spät; Georges war schon von andern Lehren angesteckt. Er war zuerst von den jungen Leuten seiner Gesellschaft wegen seiner Unerfahrenheit angestaunt und verspottet worden. Er merkte dieß endlich, und ein paar tüchtige Degenstöße, die er den Spöttern zutheilte, gewannen ihm gar aufrichtige Freunde, die es sich zur Ehre rechneten, ihn aus seiner Einfalt zu ziehen. Man fragte ihn, wie viel Geliebten er gehabt, und da er, dreißig Jahre alt, nur erst ein paar sehr triviale Abenteuer gehabt, wollte man ihm behülflich seyn, die verlorne Zeit wieder hereinzubringen. Zu dem Behufe öffnete man ihm die Zugänge einer ziemlich schlechten Welt, warnte ihn jedoch, sich durch keine Betheurungen und Schwüre von Tugend und Liebe fangen zu lassen. Georges, wie Alle, die spät ein schlechtes Leben anfangen, übertrieb seine Thorheiten. Mitten unter seine Excesse fiel der Tod seines Vaters. Kaum ein paar Tage lebte er, des Anstands wegen, etwas eingezogen; nach vierzehn Tagen schon begann er das lustige Leben eines reichen Erben, und nach Jahresfrist war er einer der schönen Dandies, welche den Boulevard de Gand mit ihren hübschen Personen und das Gehölz von Boulogne mit ihren Pferden anfüllen. Jetzt hält er außer seinen Equipagen zwei Rennpferde, ist aufs prächtigste meublirt, ist Genosse eines Clubs, wo man Whist spielt, die Marke zu fünf Franks, lorgnettirt die Frauen im Schauspiel mit der ungeheuersten Doppelbrille und auf der Promenade mit dem allerfeinsten Gucker, macht bei seinem Handschuhlieferanten jährlich eine Rechnung von tausend Thalern, duzt beinahe das ganze Balletcorps, und doch, so sagt mir mein Neffe Jules de Cambresson, der auch zu diesem Kreis gehört, und den jungen Neldy hat bilden helfen, doch ist Georges nur ein unächtes Exemplar von einem Dandy. Er ist immer auf dem Punkt, aus dem alltäglichsten Abenteuer eine Leidenschaft zu machen, und sieht sich dann genöthigt, auf eine gewaltsame Art zu brechen, wodurch er in den Ruf einer Brutalität gekommen, den er eigentlich nicht verdient; dieß hat ihn innerlich sehr mißtrauisch und nach außen sehr trotzig gemacht. Er ist ein unre-

gelmäßiges Geſchöpf, wird nie mehr ein rechtlicher Mann von guten Sitten werden und hat es nicht einmal zu einem frauen und tüchtigen Taugenichts gebracht. —

Dieß Alles wird Ihnen vielleicht den Vorfall unter dem Kutſchenthor und die brutale Abweiſung der ſchönen F. D. begreiflich machen; aber nichts macht mir und meinem Neffen das elegante Weſen dieſer Frau erklärlich. Wie ſich auch Jules beſann, er kam auf Niemand, der der Schilderung entſprochen hätte, welche ich ihm entwarf von der reizenden und edeln Dame, die ſich mit ſolcher Unbefangenheit und Anmuth vom Regen durchnäſſen ließ. Wer ſie auch ſey, ich beklage ſie; und ich nehme bei meiner Abreiſe von Paris das Bedauern mit mir, daß ich ſie nicht entdecken konnte. Ich gehe für einige Wochen nach Fontainebleau, wohin mich der Verkauf eines Gutes ruft.

Graf Nivre."

Wenige Tage nach dieſem Brief, der mir eigentlich wenig oder keinen Aufſchluß gab, erhielt ich folgendes Billet:

„Mein Herr!

„Der Graf Nivre hat die Ehre, Sie von ſeiner Verbindung mit Madame Fanny Dauray, Wittwe, zu benachrichtigen. Sie ſind gebeten, der Trauung beizuwohnen, welche den ..... um zwei Uhr in der Kirche St. Louis in Fontainebleau ſtatt finden wird."

Ich hielt das Billet in der Hand und dachte über die Heirath nach. Hr. Nivre, ſagte ich bei mir ſelbſt, iſt ein Mann, der ein großes Vermögen genießt, ohne es zu mißbrauchen, ein Mann, den man für geiſtreich, ausgezeichnet, für ein Original hält; ein ſolcher Mann muß wohl eine eigenthümliche Heirath machen. Ich ſah das Billet an — die Anfangsbuchſtaben des Namens der Braut fielen mir ins Auge — und plötzlich tauchte eine Erinnerung in mir auf; ich glaubte das F und D zu erkennen, und ſie ſagten mir beſſer als der ausgeſchriebene Name, wer die Dame ſey, welche Hr. Nivre heirathen wollte. Freilich hätte ich keiner Seele meine Vermuthung ſagen mögen, aus Furcht mich lächerlich zu machen; aber ich machte mich ſofort auf den Weg nach Fontainebleau, und eine halbe Stunde nach meiner Ankunft daſelbſt ſchlug es zwei Uhr und ich begab mich in die Kirche. Die Ceremonie hatte ſchon begonnen; das Brautpaar kniete und zwei junge Leute hielten über ihren Häuptern den Trauungsſchleier. Der eine davon war Hr. von Neldy. Sie erhoben ſich.. ich hatte mich nicht getäuſcht, die Neuvermählte war die Frau, welche ſich mit ſo viel Unbefangenheit und ſo guter Art hatte vom Regen durchnäſſen laſſen. Ich fühlte mich unſäglich ſtolz und glücklich; ich war entzückt über mich ſelbſt, ſo ſehr, daß ich großmüthig wurde. Ich wollte mich entfernen, um nicht durch meine Anweſenheit Hrn. Nivre in Verlegenheit zu ſetzen; aber er bemerkte mich und lächelte mir boshaft zu. Im nächſten Augenblick kam der zweite junge Mann auf mich zu und lud mich im Namen ſeines Oheims zum Eſſen ein. „Ich nehme es mit Vergnügen an." — „Und mit Neugier, nicht wahr?" — „Wenn Sie Hr. Jules de Cambreſſon ſind, werden Sie mein Erſtaunen begreiflich finden." Er verſprach mir Aufklärung; während deſſen trat Hr. von Neldy zu uns, und ſagte zu Jules in einem Ton, in welchem wahre Traurigkeit durchklang: „Jules, verlangt nicht mehr von mir; ich habe mich genug aufgeopfert," und mit erzwungner Leichtigkeit des Benehmens ſetzte er hinzu: „ich habe mich genug lächerlich machen laſſen."

Jules ſah ihn mit launiger Aufmerkſamkeit an und ſagte endlich: „Wohin geht Ihr?" — „Nach Paris." — „Ihr thut Unrecht; geht in die Provinz zurück und heirathet." Hr. von Neldy ward wieder ernſt und nachdenklich und entfernte ſich ohne zu antworten. Jules ergriff mich beim Arm und ſagte: „dieſer Menſch hätte heute auf zwei Arten triumphirend ſich aus der Sache ziehen können, aber er erkannte keines von beiden Auskunftsmitteln und verfällt mit geſenktem Haupt ins Gemeine und Linkiſche. Er folge meinem Rath; das iſt das Beſte was er thun kann."

Er nahm mich dann in ſeinem Tilbury auf den Landſitz ſeines Oheims, wo das Eſſen ſeyn ſollte; ich erwartete, er werde mich unterwegs aufklären, aber ſtatt deſſen ſchwatzte er in beſter Laune von tauſend gleichgültigen Dingen, bis wir in dem Schloß ankamen.

Während des Eſſens hatte ich Gelegenheit, die entzückenden Manieren der Frau von Nivre zu bewundern und mich zu paſſioniren für jene ehrbare und wohlanſtändige Koketterie, auf welche ſich allein die ausgezeichneten Frauen verſtehen, und die einem Mann ſagt: es macht mir Freude, Ihnen zu beweiſen, daß ich Geiſt, Lebensart, Feinheit und auch jenen verführeriſchen Reiz beſitze, mit dem man, wenn man will, die Männer zu argen Dummheiten veranlaßt, aber daß ich das nicht will, weil ich etwas Beſſeres zu thun habe, als die Kokette zu ſpielen: eine entzückende und rechtſchaffene Frau zu bleiben, die man liebt aber hochachtet. Ich hatte eine ſolche Freude an dieſer Madame Nivre, ich fand ſie ſo vollkommen an ihrem Platz neben ihrem Gatten, der ſie mit ſtolzer Eitelkeit betrachtete, daß ſich meine Neugier verlor. Ich fürchtete, eine unpaſſende Erläuterung möchte das holde Antlitz dieſer weißen, reinen, heitern Frau trüben, und war entſchloſſen mich wegzuſchleichen, als nach Beendigung der Mahlzeit Hr. Nivre den Dienern befahl, ſich zu entfernen. Madame Nivre, welche ſich bemühte zu lächeln, wurde roth und ſchlug die Augen nieder, und ſelbſt die Stimme des Hrn. Nivre ſchien mir bewegt, als er das Wort ergriff und die Rede an mich richtete. Sein Neffe bemerkte es, und erbat ſich von Hrn. und Madame Nivre, mir Alles erklären zu dürfen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80 u. 81.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 Julius 1840.

Die Geſchichte von John Gilpin.

Von W. Cowper.

Im weltberühmten London einſt
Johu Gilpin Bürger war,
Von gutem Namen und Credit,
Milizenhauptmann gar.

„Zweimal zehn lange Jahre ſchon,“ —
Zu ihm Frau Liebſte ſprach,
„Sind wir ein Paar, und ſahen doch
„Noch keinen Feiertag.

„Die Hochzeit nun jährt morgen ſich,
„Da woll'n wir in den Strauß
„Nach Edmonton; wenn man ſich ſchickt,
„Reicht Eine Kutſche aus.

„Wir, meine Schweſter und ihr Kind,
„Ich ſelbſt und unſre drei,
„Das füllt die Kutſche wohl, und du
„Mußt reiten nebenbei.“

„„Von allen Weibern,““ ruft er gleich,
„„Bet' ich nur eine an,
„„Und das biſt du, mein theurer Schatz,
„„Und ſo werd' es gethan.

„„Als Leinwandhändler kennt die Welt
„„Mich, und als Mann von Muth;
„„Mein Freund Tuchmacher leiht ſein Pferd,
„„Wir ſtehen ja ſo gut.““

„Dein Plan iſt recht,“ ſagt Frau Gilpin,
„Doch theuer iſt der Wein,
„Drum nehmen wir von unſerm mit,
„Der könnt' nicht heller ſeyn.“

John Gilpin küßt ſein liebes Weib,
Entzückt, daß er hier ſieht,
Wie, denkt ſie an Vergnügen gleich,
Doch ſparſam ihr Gemüth.

Der Morgen und die Kutſche kam,
Doch darf ſie nicht vors Haus
Sonſt ſchreien alle Nachbarsleut'
Gewiß für ſtolz ſie aus.

Drum hielt die Kutſch' drei Häuſer ab,
Bis alle waren drin,
Sechs theure Seelen, voller Luſt
Zu fahr'n durch dick und dünn.

Die Peitſche klatſcht, die Räder gehn,
Nie gab's ſo frohe Leut';
Das Pflaſter raſchelte dazu,
Als wäre toll Cheapſide.

John Gilpin, ſeinem Roß zur Seit',
Die Mähne ſchnell erfaßt,
Und ſchwingt ſich auf, denn ihm preſſirt's,
Und — wieder ab, in Haſt.

Denn kaum berührt' den Sattel er,
Ganz fertig ſchon zu gehn,
So muß er, wie das Haupt er dreht,
Drei Kunden kommen ſehn.

Drum ſtieg er ab; denn ſchmerzt ihn gleich
Der Zeitverluſt gar ſehr,
Ein Geldverluſt, das wußt' er wohl,
Würd' ſchmerzen ihn noch mehr.

Lang währt's; als endlich er nach Wunſch
Bedient die Kunden ſah,
Schreit Betty noch die Stieg herab:
„Der Wein iſt ja noch da!“

„Schwer' Noth,“ ruft er — „doch bring' ihn, und
„Die Lederkoppel auch,
„Die ich zu meinem treuen Schwert
„Beim Exercieren brauch'.“

Frau Gilpin hatte ſorgſamlich
Zwei Steingut-Krüg' erwählt,
Damit darin der theure Saft
Sich gut und ſicher hält.

Ein Ohr hat jeder Krug, durch das
Er nun die Koppel flicht,
Hängt einen Krug an jede Seit',
So hält's das Gleichgewicht.

Und drüber, daß vom Kopf zum Fuß
Er wohlgerüſtet wär',
Wirft ſeinen rothen Mantel noch
Wohl ausgebürſtet, er.

Seht nun, wie er zum zweitenmal
Auf ſeinen Renner ſteigt,
Der über's Pflaſter, Schritt vor Schritt,
Mit aller Vorſicht ſchleicht.

Doch als nach kurzem ſanftern Grund
Der Beſtie Huf berührt,
Da trabt ſie gleich ſo ſcharf, daß John
Bald einen Wolf verſpürt.

Drum ſchreit er: ſauſt doch, Hans! Gemach!
Doch Hans hört nicht; denn kaum
Nachher ward aus dem Trab Galopp,
Trotz Kinnkett' und trotz Zaum.

Drum liegt er vor, wie jeder muß,
Der g'rad nicht ſitzen kann;
Die Mähn' faßt jede Hand und hält
Mit aller Kraft ſich dran.

Das Pferd, dem dieſe Weiſe von
Behandlung noch war neu,
Verwundert drob ſich mehr und mehr,
Welch' Ding wohl auf ihm ſey.

Wohl oder übel, fortging's, — fort
Hut und Perück' auch gleich.
Nicht träumen ließ beim Austritt John
Sich ſolchen tollen Streich.

Friſch bläst der Wind, der Mantel fliegt
Daß einer Flagg' er gleicht,
Bis Knopf und Knopfloch nicht mehr hält,
Und er zuletzt entweicht.

Die Krüge, die John an ſich band,
Die ſah nun alle Welt;
Auf jeder Seite ſchaukelt ihm
Ein Krug, wie ich vermeld't.

Die Hunde bell'n, die Kinder ſchrei'n,
Ein jedes Fenſter geht,
Und Jedermann, ſo laut er kann,
Schreit: „Herrlich! Seht doch, ſeht!“

Fort eilt Gilpin. Wer ſonſt als er? —
Sein Ruhm macht ſchnell die Rund',
„Er iſt beſchwert! Ein Rennen iſt's!
„Es gilt wohl tauſend Pfund!“

Auch war's, ſo bald er nahe kam,
Gar wunderbar zu ſehn,
Wie jeder Schlagbaum-Mann ſein Thor
Läßt plötzlich weit aufgehn.

Doch als Gilpin da möglichſt tief
Sein dampfend Haupt nun duckt,
So treffen hinten ſich die Krüg',
Und — beide ſind zerdruckt.

Der Wein, ein Jammer iſt's zu ſehn,
Läuft auf die Straße fort,
Und von des Pferdes Seiten raucht's,
Als wären ſie geſchmert.

Doch immer noch ſchien John beſchwert
Am Ledergurt, weil ja
Noch Jedermann der Krüge Hals
Am Leib' ihm baumeln ſah.

Mit ſolchen tollen Sprüngen ging's
Durch's luſt'ge Islington,
Fort, bis er an die Wäſche kam
Beim heitern Edmonton.

Da ſchleudert er die Wäſch' umher,
Auf jeder Seit' vom Pfad,
Als wären's Lumpen, oder als
Spielt' er mit Fleckchen grad.

Sein zärtlich Weib in Edmonton
Erſpäht ihn vom Altan,
Verwundert ſehr, daß dergeſtalt
Ihr Liebſter reitet an.

„Halt! Halt! John Gilpin! Hier ſind wir!“
Abſchreien alle ſich.
„Das Eſſen harrt; wir haben's g'nug —“
John Gilpin ſeufzt: „Auch ich!“

Jedoch das Pferd hat keine Luſt
Zu halten hier am Strauß;
Warum? zehn Meilen weiter hat,
In Ware, ſein Herr ein Haus.

So wie des kräft'gen Schützen Pfeil
Schnell durch die Lüfte flieht,
So flog es fort, und — das bringt mich
Zur Mitte von dem Lied.

Ganz athemlos fliegt Gilpin mit,
Ganz ohne daß er's will,
Bis an des Freund Tuchmachers Haus
Sein Pferd zuletzt hält ſtill.

Erſtaunt ſieht der den Nachbar da,
So ſeltſam angethan,
Legt hin die Pfeife, eilt ans Thor
Und redet ſo ihn an:

Was gibt's? Was Neu's! Sag' ſchnell mir an!
„Du ſollſt und mußt! — Beſtaubt
„Warum kommſt und barköpfig ſo?
„Warum kommſt überhaupt?"

Nun war Gilpin ein heitrer Kopf,
Liebt' Scherz zu ſeiner Zeit;
Mit luſtiger Gebärde drum
Spricht er zum Freund beiſeit:

„„Ich komm', weil es dein Pferd gewollt,
„„Und ſind ſie nicht zu träg,
„„So kommt Perück' und Hut bald nach,
„„Denn ſie ſind auf dem Weg.""

Tuchmacher ſiehet, hocherfreut,
Den Freund ſo gut geſtimmt,
Entgegnet ihm kein Wort; zurück
Ins Haus den Weg er nimmt,

Und bringet ſchnell Perück und Hut —
(Ein Hut zum Kirchen gehn,
Mit Locken die Perück, ein jed's
In ſeiner Art gar ſchön.)

— Hält ſie empor und zeigt, auch er
Verſteh' auf Witze ſich:
„Mein Kopf gäb' zwei, wie deiner iſt,
„Drum paſſen die für dich!

„Doch laß mich dein Geſicht auch erſt
„Vom Kothe kratzen rein,
„Und — bleib' beim Eſſen; hungrig mag
„In deinem Fall man ſeyn."

„„Heut' iſt mein Hochzeittag."" — ſagt John,
„„Die Leute würden ſchrei'n,
„„Aeß' ich in Ware, und meine Frau
„„In Edmonton allein.""

Zum Pferd gewendet ſpricht er drum:
„„Ich eil' zum Eſſen ſehr,
„„Drum folgſt du rückwärts meinem Kopf.
„„Wie denkſt du hieher?""

Unglücklich Wort! Nutzlos Gepracht!
Er büßt dich hart und ſchnell.
Denn während er noch redet ſingt,
Ein Eſel laut und hell.

Da ſchnaubt ſein Pferd, gerad' als hätt'
Der Löwe ſelbſt gebrüllt,
Strengt alle Sehnen an und rennt,
Wie vorhin ſchnell und wild.

Fort flog Gilpin, Perück' und Hut
Flog auch in kurzer Zeit,
Viel bälder als zuvor; warum?
Sie waren ihm zu weit.

Indeß nahm eine halbe Kron',
Als weit hinaus ins Land
Sie ihren Gatten fliegen ſah,
Frau Gilpin in die Hand;

„Bringt Ihr," — rief ſie dem Kutſcher, der
Sie führte in den Strauß —
„Mir meinen Mann, geſund und wohl,
„So zahl ich dieß Euch aus."

Der Burſch ſitzt auf, trifft bald Hrn. John,
Der rückwärts kommt voll Haſt;
Im Nu ſucht er zu halten ihn,
Indem den Zaum er faßt.

Doch nicht gelang, was er gewollt,
Er hätt' es gern gethan.
Das ſcheue Roß wird ſcheuer nur,
Rennt ſchneller nur fortan.

Fort ſchoß Gilpin, und auf dem Fuß
Der Kutſcher hinterdrein.
Sein Pferd recht froh, des Holperens
Der Räder los zu ſeyn.

Ein Trüppchen von ſechs Herren, die
Gilpin ſo fliehen ſahn,
Und den Verfolger hinten nach
Fing gleich zu ſchreien an:

„Ein Dieb! Halt! Halt! ein Räuber! Halt!“
Was Jedes Lung vermag;
Und wer des Weges kam, ſchrie mit,
Lief zur Verfolgung nach.

Doch war kein Schlagbaum, der ſich nicht
Sogleich geöffnet hätt';
Die Zöllner dachten, wie zuvor,
Gilpin reit' in die Wett'.

Und 's war auch ſo, und er gewann's,
Zuerſt zur Stadt er kam;
Er hielt nicht, bis er abſaß da,
Wo er den Aufſchwung nahm.

Jetzt ruft: der König lebe hoch!
Und Gilpin lebe hoch!
Und wenn er wieder reitet aus, —
Möcht' ich es ſehen doch!

Hermann Bauer.

Das neuere franzöſiſche Drama.

(Schluß.)

Nach Beaumarchais erſcheint Niemand mehr, der das Drama mit feſter Hand ergriffe und ihm ſein perſönliches Gepräge aufdrückte und davon Beſitz nähme wie ein Fürſt von einem eroberten Lande, und der berechtigt wäre, es nach ſich zu benennen. Die jämmerliche Abcopirung der Meiſter dauert fort. Ducis brachte einige Stücke nach dem Griechiſchen auf die Bühne, wohl die beſten nach denen von Racine: doch blickt die chriſtliche Sentimentalität zu ſehr durch. In der Tragödie Oedipe à Colone iſt der Oedipus ein tugendhafter, Iffländiſcher Familienvater mit gehöriger Rührung:

Crois-tu qu'à pardonner un père ait tant de peine?

ſagte er dem Sohne, der reuig um Vergebung bittet. Der Oedipus des Sophokles iſt unerbittlich; er flucht dem undankbaren Kinde mit der ſchroffen Ruhe des Fatums. Ducis war ein großer ſtarker Mann, barſch und rauh von außen, mit einem weichen Herzen, das ihm bei der leiſeſten Berührung das Auge naß machte. Gerade ſo ſind ſeine Tragödien: ins Rauhe gezimmert, derb zugehauen, aber voller Ergüſſe des innigſten Gefühls, wie man es vergeblich bei irgend einem anderen franzöſiſchen Dichter ſuchen würde. Man wünſcht oft den herrlichen Mann zu ſich und möchte ihm ohne weiters um den Hals fallen, wenn er die Schätze ſeines Gemüths ausſtrömen läßt. Leider quälte er ſich ſein Leben lang mit dem Shakſpeare herum; es gelang ihm nicht den Proteus zu bändigen; es konnte ihm nicht gelingen: ein zweiter Shakſpeare wäre der Aufgabe nicht gewachſen geweſen: die Sprache war zu eng, der Geſchmack zu engherzig; auch begriff man den Britten nicht, man verſtand nicht einmal die Ueberſetzung des Hrn. Letourneur. Und die Theile, welche den Franzoſen zugänglich waren und die ſie ſchön fanden, dieſe wurzeln zuletzt doch in dem, was ſie verwarfen, was ihnen als Wahnſinn der Barbarei erſchien; das Sublime iſt mit dem Humor verwachſen. Man hat oft genug wiederholt: Ducis habe den britiſchen Giganten auf das Bett des Procuſtus geſpannt und ihm nicht ſowohl die Beine als den Kopf ſelbſt abgehackt. Dem iſt freilich ſo, aber das hat man nicht genug geſagt, daß dieſe mißhandelten Bearbeitungen Shakſpeare's außerordentlichen Beifall gefunden, daß Talma darin glänzte, daß des Dichters eigenthümliches Talent ſich nicht ſelten Luft macht, und daß große Stellen und Strecken, ja faſt ganze Acte darin von der herrlichſten poetiſchen Vegetation grünen und duften und von ſüßeſten Wohllauten widerhallen. Unter den ſchöneren Stellen bezeichnen wir die Scenen zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter. Der Prinz ſpricht zur Königin, die ihre böſe That geſtanden:

Votre crime est énorme, abominable, odieux,
Mais il n'est pas plus grand que la bonté des Dieux.

An ſo was hat der engliſche Dichter nicht gedacht, doch ſcheint uns der Gedanke äußerſt erhaben. So die Stelle im Roi Léar, wo der arme Vater in einem lichten Augenblicke zu ſeiner Tochter ſpricht: Larmes de mon enfant, coulez sur ma blessure etc. Man hat von Ducis ein Original-Trauerſpiel: Abufar, vielleicht ſein beſtes Product; um ſo mehr iſt zu bedauern, daß der Dichter ſich nicht von Shakſpeare los machen konnte. Seine bedeutendſten Arbeiten fallen in die Revolutionszeit. Dem Treiben jener Tage blieb er fremd; auch der Napoleoniſchen Dynaſtie war er nicht zugethan. Sein muthiger, uneigennütziger, Royalismus wurde belohnt; Ducis erlebte die Reſtauration der alten Bourbone; als er Ludwig XVIII vorgeſtellt wurde, empfing ihn der Monarch, der ſich viel mit Literatur beſchäftigte, indem er einige Verſe aus einem Trauerſpiel des treuen Dieners herſagte. Chénier der ältere (Marie Joſeph) war ein Zeitgenoſſe des Ducis. Chenier iſt eine ganz andre Natur; bei ihm ſtrömen die Thränen nicht ſo leicht, ſein Gemüth iſt ſtraff geſpannt, er iſt der Mann des ſtolzen Verſtandes, der unbeugſamen Logik, etwas theatraliſch in ſeiner düſtern Gravität, ſo eine Art von Römer, nicht wie die des Corneille, ſondern wie ſie David macht. Chénier iſt unſtreitig der Talentvollſte unter Voltaire's Jüngern; er nahm das Werk des Meiſters wieder auf und fehdete die Prieſter und die Tyrannen an. Die Inſpiration iſt bei ihm überreizter Verſtand, fanatiſche Ueberzeugung ſchlägt wider die harte Bruſt, daß ſie dumpf ertönt; ob das ächte Poeſie iſt, weiß ich nicht ſo ganz recht. Die Diction iſt correct und entfaltet ſich in untadelicher Symmetrie. Chénier brachte die Bartholomausnacht auf die Bühne: in Charles IX fand er häufige Veranlaſſung Thron und Altar zu beſudeln; und als Gegenſatz zu den Pfaffen und um das düſtere Gemälde von ihrem Treiben noch grauſiger zu machen, ſtellt er Fénelon daneben, er bringt ihn mit einem zweideutigen Weibe zuſammen, das wegen galanter Sünden eingeſteckt worden und auf Betreiben des Prälaten freigegeben wird. Der Clerus muß ſich arg am franzöſiſchen Volke verſündigt haben; jede Revolution, die im Lande ausbricht, fällt über die Prieſter her! Tibère iſt Chéniers beſtes

Digitized by Google

Werk; leider aber im alten System geschrieben, in welchem kein eigentliches historisches Drama möglich ist. Die dramatische Kunst machte überhaupt in der Revolution keine Fortschritte. Robespierre, der unsern Herrgott absetzte und an dessen Stelle das Etre suprême ernannte, der seinen Herrn und König hinrichten ließ, wagte es nicht, Racine's Dichterkrone anzutasten. Die theatralischen Belustigungen jener Zeit waren meist nur der Widerhall der Orgien, die in den Clubs gefeiert wurden.

Zu den Wundern des Kaiserreichs gehörte auch seine schlechte Literatur. Die Wirklichkeit jener Zeit schrumpfte in dem Zauberspiegel der Kunst zusammen. Es gab damals nur eine Poesie: die des Schlachtfeldes. Wir finden sie in den Bildern von Gros, im Triumphbogen de l'Etoile, aber in keinem Dichter aus Napoleons Zeit; durch einen seltsamen Zufall kann diese Zeit heroischer Begeisterung nichts Besseres aufweisen, als die kränklichen Elegien des Hrn. Millevoie, der vor dem dreißigsten Jahre an der Schwindsucht starb, und ein Lobgedicht auf die Frauen von Hrn. Legouvé, der über die Untreue seiner eigenen den Verstand verlor. Napoleon war orthodox in der Literatur, er vergötterte die Alten, die er nicht verstand, ganz so wie Ludwig XIV; Tragödien, die dem Euripides oder Sophokles nachgebildet waren, von Leuten, die kein Wort griechisch verstanden, belohnte er reichlich. In der alten Tragödie fand er die alte Etikette von Versailles, die er an seinem Hofe eingeführt hatte: allmächtiges Walten der Regel, soldatische Unterwürfigkeit des Gedankens. Chateaubriand und Frau v. Staël — die literarische Opposition jener Zeit, eine politische gab es nicht — lebten im Exil.

Die erste Stelle unter den damaligen Tragödiendichtern gebührt Hrn. Raynouard, dem Verf. der Templiers. Wenn man bei jedem Schritte auf eine Regel stößt, wenn jeder Flügelschlag des Talents irgendwo an eine Einheit schlägt, so ist's wahrlich zu verwundern, daß es noch fort kann, und man muß staunen über das, was die bessern Franzosen in der eigentlichen Tragödie geleistet. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bleiben die Templiers ein ausgezeichnetes Gedicht. Die französischen Kritiker sprechen davon wie ein junges Mädchen von dem Hochzeitskleide ihrer Großmutter; wir wüßten unter den heutigen französischen Dichtern keinen, der unter ähnlichen Bedingungen Aehnliches leisten würde. Leider verließ Hr. Raynouard die poetische Laufbahn, um sich gelehrten Forschungen zu widmen; das zeugt aber nicht für sein Talent, denn das Talent läßt sich nicht so gutwillig einspannen an die erste beste Pflugschaar, und zum bloßen Broderwerbe gebrauchen. Hr. Raynouard fühlte wahrscheinlich, daß er nichts Besseres leisten würde.

Unter den übrigen Tragödienschreibern des Kaiserreichs sind mehrere noch am Leben, wie Lemercier, Jouy, Baour-Lounian; sie sind oft bei dem Streite mit den Romantikern arg mitgenommen worden. Baour-Lounian, ein Gascogner, zeigte dabei den meisten Muth; er schrieb eine gute Satyre gegen die neue Schule: Le canon d'alarme. Lemercier hat unter den dreien das meiste Talent; das Trauerspiel Agamemnon hat sich auf der Bühne erhalten. Der Sylla von Jouy fällt eher in die Restauration; das Stück hatte den Anspielungen auf Napoleon und politischen Leidenschaften sein Glück zu verdanken. In einem zweiten Artikel werden wir die Geschichte des französischen Drama's bis auf die Gegenwart fortführen.

Die Platzregen.

(Fortsetzung.)

„Dieser Mann hier," begann er, „der sich Nivre nennt, ist der redlichste Mann den ich kenne, obgleich ich sein Neffe bin. Er hätte es für überflüssig halten können, Ihnen eine Erklärung über seine Heirath zu geben, weil er dieselbe Ansicht von sich hat, wie alle die ihn kennen; daß nämlich, was er auch thue, Jedem das, daß er es gethan, genügen muß, um überzeugt zu seyn, daß es ehrenhaft ist. Dieser Mann ist mir der zärtlichste Vater, der edelste Wohlthäter gewesen." Von seinem Oheim unterbrochen, begann er, Blicke voll Hochachtung und Theilnahme auf seine erröthende und in holder Verwirrung lächelnde Tante richtend, von neuem, indem er selbst mit einiger Anstrengung seine Rührung unterdrückte und Festigkeit der Stimme errang: „dieser Engel, der jetzt Madame Nivre heißt, der gestern Madame Dauray hieß, nannte sich vor fünfzehn Jahren Mademoiselle Fanny Simon, und war die einzige Tochter von Hrn. Simon, Bleichinhabers in der Gegend von Laval. Madame war das Mädchen, in das mein Freund Neldy in seiner Jugend sich verliebte, und welches zu heirathen ihm der alte Marquis als einen Gräuel verbot. Zu einiger Entschuldigung des alten Marquis muß ich anführen, daß er Fräulein Simon nicht kannte; für ihn war sie einfach die Tochter eines Bleichinhabers, das heißt eines ehrlichen und reichen Mannes, aber von niedriger Geburt. Ich bitte meine Tante um Verzeihung, aber der Marquis dachte sich wohl, Mademoiselle Simon sey ein großes, stattliches Mädchen, das sich trefflich darauf verstehe, die Rechnung über Einschlagen und Bleichen im Großen zu führen, mit einer Stimme, etwas gemein und schreiig geworden durch die Gewohnheit, Bauerlümmeln zu befehlen, mit Händen, gehärtet durch die Behandlung der Leinwand, mit einem rüstigen Benehmen, einer rothbackigen, üppigen Gesundheit, einer Sprache, welche die Fehler im Französischen im Sturm wegnimmt, und einem bißchen von jener groben Eitelkeit, welche die Thalersacke des Papa's einflößen." Madame Nivre fing an zu lachen und Jules wandte sich gegen sie. „Was sagen Sie dazu, holdseligste der schönen Tanten?" „Das Portrait ist ziemlich ähnlich, und ich erkenne mich darin." — „Wie, Madame," rief ich, „darf Hr. von Cambresson so von Ihnen sprechen?" — „Ich bin sehr unbesonnen, nicht wahr, mein Herr?" versetzte Jules, „aber ich habe versprochen, ganz unbarmherzig zu seyn. Nun hatte sich Hr. von Neldy nicht getäuscht über das Aeußere derjenigen, die ihm sein Sohn als Schwiegertochter zuführen wollte. Wovon er aber keine Ahnung hatte, war, daß unter dieser derben Hülle eine Feinheit und Zartheit des Geistes und der Empfindungen lag, die sich nur so sehr verbarg, um nicht durch alle Umgebungen verletzt zu werden. Diese

Digitized by Google

Eitelkeit, die ſich auf ein großes Vermögen ſtützte, bei ihren Anſprüchen auf eine höhere Stellung in der Welt, war im Grund nur ſchüchterne Beſcheidenheit, die vom Geld ein Recht entlehnte, das ſie von der Achtung ihrer Perſon und den edelſten Tugenden nicht zu fordern ſich getraute." — „Ah! das iſt eine zu ſchmeichelhafte Deutung, als daß ich ſie annehmen kann," ſagte Madame; „ich war ein ſehr reiches, verwöhntes Kind..." — „Beeilen Sie ſich nicht ſo, ſchöne Tante," ſagte Jules, „jetzt kommt die Kehrſeite der Medaille, und ſie iſt grauſam. Ja, mein Herr, dieſe ſo ausgezeichnete Perſon ließ ſich gewinnen von den Bemühungen Georges de Neldy's, und ich glaube in der That.. daß ſie ihn liebte."

Jules ſah ſeine Tante an, die wieder ganz verlegen war, aber ihre Verwirrung beſiegte, um in einem Ton voll ſittſamer Würde zu erwiedern: „Ja, mein Herr, ich liebte ihn;" und nach einigen Wechſelreden zwiſchen ihr und Jules, worin ſie erklärte, daß es keine Leidenſchaft geweſen, fuhr ſie fort: „die Liebe von Georges ſchmeichelte mir, weil ſie, in meiner damaligen Stellung, von oben kam, weil ſie aufrichtig und uneigennützig war. Zwar war er nicht der erſte Mann von altem Namen, der die Verbindung mit mir ſuchte. Mehr als Eine adelige Familie hatte ihr Wappen mit meinem Vermögen wieder vergolden wollen, und dieſe Berechnungen hatten mich empört. Georges war reich genug, daß man ihm eine ſolche Abſicht nicht zuzutrauen brauchte, und das rechnete ich ihm zum Verdienſt an. Ich nahm dankbar eine Liebe an, die ſich nur in Ausdrücken voll Achtung und Ergebenheit kund gab. Ich, ich habe das Beſte von Georges' Bildung geerntet und ich war die geringe Bürgerin, mit welcher er mit abgenommenem Hut ſprach. Seine Beſuche wurden von mir und daher auch von meinem Vater freundlich aufgenommen. Die Neigung, die uns verband, hatte nichts Romantiſches. Von den erſten Tagen an wußte ich, daß er mich heirathen wollte, und ich kann Ihnen, als Frau, ſchwören, daß ein ſo heiliges Ziel einer Leidenſchaft alles Gefährliche benimmt, denn ſie benimmt ihr alle Unruhe. Wir glaubten beide feſt an unſer künftiges Glück; wir ſahen es vor uns unter einem heitern Himmel, und wir ſchritten vertrauensvoll gerade darauf los. Man verirrt ſich nur unter Stürmen." — „Ja," rief Jules, „ich bin Ihrer Anſicht; aber das Glück kommt nicht, und da beginnt die Gefahr.. der Sturm — der Platzregen." „Jules, du gehſt zu weit," ſagte ſein Onkel mit einigem Verdruß. „Nein," verſetzte die reizende Frau mit einer leiſe triumphirenden Miene, „nein, denn damals war ich ganz Weib, das heißt die Tochter eines geringen Bürgers, welche glaubte, des Hrn. von Neldy zum mindeſten wohl werth zu ſeyn; und ich ward durch die Weigerung des alten Marquis vielleicht noch mehr verletzt als betrübt. Er ſagte unter Anderm: „ich will meinen Sohn nicht mit einem plumpen Dorfmädchen vermählen, das höchſtens gut genug iſt, einen Hühnerhof zu regieren." Dieſe arge Beſchimpfung erbitterte mich, und damals nahm ich von Georges den Schwur an, daß er ſich nie vermählen werde, ohne ihn jedoch ebenfalls zu leiſten. Ich war zu redlich, um mich nicht zu dem gleichen Opfer verpflichtet zu glauben, und ich hätte das Wort gehalten, das ich mir ſelbſt gegeben, wenn nicht der Bruch unſerer Verbindung einen ſo großen Skandal gegeben hätte. Mein Vater flehte mich an, dieſem ein Ende zu machen. Georges war abgereiſt, und da heirathete ich Hrn. Dauray, dem mein großes Heirathgut möglich machte, die Stelle eines Generaleinnehmers des Departements zu bekommen. Dieſe Stellung mußte mir Gelegenheit geben, mit Herren von Neldy zuſammenzutreffen, wenn auch nur bei dem Präfecten. Ich weiß nicht, ob es bloß meine Eitelkeit war, die mir den Wunſch eingab, das wenig ſchmeichelhafte Bild Lügen zu ſtrafen, welches der Marquis von mir entworfen, aber ich gab mir alle Mühe, ihm nicht zu gleichen. Ich befliß mich, dem Kreiſe ähnlich zu werden, von dem man mich hatte ausſchließen wollen. Hr. Dauray führte mich oft nach Paris, ſtellte mich mit Stolz vor und verſchaffte mir eine nachſichtige Aufnahme in mehreren Salons, wo ſich die beſte Geſellſchaft verſammelte, und ich wußte, glaube ich, meine Stellung zu behaupten, als Georges von ſeinen Reiſen zurückkam.

„Auf einem Ball bei dem Präfecten ſah ich Georges zum erſtenmal wieder. Er kam mit ſeinem Vater, und dieſer Umſtand enthält die Entſchuldigung oder wenigſtens die Erklärung meines Benehmens und meiner Koketterie." — „Sie geſtehen alſo, gegen Georges die Kokette geſpielt zu haben?" — „Gegen ihn?" ſagte Madame Nivre mit weiblichem, verachtendem Stolze, „gegen ihn? nein, das war unnöthig, ſondern gegen den Vater. Ich geſtehe, ich bot alles auf an liebenswürdigem, Benehmen, Zuvorkommenheit, Artigkeit, Schmeicheleien; ich verſtehe ein wenig Muſik — ich ſang; ich hatte in Paris gelernt zu tanzen ohne zu tanzen; ich machte gehend einige Contretänze mit ziemlicher Leichtigkeit; ich feierte einen großen Triumph. Hr. von Neldy beging die Ungeſchicklichkeit, ſich mit Intereſſe nach meinem Namen zu erkundigen, und er richtete dieſe Frage an ſeinen Sohn. Die Folge davon war, daß ich meine Abſicht ganz verfehlte und etwas erreichte, was ich nicht beabſichtigt hatte. Georges verließ den Ball verliebter als je, und Hr. von Neldy erklärte mich für eine ausgemachte Kokette.

„Dieß dauerte ſo fort. Georges liebte mich, aber er verurſachte mir keinerlei Unannehmlichkeiten; er wohnte nicht in der Stadt und hatte wenig Gelegenheit mich zu ſehen. Ich erfuhr von ſeiner Liebe nichts, als daß er ſich hartnäckig weigerte zu heirathen, und ich ſchwöre Ihnen, das einzige Wort, das ich in dieſer Beziehung hörte, ward am Tag vor ſeiner Abreiſe nach Paris geſprochen. Er ſagte mir beim Abſchied: „Ich habe meinen Eid gehalten, Madame." Ich geſtehe, ich hatte Mitleid mit dieſer ſo übel belohnten Treue. Ich wurde verwirrt; er bemerkte es und ſagte: „Sie haben mich nicht getäuſcht; Sie hatten mir keine Verſprechungen gemacht." — „Ich gebe Ihnen die Ihrigen zurück," ſagte ich. „Ich nehme ſie nicht zurück," war ſeine Antwort. Er entfernte ſich und ich ſah ihn erſt vor etwa drei Wochen wieder.

„In den ſieben dazwiſchenliegenden Jahren war ich glücklich, ſo weit man es ſeyn kann mit einem unruhigen Gewiſſen. Seit Georges nicht mehr in meiner Nähe war, empfand ich

tiefe Reue und Bedauern, daß ich ſeinem Leben eine ſolche Feſſel angelegt. Ich war gerührt von ſeiner ſo ergebenen Beharrlichkeit und Treue; und der Gedanke an eine abweſende Liebe, die doch mein ganzes Leben begleitete, beſchäftigte mich vielleicht zu oft. In der That, die Abweſendheit war der Schutz dieſer Liebe; denn dadurch blieb ich ohne ernſtliche Unruhe über mein Intereſſe an Georges; und doch fühlte ich ſo gut, daß ich Unrecht that, daß ich mich nie nach ihm oder ſeinem Schickſal erkundigte; auch als Hr. Dauray ſtarb ..."

„Georges," rief Jules, Madame Nivre unterbrechend, „war in Ihrem Herzen ein ganz poetiſcher Menſch, den Sie gar hübſch idealiſirt hatten mit Ihrer ſchönen Phantaſie; und Sie liebten den Helden, welchen Sie ſelbſt geſchaffen, und nicht den alltäglichen Dandy, den Sie nicht kannten. Nun, meine ſchöne Tante, wenn Sie mich hätten reden laſſen, hätte ich das Alles ſo gut wie Sie ſelbſt erzählt, weil es keine andre mögliche Erklärung gab für Ihr Benehmen und für die närriſche Hoffnung, die Sie nach einem Trauerjahr nach Paris führte, um Neldy zu erklären: jetzt bin ich frei und komme Ihnen meine Hand anzubieten."

„Und jetzt," ſagte Hr. Nivre, der von einer drückenden Laſt befreit ſchien, „kommen wir zur eigentlichen Erklärung." — „Die Erzählung gebührt mir," ſagte Jules, „und nachdem Madame Ihnen die kleinen Geheimniſſe des weiblichen Herzens ſo gut auseinandergeſetzt, erlauben Sie mir, Ihnen die kleinen Geheimniſſe der Kreuz- und Querzüge der Dandies zu erklären. Ich befand mich an der Fontaine Montchauvet, einem der maleriſchſten Punkte des Waldes von Fontainebleau, und ich muß erzählen, was mich nach Fontainebleau geführt. Wir waren unſrer ein halb Dutzend voll von Anbetung vor einer Dame, der ein großes Talent und große Schönheit eine Celebrität erworben, die nicht wenig beitrug, ſie anziehend zu machen. Trotz der Härte, womit man uns Männer der Faſhion behandelt, trotz dem, daß man uns aufs wohlwollendſte alle groben Laſter und die Verachtung alles deſſen, was achtungswerth iſt, zutraut, beſitzen wir doch noch einige Illuſionen, von denen wir uns zu Narren haben laſſen, ſogut wie die ehrbarſten Leute auf der Welt. So z. B. wenn wir im Theater ein edles und ſchönes Talent, eine junge Schönheit, eine großartige Leidenſchaft finden, fanatiſiren wir uns für dieſe Schönheit, dieß Talent, dieſe Leidenſchaft. Wenn es der Zufall fügt, daß wir ihr perſönlich dieſen Enthuſiasmus ausſprechen dürfen, ſo thun wir es in den ſchmeichelndſten und unterwürfigſten Ausdrücken; wir laſſen der Frau im Pudermantel ihre Königskrone; denn wir haben die einfältige Ueberzeugung: die Kunſt allein bringe keinen ſo großartigen Ausdruck der Leidenſchaften zu Stande, und ſie ſey nur die Dolmetſcherin einer edeln und erhabenen Natur. Ein arger Irrthum freilich, wenigſtens in meinem Falle. In der That, während ich und einige andre mit ehrfurchtsvollen Huldigungen die Gottheit umgaben, die wir auf ihrem Altar zu laſſen feſt entſchloſſen waren, wußte Neldy, gewandter oder brutaler als wir, ſie zu bewegen, die Glorie zu verlaſſen, in die wir ſie emporgehoben. Weil er die Größe der Künſtlerin nicht begriff, wagte er die Schwäche des Weibes zu beſtürmen, und ſeit einigen Tagen, wenn wir die Erfolge unſrer Göttin beklatſchten, ſchmeichelten wir nur dem Siegerſtolze Neldy's. Wir ſchämten uns alle unſrer Hochachtung; ich betrübte mich über Georges Triumph, denn, aufrichtig geſprochen, ich hatte Vertrauen zu dieſer Frau gehabt; ich glaubte, ſie habe alles das im Herzen, was ſie in der Stimme hatte; ich traute ihr die Gefühle zu, die ſie ſo ſchön darzuſtellen wußte. In meinem Verdruß reiste ich nach Fontainebleau. Da werden Einem die Tage lang; und wenn man einmal das Schloß geſehen hat, bleibt Einem nur der Wald zur Zerſtreuung. Ich ging alle Tage dahin.

So war ich denn auch einmal bei der Fontaine Montchauvet. Ich hatte mich an einem ſehr ſchönen Punkt aufgeſtellt, um zu zeichnen, als ich durch die Windungen des Weges ein weißes Kleid anſichtig wurde. Ich hörte keine Stimmen und ſah bald von meinem Verſteck aus, daß die Trägerin des weißen Kleides allein war. Ich beobachtete ſie unbemerkt und erfreute mich an ihrer Schönheit. Sie ſchien mit einem ſüßen Gedanken beſchäftigt und murmelte wie Muſik vor ſich hin. . . Ja, Madame, Sie waren entzückend ſchön, von einer Schönheit, die Sie nie wieder finden, von der ich allein Zeuge geweſen, denn man iſt nie in dieſer Art ſchön vor den Blicken der Menſchen; da hat man nie dieß völlige, weiche Sichgehenlaſſen; man beobachtet ſich ſelbſt, ohne daß man es will. Ich ergötzte mich, Sie anzuſehen, und ich hätte mich wohl gehütet, Ihnen einen Namen, eine Geſchichte zu erfinden; ich wußte nur zu wohl, daß man oft das entzaubert, was man poetiſiren will. Ich ſah Sie nur an, als plötzlich ein entſetzliches Gewitter losbrach, oder vielmehr ein Platzregen." — „Auch ein Platzregen!" fragte ich Jules lachend. „Ja, mein Herr, ein Platzregen. Der Platzregen muß im Zuſammenhang ſtehen mit dem Schickſale von Madame, wie die ſchönen Sonnentage mit dem Napoleons. Nun, ein entſetzlicher Platzregen bricht los; meine ſchöne Sylphide eilt davon und den Fußpfad hinauf; ſie ruft, aber ihr Wagen war nicht auf dem Platz, der Kutſcher hatte ſich verirrt; ich eile hervor und biete der Schönen, die ſich nicht gern und mit guter Art durchnäſſen laſſen wollte, eine Zuflucht unter meinem Felſen an. Sie nahm es an, und wir ſchützten uns vor dem Regen; ſie bat mich fortzuzeichnen; ich ſagte, ich könne nicht zeichnen, wenn man mir zuſehe; ſie ſchaute weg, und da entwarf ich in aller Eile ihr Portrait. Es war gerade vollendet, als das Gewitter aufhörte; ich hatte große Luſt, es dem Original zu zeigen, als die Stimme eines Dieners, der ſeine Herrin ſuchte, ſich hören ließ. Die Unbekannte dankte mir und entfernte ſich, vergaß aber ihr Taſchentuch. Das Tuch der Desdemona, wahrhaftig, wann Neldy ein Othello geweſen wäre.

„Einige Tage nach dieſer Begegnung kehrte ich nach Paris zurück mit meinem Onkel, der ſeinen Notar beauftragen wollte, dieß Landgut für ihn zu verkaufen. Meine Bekannten empfingen mich mit bitterm Spott; man hatte den Grund meiner Flucht errathen. Aber man konnte mir Alles ſagen, ich war getröſtet; meine ſchöne Erſcheinung von Montchauvet hatte mein Herz idealen Abenteuern zugewendet. Um meinen Freunden

zu beweiſen, daß ich keinen Kummer mehr empfand, und Neldy, daß ich keinen Groll hegte, lud ich ſie zu mir zu einem Junggeſellenfrühſtück ein. Während dieſes verhängnißvollen Frühſtücks fiel das Verbrechen vor. Alle von mir Geladenen, mit Ausnahme Neldy's, waren in meinem Salon. Ich hatte beim Nachhauſekommen mein Album und das Taſchentuch Desdemona's auf den Tiſch geworfen; Niemand hatte darauf geachtet, als Neldy ankam. Er hatte ein ſo trotziges, unverſchämtes Weſen an ſich, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn demüthigen zu können. Er beging die Dummheit, den Großmüthigen ſpielen zu wollen und rief, indem er das Taſchentuch aufnahm: „Ah, meine Herren, das erklärt uns die Ergebung von Jules. Dieß Taſchentuch ſagt aus, wem ſein Herz gehört, und es kann nur das einer Frau von vollkommenſter Eleganz ſeyn.“ Hier, ich muß geſtehen, zeigte ich ganz die feigherzige Eitelkeit eines Geſchlagenen und verſetzte mit ſehr zufriedener Miene: „Nun freilich iſt ſie ſchön!“ und ging dann hinaus, einige Befehle zu geben. Während meiner Abweſenheit ging nun Folgendes vor. Einer meiner Gäſte rief: „Mir ſcheint, Jules hat ſich ein wenig über uns luſtig gemacht, wenn er uns von ſeinen Ausflügen im Walde von Fontainebleau erzählte, und die Skizzen rühmte, die er von dort zurückgebracht.“ — „Wahrhaftig,“ ſagte ein Anderer, „da iſt ſein Album; wir wollen ſehen, ob er wirklich mit Zeichnen ſich die Zeit vertrieben hat.“ Das Album ward geöffnet und das Portrait meiner ſchönen Unbekannten ward ſofort der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Neldy allein ſtarrte es mit ſtummem Erſtaunen an; aber er ſchwieg, und erſt auf angeſtrengtes Beſinnen erzählte mir einer meiner Freunde, Neldy habe, nachdem er lange das Bild beſehen, ſich des Taſchentuchs bemächtigt, die in einer Ecke eingeſtickte Chiffer geſucht und ganz verblüfft ausgeſehen, als er ein F und ein D mit gothiſchen Buchſtaben darein geſtickt gefunden. Ich kam zurück und man meldete, daß ſervirt ſey. Die trübe Miene Neldy's mißfiel unſern Freunden. Man glaubte, er thue ſich auf ſein geheimes Glück etwas zu Gute, und um ihm zu beweiſen, daß er doch nicht alles Glück allein habe, erzählte jeder irgend ein außerordentliches verliebtes Abenteuer. Neldy hörte mit Verachtung zu und ſagte endlich zu mir: „Dieſe Herren ſchwatzen ſo viel, mein lieber Jules, daß ich anfange zu glauben, daß Ihr allein etwas erzählen könntet, wenn Ihr wolltet.“ Ich weiß nicht, welcher boshafte Genius meine Freunde beſeelte; einer von ihnen rief: „Still! das erzählt man nicht. Das iſt ein Glück, dergleichen man im Schatten ſeines Herzens verſteckt.“ — „Und in dem der Wälder,“ ſetzte ein Andrer hinzu. „Was ſoll das heißen?“ rief ich. „Ihr hättet die Unbeſonnenheit gehabt. . .“ „Es handelt ſich alſo von einer Unbeſonnenheit,“ ſagte Neldy.“ O gewiß!“ verſetzte einer der Taugenichtſe, „er zweifelt noch daran, der arme Georges.“ — „Es kommt mir doch ſonderbar vor, daß eine ſolche Frau . . .“ — „Ach, mein guter Freund,“ rief einer der Feinde Neldy's, der, um ihn zu demüthigen, gern ſich ſelbſt aufopferte, „das muß Euch freilich ſeltſam vorkommen, und uns vielleicht auch. Dergleichen Erfolge liegen nicht in unſerm Bereich. Da iſt Jules der Meiſter, und wir müſſen, Ihr zuerſt, uns als ſeine unterthänigen Diener bekennen.“

„Alſo,“ ſagte zu mir Neldy, deſſen üble Laune uns beluſtigte, ohne daß wir ſie uns zu erklären wußten, „alſo, geſteht Ihr es?“ — „Ich? ich geſtehe nichts.“ — „Ha! nein,“ verſetzte Georges Feind, „er geſteht nichts. Man geſteht nie etwas Anderes, mein Lieber, als was aller Welt offen liegt.“ Ich ſah in Wahrheit in all dieſen Scherzen nur eine Neldy's Eitelkeit gegebene Lektion; ich ließ der Laune meiner Freunde freien Lauf, und während des Frühſtücks ward es eine ausgemachte Sache, daß ich der Held des romantiſchſten, bezauberndſten und für mich ehrenhafteſten Abenteuers ſey.“

„Es bedurfte aber,“ fiel ihm Madame Aivre ins Wort, „eines ſehr außerordentlichen Zufalls, wenn nicht dieß Alles die Urſache lebenslänglichen Unglücks für mich werden ſollte. Denn nun trug ſich Folgendes zu: Georges, den ich wieder geſehen, war mir freilich ſehr verändert vorgekommen, aber man zerſtört nicht an Einem Tage eine Illuſion, die man Jahre lang geliebt, und ich glaubte an ihn. Er kam beſtändig zu mir, und ich dachte, nur ſeine Schüchternheit halte ihn ab, mir von baldiger Vermählung zu ſprechen, als ich eines Tags einen Brief von ihm erhielt, der mich niederwarf. Ich vernichtete ihn; ſo falſch die darin enthaltenen Beſchuldigungen waren, erſchrack ich doch vor dem Gedanken, ſie ſpäter einmal wieder zu leſen. Ich nahm mir nicht Zeit zum Nachdenken; gereizt, außer mir, ſtieg ich in den Wagen, um mich zu ihm zu begeben und mich offen und frei mit ihm über dieſen abſcheulichen Brief auszuſprechen. Um meine Diener nicht ſehen zu laſſen, daß ich zu einem Mann ging, den ſie alle Tage bei mir ſahen (ſie kannten das Haus), ließ ich den Wagen in einiger Entfernung ſtehen; Sie wiſſen, wie ich ankam, welcher Empfang mir wurde, wie ich erfuhr, daß Georges doch zu Hauſe geweſen, und ich auf die beleidigendſte Weiſe abgewieſen worden. Dieſer letzte Vorgang machte mich erröthen über das Schmerzgefühl, das mich zu dem Verſuch getrieben hatte, mich in den Augen eines ſolchen Mannes zu rechtfertigen. Zwei Tage darauf verließ ich Paris, und...“

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 Julius 1840.

Proben aus Thomas Chattertons Gedichten.

Ueberſetzt von H. Püttmann.

Epiſoden aus der Tragödie: „Aella.“

I. Aella's Rede an ſeine Krieger.

„Auf dieſer glückverlaſſenen Inſel ſteht
Kein Haus, das einen Tapfern nicht verlor
In dieſen Kämpfen — Blut beſchwemmt den Boden —
Die Nächte werden hell von Feuersbrünſten —
In Flammenmänteln glänzen unſre Tempel
Und rauchend Blut iſt unſrer Kinder Sang.
Der freche Feind reißt unſers Lebens Baum
Aus mit den Wurzeln — wühlt in unſren Küſten
Wie Fluthen, die ſtets ans Geſtade ſchlagen.
Drum Männer, ſeyd ihr dieß, ſo zeigt es heut,
Verſengt die Rott' in wilden Sturmes Flammen.

Ihr Chriſten, zeigt des Namens euch nun werth:
Treibt dieſe Räuber weg vom Heiligthum;
Hervor — der Wolke gleich, die ſchmetternd platzt,
Dem Strome gleich, der vom Gebirg ſich ſtürzt.
Und wenn ihr auf den Fluren flüchten ſeht
Des Vaterlands Verderber, ſo verfolgt
Sie rüſtig, wie des Blitzes rother Strahl,
Vor dem der Mörder auf der Straße zuckt. —
Das feige London mag in Trümmern ſehn
Die Städte und mit Gold den Plünderern mehren;
Aella's und Briſtols Denken ſchwingt ſich höher,
Wir kämpfen nicht für uns, für's ganze Land.
Gleichwie der Severn raſche Fluthen brechen
Die ſand'gen Bänke und auf hohen Strand
Mit wildem Toſen ſchwellend, Felſenſtücke
In ungeſtümem Drang vom Boden rücken —
So wollen wir der Dänen Heer in Blut
Fortſchwemmen — und des Sieges uns erfreun.

Iſt nicht das Glück in dieſem Kampf für uns,
So trägt der Feind auf Briſtol ſeine Wuth:
Briſtol und all ſein Reiz verdampft in Lüften,
In ungewohntem Feuer ſtirbt es hin.
Drum dopple die Gefahr jetzt euren Zorn,
Gleich Wölfen, die nach Raub am Abend ſchleichen
Und im Geſträuch beim Lamm den Hirten findend,
Aus Furcht den Mann, das Lamm aus Hunger würgen.

O laßt der Raben Krächzen auf der Haide
Das Grabgeläut der ſtolzen Dänen ſeyn!

Ein rothes Irrlicht ſoll mein Schwert erblitzen,
Ein ſtarker Löwe jag' ich im Gefecht,
Wie fallend Laub ſo ſollen Dänen ſinken,
Ein ſtolzer Strom erbrauſet meine Kraft.
Ihr Männer, die den Ritternamen führen:
Laßt blut'ge Thränen eure Dolche weinen!
Damit der Folgezeit kein Kiel verkünde:
Daß Briſtol ſchlief als Feind' in Engelland.
Seht eure Kinder, eure Väter rufen:
„Geht, kämpft, ſeyd tapfer, ſieget oder — ſterbt!“
Ich ſchweige nun; ein Herz ſag' euch den Reſt!
Zum Haus des Ruhms bedarf's nicht meiner Führung;
In eigner Bruſt ſeht ihr die Pfade glänzen;
Das Schickſal trennt von euch ein kleiner Raum.
Nun iſt es Zeit, als Männer euch zu zeigen:
Schwingt hoch die blanke Axt gewandten Arms
Und wüthet wie die Wölfin aus der Höhle!

(Er zieht ſein Schwert.)

Komm her, mein Schwert — die Scheide ſchleudr' ich fort —
Wenn du vom Morden müde, ſuch' ſie wieder.

Krieger.

Fort, Aella, fort — wir ſehnen uns nach Kampf
Zu ſpotten des getäuſchten Raben Sang.
Fort, Aella, fort — fürwahr der Tag iſt unſer,
Wenn du uns führſt zum feuchten Todesplan.

Helmonde.

Dein Wort, o Herr, entflammt das ganze Heer,
Es ſtöhnt nach Krieg, wie der gehetzte Wolf
Nach Athem. — Auf, und ruh' als Sieger aus
Auf Leichenhügeln — auf und führe uns.

Krieger.

Dir, Aella, danken wir all unſern Muth;
Schon ſehen wir im Geiſt den Feind in Ketten.

Aella.

Gefährten, Freunde! Euer edles Herz
Spricht aus dem Blick und kündet euren Muth.
Schnell wollen wir, wie Regen hin zur Erde,
Auf dieſe Wütheriche fallen, ſie
Zum Grund der Hölle niederſtoßen und
Die Leichen häufen, daß der Mond ſich dunkelt.
Der Nachwelt ſollen der Erſchlagnen Gräber
Von unſern Ruhmesthaten Nachricht geben. —
Wohlan — in Aller Augen ſeh' ich flammen
Den Schlachtenmuth wie Wachtfeur in der Nacht.

Zum Angriff laßt die Hörner nun erſchallen,
Das Dänenheer rückt an auf jenen Höhn:
Häupter! Führt eure Banden — fort zum Kampf!"

Neueſte franzöſiſche dramatiſche Literatur.

Von J. Duerberg.

Die Theaterrevuen.

Das Vaudeville iſt das eigentliche Nationaldrama der Franzoſen; ſie brauchen dazu nicht erſt lange Studien zu machen, kein kritiſches Gerüſte aufzuſchlagen — das Vaudeville wächst zu Paris von ſelbſt, wie die Orange in Italien: jede Woche bringt neue. Die Dinger fallen gleichſam aus der Luft, unzählig wie die Blüthen, die jeder Windſtoß im Frühlinge vom Baume ſchüttelt. Es befinden ſich gegenwärtig über zwanzig Theater in Paris, und die drei großen Bühnen ausgenommen,*) geben ſie alle Vaudevilles. Es ſind heitere, muthwillige Geſchöpfe, bunt gefiedert, ihr Geſang iſt ein ganz anmuthiges Gepiepe; ſie beißen wohl, aber nie bis aufs Blut; ſie haben feine, zarte Krällchen; ſie flattern vorüber in dichten, luſtigen Schaaren, wie die Vögel im Herbſte, und wenn ſie vorbei ſind, frägt man eben ſo wenig darnach, wie nach dieſen.

Das Vaudeville geſtaltet ſich zuweilen auch nach größern Verhältniſſen; es wird ſentimental und wohl auch grauſam, ſpielt mit Dolch und Gift und läßt pathetiſche Tiraden übers Parterre brauſen. Es bewegt ſich mit der ungezügeltſten Freiheit und ſteigt bis zum Fantaſtiſchen; ſelbſt der correcte, logiſche Franzoſe erhebt ſich zum Fantaſtiſchen, da, wo ihn keine Kritik ſtört, kein Vorurtheil ſchreckt, und er ſorglos dem Impulſe ſeines poetiſchen Inſtincts folgen kann. In jeder Nation liegt der Keim zu allem; wenn er ſich nur frei entfalten kann, ſo wird er ſchon aufſprießen und Blumen treiben, man braucht ihn nicht zu pflegen; die Hyazinthe blüht auch unter rauhen Aprilwolken.

Die jährlichen Theaterrevuen ſind eine Art Zauberlaterne, in denen alles, was das Jahr hindurch Närriſches gethan oder geſchrieben oder geſungen oder gemalt oder geſprochen worden, als Carricatur erſcheint. Wie bei den Griechen die Naturkräfte, ſo nehmen bei den witzigen Pariſern die Albernheiten eine menſchliche Geſtalt an. Gedichte und Romane erſcheinen in Fleiſch und Bein, Statuen ſingen und Monumente tanzen und peroriren. Dieſe Poeſie iſt um ſo kühner, da ſie ſich unmittelbar an die nächſte Gegenwart knüpft, und verfehlt ihre Wirkung ſelbſt auf die unterſten Volksclaſſen nicht. Warum finden aber die Cyprien des Hrn. Quinet ſo wenig Beifall? Der Fiaker und die Wäſcherin klatſchen freudig in die Hände, wenn die Statuen des Revolutionsplatzes ſich ſelbſt auslachen; warum ſchläft die Schriftſtellerin, der Literat bei den Geſprächen ein, welche die Kathedralen, die Ströme, die Gebirge im Ahasver mit einander führen? Aber dieſe Fragen ſind zu inhaltſchwer. Die kleinen Dinger, wovon hier die Rede iſt, würden unter ſolcher Laſt erdrückt werden; wir ſcheuen uns überdieß vor der Metaphyſik, denn ſie iſt am Ende doch nichts als ein Nebelgeſpenſt, vor welchem man weder Himmel noch Erde ſehen kann.

Das Jahr 1839 oder 1838, wie man will, hat uns nur zwei Theaterrevuen gebracht: le Puff und Rothomago: erſtere im Théâtre des Variétés, die andere im Théâtre du Palais royal. Nebſt dem künſtleriſchen Intereſſe haben dieſe tollen Vaudevilles auch noch ein hiſtoriſches, indem alles zur Sprache kommt, was die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigt, und da ſie nicht zu überſetzen ſind, und daher auf keiner deutſchen Bühne erſcheinen werden, ſo wollen wir ſie hier ausführlicher beſprechen und daraus mittheilen, was daraus mitzutheilen iſt und was für deutſche Leſer einen Sinn hat; Manches iſt dergeſtalt mit der Localität verwebt, manche Anſpielung knüpft ſo feine Fäden an perſönliche Verhältniſſe, daß wir ſie nicht herausreißen können, ohne den Witz zu beſchädigen.

Die Hauptperſon, der Puff, iſt dem Leſer zur Genüge bekannt. La Blague und La Réclame ſind ſeine beiden Töchter. Er läßt folgende Annonce drucken: „Der berühmte Puff kann ſämmtlichen Perſonen in der Provinz und zu Paris die große Preisbewerbung nicht genug empfehlen, welche in ſeinem Palaſte ſtattfinden wird. Die beiden erſten Preiſe beſtehen in der Hand ſeiner beiden Töchter; es ſind charmante, wohlerzogene Frauenzimmer, ſie verſtehen eine Menge Sprachen und tanzen alle Tänze, welche von den Geſetzen und den Municipalgarden autoriſirt ſind. Jede erhält eine Mitgift von vierhundert Millionen, zwei und dreißig Francs, fünfzig Centimen, außerdem haben die Männer ein Recht auf 365,000 Zeilen Annoncen im Jahr, und erhalten, nach Belieben, zwei Bände aus dem Magazin des Enfants, nebſt einer kleinen Ausgabe der Cuisinière bourgeoise, mit Illuſtrationen von den beſten engliſchen Kupferſtechern und achtzehn Küchentafeln." Da haben Sie ungefähr das Sujet. La Blague lieſt dieſe Annonce ſelbſt vor; ſie hat ihr Brautkleid an, mit dem Bouquet von Orangeblüthe, und

*) Die große Oper, das théâtre français und das théâtre italien.

weißem Schleier, nach Pariſer Sitte. Eine Trompete erſchallt, Puff tritt auf, reich gekleidet, als reiſender Quackſalber, gelber Rock mit Borten beſetzt, rothe Hoſen, einen mächtigen Officiershut mit rothem Federbuſch auf dem Kopfe, Ringe an allen Fingern, zwei Uhren mit ſchweren Ketten; er ſingt:

Ich bin der Puff,
Den man bewundert;
Ich bin der Sohn des Myneherpuff.

Buchdrucker, Kupferſtecher ꝛc. empfangen ihn mit Chorgeſang. „Gut, gut, Kinder, ich bin zufrieden; ich ſehe daß Puff, der König der Banklſten, der Unternehmer der Macairismen ꝛc. immer gute Aufnahme findet bei ſeinen guten Pariſern, in ſeinem treuen Stadtviertel der Börſe. Komm, meine älteſte Tochter, meine theure Blague, und du, herrliche Réclame, du mein ſchönſtes Werk! Ihr, gemüthlichen Buchdrucker, edle Abkömmlinge des braven Guttenbergs, des Erfinders der Preſſe, ihr ſeyd meine treuen Diener.“ In ſeinem Triumphe wird er durch Angſt und Sorgen geſtört; die Wahrheit verfolgt ihn wie ein Rachegeſpenſt; aber er tröſtet ſich; man hat lange nichts mehr von ihr gehört; „ſie muß geſtorben ſeyn, aus Mangel an Nahrung. Einige behaupten, ſie habe den Geiſt zu Paris aufgegeben in den Armen einer Sängerin, die ſtets falſch geſungen; andere behaupten, man habe ſie auf der Treppe des Polizeigerichts in den letzten Zügen gefunden; höchſt unwahrſcheinlich. Am beſten ſind wohl die unterrichtet, welche meinen, ſie ſey an den Ufern der Garronne verſchieden in den Armen eines Zahnausreißers.“ Plötzlich erſcheint ſie als Bettlerin gekleidet; man bietet ihr ein Glas reinen Wein an, von der Société œnophile, und einen Sou Monaco. Hier muß ich bemerken, daß der Wein zu Paris in den öffentlichen Speiſe- und Trinkanſtalten durchaus verfälſcht, daß ſich eine Société œnophile gebildet, die ihren Abnehmern das Product in ſeiner ganzen Reinheit zu liefern verſpricht, und daß ſie Vieles von den kleinen Blättern zu leiden hat. Die Sous, welche der Fürſt von Monaco vor einiger Zeit ſchlagen ließ, ſind verrufen: „der Fürſt hatte kein klein Geld, heißt's im Puff, weil's ihm am *großen* fehlte; und um ſich Thaler zu verſchaffen, hat er Sous ſchlagen laſſen.“ Die Wahrheit wird erkannt, Puff läßt ſie in den Brunnen von St. Petrin werfen. Puits heißt im Franzöſiſchen bekanntlich Stollen und Brunnen — eine Anſpielung auf das berüchtigte Bergwerk St. Berain, das zu dem Proceſſe gegen Cleemann und Girardin Veranlaſſung gab. Nachdem die Wahrheit in Verwahr gebracht, laſſen ſich La Blague und La Réclame nieder, die Beſuche der Brautwerber in Empfang zu nehmen, und damit ſchließt das erſte Tableau.

(Schluß folgt.)

Die Platzregen.

(Schluß.)

„Hier fängt,“ fiel Jules ein, „das Capitel der wunderbaren Begegnungen an. Madame, durch ihre Verzweiflung gedrängt, war zu ihrem Notar gegangen, um ein Landhaus zu kaufen und in der Zurückgezogenheit zu leben. Der Notar war der meines Onkels und hatte Madame auf dieß Haus hier aufmerkſam gemacht. Mein Onkel, benachrichtigt, daß ſich ein Liebhaber zeige, hatte ſich nach Fontainebleau begeben, um ſein Gut recht herausputzen zu laſſen; ich hatte ihn begleitet, in der unbeſtimmten Hoffnung, meine Sylphide vom Wald wieder zu finden. Denken Sie ſich das Erſtaunen meines Onkels, als er in der ſchönen Dame, welche ſein Schloß kaufen wollte, die ſchöne Dame erkannte, die ſich mit ſo viel Bereitwilligkeit und mit ſo guter Art hatte vom Regen durchnäſſen laſſen. Der Beſuch war zu Ende und ſie ging; denken Sie ſich *mein* Erſtaunen, als nun ich meinerſeits ſie erkannte. Ich hatte ſie als bekannt gegrüßt. „Du kennſt dieſe Dame?“ fragte mich mein Onkel. „Ich bin mit ihr im Wald zuſammengetroffen.“ — „Ha ſo! das iſt die Dame vom Kutſchenthor an Neldy's Haus.“ Das Wort war mir wie ein Blitzſtrahl und verbreitete Licht über die ganze dunkle Geſchichte.

„Mein Onkel begab ſich zu Madame, und bat ſie für den andern Tag zum Eſſen. Ich reiste in der Nacht nach Paris. Ich ging zu Neldy, und ohne ihm etwas zu erklären, erbat ich mir von ihm als einen großen Gefallen, er möchte mich augenblicklich nach Fontainebleau begleiten; er ging mit mir, und ich führte ihn plötzlich in den Salon, wo ich mich auf eine Scene des Erſtaunens und der Ausſöhnung gefaßt machte. Aber mein ganzer Plan ward zerſtört, denn Madame empfing uns mit einem ganz heitern und lachenden Geſicht. Mein Hr. Onkel, der viel geſchwätziger iſt als Sie glauben, hatte Madame Alles erzählt. Wir erklärten Neldy Alles. Er ward überzeugt und bereute als ein Mann von gutem Herzen, und bot ſeine Hand an zur Vergutung ſeines Unrechts. Man ſchlug ſie aus. Ich glaube man war ein wenig enttäuſcht über ſein Idol, nicht wahr, meine ſchöne Tante? und man gab die Seelengröße und den Stolz ohne große Anſtrengung zum Beſten.“

„Und dann rückte Hr. Nivre heran, nicht wahr, mein Herr?“ — „Nach mir,“ rief Jules, an den ich jene Frage gerichtet. „Das iſt die Art und der Brauch der franzöſiſchen Cavaliere. Ich hatte eine edle, reine, gute, reizende Frau bloß geſtellt; ich bot ihr an, ſie zur Gattin eines ziemlichen Taugenichts zu machen. Man nennt das eine Vergütung. Madame fürchtete, das möchte nur ein noch größeres Unglück ſeyn.“ — „Nein, mein Hr. Neveu,“ verſetzte Madame Nivre, „aber ich machte Ihnen bemerklich, daß Sie erſt achtundzwanzig Jahre alt ſeyen und ich dreißig.“ — „Sie wiederholt es!“ rief Jules. „Ich hatte eine Wendung zu meinem Nachtheil erſonnen, um dieß Geſtandniß, oder vielmehr dieſe Lüge, zu vermeiden, denn ich erkläre Ihnen, ich, daß Sie höchſtens fünfundzwanzig Jahre haben, und daß Sie mich nur aus Rache abgewieſen.“ — „Nein, mein Neffe, aus Vernunft.“ — „Und aus Vernunft haben Sie meine Hand angenommen,“ ſagte Hr. Nivre. „Aus Vernunft und aus Dankbarkeit,“ verſetzte Madame Nivre, „aus Vernunft, weil Sie mich überzeugten, daß ich eines Beſchützers bedürfe, der meinen Ruf gegen nachtheilige Gerüchte vertheidige, die aus jenem Abenteuer entſtehen konnten; aus Dankbarkeit, weil Sie mir den edelſten Beſchützer, den ich hoffen konnte, anboten. Und glauben Sie mir, mein Freund, bei einer Frau,

der ihre Ehre theuer iſt, iſt dieß Gefühl ſehr mächtig zu Gunſten des Mannes, der ihr die ihrige bewahren hülft und ſie mit der Ehre ſeines Namens deckt." — „Ha! ha! ha!" rief Jules, „wir werden gerührt!" Er klingelte mit einer Lebhaftigkeit, die mich überzeugte, daß er ſich von der allgemeinen Bewegung und Rührung hatte anſtecken laſſen, und rief dem erſcheinenden Diener zu: „Schnell! Champagner!" — „Du bleibſt immer ein Narr!" ſagte ſein Onkel. „Nein," ſagte Madame Nivre, „er gefällt ſich darin, eine gute Natur zu bekämpfen." — „Sehen Sie," ſagte Jules zu mir, „das iſt mit wenigen Worten die Geſchichte unſrer meiſten Dandies." — —

Wir ſtehen nicht an, dieſer kleinen Erzählung bei weitem den Vorzug zu geben vor den bändereichen Teufelsmemoiren und ähnlichen Büchern des Verfaſſers; ja man glaubt kaum, daß der Verfaſſer einer ſo hübſch erſonnenen und ſo artig durchgeführten Erzählung, deren Expoſition beſonders in ihrer natürlichen Einfachheit doch viel Spannendes hat, derſelbe ſeyn ſoll, der ſo tief in die ſkandalöſe Chronik der verdorbenſten Welt von Paris hineingreift und das Publicum ſo überreichlich mit ſeinen Erfahrungen oder Fictionen — eins iſt ſo traurig wie das andere! — regalirt. Auch hier führt Soulié durchaus keine idealiſchen Weſen auf, aber es ſind doch Menſchen, ſind Franzoſen, mit Fehlern und Schwächen, mit leichtſinnigen Grundſätzen, aber doch mit moraliſchem Gefühl. Die Charaktere ſind nur leicht ſkizzirt, aber ſie ſind doch nicht ohne Individualität, und zugleich ſind es auch Typen ganzer Claſſen oder Gattungen. Die beiden Dandies, Jules und Georges, veranſchaulichen die Verſchiedenheit der Charaktere, die ſich unter dieſen, dem Anſchein nach ſo uniformen Modepuppen, den enfants perdus einer unnatürlich hinaufgeſchraubten Civiliſation und Mode finden; Hr. Nivre repräſentirt den honnêten, geſetzten Franzoſen mit ſeiner ſcharfen Combinationsgabe, und Fanny Daurat iſt eine Perſon, wie ſie in Frankreich gewiß auch in der Wirklichkeit ſich finden mögen. Eine Deutſche würde, bei ſo viel berechnendem Verſtand und ſo viel Freiheit des Benehmens beinahe aufhören liebenswürdig zu ſeyn; der Franzöſin ſteht beides noch wohl an; das iſt der Unterſchied der Nationalität. Möchte Soulié doch mehr ſolche leichte Erzählungen geben, ſtatt der langausgeſponnenen Geſchichten, die, wenn ſie auch von den Leſecabinetten begierig verſchlungen werden, ihm den Beifall der ernſteren Kritik nicht erwerben können.

An meine Seele.

Von Hegeſippe Moreau.

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Wahrlich! nicht neide' ich mit achtzehn Lenzen
Die Binde die, kalt, Todter Augen drückt'
In Wald's Dickicht, ins Feld mit grünen Kränzen
Tauchte' ich mich damals, jugendlich entzückt
Von Winden, Regen, Sonnenſchein umfloſſen
Hab' damals ich, ſtets offnen Aug's, geträumt;
Dann hat's der Schweiß, die Thräne, trüb umfloſſen —
Ich kenn' die Welt zu gut und bin verdroſſen.

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Vom Wege müd, der grau beſtaubt mich hatte,
Wankt' ich dahin auf ungewiſſem Sand;
Ruh', arme Seele, aus, des Pilgerns ſatte!
Droben harrt dein ein gaſtlich grün Eiland.
Der reine Himmel mit der Sterne Gluthen
Iſt wie voll Lilien ein blauer See;
Drin zu erfriſchen dich von deinem Weh,
O kühn wirf deine Lumpen in die Fluthen!

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Flieh! nicht ſey Liebe dir zum Fleiſch ein Zügel!
Noch geſtern in der Welt, die dir iſt feind,
Umirrend, ſchütteltest du deine Flügel,
In deinem Kerker; und du haſt geweint,
Gefangner Vogel, um den Wald, ſo bitter!
Und heut, wo heiß das Fieber mir ſetzt zu,
Sterb' ich und du — du ſeufzſt! Wie? fürchteſt du
Den Windſtoß, der dir auf ſoll thun dein Gitter?

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Flieh unverzagt! als ich im Wittwerkummer
Um eine Freundin ſchwelgt' in wilder Luſt:
Da warſt du, eine Taube tief in Schlummer,
Meiner Verirrungen nicht mitbewußt.
Nach Manna wollte, ach! mein Hunger rennen,
Und biß in Staub — ſo ward er ſelbſt zum Spott;
Doch meine Seele, du, vor deinem Gott
Kannſt du dich morgen noch jungfräulich nennen.

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Ob deinen irdſchen Schweſtern wirſt du wachen
In jener Welt, wo Gott uns reicht den Arm;
Und freundlich wirſt du zu dem Spiele lachen
Der Kinder um die Gräber ohne Harm;
Wirſt lächeln wenn ſie über meinem Staube
Die heiligen Mohnhäupter ſammeln ein,
Wenn auf dem Kirchhof ſie mein bleich Gebein
Werfen nach Nüſſen, in dem dunkeln Laube....

Flüchte dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Julius 1840.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

Von Theodor Hook.

Da wir von diesem in England sehr bekannten und beliebten Autor (über welchen man ein englisches Urtheil im letzten Jahrgang dieser Blätter, S. 315 flg. nachlesen kann) noch nichts mitgetheilt haben, wollen wir jetzt die oben genannte Novelle desselben, welche vor etwa einem Jahr erschienen ist, besprechen und Proben daraus geben. Th. Hook ist bekannt durch die Erzählungen: Sayings and Doings, Jack Brag, Gilbert Gurney, Gurney Married, und wenn wir nicht irren, als Herausgeber des New-Monthly-Magazine.

Die vorliegende Erzählung scheint durch ihren Titel, durch die Stellung und Ordnung der dreierlei Ereignisse, welche freilich, wie sie fürs Leben in kleinen und großen Kreisen die wichtigsten und die Elemente der Geschichte sind, so ganz besonders im Roman die Angelpunkte bilden, um welche sich Alles zu drehen pflegt, die so betitelte Erzählung scheint, sofern die Heirathen ans Ende gestellt sind, etwas Humoristisches und Komisches, oder doch Heitres erwarten zu lassen; doch macht vielleicht der Titel diesen Eindruck auf den deutschen Leser hauptsächlich deßwegen, weil er an die „Blumen-, Frucht und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs," von Jean Paul erinnert. Nun enthält zwar Hooks Buch manche komische Elemente, wie ihm auch wirklich sein humoristisches und komisches Talent großentheils seinen Namen verschafft hat, doch nicht in solchem Maaße, daß man den Humor, das Komische als den eigentlichen Geist des Buchs anzusehen hätte, sondern nur als eine gelegentliche Würze. Die Hauptfabel ist im Gegentheil sehr traurig, ja peinlich, und die komischen Situationen, die am Ende freilich wegfallen, sind wahrhaft erquickend, stehen indeß vielleicht in einem etwas grellen Contrast mit dem mehr noch ängstigenden als erschütternden Eindruck der Hauptgeschichte.

Das Buch gehört in die so zahlreiche Classe der modernen, häuslichen oder Sittenromane, welche theils in der fashionablen Gesellschaft und Welt spielen, theils auch gelegentlich eine Excursion in andere Sphären, zu einiger Abwechslung und Ergötzung, machen.

Die Hauptpersonen des Buchs sind Miß Ellen Batley und Oberst Mortimer, mit welchem Helen sich bald vermählt. Ihr Vater, Mr. John Batley, war ein höherer Regierungsbeamter, war auch schon Parlamentsmitglied gewesen, ein Wittwer in den Fünfzigern, doch noch ziemlich jugendlich in seinem Wesen, verschwenderisch ohne die Mittel dazu zu besitzen, ein gutherziger, liebevoller, etwas schwacher Vater, ein geschmeidiger und gewandter Weltmann, ohne besondre Tugenden oder Fehler. Ein ganz andrer Mann war sein ältrer Bruder, Mr. Jakob Batley, der als ein Krämer angefangen und es bis zum reichen Kaufmann gebracht hatte, durch Fleiß, Klugheit, Einfachheit und Sparsamkeit; dabei aber war er nicht nur ein gegen feinere Formen und Sitten durchaus feindseliger, ein eigensinniger und trotziger Mensch, sondern auch der consequenteste und verstockteste Egoist, der seinen Egoismus ganz offen bekannte und sich dessen rühmte. Er hatte nie geheirathet, und sein Bruder, welcher vor ihm als dem Erstgebornen immer noch einigen Respect zu haben schien, so daß er ihn bei allen wichtigeren Schritten und Handlungen zu Rathe zog, versäumte vorzüglich auch darum nicht, sich um seine Gunst zu bewerben, weil er, zumal so lange seine Tochter Ellen noch nicht versorgt war, auf das große Vermögen seines Bruders seine lüsterne Hoffnung setzte. Auch sah er sich manchmal genöthigt, ihn um seinen pecuniären Beistand anzusprechen, wobei er jedoch selten ganz glücklich war.

Den Rath dieses Bruders einzuholen ermangelte Mr. John Batley nun auch nicht, als sich Aussichten zu einer vortheilhaften Heirath für Ellen zeigten. Diese Aussichten waren zweifach: der sehr reiche Lord Ellesmere und der vermögliche Oberst Mortimer bewarben sich zu gleicher Zeit um Ellens Gunst, und der Vater bemerkte bald, daß der letztere den Vorzug bei seiner Tochter behaupte. Der Oheim aber wünschte, daß seine Nichte den vermöglichen Alderman Haddock heirathen möchte — ein Gedanke, vor welchem Mr. John Batley schauderte, und den

wohl auch Ellen nicht goutirt haben würde. Mr. Jakob machte einige sehr ungünstige Bemerkungen über Oberst Mortimer, seinen frühern Lebenswandel und Abenteuer, seinen Busenfreund, Oberst Magnus, worüber Mr. John Batley, ein Freund des Obersten aus früherer Zeit, wegzugehen leicht für gut fand.

Ellen Batley, eine offene, edle und reine Natur, sehr begabt, von ihrem Vater vergöttert, von der Welt wegen ihrer Schönheit und ihrer Talente geschmeichelt und angebetet, entbehrte doch, in Folge des frühen Verlusts ihrer Mutter, derjenigen Anleitung, welche durch weiblichen Einfluß, namentlich den mütterlichen, einem jungen Mädchen zu Theil wird. Sie ließ ihren Launen und Einfällen, ihrem Witz und Geist zu sehr die Zügel schießen, und war wenigstens in ihrer Lebensweise und in ihren Gewohnheiten in höherem Grad weltlich, als sie es im Grunde ihres für das Edle und Tiefe empfänglichen Gemüths seyn mochte. Arglos und leichtmüthig hatte sie der Bewerbung von Lord Ellesmere vielleicht etwas zu lange zugesehen; ihr Vater war zwar nicht wenig geschmeichelt durch Titel und Vermögen dieses Bewerbers, aber er gehörte der Tory-Partei, Batley den Whigs an; Mortimer dagegen war ein Whig, auch ansehnlich begütert, ein alter Freund von ihm, — und so handelte Ellen ganz in Uebereinstimmung mit den Ansichten ihres Vaters, als sie bei einer Abendgesellschaft den Huldigungen des Lords auf eine unmißdeutbare Weise ein Ende machte. Leider aber säumte der durch Abweisung des Rivals in Vortheil gesetzte Bewerber gerade an dem Tag der Entscheidung einen Besuch zu machen, wie er gewöhnlich that; und mit Schrecken und Bekümmerniß erfuhren Vater und Tochter, daß der Oberst abgereist sey. Indeß war noch nicht Alles verloren; Mr. John Batley schrieb einen scherzhaft lautenden, aber ernst gemeinten Brief an den Oberst, worin er ihm ziemlich nahe legte, daß er mit Sehnsucht erwartet werde, und daß das Feld rein sey; Mortimer, der in der That an den Bewerbungen des Lords sich gestoßen hatte, kehrte zurück, und seine Verlobung mit der von ihm zärtlich geliebten und ihn zärtlich liebenden Miß Helen Batley ging ohne weitere Verzögerung vor sich.

Oberst Mortimer war, wie man gleich von vornherein erfährt, in frühern Zeiten ein arger Roué gewesen, er war schon in den Vierzigen, zwar immer noch ein interessanter, anziehender Mann, aber doch für ein Mädchen wie Helen, ziemlich alt, und, wie leicht begreiflich, etwas blasirt. Als bei seiner Rückkehr John Batley scherzend gegen ihn äußerte, er habe schon gefürchtet, Mortimer sey durch ein Duell zu seiner plötzlichen Abreise veranlaßt worden, versetzte er: „Nein! diese Zeiten sind für mich vorüber; Alles, wonach ich mich jetzt sehne, ist Ruhe, Frieden und Zurückgezogenheit. Ich bin überdrüssig, zum Tod überdrüssig der Eitelkeiten der Welt, ihrer Herzlosigkeit, ihrer Unerquicklichkeit, und wenn ich ein wahrhaft treues, offenes, redliches Wesen finden kann, das sein Schicksal mir anvertrauen, und meine Vorsätze, ein guter Mensch zu werden, unterstützen und fördern will, bin ich bereit, meine Freiheit in ihre Hände niederzulegen;" und auf eine verbindliche Bemerkung, daß jede junge Dame von Verstand sich glücklich schätzen werde, ihn in so trefflichen Entschlüssen zu bestärken, fuhr er fort: „Wahrhaftig, das weiß ich nicht. Wäre ich arm und bedürftig, und fände Gunst in den Augen einer Frau, die für mich Opfer bringen, und mein Weniges mit mir theilen möchte, so würde ich Vertrauen hegen zu ihrer Liebe und Neigung; aber das Schlimmste ist: ich bin so ganz und gar ein Mann der Welt gewesen, habe so viel Uebles gesehen, habe selbst so viel Schlimmes gethan, daß ich meine Zweifel und argwöhnischen Vermuthungen und Besorgnisse nicht überwinden, mich nicht dem Glauben hingeben kann, daß es möglich sey, daß ich allein um meiner selbst willen geliebt werde."

Es trifft sich unglücklicherweise, daß John Batley seinen Bruder Jakob, von welchem er zum Behuf einer Parlamentswahl Geld bekommen möchte, gerade an dem Tag zu Tisch gebeten hat, wo die Verlobung statt gefunden hat, und Mortimer natürlich zum Essen da bleibt; und trotz der getroffnen Vorsichtsmaaßregeln, Mr. Jakob Batley von Mortimer weit weg zu setzen, ließ jener doch die Gelegenheit nicht hinaus, den Oberst und die ganze Gesellschaft mit der Frage zu erschrecken: wie lange Zeit er Wittwer sey? Mortimer hatte sich nämlich mit einer Lady, die er ihrem Gatten entführt, vermählt, nachdem die Scheidung ausgesprochen war. Die Frauen brachen auf, und Mortimer, nachdem er eine ausweichende und ablehnende Antwort gegeben, entfernte sich ebenfalls in das Gesellschaftszimmer. „Die Umstände," sagte er zu Helens Vater, als dieser auch herbeikam, „welche mit jener Heirath und dem Tod meiner armen Amelia in Verbindung stehen, sind von solcher Art, daß ihrer nicht erwähnt werden darf, ohne daß mein Herz im Innersten verletzt und zerrissen wird. Der Himmel weiß, daß wenn Reue und Gewissensbisse für Sünde und Thorheit büßen und sie versöhnen können, meine Qualen seit ihrer Flucht und ihrem nachherigen Tod den Flecken, der auf mein früheres Leben fällt, einigermaßen getilgt haben müssen. Eine Anspielung darauf von einem Andern macht mich beinahe wahnsinnig." und nachdem er Batley beinahe eine halbe Minute ernst und fest angeblickt, fuhr er fort: „Meint Ihr — glaubt Ihr — wißt Ihr, ob Helen mit den Umständen dieser Geschichte irgendwie bekannt ist?" und als Batley glaube versichern zu müssen, er glaube nicht, daß seine Tochter irgend etwas davon wisse, drückte ein Lächeln, welches um Mortimers Mund zuckte, hinlänglich seinen Unglauben an Batley's Versicherung aus, und er erwiederte mit nachdrücklichem Ernst: „Sie sollte die Geschichte wissen — sie soll nicht einen Mann heirathen, wie ich gewesen bin, ohne vollkommene Kenntniß seiner frühern Sünden und Thorheiten." Dieß machte Batley stutzig; es schien als fühle Mortimer selbst, daß ein Mädchen von guter Einsicht, zartem Gefühl und reinem Herzen Widerwillen empfinden könnte vor der Verbindung mit einem solchen Mann. Wenn dieß zur Sprache käme und Helen sich durch Angst und Scheue bestimmen ließe, ihrem jetzt erhörten Liebhaber die Erfüllung ihrer Zusage zu verweigern, so war voraussichtlich Alles verloren, die Partie abgebrochen, und Helen höchst wahrscheinlich zum ewigen ledigen Stand verurtheilt. Batley war, wie ihm öfters begegnete, durch seine eigene List und Feinheit geschlagen; und alles, was Mortimer aus ihm herausbringen konnte, war eine

Art von zweideutigem Stammeln: „Ha, ich — in der That, ich — auf mein Wort, ich“ — womit er etwa eine halbe Minute zubrachte, lang genug um den Oberſt gewiß zu machen, daß Helen die ganze Geſchichte wiſſe und darin keinen Grund ſehe, Einwendungen gegen ihn zu machen. — Mortimer verlangt von John Batley, daß er mit ſeinem Bruder breche, was jener nun um ſo eher zuſagen kann, als er ſeine Tochter verſorgt weiß; aber die Frage des unhöflichen Jakob Batley war die erſte Wolke, welche den Freudenhimmel Mortimers trübte.

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte franzöſiſche dramatiſche Literatur.

(Schluß.)

Im zweiten erſcheint die Annonce als Bajazzo gekleidet und meldet Hrn. Nicolas-Proſper l'Ingénieur, den Repräſentanten der Induſtrie in Frankreich. Er zeigt fürs erſte einen Hut vor, den er chapeau imberoleoſuge und hydroleiſuge nennt. „Um mit ſeinem Hutmacher zu reden, meint die Réclame, muß man jetzt erſt Griechiſch lernen,“ worauf ihr l'Ingénieur antwortet: Ariſtoteles erwähnt desſelben ausdrücklich in ſeinem Capitel über die Hüte. Nun kommen die ſechsrädrigen Wagen, die Télégraphes acoustiques, die bewegliche Mauer für Affichen, und die Statuette. Mittelſt des akuſtiſchen Telegraphen wird ein Geſpräch mit einem Narren in Chauntin geführt; es iſt höchſt wichtig; der Hr. l'Ingénieur ſingt: „guten Morgen, Freund, wie geht's.“ Nach einer Weile kommt die Antwort: „ich dank Ihnen, und Sie, wie befinden Sie ſich?“

Nach Monſieur l'Ingénieur kommen die Theater und die Theaterſtücke. Le sonneur de St. Paul, über den wir bereits berichtet; er läßt ſich an einem Stricke aus den Sophiten herab, unter Glockengeläute des Orcheſters; er ſingt nach der bekannten Melodie aus der weißen Dame:

Sonnez, sonnez
Ma cloche et mes recettes:
On dit que j' dis bien des sonnettes
Mais mon caissier est enchanté
Et ma tristesse a sauvé la gaité.

Der Brasseur de Preston rennt herbei und macht ihm die Braut ſtreitig; auf ihr Geſchrei erſcheint Le Puff und ſchickt ſie beide fort. Nun kommen die dramatiſchen Thiere, welche vergangenes Jahr eine ſo große Rolle ſpielten. Fröſche tanzen eine Quadrille, ein Hund vom St. Bernhard, auf dem ein Kind reitet, wird von ſeinem Führer gezeigt; der Führer meint, daß dieſe Hunde (ich glaube im théâtre de l'Ambigu) nie ohne queue erſchienen ſeyen; die Kritik habe ſie nie beißen können, und es ſeyen die erſten Hunde, denen man nie gepfiffen. Den Rieſen aus dem théâtre de la porte St. Martin, als Goliath, nennt der Puff einen großen Mann aus den Zeiten der Fronde: der Rieſe ſingt ein ſchnurriges Lied, worin er ſeine Lebensart beſchreibt: Morgens zwei Eimer Kaffee u. ſ. w. Die Rachel durfte natürlich nicht ausbleiben: ſie erſcheint als Hermione aus der Andromaque; mitten in eine Tirade unterbricht ſie ſich und ruft: ach! ich habe mir einen Flecken aufs Kleid gemacht; Racine ſagt: es iſt noch ein Kind, aber ſolche Kinder gibts nicht viele. Zuletzt tritt Ruy-Blas auf, und nun beginnt eine Parodie auf das bekannte Hugo'ſche Drama, in drei Theilen, die für ſich ein beſonderes Stück bildet. Die Liebeserklärung des Ruy-Blas wird folgendermaßen parodirt, die Königin lieſt das Billet:

„Je suis un ver de terre, amoureux d'une étoile,“ ah! quel ver amoureux! „oui, belle de nuit de jour, ah! je voudrais pour vous être un lézard d'amour?“ — je l'aime sans savoir s'il est grand, blond ou brun: mais quand on est quelqu'une, il faut aimer quelqu'un.

Zwiſchen der Königin, der Dueña und Ruy-Blas haben wir folgende Converſation bemerkt:

Ruy-Blas:	La Duègne:	La Reine:
moi?	vous:	lui?
mais..	oui..	non..
quoi..	je...	si..
car..	oh!	rien.

La Duègne: La raison vous défend un plus clair entretien.

Nach der Farce, die etwas zu lange währt, kommen die Bayaderen; das théâtre des Variétés parodirt ſich ſelbſt, denn hier war es ja eben, wo die Bayaderen auftraten. Sie machten wenig Glück, und ich mag, ſeitdem ich ſie geſehen, Goethe's Gedicht nicht mehr leſen. Als Parodie iſt der Tanz ſehr ergötzlich; nie habe ich das große mimiſche Talent der Franzoſen mehr bewundert. Die Bayaderen des théâtre des variétés werden in den erſten Pagoden Hindoſtans für Virtuoſen gelten.

Im dritten Tableau erſcheinen vier Statuen vom Concordeplatz: Straßburg, Rouen, Bordeaux und Marſeille; um Mitternacht werden ſie lebendig; auf ihr Geſchrei eilen ſämmtliche Perſonen des Stücks herbei, und faſſen den Puff und ſtürzen ihn in den Brunnen von St. Pétrin. Der Hintergrund öffnet ſich, ein Tempel zeigt ſich, die Wahrheit erſcheint als Genius gekleidet, mit einem Spiegel in der Hand. Ein Rundgeſang ſchließt das Ganze; wir führen zwei Couplets davon an:

N' pouvant se faire détrôner
L'Duc de Normandie,
S'fait, dit-on, assassiner
Pour gagner sa vie.

Man hört einen Trauermarſch.

A ce roul'ment répété
Qu'est ce donc qui trépasse?..
De la popularité
C'est l'convoi qui passe.

Rothomago iſt der Name eines Zauberers, der die verſchiedenen Perſonnagen des Stückes nach einander citirt. Es kommen hier natürlich ſo ziemlich dieſelben Dinge zur Sprache. Das Piedeſtal der Statue Moliere's ſingt Couplets und läuft ſeiner Statue nach; die Subſcription iſt nämlich noch immer nicht zu Stande gekommen. Das Capitel über die bêtes drama-

tiques iſt ausführlicher behandelt als im Puff; Pere Lalouette verſieht die Theaterautoren mit Sujets, unter andern zeigt er eine Schildkröte vor, welche nächſtens am théâtre de la Renaissance auftreten wird. Darin kommt ein Halunke vor und ein ehrlicher Mann; dieſem gehört die Schildkröte. Der Halunke lauert dem ehrlichen Manne hinter einem Felſen auf, um ihn zu ermorden. Die Schildkröte, ohne ein Wort zu ſprechen, kriecht den Felſen hinauf und läßt ſich auf den Kopf des Mörders herab fallen im Augenblick, wo er ſein Schlachtopfer überfällt. Bei der hundertſten Vorſtellung wird die Schildkröte in einer Baignoire gezeigt werden, und in den Zwiſchenacten wird ſie im Foyer ſpazieren. „Ja, ja, mein hübſches Thierchen, ſo ſchließt die ſchnalliſche Erzählung... Sehen Sie nur, wie die Schildkröte geſcheidt iſt; ſie gibt mir durch Zeichen zu verſtehen, daß es Zeit ſey ihre Rolle einzuſtudiren.“ Hermione und Ruy-Blas ſtreiten miteinander; Ruy-Blas nennt ſie eine Friponne und ſie heißt ihn einen Farceur; zuletzt gehen ſie ab, indem ſie die Pariſienne ſingen; den Schluß macht die Déjazet als Gitana, durch allerlei Tänze, als: La Mazourka, le pas styrien, la fricanée hongroise, le fandango und le fricandeau. Das alles gränzt wohl ein bißchen ans Triviale, es iſt viel wohlfeiler Witz neben köſtlichen Einfällen, doch gewährt in der ſo abgeeirkelten, ſtreng bewachten franzöſiſchen Literatur, dieſes carnavalartige Durcheinander einen eignen Genuß.

Diane de Chivry, par Frédéric Soulié.

Hr. Frédéric Soulié hat einmal ein Trauerſpiel Roméo et Juliette geſchrieben; darin lobte man beſonders eine Scene. Sodann ſchrieb er viele Romane und Novellen, deren einige unter dem Titel: Les Mémoires du diable erſchienen und Glück machten. Hr. Soulié iſt kein Dichter im eigentlichen Sinne des Worts. Für ihn ſind die Perſonen nicht die Träger geiſtiger Intereſſen, es haben ſich bei ihm nicht Gedanken und Gefühle angeſammelt, die er in ſeine Romane und Dichtungen abfließen läßt, ſondern er preßt aus Kopf und Herz, ſo viel nur immer drin iſt, um damit ſeine Geſtalten dürftig auszuſtatten. Auf die Intrigue, auf das Combiniren der Begebenheiten, auf das Verflechten der Epiſoden verwendet er eine ganz beſondere Sorgfalt, und bei mäßigem ſtyliſtiſchen Talent weiß er das größere Publicum durch das ſogenannte intérêt de cuisinières zu feſſeln. Solche Scribenten liefern immer gangbare Waare, und finden immer Verleger; der geniale Alfred de Muſſet muß ſich mit der Revue des deux Mondes begnügen. Unter den Novellen des Hrn. Frédéric Soulié hatte beſonders Diane de Chivry Aufſehen gemacht, und der Verfaſſer iſt ein zu gewandter Induſtrieller in der Literatur, um nicht von einem glücklichen Funde den größtmöglichſten Vortheil zu ziehen; aus der Erzählung ward daher ein Drama von fünf Acten, das vor einiger Zeit mit Beifall am théâtre de la Renaissance gegeben worden iſt.

Die Geſchichte verdient wohl eine Stelle in den Memoiren des Teufels. Ein blindes Mädchen wird von dem Manne entehrt, den ſie rettet! Die That iſt ſo abſcheulich, daß das Stück ſelbſt nur durch die Abweſenheit der Thäters gerettet werden konnte. So tief es auch erſchüttert, es wird im Gemüthe des Zuhörers etwas erregt, das die Löſung nicht beſchwichtigt; doch ich muß etwas umſtändlicher erzählen, es lohnt ſich ſchon der Mühe, die dramatiſchen Elemente ſind mit einer wahrhaft teufliſchen Kunſt verflochten. Diane von Chivry lebt bei ihrer Großmutter auf einem Schloß in der Bretagne. Ihr Vater, Pair von Frankreich, wohnt nebſt ihren zwei Brüdern zu Paris. Diane iſt blind geboren, und koſtete ihrer Mutter das Leben; ſie iſt ſchön und gut, und das Schlachtopfer wird auf's herrlichſte ausgeſchmückt, und ihr Entehrer iſt ein niederträchtiger Wicht, der Schulden halber verfolgt wird, und ſich für einen Geächteten ausgibt, und als Geächteter von der Großmutter, Frau von Stermie aufgenommen wird, und unter dem Namen eines der edelſten und berühmteſten Anführer der Vendéer, unter dem Namen Leonhard Aſthon! Diane tritt ihm ihren Pavillon ab, wo die Großmutter beide oft zuſammen allein läßt; beide lieben einander. Der Verruchte entehrt die Geliebte in einer Nacht, wo ſie ihm das Leben rettet, und verſchwindet auf immer. Alle Briefe bleiben unbeantwortet. Die arme Blinde bleibt allein mit ihrer Schande, ſie entdeckt ſich ihrer Großmutter, dieſe ihrem Schwiegerſohn Hrn. von Chivry, welcher mit ſeinen zwei Söhnen von Paris herbeieilt. Von dieſem Augenblicke an beginnt das Intereſſe und geht immer Crescendo. Die Entrüſtung des alten Mannes, das Wehklagen der Tochter, die edle aufopfernde Selbſtanklage der Großmutter, das Mitleid der Brüder, das Aufbrauſen des entrüſteten Ehrgefühls der ſchwer beleidigten Männer — das bis dahin ſich etwas träge entwickelnde Drama nimmt auf einmal einen energiſchen Schwung; ſodann folgt die Herausforderung des wirklichen Leonhard Aſthon, der beide Brüder erſticht; die Verzweiflung des dritten Bruders, der keine achtzehn Jahre alt, und ſchwächlich und gebrechlich, auf die blutige Walſtätte eilet und dem Mörder ſeiner Brüder zuruft: „auch ich bin ein Chivry,“ und den der jammernde Greis hinwegreißt, denn es iſt ja jetzt ſein einziger Sohn. Und Leonhard Aſthon, der nur immer todt ſticht, weil er nicht anders kann, weil man ihm ſein Ordensband abreißt und mit der flachen Klinge ins Geſicht ſchlägt. Nachdem er beide Chivry getödtet, kommt zuletzt Diane, und beſchwört ihn, ihre Brüder zu retten. Der Auftritt zwiſchen ihr und Aſthon, der ſie nicht kennt, iſt von ungeheurer Wirkung. Wenn nur Soulié Thränen in ſeinem Herzen hätte! Er hat weiter nichts als ein kaltes, berechnendes Talent, und doch erſchüttert er hier und an vielen andern Stellen ſo gewaltig, daß man zuweilen irre wird und ſich unter dem Einfluſſe wahrer Poeſie glaubt. Im fünften Act erſcheint L. Aſthon vor den Aſſiſen, wo ſich dann der Irrthum aufklärt; er wird frei geſprochen und bietet Dianen ſeine Hand an. Martial, ihr dritter Bruder, hat unterdeſſen den wahren Schuldigen erſtochen.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84 u. 85.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 Julius 1840.

Dänische Literatur.

Aus H. C. Andersens „Bilderbuch ohne Bilder."

Mitgetheilt von A. Engel.

Es ist besonders! wenn ich am wärmsten und schärfsten fühle, ist es mir immer als wenn Hände und Zunge gebunden wären; ich kann es nicht wiedergeben, nicht so aussprechen wie ich es in mir trage, und doch bin ich Maler, das sagt mir mein Auge, das haben alle anerkannt, welche meine Skizzen und Gemälde sahen.

Ich bin ein armer Bursche, ich wohne seit einiger Zeit in einer der engsten Gassen; aber an Licht fehlt es mir nicht, denn ich wohne hoch oben mit der Aussicht über alle Dächer. In den ersten Tagen, als ich in die Stadt gekommen war, fühlte ich mich so beengt und einsam; anstatt des Waldes und der grünen Hügel begränzten jetzt nur die grauen Schornsteine meinen Horizont. Keinen einzigen Freund besaß ich hier, kein bekanntes Angesicht begrüßte mich.

Eines Abends stand ich recht betrübt am Fenster, ich öffnete es und sah heraus. Nein, wie wurde ich froh! ich sah ein bekanntes Antlitz, ein rundes freundliches Antlitz, meinen besten Freund von drüben, aus der Heimath: es war der Mond, der liebe, alte Mond, unverändert derselbe, gerade so sah er aus, wenn er mich zwischen den Weidenbäumen am Teiche belauschte. Ich warf ihm einen Kuß zu und er schien gleich in meine Kammer hinein und versprach mir, daß er auf seinen Ausflügen jeden Abend bei mir einsprechen wolle; das hat er denn auch redlich gethan; schade, daß er immer nur so kurze Zeit bleiben kann. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir Eins und das Andere, was er die Nacht vorher oder denselben Abend gesehen hat. „Zeichne das, was ich erzähle," sagte er bei seinem ersten Besuch, „so wirst du ein recht hübsches Bilderbuch bekommen." Das habe ich denn auch seit mehreren Abenden gethan. Ich könnte nach meiner Weise ein neues „Tausend und Eine Nacht" in Bildern geben, aber das würde zu viel werden. Die Bilder, welche ich gebe, sind nicht ausgewählt, sondern kommen so wie ich sie gehört habe; ein großer genialer Maler, ein Dichter oder Tonkünstler mag mehr daraus machen, wenn er will; was ich zeige, sind nur lose Umrisse auf dem Papier, und zuweilen auch meine eigenen Gedanken; denn nicht jeden Abend kam der Mond, es war oft eine Wolke oder zwei im Wege.

Erster Abend.

„In der letzten Nacht," so lauten des Mondes eigene Worte, „zog ich durch Indiens klaren Himmel, ich spiegelte mich im Ganges; meine Strahlen suchten die dichten Hecken der alten Platanen zu durchdringen, welche sich so fest wie die Schale der Schildkröte wölben. Da kam aus dem Dickicht ein Hindu-Mädchen, leicht wie die Gazelle, schön wie Eva; es lag etwas so Lüftiges und doch wieder so Volles, Festes in Indiens Tochter, ich konnte durch die feine Haut ihre Gedanken sehen; die dornigen Lianen rissen ihr die Sandalen entzwei, aber rasch schritt sie vorwärts; das Reh, welches aus dem Flusse kam, wo es seinen Durst gelöscht hatte, sprang scheu vorüber, denn das Mädchen hielt eine brennende Lampe in der Hand; ich konnte das frische Blut in den feinen Fingern sehen, die sich bogen, um die Flamme zu beschützen. Sie näherte sich dem Flusse, setzte die Lampe auf die Strömung und die Lampe segelte fort; die Flamme fackelte als wenn sie erlöschen wollte, aber sie brannte doch noch und des Mädchens schwarze, glanzende Augen folgten ihr mit einem seelenvollen Blick, der zwischen den seidenen Wimpern hervordrang; sie wußte, daß wenn die Lampe brenne, so lange sie sie sehen könne, ihr Geliebter lebe, daß er aber todt sey, wenn sie erlösche; und die Lampe brannte und bebte, und ihr Herz brannte und bebte, sie sank auf die Knie und sprach das Gebet; an ihrer Seite lag im Grase die feuchte Schlange, aber sie dachte nur an Brama und ihren Geliebten. „Er lebt!" jubelte sie, und die Berge riefen ihr zurück: „er lebt!"

Zweiter Abend.

„Es war gestern," erzählte der Mond, „als ich in einen kleinen, von Häusern eingeschlossenen Hof hinabsah. Dort lag eine Henne mit eilf Küchlein, ein kleines hübsches Mädchen

sprang um sie herum, die Henne gluckte und breitete ängstlich ihre Flügel über die kleinen Jungen aus. Da kam des Kindes Vater, er schalt und ich zog fort, ohne weiter daran zu denken; aber heute Abend, noch vor wenigen Minuten, blickte ich wieder in denselben Hof hinab. Es war ganz stille, aber bald erschien das kleine Mädchen, sie schlich sich leise zum Hühnerstall, hob den Riegel und wischte hinein zur Henne und den Küchlein; sie schrien laut und flatterten umher, die Kleine lief nach ihnen, ich sah es deutlich, weil ich durch ein Loch in der Mauer guckte. Ich wurde ganz erzürnt über das böse Kind und freute mich, als der Vater erschien und noch heftiger als gestern schalt und sie beim Arme angriff; sie bog ihr Haupt zurück, es standen große Thränen in den blauen Augen. „Was machst du hier?" fragte er. Sie weinte: „ich wollte," sagte sie, „die Henne küssen und sie um Verzeihung bitten wegen gestern, aber das durfte ich dir nicht sagen!" Und der Vater küßte die holde Unschuld auf der Stirne, ich küßte sie auf Augen und Mund."

Fünfter Abend.

„Gestern," sagte der Mond, „blickte ich auf das bewegliche Paris nieder, mein Auge drang in die Gemächer des Louvre. Eine alte Großmutter, arm gekleidet — sie gehörte zum gemeinen Volke — folgte einem der untergeordneten Bedienten in den großen, leeren Thronsaal; diesen wollte, mußte sie sehen; es hatte sie manche kleine Aufopferungen, viele gute Worte gekostet, um hierher zu kommen. Sie faltete die magern Hände und blickte feierlich um sich, als wenn sie in einer Kirche stände. „Hier war es!" sagte sie, „hier!" und sie näherte sich dem Thron, von welchem der reiche, goldgebrämte Sammt herabhing. „Da!" sagte sie, „da!" und sie bog ihre Knie und küßte den Purpurteppich — ich glaube, sie weinte. „Es war nicht derselbe Sammet," sagte der Bediente, indem ein Lächeln um seinen Mund spielte. „Aber hier war es doch!" sagte die alte Frau, „so sah es hier aus!" — „So," antwortete er, „und doch nicht so, die Fenster waren eingeschlagen, die Thüren ausgerissen und Blut bedeckte den Boden! — Sie kann doch sagen: mein Enkel ist auf Frankreichs Thron gestorben!" „Gestorben!" wiederholte die Alte — wie ich glaube, wurde nicht mehr gesprochen, sie verließen auch bald den Saal, die Abenddämmerung erlosch und mein Licht strahlte doppelt klar auf den reichen Sammet um Frankreichs Thron. Wer, glaubst du, sey die alte Frau gewesen? — Ich will dir eine Geschichte erzählen. Es war in der Julusrevolution, gegen Abend, an dem glänzendsten Tage des Sieges, als jedes Haus eine Festung war, jedes Fenster eine Schanze; das Volk bestürmte die Tuilerien. Selbst Weiber und Kinder stritten mit unter den Kämpfenden; sie drangen in die Gemächer und Säle des Schlosses. Ein armer, halb erwachsener Knabe, in Lumpen gekleidet, kämpfte muthig unter den älteren Kriegern; tödtlich verwundet von mehreren Bajonnetstichen sank er zu Boden. Das geschah im Thronsaale und man legte den Blutenden auf Frankreichs Thron, wickelte Sammet in seine Wunden, das Blut ergoß sich über den königlichen Purpur. Das war eine Malerei! der prächtige Saal, die kämpfenden Gruppen! eine zerbrochene Fahne lag auf dem Boden, der Tricolore hing über den Bajonnetten und auf dem Throne der arme Knabe mit dem bleichen verklärten Angesicht, die Augen gen Himmel gerichtet, während der Körper dem Tode erlag; eine nackte Brust, seine armselige Kleidung und halb über derselben die reiche sammtne Drapperie mit den silbernen Lilien. Wäre an der Wiege des Knaben prophezeyt worden: „Er wird auf Frankreichs Thron sterben!" das Mutterherz hätte von einem neuen Napoleon geträumt. Meine Strahlen haben den Immortellenkranz auf seinem Grabe geküßt, meine Strahlen haben in der Nacht die Stirne der alten Großmutter geküßt, als sie träumte und das Bild sah, welches du hier zeichnen kannst: „der arme Knabe auf Frankreichs Thron!"

Eilfter Abend.

„Es war ein Hochzeitsfest!" erzählte der Mond, „Gesänge wurden gesungen, Gesundheiten ausgebracht, Alles war reich und prächtig; die Gäste zogen ab, es war über Mitternacht; die Mütter küßten Bräutigam und Braut, ich sah diese allein, aber die Gardinen waren fast ganz vorgezogen; die Lampe beleuchtete das trauliche Zimmer. „Gott sey gelobt, sie sind fort!" sagte er und küßte ihre Hände und Lippen; sie lächelte und weinte, ruhte an seiner Brust, bebend, wie die Lotusblume auf dem vorbeiströmenden Wasser ruht; und sie flüsterten zärtliche, glückselige Wörter. „Schlaf süß," sprach er und sie zog die Fenstergardinen zur Seite. „„Wie schön doch der Mond scheint!"" sagte sie, „„wie still, wie klar!"" und sie löschte die Lampe aus, es wurde dunkel in der traulichen Kammer, und doch strahlte mein Licht wie ihr Auge strahlte. Weiblichkeit, küß du des Dichters Harfe, wenn er von den Mysterien des Lebens singt.

Zwölfter Abend.

„Ich will dir ein Bild von Pompeji geben," sagte der Mond, „ich war bei der Vorstadt, der Gräberstraße, wie sie genannt wird, wo die schönen Monumente stehen, wo ehemals jubelnde Jünglinge mit Rosen um die Stirn tanzten mit Lais schönen Schwestern; nun herrschte hier die Ruhe des Todes; deutsche Soldaten im neapolitanischen Solde hielten Wache und spielten Karten und Würfel; eine Schaar Fremder von jener Seite der Gebirge wanderte in die Stadt von der Wache begleitet; in meinem vollen Lichte wollten sie die aus dem Grabe auferstandene Stadt sehen, und ich zeigte ihnen die Spuren der Wagenräder in den mit breiten Lavaplatten gepflasterten Straßen, ich zeigte ihnen die Namen auf den Thüren und die noch aushängenden Schilder, sie sahen in den engen Straßen das Bassin des Springbrunnens, geschmückt mit Muscheln und Konchylien; aber kein Wasserstrahl sprang, kein Gesang ertönte aus den reichgemalten Zimmern, wo der Hund von Metall die Thür bewachte. Es war die Stadt des Todes, nur der Vesuv donnerte seine ewige Hymne, deren einzelne Verse von den Menschen ein neuer Ausbruch genannt werden. Wir gingen zum Venustempel; von Marmor ist er aufgerichtet, glänzend weiß, mit seinem Hochaltar vor der breiten Treppe und mit frischen, zwischen den Säulen aufgewachsenen Thränenweiden; die Luft war so durchsichtig und blau und im Hintergrunde stand der kohlschwarze Vesuv, aus dem das Feuer emporstieg, wie der Stamm der Pinie; die beleuchtete Rauchwolke lag in der Stille der Nacht darüber, wie die Krone der Pinie, aber blutig roth. Unter der

Digitized by Google

Gesellschaft war eine Sängerin, eine wahre und große Sängerin, ich hatte gesehen, wie man ihr in Europa's ersten Städten huldigte; als sie sich dem tragischen Theater näherten, setzten sie sich alle auf die Steintreppen des Amphitheaters, und es wurde wieder ein kleines Stück aufgeführt, wie ehemals vor Jahrtausenden. Die Bühne stand ja noch da wie früher mit den gemauerten Coulissen, den beiden Bogen im Hintergrunde, durch welche man dieselbe Decoration sieht, wie in jener Zeit, die Natur selbst, die Berge zwischen Sorento und Amalphi. Die Sängerin stieg zum Scherz auf die Bühne des Alterthums und sang; der Ort begeisterte sie; ich mußte denken an Arabiens wildes Pferd, wenn es schnaubt, die Mähne erhebt und davon jagt, es war dieselbe Leichtigkeit und Sicherheit; ich mußte denken an die leidende Mutter unter dem Kreuze auf Golgatha, es war derselbe gefühlte, tiefe Schmerz. Und rings umher ertönte wieder wie vor tausend Jahren Beifallsrufen und Klatschen: „Glückliche! göttlich Begabte!" jubelten alle. Drei Minuten darnach war die Bühne leer, alle waren fort, keine Töne hörte man mehr; die Gesellschaft war weggegangen, aber die Ruinen standen noch, unverändert, wie sie noch um Jahrhunderte stehen werden, und keiner weiß hier etwas von dem Beifall jenes Augenblicks, von der schönen Sängerin, von ihrer Stimme und ihrem Lächeln; vergessen und vorüber, selbst für mich, ist „diese Stunde eine verschwundene Erinnerung."

Fünfzehnter Abend.

„Ich zog hin über die Lüneburger Haide," sagte der Mond, „dort lag eine einsame Hütte am Wege, einiges kümmerliches Gebüsch stand dicht daneben, und hier sang eine Nachtigall, die sich verirret hatte. In der Kälte der Nacht mußte sie sterben, es war ihr Schwanengesang, den ich hörte. Die Tagesdämmerung erhob sich, als eine Karawane vorüberzog, auswandernde Bauerfamilien, welche nach Bremen oder Hamburg wollten, um zu Schiffe nach Amerika zu gehen, wo das Glück, das geträumte Glück ihnen blühen sollte. Die Weiber trugen ihre kleinsten Kinder auf dem Rücken, die größeren hüpften an ihrer Seite; ein schlechter Gaul zog eine Karre mit einzelnen Stücken Hausgeräth. Der kalte Wind blies; deßhalb schmiegte das kleine Mädchen sich fester an die Mutter, die zu meiner runden Scheibe aufblickte und der bittern Noth gedachte, welche sie in der Heimath litten, der schweren Abgaben, welche sie nicht bezahlen konnten. Ihre Gedanken waren die der ganzen Caravane; die rothe Tagesdämmerung leuchtete deßhalb wie das Evangelium von der Glückssonne, die sich wieder erheben würde; sie hörten die sterbende Nachtigall singen, sie war kein falscher Prophet, sondern eine Glücksverkündigerin. Der Wind pfiff, dessen Gesang verstanden sie nicht: „Segle sicher über das Meer! die lange Ueberfahrt hast du ja mit allem, was du besaßest, bezahlt; arm und hülflos wirst du dein Canaan betreten. Du mußt dich selbst, dein Weib und deine Kinder verkaufen. Doch lange leidet ihr nicht! Unter dem breiten, duftenden Blatt sitzt die Todesgöttin; ihr Kuß der Begrüßung haucht tödtliches Fieber in dein Blut, fahr hin! fahr hin über die wogenden Fluthen!" — Und die Karawane horchte freudig dem Gesange der Nachtigall, denn sie verkündete ihnen Glück. Der Tag leuchtete von den leichten Wolken herab; Bauersleute gingen über die Haide zur Kirche; die schwarzgekleideten Weiber mit den dichten, weißen Tüchern um den Kopf schienen Gestalten gleich zu seyn von den alten Malereien in den Kirchen herabgestiegen; ringsumher war nur die weite, todte Umgebung, die welke braune Haide, düstere, versengte Flächen zwischen weißen Sandbänken. Die Weiber trugen ihre Gesangbücher und wanderten zur Kirche. O betet! betet für die, welche ins Grab wandern, jenseits der schwellenden Fluthen.

Siebenzehnter Abend.

Höre, was der Mond erzählte: „Ich habe den Cadetten Officier werden und zum erstenmal seine prächtige Uniform anziehen sehen; ich habe das junge Mädchen in ihrem Ballstaat, des Fürsten junge Braut glücklich in ihrem Festkleide gesehen, aber keine Glückseligkeit kann mit der verglichen werden, welche ich gestern bei einem Kinde sah, einem kleinen fünfjährigen Mädchen; sie hatte ein neues, blaues Kleid, einen neuen rosenrothen Hut bekommen; sie hatte den Staat gerade an, und sie riefen alle nach Licht; denn die Mondstrahlen durch das Fenster waren zu geringe, es mußte auf andere Weise Helle geschafft werden. Da stand das kleine Mädchen steif wie eine Puppe, die Arme ängstlich ausgestreckt, die Finger weit von einander gespreizt, o! wie ihre Augen, ihr ganzes Antlitz von Glückseligkeit strahlten. „Morgen sollst du damit auf die Straße!" sagte die Mutter, und die Kleine sah auf zu ihrem Hut, sah nieder auf ihr Kleid und lächelte glücklich. „„Mutter!"" sagte sie, „„was wohl die Hunde denken werden, wenn sie mich in dem Staat sehen!""

Achtzehnter Abend.

„Ich habe," sagte der Mond, „dir von Pompeji erzählt, dieser Leiche einer Stadt, plötzlich in die Reihe der lebenden Städte gestellt; ich kenne eine andere, noch seltsamere, die ist keine Leiche, sondern das Gespenst einer Stadt. — Ueberall wo der Springbrunen in dem Marmorboden plätschert, glaube ich das Mährchen von der schwimmenden Stadt zu hören. Ja, der Wasserstrahl muß davon erzählen! die Wellen des Strandes singen davon! Ueber der Fläche des Meeres schwebt oft ein Nebel, das ist sein Wittwenschleier: der Bräutigam des Meeres ist todt, sein Schloß und Stadt ist nun ein Mausoleum! Kennst du diese Stadt? Niemals hört man des Wagenrades Rollen oder des Pferdes Hufschlag in seinen Straßen, dort schwimmt der Fisch und gespenstig eilt die schwarze Gondel über den grünen Fluthen dahin. Ich will — fuhr der Mond fort — dir das Forum der Stadt, ihren größten Platz zeigen, und du glaubst in einer bezauberten Stadt zu seyn. Das Gras wächst zwischen den breiten Quadersteinen und in der Dämmerung flattern Tausende von zahmen Tauben um den freistehenden hohen Thurm. Von drei Seiten bist du von Bogengängen umgeben. Der Türke mit seiner langen Pfeife sitzt still darunter. Der hübsche Griechenknabe lehnt sich an die Säule und blickt auf die aufgerichteten Trophäen, die hohen Stangen, Erinnerung an die alte Macht. Die Fahnen hangen wie ein Trauerflor; ein Mädchen ruht dort, die schweren Wassereimer hat sie niedergesetzt, das Joch, worin sie sie trägt, liegt über ihren Schultern, sie stützt sich an der Siegesfahne. Es ist kein Feenschloß, sondern

Digitized by Google

eine Kirche, welche du vor dir ſiehſt! die vergoldeten Kuppeln, die goldenen Kugeln glänzen ringsumher in meinem Licht; die prächtigen ehernen Pferde darüber haben Reiſen gemacht, wie das eherne Pferd im Mährchen, ſie ſind hieher gereist, von hier weg und wieder hieher zurück. Siehſt du die bunte Pracht in der Mauer und auf den Fenſterſcheiben? Es iſt als wenn der Genius ſich dem Willen eines Kindes gefügt habe bei dem Ausſchmücken dieſes ſeltſamen Tempels. Siehſt du auf der Säule den geflügelten Löwen? Das Gold glänzt noch, aber die Flügel ſind gebunden, der Löwe iſt todt, denn des Meeres König iſt todt, es iſt leer in den weiten Hallen, und wo früher die köſtlichſten Bilder hingen, ſcheinen uns jetzt nur nackte Mauern entgegen. Der Lazaroni ſchläft in dem Bogengang, den ehemals nur der hohe Adel betreten durfte. Aus den tiefen Brunnen, oder iſt es aus den Bleikammern nahe bei der Seufzerbrücke? ertönt ein Seufzer, wie ehemals das Tambourin ertönte auf den bunten Gondeln, als der Brautring von dem glänzenden Bucentauro zur Adria, der Meereskönigin, flog. Adria, hülle dich in Nebel! laß den Wittwenſchleier deine Bruſt bedecken, hänge ihn über deines Bräutigams Mauſoleum: das marmorerbaute, geſpenſtige Venedig!“ —

Gedichte von H. P. Holſt.

Ueberſetzt aus dem Däniſchen.

Verrath uns nicht.

Verrathet uns nicht, alte Buchen!
— Sie bitter, täuſcht nicht ihr Vertraun —
Dann werden wir euch oft beſuchen,
In Glück und Kummer auf euch bau'n.

Du kleiner Bach, geſchwätzig eilend,
Und ohne Raſt zum Fluſſe hin,
Der Liebe Glück, bei dir verweilend,
Verrathe nicht, mit leichtem Sinn.

Euch rief' ich an, ihr theuren Sterne,
Verrathet nie uns, wie man ſagt,
So ſeyd ihr treu und haltet gerne
Bei Liebespaaren treue Wacht.

Doch wenn der Liebe Luſt und Schmerzen
Die Näh' und Ferne auch verſchweigt,
Was wehret nur dem eignen Herzen,
Das zum Verrathe ſtets geneigt?

Die Sternſchnuppe.

Mein Haupt berührt ihr Lockenhaar,
Sie ruht an meiner heißen Bruſt,
Der Himmel mit der Sternenſchaar
War einz'ger Zeuge unſrer Luſt.
Wir küßten uns wie vormals wieder
Und ſprachen manches traute Wort,
Da fuhr ein Stern vom Himmel nieder,
Nahm unſre Ruhe mit ſich fort.

Denn durch den Stern erfuhr das Meer,
Was eben unter uns geſchah,
Und dieſes ſchwatzte ringsumher
Es aus an Maſt und Schiff und Ruder!
Der Schiffer hört's und ſagt es leiſe
Dem Liebchen, das er ſich erwählt.
Nun wird es in Geſangesweiſe
Auf allen Straßen ſelbſt erzählt.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortſetzung.)

Mortimers Seelenzuſtand wird ſo geſchildert:

„Sein Weſen hatte etwas Niedergeſchlagenes, Gedämpftes, das Lächeln, das zuvor ſo angenehm um ſeinen Mund geſpielt, war verſchwunden, und eine ſchwere Wolke des Kummers und der Sorge ſchien auf ſeiner Stirne zu lagern. Er hatte ſich entſchieden — ſeine Bahn war gewählt — und die ſtrahlende, erröthende Helen war die Seinige; — aber konnte er ſie anſehen ohne eine Erinnerung an die Vergangenheit? konnte er jene Abſchnitte und Scenen aus ſeinem Leben vergeſſen, mit deren Einzelnheiten er ſie unbekannt glaubte und wünſchte? Nein! ſey der Mann der Welt noch ſo verhärtet; wähne er ſich noch ſo unempfindlich gegen die Mahnungen des Gefühls oder Gewiſſens: ſein gerühmter Muth läßt ihn im Stich, wenn ſein Blick auf vertrauensvolle Unſchuld fällt, wie die Helens war. Er war elend mitten in ſeinem Glück, und betrachtete ſeinen Schatz, wie ihr Vater ſie mit Recht nannte, mit einem Gefühl von Zweifel und Mißtrauen. „Wenn ſie mich kennt, wird ſie mich verachten,“ ſagte zu ſich ſelbſt dieſer reiche, weltliche Mann; ſeine Liebe zu ihr, obgleich innigergeben, ermangelte jener Friſche und jener gänzlichen Hingabe des Herzens, welche ſo weſentlich iſt zu irdiſchem Glück. Das ſchlimmſte Uebel ſeines Lebens war Mißtrauen, nicht bloß gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen Andere. Er hatte ſelbſt triumphirt über das Vertrauen einer zärtlichen Gattin — er war angezogen und gewonnen worden von einem ſchönen und lieblichen Weſen, das, ſeltſamerweiſe, in der äußern Erſcheinung mit Helen manche Aehnlichkeit gehabt; und wie er zerſtreut und weit entfernt von Helen daſaß, ihre leuchtenden Augen, ihre ſchneeweiße Stirne und ihre rabenſchwarzen Locken betrachtend, da, ſtatt daß er dieß glänzende Bild mit Zufriedenheit und Entzücken beſchaut hätte, geſellte ſich ein tief heraufgeholter Seufzer aus ſeinem innerſten Herzen zu dem Gedanken, daß ſo auch einſt ſeine geliebte, ſeine verlorne Amelia geweſen. Und wie er dieſen Abend daſaß, und ihre Schönheit betrachtete, malte er ſich die Gefahren ihres künftigen Lebens aus, vermählt mit einem um ſo viel ältern Manne, und folglich um ſo mehr ausgeſetzt den Künſten und Aufmerkſamkeiten von Schmeichlern, die, wie der Mortimer früherer Tage, ohne Zweifel ſich ihr anſchließen und genau ebenſo verfahren würden, wie er ſelbſt gethan hatte, noch ehe ſie geboren war. „Nein!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſie muß den größten Theil des Jahrs in Sadgrove (ſo hieß ſein Gut in Worceſterſhire) leben; dort wird ihr Einfluß wahrhaft wohlthätig für mich ſeyn; dort, in ruhiger, friedlicher Zurückgezogenheit von der

tollen Welt wird ſie einen milden und freundlichen Einfluß über unſre Nachbarſchaft ausüben; Wohlwollen und Menſchenliebe werden die herrſchenden Züge ihres Charakters ſeyn; und dort wird ſie meine Neigung ewig feſſeln, mich von dieſer nichtigen Stadt und ihren Erinnerungen abziehen, mich glücklich machen hienieden, und," fuhr er mit einem Zweifel des Mißtrauens fort, „und drüben." — —

Bei dieſem Gemüthszuſtand kann man ſich leicht denken, daß Mortimer durch die geringfügigſten Umſtände, die abſichtsloſeſten Wendungen des Geſprächs verletzt und gereizt wurde, und noch als Braut hatte Helen manche Erfahrungen dieſer Art zu machen, jedoch ohne daß ſie ſich dieß ernſtlich anfechten ließ. Der Verfaſſer ſagt über die Ausſichten der Braut: „denjenigen, welche Alles wußten, mußte es klar ſeyn, daß ihr Leben als Mortimers Gattin wohl nichts Anderes ſeyn würde, als ein Kampf zwiſchen gewiſſem Unglück und dem ungewiſſen Verſuch, einen Mann der Welt nicht bloß ſeinen dermaligen Neigungen und Gewohnheiten, ſondern auch der Erinnerung an die Vergangenheit zu entziehen."

Hiermit iſt das eigentliche Thema des größern Theils des Buchs ausgeſprochen: der Kampf, das Ringen Helens mit Mortimers böſem Engel und ihrem eignen, von Anfang an ihr drohenden, immer mächtiger werdenden, manchmal ſcheinbar wieder zurückgedrängten, am Ende aber ſie überwältigenden, ſchlimmen Geſchick

Schon Mortimers Vorſatz, mit Helen in Sadgrove ein neues, friedliches, zurückgezogenes Leben zu beginnen, erlitt bald eine Abänderung. Die Aeußerungen ſeiner Verlobten, welche ſich in Sadgrove eine heitere Geſelligkeit mit den Nachbarn verſprach, erinnerten ihn daran, daß er von den in der Nähe wohnenden Familien während ſeines Aufenthalts auf ſeinem Gut, das er übrigens ſeit Jahren nicht mehr beſucht hatte, gemieden worden war; und außerdem bangte ihm auch davor, ſeine neue Gemahlin an den Ort zu führen, wo er mit ſeiner erſten, auf ſchuldhafte Weiſe Gewonnenen, gelebt hatte, wo dieſe begraben lag. Statt nach Sadgrove begaben ſich daher die Neuvermählten nach der Hochzeit ſogleich nach Paris, von wo aus Helen nach einiger Zeit an ihren Vater Folgendes ſchrieb:

„Ich bin ſehr beunruhigt wegen Mortimers Betragen; ich weiß nicht warum, aber es ſcheint mir als laſte immerdar etwas auf ſeiner Seele. Er iſt ſo gütig gegen mich, als nur ein menſchliches Weſen ſeyn kann, und ich erfreue mich an ſeinem Umgang über alle Beſchreibung, aber ich glaube, es ſtört und quält ihn immer etwas. Ich gäbe die Welt darum, wenn wir nach Sadgrove gingen, was er urſprünglich im Sinn hatte; aber ſo oft ich davon ſpreche, hat er immer eine Einwendung vorzubringen, die wohl gut ſeyn mag, aber die mir doch nicht immer genügend vorkommt. Er hat viel an ſeine Schweſter geſchrieben und ſcheint ſehr zu wünſchen, daß ich ihre Bekanntſchaft mache; nach Allem aber, was ich erfahren und errathen kann, lehnt ſie dieſe Ehre ab; warum? kann ich mir nicht recht vorſtellen. Oberſt Magnus iſt, wie Sie wiſſen, ſeit den letzten zehn Tagen bei uns, und ich weiß nicht wie es kommt, er wird mir nachgerade mehr als je zuwider. Er und Francis ſprechen von Sachen, die mir gänzlich unbekannt ſind, und ſie lachen und machen ernſthafte Geſichter, abwechslungsweiſe, und ich glaube, die Verzögerung unſrer Rückkehr nach England hängt irgendwie zuſammen mit der Antwort der Mrs. Farnham (Mortimers Schweſter) auf Francis' letzten Brief. Ich wünſchte von ganzem Herzen, ich wäre daheim. Ich meine nicht, denn das darf ich nicht, meine liebe gute Heimath bei Ihnen, ſondern ich meine Sadgrove, was jetzt meine Heimath iſt.

„Sie können ſich nicht denken, Papachen, wie ſonderbar es Einem vorkommt, mit einer Art von Förmlichkeit und Zwang von jemand behandelt zu werden, den man liebt. Sie ſagten mir immer, wenn Sie heimkamen, Alles was Sie gehört und geſehen hatten. Sie ſprachen Ihre Wünſche, Ihre Gedanken ohne Zurückhaltung und Zwang aus; aber Francis behandelt mich nicht ſo. Wenn jemand artig mit mir ſpricht, ich meine einer von den luſtigen Pariſer Dandies, nach denen ich natürlich gar nichts frage, aber gegen die man doch nach den Geſetzen der guten Lebensart höflich ſeyn muß, ſo ſchaut er ernſt, beinahe zornig drein; und wenn ich dieß wahrnehme (Sie wiſſen, Papachen, ich ſehe ſo gut und ſo ſchnell wie andere Leute), und in ihn dränge, mich nach England und ſeinem Lieblingsplatz in Worceſterſhire zu bringen, ſo zieht er die Stirne zuſammen und — erſchrecken Sie nicht, Papachen — flucht wohl gar, und fängt dann an von ſeiner Schweſter zu ſprechen und ihrer Abgeneigtheit, dahin zu kommen. Was immer die Urſache ſeiner Unruhe ſeyn mag, ich bin gewiß, Oberſt Magnus kennt ſie. Ich weiß, Oberſt Magnus ſteht bei Ihnen ſehr in Gunſt. Ich konnte ihn nie leiden, und ich muß geſtehen, meine Geſinnungen gegen ihn ſind nicht günſtiger geworden, ſeit er hier ſich uns angeſchloſſen hat.

„Auf unſrem Ausflug nach Tours beſuchte Francis auch alte Freunde, einen Grafen und eine Gräfin St. Alme; ſie reiſten mit uns hieher, und wir haben ſie ſeither viel geſehen. Sie iſt eine Engländerin, aber nicht ſo recht nach meinem Geſchmack — hübſch, und geneigt zu thun, was Sie an mir manchmal ſchalten, wenigſtens ſo weit Sie mich zu ſchelten pflegten — nämlich: raſche und ſcharfe Bemerkungen zu machen. Ich mache gewiß nicht Anſprüche, es ihr in dieſem Talent gleich zu thun, oder in Kenntniß der Welt; ob ich eher, oder in Folge meiner Verheirathung ernſter geworden bin, weiß ich ſelbſt nicht zu ſagen, aber ich mag ſie nicht gut leiden; bei Francis jedoch ſcheint ſie in großer Gunſt zu ſtehen. Sie hat einen Sohn, den ſie mit blinder Zärtlichkeit zu lieben ſcheint, und darüber wundre ich mich nicht, denn es iſt ein auffallend einnehmender Junge.

„Ich wünſchte, Papachen, Sie ſchrieben an Francis und redeten ihm zur Rückkehr nach England zu; gewiß würden wir — ich wenigſtens weiß es von mir entſchieden — dort viel glücklicher ſeyn als hier. Francis hat mir ſchönes Porcellan und allerlei Schmuck gekauft; aber was ſind Schmuckſachen, wenn das Herz nicht in Ruhe iſt?

„Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 8ten und die paar Neuigkeiten, die er enthielt. Ich erzählte Francis Einiges von den Neuigkeiten, aber er ſchien keinen Geſchmack daran zu finden; und als ich die außerordentliche Klugheit der

Digitized by Google

armen Mrs Z. ihm vortrug, fertigte er mich ziemlich väterlich, wie mich däuchte, ab und sagte: „Helen, wir haben Alle unsre Fehler — suchen wir nur erst selbst gewiß vollkommner zu werden als unsre Nebenmenschen, ehe wir Glossen über sie machen;“ und so hielt ich den Mund wie ein gutes und folgsames Mädchen, und nahm mir vor, es in Zukunft zu vermeiden, mir Verweise zuzuziehen“ u. s. w.

Zu einiger Erklärung dieses Briefs dient Folgendes: Mrs. Farnham war die ältere Schwester Mortimers, eine sehr ehrenwerthe, tugendhafte und fromme Frau, welche mit einer Freundin in Italien lebte; sie hatte sich sehr gegrämt über das ausschweifende Leben und die Thorheiten ihres Bruders; sie hatte die Nachricht seiner Verlobung mit Helen halb mit Freude, halb auch mit Besorgniß wegen der Zukunft vernommen; sie hatte aus triftigen Gründen die Einladung Mortimers zur Hochzeit und zu einem Aufenthalt in Sadgrove fürs erste abgelehnt. So liebevoll sie dieß that, verstimmte es doch den reizbaren Mortimer, der darin eine beleidigende Geringschätzung erblickte. Er suchte ihren Entschluß wankend zu machen und sie zu einem baldigen Besuch zu bewegen, und bald wäre es ihm gelungen, als ihr die Nachricht zukam: daß Mortimer in Frankreich in vertrautem Umgang mit der Familie St. Alme lebe. Darüber erschrack sie und machte ihm ernste Vorstellungen; sie schrieb ihm, sie könne es nicht glauben, bis sie es von ihm selbst höre, daß er seine junge Frau mit der Gräfin St. Alme zusammenbringe, und drang in ihn, alsbald nach England zurückzukehren, um nicht seine Gattin unglücklich zu machen und seinen eignen Ruf für immer unrettbar zu Grunde zu richten. Sie selbst aber lehnte seine Einladungen nach England jetzt aufs neue ab.

Mortimer, in seiner Antwort, gestand die Erneuerung seiner Bekanntschaft mit alten Freunden zu, läugnete aber, daß daran irgend etwas Unschickliches oder gar Unsittliches sey, und eben diese Versicherung gab er selbst seinem Vertrauten, dem Oberst Magnus. Er beschloß jetzt, nach Sadgrove zu gehen, worüber Helen sich sehr freute; aber ihre Freude ward getrübt, als Mortimer ihr ankündigte, er wünsche den Grafen und die Gräfin St. Alme auf ein paar Wochen zu sich einzuladen, und sie gewissermaßen nöthigte, selbst diese Einladung an die Gräfin zu richten, welche sie begierig annahm. Die St. Alme war von Geburt eine Engländerin, hatte einen Mr. Blocksford geheirathet, und von dieser Ehe war der junge Francis Blocksford, dessen Pathe Mortimer war. Der Gatte starb bald, und nachdem sie einige Jahre Wittwe gewesen, hatte sie um des Titels und Rangs willen den Grafen St. Alme, ein armseliges Männlein, geheirathet, der in völliger Unterwürfigkeit und Ergebung in ihren Willen lebte. Daß die Gräfin viel Einfluß über Mortimer zu haben schien, war seiner Gattin nicht entgangen; indeß war sie selbst zu rein und edel, um einem niedrigen Verdacht irgend Raum zu geben.

So begab sich denn die Gesellschaft nach Sadgrove, wo sie zwar mit einem festlichen Empfang begrüßt wurden (welchen Mortimer bestellt und bezahlt hatte), wo sich aber der Herr des Gutes bald nicht sonderlich heimlich und behaglich fühlte, da er zu bemerken glaubte, daß man in Sadgrove selbst und in der Nachbarschaft ihn eher meide als ihm freundlich entgegenkomme. Unter seiner übeln Laune, welche die Folge hiervon war, und unter seiner Verstimmung überhaupt hatte nun Helen Manches zu leiden. Hatte er zuerst seine Gattin genöthigt, Freundschaft mit der Gräfin St. Alme zu halten und sie auf ihr Gut einzuladen, so besorgte er bald, sie möchte zu vertraut mit ihr werden und gab ihr einige Winke in dieser Beziehung. Auch mißfiel es ihm, daß sie an dem jungen Blocksford mit seinem aufgeweckten, lustigen Wesen und seinen manchen angenehmen Talenten ein Wohlgefallen hatte, und er wurde beinahe eifersüchtig auf ihn. Entschieden bereute er jetzt, die Gräfin eingeladen zu haben, und um den Fehler einigermaßen gut zu machen, beschloß er auch noch andere Gäste nach Sadgrove zu bitten, was auch geschah. Die Einladungen wurden angenommen, und unter Andern sagte auch Helens Vater zu, welcher sich Erlaubniß erbat, Lady Melanie Thurston und ihre Tochter mitzubringen — eine Gesellschaft, welche über die Absichten des noch rüstigen Wittwers wenig Zweifel übrig ließ. Die Aussichten auf heitere Gesellschaft machten selbst Mortimer heiterer, und Helen verlangte nicht mehr zu ihrem Glück. Doch war ihr die Anwesenheit von Oberst Magnus, der offenbar das ganze Vertrauen Mortimers besaß und sehr viel mit ihm allein verkehrte, eine Last auf dem Herzen. Mortimer seinerseits fühlte sich erleichtert, als Francis Blocksford nach einem kurzen Aufenthalt abreiste, um einige Zeit in Oxford zu studiren; aber mit diesem einen Gegenstand seiner Eifersucht war dieß Gefühl selbst in seinem Herzen nicht beseitigt, und die geringfügigsten, unschuldigsten Veranlassungen weckten seinen Argwohn, sein Mißtrauen, welche freilich ihre Hauptquelle in dem Bewußtseyn seiner frühern Sünden und Thorheiten, und in der ängstlichen und peinlichen Spannung hatten, worin er beständig schwebte, indem er besorgte, durch Offenbarung alter Vorfälle und Geschichten die Liebe oder die Achtung seiner jungen Gattin zu verlieren.

Die Gräfin unterließ, mit boshafter List, nichts, um das Feuer zu schüren. Bald machte sie Mortimer scheinbar wohlmeinende Vorwürfe wegen seiner thörichten und unbegründeten Eifersucht, in einem Ton und einer Weise, welche klar zeigten, wie vertraut sie mit ihm stand, und wobei sie nicht versäumte, immer eine bittere und schmerzliche Anspielung einfließen zu lassen; bald suchte sie, unter der Maske der aufrichtigen Bewunderung und zärtlichen Theilnahme für Helen sie zur Unzufriedenheit mit Mortimer, zum Argwohn und Verdacht gegen ihn zu stimmen, ihre Neugier in Betreff seines früheren Lebens zu wecken; und dann spiegelte sie wieder tückischer Weise Mortimer vor, Helen sey eifrig beflissen, Nachforschungen über seine Geschichte und sein Verhältniß mit Amelia anzustellen und Zeugnisse seiner Schuld aufzufinden. Es gelang ihr, die arme Helen in eine Verlegenheit zu verwickeln, welche beinahe zu einer förmlichen Scene zwischen ihr und Mortimer geführt hätte, und welche beinahe Helen um das Vertrauen ihres Gatten brachte, obgleich ihr gar nichts zur Last fiel, als daß sie den fast einzigen Augenblick, Mortimer mitzutheilen, daß die Gräfin sie, ohne ihr Wissen und Wollen, in ein reizendes Fischerhaus im Park geführt, wo Mortimer der ganzen Gesellschaft eine Ueberraschung veranstaltet hatte, versäumt und sich dadurch in die Nothwendigkeit

Digitized by Google

verſetzt hatte, ihn durch eine erheuchelte Ueberraſchung zu täuſchen. Auch ſchickte einmal die Gräfin der armen Helen ein Buch auf ihr Zimmer, unter dem Vorwand, daß darin etwas auf ein früheres Geſpräch Bezügliches ſich finde, das aber in Wahrheit den Scheidungsproceß der Lady Hillingdon enthielt. Helen hatte nicht darin geleſen, aber Mortimer wurde wüthend, als er es fand, und mit Mühe gelang es Helen, ihn von ihrer Argloſigkeit, ihrer unveränderten Liebe zu überzeugen. So bitter er ſich jedoch bei ſolchen Gelegenheiten über die Gräfin ausſprach, begegnete er ihr doch fortwährend mit der zuvorkommendſten Aufmerkſamkeit, und von ihrer Abreiſe war lange Zeit gar nicht die Rede. Natürlich konnte Helens Gemüthsruhe und Zufriedenheit unter ſolchen Umſtänden nicht zunehmen, und wenn auch ihre Liebe zu Mortimer im Ganzen ſich gleich blieb, ſo wurde doch ihr Vertrauen einigermaßen erſchüttert und ihre Offenheit durch ſein Betragen zurückgedrängt.

Wir verfolgen die einzelnen Mißverſtändniſſe, Verſtimmungen und Intriguen nicht, welche das Glück des Ehepaars von Zeit zu Zeit bedrohten und dauernd untergruben. Die Gräfin machte durchaus keine Anſtalten zur Abreiſe, und die Hoffnung, welche Helen hegte, ſie bald abreiſen zu ſehen, als ein Brief von Mrs. Farnham mit der Anfrage kam, ob ſie auf den Winter in Sadgrove willkommen wäre, wurde wieder ſogleich vereitelt, indem Mortimer, heftig erbittert über ſeine tugendhafte Schweſter, ſofort mit der Gräfin die Verabredung traf, daß ſie auf den Winter ihre Gäſte in Paris ſeyn wollten, und unter dieſem Vorwand den Beſuch ſeiner Schweſter ablehnte. Doch empfand Helen dieſen Vorfall minder ſchmerzlich, weil er in einen Zeitpunkt fiel, wo ſie die nahe, für ſie ſehr erfreuliche Ausſicht hatte, nach London zur Vermählung ihres Vaters zu reiſen, und ſo auf einige Tage wenigſtens der Geſellſchaft der Gräfin los zu werden.

Mr. John Batley war, wie oben geſagt, mit Lady Melanie Thurſton und ihrer Tochter Laura in Sadgrove angekommen, hatte aber ſeine Bewerbung noch nicht förmlich angebracht, war jedoch ſeines Siegs ſchon ſo gut als gewiß. In der ländlichen Stille wollte er ſeinen Antrag machen, und als er einmal die Mutter allein auf ihrem Zimmer traf, trug er in wohlgeſetzten Worten die Plane und Wünſche ſeines Herzens vor. Er fand das freundlichſte Entgegenkommen, die günſtigſte Aufnahme, und nachdem ſich beide Theile in ſchönen Redensarten erſchöpft hatten, fand man nöthig, nunmehr auch die Tochter, Laura, zu berufen, um ihr die Sache zu eröffnen. Auch ſie fand ſich mit beſter Art und freundlichſter Geneigtheit in Alles; aber als der rüſtige und galante Fünfziger ihr einen warmen Kuß offerirte, fand ſie dieſe Zärtlichkeit doch etwas weit getrieben von einem — Stiefvater, der ſelbſt im Wahne ſtand, ihr glücklicher Bräutigam zu ſeyn — und jetzt kam das tägliche Mißverſtändniß an den Tag, daß Mutter und Tochter geglaubt hatten, die Bewerbung von Mr. John Batley gelte der älteren Dame, während er nach Laura's Herz und Mund geſchmachtet hatte — und beide kehrten ſich jetzt mit Abſcheu von dem Unglücklichen ab. Ihm blieb nichts übrig, als in größter Eile ſeinen Rückzug nach London anzutreten, und um die Sache raſch in Vergeſſenheit zu bringen, ſchloß er in Eile eine Heirath mit einer gutmüthigen Wittwe von einigem Vermögen, wozu ihm ſein Bruder Jakob mit großem Eifer behülflich war, aus Gründen, die wir ſpäter anführen werden. Zu der Hochzeit, welche bald ſtattfand, lud der Bräutigam Helen und Mortimer nach London ein. Obgleich Mortimer die Geſellſchaft Jakob Batley's verſchworen hatte, ließ er ſich doch durch die Bitten ſeiner Frau bewegen, die Einladung anzunehmen; aber zu Helens größtem Verdruß lud ſich nun auch die Gräfin St. Aime ein; und ſo wenig dieſe Ehre in den Wünſchen des Bräutigams lag, und ſo widerlich dieſe Aufdringlichkeit für Helen war, konnte ſie ſie doch nicht abbringen, bis ſie auf eine für ſie unerklärliche Weiſe von ihrer Begleitung befreit wurde. Als Mortimer der Gräfin den Namen des Biſchofs nannte, welcher die Trauung verrichten ſollte, ward ſie auf einmal todesblaß und verrieth die heftigſte Beſtürzung; und von dieſem Augenblick an entſagte ſie dem Plan, ſich bei der Hochzeitfeier aufzudrängen. So reiſten Mortimer und Helen allein nach London, wo ſie in einem Gaſthof übernachteten; am Morgen der Trauung ſchützte jedoch Mortimer eine leichte Unpäßlichkeit vor, welche ihn, nach der Verſicherung des herbeigeholten Arztes, am Ausgehen hinderte, und dispenſirte ſich ſo ebenfalls von der Anweſenheit bei der Feierlichkeit, welche in Folge des Ausbleibens vieler Geladenen ein ziemlich mageres und gar nicht vornehmes Ausſehen gewann; Mr. Jakob Batley und ſein Advocat, ein Mann von gemeinen Sitten und zweideutigem Rufe, Mr. Braſſey, waren nahezu die Hauptperſonen. Die Gräfin war mit ihrem Mann nach Cheltenham abgereiſt, und ſo fanden Mortimer und ſeine Gattin bei ihrer Rückkehr ſich zum erſtenmal allein in Sadgrove.

Die Fragen Mortimers über den Hergang der Feierlichkeit betrafen faſt ausſchließlich den Biſchof, und Helen mußte ſich überzeugen, daß zwiſchen dem Biſchof, ihrem Gatten und der Gräfin irgend eine Beziehung, ein Verhältniß ſtattfinde, worüber ſie, ihrem entſchiednen Vorſatz und Grundſatz gemäß, keine Erkundigungen nach Vorfällen aus dem frühern Leben Mortimers einzuziehen, nicht weiter nachforſchte oder nachdachte, und ſo wußte ſie ſich ihre Gemüthsruhe zu erhalten. Aber der friedliche, ruhige Zuſtand war von kurzer Dauer; Mortimer wurde wieder reizbar, trübſinnig, verſtimmt. Es iſt kaum möglich, die Unruhe und Raſtloſigkeit zu beſchreiben, welche ihn nach Verfluß von drei bis vier Tagen zu ergreifen ſchien, weil es kaum möglich iſt, die Zweifel und Beſorgniſſe zu erklären oder zu faſſen, welche ihn in den unbeneidenswertheſten Gemüthszuſtand verſetzten. Nicht Eiferſucht auf Andre war es, was ſeine beſtändige Furcht erregte, es war Eiferſucht auf ſich ſelbſt, was ihn quälte. Die leiſeſte, abſichtsloſeſte Hindeutung Helens auf irgend etwas, das vorgefallen war, ſo lang das Haus voller Gäſte geweſen, traf ihn ins Herz; und ehe die erſten acht Tage einſamer Häuslichkeit vorüber waren, hatte er die vollkommene Ueberzeugung gewonnen, daß ſein großer Lebenszweck bei ſeiner Vermählung mit Helen verfehlt ſey. Und in der That, das Vergnügen, das Entzücken, das ſie während der erſten drei Tage empfand, als ſie ſich mit dem Mann ihrer Liebe von der Welt abgeſchloſſen ſah, ſchwand allmählich in eben dem Verhältniß, als

Digitized by Google

ſein Mißbehagen und Mißtrauen ſichtlich zunahm; und die Wahrheit zu geſtehen, ſie hörte ohne Bedauern, daß Oberſt Magnus, an deſſen Perſönlichkeit ſie doch ſonſt gar kein Wohlgefallen hatte, erwartet wurde, ſo wie auch, daß Mr. Francis Blocksford ſich auf einige Tage in Sadgrove eingeladen hatte.

Dieſe Einladung führte neue Verſtimmungen herbei, denn Mortimer bemerkte mit Unmuth und Mißtrauen, daß Helen gar nichts gegen dieſen Beſuch einzuwenden hatte, daß ſie ſogar einige Bedenklichkeiten, welche er ſelbſt ausſprach, beſeitigte. Kurz, tauſend kleine Vorfälle gaben Veranlaſſung zu kleinen Reibungen und Mißhelligkeiten, durch welche der Thermometer des Vertrauens und des Glückes immer mehr ſank. So, als Helen nach einem Geſpräch, worin ſie ihre Abneigung gegen die Gräfin offen zu erkennen gegeben, und den Vorſchlag gemacht hatte, ihre Geſellſchaft, ihren Beſuch abzulehnen, dennoch, auf Mortimers Verlangen, welcher erklärte, man dürfe ſie nicht beleidigen, ihr einen freundlichen und verbindlichen Brief mit der Zuſage eines Beſuchs ſchrieb, machte er ironiſche und bittere Bemerkungen über ihr Talent zur Verſtellung, zum Theaterſpielen; und wenn gleich er, als ſie darüber betrübt und gereizt wurde, einen Scherz daraus machte, beſtärkte ſie ſich doch in der Anſicht, daß ſeine Gemüthsruhe verloren ſey, daß er an ihrer Liebe zu ihm und an ihrer Aufrichtigkeit zweifle. Sie fühlte ſich allein, verlaſſen, unglücklich; ſie erkannte, daß nie zwei Gemüthsarten einander mehr entgegengeſetzt geweſen ſeyen, als die ihrige und Mortimers. Dieſer ſeinerſeits fühlte ſich unbehaglich nicht allein weil Reue, innere Vorwürfe, Eiferſucht, Mißtrauen an ihm nagten, ſondern auch weil er durch Magnus in verdrießliche Geſchäfte, Händel und Verluſte verwickelt und mit Perſonen vom zweideutigſten Rufe, wie Braſſey, in Verkehr gebracht wurde. Dieſer gemeine unredliche Advocat wohnte ſogar Tage lang in Sadgrove. Bei Francis Blocksfords Ankunft verſchlimmerte ſich der Zuſtand der Dinge noch mehr. — —

Der Verfaſſer übergeht den Zeitraum von dritthalb Jahren, während deſſen Helen Mutter zweier Kinder geworden war, und nähert ſich ſo ſchnell der Kataſtrophe. Das Stadium, in welches die Geſchichte inzwiſchen getreten, wird durch eine Anzahl Briefe charakteriſirt, welche in einem und demſelben Poſtfelleiſen von Sadgrove abgingen, und aus welchen wir Einiges folgen laſſen.

1. Aus dem Briefe der Mrs. Mortimer an ihren Vater.

„Mein lieber Vater! ich bin nicht zufrieden mit den Nachrichten, die Sie mir über Ihre Geſundheit geben, und wie mir ſcheint, iſt auch Thereſa Ihrethalb nicht ganz ruhig. Ich wünſchte in der That, Sie zögen auch einen zweiten Arzt zu Rathe. Thun Sie es, theuerſter Vater, um meinetwillen! . . . Sie können ſich leicht denken, wie läſtig und peinlich es mir, bei ſolchen unbefriedigenden Nachrichten von Ihnen, ſeyn muß, hier die Fröhliche zu ſpielen. Ich bin entſetzlich beängſtigt und geplagt mit meinen Beſuchen, die größtentheils nicht nach meinem Herzen ſind; Lady Bembridge wird mit den Jahren nicht liebenswürdiger, und ihre Nichte iſt, wenigſtens nach meinem Geſchmack, durchaus nicht angenehm; was ich von Lady Mary denke, wiſſen Sie ſchon; aber da ſie und Lord Harry nicht nur alte Freunde von Mortimer, ſondern auch von einander ſind, hat man ihren regelmäßigen Beſuchen mit Gewißheit entgegenzuſehen.

Mr. Paſh, ein neuer Bekannter von Mortimer — kraft welcher beſondern Verdienſte oder Tugenden habe ich noch nicht ergründen können — iſt unerträglich gemein, ſpricht laut und lacht laut über das was er ſpricht. Er bringt ſeine halbe Zeit damit zu, über Kochkunſt zu ſchwatzen, und die andere Hälfte, die Delicateſſen zu verzehren, über welche er zuvor Vorleſungen gehalten . . . Es gibt aber in Allem Grade und Abſtufungen, und Mr. Paſh bleibt von meinem Urtheil, daß er die widerlichſte Perſon ſey, die mir je vorgekommen, verſchont, in Folge der, hoffentlich nur kurzen, Anweſenheit von Mr. Braſſey, meines Oheims Rechtsanwalt; natürlich habe ich kein Recht, auch nur ein Wort zu Mortimer zu ſagen über Angelegenheiten, mit welchen ich nichts zu ſchaffen habe, und die er weit beſſer verſtehen muß als ich; aber Mr. Braſſey hat, noch außer ſeinem kecken Auftreten und ſeiner Gemeinheit, etwas in ſeinem Weſen, was mir Angſt und Bange macht. Ich fürchte er ſpielt mit meinem Oheim unter der Decke gegen Mortimer. Was dieſen ſelbſt betrifft, ſo ſcheint ihn jedes Jahr mir mehr zu entfremden — ich meine in Beziehung auf das, wornach ich immer ſo innig und ernſtlich getrachtet habe: unumwundenes, rückhaltloſes Vertrauen, Gemeinſamkeit des Denkens, der Geſinnung des Strebens. Mein ganzes Leben geht hin unter dem Bemühen, mir die erſehnte Gewißheit zu verſchaffen, daß ich im Beſitz ſeines Vertrauens und ſeiner Liebe ſey. Ich verdiene dieß Vertrauen: aber nein! was immer vorfalle, ich erfahre es nie, bis eine dritte Perſon mich davon benachrichtigt.

„Ich hatte gehofft, daß dieſe Zurückhaltung, welche beinahe zur Kälte wird, einer freundlicheren Geſinnung weichen würde nach ſeiner Geneſung von ſeiner langen und gefährlichen Krankheit; ſieben Wochen verließ ich ſein Bett nicht, außer wenn er zu Zeiten in wenig ſchlummerte. Ich bewachte ihn bei Tag und bei Nacht, und betete für ihn wenn er ſchlief. Ich hoffte ihm dadurch zu zeigen, wie treu, wie ergeben ich ihn liebe; und als er durch des Himmels Gnade genas, war Alles, was ich mir wünſchte, das Vertrauen, das mir, wie ich fühlte, nie zu Theil geworden war.

„Bei dieſer Trübſal, denn anders kann ich es nicht nennen, hat mir die Vorſehung Troſt und Stärkung geſandt — meine zwei theuren Kinder ſind die Gegenſtände meiner ſteten Sorge und Aufmerkſamkeit. Sie ſind mir Schätze, lieber als mein Leben; aber ich glaube Mortimer gefällt es nicht, daß ich ſo viel in meiner Kinderſtube bin. Oh! daß ich die Mittel entdecken könnte, ſeine Seele zu gewinnen, ſeine Sympathie zu erobern. Doch ich will nicht klagen; der Tag kommt vielleicht . . . . Vater, liebſter Vater, fürchten Sie bei alle dem nichts für Ihr Kind; ſie gab ihr Herz dem Mann, den ſie liebte, und keine Täuſchung ihrer frühern Hoffnungen ſoll ſie dieſer Liebe entwöhnen oder ſie von ihrer Pflicht abziehen."

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Julius 1840.

Einleitung in das Gedicht „die schwarze Dame."

Von S. T. Coleridge. 1799.

O laßt die Lilien auf den Stengeln
Und laßt die Rose, wo sie blüht,
Laßt, Mädchen, die Hollunderdolden,
Und lauschet auf mein Lied.

Ihr habt am Morgen mit Cypressen
Und Myrthen mir das Spiel gekrönt,
Weil es so traurig seine Weisen
Im Winde ausgetönt;

Jetzt sing ich euch von Schmerz und Liebe
Ein Schmerz durchhauchtes Liebeslied;
Horcht, Mädchen, horcht, wie's seufzend, zitternd
Durch meine Saiten zieht.

Zumeist für dich, o Genovese,
Mein theures Lieb, erseufzt es nur,
O komm' und horch, welch grausam Höhnen
Die schwarze Dam' erfuhr.

Du kennst nicht eignen Gram und Kummer,
Mein Hoffen, meine Seligkeit,
Liebst mich am meisten, wenn ich singe,
Was dich erfüllt mit Leid.

Was von Gedanken, Trieben, Freuden
In dieser sterblichen Gestalt,
Der Liebe-Diener sind sie, nähren
Der heil'gen Gluth Gewalt.

Der sel'gen Stunde denk' ich immer
In meinen wachen Träumereien,
Wo ich geruht beim morschen Thurme
An jenes Berges Rain.

Des Mondes Schein, vom Abendlichte
Durchwebt, lag auf den Fluren weit,
Und sie war neben mir, mein Hoffen
Und meine Seligkeit.

An den Gewappneten sich lehnend,
Das Steinbild von dem Rittermann,
Stand sie und hörte meine Lieder
Im bleichen Lichte an.

Ich spielt' ein Lied voll Harm und Trauer,
Den alten rührenden Gesang,
Der rauh und passend durch die Trümmer
Der wilden Stätte klang.

Sie lauscht' mit flüchtigem Erröthen,
Gesenkt das Augenlied, die Braun,
Sie wußte wohl, daß ich nichts konnte,
Als ihr in's Antlitz schaun.

Ich sang vom Ritter, der getragen
Auf seinem Schild den Flammenbrand,
Und wie zehn lange Jahr' er freite
Die Herrin in dem Land:

Von seinem Sehnen, seiner Qual: der tiefe
Und leise und wie flehentliche Klang
Von eines Andern Liebesleid enthüllte
Ihr meinen eignen Drang.

Sie lauscht' mit flüchtigem Erröthen
Gesenkt das Augenlied, die Braun,
Und zürnte nicht, daß ich zu zärtlich
Sie wagte anzuschaun.

Doch als ich sang wie grausam Höhnen
Zum Wahn den kühnen Mann gebracht,
Wie er durchschweift Gebirgeswälder,
Nicht ruhend Tag noch Nacht,

Wie er des Waidmanns Pfade ſtürmte
Durch Strauchwerk und den moos'gen Sumpf,
Gepeitſcht von rückgeſchnellten Zweigen,
Zerfetzt an manchem Stumpf:

Daß oft aus einer wilden Höhle,
Oft, wenn im Dickicht er allein,
Oft auf dem Raſen plötzlich ſtehend
In hellem Sonnenſchein,

Ein ſchöner Engel ihm erſchienen,
Ihn angeblickt, wie lichtumgleißt,
Und wie der arme Mann gewahrte,
Es ſey ein böſer Geiſt:

Und wie, nicht wiſſend, wem's gegolten,
Er rettete aus Räuberhaus
Vor dem, was ſchlimmer wohl als Sterben,
Die Herrin in dem Land;

Wie ſeine Knie ſie umſchlungen,
Wie ſie geweint, und nur begehrt
Durch Zärtlichkeit den Hohn zu ſühnen,
Der ſeinen Sinn verkehrt;

Wie in der Höhle ſie ihn pflegte,
Und wie geheilt ſein irrer Sinn,
Als er auf gelbe Waldrebblätter
Sich ſterbend legte hin.

Sein letztes Wort — doch wenn die Töne
Die weichſte Rührung hier gehaucht,
Hat meiner Stimme Schwanken, Schweigen
Ihr Herz in Leid getaucht.

Es fühlt die ſüße Genovefe,
Was Seel' und Sinne je durchglüht,
Die Klänge und der duft'ge Abend,
Mein ſchmerzdurchhauchtes Lied;

Hoffnung und Furcht, die Hoffen zündet,
Ein unverſtandner Herzensdrang,
Und ſüße Wünſche, lang bekämpfet,
Und doch gehegt ſo lang!

Von Mitleid weint ſie und Entzücken,
In Lieb' und Scham erröthend; wie
Durch unſre Träum' es wehet, liſpelt
Dann meinen Namen ſie.

Die naſſe Wange glüht; ſie ſchreitet
Zurück, doch meines Blicks bewußt;
Dann plötzlich, furchtſam blickend, weinend
Fliegt ſie an meine Bruſt.

Umſchließt mich halb mit ihrem Arme,
Der weich und zärtlich mich umflicht,
Und ſieht empor, das Haupt rückbeugend,
Und ſieht mir ins Geſicht.

Halb war es Liebe und halb Fürchten,
Verſchämte Liſt auch war es wohl,
Damit ich fühle und nicht ſehe,
Wie ihr der Buſen ſchwoll.

Ihr Fürchten ſcheucht' ich, bis ſie Liebe
Mit Mädchenſtolze mir vertraut:
Und ſo gewann ich Genovefe
Die ſchöne lichte Braut. —

Noch einmal ſing ich jetzt von Liebe
Ein ſchmerzdurchhauchtes Liebeslied;
Für dich, mein Lieb, es ſeufzend, zitternd
Durch meine Saiten zieht.

Als jüngſt ich ſang, wie grauſam Höhnen
Zum Wahn den kühnen Mann gebracht,
Wie er durchſchweift Gebirgeswälder,
Nicht ruhend Tag noch Nacht;

Hab' ich ein ähnlich Lied verheißen
Von eines Mannes Grauſamkeit,
So komm und horche, wie ich ſinge
Der ſchwarzen Dame Leid.

Levin Schücking.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortſetzung.)

2. Aus dem Briefe der Miß Rouncivall an Miß Grover.

„Mrs. Mortimer iſt äußerſt angenehm und freundlich, aber gegen früher ſo verändert, daß ich ſie kaum erkannt hätte. Es ſind kaum zehn Monate, ſeit ich ſie zuletzt ſah, und ich hätte nicht geglaubt, daß in ſo kurzer Zeit eine ſo große Veränderung eintreten könne. Sie macht ſich, glaube ich, zu viel mit ihren Kindern zu ſchaffen, und Mr. Mortimer iſt damit, wie mir ſcheint, nicht zufrieden. Sie nimmt nicht genug thätigen Antheil an unſern Morgengeſellſchaften und zeigt ſich in der That faſt gar nicht bis zum Diner, außer beim Frühſtück. Ich ſchrieb Dir vor etwa zwei Jahren, daß ich auf meiner Tante Verlangen Brautjungfer bei der Wittwe-Braut von der Mrs. Mortimer's Vater war. Es war eine ganz lächerliche Geſchichte; jetzt iſt der arme liebe Bräutigam von damals gefährlich krank, und dieß trägt natürlich auch zur Niedergeſchlagenheit der Mrs. Mortimer bei. O Fanny! wenn man mir heute die Wahl ließe zu

ſterben, oder Mr. Mortimer zu heirathen, vorausgeſetzt, er wäre noch nicht vermählt, ich würde, glaub' ich, den Tod und ein anſtändiges Leichenbegängniß einer ſolchen Verbindung vorziehen. Warum? wirſt du fragen; er iſt hübſch — angenehm — gebildet, und wenn gleich um etwa zwanzig Jahre älter als ich, doch in Geſellſchaft höchſt bezaubernd; aber dabei hat er etwas in ſeinem Weſen, ich kann nicht erklären, was es iſt, das mir ganz und gar zuwider iſt. Es kommt mir oft vor, als ob der alte Herr mit dem Pferdefuß ernſte Anſprüche an ihn hätte; und während ſeine glänzenden Augen funkeln und ein ſüßes Lächeln um ſeinen Mund ſpielt, liegt etwas in ſeinem Ausdruck, was auf eine ganz eigene Gedankenreihe und beſondere Empfindungen ſchließen läßt. Beherzige was ich dir ſage: Mrs. Mortimer iſt nicht glücklich. Sie thut alles was ſie kann, um uns glauben zu machen, ſie ſey die zufriedenſte und glücklichſte Frau auf der Welt; aber ich bin gewiß, ſie iſt es nicht. Sie ſcheint mir in ihrem geiſtigen Weſen eben ſo ſehr wie in ihrem Aeußern verändert, ſeit ich ſie zuerſt kennen lernte. Sie iſt jetzt ſo gut, daß ſie ſogar jeden Scherz auf Koſten abweſender Freunde zurückdrängt, was beinahe bis zum Abgeſchmackten geht; man findet bei ihr gar nichts mehr von jener raſchen Keckheit, jener Neigung zu Charakterſkizzen, worin ſie ſo ſtark war, und wodurch ſie ſich, die Wahrheit zu ſagen, ſo viele Feinde gemacht hat. Etwas Unkluges hat ſie, meines Erachtens, gethan, indem ſie zu ihrem Kammermädchen eines der hübſcheſten jungen Geſchöpfe, aus einem achtbaren, durch Unglück heruntergekommenen Hauſe, annahm; ich beſorge ſehr, ſie dürfte dieſen Schritt zu bereuen haben.

„Nachſchrift. Ich vergaß dir zu ſagen, daß wir Mr. Blocksford hier haben, einen Sohn der verhaßten Gräfin St. Alme von ihrem erſten Mann. Er iſt außerordentlich hübſch und ſehr gebildet und talentvoll; noch ganz jung, und ich ſollte eigentlich ſagen: närriſch; aber ſein Singen zur Guitarre iſt ganz bezaubernd; er zeichnet ſchön und iſt ein Ausbund von Gutmüthigkeit. Es könnte dir als eitel erſcheinen, liebe Fanny, wenn ich dir ſchreibe, daß ich am meiſten unter der Geſellſchaft ſeine Gunſt zu beſitzen glaube; aber ich ſuche ſie nicht. Mr. Mortimer ſcheint viel Anhänglichkeit für ihn zu haben, — ich denke „ſeiner Mutter wegen." Dieſe ſelbſt iſt, dem Himmel ſey Dank, nicht hier. Der junge Blocksford behandelt Helen Mortimer wie eine Schweſter, und ihr Gemahl ihn wie ſeinen Sohn. Die Leute flüſtern ſeltſame Dinge, aber ich höre nie auf Klatſchereien. Nur das iſt wahr, er ſieht wirklich unſrem eleganten Wirthe ſehr ähnlich und ſein Name iſt Francis; aber er iſt ja Mortimers Pathe und das erklärt es."

Wir übergehen ganz mehrere Briefe, und führen nur aus einem Briefe von Francis Blocksford an, daß er einem Freunde ſeine raſende Leidenſchaft für der Mrs. Mortimer Kammermädchen, die ſchöne und gebildete Miß Mitcham, bekennt, und ſeinen Vorſatz ausſpricht, ſie, koſte es was es wolle, zu ſeiner Gattin zu machen. Aus einem Briefe der Miß Mitcham erfährt man, daß ſeine zärtlichen Geſinnungen verſtanden und erwiedert werden. Von dieſer Miß Mitcham iſt ausführlicher die Rede in einem Briefe von Mr. Swing, dem Kammerdiener Lord Harry's, an ſeine theure Ehehälfte:

„Mr. Wilkins, Mr. Mortimers rechte Hand, ſchwatzt Dinge aus, die er für ſich behalten ſollte; ich hab' ihn ſeltſame Dinge ſagen hören von dem unangenehmen Leben, das Mr. und Mrs. Mortimer miteinander führen. Was Miß Mitcham betrifft, ſo ſieht ſie aus, als ob ihr Butter im Munde nicht ſchmelzen würde, aber ich denke: ſie und Mr. Wilkins verſtehen ſich wie Hand und Handſchuh, und ſie ſagt ihm alles, was ſie über ihre Gebieterin in Erfahrung bringt, und er ſagt alles, was er von ihr hört, ſeinem Herrn. Wilkins ſagt mir — das bleibt natürlich unter uns — daß Mrs. Mortimer bis über die Ohren in Liebe ſtecke zu einem Mr. Blocksford, der immer hier iſt, ein artiger, hübſcher junger Geſell und ein ſo gutmüthiger Junge als ich nur je einen ſah, und daß Mortimer Wilkins Auftrag gegeben hat, ein Auge auf ihn zu haben. Und was macht, daß Wilkins glaubt, es ſey wohl viel Wahres daran — iſt der Umſtand, daß Mr. Blocksford immer der Mitcham nachſtreicht, dem Kammermädchen der Mrs. Mortimer, und immer einen Vorwand hat, nach den zwei kleinen Kindern zu ſehen. So neckte ich die Mitcham ſelbſt mit den Artigkeiten des jungen Dandy, er ſey wohl in ſie verliebt; aber ſo wie ich davon anfing, im Augenblick war ſie aus dem Zimmer und kam an dem Abend nicht wieder; und aus dieſem, und daraus, daß ſie immer um Mrs. Mortimer iſt, ſchließt Wilkins, daß etwas Schlimmes ausgebrütet werde. Aber, wie ich bei mir ſelbſt geſagt, wenn Mr. Mortimer wirklich ſeinen Kammerdiener zum Wächter und Beobachter ſeiner Frau beſtellt hat, ſo wäre das ein Schritt, den ich verachten müßte, denn ich glaube, es würde eher beitragen, ſie auf ſchlimme als auf gute Wege zu bringen. Nun, Nancy, du ſchwatzeſt nicht aus, was ich dir ſage: meine Meinung iſt, es geht in dieſem Hauſe mehr vor, als viele Leute glauben; was ich mir in den Kopf geſetzt, iſt, daß Mr. Mortimer ſelbſt ſich in das hübſche Geſichtchen der Miß Mitcham vergafft hat, und deßwegen wünſcht, den jungen Blocksford auf dem fahlen Pferd zu betreffen, worauf dann alles losbrechen würde. Es iſt auch ganz erſtaunlich, wenn man ſieht, wie zärtlich in dieſer Familie alles gegen die Kinder iſt; kein Abend vergeht, wo nicht Mortimer, ſobald der Wein vorüber iſt, hinaufgeht und nach den Kleinen ſieht, bei welchen Miß Mitcham iſt; dann küßt Mr. Mortimer die Kinder und Miß Mitcham hält die Kerze dazu; dann kommt er wieder herunter in das Geſellſchaftszimmer, und dann geht Mrs. Mortimer hinauf und küßt die Kinder; und dann ſchlendert Mr. Blocksford in das Billardzimmer und ſtößt die Bälle herum, und dann geht er die Treppen hinauf, die zu ſeinem Zimmer führen, und dann, wenn er die Thüre offen ſtehen ſieht, und Mrs. Mortimer in der Kinderſtube iſt, ſchlüpft er hinein, um nach den Kindern zu ſehen. Etwas wird daraus entſtehen, darauf kannſt du dich verlaſſen."

Die Lady Mary Sanderſtead ſchreibt an ihre Schweſter Folgendes:

„Die arme liebe Mrs. Mortimer, welche offenbar noch immer eben ſo verliebt iſt in ihren koſtbaren Gemahl als nur je,

geräth in eine tragiſche Begeiſterung, wenn nur die leiſeſte Anſpielung auf ſeine angenehmen Leichtfertigkeiten fällt. Sie ſchmeichelt ſich, ihn ganz gebeſſert zu haben, und ſcheint entſchloſſen, ihre Augen nicht aufzuthun, ainsi soit-il; es geht mich nichts an. Sie iſt ausnehmend zärtlich mit ihren Kindern, und ich glaube eigentlich, das, daß ſie uns ganz uns ſelbſt überläßt, iſt für unſere Unterhaltung am zuträglichſten. Mortimer iſt in der Regel den ganzen Morgen unſichtbar, eingeſchloſſen mit dem Advocaten, oder reitet oder geht er aus, oder ficht mit dem jungen Blocksford, dem er beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen ſcheint. Ich kann nicht ganz daraus kommen. Ich glaube, er iſt ſo eiferſüchtig auf ihn, als nur je ein Mann mittlern Alters es auf einen jungen war; ob mit Grund oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden. Der Jüngling iſt verliebt, daran zweifle ich nicht und Mortimer auch nicht, und ich glaube, er macht ihn zu ſeinem Begleiter auf ſeinen Ritten und Spaziergängen nicht ſowohl um, wie Lord Harry glaubt, ſein Geheimniß aus ihm herauszulocken, als um ihn während des Morgens vom Hauſe entfernt zu halten. Mr. Blocksford ſcheint ſehr eifrig bemüht um Helen, und ſein ganzes Benehmen iſt überhaupt dieß Jahr auffallend verändert. Von ſeiner Mutter und ihrem jährlichen Beſuche habe ich nichts gehört; Mortimer nennt in der That ihren Namen ſelten und zieht ein ſaures Geſicht, wenn ſonſt Jemand von ihr ſpricht. Ich glaube, es iſt eine Art Verabredung, hervorgegangen vermuthlich aus einem kleinen Mißverſtändniß zwiſchen dem „glücklichen“ Paar, daß die liebenswürdige Gräfin kein Gaſt in Sadgrove ſeyn ſoll, woher eine peinliche Verſtimmung rührt, welche ſich zeigt, ſobald man den Gegenſtand berührt. Oberſt Magnus, der Widerwärtige, wird in einigen Tagen hier erwartet, wie Mrs. Mortimer ſagt. Wie ſie von dieſem Menſchen mit Gleichmuth ſprechen kann, vermag ich nicht zu begreifen! Ich glaube in der That, ſie iſt zu gut, zu vertrauensvoll, zu arglos für dieſe Welt. Ich bin gewiß, daß ſie keinen bittrern Feind hat, als den Oberſt.“

Aus einem Briefe des ſchuftigen Wilkins endlich erfährt man, daß er wirklich von Mortimer jenen ſchwächlichen Auftrag erhalten hat, daß er von der völligen Unſchuld der Mrs. Mortimer, dagegen aber davon überzeugt iſt, daß Mortimer in Miß Mitcham verliebt iſt, und daß er hofft, es zu einer Scene zwiſchen dem Ehepaar zu treiben, woran die Folge ſeyn werde, daß Mortimer den Landſitz verlaſſe und ihn zum Hauptverwalter einſetze.

So ſtanden die Sachen, als Helen einen Brief von ihrer Stiefmutter erhielt, welcher ihr meldete, daß ihr Vater ſehr ſchlecht ſey. Die Arme war ſchon zufrieden, daß Mortimer ſogleich Anſtalten zu ihrer Abreiſe nach London treffen ließ, wenn ſchon er ſelbſt ſie nicht begleitete. Sie beſchloß Mitcham mitzunehmen und reiste noch am ſelben Tage ab. Nun fürchtete Blocksford, Miß Mitcham möchte in London ihr Geheimniß ihren Verwandten mittheilen und von ihnen an der Rückkehr nach Sadgrove verhindert, ihm auf immer entriſſen werden. So beſchloß er, die Gelegenheit zu benützen und ſeinen Entſchluß, ſie in aller Eile zu heirathen, ſofort auszuführen. Er erlangte ihre Einwilligung und ſie verabredeten, daß er ſie in dem Städtchen, wo Helen über Nacht bleiben wollte, abholen, und von da zum Altar führen ſollte. Ein paar Stunden nach der Abreiſe der Mrs. Mortimer warf ſich Francis Blocksford auf ein Pferd und eilte ihnen nach. Beim Diner bemerkte man ſeine Abweſenheit; Mortimer, durch ein Geſpräch mit dem elenden Wilkins ſchon gereizt und argwöhniſch, wurde immer unruhiger, je ſpäter es wurde. Spät Abends wurde endlich ein kurzes Billet von Francis Blocksford an Oberſt Magnus abgegeben — Wilkins, ſchon ganz im Vertrauen ſeines Herrn, aber ſeinerſeits ihn abſichtlich in der kläglichſten Täuſchung und Verblendung laſſend — brachte es herein; es enthielt, in höchſter Aufregung geſchrieben, nur wenige Worte: Der gethane Schritt ſey verderblich, aber er habe nicht widerſtehen können. Er wiſſe nicht, wie er ihn vor Mortimer und vor ſeiner Mutter werde vertreten können; Nachſetzung ſei fruchtlos. Kurz, das Billet war ſo geſchrieben, daß Mortimer ſeinen Argwohn völlig beſtätigt glaubte; Oberſt Magnus theilte ſeinen Wahn, und Wilkins hütete ſich, das Mißverſtändniß aufzuklären. Bald wußte die ganze Geſellſchaft, daß Francis Blocksford und Mrs. Mortimer miteinander entflohen ſeyen.

Mortimer war in Wuth und Verzweiflung; die ganze Innigkeit ſeiner Liebe ſchien jetzt wieder zu erwachen, wo der Gegenſtand derſelben für ihn verloren war. Er ſtand ſchon auf dem Punkt, ſich todt zu ſchießen, als ihn das Schreien ſeiner Kinder zum Leben zurückrief. Er ordnete alles auf's ſchnellſte zur Abreiſe ſchon auf den folgenden Tag, und dann ſetzte er ſich nieder und ſchrieb an Mr. John Patley, deſſen tödtliche Krankheit nur eine ſchlaue Erfindung des treuloſen Weibes ſeyn mußte, einen Brief, in welchem er nicht blos den Schmerz und die Wuth eines zerriſſenen Herzens ausſchüttete, ſondern worin er auch mit raffinirter Bitterkeit und Grauſamkeit all die Vorwürfe, ja Verleumdungen wiederholte, von welchen ſich Helen ſiegreich gereinigt, und welchen Glauben geſchenkt zu haben, er ihr ſelbſt öfters abgebeten hatte, und er fühlte ſich einigermaßen erleichtert, nachdem er recht viel Hohn und Bosheit darin zuſammengehäuft und, wie er glaubte, das Vergehen Helens dadurch in ein noch grelleres Licht geſetzt hatte, daß er erklärte, derjenige, mit dem ſie davongelaufen, ſey ſein Sohn! Am Ende erbot er ſich zu beliebiger Genugthuung. Am andern Tage verließ er Sadgrove und bald darauf England.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Julius 1840.

Gedichte von Don Francisco Martinez de la Rosa.

Der in neuerer Zeit auch in der politischen Welt vielgenannte Dichter wurde (nach der Notiz von Ferdinand Wolf, Floresta II, 397 ff.) in Granada am 10 März 1789 aus einer adeligen Familie geboren. Nachdem er den humanistischen Studien und der Erlernung einiger lebenden Sprachen obgelegen hatte, hörte er auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie, Mathematik, kanonisches und Civilrecht. Auf derselben Universität las er später über Philosophie, wurde Professer an der Lehranstalt San Miguel, und vervollkommnete sich auf diese Weise bereits damals in der schwierigen Kunst der Volksberedsamkeit, für welche er ausgezeichnetes Talent besaß und in welcher er später so sehr glänzen sollte. Als 1808 sein Vaterland von den Truppen des Usurpators überfallen wurde, trat er auf die Seite der Volkspartei, erhitzte durch seine Beredsamkeit die Gemüther, und hielt den Muth des Volkes durch ein patriotisches Tagblatt aufrecht. Deßhalb mußte er vor den siegreichen Waffen der Franzosen flüchten, und begab sich nach Cadix, wo die Cortes, welche sich versammelt hatten, während der Belagerung dieser Stadt die Constitution von 1812 ausarbeiteten. Martinez, damals noch zu jung um an den Arbeiten dieser Junta Theil nehmen zu können, wurde mit diplomatischen Geschäften beauftragt, und unter andern nach London geschickt, wo er die Gelegenheit benützte, um sich mit der englischen Constitution bekannt zu machen, für welche er eine besondere Vorliebe faßte, die er nie wieder verlor. Hier ließ er das erstemal sein Gedicht „Saragossa" drucken (London 1811), welches er geschrieben hatte, um den Preis zu gewinnen, den die oberste Central-Junta nicht lange nach der im Jahre 1809 erfolgten Uebergabe Saragossa's für das beste Gedicht auf diese denkwürdige Belagerung ausgesetzt hatte. Wir haben darüber 1838, S. 353 f. berichtet. 1812 kehrte er nach Cadix zurück, und angefeuert durch die ungewöhnlichen Umstände, in denen sich damals diese Stadt befand, welche von der französischen Armee immer noch fest eingeschlossen wurde, schrieb er hier die Tragödie: „Die Wittwe Padillas, welche, wie er selbst sagt, das erstemal in Cadix im Julius desselben Jahres, und während so stürmischer Tage aufgeführt wurde, daß es nicht einmal auf dem Theater zu Cadix gespielt werden konnte wegen der großen Gefahr, welche die feindlichen Bomben verursachten, die wirklich kurz zuvor dieses Gebäude zertrümmert hatten, während es von Zuschauern dichtgedrängt voll war, weßwegen wie durch Zauberhände in einem dem feindlichen Feuer am wenigsten ausgesetzten Stadtviertel ein neues Schauspielhaus, einstweilen aus Holz, aufgeführt und hier oben genanntes Schauspiel das erstemal gegeben wurde. Als später das Waffenglück alle Gefahr von dieser Stadt entfernte, und der pyrenäischen Halbinsel wieder Freiheit und Ruhe schenkte, wurde es gleichfalls auf dem Hoftheater und den übrigen Theatern der Provinzen gegeben. Durch diese günstige Aufnahme ermuntert, ließ der Verfasser sein Werk zu Anfang des Jahres 1814 in Madrid drucken, und fügte dieser Ausgabe, wie seiner spätern (nämlich der neuen Ausgabe dieser Tragödie in seinen „literarischen Werken," Th. III. S. 47), einen kurzen Abriß der Geschichte des castilischen Aufstandes gegen Karl V bei. Als die ordentlichen Cortes 1814 in Madrid zusammentraten, wurde Martinez, welcher bereits das gesetzliche Alter von 25 Jahren erreicht hatte, von seiner Provinz Granada einstimmig zum Deputirten bei denselben gewählt. Um diese Zeit gab er ein historisch-politisches Werkchen heraus mit dem Titel: „Die Revolution Spaniens neuester Zeit in kurzem Abrisse," Madrid 1814. Nach der ersten Restauration wurde er, weil er ein feuriger Anhänger des constitutionellen Systems gewesen war, verhaftet, und zu einem Strafaufenthalt in Afrika (Peñon de Velez) verurtheilt, wo er bis zum Ausbruch der Revolution von 1820 verbleiben mußte. Aber auch in dieser stürmischen Periode seines Lebens war die Poesie sein Trost. So schrieb er unter Anderm 1818 die Tragödie „Morayma," welche im vierten Bande seiner „literarischen Werke" abgedruckt ist. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit wurde er als Deputirter zu den außer-

ordentlichen Cortes von 1820 und 21 berufen, und auch dießmal zeichnete er ſich durch ſein eminentes Rednertalent aus wie durch ſeine Mäßigung. Zu Ende des Jahres 1821 wurde zum erſtenmal in Madrid ſein Luſtſpiel aufgeführt: „Die Tochter zu Hauſe und die Mutter auf der Maskerade," welches ſpäter auch auf den übrigen Theatern Spaniens und auf einigen Amerika's unter vielem Beifall gegeben wurde; doch wurde es erſt in der Sammlung ſeiner „literariſchen Werke," Th. III, S. 163 ff., gedruckt. Im Februar 1822 wurde Martinez, obwohl gegen ſeinen Willen, zum erſten Staats- und geheimen Cabinets-Secretär ernannt, aber durch die Kriſis des 7 Julius desſelben Jahres nicht nur ſeines Amtes entſetzt, ſondern auch im königlichen Palaſt eingeſchloſſen, wobei ſein Leben in Gefahr kam. Und ſelbſt nachdem die Comunores und Descamiſados über die Partei des abſoluten Königs geſiegt hatten, verbeſſerte ſich ſeine Lage nicht, denn auch von dieſen wurden die Gemäßigten oder Anilleros, wie ſie damals genannt wurden, deren Parteigänger er geweſen war, verfolgt. Die Reſtauration von 1823 verbannte ihn aufs neue; er begab ſich nach Holland, beſuchte Frankreich, die Schweiz und Italien, und wählte zuletzt Paris zu ſeinem bleibenden Aufenthalt, wo er ſich ausſchließlich mit Ausbildung ſeines Talents beſchäftigte, ſeine Verbindungen mit den talentvollſten Männern dieſer Hauptſtadt erweiterte und enger knüpfte, und eine Sammlung „literariſcher Werke" herausgab, welche in den Jahren 1827 — 1830 in 5 Bänden gedruckt wurden. Vom erſten Theil kam noch eine zweite verbeſſerte Auflage 1834 heraus. Zu Ende 1834 durfte er wieder in ſein Vaterland zurückkehren, wo er anfangs in Malaga lebte und ſich mit der Sammlung und Verbeſſerung ſeiner lyriſchen Gedichte beſchäftigte, auch noch einige neue hinzufügte, welche alle zuſammen in Madrid, wohin er ſich nun begeben hatte, herauskamen. Am fünften December desſelben Jahres wurde er zum Secretär der königlich ſpaniſchen Akademie, und am fünfzehnten Januar 1835 von der Königin Regentin widerum zum Staats- und geheimen Cabinets-Secretär ernannt — eine Stelle, welche er bis zum zehnten Junius 1835 bekleidete, wo er ſeine Entlaſſung nahm, nicht ohne auch dieſesmal ſein Leben aufs Spiel geſetzt zu haben.

Das Fiſchermädchen.

Mädchen mit dem Netze,
Wie ich glaube, biſt du
Aus dem Meer erſtanden,
Schweſter Aphrodite's,
Und bei der Geburt ſchon
Gaben ſchmeichleriſch
Die kryſtallnen Wogen
Farbe deinem Auge,
Leichtſinn deinem Herzen,
Der vom Wind bewegte
Weiße Meeresſchaum
Schenkte deinem Munde
Seines Witzes Salz,
Weiße deinem Halſe,
Und das Meer am Strand
Welches kommt und geht,
Gab die böſes Beiſpiel
Für der Liebe Treue.

Ein Räthſel.

Amor trotzt und iſt beſcheiden,
Sieht trotz ſeiner Blinde Qual,
Bietet Gram und bietet Freuden,
Schenkt und weigert auf einmal.

Zahm wird er, wenn Spröde wehren,
Bitten macht ihn raſch und jach,
Gluth weiß er in Schnee zu kehren:
Kälte folgt der Liebe nach.

Sucht Genüſſe, ſchnell vergangen,
Iſt in Sorgen immerdar,
Eiferſucht erweckt ihm Bangen,
Frieb' langweilt ihn ganz und gar.

Gleichet einem loſen Knaben,
Eines Vogels Flüchtigkeit,
Schwatzt, wenn man will Ruhe haben,
Schweigt, wenn es zum Reden Zeit.

Wie April ſind ſeine Tage,
Wo bald ſtrahlt der Sonne-Schein,
Bald Gewitters Noth und Plage,
Bald das Dunkel bricht herein.

Amor iſt bald hoch bald nieder,
Iſt bald ſchwächlich, bald voll Macht,
Tanzt und weint, flieht, ſuchet wieder,
Küßt und buldet, weint und lacht.

Liebt und haßt, was er begehret,
Seine Luſt er ſelbſt verdirbt;
Geht und kommt, thut, was man wehret,
Kommt zur Welt, lebt, wächst und ſtirbt.

Wer, o Amor, kann ergründen
Dein geheimnißvolles Band?
Kannſt dich ſelbſt in dich nicht finden,
Welcher Menſch wär es im Stand?

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortſetzung.)

Batley las jenen Brief nicht mehr; ſtatt des Geſtorbenen erbrach und las ihn ſeine unglückliche Tochter. Viel hätte ſie einer unglücklichen Täuſchung zu Gute halten und verzeihen können, aber der boshafte Hohn des Briefes, das Geſtändniß Mortimers, daß er ſchon lange an ihr gezweifelt und von ihrer Schuld faſt überzeugt geweſen ſey, empörte ihren Stolz und ließ ſie Mortimer verachten. Sie ſchrieb ihm, daß ſie auf ewig getrennt ſeyen, und zog mit ihrer Stiefmutter aufs Land. Sie erbat ſich in ihrem Brief ihre Kinder, aber er kam ihm erſt ſpät zu, und die Kinder waren ſchon von Sadgrove entfernt.

Erſt in Frankreich, nach Wochen, erkannte Mortimer den beklagenswerthen Irrthum; er eilte nach England zurück; er fand Helens Brief; aber es war zu ſpät, das Geſchehene wieder gut zu machen. Er bekam ſie nicht mehr zu ſehen. Die Kinder hatte er ſeiner Schweſter, der Mrs. Farnham, nach Frankreich gebracht, und nach einiger Zeit kehrte dieſe mit ihnen nach England zurück. Mortimer ging nach Italien. In Mailand erhielt er die Nachricht, daß ſeine Kinder von den Blattern befallen ſeyen; in größter Eile und Angſt reiste er nach England; zitternd ſtürzte er aus dem Reiſewagen; ſeine Schweſter trat ihm freundlich entgegen und kündigte ihm an, daß ſeine Kinder auf dem Wege der Beſſerung ſeyen, daß ſie ihre Rettung zum großen Theil der unermüdlichen Pflege einer Wärterin verdankten, die Tag und Nacht bei ihnen gewacht, aber ſelbſt die Krankheit geerbt habe und nun auf den Tod daniederliege. Mortimer eilte in das Krankenzimmer, um ihr ſeinen Dank auszuſprechen. Die Kranke richtete ſich im Bett auf und murmelte mit einer von innerer Bewegung faſt erſtickten Stimme: „Gott ſey geprieſen! ich ſehe ihn noch einmal. Er weiß daß ich unſchuldig bin — und ich habe meine Pflicht gegen meine Kinder erfüllt.“ — „Was höre ich!“ rief Mortimer. „Helen!“ ſeufzte die Dulderin; ihr Haupt ſank an ſeine Schulter und ſie ſtarb. — —

Dieß iſt das Ende der ſehr traurigen Geſchichte, in welcher, wie man ſieht, die Todesfälle die wichtigſte Rolle ſpielen und das Feld behaupten. Die Frage: mußte denn die Geſchichte ein ſo ſchlimmes Ende nehmen? wird wohl kaum anders als bejaht werden können; denn die Prämiſſen: Mortimers früheres Leben und ſeine innere Verſtörung, ſein unheilbares Mißtrauen gegen Andere und gegen ſich ſelbſt, und auf der andern Seite der edle Stolz Helens, bei all ihrer Liebe und Hingebung für Mortimer, konnten zu keinem andern Reſultat führen, als etwa zu dem, daß ſich, unter minder ungünſtigen äußern Einwirkungen, die Ehe in freudloſer Erkältung und Entfremdung fortgeſponnen hätte. Man muß den Verfaſſer darum loben, daß er mit unerbittlicher Strenge die Conſequenzen der einmal ſo geſetzten Verhältniſſe gezogen hat, ſo wehe thuend auch für das Gemüth der Ausgang iſt; und einige, wiewohl unzureichende, Verſöhnung findet ſich doch darin, daß Helen, die einen frühen Tod einem freudloſen Leben vorziehen muß, und die, nach dem was vorgefallen, mit ihrem Gatten nicht wieder in das frühere Verhältniß treten kann, denn doch unter den Ihrigen, das Opfer ihrer Mutterliebe, ſtirbt, nachdem ſie den einſt ſo Geliebten noch einmal geſehen und Worte des Dankes von ihm gehört hat. Gewiß ſind in dem Buch auch manche große pſychologiſche und moraliſche Wahrheiten ausgeſprochen und veranſchaulicht; das unglückliche, durch Mißverſtändniſſe und durch die Eigenthümlichkeit der beiderſeitigen Charaktere ſich immer ſchlimmer geſtaltende Verhältniß zwiſchen Mortimer und Helen iſt mit großer Meiſterſchaft in den einzelnen Momenten geſchildert; die Sätze: daß ein Mann, der ein Leben voll Thorheiten und Sünden hinter ſich hat, der von ſeinem eigenen Gewiſſen und von der öffentlichen Meinung, ſofern dieſe noch an ſittlichen Principien feſthält, angeklagt und verdammt wird, wenig oder keine Hoffnung hat, in einer ſchönen, vertrauten Häuslichkeit das verlorne Glück, die Selbſtachtung und die Achtung der Menſchen wieder zu gewinnen, und: daß ein Mädchen von wirklichem Gehalt, von Geiſt und Herzensadel, ſchlimm daran thut, wenn ſie ihren Gatten nur nach den perſönlichen und geſelligen Eigenſchaften wählt, welche im äußerlichen und oberflächlichen Verkehr der Welt ihr Wohlgefallen und ihre Neigung erregen, ohne nach ſeinem tiefern Gehalt, nach ſeinem Charakter und Ruf zu fragen, dieſe, freilich nicht eben überraſchend neuen Sätze treten Einem in dieſem Buch ſehr lebendig entgegen. Indeß fragt ſich: ob die Charaktere Mortimers und Helens ganz befriedigend concipirt und durchgeführt ſind? Mortimer hat, dünkt uns, etwas von den myſteriöſen Byron'ſchen Helden an ſich, von deren Charakter und Weſen man auch das Innerſte nicht erfährt, die aber einen gewaltigen Zauber beſonders über die Herzen der Frauen ausüben, trotz mancher argen Thaten und ſchlimmer Charakterzüge. Dem Verfaſſer des vorliegenden Buchs muß man die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſeinen Mortimer eben nicht ſchont und idealiſirt, daß er ſolche Züge, die ihn widerlich und verächtlich machen, nicht verſchweigt, und ſchon durch ſeine vertraute Freundſchaft mit dem armſeligen Magnus ihn ziemlich tief herabſetzt; aber der Eindruck, den er ihn auf Helen machen läßt, die feurige, innige, und ſo viele Kränkungen und Täuſchungen überlebende Liebe, die ſie offenbar noch am Ende für ihn empfindet, iſt vielleicht nicht gehörig motivirt und gerechtfertigt durch das Geſammtbild, das man von Mortimer bekommt. Er iſt ein aimable Roué, jedoch, vermöge ſeiner Jahre ſchon ziemlich geſetzt, einigermaßen blaſirt, durch ein wildes, ſtürmiſches Leben ohne Zweifel angegriffen und verwüſtet — ein Mann, von dem durchaus kein beſonderes Talent, keine Auszeichnung durch Kenntniſſe oder Thaten gerühmt wird, der aber mit den Frauen zu verkehren, in der Geſellſchaft ſich zu benehmen weiß — und dieſer Mann gewinnt die Neigung, die innige Liebe eines edeln und gehaltvollen Mädchens! Man kann den wirklichen oder ſcheinbaren Widerſpruch, der hierin, unſers Erachtens, liegt, nur etwa ausgleichen durch die Annahme, welche in der That nicht unhaltbar ſeyn dürfte: daß es Menſchen gibt, in deren ganzem Weſen, in deren körperlicher und geiſtiger Begabung die Anlage und der Beruf zum Guten, Schönen und Großen ganz entſchieden ausgeſprochen und vorgezeichnet iſt, die dann aber durch eigne und fremde Schuld, durch Leidenſchaften, ſchlechte Geſellſchaft und Ungunſt der Verhältniſſe ihren Beruf verfehlen, den Verheißungen ihrer Natur nicht entſprechen, und darum in doppeltem Maaß das Bedauern und die Mißbilligung des ernſten und ſcharfen Beobachters und Menſchenkenners erregen, während von den oberflächlicheren, den unerfahrenen und Weltmenſchen jenes vielverſprechende äußere Gepräge, auch wenn der innere Werth ihm in keiner Weiſe entſpricht, noch honorirt und für vollgültig angenommen wird. Das ſind dann die liebenswürdigen, geſuchten, geprieſenen Männer, die, ohne ein wirkliches Verdienſt, ſo zu ſagen auf den Credit der bei ihnen ſtillſchweigend vorausgeſetzten guten Eigenſchaften leben, und deren Fehler und Thorheiten man mit

Digitized by Google

ihrem „übrigen Guten“ entschuldigt. Für den Roman mögen solche Gestalten ganz erwünscht seyn, eben wegen des Widersprechenden in ihrem Wesen, was Gelegenheit zu spannenden, interessanten Verwicklungen gibt, aber man muß auch von dem Romandichter fordern, daß er sich die Aufgabe nicht zu leicht mache, und der Einbildungskraft des Lesers wenigstens gewisse Anhaltspunkte und Normen gebe, um das zu ergänzen, was er selbst nicht weiter ausführt. Und hier können wir Hook nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß er seinen Mortimer in einigem Nebel, in Unbestimmtheit und Verschwommenheit der Zeichnung lasse, daß er uns über seine Vergangenheit zu wenig psychologischen Aufschluß gibt, und uns nicht in Stand setzt zu beurtheilen, bis zu welchem Grade Helen sich täuschte, wenn sie an etwas Edles in seiner Natur glaubte. Wir wollen nicht gerade sagen, daß dieser Charakter absolut unmöglich sey, aber so wie er ist, hat er gar zu viel Unzusammenhängendes, Fragmentarisches; man wünschte doch auch Andeutungen über den Charakter der Lady Hillingdon, so wie genauere Aufschlüsse über sein Verhältniß zur Gräfin St. Alme, welcher gegenüber er doch eine gar schmähliche Figur macht; ferner ist beinahe unbegreiflich, warum er seine junge Gattin mit dieser Person bekannt macht und letztere sogar nach Sadgrove einladet; über die dritthalb Jahre, während welcher das eheliche Glück immer mehr sank, wird ganz mit Stillschweigen weggegangen. Je weniger wirklichen Werth Mortimers Charakter hat, desto begreiflicher wird allerdings seine Handlungsweise — (seine Liebe zu dem Kammermädchen seiner Gattin ist noch einer der am wenigsten empfehlenden Züge, zumal bei seiner sonstigen Verstimmung! —) aber desto unerklärlicher bleibt es, wie er die Liebe eines so edeln Wesens, wie Helen war, gewinnen und behaupten konnte. Einigermaßen wird dieß nur dadurch begreiflich, daß Helen, bei aller natürlichen Reinheit, Güte und Seelenadel, doch ohne eine sorgfältigere gemüthliche und sittliche Bildung aufgewachsen ist, daß sie, im Umgang mit ihrem weltlichen Vater, ohne eine Mutter oder eine weibliche Freundin und Lenkerin, die Menschen mehr nach ihren äußern, gesellschaftlichen Eigenschaften zu beurtheilen sich gewöhnt hat; daß ihr der nächstliegende Maaßstab der seyn mochte, ob Einer in der Gesellschaft eine gute und würdige, oder eine unbedeutende, lächerliche Figur mache; wie denn Hook mit vielem Tact andeutet, daß sie später, ernster und besonnener geworden, ihre Art über die Menschen zu urtheilen und zu sprechen, änderte und namentlich an ihre Stiefmutter sich mit Achtung und Liebe anschloß, über die sie sich in frühern Tagen nicht wenig würde lustig gemacht, deren unfashionables Wesen sie unerträglich würde gefunden haben. Abgesehen von dieser Schwierigkeit, eine tiefere dauernde Neigung zu einem Mann wie Mortimer bei einem so reinen und edeln Wesen ganz genügend zu erklären, muß man gestehen, daß ihr Charakter sehr gut durchgeführt und entwickelt ist, daß die in demselben vorgehenden Veränderungen glücklich motivirt sind. Helen, als brillante und gefeierte Schönheit, ist nicht unliebenswürdig, und als vielfach verletzte, als duldende Gattin gewinnt sie unsre vollste Achtung und Theilnahme; während ihr Selbstgefühl nach dem unwürdigen Benehmen Mortimers daran erinnert, daß sie nicht ohne innere Kraft ist, welche sie selbst in ihrem Unglück einigermaßen aufrecht halten kann. — Von den übrigen Charakteren wird nachher noch die Rede seyn; hier wollen wir nur in Beziehung auf die beiden Hauptpersonen des Buchs die Frage aufwerfen: ist die Behandlung des Schicksals einer solchen Ehe wirklich auch eine ästhetisch dankbare Aufgabe? Et prodesse volunt et delectare poëtæ, sagt Horaz, und gewiß müssen in diesem Sinn auch die Romanschreiber unter die Poeten gerechnet werden; wie steht es mit dem Nutzen, und wie mit dem Ergötzen, welche dieß Buch gewähren soll? Was zuerst den Nutzen betrifft, so darf man diesen Begriff freilich nicht allzu realistisch fassen; wir glauben darunter verstehen zu müssen die geistige Förderung überhaupt durch vermehrte Selbsterkenntniß, oder lebendigere, schärfere Anschauung der menschlichen Natur durch glückliche und lehrreiche Beleuchtung der verborgenern Tiefen der menschlichen Seele, ihrer Heimlichkeiten im guten und im bösen Sinn, ihrer wunderbar wirkenden, oft so complicirten Motive, ihrer fast unglaublichen Schwächen und wieder ihrer unerschöpflichen Kräfte, durch Entfaltung der Mannichfaltigkeit des Lebens und der Charaktere, durch Wiedererweckung alter Zeiten und ihrer Eigenthümlichkeiten, durch Ergründung der in der Gegenwart, in dem modernen Gesellschaftsleben thätigen und wirkenden Vorstellungen, Ideen, Strebungen, Vorurtheile u. s. w. Daß in diesem Sinne der durch Werke der Poesie und Fiction gestiftete Nutzen sehr groß, wenn auch nicht so unmittelbar zu Tage liegend sey, wird man kaum bestreiten können, während freilich diejenigen sich täuschen, welche glauben durch Poesie und Literatur in sittlichem Geist unmittelbar die Menschen bessern zu können. Dagegen kann eine unsittliche Poesie und Literatur viel unmittelbarer nachtheilig wirken. Das vorliegende Buch von Th. Hook enthält, wie schon gesagt worden, ohne Zweifel manche psychologische und moralische Wahrheiten und mag darum auch in seiner Art nicht ohne Nutzen seyn; aber das Thema ist, wie bei so vielen modernen Romanen und Novellen, aus einer zu wenig natürlichen und allgemein menschlichen Sphäre, aus einem zu verfaulten, angefressenen Gesellschaftszustand genommen, und der Fall ein zu specieller, als daß die Belehrung eine allgemeiner ansprechende und nützliche seyn könnte. Schwerlich wird auch nur ein Mortimer dadurch gebessert werden; Mädchen in Helens Lage könnten sich wohl daran spiegeln; aber in wie vielen Boudoirs mögen dergleichen Erzählungen mit einem andern Interesse als dem der literarischen Neuigkeitensucht gelesen werden? in wie vielen Herzen wird, wenn die Thräne der Rührung und des Mitleids aus dem Auge der schönen Leserin gewischt ist, eine aus dem Buch gezogene ernstere Lehre haften? Die meisten Leser aber, die vermöge ihrer Verhältnisse der Sphäre der Hauptpersonen fern stehen, werden die ganze Geschichte als einen Ausnahmsfall betrachten, der zu wenig Typisches, Allgemeingültiges und Anwendbares darbietet. Und doch haben diese Personen auch nicht so viel Individualität, daß man sich veranlaßt fühlte, sich recht lebendig in sie hinein zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88 u. 89.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 August 1840.

Handwerksgesellen und Handwerksgesellschaften in Frankreich. *)

Von J. B.

(Le livre du Compagnonnage, contenant des Chansons de Compagnons, un dialogue sur l'architecture, un raisonnement sur le trait, une notice sur le compagnonnage, la rencontre des deux frères, et un grand nombre de notes, parmis lesquelles on peut en citer une sur les salaires et une sur les grands hommes; par *Agricola Perdiguier*, dit Avignonais la Vertu, compagnon menuisier. Paris chez l'auteur. 1840.)

„Die Compagnonnage erkennt drei Hauptgründer derselben an; sie bildet mehrere Devoirs, und theilt sich in eine große Anzahl von Gesellschaften. Die Steinhauer, compagnons étrangers, genannt die Wölfe (les loups), die Schreiner und die Schlosser des Devoir de la liberté, genannt die Gavots, nennen Salomon als ihren Stifter. Sie sagen, daß dieser König, um sie für ihre Arbeiten zu belohnen, ihnen ein Devoir (so heißen die Statuten der Handwerkergesellschaften) gab, und sie brüderlich im Tempel, dem Werke ihrer Hände, vereinigte. Die Steinhauer, compagnons passants, genannt Wärwölfe (loups-garoux) dagegen, die Schreiner und Schlosser vom Devoir, genannt des dévorants, leiten ebenfalls vom Tempelbau den Ursprung ihrer Gesellschaft ab: Meister Jakob, der berühmte Lenker der Arbeiten des Tempels, soll dieselbe gegründet haben. Die Zimmerleute, compagnons passants oder Drillos, geben sich denselben Ursprung wie die frühern; sie sind somit ebenfalls vom Tempel ausgegangen, „der Vater Soubise, gewandt in dem Zimmerhandwerk, ist ihr Gründer."

„Die Gesellschaften, die so eben genannt wurden, riefen mehrere andere hervor, oder dienten wenigstens zum Präterte bei Gründung einer zahllosen Menge anderer Gesellschaften. Die Compagnonnage wuchs immer mehr an. Die Kinder Salomons, erst in drei Handwerke getheilt, haben deren heute vier. Die Zimmerer, die sich zuerst Füchse der Freiheit, später Compagnons der Freiheit nannten, trennten sich von ihnen, und bilden eine neue Gesellschaft. Die Kinder des Meisters Jakob, die ebenfalls früher nur aus drei Handwerken bestanden, nahmen freiwillig mehrere Hülfsgesellschaften an. Die Schreiner haben die Faßbinder aufgenommen, und die Schlosser die Glaser. Noch andere Verbindungen fanden statt. Die Kleinschmiede, die Hammerschmiede, die Hufschmiede, die Achsenmacher, die Gerber, die Weißer, die Kesselmacher, die Gießer, die Blechschläger, die Messerschmiede, die Sattler, die Nagelschmiede, die Schafscheerer, die Korbmacher, die Seilspinner, die Weber, die Hutmacher, die Holzschuhmacher, die Bäcker und die Schuster sind, die einen auf rechtlichem Wege, die andern durch Betrug, zu Kindern des Meisters Jakob geworden. — — Die Kinder des Vater Soubise bestanden aus einem einzigen Handwerkerstande; sie umfassen deren jetzt drei, die Zimmerleute haben die Dachdecker und Gypser aufgenommen.

„So besteht in unserer Zeit, wie man sieht, die Compagnonnage beinahe aus allen Handwerken."

Ich entsinne mich, eines Tages in einer Provincialstadt Frankreichs Zeuge eines furchtbaren Kampfes zwischen den Zimmergesellen und den Schmiedegesellen gewesen zu seyn. Es wurden mehrere der Kämpfer vom Walplatze ins Hospital getragen. Ich frug damals meine Bekannten, die ich in der Stadt hatte, nach der Ursache dieses gräßlichen Streites, und alle antworteten mir des rivalités de compagnons, aber keiner wußte mir so recht zu sagen, was denn diese Compagnons eigentlich seyen. Ein andermal war ich ebenfalls zufällig aus der Ferne Zeuge, wie zwei Handwerksbursche sich auf der offenen Heerstraße begegneten, über einander herfielen, sich jämmerlich durchprügelten, bis der eine im Graben liegen blieb, und der andere mehr fortkroch als fortging. Ich war zu weit entfernt, um mit einem Freunde, mit dem ich einen Spaziergang machte,

*) Obgleich dieser Aufsatz von dem literarischen Plan dieser Blätter etwas abliegt, glauben wir doch, daß das Interesse, welches der Gegenstand darbietet, die Abweichung von der Regel entschuldigen werde. Die Redaction.

zeitig genug auf dem Kampfplatz anzukommen, und die Streitenden zu trennen; und als wir dem Besiegten endlich nahe kamen, hatte sich bereits ein Bauer desselben angenommen, und führte ihn in sein Haus. Auch damals sagte mir mein Freund auf meine Verwunderung: das sind wahrscheinlich zwei Compagnons feindlicher Gesellschaften. In Paris sieht man mitunter Handwerksburschen mit furchtbaren Bambusstöcken in der Hand und bunten Bändern im Knopfloche singend die Straßen durchziehen und einem ihrer Freunde das Geleite geben. Das ist dann ebenfalls ein äußeres Lebenszeichen der Compagnonnage. Man kann viele Jahre in Frankreich leben, und nicht mehr von dieser volksthümlichen Institution erfahren. Und doch zeigt die Stelle, die zur Einleitung dient, und die ich aus dem Büchlein des Avignonais la vertu ausgezogen habe, daß dieselbe von Zeiten Salomons her bis auf uns besteht, und heute fast alle Handwerke umfaßt.

Alle diese Gesellschaften hatten ursprünglich wechselseitige Unterstützung zum Zweck. Die Schwachen und Armen suchten in der Verbindung Kraft und Schutz gegen Noth und Elend. Aber wie fast überall im öffentlichen Leben, fußten sie sich auf den Egoismus, schufen für sich ein Privilegium, strebten nach gewissen Rechten oder Vorrechten, anstatt nach einer gleichen Pflicht für Alle, und kamen so zu Organisationen, die am Ende mehr Unheil als Heil hervorbrachten. Die neuere Zeit ist berufen, einen andern Geist in das Associationswesen hineinzubringen, ihm eine allgemeine Basis zu verschaffen, und anstatt Vorrechte für Einzelne eine heilige Pflicht für Alle zu schaffen. Der Geist, der sich nach und nach in der französischen Compagnonnage geltend macht, ist ein Beweis, daß die französischen Handwerker unter dem Einflusse der neuern Zeit einer andern Zukunft entgegenstreben. Der alte Unsinn und die bessern Grundsätze eines aufgeklärten Jahrhunderts sind hier, wie überall, im Kampfe begriffen, und werden zu neuen Gestaltungen führen. Das Büchlein unseres Bruders Avignonais la vertu ist für beides ein Beweis.

Der Zweck und die verfehlten Mittel, um denselben zu erreichen, wird aus der Organisation der Gesellschaften und ihren nächsten Folgen so klar als möglich; die bessere Zukunft tritt uns dann in einzelnen Reformen entgegen, und vor Allem in dem Geiste, der das ganze Büchlein durchweht, und der mehr oder weniger der der ganzen Gesellschaft, der er angehört, seyn muß, da sein Büchlein auf Kosten von etwa 400 Handwerker aus allen größern Städten Frankreichs gedruckt wurde.

Hier für beides die Beweise.

Bruder Avignon schildert die Organisation der drei Hauptbranchen der Handwerkergesellschaften. Vorne an gehen natürlich die Kinder Salomons, zu denen er selbst gehört. Diese bestehen aus Steinhauern, Schreinern und Schlossern.

„Die Steinhauer theilen sich in zwei Classen, die Compagnons und die jeunes-hommes. Ein erster Compagnon präsidirt der Versammlung der Compagnons, ein erster *jeune-homme* der der jeunes hommes. Die Compagnons schmücken sich mit einem Stock und geblümten Bändern verschiedener Farben, die sie um den Hals schlingen und auf die Brust herabfallen lassen. Wer in die Gesellschaft aufgenommen seyn will, muß ein Noviziat durchmachen. Während desselben ißt und schläft er bei der Mutter, und nimmt nicht an den Kosten der Gesellschaft Theil. Ist er hinlänglich bekannt, so wird er unter die jeunes-hommes aufgenommen, und trägt, wie diese alle, grüne und weiße Bänder im Knopfloch auf der linken Brust. Dann bekommt er seinen Namen: la prudence de Draguignon, la fleur de Bagnolet, la liberté de Châteauneuf etc. Der eine dieser Namen ist stets der seines Geburtsortes. Diese Namen werden übrigens bloß in ihren Versammlungen gebraucht. Das Wort: Herr ist verbannt, und durch das Coterie ersetzt. Sie hurlent nicht, dagegen üben sie mitunter die Topage aus." — (Wir werden diese beiden schönen Gebräuche später näher kennen lernen.) — „Obgleich es in dieser Gesellschaft einen ersten Compagnon und einen ersten jeune-homme gibt, und somit getrennte Versammlungen stattfinden, so hat doch stets unter ihnen das schönste Einverständniß bestanden."

Die Organisation der Schreiner, Kinder Salomons, im Ganzen dieselbe wie die der Steinhauer, ist etwas complicirter im Einzelnen. Sie besteht aus drei organisirten Classen: Compagnons reçus, compagnons finis, und compagnons initiés. Außerdem gibt es noch Affiliés, die zur Aufnahme vorbereitet werden. Ein erster Compagnon und ein Dignitaire stehen an der Spitze der Gesellschaft, und werden alle sechs Monate gewählt. Bänder mit Goldfranzen, ein Compaß und ein Winkelmaaß sind die Insignien dieser Würde. Außerdem gibt es einen Rouleur, der den ankommenden Gesellen Arbeit verschaffen muß, einen Sekretär und endlich Alte (des anciens) die mit der Direction die Angelegenheiten der Gesellschaft beaufsichtigen. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben gleiche Rechte, Werkstätte, Tisch und Schlafstube sind für alle dieselben. Verfehlt sich der Würdeträger gegen die Gesetze, so zahlt er doppelte Strafe. Das Wort Du ist verboten, nur Ihr ist erlaubt. Die Namen sind: Avignonais la vertu, Languedoc la prudence etc. Die Topage ist verboten, und eben so wenig kennt man die Hurlements. — Die Organisation der Schlosser ist ganz dieselbe wie die der Schreiner.

Die zweite Branche dieser Gesellschaften ist die der Kinder des Meisters Jacob. Diese besteht ebenfalls aus Steinhauern, Schreinern und Schlossern.

Die Steinhauer bestehen aus zwei Classen, Compagnons und Aspiranten. Der Stock und Bänder um den Hut ist das Bundeszeichen der Compagnons. Ils topent, mais ils ne hurlent pas. Sie behandeln ihre Aspiranten mit der höchsten Strenge, wie der Herr den Knecht. Sie (les Loups-garous) sind die geschwornen Feinde der Loups, wie die Steinhauer, Kinder Salomons heißen, und so oft sie mit diesen zusammentreffen, gibt's blutige Köpfe. „Wenn sie auf derselben Brücke arbeiten, so ist's gefährlich in ihre Nähe zu kommen, der Fluß ist oft zu enge, um sie zu trennen. In Paris arbeiten sie dagegen oft genug zusammen, ohne daß es zu Streitigkeiten kommt." — Die Ursache dieser Feindschaft liegt darin,

daß die Loups-garoux früher zu den loups gehörten, sich von ihnen trennten und eine neue Gesellschaft bildeten.

Die Schreiner haben ungefähr dieselbe Organisation. Auch sie behandeln die Aspiranten wie Herren die Knechte. Diese müssen allein schlafen und essen, und selbst in ihren Festen sind sie getrennt. Daher dann Streit und Hader, der zu einer neuen Gesellschaft, der der Révoltés, führte. Die Juliussonne scheint mit im Spiele gewesen zu seyn, denn auch diese Revolution fand 1830 statt. Die Schreiner der beiden feindlichen Gesellschaften scheinen übrigens weniger streitlustig als die Steinhauer, denn die Schlägereien sind selten unter ihnen.

Die Schlosser sind ganz wie die Schreiner organisirt. Die übrigen Handwerke, die sich den Kindern des Meister Jakob angeschlossen, haben auch deren Organisation angenommen.

Die Kinder des Vater Saubise bestehen nur aus Zimmerleuten. Sie haben zwei Classen, die Compagnons und die Füchse. Große Stöcke, Bänder am Hute sind die Verbindungszeichen der Compagnons. Die Compagnons spielen den Füchsen ungefähr so mit, wie die Alburschen den Namensgenossen derselben auf deutschen Universitäten, so daß einzelne derselben sich selbst mit Ehrentiteln beilegten, als da sind: fléau des Renards, terreur des Renards etc. Der Compagnon kann dem Fuchsen sagen: „Putze meine Stiefeln, klopfe mir den Rock aus, steck' mir die Pfeife an, schenke mir ein ꝛc." Der Fuchs gehorcht, und der Compagnon ist stolz und freut sich, de faire *aller* le renard. In der Provinz arbeitet ein Fuchs selten in der Stadt, aus der ihn die Compagnons, wie sie sagen, dans les broussailles hinaustreiben. In Paris ist das nun freilich anders, und sie arbeiten hier oft in denselben Werkstätten. Der, der die Arbeiten in der Werkstatt leitet, bezieht einen größeren Lohn. Alle andern Zimmerleute dieser Gesellschaft verdienen dagegen gleich viel. „Sie sagen: daß ein sehr verstopfter Kopfsteinen ganz offnen Magen haben könne, und daß er eben so gut leben und seine Familie ernähren müsse. Viele werden daraus schließen, daß es in diesem Stande einerlei, ob man ein guter oder schlechter Arbeiter sey; aber wenn sie bedenken, daß der weniger tüchtige Arbeiter die gröbste Arbeit machen muß, und daß, wenn die Arbeit abnimmt, man ihn zuerst wegschickt, so werden sie bald zugeben, daß der Nachtheil dennoch stets auf Seiten des schlechten Arbeiters ist."

Diese Compagnons hurlent in ihren Cermonien, ils topent auf der Landstraße, sie prügeln sich oft, entweder mit den Schustern oder Bäckern. Unter sich aber stehen sie sich redlich bei, und wissen die Preise aufrecht zu erhalten.

In diesem Corps heißen die Lehrjungen Hasen, die Aspiranten Füchse, die Compagnons Hunde, und der Meister Affe. Man erklärt diese drollige Benennung folgendermaßen. Der Hase ist schwächer und weniger klug als der Fuchs, und dieser jagt jenen. Der Hund jagt den Fuchs, der Affe endlich klüger als alle andern, weiß mit Hund, Fuchs und Hase gleich gut fertig zu werden. — —

Schon aus dieser allgemeinen Organisation der verschiedenen Gesellschaften wird es klar, daß dieselben sämmtlich den Zweck wechselseitiger Unterstützung hatten; daß der Gedanke, der sie geschaffen, schön und groß; aber leider auch, daß er in der Ausführung eher ein Mittel zu Haß und Zwietracht wurde, denn zu Liebe und Eintracht, eher zur Absonderung, zur Zersplitterung, denn zur Vereinigung, zu einem gemeinsamen Benutzen der Kräfte aller, zum Besten aller führte.

Noch ein paar Stellen über die Gebräuche der Gesellschaften werden dieß nur um so klarer machen. Es ist nicht ohne Interesse, daß dieß recht klar werde, denn diese Besonderheiten deuten auf die allgemeinen Gesetze der Association hin, und erlauben Schlüsse, auf denen das Heil der Zukunft ruht.

Wechselseitige Unterstützung war der Zweck dieser Gesellschaften. Zu dem Ende nehmen sie eine gemeinsame Herberge an. Die Frau des Wirthes heißt die Mutter (la mère), und dieser Name deutet hinlänglich an, daß jedes Mitglied der Gesellschaft auf Pflege und Unterhalt rechnen kann, daß er bei ihr wie im elterlichen Hause aufgehoben ist. Alle Mitglieder der Gesellschaft sind solidarisch verpflichtet gegen die Mutter, und diese solidarische Verpflichtung gibt allen das Recht auf Unterstützung. In dieser Herberge findet der neuangekommene fremde Compagnon den Rouleur, der sich gleich seiner annimmt, für seinen Unterhalt sorgt, und ihm Arbeit verschafft. Er sucht ihm einen Meister, empfängt von diesem 5 oder 3 Franken Aufgeld, die er dem Gesellen gibt, und dafür von ihm eine Mahlzeit gesetzt bekommt. Sobald der Compagnon seinen Meister wieder verlassen will, geht er abermals mit dem Rouleur hin, der sieht, wie ihre Rechnung steht, und ob der Meister und der Arbeiter sich wechselseitig pflichtgemäß benommen haben. So tritt eine Art Controle ein, in Folge deren ein Geselle, der aus einer Gesellschaft in die andere übertritt, ein Zeugniß über sein Benehmen beibringen muß. Ein Meister kann stets nur Compagnons derselben Gesellschaft annehmen. So oft er Arbeiter sucht, wendet er sich an den ersten Compagnon, und dieser sich an den Rouleur. Alle Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und dem Meister sucht der erste Compagnon zu schlichten. Gelingt dieß nicht und hat der Meister Unrecht, so verlassen ihn alle Compagnons, und er kann sich dann an eine andere Gesellschaft wenden. Geräth er auch mit dieser in Streit, will er den Arbeitslohn zu sehr herabdrücken, so kann es dazu kommen, daß er zuletzt von allen auf eine bestimmte Zeit oder für immer in Verruf erklärt wird, was dann oft den Ruin seines Geschäftes nach sich zieht.

So lange der Compagnon in einer Stadt, in der er eben angekommen, keine Arbeit hat, findet er Credit bei der Mutter. Zwingen ihn seine Verhältnisse augenblicklich abzureisen, ohne daß er Geldvorrath hat, so erhält er von Stadt zu Stadt die nöthige Unterstützung. Wird er wegen nicht entehrender Umstände verhaftet, so hilft man ihm so gut man kann; wird er krank, so besucht ihn ein Geselle nach dem andern, und bringt ihm was er erübrigen kann. In einzelnen Gesellschaften ist diese Unterstützung organisirt, der Kranke erhält 10 Sous täglich, die ihm zusammen übergeben werden, wenn er das Hospital verläßt. Die Todten werden gemeinschaftlich begraben, und am ersten Jahrestage ihres Absterbens wird ihr Andenken ins Gedächtniß der Ueberlebenden zurückgerufen. Trifft allgemeines

Digitized by Google

Unglück die ganze Geſellſchaft einer Stadt, ſo wendet dieſe ſich an die anderer Städte, und kann auf deren Unterſtützung rechnen.

Daß ſolche Geſellſchaften darauf halten müſſen, nur Mitglieder von unbeſcholtenem Rufe zuzulaſſen und zu dulden, verſteht ſich von ſelbſt. Wer ſtiehlt oder betrügt, erhält die Conduite de Grenoble, iſt entehrt und auf immer aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Die Conduite de Grenoble iſt wirklich ein furchtbares Gericht: „Ich habe," — ſagt unſer Bruder Avignonais la vertu, „in Mitte eines großen von Compagnons gefüllten Saales einen der Ihrigen knien geſehen; alle andern Geſellen tranken Wein auf den Untergang aller Diebe und Betrüger; jener trank Waſſer; und als er nicht mehr trinken konnte, goß man ihm dasſelbe ins Geſicht. Dann zerbrach man das Glas, aus dem er getrunken, und verbrannte ſeine Farben vor ſeinen Augen. Der Rouleur befahl ihm aufzuſtehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn im Saale rund herum; jedes Mitglied der Geſellſchaft gab ihm eine leichte Ohrfeige, endlich wurde die Thüre geöffnet, man zeigte ihm dieſelbe, und als er hinausging, erhielt er zum Abſchiede einen Fußtritt. Il y avait de quoi mourir de honte! Dieſer Menſch hatte geſtohlen."

In Avignon wagte es ein ſo Ausgeſtoßener vor Gericht zu klagen. Das Gericht unterſuchte die Sache, der Beweis des Diebſtahls wurde geliefert, und der Kläger wurde zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

Alle dieſe Gebräuche haben einen ſo edeln, ſo wohlthätigen Charakter, daß man von ihnen ſicher nur die ſchönſten Folgen hätte erwarten ſollen. Und doch führten dieſe Geſellſchaften öfter zum Unheile als zum Heile, und doch kennt man ſie in Frankreich kaum anders, als durch den Lärm, den ſie oft in den Straßen machen, durch ihre blutigen Schlägereien, und durch die Berichte der Gerichtsſcenen, die dieſen oft folgten.

Die hurlements ſind eine alte Art ſich anzurufen; ſo oft ſich Compagnons derſelben Geſellſchaft, die die Gewohnheit des Heulens haben, begegnen, beginnt ein ohrenzerreißender Lärm. Doch iſt das nur unäſthetiſch und nicht gefährlich. Mit der topage aber verhält es ſich anders. Bruder Avignonais la vertu ſagt darüber: „wenn zwei Compagnons ſich auf der Landſtraße begegnen, ſo topent ſie ſich (ils se topent). Das geſchieht alſo: nachdem ſie ſich bis auf zwanzig Schritte genähert, bleiben ſie ſtehen, nehmen eine gewiſſe Stellung an, und fragen und antworten ſich auf folgende Weiſe: Tope! Landsmann! Welcher Beruf (tope pays! quelle vocation?) — Zimmermann! und Sie Landsmann? — Steinhauer! — Compagnon? — Ja, Landsmann! Und Sie? — Ebenfalls Compagnon! Dann fragen ſie ſich, welchem devoir, welcher Geſellſchaft ſie angehören? Gehören ſie derſelben an, ſo gibt's ein Feſt, ſie trinken aus derſelben Kürbisflaſche, oder kehren im nächſten Wirthshauſe zuſammen ein. Im entgegengeſetzten Falle beſchimpfen ſie ſich wechſelſeitig, bis ſie endlich handgemein werden, und meiſt nicht eher ablaſſen, als bis einer nicht mehr ſchlagen kann."

Bei dieſen Einzelnkämpfen aber bleibt es nicht. So oft ein Geſelle aus der Stadt abreiſt, geben ihm ſeine Mitgeſellen das Geleite bis vor die Stadt. Erfahren das zufällig die Geſellen eines andern devoir, ſo machen dieſe oft eine fausse conduite; ſie thun ſo, als ob auch einer der Ihrigen abreiſe, und gehen der conduite, die zurückkehrt, entgegen. „Sobald ſie ſich begegnen, topent ſie ſich, liefern ſie ſich eine Bataille, in der ſtets Blut fließt, und oft Todte auf dem Schlachtfelde bleiben. In Nantes ſchloß ſich ein Familienvater einer fausse conduite an, und wurde todtgeſchlagen." Man ſieht ſchon hieraus, daß ein tödtlicher Haß zwiſchen den verſchiedenen Geſellſchaften beſtehen muß. Das iſt der einzige Berührungspunkt, den ſie miteinander haben. Dieſer Haß geht in all ihr Denken, in ihre Feſte und Lieder über. Jede Geſellſchaft hat ihre Chanson satirique gegen die andern, in der der Devorants heißt es in Bezug auf die Gavots:

Chers Compagnons honnêtes,
Notre loi est parfaite:
Vous irez dans les cieux
Comme des bienheureux.
Et les *Gavots infâmes*
Iront dans les enfers
Brûler dedans les flammes
Comme des Lucifers.

Die Gavats bleiben aber den Devorants nichts ſchuldig und ſingen:

Depuis ce temps là (der Errichtung der Geſellſchaft der Devorants)
fourmille
Dans la ville d'Orléans
Quantité d'imbécilles
Que l'on nomme devorants.

und weiter:

Depuis ce temps, chez leur mère,
Dans leurs boutiques et leurs chantiers,
Chacque jour l'on entend bruire
Des ânes de tous métiers etc.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Don Francisco Martinez de la Roſa.

Der Baum der Hoffnung.

An dem Fuß der ſtillen Wiege
Wächſet der ſüße Baum der Hoffnung,
Schaukelt nach des Windes Wehen,
Schwank und zitternd wie ein Rohr.

Einen Augenblick allein
Rauſcht der Zephyr lieblich um ihn,
Pfeift in ihm der grimme Nordwind,
Sengt die Gluth des Südwinds ihn.

Selten wächſt er da wo Blumen,
Selten da wo Aehren knoſpen;
Wie des Mandelbaumes Zier
Weilt er, allzuzeitig blühend.

Digitized by Google

Und je höher er ſich hebt,
Deſto mehr iſt er gefährdet,
Gleich der mächt'gen Ceder Spitze
Zieht er an des Blitzes Strahlen.

Ihres Wipfels höchſte Zweige
Wählt der Adler ſich zum Wohnſitz,
Während giftige Inſecten
Ihrer Wurzel Mark benagen.

Tief iſt ſeines Fußes Grund,
Weithin dehnt er ſeine Zweige,
Kaum verleiht er matten Schatten,
Ihm am Stamme nagt der Tod.

Amor zum Kaufe ausgeboten.

Kommt ihr Schäferinnen!
Kaufet einen Amor!
Seht hier hab' ich ihn
In der Hand am Zittig.
„Lernt er leicht?" — Wie Kinder.
„Artig?" — Zum Entzücken.
„Und verſchwiegen?" — Stumm.
„Und gefällig?" — Blind.
„Munter?" — Wie der Mai.
„Flüchtig?" — Wie der Wind.
„Iſt er treu?" — Wie ihr.
„Dann behalt ihn nur!"

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Schluß.)

Und in wiefern läßt ſich von dem Buche ſagen, daß es ergötze? Auch dieſer Begriff iſt inſofern zu erweitern, als darunter nicht bloß eine rein und ungemiſcht angenehme, wohlthuende Empfindung zu verſtehen iſt. Eine Poeſie ergötzt, im Horaziſchen, im äſthetiſchen Sinn, auch dann, wenn die ſchmerzlichſten und bitterſten Empfindungen dadurch aufgeregt werden, wenn die Seele von Schauer, Entſetzen, Abſcheu erſchüttert wird, falls nur der Geſammt- und Endeindruck ein verſöhnender, falls nur das Beruhigende, das Erhebende überwiegend iſt, wenn nur die Contraſte, die Diſſonanzen ſich am Ende harmoniſch auflöſen, oder doch wenigſtens eine beruhigende Löſung angedeutet und in Ausſicht geſtellt, obſchon nicht wirklich gegeben iſt. Für ein weichliches, ſentimentales Gemüth kann oft das nur verwundend, ſchmerzlich und abſtoßend ſeyn, was einen klaren, männlichen und gereiften Geiſt befriedigt und im äſthetiſchen, nicht im pathologiſchen Sinn, ergötzt. Somit kann eine tragiſche Kataſtrophe eben ſo gut ergötzen, d. h. den gebildeten Geiſt äſthetiſch befriedigen, als ein fröhlicher Ausgang mit einer Heirath; aber das bloß Traurige und Jämmerliche oder Entſetzliche, wenn es nicht der Veranſchaulichung einer höhern Wahrheit oder Idee dient, oder wenigſtens dem Verſuch, ein noch nicht gelöstes, noch nicht zu löſendes Problem des menſchlichen Lebens, der geſellſchaftlichen Verhältniſſe in ein klareres Licht zu ſtellen, iſt der Poeſie nicht gemäß. Deßwegen können wir von dem vorliegenden Buch in ſeiner Ganzheit nicht ſagen, daß es ergötze, befriedige. Der traurige Ausgang iſt nach der ganzen Anlage nothwendig und mag der Wirklichkeit vollkommen entſprechen; aber daß ein edles Weſen das Opfer ihres Mangels an Erfahrung und Menſchenkenntniß wird, indem ſie einem Unwürdigen ihre Hand reicht, iſt im Grund ganz und gar kein Sujet für eine poetiſche Behandlung. Wohl mag man die Treue und Genauigkeit der Zeichnung anerkennen, aber die Compoſition kann man nicht loben. Was das Buch noch weniger anſprechend und poetiſch macht, iſt der Umſtand, daß man ſo gar viel ſchlechte Geſellſchaft darin findet; denn mit Ausnahme von Helen ſind faſt alle in den Vordergrund der Geſchichte tretenden Perſonen lächerlich oder moraliſch widerlich. Eigennutz, Heuchelei und Mediſance führen die Herrſchaft in einer Weiſe, wie man es im wirklichen Leben doch nicht ſo concentrirt finden dürfte — wenn man auch von den Geſellſchaftskreiſen, in welchen die Erzählung ſich bewegt, keine hohe Meinung hat.

In einer ihrem ganzen Charakter nach humoriſtiſchen Erzählung wären jedoch die beiden Brüder Jakob und John Batley ganz amuſante Perſonen. Der Contraſt zwiſchen dem diplomatiſchen, feinen, weltmänniſchen Gecken John Batley, und dem rückſichtsloſen, groben Egoiſten Jakob, welcher letztere ſogar an ſeinem Bruder einen Gewinn zu machen nicht verſchmäht, am Ende aber doch ſelbſt von einem ſchuftigen, gemeinen Advocaten geprellt und beinahe um ſein ganzes Vermögen betrogen wird, iſt ſehr ergötzlich. John Batley heirathet, wie oben angegeben wurde, eine Kaufmannswittwe, auf eifriges Betreiben ſeines Bruders, welcher ſich bei dieſer Gelegenheit äußerſt theilnehmend und großmüthig zeigt und ihm zu ſeiner neuen Einrichtung ein anſehnliches Geſchenk macht. Gleich nach der Trauung aber erfährt John Batley, daß ſein Bruder dieſe Heirath deßwegen ſo betrieben hat, weil nach dem Willen des erſten Gatten der Wittwe im Fall ihrer Wiedervermählung die Hälfte ihres Witthums an Mr. Jakob Batley fällt.

Wir laſſen ein Geſpräch zwiſchen den beiden Brüdern folgen, in welchem ſich ſowohl ihr Charakter, als auch ihr Verhältniß zu einander ausſpricht. Während der Zeit, wo Mortimer ſich von London entfernt hatte und Lord Ellesmere abgewieſen war, machte Jakob Batley wenigſtens den zwanzigſten Verſuch, ſeinen Bruder zu bewegen, daß er den Bewerbungen von Alderman Haddock um die verlaſſene Dido ſein Ohr leihe.

„Pah, Jack!" ſagte Jakob, „ich hab' es Euch immer geſagt; die Katze auf dem Kalbaunenmarkt — der Eſel zwiſchen zwei Bündeln Heu wußte nicht, was wählen; mir ganz gleichgültig, Gott ſey Dank! ich habe keine Tochter; ich kümmre mich um keinen Menſchen, aber Ihr werdet ſehen wie es am Ende geht; das iſt alles was ich ſage; und eine hübſche Suppe werdet Ihr Euch einbrocken

Während ſolcher Discuſſionen mußte Jack, der feine und

Digitized by Google

glänzende Weltmann, seinem Gemüth den strengsten Zwang anthun und sich mit anscheinender Geduld den Aussprüchen des ungebildeten Crösus unterwerfen, von dem er am Ende die Mittel zu einem unabhängigen Leben zu erhalten hoffte.

„Mein lieber Bruder," sagte Bates der Jüngere, „Ihr seyd ganz falsch berichtet. Oberst Magnus, Mortimers specieller Freund und genauer Bekannter, sagte mir erst diesen Morgen, er zweifle sehr, ob Mortimer die Absicht habe zu verreisen, und ließ Anspielungen fallen — dieß natürlich entre nous." —

„Natürlich," sagte Jakob, „was das auch heißen mag."

„Es bedeutet, Jakob," versetzte John, „daß es nicht weiter ausgesagt werden darf. Er ließ Anspielungen fallen, er glaube, Mortimer sey mit einem besondern Handel beschäftigt, und habe die Geschichte von seiner Reise ausgesprengt, um Nachforschungen irre zu leiten."

„Einen Handel!" sagte Jakob. „Oh! das will wohl sagen: wieder ein Duell! nicht als ob dieß nothwendig folgte. Ein Ehrenhandel! Ein Galanteriehandel! Ach, gut! bei mir seyd Ihr sicher; ich sage keine Silbe davon aus. Ich frage keinen Pfifferling darnach, ob Oberst Mortimer ein halb duzendmal umgebracht wird; was sollt' ich auch? — Ich will mich ja nicht duelliren und habe sein Leben nicht versichert; mir, wißt Ihr, kann es ganz gleichgültig seyn."

„Ja," versetzte John, „aber für Helen wäre es von sehr ernster Bedeutung."

„Ei," sagte Jakob, „das sehe ich nicht ein. Sie hat ja schon zwei Narren zu fangen gewußt; warum sollte es ihr nicht noch einmal gelingen?"

„Mein lieber Bruder," sagte John, „Ihr sprecht von weiblicher Neigung so, als ließe sie sich so leicht übertragen und umsetzen wie angelegte Gelder."

„Gelder, John!" sagte Jakob — „nein, nein! das sollt Ihr mir nicht nachsagen, daß ich die luftigen Phantasien eines närrischen Mädchens mit den Vierprocentigen oder den reducirten Dreieinhalbprocentigen vergleiche."

„Aber die Empfindungen — das Gefühl!" sagte John.

„Gefühl! ei du mein Himmel!" versetzte Jakob, „ich verstehe nicht was das heißt; ich wußte nie was es heißt verliebt seyn, werd' es auch nie wissen. Ich gebe zu, daß ich einmal eine Art Neigung faßte für eine Wittwe in Wapping, in Betracht einiger Schiffe, Classe A, die in den Londoner Docks lagen und deren Eigenthümerin sie war; aber ich fand, daß nicht alles ganz vereinigt und sauber war — und daß sie einen Neffen hatte, und ein Testament da war, das man anfechten konnte; so ließ ich die Wittwe fahren; — aber was das Gefühl betrifft, Gott tröste Euch! sie war alt genug, um meine Großmutter zu seyn und mächtig dick dazu."

„Das ist es," sagte Jack; „Ihr habt nie die Art Leidenschaft empfunden, die ich meine, und könnt daher ihre Macht nicht schätzen."

„So glaube ich auch!" antwortete Jakob; „das thut aber nichts; es wird mir nie Jemand fehlen, den ich lieben könnte, so lang ich lebe — und ich bin auch immer dessen gewiß, was Ihr Gegenliebe nennt — ich liebe mich selbst. Wie ich sage: von allen Häusern in der Straße gebt mir Nummer eins — he? — das ist meine Maxime."

„So sagt Ihr," entgegnete John.

„Und ich sage nie, was nicht mein Ernst ist," versetzte Jakob; „und noch etwas Anderes thue ich auch nicht: ich suche nie höher zu springen, als meine Beine mich tragen wollen — versteht Ihr mich, Jack? Es ist kein Mann, Weib oder Kind, dem ich nur zehn Pence schuldig wäre; ich trinke meinen Porter nie, ehe er bezahlt ist; ich stürze mich nicht bis über die Ohren in Schulden — wie Ihr thut, Jack; indessen, wie ich schon hundertmal gesagt habe, es ist mir gleichgültig."

„Nur als Bruder," sagte Jack, „solltet Ihr vielleicht einiges Interesse nehmen."

„Ich, nein!" sagte Jakob; „ich nehme nie ein Interesse — außer für mein Geld; — und was den Bruder betrifft — ha, wir sind Alle Brüder, wenn Ihr so wollt; und ich will mich hängen lassen, wenn ich einen unter der ganzen Familie in der ganzen weiten Welt weiß, der sich nur bücken und eine Stecknadel aufheben würde, um mein Leben zu retten; ich weiß gewiß, daß ich es keinem zu lieb thäte."

„Aber gewiß," sagte Jack, „Helen verdient doch Eure Zärtlichkeit; sie ist Euch gewiß anhänglich, und" —

„Unsinn, Jack!" sagte Jakob, indem er mit allen Schillingen in seiner Hosentasche rasselte, „anhänglich an mich! nein, ich bin nicht nach ihrem Geschmack und Schnitt — ich lebe nicht in der „Welt" — he? — Sie mag mir anhänglich seyn wie Peter Postobit in der Komödie es seinen Freunden ist, in der Hoffnung nach meinem Tod etwas von mir zu ziehen — aber es wird nichts daraus; ich lasse mich nicht dran kriegen. Ja! wenn sie eine gesetzte, vernünftige Person wäre und den Haddock heirathen wollte, da ließe sich ein Wort mit ihr sprechen; aber nein! der Alderman ist, wie ich auch, kein Mann der „Welt" — nicht als ob ich mich nagelsgroß um ihn kümmerte, was das betrifft."

„Nun," sagte Jack, „Helens Lebensgewohnheiten und Sitten sind einmal verschieden von denen des Aldermans; und ein gebildetes Mädchen —"

„Gebildete Frauen!" sagte der Kaufmann. „Was ist Bildung? Ihr überbildet Eure Mädchen — lehrt sie die gelehrten Sprachen — laßt sie tanzen wie Marionetten — laßt sie spielen und singen, bis sie Herzweh haben — und warum? um Männer zu fangen; das ist's, ist es nicht so? Und noch größere Narren sind die, die sich so fangen lassen."

„Ich sehe das nicht ein," versetzte Jack. „Talente, in welchen jetzt Dilettanten es den Leuten vom Fach, wie sie vor zwanzig Jahren waren, zuvorthun, sind —"

„Talente!" sagte der Kaufmann, „dummes Zeug! Was sind diese Talente? Alle recht schön und gut als Köder, als Anlockungsmittel, als Schlingen; aber laßt einmal das talentvolle Mädchen verheirathet seyn und seht dann, was geschieht. Der Mann ist gewonnen, die Familie stellt sich ein; und sie denkt so wenig daran, ihre Harfe zu zwicken, auf ihrer Guitare zu klimpern, auf ihrem Clavier zu trommeln, oder mit ihrer Stimme Triller zu schlagen, als sie daran denkt zu fliegen; alles

nur Vorwand und Lug und Trug. Wenn Helen den Haddock heirathete —"

„Mein lieber Jakob," unterbrach ihn wieder Watley der Jüngere.

„Und mein lieber Jack," ſagte Jakob, „wenn Ihr darauf kommt — ich ſage, ſelbſt wenn ſie den Mortimer heirathete — was ſie natürlich nicht thun wird — ſie würde ſpäter auch nicht mehr ſingen und ſpielen und er ſie nicht darum bitten. Alles iſt nur ſo lang ſchön, bis man es hat. Ein ſingendes Weib iſt wie ein muſicirender Dompfaff; ein großer Spaß für Freunde und Bekannte, und verhenkert langweilig für einen ſelbſt. Und da ich ganz für mich bin und gar nichts für meine Freunde, ſo ſpreche ich nur wie ich denke."

„Mein lieber Bruder," ſagte Jack, „in Betreff Eines Punktes wünſchte ich Euch in der That zu enttäuſchen, weil Ihr in Eurer derben und raſchen Art Euch auszuſprechen unabſichtlich Helen und mir ſehr großen Nachtheil ſchaffen könntet, indem Ihr die Heirath zwiſchen ihr und Mortimer als abgebrochen darſtelltet. Ob erſt Magnus, ſein intimer Freund, wie ich Euch ſchon geſagt —"

„Pah!" ſagte Jakob; „Oberſt Magnus! das iſt auch ſo ein Mann der Welt, ein Wunderthier der guten Geſellſchaft, ein Burſch, den ich durchſchaute das erſtemal wo ich hier mit ihm zuſammentraf, — nicht als ob er nicht auf ſeine Weiſe klug und verſchlagen wäre, denn er rückt mit ſeiner Prahlerei nie ſo gerade heraus; all ſein hölliſch eingebildetes Weſen kommt nur ſo wie durch Zufall an den Tag und er läßt Einen ſelbſt die Schlüſſe ziehen; all ſeine Großſprecherei iſt andeutend und eingewickelt; aber er iſt ein hohler Geſell und ſo eingebildet wie ein Putzmacher, und ſieht auch einem gleich."

„Magnus wie ein Putzmacher!" rief Jack aus; „ei, mein lieber Bruder, er iſt ganz und gar der Muſtermann des Tages."

„Ja," ſagte Jakob, „das iſt es; ein Muſtermann! — gerade das iſt es! — das iſt ein Putzmacher auch — und der Buſenfreund von Mr. Mortimer! Ich weiß — ich verſtehe. Ich merke, was bei der Freundſchaft herauskommt; ich habe in meinem Leben keinen Freund gehabt, Gott ſey Dank! Ich frage keinen Pfifferling darnach; aber glaubt mir, dieſer Oberſt Magnus iſt höchſt wahrſcheinlich der Mann, der Mortimer zuredet, ſich nicht mit Helen einzulaſſen."

„Im Gegentheil," ſagte Jack, „er iſt laut in ihrem Lobe."

„Laut in ihrem Lobe!" wiederholte der Bruder; „und glaubt Ihr denn einem Menſchen in der Welt das was er ſagt? Pah! die Welt iſt voll Lug und Trug! ſie iſt ſelbſt ein großer ungeheurer Lug und Trug; das macht, daß ich mich von Jedermann entfernt halte — Jeder, der Betheurungen ausſtößt, lügt; kein Menſch, ſchwatze er was er wolle, kümmert ſich einen Strohhalm um etwas Anderes als ſein Ich — das weiß ich."

Mr. Jakob Watley hatte allerdings eine ziemlich derbe Weiſe, ſeine äußerſt unfreundlichen Geſinnungen und Grundſätze auszuſprechen, aber er war im Allgemeinen ein ſchlauer und ſcharfer Beobachter, und die Vorſtellung, die er ſich von den Verdienſten und Tugenden des Oberſt Magnus gebildet, war ziemlich richtig. Ganz natürlich war es, daß zwiſchen den beiden Oberſten und einem Mann wie Mr. Jakob Watley nicht viel freundliche Uebereinſtimmung herrſchen konnte. Der alte Bürger war viel zu ſcharfſichtig, um nicht genau zu beurtheilen, welche Stelle er in ihrer Schätzung einnahm, und dieſe Einſicht verſtärkte noch ſeinen natürlichen Menſchenhaß, oder vielmehr ſeine Selbſtſucht, denn er haßte nicht ſowohl andre Leute, als er vielmehr ſich ſelbſt liebte.

„Nun gut," ſagte der Ehrenmann von Bürger; „ich wünſche Euch gut herauszukommen. Ihr ſeyd in einer Patſche, wie ich es nenne, aber Ihr wollt keinen Rath annehmen, und ich habe keine Zeit zu verſchwenden, um Euch welchen zu geben, wenn Ihr auch wolltet; nein! geht Ihr Eures Weges; mich geht's nichts an; mir iſt es gleichgültig, ob ſie einen, oder beide, oder keinen heirathet. Ich habe mein Schäfchen ins Trockne gebracht — habe genug in Renten geſteckt, um mich für *mein* Leben zu decken; und da dieß ſo iſt, Jack, ſo mag Alles drunter und drüber gehen, mir gilt es gleich. Somit guten Morgen. Ich werde morgen oder übermorgen wieder einſprechen. Ich denke dann zu hören, wie es Euch geht; nicht als ob ich deßwegen käme, ſondern ich habe nur immer gern einen beſtimmten Zweck, wenn ich einen Ausgang mache, und ſo komme ich dann, um mich zu erkundigen — ha, ha, ha! gehabt Euch wohl, Jack, gehabt Euch wohl!"

„Ein ſeltſames, unerklärliches Weſen!" murmelte Jack, indem er dem Diener klingelte, um ſeinen Bruder hinauszulaſſen. „Iſt es der Beſitz des Reichthums, was das Herz gegen die Menſchen verhärtet, oder iſt es die durch dieſen Beſitz gewonnene Bekanntſchaft mit der gierigen Raubſucht der Welt, was den Reichen ſo vorſichtig gegen ſie macht? Ich, wenn ich je einmal eine Guinee hatte, die ich mein eigen nennen konnte, hatte ich nie Ruhe, bis ſie hinausgebracht war, und oft habe ich ſie getheilt mit einem ärmern Freund, oder ſie auch ganz weggegeben für einen würdigen Zweck — nach meinem Dafürhalten; und da iſt mein Bruder, der ſich im Reichthum wälzt, und der ganz und gar verhärtet und fühllos iſt in Allem, was Mitleid, Mitgefühl, Sympathie heißt! — —

Zum Schluß laſſen wir noch einen Abſchnitt aus Mr. John Watley's Werbung folgen.

Der ältliche Herr hatte in ſeinem Tête-à-Tête mit Lady Melanie das häusliche Leben geprieſen, darauf verſetzte die Dame (Laura's Mutter):

„Bei ſolchen Anſichten wundert es mich, daß Sie ihr Glück nicht noch einmal in der intereſſanteſten Lotterie des Lebens, im Eheſtande, verſuchen."

„Ach," ſagte Jack, „das iſt es! Ich verſichere Sie, der Gedanke hat mich lang beſchäftigt, und — nur, wahrhaftig ich bin nicht ſo gar jung." — —

„Nein," antwortete Lady Melanie, „aber auch nicht ſehr alt, Mr. Watley. Ich *meines* Theils glaube, es iſt weit mehr Ausſicht auf ein vernünftiges Glück bei einer Ehe in reiferen Jahren, als bei einer zu einer Zeit des Lebens geſchloſſenen, wo der Geiſt noch von einer nirgends exiſtirenden Vollkommen-

Digitized by Google

heit träumt, und Eiferſucht und alle Arten von Anfechtungen das Herz umtreiben.“

„Iſt das wirklich ihre Anſicht?“ fragte Jack, ihr mit ſeinem Stuhl näher rückend. „Ich bin entzückt, dieß von einer Frau von ſo viel Geſchmack und Einſicht zu hören, wie Sie, Mylady. Und könnten Sie ſich je bewogen finden, dieſen Geſinnungen eine praktiſche Beſtätigung zu geben?“

„Mein lieber Mr. Batley,“ ſagte die Lady, ſichtbar geſpannt, „was meinen Sie?“

„Ich meine,“ ſagte Batley, „wenn es ſich träfe, daß ein Mann etwa von meinen Jahren einen ſolchen Antrag machte, wie ſie bei einem Manne in meinen Verhältniſſen natürlich fänden, würden Sie gemäß den von Ihnen aufgeſtellten Grundſätzen handeln?“

„Nun,“ ſagte Lady Melanie, „in Betracht der eigenthümlichen Lage, worin Sie ſich nach Ihrer Schilderung befinden, würde ich es, glaube ich, thun.“

„Dann,“ ſagte Batley mit ſteigender Lebhaftigkeit, „*können* Sie und *wollen* Sie mich zum glücklichſten Sterblichen machen.“ Mit dieſen Worten ergriff er der Lady Hand und drückte ſie an ſeinen Mund.

„Lieber Mr. Batley!“ ſagte die Lady.

„Liebe Lady Melanie,“ ſagte Mr. Batley, „Sie müſſen gewiß das Vorhandenſeyn eines Gefühls der zärtlichſten Art in meinem Herzen gegen ein Weſen geahnt haben, in welchem ich mir ſchmeichlte alle Eigenſchaften vereinigt zu ſehen, die mein Glück ſichern konnten. Ich ſchwankte und zweifelte, da es ſich ſo ſehr fragte, was Ihre Anſichten in Betreff des berührten Punkts ſeyen. Sie kennen meine ganze Lage, meine Stellung in der Geſellſchaft, mein Haus und Hausweſen ſind Ihnen bekannt, und es würde einem Manne von *meinen* Jahren übel anſtehen, mehr zu ſagen als dieß, da Sie meine Abſicht geahnt zu haben, und entſchloſſen ſcheinen mich glücklich zu machen.“

„Nun,“ ſagte Lady Melanie, „ich geſtehe, ich glaubte manchmal eine Geneigtheit zu etwas der Art wahrzunehmen — aber ich zweifelte — und —“

„Ich merkte, daß Sie darum wußten,“ ſagte Jack; „ich freue mich, Sie geneigt zu finden, und ich verſichere Sie, Lady Melanie, daß, wenn die befliſſenſten Beſtrebungen, das Glück einer zweiten Gattin zu ſichern, verſtärkt durch die Erinnerung an die Trefflichkeit der erſten, die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs für ſich haben, Sie auf dieſe zählen können; unbedingte Zärtlichkeit iſt mein Wahlſpruch.“

„In der That,“ verſetzte Lady Melanie, „ich kann nicht — die Schwierigkeit eine Antwort zu geben — iſt —“

„Natürlich,“ ſagte Batley. „Wenn die liebe Laura Einwendungen machen ſollte, darauf bin ich gefaßt; ſie können wohl überwunden werden. In der That, ich ergriff nur die Gelegenheit — die erſte, die ich hatte, mich Ihnen zu Füßen zu werfen; aber wenn, wie gütig und freundlich auch Sie ſind, und bereit meinem Anliegen ein Ohr zu leihen, meine Wünſche zu erhören, dennoch, wenn Laura nur einigermaßen Einwendungen macht — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich möchte durchaus nichts erzwingen. Wenn das Geſchenk kein freies iſt, ſo iſt es gar keines; ſo bleibe es ganz ihrer Entſcheidung anheimgeſtellt.“

„Ich bin gewiß,“ ſagte Lady Melanie, und ſah Jack mit Blicken, ſüßer als Honig, an, „daß Laura hierin ihrer Mutter nicht widerſprechen wird; in der That, Laura ſelbſt hat es geahnt — ich wahrhaftig nicht, aber ich glaube, empfänglicher vermöge ihres Alters, ſah ſie den Fortſchritt einer Neigung, die ich geſtehe, nicht gekannt zu haben. Ich ſchätzte Sie ſo und gefiel mir ſo in Ihrem Umgang, daß ich in meinen Gedanken ganz vertraut mit Ihnen ward, freilich nicht an einen ſolchen Ausgang denkend.“

„Alſo,“ ſagte Batley, wieder nach ihrer Hand greifend und ſie küſſend, „darf ich hoffen? Alles, was ich fürchte, iſt Laura's — ah! — ſie könnte —“

„Könnte was?“ ſagte Lady Melanie; „ich ſage Ihnen, ſie ſelbſt bemerkte zuerſt Ihre Aufmerkſamkeiten; ſie vertraute mir ihre Vermuthungen; und überdieß Mr. Batley, ſelbſt wenn ſie Skrupeln hätte, ich verſpreche es Ihnen, als mein Kind würde ſie dieſelben ſehr bald überwinden.“

„Ja,“ ſagte Batley, „aber meine theure Lady Melanie, ich möchte um Alles in der Welt nicht ſie einer ſolchen Probe ausſetzen. Ich bin ganz Ihrer Meinung; wenn aber doch einiges Widerſtreben ſich kund gäbe?“

„Widerſtreben!“ ſagte die Lady; „im Gegentheil, ich glaube, Sie laſſen meinem Mädchen nicht Gerechtigkeit widerfahren. Sie ſollten ſie nur von Ihnen ſprechen hören, wenn Sie abweſend ſind; ich glaube nicht, wahrhaftig ohne Spaß, daß kein Dandy des Tags, ja nicht Einer, iſt, der in ihrer Achtung ſo hoch ſtände, wie Sie.“

„Ha,“ ſagte Batley, „unter dieſen Umſtänden hoffe ich allerdings nicht; ich würde freilich nicht gern die *zweite* Violine ſpielen. Indeß, wie ich ſchon geſagt, Sie haben mich zum glücklichſten Menſchen gemacht. Und ich darf mir alſo ſchmeicheln, daß Sie die Sache als ins Reine gebracht anſehen?“

„Nun, ich dächte doch,“ verſetzte Lady Melanie, „daß Sie, nachdem ich die Sache ſo weit habe kommen laſſen, wenig Zweifel mehr darüber haben ſollten; ich verſichere Sie, meine Achtung, meine Bewunderung Ihres Charakters und Ihrer Talente iſt unbegränzt; und wenn ich, neben meiner perſönlichen Achtung, den Vortheil erwäge, der meiner Tochter ohne Zweifel aus dieſer Verbindung erwachſen wird, ſo ſchäme ich mich nicht, die Freude zu bekennen, welche mir das Reſultat dieſer Unterredung gewährt.“

Hierauf wird Laura gerufen, um ihr die Neuigkeit mitzutheilen, und nach einer kurzen allſeitigen Freude und Becomplimentirung erfolgt die entſetzliche Aufklärung des Mißverſtändniſſes. — —

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 August 1840.

Kirche und Staat in England.

W. E. Gladstone, torystisches Parlamentsmitglied, hat neuerlich eine Schrift herausgegeben: Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche, welche in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Das Quarterly Review nimmt davon Veranlassung zu einem größern, eigentlich selbstständigen Aufsatz über Kirche und Staat, welchem das genannte, von dem Verfasser des Artikels vielfach belobte, ihm aber doch nicht ganz genügende Buch mehr nur zum willkürlichen und zufälligen Ausgangspunkte dient. Der Gegenstand ist freilich etwas ernster und trockner Natur, indessen wird es doch einem Theil unserer Leser gerade im jetzigen Zeitpunkt nicht unwillkommen und uninteressant seyn zu vernehmen, wie sich ein eifriger Anhänger der Hochkirche über die wichtige Streitfrage des Tages, wie er sich über das Wesen der englischen Kirche und über die in England herrschenden Stimmungen und Ansichten in Betreff der Kirche und Religion ausspricht. Der Aufsatz ist so umfassend, daß wir nur Bruchstücke ausheben und den Gang des Räsonnements nicht verfolgen können.

„Wenn Jemand vor zwanzig oder auch nur vor zehn Jahren prophezeyt hätte, daß wir im Jahr 1839 ernstlich erörtern würden, ob es angemessen sey, eine Staatsreligion aufrecht zu erhalten, er würde als ein müßiger Lärmmacher betrachtet worden seyn. Und doch hat jetzt die Controverse darüber begonnen — eine Controverse, ganz verschieden von den Theorien Warburtons, Paley's und Burke's, die nur Gründe vorbrachten, eine Kirche zu behaupten und zu unterstützen, welche zu behaupten und zu unterstützen die Nation auch ohne Gründe entschlossen war.

Gladstone's Buch ist merkwürdig in vielen Beziehungen. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß es ein sichres Symptom vom Verfall einer Nation ist, wenn ihre praktischen Staatsmänner eine tiefere Philosophie aus dem Auge verloren haben; und gewiß zeigen wenige Geschichten diesen Mangel so entschieden wie die unsrige binnen der letzten zwei Jahrhunderte. Gladstone's Buch ist eines der ersten Anzeichen einer Rückkehr zu tieferem Denken, verbunden mit geschäftsmännischer Statistik, und obgleich wir weit entfernt sind zu glauben, daß die Speculationen von Coleridge, welche der Verfasser mit sichtlichem Beifall anführt, ein sicheres Compendium der Staatsphilosophie seyen, ist doch jede Philosophie besser als der magere Empirismus, der die Verachtung jenes außerordentlichen Mannes erregt hat. Als nothwendige Folge einer tiefern Philosophie hat Gladstone auch bei seiner Argumentation eine viel höher liegende Stellung eingenommen, als seit vielen Jahren die Vertheidiger der Kirche. Ob er der öffentlichen Meinung vorangeeilt oder hinter ihr zurückgeblieben, ist eine andre Frage; und wenn nicht die öffentliche Meinung etwas Besseres ist, als das bloße Echo des Willens der Menge, so trägt es für die Sache der Wahrheit wenig aus, ob sie mit ihm übereinstimmt oder nicht. Sehr klüglich hat er das Argument der Zuträglichkeit und Nützlichkeit aufgegeben, das nur eine bequeme leichte Waffe zum Fechten ist, so lang man keine wirkliche Gefahr fürchtet, und besteht hauptsächlich auf den Forderungen der Pflicht und der Wahrheit. Stände er auch allein, so wäre doch schon diese Bewegung, um über die niedrige Ethik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wegzukommen, von großer Wichtigkeit. Wir hoffen und glauben aber, daß Gladstone der Vorläufer und Repräsentant einer Richtung und Schule ist, die sich allmählich im Lande bildet, und die einen der merkwürdigsten Züge der Gegenwart ausmacht. Es ist kein ungewöhnliches Schauspiel, vielmehr der gewöhnliche Gang der Geschichte, daß Nationen unter dem Einfluß demokratischer Grundsätze schnell sich auflösen, ihre alten Institutionen zerstören, dann unter einen militärischen Despotismus fallen, und endlich, vielleicht für immer, in einen Zustand von Erschöpfung versinken, wie wenn das vitale Princip selbst in der Heftigkeit ihrer politischen Krämpfe und Zuckungen ihnen entschwunden wäre. Kein Beispiel aber, glauben wir, ist vorhanden, daß ein auf dieser Bahn des Verderbens weit vorgeschrittener Staat sich wieder zurecht gebracht, oder auch nur es versucht hätte, durch frische Eingießung gesunder Principien

der Loyalität, des Gehorsams, der Ehrfurcht vor der Autorität und Selbstverläugnung, in den Volkskörper. Ein solcher Versuch wird nun aber in England gemacht; und die ersten Schritte haben einen Erfolg gehabt, ebenso interessant für den philosophischen Beobachter, als ermuthigend für seine Urheber.

Die in diesem Sinn Schreibenden haben wenig oder keine Aussicht, ihre Gegner zu überzeugen. Die Demokraten, deren einziger Zweck bei der Förderung der nationalen Apostasie der ist, die Autorität der Regierung zu zerstören und selbst die Gewalt in die Hände zu bekommen, werden taub seyn gegen das Argument, daß die Religion aufrecht erhalten werden müsse als eine Stütze für die Autorität der Regierung. Und der Oekonomist, der von keinem andern Nationalinteresse weiß, als von der Bilanz seines Rechnungsbuches, wird gleichgültig lächeln über die Berechnungen moralischer Vortheile. Sehr nützlich aber kann die Erörterung für zwei andre Classen seyn: für diejenigen, welche mit natürlicher Frömmigkeit die Nothwendigkeit einer Nationalreligion fühlen und zu ihrer Aufrechthaltung entschlossen sind, ohne doch wirklich die Gründe ihrer Verpflichtung hiezu geprüft und die Regel ihres Handelns in schwierigen Verhältnissen festgestellt zu haben; und sodann auch für die zahlreiche Classe derer, welche das eigentliche, wahre Wesen der Kirche sowohl als des Staats aus dem Auge verloren haben, welche meinen, es gelte nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und Ersprießlichkeit, welche sehen, daß der Kampf unter großem Widerstand und mit wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg fortgesetzt werden muß, und die daher geneigt sind, aufzugeben, was sie nie recht schätzen gelernt haben, und durch einen Vergleich Frieden zu schließen. Diese Classe von Gleichgültigen ist vielleicht die zahlreichste im Lande; man kann zu ihr alle die zählen, die, bei conservativen Grundsätzen, diese nur als eine Parteifahne behaupten, alle, welche alte Institutionen aufrecht halten, nur weil sie alt sind, ohne ihren Werth zu würdigen, die die Monarchie nur als die der Freiheit förderlichste Staatsform vertheidigen, und die Kirche als die beste Polizeianstalt, um Moral und Subordination unter dem Volk zu erhalten. Es sind meist wohlmeinende, redliche Männer, die kein persönliches Interesse im Auge haben, die Wohlfahrt ihres Landes wünschen und gern ihre Pflicht gegen es erfüllten. Sie sind aufgewachsen unter einer Generation, die nicht gewohnt war, Fragen, die Regierung und die Religion betreffend, in einem andern Licht zu betrachten, als in dem der Zuträglichkeit und der öffentlichen Meinung. Eine kurze Zeit wird hinreichen, ihre Gefühle und Gesinnungen zu erheben und sie zu einer herzlichen Vertheidigung der Constitution und Kirche zu vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Handwerksgesellen und Handwerksgesellschaften in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Fragt man sich nun woher dieser grelle Widerspruch zwischen dem edeln, menschenfreundlichen Zwecke dieser Gesellschaften, und diesen gräßlichen Folgen, woher bei einem Samen der Liebe und der Eintracht diese Frucht des Hasses und der Zwietracht, so wird sich bald zeigen, daß man den Samen der Liebe in das Unkrautfeld des Egoismus legte, und dann das Unkraut den gesunden Samen wegfraß. Die Handwerker, die diese Gesellschaften errichteten, fühlten sicher, daß sie einzeln unmächtig seyen, und traten zusammen, um sich wechselseitig zu schützen und zu unterstützen. Sie übernahmen deßwegen ein devoir, eine Pflicht, einer gegen den andern, und alles Schöne und Gute, was aus der Gesellschaft hervorging, war eine Folge dieses Pflichtgedankens. Das war der gute, gesunde Samen. Aber neben diese Pflicht stellten sie ein Recht, ein Vorrecht, und das war das Unkraut, das den guten Samen wegfraß. Anstatt bei der Pflicht, die sie einer gegen den andern übernahmen, stehen zu bleiben, sie so sehr als möglich zu verallgemeinern, sie jedem, der sie selbst übernehmen wollte, zugänglich zu machen, und so alle Gedrückten, Schwachen, Leidenden an sich heranzuziehen, sie der Wohlthaten dieser gemeinsamen Pflicht theilhaftig zu machen, schlossen sie sich ab, bildeten sie eine Art Aristokratie allen andern Arbeitern gegenüber, maßten sich die ältern Mitglieder das Recht an, die jüngern wie ihre Diener zu behandeln, glaubten sie sich, durch ihre Vereinigung stark geworden, berufen, den übrigen Handwerkern Gesetze vorschreiben, sie wie untergeordnete Geschöpfe behandeln zu dürfen.

Nur die Pflicht, die Liebe, die Aufopferung sind fruchtbar; das Recht, der Stolz, die Selbstsucht dagegen unfruchtbar, zerstörend. Das war das Gesetz der Welt zu allen Zeiten, und wurde vor achtzehnhundert Jahren auch zur Lehre der Welt; eine Lehre, die sich überall bewährt hat, die aber freilich noch ihrer durchgreifenden Anwendung entgegensieht, mit Gott aber dieser Anwendung immer mehr entgegenschreitet. Und gerade deßwegen ist es nothwendig, zu zeigen, wie alle Bestrebungen, die bis jetzt stattfanden, um sie zu verwirklichen, nutzlos blieben, weil man selbst aus einem Pflichtgedanken meist ein Vorrecht machen zu müssen glaubte. Das aber wird in den französischen Handwerkergesellschaften so klar als möglich; und dann treten auch die Folgen dieses Vorrechtes abermals so klar als möglich hervor.

Das Vorrecht bestand einmal darin, daß sich die ältern Mitglieder als die Herren und Meister der jüngern ansahen, und dann, daß gewisse Handwerker allein das Recht haben wollten, eine Compagnonnage zu bilden. Die Folgen dieser beiden Anmaßungen zeigen sich auf jeder Seite des Werkchens unseres Bruders Avignonais la vertu.

Wir haben bereits angeführt, auf welche Weise die Compagnons ihre Affiliés oder Aspirants behandeln, wie sie die Herren und Meister gegen dieselben spielen. In Folge dieser Anmaßungen bildeten sich wahrscheinlich nach und nach die beiden jüngern Gesellschaften: die Kinder des Meisters Jakob und die des Vaters Soubise. Die Geschichte dieser Spaltungen ist nur in vagen Traditionen bekannt. Die neueste Zeit hat dagegen andre Spaltungen gesehen, die in ihren Ursachen und Folgen bekannt sind. 1830 empörten sich in Bordeaux zuerst, und später auch in Lyon, Marseille, Nantes ꝛc., die Aspiranten der Schreiner gegen die Compagnons und ihre Anmaßungen, und

Digitized by Google

bildeten eine neue, vierte Handwerkergesellschaft, genannt Société de l'union ou des indépendants, dits Révoltés. Sie führten vollkommene Gleichheit unter sich ein, und bekundeten schon hiedurch die Ursache ihres Abfalls. Die Folgen traten dann von selbst und nothwendig hervor, und Bruder Avignonais la vertu sagt uns etwas pathetisch: „Sie bekriegen die Compagnons du devoir wie Spartacus das alte und ungerechte Rom bekriegte." Das ist klar genug. Die Anmaßungen, das Vorrecht führte zur Trennung, die Trennung zur Zwietracht, zur Feindschaft, zu den Brutalitäten, die in der Topage zu einer Art Ehrengesetz wurden. Das gallische Blut, was in den Adern der Franzosen fließt, mag mit an diesem Gebrauch schuld seyn, seine erste Ursache aber war ziemlich sicher eine Folge der durch die Spaltungen in den Gesellschaften hervorgerufenen Eifersucht und Erbfeindschaft.

Wagte es aber gar ein Handwerk sich in die Reihe der privilegirten Compagnons eindrängen zu wollen so traten diese demselben als Todfeinde gegenüber. Die Annalen der Criminaljustiz haben in diesem Felde selbst in neuester Zeit ein gräßliches Beispiel aufzuweisen gehabt. Vor etwa dreißig Jahren gehörten die Schuster noch zu keiner Compagnonnage. „Ein Gendarme, der als Gerber Compagnon gewesen war, verkaufte in Angoulême sein Devoir (die Statuten der Gesellschaft) einem Schuster, genannt Carcassonne le Turc, der es den Arbeitern seines Gewerbes mittheilte. Die Schuster bildeten dann eine Gesellschaft und wurden sehr zahlreich. Sie hielten während acht Tagen eine affreuse Bataille gegen die Gerber aus, bei der es Verwundete und Todte gab. In Folge dieser Geschichte wurde Mouton Cœur-de-Lion, einer der tapfersten Schuster, zur Galeere verurtheilt, und nach Rochefort gebracht, wo er bald aus Kummer starb." So wurde er zum Märtyrer, zu einem Heiligen dieser Kirche, dem zu Ehren dann noch heute alle Schuster Compagnons singen:

„Provinçal, l'invincible,
Bordelais, l'intrépide,
Mouton, Cœur-de-Lion,
Nous ont faits compagnons."

Man kann es nicht oft genug sagen: wo der Samen der Liebe, der Pflicht in das Unkrautfeld des Egoismus, des Vorrechts gesäet wird, da frißt dieses jenes weg, und läßt nur vergiftete Früchte aufkommen.

Die neueste Zeit scheint berufen zu seyn, eine andere Zukunft vorzubereiten, und wenigstens vorerst die Grundsätze aufzustellen, aus der diese hervorgehen wird. Seit mehr denn funfzig Jahren regt und müht die Welt sich ab, der Gesellschaft eine neue, menschenfreundliche, das Wohl Aller begründende Basis zu geben. Die Liebe und der Haß, die Religion und die Guillotine wurden versucht, um die Zukunft zu sichern. Aber man verlangte meist nur Rechte gegen Rechte, Vorrechte gegen Vorrechte, und so verdrängte die Bourgeoisie den Adel, das Volk die Bourgeoisie, und diese dann wieder das Volk. Anstatt Eine Pflicht für Alle aufzustellen, wüthete die Aristokratie der Boutique und des Comptoirs gegen die der Wappenschilde, und die Aristokratie des groben Wamms gegen die des feinen Rockes. Man kannte nur zwei Wege, der eine la liberté, der andere la mort.

Die Zeiten waren, und werden mit Gott nicht wieder kommen. Die Lehren, die sie der Nachwelt gegeben, mögen immerhin noch nicht überall begriffen seyn, aber deßwegen sind sie nicht weniger überall tief gefühlt. Man hat gesehen, daß diese beiden Wege, Freiheit oder Tod! zur Auflösung, zum Egoismus und zur Anarchie führen, und ahndet allmählich, daß es einen dritten Weg geben muß; und dieser heißt: Liebe und Aufopferung. — Gleiche Pflicht für Alle.

Es ist wohlthuend und erhebend zu sehen, daß dieß Gefühl unter den Arbeitern in Frankreich allmählich mehr und mehr Anklang findet. Ich habe bereits angedeutet, wie das Büchlein unseres Gesellen Avignonais la vertu auf Kosten von mehreren hundert Arbeitern gedruckt wurde, und somit indirect als die Ansichten derselben vertretend betrachtet werden muß. Hören wir daher ihr Glaubensbekenntniß.

„O! meine Freunde, wir leben in einem vorgerückten Jahrhundert, suchen wir dasselbe zu begreifen. Wir sind arm, wir sind Arbeiter, aber wir sind Menschen! Durchdringen wir uns mit dieser großen Idee, und erheben wir unsere Moral und unsere Stellung. Bedenkt, daß wir nicht von einem weniger feinen, weniger reinen Stoffe als die Reichen sind; daß unser Geist, unser Blut, unsere Körperbildung keine andere als die ihrige ist." (S. 213.) Das ist dieselbe Sprache, dieselbe Unterstellung, mit der man 1793 zu dem Schluß: la liberté ou la mort! kam. Die Ohnehosen, die Leute im grauen Wamms des Jahres 1840 aber ziehen einen andern Schluß, und so fährt Avignonais la vertu fort und sagt: „Bedenken wir, daß, da der Fortschritt ein Gesetz der Natur ist, wir uns unserer Irrthümer und unserer Laster entledigen müssen. Ja! verlassen wir die Finsterniß, die uns umgibt, entwickeln wir unsere Intelligenz, suchen wir Talente und Tugenden zu erwerben; arbeiten wir, uns aufzuklären, gut zu werden, und verbreiten wir unter unsern Freunden die Kenntnisse, die Wahrheiten, die wir selbst erworben haben; rufen wir die Gerechtigkeit, die Liebe, die Brüderlichkeit an! Wir sind Kinder ein und desselben Vaters, und so sollen wir als Brüder miteinander leben. Die Freiheit, die Gleichheit müssen sich verbinden und gemeinsam in der großen Menschenfamilie leben. Geben wir somit, theure Compagnons, alle jene kleinlichen Rivalitäten, die uns erniedrigen, die uns entwürdigen, und gegenseitig nachtheilig sind, auf." (214.) „Ihr verachtet den individuellen Egoismus, verachtet mit demselben Ernste den Egoismus der Gesellschaften. Ihr wollt nicht, daß man gegen euch Unrecht thue, euch unterdrücke, so hütet euch denn vor Allem diese schnöden Mittel gegen die anzuwenden, die wie ihr ein Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit haben. Ihr habt unter euch als Mitglieder derselben Gesellschaft das Gefühl der Gleichheit und der Bruderliebe; gebet diesem Gefühle eine größere Ausdehnung, betrachtet als Brüder alle Arbeiter, alle Franzosen, alle Menschen, die dieses Namens nicht unwürdig sind. Eure Ergebenheit für die Compagnonnage ist ohne Gränzen; sie sey ohne Gränzen für das

Digitized by Google

Vaterland, für die Sache der Menschheit. Ja! Ihr habt große Eigenschaften, aber diese bedürfen der Aufklärung, denn blind und oft verkehrt geleitet, haben sie euch, ich mag nicht sagen zu Verbrechen, wohl aber zu blutigen Irrthümern geleitet. Also, sucht euch aufzuklären, reiniget jene großen Eigenschaften, auf daß sie stets gut angewendet werden, und nie und nimmer Jemanden schaden." (219.)

1793 sangen die Väter dieser Söhne:

Ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrates à la lanterne!
Ça ira —
Les aristocrates
On les pendra!

Es liegt ein Abgrund zwischen diesem Liede und jenen Aeußerungen der Arbeiter von 1840.

Wie aber zu Anwendung dieser reinen, schönen Grundsätze kommen? Wer die Welt bessern will, der fange mit sich selbst an, und so fährt unser Geselle an einer andern Stelle fort: „da wir keine Ungerechtigkeit ertragen wollen, fangen wir damit an, gerecht zu seyn..... Vor Zeiten tödteten sich die Anhänger verschiedener Religionen untereinander, heute kann jeder seinen Glauben wahren und doch mit den Andersgläubenden im besten Einverständnisse leben. Handeln wir eben so, behalten wir unsere Anhänglichkeit an unsere Gesellschaft, und suchen wir uns fester aneinander zu schließen, uns zu verständigen, und uns unter einander so viel als möglich zu helfen. Der Geist unserer Epoche ist kein Geist der Finsterniß und der Verfolgung, er ist ein Geist des Lichtes und der Verbindung; man muß sich mit demselben in Einklang setzen, und nicht hinter ihm zurückbleiben." (223.) Diese Ansichten auf die gegenwärtigen Zeiten anwendend, sagt der Handwerker: „Der Starke schlägt den Schwachen, der Große tritt den Kleinen unter seine Füße; einzelne befehlen mit Stolz, die Masse gehorcht mit Murren. Das Glück ist nirgendwo, denn das Glück ist nichts Materielles. Und wie? wird es denn immer so seyn? Die, die so große Wunder thun, die so viel wissen und können, werden sie denn nie die Wissenschaft und die Macht besitzen, glücklich zu seyn? Hoffen wir auf die Zukunft. Die Welt ist gegenwärtig in Geburtsnöthen; neue, aber edle, großmüthige Ideen durchfliegen dieselbe, und dringen überall ein. Und die, bei denen diese Ideen Eingang gefunden haben, sagen nicht: „Ich gehöre dieser oder jener Nation an, und verachte daher alle andern Nationen; ich habe diese Religion, das ist die einzig gute, die einzig wahre, alle andern sollen verfolgt und zernichtet werden; dieß ist die Farbe meiner Haut, und wer nicht dieselbe Farbe hat, ist kein Mensch; ich gehöre dieser Classe des Volkes an, das ist die einzige, die Rechte und Vorrechte haben soll!" Nein, die Menschen, die von den neuen Ideen durchdrungen sind, sprechen nicht also. Diese verwerfen und verfolgen weder die Nation, noch die Religion, die nicht die ihrige ist, noch die Farbe der Menschen, noch die Classen der Reichen oder Armen. Gott hat die Nationen geschaffen, und die religiösen Gefühle eingeflößt, damit ihn jeder auf seine Weise anbete; er will, daß alle Menschen glücklich seyen, und man begreift endlich diese Wahrheit und wird sie von Tag zu Tag immer mehr begreifen. So sehen wir denn wirklich, wie die Nationen sich einander nähern und anschließen, wie die Religionen sich wechselseitig dulden, wie die Vorurtheile der Farbe und der Racen sich verwischen, wie die verschiedenen Classen des Volkes, ohne es zu wissen, in einander übergehen und sich mischen. Ja, viele Mißbräuche, Irrthümer, Vorurtheile sind verschwunden, andere werden verschwinden; bedeutende Verbesserungen wurden vorgenommen, noch andere bedeutendere werden stattfinden. Die Industrie, die Kunst, die Wissenschaften haben einen bedeutenden Aufschwung, größere Ausbreitung erhalten; ihre verschiedenen Producte verbreiten sich in der ganzen Gesellschaft; sie werden dereinst mit mehr Ueberfluß und vor Allem mit mehr Billigkeit verbreitet werden. Es soll keine Parias auf dieser Erde geben; man muß nicht dem Einen alles, dem Andern nichts geben; hier die Nahrungsmittel verfaulen lassen, während man dort vor Hunger stirbt. Ja! die Verschlechterung, der Eigennutz, diese scheußlichen Krankheiten, werden gewartet und geheilt werden. Die Gesellschaft ist fortgeschritten, schreitet fort, und wird fortschreiten, bis sie zur Wiedergeburt, zur Reorganisation, und zu einer breitern und festern Basis gelangt ist." (126 — 128.)

(Schluß folgt.)

Minstrellied nach Chatterton.

Von H. Püttmann. (Vergl. Nr. 82.)

Erster Minstrel.

„Im Morgenlicht erröthen Blüthenwangen,
Rings ist die grüne Wiese gelb besprengt,
Vom Rosenmantel ist der Fels umhangen,
Der Thau hat zarter Primeln Haupt gesenkt; —
In laub'gen Bäumen, die zum Himmel dringen,
Hört man's bei Windeswehn, wie Lispeln leis erklingen.

„Der Abend naht — es sinkt der Thau hernieder,
Der Himmel glänzt in dunklem Rosenschein,
Rund um den Maibaum tönen Minstrellieder,
Und Epheu windet sich zum Thor hinein:
Ich ruh im Grase — ach — und fühl in Schmerzen,
Daß, wie auch alles schön, doch etwas fehlt dem Herzen."

Zweiter Minstrel.

„„So dachte Adam, da auf Edens Flur
Noch Erd' und Himmel ihm Verehrung weihn,
Des Mannes Wonne ruht im Weibe nur,
Wie Saiten klingen froh sie im Verein.
Geh, schließ ein Weib in deinen Arm und fühle:
Daß öder Winter prangt in Frühlings Zauberhülle.""

„„Der Mann wär' ohne Weib ein Thier und sehr'
Nur um zu tödten — doch an Weibes Brust
Des Friedens Geist ihn mild und still umschwebt
Und er genießt der Engel reine Lust.
Geh schnell drum, für dein Herz ein Weib zu suchen,
Dann wirst dein Loos du preisen, oder es — verfluchen.""

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91 u. 92.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 August 1840.

Frankreich.

Ode von S. T. Coleridge. 1797.

Ihr Wolken, die ihr oben fluthet, schwebt,
Auf Pfaden die kein Sterblicher ermißt;
Ihr, die vom ewigen Geſetz nur wißt,
Ihr Meereswogen, das euch ſenkt und hebt:
Ihr Wälder, die ihr euren Sängern lauſchet,
Am Bergeshang, der ſteilrecht oder linde,
Wenn ihr nicht ſelbſt mit mächt'gen Zweigen rauſchet,
Und Feierklänge lockt aus dem Winde —
Wo, wie auf Eremiten-Pfad,
Durch Düſter, die kein Fuß betrat,
So oft mich heil'ge Phantaſien
Im Schein des Monds durch blühndes Dickicht drängen,
Begeiſtert beim Vorüberziehen
Von Schreckgeſtalten, wilden, fremden Klängen —
Ihr hohen Wälder und ihr lauten Wellen,
Ihr Wolken, die ihr über mir dort fluthet,
Erſtehnde Sonne! blaue Himmelsſchwellen! —
Was frei noch iſt und ſich der Feſſeln wehrt,
Euch ruf ich! ſey eu'r Zeugniß mir beſcheert,
Von welcher tiefen Andacht Ihr'r durchgluthet
Den Himmelsgeiſt der Freiheit ich verehrt!

Wie ich erbebt', bezeugt, und hoffte wieder,
Als mit dem Schwur vor Himmel und der Erde
Fußſtampfend Frankreich rief der Freiheit Werde,
Und zürnend regte die Gigantenglieder!
Mit welcher Freude ſchwärmendem Entzücken
Ich unter Sklaven kühn ihm: Heil! geſungen! — —
Als das enttäuſchte Volk zu unterdrücken,
Wie Geiſter, von des Zauberers Stab bezwungen,
Zur böſen Stunde ſie beſtritten
Europa's Fürſten und die Britten,
Da, wie auch theu'r mir Albions Wellen,
Und die Geſtade, wo der Freund mich grüßt,
Wo jugendlicher Liebe Schwellen
Mit magiſchem Licht mir Thal und Hain verſüßt —
Sang ich auf Jeden des Verderbens Wucht,
Der trotzte der Tyrannenfeinde Speer,
Und raſchre Schand und ſchmacherfüllte Flucht!
Denn nimmer, Freiheit, wollt' ich löſchend deinen
Geweihten Flammen eigne Wünſche einen:
Ich ſegnete des freien Frankreichs Heer,
Geſenkt das Haupt, ob Albion zu weinen.

„Laß immer," rief ich, „lauter Läſtrung Ruf
Der Freiheit ſüße Weiſen rauh durchgellen,
Laß trunkne Leidenſchaften ſie entſtellen,
In wilderem Tanz, als je ihn Wahnſinn ſchuf!
Wenn um den Oſten auch ſich Stürme ſchaaren,
Geht nicht die Sonne auf, die ſie verhüllen?"
Und als verſtummt des Mißtons Rufe waren,
Ruh überall, um meinen Wunſch zu ſtillen,
Als Frankreich das noch wunde Haupt
Mit Ruhmeskränzen ſich umlaubt,
Als ſiegend näh'r heran es rückt,
Daß es der Krieger Troß zum Spotte mache,
Indeß, von ſeinem Fuß zerdrückt,
Die heim'ſche Zwietracht wie ein wunder Drache
In ihrem Blut ſich krümmt, ſcheu, wüthig blickend —
Kennt' ich mir ſelbſt mein Fürchten nicht verzeihn;
„Bald," rief ich aus „wird Weisheit jetzt beglückend
Sich in der Sklaven niedren Hütten zeigen,
Und Frankreich zwingt, im ſchönſten Siegesreigen,
Nur durch ſein Glück die Völker, frei zu ſeyn,
Bis Liebe, Freude nennt die Welt ihr Eigen."

Vergib mir, Freiheit, o vergib dieß Träumen!
Ich höre deiner Stimme lautes Klagen
Dort, wo Helvetiens rauhe Gletſcher ragen,
Durch ſeiner Ströme blutbefleckes Schäumen! —

Die für ein's ſtilles Friedensland ihr ſterbt,
Vergebt mir, flehnde Helden, die den Schnee
Der Berge ihr aus blut'gen Wunden färbt,
Daß ich geſegnet eure Feinde ſcheel!
Zu ſäen Schuld, Verrath und Wuth,
Wo treu am Herd noch Frieden naht,
Zu rauben einem Volk, ſo bieder,
Was thron'r ihm macht die ſtürm'ſchen Wildnißſtrecken,
Mit ungeſühntem Frevel wieder
Des Bergſohns reine Freiheit zu beflecken —
Iſt das dein Ruhm, der Menſchheit Paladin?
Du kämpfſt nur für die Freiheit durch Zerſtören,
Den Himmel höhnſt du, Frankreich, und es ziehn
Dich niederer Herrſchſucht Triebe, wie die Meute
Auf geiler Jagd nach mordbefleckter Beute:
Mit Raub an freien Männern zu entſtellen
Wagſt du den Schrein, den man der Freiheit weihte?

Nicht aus dem Joche kann der Sklav' ſich retten,
Der willig fröhnt, der Wüſtling; er zerſchlägt
In tollem Spiel die Feſſeln nur und trägt
Der Freiheit Namen auf gewicht'gern Ketten.
O Freiheit, Freiheit, nutzlos hab' ich immer
Manch nützenreiche Stunde dich erſtrebt;
Doch ſchwellſt du nicht des Siegers Lied und nimmer
Hat ird'ſche Schöpfungen dein Geiſt belebt.
Von allen, wie ſie auch dich preiſen, fern,
(Nicht Ruhm und eitle Namen hörſt du gern)
Gleich fern von Zöglingen des Prieſterkrugs,
Und von der Läſterung ſchmutzigern Geſellen,
Enteilſt du raſchbeſchwingten Flugs
Mit heimathloſen Winden und den Wellen.
Dort fühl' ich dich! — auf jener Klippe Hang,
Deß Fichtenhain, vom Lufthauch kaum berührt,
Harmoniſch mit des Meeres Murmeln ſang,
Stand ich und ſchaute, tief dem All verbunden,
Durch Erd' und Meer und Luft, wie ringsumwunden,
Wie von der tiefſten Lieb' hinabgeführt;
Dort, Freiheit, hat dich meine Seel' empfunden! —

Levin Schücking.

Kirche und Staat in England.

(Fortſetzung.)

„Gladſtone's Buch wird weder ihm ſelbſt noch ſeinen Leſern als vollkommen erſcheinen. Er hat den Gegenſtand nicht erſchöpft, den freilich auch ganze Bände nicht erſchöpfen könnten. So tief er in deſſen Philoſophie eingedrungen, hat er doch noch viel zu erforſchen übrig gelaſſen, und, was noch ſchwieriger: es klar darzulegen dem Auge eines Volks, das der Stand ſeiner populären Literatur aus einem denkenden in ein leſendes Publicum verwandelt hat, und das dabei beharren wird, Alles Myſticismus zu nennen, was es nicht auf den erſten Blick verſteht."

Der Verfaſſer des Artikels ſagt dann, vor Allem müſſe angegeben werden, was das Weſen der Kirche und des Staats ſey, ehe man von ihrem Verhältniß zu einander ſprechen könne, indem ſich ſonſt nur Mißverſtändniſſe ergeben:

„Nach der gewöhnlichen Anſicht bedeutet die Kirche den Clerus, und man meint, der Clerus der katholiſchen (Hoch-) Kirche ſey in keiner Hinſicht verſchieden von den Geiſtlichen anderer chriſtlichen Parteien, außer darin, daß er vom Staat anerkannt ſey. Man glaubt, er behaupte eine gewiſſe Summe von Lehren, welche eben ſeine Anſichten darſtellen, und verkündige und verbreite ſie auf ſeine eigne Autorität hin, wie andre Secten die ihrigen; den Chriſten, meint man, ſtehe es frei, zwiſchen den rivaliſirenden Syſtemen zu wählen, wie ſie ſich zwiſchen verſchiednen philoſophiſchen Schulen entſcheiden können; und von ſolchen Begriffen ausgehend, iſt es kein Wunder, wenn die Menſchen in Verlegenheit ſind, wie ſie handeln ſollen, wenn ſie berufen werden, eine in religiöſen Uneinigkeiten zerſpaltene Nation zu regieren.

„Erſtlich iſt der Clerus nur ein Theil der Kirche; die Geiſtlichen ſind ihre Beamten, ihre ordentlichen Lehrer, ihre beſtellten Leiter, und die Vermittler und Ausſpender ihrer übernatürlichen Segnungen; aber die ganze Geſammtheit der Chriſten in ihrer Gemeinſchaft bildet erſt die Kirche im ächten Sinn. Fürs zweite iſt die Kirche nicht eine freiwillig zuſammengetretene und organiſirte Körperſchaft. Sie ward gegründet und organiſirt von Gott, und beſtimmt als ſeine Dienerin und Stellvertreterin auf Erden zu handeln. Drittens verkündigt ſie ihren Glauben nicht als ihre eigene Meinung, ſondern als eine ihrer Sorge anvertraute Botſchaft und Erklärung, die durch menſchliche Stimme nicht verändert, nicht vermindert und vermehrt werden ſoll, und unabhängig iſt von menſchlichen Einbildungen. Zwar theilt ſie ihren Gliedern eine Menge ergänzender Hülfslehren mit, auf die Autorität ihrer beſten und weiſeſten Lehrer hin, aber dieſe werden ſorgfältig unterſchieden von der eigentlichen Offenbarung, wie Menſchliches vom Göttlichen. Das Factum der Offenbarung aber beweiſt ſie durch die Probe der Katholicität, *) und was Katholicität iſt, muß ausführlich und klar erörtert werden.

„Unter Katholicität wird nicht das verſtanden, daß eine Lehre gleichförmig von allen Chriſten, oder von der Mehrzahl iſt bekannt worden, denn der Irrthum hat immer in der Religion wie in der Moral und in der Wiſſenſchaft in weiterem Kreiſe geherrſcht, als die Wahrheit. Auch bezeichnet der Name nicht die ununterbrochene Feſthaltung einer Lehre von den erſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Weder das eine noch das andre würde beweiſen, daß ſolche Lehren geoffenbart, und nicht von Menſchen erfunden ſeyen, was der ſtreitige Punkt iſt, noch auch, daß ſie überhaupt wahr ſeyen. Was wir verlangen, iſt der Beweis, nicht daß gewiſſe Lehren der menſchlichen Vernunft

*) Die engliſche Hochkirche ſpricht für ſich, wie man aus dem Obigen ſieht, das Prädicat der katholiſchen an, und was in Deutſchland katholiſche Kirche, heißt ihr römiſche oder römiſch-katholiſche Kirche.

angenehm ſind, ſondern daß ſie von Gott ſtammen, daß ſie durch Offenbarung in der Welt eingeführt wurden, und daß ſie, mögen ſie den Menſchen gefallen oder nicht, nach dem Willen und Gebot Gottes anzunehmen ſind. Dieß beweist die Kirche von ihren Glaubensartikeln durch rein hiſtoriſches Zeugniß. Sie zeigt, daß in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten, ſobald über die ganze Welt hin Kirchen gepflanzt worden waren, in den entfernteſten Ländern ſich gewiſſe Formen der Lehre fanden, die in allen weſentlichen Punkten gleichförmig und identiſch waren, daß dieſe von der Körperſchaft der Apoſtel, als einem gemeinſamen Mittelpunkt waren ausgeſtrahlt, daß ſie gleichförmig als apoſtoliſch waren angenommen und unter der feierlichen Verpflichtung, ſie unverändert zu laſſen, weiter überliefert worden; daß ſie als ein Maaßſtab der Wahrheit galten, um die ſehr verſchiedenen Anſichten, die in den erſten Jahrhunderten aufkamen, zu prüfen; daß der Grundſatz der Anhänglichkeit an einen feſtbeſtimmten Glauben mit ſolcher Eiferſucht behauptet wurde, daß die Kirche beſtändig in Streitigkeiten zu ſeiner Vertheidigung verwickelt war; daß die daran Feſthaltenden ihn unmöglich corrumpiren und fälſchen konnten, weil er die anerkannte öffentliche Formel der Gemeinſchaft für die ganze Kirche war, und ſo zu ſagen die Loſung und die Beglaubigung des Biſchofs jeder Diöceſe bei ſeinem Amtsantritt war, und daß er nicht ſpäter als im apoſtoliſchen Zeitalter eingeführt ſeyn kann, weil nie eine Zeit war, wo er nicht als apoſtoliſch und katholiſch behauptet wurde, und weil eine menſchliche Theorie unmöglich gleichzeitig in ſo vielen zerſtreuten Kirchen ſich hätte geltend machen können.

„Aus dieſem iſt begreiflich, warum jeder Schriftſteller, der über das Verhältniß von Kirche und Staat ſchreibt, großes Gewicht auf die Katholicität der engliſchen Kirche legen muß — das heißt auf ihre Gemeinſchaft mit einer Anzahl abgeſonderter Geſellſchaften, in alter ſowohl als neuer Zeit, welche insgeſammt Eine Glaubensform feſt hielten und ſie von Einem gemeinſamen Mittelpunkt ableiteten. Es iſt dieß die Garantie dafür, daß ihr Glaube der Glaube iſt, den Gott in ſeiner Offenbarung den Menſchen gab, und nicht ein Glaube von menſchlicher Erfindung. Und keine andere Gemeinſchaft rühmt ſich auch nur ihn zu beſitzen. Der römiſche Katholik geſteht offen, daß ſein Glaube Zuſätze von Menſchen erhalten hat, und zu jeder Periode von ſeinen kirchlichen Obern modificirt werden kann;*) die Ultraproteſtanten **) nehmen dasſelbe Recht, jeder einzelne für ſich, in Anſpruch, indem ſie jedem Individuum geſtatten, ſeine eigne Privatauslegung auf die Bibel anzuwenden, und ſo das geoffenbarte Wort mit ſeinem eigenen Geiſt und mit ſeinen Irrthümern zu färben. Und ſo beruhen die Lehren der Kirche auf einer ganz andern Grundlage als die Dogmen andrer Gemeinſchaften, die ſich chriſtlich nennen, aber den Namen katholiſch nicht anſprechen oder nicht verdienen.

„Es iſt auch einleuchtend, daß dieſe Garantie der Offenbarung wenig oder gar nicht behaftet iſt von der Nothwendigkeit, auf das früheſte Zeitalter zurückzugehen, um ſie zu finden. Wäre auch die wahre Lehre ſeit dem vierten Jahrhundert gänzlich verloren geweſen, was doch nicht der Fall war: ſchon das, daß man in irgend einer, wenn auch noch ſo fernen Zeit, und wenn auch noch ſo kurz, die völlige Uebereinſtimmung zahlreicher, von einander unabhängiger Kirchen in einem ununterbrochen überlieferten Glauben gefunden, wäre genug, uns zu überzeugen, was der wahre Glaube ſey. Aus demſelben Grunde trägt es auch wenig aus, was das Princip der Reformation war. Es iſt kein Zweifel, daß die engliſche Kirche auch damals zu dem Grundſatz der Katholicität ſich bekannte. Sie öffnete die Schrift dem Volke, aber ohne das Recht des Individuums, den katholiſchen Glauben zu beeinträchtigen, damit zu ſanctioniren. Und ſie beſeitigte manche Formen und ſelbſt Lehren, aber ausdrücklich aus dem Grunde, weil ſie nicht katholiſch waren. Aber die engliſche Kirche, obgleich reformirt zur Zeit der Reformation, iſt nicht auf dieſe gebaut, und welcher Grund und Boden auch damals eingenommen wurde, es ſteht ihr im jetzigen Zeitpunkt völlig frei, das Syſtem, das ſie durch Fügung der Vorſehung angenommen, auf der einzig wahren Grundlage, auf der es haltbar iſt, zu vertheidigen.

„Die Kirche hat aber außer ihrem Charakter als Verkündigerin der geoffenbarten Wahrheit noch einen andern Charakter: den einer Ausſpenderin der geiſtlichen Segnungen. Daß im Chriſtenthum dem Menſchen gewiſſe übernatürliche Wohlthaten geboten werden, bezweifelt kein Chriſt, und jede Secte behauptet im Beſitz gewiſſer Mittel zu ſeyn, ſie ihren Mitgliedern mitzutheilen. Aber die engliſche Kirche allein unter den ſogenannten proteſtantiſchen Gemeinſchaften macht Anſpruch darauf, eine ausdrückliche, poſitive Beſtallung und Autorität von Gott zu beſitzen, unter dem Namen der apoſtoliſchen Succeſſion. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß der Stifter der Kirche einen geregelten Kirchendienſt einſetzte, daß von den früheſten Zeiten an die Belehrung und Regierung der Geſellſchaft, und vorzüglich die Verwaltung und Reichung der Sacramente den Kirchendienern anvertraut war, daß immer eine Organiſation vorhanden war, mittelſt welcher die Ueberlieferung dieſes Kirchendienſtes in ſtetem Gang erhalten wurde, daß dieß durch biſchöfliche Ordination geſchah, und daß die willkürliche Anmaßung des Prieſteramts von einem dazu nicht autoriſirten Individuum von der geſammten Stimme des kirchlichen Alterthums verdammt wird. Zwar macht die römiſche Kirche dieſelben Anſprüche auf apoſtoliſche Succeſſion, und mit Recht; aber in ihr iſt die rechtmäßige biſchöfliche Autorität durch das willkürliche Papſtthum erſetzt worden. Die engliſche Kirche tritt vor den Staat hin, mindeſtens mit einer ſtärkeren Wahrſcheinlichkeit als irgend eine andere religiöſe Gemeinſchaft, die Wahrheit, ſo wie ſie den Apoſteln geoffenbart wurde, in ſich zu haben, und die beglaubigte Vermittlerin und Ausſpenderin der übernatürlichen Segnungen zu ſeyn, welche das Chriſtenthum dem Menſchen bietet. Das erſte beweiſt ſie durch die Katholicität ihrer Lehren, wie ſie ſchon in den erſten Jahrhunderten galten, das zweite durch die apo-

*) Der Verfaſſer vergißt nur, daß der römiſche Katholik auf den heiligen Geiſt, als in den Häuptern der Kirche wirkſam, ſich berufen kann.

**) Von den Proteſtanten die keine Ultras ſind, ſchweigt der Verf.

ſtoliſche Succeſſion; und von dieſen beiden Attributen hängt das Verhältniß ab, in welchem ſie zum Staate ſteht.

„Als Dienerin und Stellvertreterin Gottes kann die Kirche unmöglich eine Vereinigung oder ein Bündniß eingehen, oder einen Vertrag gegenſeitigen Beiſtands ſchließen, wodurch ſie, gegenüber einem Menſchen oder einer Geſellſchaft, ihrem Recht auch nur das Mindeſte vergäbe. Sie kann ſich dazu verſtehen, von weltlichen Herrſchern, gehören nun dieſe ihrem eignen Glauben an oder nicht, Schutz oder Unterſtützung anzunehmen; aber, in ihrer geiſtlichen Eigenſchaft, kann ſie in kein andres Verhältniß treten, als in das der Unterwerfung und der Regierung. Sie kann keine Verbindung mit Heiden eingehen, und mit Chriſten kann ſie nur Ein Verhältniß haben: das der Mutter, der Lehrerin und Führerin. „Ich glaube," pflegte der große Alfred zu ſagen, „daß es die wahre Würde eines Königs erheiſcht, wenn er dem Reich Chriſti, d. h. der Kirche, angehört, ſich nicht als König, ſondern als Bürger zu betrachten; nicht zu ſuchen, ſich über die Prieſterſchaft zu erheben, ſondern ſich demüthig und ehrfurchtsvoll den Geſetzen Chriſti, wie ſie von ſeinen Dienern verkündigt werden, zu unterwerfen." So hart dieß in unſern Tagen lauten mag: dieſer Boden muß eingenommen und behauptet werden, die Kirche muß ihre Forderungen in ihrem ganzen Umfang geltend machen, oder ſie muß ihr Amt niederlegen. Sie kann nicht die katholiſche Kirche, der Pfeiler katholiſcher Wahrheit, die bevollmächtigte Geſandtin Gottes ſeyn, wenn ſie in dieſen Angelegenheiten, in Sachen des Glaubens und der geiſtlichen Kirchenzucht eine andre Rolle ſpielen ſoll, als die der Herrſcherin. Daß weltliche Gewalt auch hierin ſich eine Autorität angemaßt, daß von ihren eignen Dienern derſelben ungebührliche Zugeſtändniſſe gemacht worden ſeyn mögen, zerſtört ihre Rechtsanſprüche nicht.

„Dieſe geiſtliche Obergewalt, geſtützt auf katholiſche Grundſätze, thut auch der weltlichen Obergewalt der Staatsmacht keinen Eintrag. Ueberall, außer in ihrer geiſtlichen Eigenſchaft, iſt die Kirche dem Staat unterthan. Sie hat keinen Beruf, ſich irgend eine ſeiner Functionen anzumaßen, ſich in ſeine Adminiſtration anders als mit ihrem Rath zu miſchen. Sie iſt ſeinen Tribunalen unterworfen, iſt ſeinen Geſetzen Gehorſam ſchuldig, erkennt ſeine Autorität an, unterwirft ſich geduldig ſeinem Willen. Was von weltlicher Macht ihr verliehen iſt, übt ſie als einen von Menſchen ihr gegebenen Auftrag, welchen Menſchen ihr wieder abnehmen können. Als göttlich iſt ſie Herrſcherin, als menſchlich Unterthanin." —

„Der ganze Gegenſtand, die Verbindung zwiſchen Kirche und Staat, wird wohl nie richtig begriffen werden, bis auch der Urſprung der politiſchen Gemeinſchaft unterſucht und erkannt iſt (was Gladſtone verſäumt hat), und bis eine neue Philoſophie — neu wenigſtens für uns, wenn auch an ſich ſchon alt — die ſeichten Theorien, in welchen die jetzige Generation aufgewachſen iſt, verdrängt hat. Wir ſind offenbar dermalen in großem Dunkel in Betreff der geſammten Theorie der Geſellſchaft und des Staates. Wenn unſre Vorfahren ganz im Irrthum waren, ſo geht doch gewiß ſchon aus der Menge unſerer modernen Hypotheſen das hervor, daß wir auch nicht im Beſitz der Wahrheit ſind. Und das ganze Weſen und die Natur der politiſchen Geſellſchaft, ja jeder Geſellſchaft, iſt von einer geheimnißvollen Tiefe, welche zu begreifen die Gegenwart ganz beſonders untüchtig ſeyn dürfte. Wie eine Menge unabhängiger Willen zur Einheit vereinigt werden, wie eine ungeheure Maſſe einem einzelnen Individuum unterthan gemacht werden kann, ſo daß ſie in allen ihren Theilen von ſeinen Handlungen, im guten oder ſchlimmen Sinn, affiçirt wird — wie eine gewiſſe Einheit und Perſönlichkeit und ſelbſt moraliſche Verantwortlichkeit durch eine Reihe aufeinanderfolgender Generationen fortdauernd ſich erhalten kann, wie die Identität des Individuums bei dem Verluſt aller Atome ſeines Körpers beharrt — welche Aufgabe der Staat zu erfüllen hat bei der Bildung des Menſchen — wie er zuſammenhängt mit den kleinern Kreiſen der Familien und wie er zuerſt zur Erſcheinung und zum Daſeyn kam — alles das ſind Fragen, welche offenbar mit der Erörterung ſeiner Obliegenheiten und Intereſſen zuſammenhängen, und die doch nicht gründlich beantwortet werden können ohne eine tiefere philoſophiſche Forſchung, als einem ſo unphiloſophiſchen Zeitalter anziehend und ſchmackhaft gemacht werden dürfte.

„Wie der Ausdruck: Kirche ſowohl von der Geſammtheit der Chriſten, als auch insbeſondere von ihren leitenden und regierenden Gliedern, der Geiſtlichkeit, gebraucht wird, ſo bezeichnet das Wort Staat theils die ganze Nation, als auch den regierenden Theil derſelben.

„Dieſer regierende Theil muß aus Individuen beſtehen. Er kann Ein Mann ſeyn, wie die Deſpoten des Orients, mit einem allesvermögenden Willen, oder er kann aus vielen Menſchen oder mehreren Körperſchaften beſtehen, wovon jedes in einem beſondern Zweig überwiegt und entſcheidet, der König über Krieg und Frieden, das Parlament in Finanzſachen, die Richter in der Gerechtigkeitspflege. Oder er kann beſtehen aus einer Maſſe von Männern, die alle die Zügel der Regierung in Händen haben, wie in einer reinen Demokratie. Aber in all dieſen verſchiednen Verfaſſungen geben ſie ihre Stimmen ab und handeln nach ihrer Verantwortlichkeit und üben ihre Gewalt aus als Individuen. Und die Kirche wendet ſich an ſie zuerſt als Individuen, und durch die allgemeinen Geſetze, welche die Religion für den Menſchen verbindlich machen, ſind ſie verpflichtet ihre Anerbietungen anzunehmen, ſich ihrer Gemeinſchaft anzuſchließen und ihren Geboten ſich zu unterwerfen, gerade ſo wie Privatperſonen, die keinen politiſchen Einfluß beſitzen. Einmal Glieder der Kirche, ſtehen ſie auch unter dem ausdrücklichen Befehl ihres großen Hauptes, das ihnen gebietet: ihren Einfluß zu erweitern, ihren Glauben zu verkündigen, die Zahl ihrer Glieder zu mehren, ſie mit kindlicher Achtung zu ehren, für ihre zeitlichen Bedürfniſſe zu ſorgen, und ſo weit ſie vermögen, ihre Kinder erziehen, ihre Einheit fördern zu helfen. Kein menſchlicher Vertrag oder Uebereinkunft kann ſie dieſer Pflicht entheben.

„Auch wird, wie es ſcheint, keine Einwendung dagegen erhoben, daß ſie als Privatleute ſo handeln ſollen. Nur in ihrer politiſchen Eigenſchaft ſollen ſie ſich ſelbſt die Hände binden.

Es liege etwas, ſo ſagt man oder nimmt man an, in der politiſchen Macht, was ſie ungeeignet mache, im Dienſt der Kirche verwendet zu werden. Die Menſchen ſollen kein Recht haben, ſie zu andern als weltlichen Zwecken zu benützen.

„Die Gründe dieſer Behauptung ſind verſchieden; die einen wollen dem Staat verwehren, ſich der Religion anzunehmen, weil eine ſolche Einmiſchung für die kirchliche Einrichtung nachtheilig und gefährlich ſey; andre, weil ſie nachtheilig wirke auf lebendige Religiöſität; dritte, weil es das Recht des Menſchen, ſich ſelbſt ſeine Religion zu wählen, beſchränke; noch Andre, weil dieß über die wahren Gränzen der Function einer weltlichen Regierung hinaus liege, möge man nun annehmen, daß dieſe Functionen durch die Verfaſſung der Geſellſchaft, oder durch einen urſprünglichen Vertrag, oder durch den Druck der Kräfte von außen beſchränkt ſeyen. Es ſind nicht weniger als ſechs verſchiedne Theorien, welche berückſichtigt werden müßten, deren jede große und ſchwierige Fragen in ſich ſchließt. Und eine Hauptſchwierigkeit liegt darin, daß ihnen allen eine gewiſſe Beimiſchung von Wahrheit eignet. Es iſt wahr, daß die Einmiſchung des Staates zu Zeiten das Kirchenſyſtem ſehr weſentlich gefährdet hat, daß wir im jetzigen Augenblick darunter leiden; wahr, daß der Verfall der Frömmigkeit die Folge war, und jederzeit ſeyn mußte, vom Mißbrauch kirchlichen Patronats zu politiſchen Zwecken; wahr, daß eine erzwungene Religion gar keine Religion iſt; wahr, daß die Regierungsgewalt nicht unbeſchränkt iſt, daß es Gegenſtände gibt, die in jeder Geſellſchaft außerhalb ihres Bereichs liegen; daß in einigen, wie in Schottland, urſprüngliche Verträge vorhanden ſind, und daß in unſerm eignen Vaterlande die anerkannte Macht der Demokratie die Regierung beſchränkt. Und die Anerkennung dieſer Wahrheiten, ſo ſehr ſie auch mit Irrthum gemiſcht ſeyn mögen, iſt der erſte Schritt zur Auflöſung der Schwierigkeiten; der zweite iſt: gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen, die, unter allen Umſtänden, die vom Staat der Kirche zu leiſtende Hülfe und Unterſtützung regeln ſollen.

„Fürs erſte, keine Unterſtützung ſoll geleiſtet werden der Oppoſition gegen das Syſtem und die Lehre der Kirche ſelbſt. Ein Diener darf ſeinem Herrn nicht ſo dienen, daß er gegen ſeine Befehle handelt, und der Regent eines Staats iſt, wie jeder Privatmann, in geiſtlichen Dingen der Kirche unterthan: daher die ſchwere Verſchuldung politiſcher Herrſcher, die aus eigner Machtvollkommenheit, ohne die Kirche zu befragen, ſich in Glaubensartikel einmiſchten, das Ritual änderten, geiſtliche Gewalt ſich anmaßten, oder irgend welche Eingriffe in das geiſtliche Amt und die Unabhängigkeit der von Gott gegründeten Kirche erlaubten. Daher die noch verbrecheriſchere Schuldhaftigkeit ſolcher politiſchen Maaßregeln, welche ihre Hülfsquellen ſchmälerten, die Vermehrung ihrer Biſchöfe beſchnitten oder hinderten, die Ausdehnung ihres Syſtems auf die Colonien verwehrten, ihre Berathungen ſuspendirten, ihre Diener abſichtlich corrumpirten, ſie in den Augen der Welt zu einem bloßen Werkzeug der weltlichen Regierung herabwürdigten, und die Weigerung, Unwürdige zu ihren Biſchöfen zu weihen, mit den Strafen des Præmunire belegten.

„Zweitens, die Unterſtützung des Staats darf nicht von der Art ſeyn, daß ſie eines der anerkannten Geſetze der Geſellſchaft verletzte, kein geſetzliches Recht übertreten, keine rechtmäßigen Verträge beeinträchtigen, kein natürliches Unterordnungsverhältniß ſtören. Hier hat die Einmiſchung des Staats auch wieder eine Gränze. Es darf keine leichtfertige Ausübung der Gewalt ſtatt finden; kein Verſuch, die Geiſter der Menſchen zu bekehren, dadurch daß man die Leiber verbrennt, keine Verſchwendung von Geſetzen, wo die Geſetzgebung wirkungslos iſt, keine plumpen Beſtrebungen Proſelyten zu machen u. ſ. w. Die Vernachläſſigung dieſer gewöhnlichen Klugheitsregeln hat einen ſolchen Verdacht und Mißtrauen gegen die Anwendung der politiſchen Gewalt in kirchlichen Angelegenheiten erweckt, und muß nothwendig die Ausübung des allereinfachſten Grundſatzes ſchwierig machen. In der That aber beſteht die Schwierigkeit nur in der Art der Anwendung auf die einzelnen Fälle. Welche Geldbewilligungen ſoll der Staat, oder ſoll er überhaupt ſolche leiſten? Welcher Antheil gebührt dem Souverän dabei, die Concilien zu berufen, die Beſchlüſſe zu ſanctioniren, Gleichförmigkeit herzuſtellen u. dgl.? Welche Privilegien und Amtsbefugniſſe im Staat können nach den Geſetzen der Klugheit der Geiſtlichkeit eingeräumt werden? Wie viel oder wie wenig Vertrauen kann Menſchen geſchenkt werden, die außerhalb der Gemeinſchaft ſind? Und ſo kann eine paſſende Antwort auf all die oben erwähnten Theorien gegeben werden, ſofern ſie nur den Zweck haben, den Mißbräuchen der politiſchen Gewalt zu entgehen — die auf die Schwierigkeit ihrer Ausübung ſich berufen, nicht ſie für unrecht erklären.

(Fortſetzung folgt.)

Handwerksgeſellen und Handwerksgeſellſchaften in Frankreich.

(Schluß.)

Noch eine Stelle, die den Geiſt der Arbeiter, die dieſes Buch veröffentlicht haben, ſo klar als möglich herausſtellt. Dieſelbe bezieht ſich auf die gegenwärtige Lage des Arbeiterſtandes, und heißt: „Man macht ſich Concurrenz, Arbeiter gegen Arbeiter, Meiſter gegen Meiſter, Volk gegen Volk; man ſchafft den Tag über, man müht ſich die Nacht hindurch ab, und je mehr man arbeitet, deſto mehr vermindert ſich der Arbeitslohn. Ich frage mich, ob die, welche die reißende Concurrenz unſerer Tage für ein Zeichen des öffentlichen Wohlſtandes anſehen und ausgeben, ſich auch Concurrenz unter ſich machen, und ich muß die Frage verneinen (wenigſtens iſt ihre Concurrenz feiner und liſtiger als die unſrige), denn die Angeſtellten, die Beamten, die vor zehn Jahren 20, 30, 40 oder 50,000 Franken Gehalt hatten, beziehen heute dieſelbe Beſoldung; ohne Rabais, im Gegentheil. Wenn wir unterdeß unſere Arbeit für den halben Preis laſſen müſſen, ſo geben ſie die Hälfte aus, um ſie ſich zu verſchaffen, und können ſo die Hälfte ihres Geldes zurücklegen. Iſt dem nicht alſo? Eine andere Bemerkung: die Handarbeit verliert im Preiſe, die Naturproducte bleiben aber theuer. Ja! das Holz, das Eiſen ſind eben ſo theuer wie ſonſt, und

Digitized by Google

gearbeitet werden ſie wohlfeiler verkauft als je. Weßwegen dieß? Es iſt leicht zu errathen. Die Façon iſt das Eigenthum einer gewiſſen Claſſe der Geſellſchaft, der Urſtoff das einer andern Claſſe. Die eine erträgt das Geſetz, ohne es zu kennen, die andere macht es, und wendet es an im Bewußtſeyn deſſen, was ſie thut. Daher kommt es, daß die Intereſſen der einen verkannt, und die der andern über die Maßen vertheidigt werden. So iſt es denn auch leicht bemerkbar, daß die eine Seite ſtets verliert, während die andere Alles an ſich zieht. Man darf darüber nicht erſtaunen, denn es iſt dieß ganz natürlich. Wer ſchützt den Arbeiter? Nichts. Iſt das Geſetz ſelbſt nicht in mehrerern Verhältniſſen ſtrenger gegen ihn als gegen den Meiſter?*)

Wem nutzt dieſe Ungleichheit? den Meiſtern? Nein, denn je weniger der Arbeiter gewinnt, deſto weniger gewinnt auch der Meiſter. Wem nützt denn dieſe unglückliche Stellung des Arbeiters? Ich habe es bereits angedeutet. Denen, die zehren, ohne zu produciren, und dieſen allein.... Die Meiſter laſten ſo auf den Arbeitern, die Kaufleute auf den Meiſtern und die Bourgeoiſie auf den Kaufleuten. Man zwängt ſich ein, einer druckt auf den andern, und alle Welt in dieſer unnatürlichen Lage ermangelt der Luft, und fühlt ſich beengt. Wenn die Arbeiter den Meiſtern widerſtehen könnten, ſo könnten die Meiſter ihrerſeits den Kaufleuten und dieſe den Bourgeois Widerſtand leiſten, was mehr Spielraum und mehr Bewegung in alle Claſſen der Geſellſchaft und beſonders in die unteren, die die ſtärkſten ſind, und deren Laſten nachgerade zu drückend werden, bringen müßte. Wenn dieß Alles beſſer organiſirt wäre, wenn die Arbeit, die am meiſten anſtrengt, beſſer bezahlt wäre, ſo würde das Geld, das vergraben ſcheint, und das man nicht mehr ſieht, nothgezwungen tiefer hinabſteigen; der Handel würde dadurch belebt werden, und alle Welt würde dabei ſeine Rechnung finden; denn die Lage der niedern Claſſen iſt der Art, daß ſie nichts Gutes für die Zukunft verkündet. Es iſt Zeit, hier an Mittel zu denken. Seit etlichen Jahren gewinnen die Arbeiter kaum ihre Nahrung, und das genügt wahrlich nicht; daß man dafür ſorge, daß die Handarbeit, was ſie werth iſt, bezahlt werde, und dann wird jeder Arbeiter mit ſeinem Gewinn andern Arbeitern Brod geben.... Aber kann man mit Glück entſcheiden, was man ohne Intereſſe ſtudirt? Sucht man im Ernſt ein Mittel für ein Uebel, das ſchon groß genug iſt, und das ſich alle Tage vergrößert und verſchlimmert? Nein, man macht Reden, in denen die Worte künſtlich geſtellt ſind; man ſpricht, und damit abgemacht. Aber man heilt keine bedeutende Krankheit mit Redensarten, es gehört dazu mehr. O ihr! die ihr die Völker regiert, denkt an die Arbeiter, zwingt ſie nicht zu der Alternative vor Hunger zu ſterben, oder ſich zu empören. In dem einen wie in dem andern Falle, was würde die Folge ſeyn? In beiden Fällen würdet ihr mit ihnen unterge-

*) Art. 414 des Cod. pen. ſtraft die Coalitionen der Meiſter zur Verminderung des Arbeiterlohns mit 6 Tagen bis 1 Monat, 200 — 5000 fl. der Art. 415 dagegen die der Arbeiter zur Erhöhung des Lohnes mit 1 — 3 Monat, die Anführer mit 2 — 5 Jahre Gefängniß und 2 — 5 Jahre polizeilicher Aufſicht

gehen. Somit denket an die Arbeiter, ſie leiden viel, und in ihren Leiden ſagen ſie ſich: „Wir hatten keine verderblichen Kriege, keine zerſtörenden Epidemien, die Ernte ſchlug nicht fehl; wir ſind arbeitſam, ſparſam, und wir ermangeln des Nothwendigſten! Woher dieß, woher unſer Elend, wo iſt die Urſache des Mißſtandes, der uns tödtet!“ So klagen die Arbeiter. O! denkt an ſie, ſie leiden viel.“

Hr. Thiers hält ſchöne Reden, Berryer oft noch ſchönere; aber mir ſcheint es, als ob ſie beide zu unſerm Bruder Avignonais la vertu in die Schule gehen könnten. Das kommt vom Herzen und geht zum Herzen. Der Arbeiter legt den Finger in die Wunde, und deutet auf die Wahlreform als das Mittel zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Handwerker hin. Ich mag hier nicht unterſuchen, ob dadurch ihre Lage wirklich gebeſſert werden könnte; nur ſcheint mir, daß ein Arbeiter, der denkt wie unſer Avignonais und ſeine Freunde, am Ende eine ganz andere Rolle in einer Deputirtenkammer ſpielen würde, als ein Fulchiron, ein Bugeaud, ein Lefevre und wie ſie alle heißen, die Pfeiler der beſtehenden Verhältniſſe in Frankreich. Auch die Bourgeoiſie denkt an eine Wahlreform, und hält ſich für ſehr keck, wenn ſie von der Wählbarkeit der Capacitäten ſpricht. Als ob die Kammer dieſer Capacitäten nicht in Hülle und Fülle hätte; ils ne manquent pas de capacités, mais des entrailles, Köpfe genug hat die Kammer, aber Herzen — da fehlt's; und ich fürchte, man wird ſie vergebens ſuchen, bis man in die Tiefe der Geſellſchaft hinabſteigt; denn nur in den unterſten Claſſen ſchlagen dieſe in ihrer urſprünglichen Reinheit. Ich glaube dadurch weder unſerer Zeit noch unſern Capacitäten einen beſondern Vorwurf zu machen, denn zu allen Zeiten waren die Capacitäten aller Art durch ihre Ueberbildung, durch den Zwang der Geſellſchaft, die Bedürfniſſe ihrer Stellung ſo weit von der Natur entfernt, daß ſchon der Lehrer des Chriſtenthums ſich arme Fiſcher und Handwerker ſuchen mußte, um ſeine neue Moral in ihren Herzen niederzulegen, während die Capacitäten, die Köpfe ſeiner Zeit ihn zum Kreuze verdammten.

Wer die franzöſiſchen Zuſtände kennt, wer längere Zeit in Frankreich gelebt hat, wer nicht zu ſehr in das höhere geſellſchaftliche Leben eingekruſtet iſt, um über der äußern rohen Hülle den innern ſchönen Kern zu verkennen, der weiß auch, daß Frankreichs Zukunft in den untern Regionen des Volkes liegt. Und wenn nicht in dieſen — dann nirgendwo! — Der Egoismus hat in den Capacitäten ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß ſie mit Ich anfangen, und mit Ich aufhören, daß Gott, die Welt, der Staat und die Familie nur da ſind, um des Herrn X und Y willen. Wenn ſie von Reformen ſprechen, ſo geſchieht dieß nur um ihrer perſönlichen Zwecke willen, und gelingt es ihnen, dieſe zu erreichen, ehe ſie gezwungen waren, die Reformfrage bis zur Erfüllung durchzuführen, ſo laſſen ſie den Karren, den ſie bis dahin geſchoben, ruhig auf halbem Wege im Kothe ſtehen. Ich wüßte ſelbſt unter den Republicanern außer Lamennais kaum Einen, der je klar geſagt, daß alle Reformen, mit unſerer eignen Reform anfangen müſſen; der es ausgeſprochen: „Da wir keine Ungerechtigkeiten wollen, fangen

wir damit an, gerecht zu ſeyn.“ Im Gegentheil, alle Parteien in Frankreich, alle Capacitäten fangen ſtets damit an, zu ſagen: „Da wir keine Ungerechtigkeit wollen, fangen wir damit an, ungerecht zu ſeyn;“ wenigſtens würde es ſchwer ſeyn, eine ſchlagendere Formel als dieſe zu finden, um die ſogenannte ſyſtematiſche Oppoſition zu charakteriſiren; und eine andere Oppoſition als dieſe gibt es nicht unter den Capacitäten Frankreichs.

Auch in Bezug auf Oppoſition ſteht unſer Bruder Avignonais la vertu auf einem ganz andern Boden als die politiſchen Capacitäten Frankreichs. In den Handwerksgeſellſchaften gibt es Mißbräuche genug, wie wir geſehen haben. Dieſe finden dann oft ihren Opponenten; der Avignoner richtet ſich an die Oppoſition, und ſagt: „das ſcheint euch verkehrt, und ihr ſeyd unzufrieden; unterſucht es mit Aufmerkſamkeit, denkt daran, grübelt darüber nach, aber laßt euch nicht zu egoiſtiſchen Gefühlen hinreißen. Seyd arbeitſam, redlich und vorſichtig, und bald werdet ihr Compagnons ſeyn. Dann, wenn das, was euch früher verkehrt ſchien, euch noch ſo vorkommt, ſucht es zu verbeſſern. Um gerecht und großmüthig zu ſeyn, muß man für die Andern thun, was ihr wolltet, daß man für euch thue.“

„Wenn ihr mehrmals vergebens verſucht, eine Reform einzuführen, ſo ſoll euch das nicht beleidigen, ſondern ſeyd bis ans Ende der Mann der Geſellſchaft. Nach euch, ſeyd davon überzeugt, werden Andere kommen, die eure Anſichten aufgreifen, weiter treiben, und am Ende ſie ſelbſt ohne euch durchſetzen werden.“

„Was du willſt, daß dir geſchehe, das thue Andern.“ Die active Pflicht das iſt der Geiſt; der in dieſen Leuten lebt, der ſich wenigſtens in der Elite der franzöſiſchen Handwerker allmählich mehr und mehr regt, die Zukunft Frankreichs wird, daran zweifelt wohl Niemand (!) mehr, eine durchgreifend demokratiſche Geſtaltung annehmen. Die Wahlreform im unbeſchränkteſten Umfange wird ſicher über kurz oder lang das ganze franzöſiſche Volk zur politiſchen Thatigkeit berufen. Der Himmel möge geben, daß bis dahin die Anſichten und Grundſätze, die wir in dem Büchlein eines tüchtigen Arbeiters und ſeiner Freunde gefunden, die der ganzen Maſſe des Volkes geworden ſind. Nur mit ihrem Siege wird die Revolution vollendet ſeyn.

Gedichte von H. P. Holſt.

Ueberſetzt aus dem Däniſchen von A. Engel.

Der Bauer von Lemvig. *)

Des Tages Licht verſchwindet,
Der Abend ſinkt herab,
Der Himmel färbt ſich düſter,
So ernſthaft wie das Grab.

Der Weſtwind wild durchtobet
Den ſchaumbedeckten Strand,
Und thürmt zu hohen Bergen
Den leichten Meeresſand.

Wer wandert in der Nacht dort
So einſam vorbei?
Ein Bauernſohn. Sein Auge
Iſt männlich und frei.
Er knüpft den Mantel feſter,
Und ſpart die Schritte nicht,
Und drückt die rauhe Mütze
Tief in ſein Angeſicht.

Er denkt wohl an die Heimath,
An ſeiner Hausfrau Tiſch?
An den Beilagerofen,
An Speck und Fleiſch und Fiſch?
Er kommt wohl aus dem Kruge
Von Tanz und Würfelluſt?
Ach nein! es füllt ganz Andres
Mit Sorgen ſeine Bruſt.

In Hjaltring hatt' man verſammelt
Der Bauern tapfre Reih'n;
Dort ſtellten ſie ſich zahlreich
Aus ferner Gegend ein.
Denn Kriegsmacht herrſcht im Lande:
Das feindliche Heer
Raſtet in wilden Horden
Verwüſtend ringsumher.

Noch war er warm vom Reden,
Da er geſchildert treu
Des Landes Noth und Elend,
Da er geſprochen frei
Von Treue für den König,
Vom Herzen floß das Wort,
Wohl war es ihm geſtattet,
Davon zu reden dort.

Denn kühn hatt' er gefochten
In Hehmaons blut'gem Spiel,
Er ſtand beim vierten Chriſtian,
Als er verwundet fiel.
Das Blei, das traf den König,
Das lähmt' auch ſeinen Arm,
Doch lähmt es ihm den Muth nicht
In ſeinem Herzen warm.

Er achtet nicht der Wunde,
Da er ja ward gewahr
Den König, ſich erhebend,
In Blut gebadet zwar.
Ein Tuch hielt er vor'm Auge,
Die Hand das Schwert ergriff,
Die grauen Haare flogen,
Der Kugelregen pfiff.

*) Lemvig — eine kleine Landſtadt in Jütland; am Limfiord belegen. — Die Geſchichte von dem Bauern zu Lemvig lebt in Jütland noch jetzt im Munde des Volks. Anm. des Ueberſetzers.

Nun war er heimgekehret,
Mit Ehr und Ruhm? Gewiß!
Nicht klein iſt ſeine Ehre,
Wer ſo geadelt iſt?
Es war dieſelbe Kugel,
Die ſeinem König nahm
Das Auge, die den Bauern
Für immer machte lahm.

Daheim nun herrſchten Feinde,
Der Pferde Huf zertrat,
Verwüſtung rings verbreitend,
Die junge grüne Saat.
Es hatten Mutter und Schweſter
Gebettelt um ihr Brod,
Die Hütte war zerſtöret
Und ſeine Braut war todt

„Gott ſey gelobt!“ ſo ſeufzt er,
„Daß ich allein nur ſeh'
O Marri! dieſen Jammer
Und dieſes bittre Weh!
Wohl dem, der unten ruhte,
Wie du ſo gut und warm!“
So denkend eilt er vorwärts
In ſeinem tiefen Harm.

Nicht merkt er, daß der Schnee ihm
Dicht in die Augen ſtob,
Und daß der Wind den Flugſand
Hoch bis zum Himmel hob,
Und daß das Weſtmeer brauſet
Mit mächtiger Gewalt,
Da tönt' an ſeiner Seite
Ein donnerndes Halt!

Er wandt' ſich, Reiterhaufen
Mußt er rings um ſich ſehn,
Die beiden Schwerter glänzten,
Man hieß ihn ſtille ſtehn.
Die kalte Flinte fühlt er
Geſtemmt auf ſeine Bruſt;
Da ſchwand vor ſolcher Macht ihm
Die alte Kampfesluſt.

Er hemmte ſeine Schritte:
„Was wollt ihr, Herren? ſprecht!“
— „Den Weg ſollſt du uns zeigen,
Nach Lemwig führ' uns, Knecht!“ —
„Ei, das trifft ſich ja glücklich,
Dort halt ich ſelber Raſt.“
— „So ſetz' dich in den Sattel,
Doch ſchnell, wir haben Haſt.

„Und bleibe mir zur Seite,
Sonſt iſt's um dich geſchehn.
Man kann in dieſem Wetter
Nicht einen Schritt weit ſehn.
Nach dieſer Kälte werden
Wir uns, wie ich gedacht,
Durch Bäume eurer Gärten
Erwärmen in der Nacht.“

„Ihr ſcherzet, gute Herren!“
So ſprach der Bauer mild,
Doch ſeine Lippe zittert,
Das Auge brannte wild.
Da faßt ihn ein Gedanke,
Auf einen Augenblick
Erhebt er, doch ihm kehret
Die Ruhe bald zurück.

Nun zogen ſie über die Haide
Im Fluge daher,
Des Sturmwinds Toben miſcht ſich
Mit dem erregten Meer,
Und rings flog von den Hufen
Wie Rauch ſo dicht der Sand.
„Habt ihr Platz für uns alle
An eurem armen Strand?“

„Gewiß ihr guten Herren,
Und wär's das ganze Heer!
Nach kurzer halber Stunde
So frieret euch nicht mehr!“
Und weiter ging's, wo niemals
Der Pflug noch war geführt,
Wie hungrige Geier
Von Beutluſt geführt.

Und dichter, immer dichter
Der Schnee hernieder fiel,
Sie hielten feſt am Sattel
Im wilden Sturmesſpiel.
Und mit verhängtem Zügel
Kämpft ſich das Pferd geſchwind
Durch Schnee und Sandgeſtöber
Und durch den heulenden Wind.

Da horchet in dem Sturme
Der tapfre Jütenſohn,
Er hört ein dumpfes Brauſen
Und kannte wohl den Ton.
Und näher kommt das Brauſen,
Zuletzt tönt es ganz nah:
„O hilf du nun, mein Holland!
Hilf Gott! nun ſind wir da!“

So ſprach der Bauer leiſe,
Ein Augenblick, ein Schein,
Da ſtürzten von der Höhe
Sie tief ins Meer hinein.
Und brauſend tönt die Salzfluth
Dem Todeskampf zum Hohn,
Der Sturmwind ſang ihr Grablied
Im ſchauerlichen Ton.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 August 1840.

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

Wir benützen diese Blätter, um auf den vor kurzem erschienenen „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischen Stammes von Talvi," aufmerksam zu machen. Die Verfasserin gibt selbst in der Vorrede den Standpunkt an, aus dem sie ihr Werk betrachtet wünscht — es soll eine Sammlung des Vorhandenen, aber in vielen Werken Zerstreuten seyn, die denen, deren Beruf sie abhält, sich an die Quellen zu wenden, es möglich macht, die Schätze der Poesie, welche jedes tüchtigere Volk in seiner Volkspoesie besitzt, zu genießen; und weil sie es sich zum Vorwurf gemacht hat, nicht allein die der germanischen Stämme zu geben, sondern auch die der celtischen, romanischen, slavischen und übrigen Nationen, hat sie in einer Art Einleitung zuerst dasjenige zusammengestellt, was englische und andere Reisende über die Volkspoesie des Ostens in ihren Werken zerstreut gegeben haben.

Wenn nun auch die Verfasserin in dieser Zusammenstellung auf Vollständigkeit keineswegs Anspruch macht, so ist doch nichtsdestoweniger ihre Arbeit höchst verdienstlich und wird gewiß von jedem Freunde der Poesie überhaupt mit lebhaftem Dank aufgenommen werden, da ihm hier ein Ueberblick gegeben wird, der die interessantesten Resultate liefert. Wir wollen versuchen, nach diesem Werke einen kurzen Abriß der Poesie der Völker Asiens und seiner Inseln und Afrika's zu geben, um unsere Leser zu reizen, von der Verfasserin selbst in ihrer schmucklosen und doch so anziehenden Darstellung das Weitere zu hören.

Unsere Auszüge werden sich übrigens vorzugsweise auf die Völker beschränken, deren Lieder improvisirt, oder wenn auch durch Tradition fortgepflanzt, doch dem Augenblick ihre Entstehung verdanken, daher mehr der neuern Zeit angehören, da vergangene Zeiten und ihre Früchte, so interessant sie seyn mögen, einestheils der Tendenz dieser Blätter fern liegen, anderntheils aber doch nicht eigentlich der Volkspoesie angehören, wenn sie nicht im Munde des Volkes, sondern im Gedächtniß und den Manuscripten bezahlter Sänger aufbewahrt werden.

Von diesem Standpunkte aus lassen wir unbeachtet, was die Verfasserin von den Völkern Indiens und China's, Persiens und Georgiens sagt, da es zum Theil schon bekannter ist, und mehr die traditionelle Aufbewahrung von frühern Gedichten bespricht, die weniger im Munde des Volkes, als in den Manuscripten und dem Gedächtniß der Sänger von Profession lebt. Etwas Anderes ist es mit den Afghanen, die zwar auch eine Literatur haben, bei denen aber die Liebe zur Poesie und eine gewisse einfache Geschicklichkeit in extemporirten Liedern allen Classen gemein ist. „Die mehr östlichen afghanischen Stämme verschmähen zwar selbst zu singen; ihrer Aller Lieblingsvergnügen aber besteht darin, den Liedern der Knaben und Weiber zuzuhören. Was die westlichen Stämme anbelangt, so finden wir in ihnen allen eine Art primitiver Einfachheit, die uns eher, wie Elphinstone sagt, an die Erzählungen der Schrift von einem frühern Zeitalter mahnt, als an irgend etwas, was sonst von den Neuern bei Nationen beobachtet worden, bei denen die Gesellschaft noch im Zustand der Kindheit ist... Nach dem Mittagessen, erzählt Elphinstone, sitzen sie und rauchen, oder bilden einen Kreis, einander Geschichten zu erzählen und zu singen. Die alten Männer sind vorzugsweise die Erzähler. Ihre Erzählungen handeln von Königen und Vezieren, von Geistern und Feen, aber hauptsächlich von Liebe und Krieg. Sie sind oft mit Liedern und Versen untermischt, und endigen immer mit einer Lehre. Sie ergötzen sich höchlich an diesen Sagen und Liedern. Alle sitzen schweigend während der Erzählung, und wenn sie aus ist, ertönt ein allgemeiner Ruf: „Ah Shawash!" (gut gemacht!) Ihre Lieder handeln meist von Liebe, allein sie haben auch viele Balladen, welche die Kriege ihres Stammes und die Thaten ihrer Führer feiern. Sobald ein Häuptling von einigem Namen stirbt, werden sogleich Lieder zur Ehre seines Andenkens gemacht."

Auch die Hasarer, ein Volk vom Tartarenstamme, betrachten Poesie nicht nur als ihre beste Erholung und ihren angenehmsten Zeitvertreib, sie ist ihnen der natürlichste Ausdruck ihrer Gefühle. Sie sind alle große Sänger und Citherspieler,

ſagt Elphinſtone, und viele von ihnen ſind Dichter. Liebhaber und ihre Schönen ſingen einander ſelbſt gemachte Lieder vor, und Männer ſitzen oft Stunden lang und ziehen einander mit extemporirten ſatyriſchen Verſen auf.

„Einen eigenthümlichen Charakter hat die Naturpoeſie derjenigen Nomadenvölker, deren kärgliche Bildung von Thibet ausgegangen; hier müſſen wir beſonders die eigentlichen Mongolen und einen ihrer Stämme, die Kalmücken betrachten.“ Wir übergehen, was die Verfaſſerin von ihren hiſtoriſchen Liedern erzählt, da es weniger Bezug auf unſern ſpeciellen Zweck hat. Die Lieder aber, die ein ruſſiſcher Reiſender, Timkoffsky, hörte, ſcheinen entſchieden hierher zu gehören. „Sie ſind faſt alle elegiſch, faſt durchaus frei von orientaliſchem Pomp, und haben eine gewiſſe einfache Schönheit, die keinem Empfänglichen entgehen kann. Timkoffsky hörte eine Fülle ihrer „melancholiſchen Volkslieder,“ beſonders Abends von den ausgeſtellten Schildwachen, die ſich durch Singen den Schlaf zu vertreiben pflegten. Faſt in allen Liedern war das Roß, das bewunderte Lieblingsthier der Mongolen, auf irgend eine Weiſe eingeflochten.“ Wir laſſen hier einige folgen:

Geiſtliches Lied.

Der Dſunſchabe iſt König der Schrift;
König, des Ganzen Beherrſcher.
O glückliche Völker,
Geboren im Lande der Götter!
Wir ſtehen, ſetzt uns über
Ueber den großen rothen Fluß!
Möge hinüber wandeln unſre Seele,
In die Wohnung auf dem fünfhäuptigen Berg. *)
Böſe Menſchen, argliſtige,
Die ihr beunruhigt die Brüderſchaft,
Wiſſet, es iſt ein Richter des Guten und Böſen,
Der gerechte König Erlik-Chan!
Die Prieſter lehren uns den heiligen Glauben,
Die Eltern die guten Sitten.
Dieſe kurze Lehre
Müſſen wir uns einprägen.
In dem Dunkel wandelnd durch das Thal
Kannſt du den Moraſt wohl ſehen?
Lebſt mit einem du in enger Freundſchaft,
Kannſt du ſeine Gedanken ſehen?
Mögen wir durch den Beiſtand des Dalai-Lama
Von unſern Feinden erlöſt werden!
Unſere geheimen und unſere offenen Thaten
Mögen die drei Heil'gen uns verzeihen!

Trinklied.

Der Wein, den uns die Gottheit gab,
Ein edler Heiltrank iſt's fürwahr!
Wie Honig iſt er lieblich ſüß!
So trinkt ihn denn im Bruderkreis.
Vom Uebermaaße des Genuſſes
Umfängt gar leicht der Wahnſinn dich,
Doch wer genießt mit Mäßigung,
Der wird ergriffen von Entzücken.

Geſundheit juble, Stärke, Jugend;
Ein feſter Fall hat uns vereint;
Das milde Süß der Milch genießet!
Das Brudermahl erfreut das Herz!

Sehnſuchtslied.

Röthliches Roß mit dem Paßgang!
In der gewohnten Heerde wandelnd,
Wie ſchön biſt du in deiner Gattung,
Mit wundervoller Farb' und ſtolzem Wuchſe!
Aber jene junge Schöne,
In dem fremden Lande wohnend,
Härmet ſich ob ihrer Heimath,
Blickt hierher mit unverwandtem Auge!
„Immer würd' ich bei dir ſeyn,
Doch der Berg Schangai verhindert's.
Streb' ich auch zu leben in der Liebe,
Scheidet mich das Schickſal doch von dir!“

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Ural Schang oder Berg Ural in China, wo die Lamaiten mehrere ihnen ſehr heilige Tempel haben.

Kirche und Staat in England.

(Fortſetzung.)

„Aber es gibt eine andre Claſſe von Menſchen, die, ohne auf irgend eine Theorie ſich einzulaſſen, ſich mit dem Factum begnügen: daß in allen volksthümlichen Staaten, vielleicht in allen, die Religion der Regierung ſich nach der Religion des Volks richten müſſe, und wo, wie in England, das Volk in religiöſer Hinſicht getheilt ſey, die Religion ganz aufgegeben werden müſſe, weil es die Nothwendigkeit ſo gebiete. Und auch hierin liegt viel Wahrheit. Es iſt wahr, daß die Geſetzgebung dieſes Landes ihre Stimmung, ſey ſie gut oder ſchlimm, von der ſogenannten öffentlichen Meinung und von dem noch unmittelbareren Druck der Volksabſtimmung empfängt. Es iſt wahr, daß eine volksthümliche Regierung nicht lang eine Religion aufrecht erhalten kann, der die Geſinnungen des Volks widerſtreben. Und wenn das Volk dieſes Landes vereint die Kirche angreift, ſo werden König, Lords und Gemeine gezwungen ſie aufzugeben.

„So entſteht die Frage, welcher Widerſtand kann, oder ſoll überhaupt dem Willen des Volks Widerſtand geleiſtet werden? Und in Betracht der Unmöglichkeit, lange Widerſtand zu leiſten, in Betracht der vorausgeſetzten Unmöglichkeit, dem Willen des Volks eine andre Richtung zu geben, bei der Härte der Maaßregeln, die man, wie man glaubt, ergreifen müßte, um die Kirche gegen die Geſinnung und das Bewußtſeyn des Volks aufrecht zu erhalten, ſind viele geneigt den Kampf fahren zu laſſen und ſich ruhig zu ergeben. Viel könnte geſchehen, um ſie zu ermuthigen, ihren Poſten noch zu behaupten, wenn man ihnen eine Ausſicht zeigen könnte, daß das Volk ſich wieder faſſen

Digitized by Google

werde, und zwar nicht ſowohl in Folge einer Thatigkeit des Staats als der Kirche ſelbſt, wenn man ſie überzeugen könnte, daß nichts von ihnen verlangt werde, was ihre bürgerlichen Pflichten als Geſetzgeber oder die Rechte des Gewiſſens beeinträchtige, wenn man ihre Anſichten von der Verantwortlichkeit der Regierung erhöhte — vor Allem, wenn man ihnen das Auge öffnete über die wahren Anſprüche und über das Weſen der Kirche.

„Aber die Hauptgefahr liegt hier. Wenn die Menſchen ſich durch äußern Druck gezwungen ſehen, vom Boden der Pflicht zurückzuweichen, ſo fühlen ſie eine ſtarke Verſuchung, ſich nach einem Mittelweg und Auskunftsmittel umzuſehen, nach einer Stellung, welche haltbarer ſeyn ſoll. Sie ſuchen mit ihrem Gewiſſen ein Abkommen zu treffen über das Opfer, das ſie bringen, durch den Vorſatz, daß es das letzte ſeyn ſolle, und durch den Grundſatz, daß, was nothwendig iſt, auch recht ſey. Dieß war ſeit vielen Jahrhunderten der Verlauf des Nationalbewußtſeyns und es verdient alle Aufmerkſamkeit. Gladſtone handelt davon in ſeiner Skizze der Geſchichte der Toleranz. Nichts kann klarer beweiſen, wie gut und weiſe es iſt, die Pflicht zur Aufrechthaltung der Kirche auf ihren katholiſchen und apoſtoliſchen Charakter zu gründen, als wenn gezeigt wird, wie, als dieſer Boden ſchrittweiſe verlaſſen wurde, durch nothwendige Conſequenz Volk und Staat miteinander zu der Annahme des heute herrſchenden Grundſatzes gedrangt wurden: daß die Religion etwas ſey, worin kein Menſch dem andern gegenüber eine Autorität beſitze; daß ſie das Individuum und ſeinen Gott allein angehe, und daß daher der Staat ſie bekennen und zu ihrem Bekenntniß drängen weder könne noch dürfe. Wie weit dieſe Maxime, welche man ſelbſt von anerkannt religiöſen Männern ſehr häufig ausſprechen hört, im Nationalbewußtſeyn begründet ſey, möchte bedenklich ſeyn auszuſprechen. Gewiß aber iſt, daß ſie immer mehr Boden gewinnt und die Loſung aller derjenigen iſt, welche die Religion von der Regierung ausſchließen möchten — nicht als eine Nothwendigkeit, wo das Volk in religiöſer Hinſicht getheilt iſt, ſondern weil es unter allen Umſtänden recht und vernünftig ſey. Wenn der ganze Sinn und alle Reſultate derſelben entwickelt ſind, wird es vielleicht wenige Gemüther geben, die nicht davor erſchrocken zurückbeben. Und doch, wenn man einmal von dem katholiſchen Princip der Kirche abgeht, wird man unvermeidlich in den Abgrund abwärts gezogen. Will man dem Sturz entgehen, ſo muß man ſeine Stellung auf dem Gipfel einnehmen.

„Dieſe Stellung nahmen die erſten chriſtlichen Kaiſer ein, welche in ihren Geſetzen die Sprache führen: „der katholiſche Glaube," „die katholiſche und apoſtoliſche Lehre," u. ſ. w. Dann tritt eine leiſe Abweichung von dem richtigen Maaßſtab der Wahrheit ein; Gratianus und Theodoſius ſetzen dafür: der Glaube der Kirchen zu Rom und zu Alexandria; zunächſt dann begegnet Einem der Glaube Roms allein als der Glaube des Geſetzgebers. Doch war es noch der katholiſche Glaube, bezeugt von Rom. Aus dem Zeugen wurde jedoch bald die überwiegende Autorität. Von der römiſchen Kirche war der Uebergang leicht zu dem römiſchen Papſt, mit oder ohne Concilium. Und dann, als die ſo übereilt übertragne Autorität mißbraucht worden war, und die Menſchen ſich gewöhnt hatten, ein Individuum als Herrn ihres Glaubens zu betrachten, war es leicht für den Monarchen, die Prärogative des Papſtes ſich beizulegen; und wie z. B. in den Statuten unſrer Fürſten aus dem Hauſe Tudor tritt der Wille des Souverans als Regel in der Religion auf. Von Heinrich VIII ward zwar noch offen ſeine Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche ausgeſprochen, doch mehr als Stütze denn als Zaum und Zügel für ſeine willkürlichen Launen. Aber auch dieß verſchwindet unter der Regierung nach ihm. Edward VI ſpricht von „dem wahren Glauben," „der reinen unverfälſchten Religion," Ausdrücke welche alle äußere Prüfung und Kennzeichen der Wahrheit ausſchließen. Von dem Souverän ging das Recht der Entſcheidung ganz natürlich auf die geſammte Legislatur über. So weit war jeder Schritt ſehr natürlich und leicht, und ſelbſt der letzte war wohl zu entſchuldigen; denn die Entſcheidung einer geſammten Legislatur konnte vernünftiger Weiſe wohl als ein ſtärkerer Beweis der Wahrheit gelten, als der Wille des einzelnen Monarchen, und immer behielt man noch die katholiſche Kirche im Auge, wenn ſchon ſie in den Hintergrund trat. Man dachte nicht daran, daß das Parlament oder der Regent in der Religion Alles in Allem ſey. Doch auch dieſer Schritt wurde am Ende gethan. Eine große Anſtrengung ward gemacht von dem Volke der Secten und Gemeinſchaften, um ſich das Recht zuzueignen, das die Regierung angeſprochen hatte: auszuſprechen, was das wahre Evangelium und die wahre Kirche ſey — und die große Rebellion trat ein. Aber die unzähligen Spaltungen, Läſterungen und Thorheiten, welche die Folgen des Kampfes waren, machten ihm bald ein Ende, und bei der Reſtauration ward die Kirche wieder hergeſtellt, und das, nach allgemeinem Zugeſtändniß, auf weit geſunderen und dem wahrhaft katholiſchen Syſtem weit entſprechenderen Principien, als ſeit vielen Jahrhunderten geherrſcht hatten. Aber die Sittlichkeit und Geſinnung des Volks war verdorben und erſchüttert worden durch die Ausſchweifungen der Rebellion und die Rückkehr vom Puritanismus; der Hof war liederlich, der Clerus verarmt. Die Kirche wurde identificirt mit den politiſchen Intereſſen der wiedereingeſetzten Familie und des Papſtthums, mit einem franzöſiſchen Einfall und innerer Tyrannei. Dann folgte die Revolution und die Vereinigung mit Schottland, und eine noch innigere Verknüpfung der Religion mit dem Begriff eines fremden Prätendenten, der Kirche mit einem politiſchen Syſtem, und der religiöſen Toleranz mit der Aufrechthaltung der Whigpartei, bis die katholiſche Kirche ſogar von ihrer Stellung als großes Inſtrument der Regierung überhaupt zu der eines Parteiwerkzeuges, der rechten Hand des Toriismus, herabſank. Dieſen Charakter behielt ſie Jahre lang; und ſo ſchmerzlich es iſt, die Generationen herabzuſetzen, von welchen wir abſtammen: es iſt unmöglich die Schilderungen, die man von dem Clerus dieſer Zeit hat, die Armuth unſrer theologiſchen Literatur, die Erſtarrung unſrer Schulen und Univerſitäten, den Mangel großer Werke für die Kirche, das Verderben der ſchönen Künſte, beſonders der kirchlichen Architektur, die Preisgebung der Pfründen für politiſche Zwecke, und die anerkannte Liederlichkeit und

Digitized by Google

den Unglauben unter den höhern und niedern Classen zu betrachten, und sich noch zu wundern, daß eine Reaction eintrat und die Kirche zu schwach war, ihr zu widerstehen.

„Diese Reaction begann mit dem Wiederaufleben individueller Frömmigkeit im Methodismus, und unabhängiger religiöser Forschung im Socinianismus, welche durch viele Umstände sehr begünstigt und genährt wurden. In beiden ward das individuelle Gefühl oder die individuelle Vernunft zum Kriterium der Wahrheit gemacht; und die Folge davon war, daß für den einzelnen Bürger dasselbe Recht des Urtheils und der Entscheidung in Sachen der Religion angesprochen ward, welches zuvor seine Leiter angesprochen und offenbar mißbraucht hatten. Die Kirche in England hatte nicht den Geist des Mönchthums noch die Macht des Vaticans für sich, um ihr anscheinendes Supremat gegen diese neuen Ansprüche zu behaupten. Um ihnen zu widerstehen, wußte sie kein andres Mittel, als ihre politischen Ansprüche anzurufen, oder einen übel unterrichteten, daher unheilvollen Eifer. Und es muß bekannt werden, daß ihre thätigsten und geistvollsten Glieder selbst, in der allgemeinen Blindheit jener Zeit, den Dissenterismus eher ermuthigten als dämpften, indem sie dieselbe falsche Weise annahmen, sich an das Gefühl und die individuelle Vernunft zu wenden, mehr auf subjective Frömmigkeit als auf die socialen Obliegenheiten der Kirche zu sehen, und Zeugniß und Autorität der Katholicität vergaßen oder ihnen mißtrauten.

„Nunmehr machte sich der Druck von den Dissenters auch im Hause der Gemeinen fühlbar. Nacheinander wurden die bürgerlichen Unfähigkeiten, mit welchen die Dissenters behaftet gewesen waren — und zwar um politischer, nicht um kirchlicher Zwecke willen — aufgehoben, da jene Zwecke doch nicht mehr erreicht wurden. Als Beschränkungen zu Gunsten der herrschenden Familie fand man sie nicht mehr nöthig; als Strafen waren sie nicht bloß einer falschen, sondern der wahren Ansicht von Duldung entgegen; als Schutzmittel für die Kirche kamen sie wenig in Betracht und waren vielleicht nicht recht und nützlich; und überhaupt konnten sie gegen die wachsende Macht der öffentlichen Meinung nicht aufrecht erhalten werden. Und in all diesem war unsres Erachtens nicht viel zu tadeln. Wenn Unrecht gethan wurde, so wurde es durch Zwang gethan. Der Haupttirrthum lag nicht darin, daß man den Dissenters zugestand, was recht seyn mochte, oder was man ihnen nicht vorenthalten konnte, sondern darin, daß man nicht das Ende der Concessionen voraus sah und nicht die Kirche hob und stärkte, um den Dissenterischen Geist selbst zu schwächen. Das war, und ist noch die Aufgabe eines weisen Gesetzgebers, und noch ist es nicht zu spät. Aber der Augenblick ist kritisch, und Alles hangt ab von den Gründen, die man jetzt für die Unterstützung der Kirche vorbringt." —

„Was ist denn das falsche Princip, dessen förmliche Anerkennung man jetzt vom Staate verlangt? Es ist, vergessen wir es ja nie, nicht das ursprüngliche Princip des Dissenterismus, das Recht religiöser Gesellschaften, sich ihren Glauben und ihre Formen zu schaffen und ihren Mitgliedern aufzuerlegen, ohne Rücksicht auf die katholische Kirche. Schlimm genug war das schon. Aber über diesen Abgrund hinaus liegt ein noch tieferer; und die Forderung der neuen Zeit bezieht sich auf die Individuen; sie gilt dem Recht des individuellen Urtheils und der Privatansicht, ohne alle Beziehung auf eine Gesellschaft oder eine menschliche Autorität; mit andern Worten: dem absoluten Supremat des Willens und der Laune des Individuums in Sachen der Religion.

„Wie viel Wahrheit in dieser Maxime liege und was die unausweichlichen Folgerungen daraus seyen, soll jetzt nicht untersucht werden. Aber die Abstufungen, mittelst welcher eine unentschlossene, nicht gehörig unterrichtete und einsichtsvolle Regierung am Ende zur Anerkennung derselben gebracht werden mag, sind klar. Sie wird damit anfangen, die Kirche zu vertheidigen, nicht weil sie katholisch ist, sondern weil ihre Lehre mit dem hergebrachten Begriff von wahrem Christenthum übereinstimmt, und weil ihr moralischer und religiöser Einfluß heilsam ist; und Formen, wie die Angelegenheiten des Kirchenregiments, wird man als untergeordnet bei Seite setzen. Wenn nicht göttlich, so sind sie gleichgültig; sieht man sie nicht als katholisch an, so gibt es keinen Beweis dafür, daß sie göttlich sind. Das ist der erste Schritt; und hiemit sind der Presbyterianismus und die Kirche unter Einen Begriff gebracht. Wenn aber die Katholicität kein Beweis für die göttliche Stiftung in den Formen ist, oder in den Formen außer Acht gelassen werden darf, so muß dasselbe auch bei den abstracten Lehren gelten. All die feinen und subtilen Unterscheidungen, wie man es nennt, können aufgegeben werden. Man halte sich nur an die praktischen Fundamentalthatsachen des Christenthums, das ist genug. Hier öffnet sich wieder eine Thüre, um beinahe alle sich selbst christlich nennenden Secten, mit Ausnahme etwa des Unitarismus, einzulassen. Aber warum gegen diesen protestiren? Deine Ansicht, daß er den Fundamentalsätzen des Christenthums zuwider sey, ist nur dein individueller Glaube. Man nimmt den Unitarismus auch auf und stellt sich auf den allgemeinen Boden der Christlichkeit. Aber warum denn der Christlichkeit? Das Christenthum in irgend einer Gestalt ohne den Beweis, daß es Offenbarung ist, ist nur eine menschliche Meinung. Es kann vernünftig und wohlthätig erscheinen, aber das ist der Fall bei jeder Religion, welche ein künftiges Leben und die moralischen Eigenschaften Gottes lehrt. Juden und Mahomedaner stehen an der Thüre; warum sie nicht einlassen? Dann wird ein Stillstand ein kurzer Stillstand eintreten — aber vergebens, und Deismus und Pantheismus, Socialismus und Chartismus — alle tollen Phantastereien, die sich für Religion ausgeben, Alles was nur von einem Gott spricht, sey es ein Gott im Himmel oder auf der Erde, ein Idol von Stein oder ein Idol in der Natur oder ein Traum der eignen Phantasie, Alles was darauf Anspruch macht, den Menschen zu etwas Höherem als er ist zu erheben, wird miteinander hereinstürzen. Wer will eine Scheidelinie ziehen?

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 August 1840.

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

(Fortsetzung.)

Auch von den Liedern der Kalmücken, die in ihren langen Winterabenden sich mit Mährchen-erzählen und Lieder-singen behaglich unterhalten, eine Sammlung Mährchen besitzen, die viel Aehnlichkeit mit denen der Tausend und Einen Nacht haben, und von denen Bergmann in seinen nomadischen Streifereien einen Gesang eines Heldengedichts mitgetheilt hat, welcher der Verfasserin den Wunsch einflößt, das Ganze kennen zu lernen, mögen hier zwei Stücke ihren Platz finden.

Besuch des Geliebten.

Da kommst du geritten auf dem schönen Fahlen,
Wie du so kommst, wie herrlich ist dein Anstand!
Du Kiefernbaum, schnurgrade aufgewachsen!
O denk' nur nicht, ich sey berauscht, du Meiner!
Tief denkend saß ich über die geträumten Träume,
Da kommst du selbst zu mir heran, du Meiner!
Schon wollt' der Nachbarn Hülfe ich erbitten, du Meiner,
Da kommst du, sag woher? du Meiner, bei mir an!
Dein Anblick ist mir wie das Morgenroth der Sonn', o Meiner!
Deine Schönheit gleicht der Blume. Du Meiner, ich saß im Gram mich
windend,
Da kommst du unvermuthet bei mir an!

Der Kalmück in der Fremde.

Des Morgens wenn die Stimm' erhebt die Lerche
Und ihre Lieder schon' ich höre,
Da muß ich gleich an meine Lieben denken!
Ach Vater, du geübter Bogenschütze,
Ach, Mutter, du so lieblich dem Gemüthe!
Und muß es denn bei den Gedanken bleiben?
Ach, nur Betrüger sind Gedanken!
Nur was die Sinn' erkennen, das ist Wahrheit.
O laßt, ihr Freund', es euch gesagt seyn,
Gewaltig sind des Schicksals Fügungen.
Verborgen ist die Zukunft unsers Lebens.
Von selber kommen unverhoffte Sorgen
Und Umsturz und Verändrung sind der Lauf der Welt.

Noch bedeutender in Hinsicht auf poetischen Gehalt als die Volkslieder des asiatischen Festlands sind die der Inseln. Wir heben besonders die Malayen auf Sumatra heraus. „Sie bringen, sagt die Verfasserin, alle ihre Mußestunden, — die nach Marsden, den größten Theil ihres Lebens in sich begreifen, — mit Hersagen von Liedern, oder sonstigen Gedichten zu. Bei ihren Festen, Hochzeiten und dergleichen, pflegen sie, in einer Art von Recitativ verschiedenartige Gedichte, besonders aber historische Erzählungen vorzutragen, die derselbe Schriftsteller mit den alten englischen Balladen vergleicht und deren hauptsächlichster Gegenstand Liebe ist. Diese Gedichte, die Dendang genannt werden, sind häufig ganz aus dem Stegreife gedichtet, bald von Männern, bald von Frauen, oft auch von beiden zugleich, indem eines dem andern antwortet, und das Gedicht dadurch, wenn nicht einen dramatischen, doch einen dialogischen Charakter gewinnt. Nach Marsden's vertrauenswerthem Urtheil sind diese extemporirten Erzeugnisse oft bewundernswürdig angemessen und voller geschickter, ja witziger Wendungen. Eine andere Dichtart ist der Sayar oder Shaiar, zwar arabischen Ursprungs, aber unter den Malayen vollständig eingebürgert. „Es sind gereimte Verse, sagt Crawford, von acht bis zwölf Sylben in einer Zeile, dem üblichen gereimten Versmaaße der neuern europäischen Sprache ganz ähnlich. Gedichte dieser Art sind oft von beträchtlicher Länge, und ihr Gegenstand ist entweder eine reine Fiction oder eine Begebenheit aus der Geschichte, so behandelt, als wenn es eine wäre. Entschieden volksthümlich ist der Pantun, ein kurzes Gedichtchen oder vielmehr ein Einfall in Versen, deren Abfassung eine der hauptsächlichsten täglichen Unterhaltungen der Malayen ausmacht. Diese kleinen, fast immer extemporirten Verschen sind natürlich von sehr ungleichem Werthe. Einige wenige, die besondern Beifall finden, werden auswendig gelernt und oft wiederholt. Wettstreite in dieser Art von Versen werden oft Stundenlang fortgesetzt, ohne

jedoch daß die Kämpfer ſich dabei Ruhm erwerben; augenblicklicher Beifall iſt das Höchſte, worauf ſie Anſpruch machen können."

Wir fügen einige Proben ſolcher malayiſcher Dichtkunſt bei:

Liebeslied.

Nach einer wörtlichen engliſchen Ueberſetzung.

Wenn meine Liebſte aus dem Fenſter ſieht,
Und wie ein Stern ihr Auge glänzt und glüht,
Und Strahlen funkelnd um ſich ſchießt und ſprüht,
Dann möcht' ihr ältrer Bruder *) gleich vergehn!
Dem Mango gleicht die Wange hold und ſchön,
Der ſchlanke Hals, wie reizend anzuſehn,
Wo, wenn ſie ſchlucket, Schatten drauf entſtehn!
Wie'n Bild im Schauſpiel **) iſt ſie anzuſehn;
Die Stirne gleicht dem Neumond im Entſtehn;
Die Brau'n gewölbt — o zum Verzehren ſchön!
Längſt hab' ich ſie zur Herrin mir erſeh'n.
Den Ring trägt ſie von Ceylon's Edelſteinen,
Die langen Nägel wie ein Blitzſtrahl ſcheinen,
Durchſichtig wie die Perlen ſind, die reinen!
Der ſchlanke Leib, der feinſte von den feinen,
Der Hals, als wie gemeißelt und geſchnitzt,
Das Mündchen, dunkles Rothholz, aufgeſchlitzt;
Beredtſamkeit auf ihren Lippen ſitzt.
Selbſt ſchmückt ſie ſich, nicht thut es ihr Gewand,
Schwarz ihre Zähn' mit Baja ſchwarz gefärbt! ***)
Anmuthig ſchlank — 'ner Königin verwandt,
Das Haupt ſchmückt ein Seraja-Blumenband,
Nichts das der Schönheit Ebenmaaß verletzt!
Oft will die Seel' im Rauſche mir entfliehen,
Aus meinen Augen will heraus ſie ſprühen,
Ganz außer Stande ſie zurückzuziehen!

Pantuns oder Singgedichte.

Wozu eine Lamp' anzünden,
Wenn kein Docht darin?
Wozu Lieb' in den Augen,
Wenn nicht Lieb' im Sinn?

Von Patani das gelbe Betelblatt,
Von Malacca die friſche Betelnuß,
Und ein weißgelbes Chriſtenmädchen
Dran einer wohl verderben muß.

Viele Theile hat die Granate,
Doch der Same iſt roth in allen;
Viele Racen gibts der Menſchen,
Doch das Blut iſt roth in allen.

Schüttle nicht vom Reis den Strunkel,
Schüttelſt du, der Reis wird ſterben;
Gib nicht nach der Jugend Trieben,
Gibſt du nach, iſt's dein Verderben.

Wenn es um den Mond nicht wäre,
Wär' ſo hoch der Morgenſtern?
Wenn's um dich nicht, Liebchen, wäre,
Wär' nicht dein ältrer Bruder fern?

Der Pfau mit ſeinem Kopfe nickt,
Der Pfau, der auf dem Schloſſe ſitzt,
Wenn leiſe die Enden Ihrer Flechte wehn,
Erſcheint ihr Antlitz doppelt ſchön.

(Schluß folgt.)

*) Eine gewöhnliche Benennung des Geliebten.

**) Die Schauſpiele werden entweder durch Menſchen oder Puppen oder Schattenbilder dargeſtellt. Im letztern Fall iſt das Schauſpiel nur eine Pantomime, deren Sinn vor jeder Scene von einem Manne, Dalang genannt, in der dem Orient gewöhnlichen recitativiſchen Art in einer Romanze vorgetragen wird. Die Schattenbilder werden durch 20 Zoll lange Puppen, die aus roher ungegerbter Büffelhaut geſchnitten, meiſt ſtark bemalt und vergoldet ſind, hervorgebracht, indem man ſie hinter einem ſtark beleuchteten weißleinenen Schirm hin und her bewegt. So werden namentlich die Legenden aus dem Ramayana und Mahabharata aufgeführt.

***) So wie ein javaniſches oder malayiſches Mädchen heranwächſt, werden die Zähne künſtlich gefeilt und durch ein Pulver aus gebrannter Cocosſchale ſchwarz gefärbt. Weiße Zähne gelten für ſehr unſchön und für thieriſch, da der Menſch ſie mit den Affen, Hunden ꝛc. gemein hat.

Kirche und Staat in England.

(Schluß.)

„Umſonſt wird man ein Lieblingsdogma, etwa den Glauben an ein künftiges Leben, aufſtellen, um weiteres Eindringen zu verwehren. Ohne dieſen Glauben kann der Menſch ſittlich, vielleicht ſogar religiös ſeyn; und am Ende iſt er ja auch eine menſchliche Meinung, und als ſolche nicht beſſer begründet als der Materialismus des Atheiſten. Oder der Staat könnte eine andere Schranke ziehen, und ein Zeugniß, eine Bürgſchaft verlangen; etwa das Verlangen von zwanzig Hauswirthen, daß ihr Ort des Gottesdienſtes anerkannt werde. Aber wenn zwanzig, warum nicht auch zehn, warum nicht fünf und warum nicht einer? Und dann iſt es aus mit dem ganzen Traum von Ausſchließung; jeder Einzelne, bekenne und glaube er was er will, wird gleicherweiſe Schutz, Sanction und Aufmunterung fordern. Und der Staat wird ſich bemühen ſie zu geben. Er wird ſich beſtreben, ſeine Wohlthaten, ſein Lächeln über alle gleicherweiſe, nach dem numeriſchen Verhältniß zu verbreiten. Er wird ſich in die monſtröſe Lage verſetzen, Widerſprüche als Wahrheiten gelten zu laſſen, zu unterſtützen was er ſelbſt nicht glauben kann; und am Ende, wenn er von allen Secten gleicherweiſe verſpottet und verhöhnt wird, wird er dieſem Beſtreben entſagen. Er wird jede Erwähnung der Religion verhindern und ſich zu dem, ihm jetzt in den Mund gelegten Princip flüchten, daß die politiſche Geſellſchaft wenigſtens nichts zu ſchaffen habe mit der Verehrung Gottes oder der Seele des Menſchen. Und dann wird das Ende kommen. Wenn der Staat — die oberſte Macht — die Geſammtweisheit der Nation, wie man vorausſetzt, ſich nicht mehr in ſolche Dinge miſchen, nichts über religiöſe Wahrheiten entſcheiden darf, ſo kann auch keine geringere Weisheit oder Macht ſich dieß herausnehmen. Alle menſchliche Autorität in der Religion muß aufhören. Dieß iſt der Punkt, bis zu welchem die Conceſſionen getrieben werden müſſen, und die beſten Logiker ſind diejenigen, welche ſich ſogleich auf dieſen Boden ſtellen. Dieß iſt der Grundſatz der Diſſenters, welchen

Digitized by Google

anzunehmen der Staat jetzt aufgefordert wird; und wenn er sanctionirt ist, *was soll aus dem Staat selbst werden?*"

Der Verfasser führt nun aus, daß mit dem Grundsatz: es dürfe kein Mensch sich um die Seele, um die religiösen Bedürfnisse des Andern annehmen, alle religiöse Gemeinschaft und Gesellschaft, alles Lehren, alle Führung und Bildung, alle Sympathie ein Ende habe; daß mit der religiösen Wahrheit alle Wahrheit untergehen werde, daß der Unterricht dahin fallen müsse, denn „wenn das katholische Christenthum einer Regierung nicht das Recht geben könne, das Christenthum zu verbreiten, so kann auch die Philosophie nicht den Beruf und die Vollmacht verleihen, aus einem Volke Philosophen zu machen."

„Zwar sagt man: Civilisation, und Unterricht und Polizei sollen Alles thun; aber ach! was hält jetzt die öffentliche Sittlichkeit aufrecht, und wirkt viel kräftiger als Gesetz und Gerichtspersonen oder als Menschen überhaupt? Nicht die Religion allein, denn ächte, innige Religiosität mag selten seyn. *Die Kirche* ist es, wie Bischof Butler sagt — ihre Institutionen, ihre tägliche Gegenwart, die Stimme ihrer Diener, ihre Formen, ihre Ideale, welche sich behaupten, trotz der Unwürdigkeit einzelner Glieder, was unbewußt auf die Welt wirkt, und zumal auf den großen Theil der Welt, welchen die Empfehlung und das Beispiel des Staats in ihren Schooß führt, ohne ein eigentliches Gefühl der Frömmigkeit. Mit dem Abfall des Staats wird diese Classe von Bürgern auch abfallen; die Gleichgültigen, die Unwissenden, die Boshaften, die ackerbauende und Arbeiter-Bevölkerung, viele von den höhern Classen und die gesammte fashionable Welt, welche heutzutage vornehmlich durch politische Vorurtheile oder statistische Arrangements unter dem Einfluß der Kirche stehen, werden dann sich selbst überlassen bleiben."

Der Verfasser prüft dann eine andre, niedrigere Ansicht vom Zweck und der Aufgabe des Staats, die Locke'sche, wornach er nur die materiellen und physischen Güter des Menschen, Leben, Freiheit, Gesundheit, Eigenthum u. s. w. zu schützen hätte, und sagt: „wenn die Regierung so zu einem bloßen Organ der physischen Kraft und Gewalt gemacht wird, so muß die politische Gesellschaft untergehen." Dieß beweist er so, daß er zeigt: der Mensch sey gleich beim Eintritt ins Leben auf ein sittliches Verhältniß, auf Sympathie und Liebe, auf die *Familie* angewiesen. Zerstöre man die Familie, so vernichte man den Menschen. Ueber der Familie aber stehe eine höhere, aber ebenfalls sittliche, sittlich wirkende und eingreifende Macht, die höhere Einheit der Familien, *der Staat*, „ohne den Staat muß die Familie untergehen, und die erste Bedingung seines Bestehens muß seyn, was Gladstone richtig *die Persönlichkeit des Staats* nennt. Wenn es ein Haupt und einen Mittelpunkt der Vereinigung geben soll, so können die Menschen auf die Länge sich nicht um einen Mittelpunkt vereinigen, der nicht, wie sie selbst, ein moralisches Wesen wäre." „Eine Regierung ohne eine höhere, religiöse Sanction, kann sich nicht behaupten, und wenn der Staat in Anarchie versinkt, wird auch die Familie zerstört." — —

„Eine wichtige Frage folgt nun: was wird aus der Kirche werden, im Fall daß der Staat von ihr abgefallen ist? Es gibt Manche in der Kirche, welche die Verbindung beider mit Gleichgültigkeit oder mit Widerwillen betrachten, die da glauben, eine Trennung vom Staat werde der Kirche mehr Freiheit geben, ihre Anforderungen an die Frömmigkeit zu erhöhen, ihre Waffen weiter auszubreiten und ihren Glauben gegen Angriffe zu sichern." Der Verfasser sucht nun aber diese Ansicht zu widerlegen.

„Erstens, was soll aus ihrer Verfassung werden, worauf ihr Glaube, und mithin Alles, beruht? diese Verfassung besteht in einer Conföderation von Bischöfen, jeder in seiner Diöcese beinahe unumschränkt, und Alle eng verbunden, zum Behuf der Regierung der gesammten Kirche, in dem bischöflichen Collegium. Es ist eine geistliche Oligarchie, bestehend aus geistlichen Monarchen. Das große Problem in der kirchlichen Verfassung ist, die Unabhängigkeit der Bischöfe zu wahren, ohne ihre Inkorporation zu opfern, und sie zu einem Ganzen zu vereinigen, ohne sie einem sichtbaren Haupt zu unterwerfen. In allen Gesellschaften besteht nun ein centripetales Princip, eine Tendenz, sich um ein Individuum oder eine Localität zu scharen, und es, oder sie, über alle übrigen durch gemeinsamen Druck von allen Seiten zu erheben. Diese centripetale Tendenz herrscht auch in kleinern Kreisen, und die einzige Sicherheit dagegen ist die Bildung von Nationalkirchen, und Nationalkirchen können nicht gebildet werden ohne Vereinigung mit dem Staat. Dieß ist aber nicht Alles. Man gebe einer Kirche Thätigkeit und Intelligenz, so muß sie sich ausbreiten und *Macht*, weltliche wie geistliche, gewinnen. Soll diese Macht in die Hände der Geistlichkeit gelegt werden? dann hat man das Papstthum. Oder in die Hände der Laien? Was soll dann aus dem Episcopal werden? Will man eine Laiensynode stiften, um der Macht der Bischöfe das Gleichgewicht zu halten? dann läuft man Gefahr, den Presbyterianismus einzulassen, dessen demokratischer Geist sich nicht mit dem monarchischen Princip des Episcopats und der Kirche verträgt. Nur eins bleibt übrig — der Staat! eine gesetzliche, von Gott gegründete Macht, regelmäßig in seinen Bewegungen, der Natur der Sache nach interessirt, die bischöfliche Autorität aufrecht zu halten, und durch gegenseitige Abhängigkeit damit verknüpft."

Der Verfasser sucht dann weiter die Einwürfe zu widerlegen: daß durch die Verbindung der Kirche mit dem Staat die lebendige Religiosität verloren gehe; daß der Klerus weltlichen Beweggründen zugänglicher, daß die kirchliche Gemeinschaft minder rein, und die Kirchendisciplin gefährdet und schlaff sey. Dann kommt er auf den Punkt des Besitzes:

„Wir haben noch nichts gesagt von einem Punkt, der gewöhnlich in dieser Discussion am meisten hervorgehoben wird: der Verlust der Einkünfte der Kirche, weil das Recht auf ihre Begabungen und auf Zehnten auf einem legalen Titel beruht, der durch ihre Trennung vom Staat nicht umgestürzt werden kann. Daß der Staat auf die Apostasie die Plünderung würde folgen lassen, ist mehr als wahrscheinlich; aber die Kirche ist auch schon von ihren angeblichen Vertheidigern beraubt und geplündert worden; und so lang das Eigenthum heilig gehalten wird, muß sie in ihrem Recht geschützt werden selbst von denen,

die sie verlassen. Ein wichtiger Theil ihrer Hülfsquellen würde aber unvermeidlich verloren gehen. Wir meinen die große Masse von Privatvermögen, welche von Männern, die sich dem kirchlichen Beruf widmen, mitgebracht wird, und wovon die Kirche zum größten Theil erhalten wird. Die Privateinkünfte der Geistlichen, welche jetzt durch das politische Ansehen der Kirche in Stand gesetzt sind, ihren Pflichten sich zu widmen, ohne andere Ansprüche zu opfern, würden wegfallen, wenn jenes Ansehen aufhörte. Es wäre sehr unzuverlässig, für die Hülfsquellen der Kirche auf die zufällige Liberalität der frommen Begeisterung zu bauen. Aus diesen Gründen allen sollte man sich wohl besinnen, ehe man den Schutz und die Unterstützung des Staats für die Kirche aufgibt, man sollte alles, was ehrenhaft und pflichtmäßig ist, versuchen, ihn wieder in höherem Grade für sie zu gewinnen."

Hierauf wird versucht nachzuweisen, welche Verpflichtung die Regierung eines Staats habe, sich der Religion, der Kirche anzunehmen, zugleich aber wird anerkannt, daß die allgemeine Anerkennung der Pflicht eines christlichen Gesetzgebers bei den Schwierigkeiten des jetzigen Augenblicks noch nicht ausreichen; daß die Regierungsgewalt in England wesentlich beschränkt sey durch die öffentliche Meinung. „Keine Regierung kann einem Volk eine Religion auferlegen, gegen die es feindselig gestimmt ist, und leider ist ein ansehnlicher Theil der Nation der Kirche entgegen. Daher ist die einzige Weise, wie der Staat in seiner Verbindung mit der Kirche erhalten werden kann, die, daß die große Masse der Nation zur Kirche zurückgeführt werde. Diese schwere Aufgabe muß aber von der Kirche selbst unternommen und gelöst werden, denn der Staat ist nicht zunächst das Mittel zur Bekehrung; er darf die Kirche nur mit seinen guten Wünschen und seinem Wohlwollen unterstützen."

Nachdem auseinandergesetzt ist, wie die Kirche verfahren müsse — mit Mäßigung, ohne Verfolgungsgeist u. s. w., bringt der Verfasser die Forderung an den Staat vor, die man freilich im jetzigen Augenblick mit Erstaunen aufnehmen werde: die Kirche mit großen Geldbeiträgen zu unterstützen, um einen Theil der Schuld durch Beraubung und Plünderung der Kirche gut zu machen, wovon er dereinst werde Rechenschaft ablegen müssen. Die Zehnten namentlich werden als eine Abgabe betrachtet, „welche von jeher Gott gehörte." Stiftungen an die Kirche werden dringend empfohlen, und dann folgen auch verdeckte und offene Vorwürfe gegen die dermalige Verwaltung Englands.

Gegen das Ende sagt der Verfasser: „der Kreis des Staats fällt nicht mehr mit dem der Kirche zusammen, und wenn man fortwährend so handeln wollte, als ob jenes der Fall wäre, so wäre die Folge davon nur Unbilden für die Kirche und Leiden für gewissenhafte Dissenters, weil die heiligsten Obliegenheiten der Religion dadurch dem Vorwurf der Heuchelei und Falschheit ausgesetzt würden. Große Zartheit ist erforderlich, um unsre alten Gesetze unsrer veränderten Stellung anzupassen, und ein großer Mißgriff ist schon begangen worden, wie in dem neuen Heirathsgesetz: nämlich daß man sucht die Religion noch beizubehalten, während man die Kirche aufgibt. Wenn die Ehe nicht nothwendig durch die von Gott eingesetzten Kirchendiener eingesegnet werden muß, so kann ein Anhänger der Kirche sie nur noch im Licht eines Civilcontracts ansehen. Aber Religion ohne Kirche ist die Losung der Zeit. Morgen wird es, nach denselben Principien, die seyn: Religion ohne Christenthum, und am nächsten Tag dann Religion ohne Gott. Wenn diese Lüge streng ausgeschlossen, wenn das Gewissen der Kirche so wie das der Dissenters erleichtert wird dadurch, daß man nicht mehr darauf beharrt, diejenigen, die außerhalb der Kirche stehen, so behandeln zu wollen, als ständen sie in ihr, wenn dem Dissenter gestattet ist, seinem eignen Willen zu folgen, ohne daß der Staat seine Billigung anspricht oder Hindernisse in den Weg legt, außer durch die stillschweigende Ermahnung und Protestation seiner eignen Anhänglichkeit an den Staat — so wird sich Niemand beklagen können. Die Kirchengliedschaft des Staats besteht nicht darin, daß Alle Mitglieder der Kirche sind, so wenig als die Heiligkeit und Wahrheit der Kirche darin, daß alle ihre Glieder vollkommen sind. Wenn der Regierende als Glied der Kirche regiert, so ist es genug. Nach demselben Grundsatz ist es keine Verletzung richtiger Grundsätze, wenn Männer von irrigen religiösen Ansichten selbst in den höchsten Staatsämtern verwendet werden, falls nur eine Mehrheit von Anhängern der Kirche vorhanden ist und der Sache der Wahrheit keine Gefahr droht." — — „Der Staat kann und soll nur wenig thun, außer daß er das von ihm selbst gethane Unrecht wieder gut macht; die Kirche muß sich selbst helfen. Ohne ihre eigne Anstrengung kann alle Macht des Despotismus sie nicht im festen Bestand erhalten; durch ihre eignen Anstrengungen und mit dem göttlichen Segen kann sie das Volk wieder für sich gewinnen und ihren rechtmäßigen Einfluß wieder herstellen. Ihre Laien müssen Unterstützung leisten, ihre Bischöfe müssen einen richtigen Plan der Austheilung entwerfen; der Klerus im Einzelnen und in jeder Person muß seine Gegenwart und seinen Werth in jedem Flecken des Landes fühlbar machen. Diejenigen, die aus ihrer Gemeinschaft geschieden sind durch eine ungeregelte Frömmigkeit, müssen zurückgerufen werden durch größern Ernst, durch innigere Hingebung und Andacht, durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Eifers und der Begeisterung."

Hier schließen wir die Auszüge, welche den Leser überzeugt haben werden, daß der Verfasser dem Gegenstand ein ernstes Nachdenken gewidmet und viele Punkte mit vielem Scharfsinn erörtert und beleuchtet hat; für den Deutschen ist daran auch interessant zu bemerken, daß man in England häufig das Bedürfniß fühlt, Gegenstände, welche bisher nur ganz empirisch, utilitarisch und atomistisch behandelt worden wie Familie und Staat, auf tiefere philosophische Weise aufzufassen und anzuschauen, der mechanischen Betrachtungsweise die organische zu substituiren. Auch fehlt es dem Verfasser nicht an einer gewissen Milde und Toleranz gegen Andersdenkende, und er erkennt das Schwierige der jetzigen Lage der Dinge in England (welche sich auch in andern Ländern, nur in veränderter Gestalt, wiederholt) wohl an; er schildert mit manchen treffenden Zügen die Stimmung und Tendenz des Zeitalters; aber die Hülfsmittel, zu welchen er rathet, dürften sich schwerlich ausreichend erweisen, und dann sind seine dogmatischen Ansichten von der Kirche, die er als so unzweifelhaft voraussetzt, von der Art, daß an sich schon der bedeutendste Widerspruch dagegen erhoben werden kann; und dieser Widerspruch wird sich um so mehr steigern, je mehr er auf diese Grundlage des Begriffs der Kirche zu bauen und zu stützen bestrebt ist.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 95 u. 96.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 August 1840.

Festus.

In demselben englischen Magazin, welchem wir vor einiger Zeit den Aufsatz über das Chartistenepos Ernst entnahmen, findet sich, in einer spätern Nummer, von der Hand desselben Kritikers (des Herausgebers John Herand selbst), ein Artikel über ein anderes Gedicht: Festus, welches ebenfalls für das deutsche Publicum, schon wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes mit Goethe's Faust, nicht uninteressant seyn möchte. Wir geben daher das Wesentliche dieses Artikels nebst den darin angeführten Proben in der Uebersetzung. Zur Erklärung der Anfangsworte des Artikels bemerken wir, daß John A. Herand Verfasser ist von: das Gericht der Fluth, die Höllenfahrt und andern Gedichten verwandter Tendenz. — —

„Wir fühlen einigen Beruf und einiges Recht in uns, über religiöse Poesie überhaupt zu sprechen und über ein Gedicht wie das vorliegende insbesondere. Der Plan des Werkes ist derselbe wie in Goethe's Faust, und die Lösung desselben Problems wird in ähnlicher Weise versucht. Goethe's Faust jedoch war ein von der Tradition überlieferter Charakter; Festus ist ein Geschöpf der eigenen Erfindung des Dichters. Nicht allein aber in dieser, sondern in allen Beziehungen hat sich der Dichter von allen Hemmungen und Beschränkungen freigemacht. Seine Phantasie ist auf keine Schwierigkeiten gestoßen, wie sie durch bestehende Formen oder Sitten bereitet werden könnten — sondern sie schafft sich, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, ihre eignen Glaubensweisen, ihre eignen Sitten und Gebräuche, und sogar schafft sie sich in ihrem fesselosen Flug ihren eigenen Gott und Teufel. Sie verschmäht es, hergebrachte Gestalten und Worte zu adoptiren, sie spricht selbst und vertraut der Inspiration, welche das Wort ist, in Betreff der Wahrheit, welche das Wort aussprechen soll. Wenn so alle Hemmnisse der Production vermieden werden: an was soll das Talent des Dichters erkannt und erprobt werden — ein Talent, das sich doch gewöhnlich in der Ueberwindung von Schwierigkeiten beurkundet? *) Wie groß immer die Originalität von Homers Geist seyn mochte, er hatte es mit griechischen Sitten, griechischer Mythologie, griechischer Scenerie, griechischen Ereignissen, mit Griechen und Griechinnen zu thun. Er hatte seine neuen Conceptionen in diese alten Formen zu bringen, und nur dadurch konnte er dem Sinne des Volks zugänglich und verständlich werden. Der Dichter des Festus, in diesem Punkt selbst über Goethe hinausgehend, wirft sich in das rein Ideale, und macht seinen Willen und seine Phantasie gänzlich von allen Hemmnissen und Fesseln frei. Mit Einem Wort, er thut was ihm beliebt, und daher ist es kein Wunder, daß er seine Aufgabe mit Leichtigkeit löst. Aber wir müssen das Talent auch unter einem andern Gesichtspunkt betrachten — als frei von allen Hemmnissen, als eine Kraft für sich selbst, sich die Atmosphäre erschaffend, in der es sich bewegt. Das Talent, welches über Schwierigkeiten triumphirt, athmet die Luft, die schon vorhanden, und die ihm, da sie nicht seine eigne Schöpfung, Widerstand leistet. Aber die Seele ist sich selbst ihr Raum und der reine Geist athmet in seinem eignen Medium. Die in dieser primären Schöpfung sich offenbarende Dichterkraft ist höher sowohl als ursprünglicher. Ob menschliche Kraft von solcher Art seyn kann, mag bezweifelt werden; aber ist die Dichterkraft menschlich? Ist der Dichter des Festus menschlich? Ja! denn er sagt uns, trotz alles gegentheiligen Anscheins, sey doch das vorliegende Werk nicht ohne große Schmerzen und Anfechtungen erzeugt worden. Wenn wir ihm glauben dürfen, so war er, in Rücksicht der Leiden, die es ihn kostete, ein wahrer Messias unter den Sängern. Seine Kämpfe erzählt er so:

Lies, Welt, dieß! der es schreibt, ist für dich todt,
Doch lebt in diesem Buch. Er sprach begeistert;
Bei Tag und Nacht drängten sich die Gedanken
Ganz ohne Zuthun, ohne Wunsch, ihm auf,
Wie Blut dem Herzen. Das er durchgemacht,
Das Studium — es war die Seelenfolter.
Hoch war der Grad, den er errang: es war
Der Grad des Jammers bei Erkenntnißfälle.

*) Dieß ist doch ein etwas gar zu negativer Begriff von der Poesie! Im Gegentheil, wer denkt bei ächter Poesie zuerst an die Schwierigkeiten — als etwa ein Kritiker?

Er duldete das Schwerste und gewann
Als Preis: im eigenen, zerrissnen Herzen
Zu schauen ein'ge goldne Samenkörner —
Die für er ans — er hoffte Wahrheit sey es.

Wir brauchten nicht erst zu erfahren, daß der Parnaß eher ein Gethsemane als ein Paradies ist. Wir schreiben dieß nicht im Leichtsinn hin, sondern mit einem heiligen Gefühl, mit tiefer Bewegung und mit ernstem, auf Erfahrung beruhendem Bewußtseyn der ausgesprochenen Wahrheit. Diese Geburtsschmerzen werden mehr und mehr von der nachkommenden Dichtergeneration empfunden werden. Das Altverjahrte ist todt — die Glaubensweisen sind veraltet — das künftige katholische Christenthum ist etwas ganz, ganz Verschiedenes von der erbleichenden und welkenden sektirerischen Geistlichkeit. Unsre religiösen Systeme sind von Menschen gemacht worden, aber die Religion selbst ist von Gott, und ewig neu, wird sie die alten Schläuche zerreißen bei jeder neuen Ausgießung des Weins göttlichen Zorns oder erneuernder Gnade. Alle Zeichen der Zeit sprechen davon, daß ein neuer Cyklus begonnen; und die heranwachsende Poesie bezeugt vielleicht so lebhaft als irgend sonst etwas dieß wichtige Factum. Daher gehen täglich Wunder vor unsern Augen vor, Wunder der Vorsehung als passende Herolde der dritten Ausspendung der Liebe.

Nie war eine Zeit bedeutsamer als die gegenwärtige. Der Geist der öffentlichen Schriftsteller sollte sich zur Würde ihres Berufs erheben. Die Kritik muß so transscendental werden, als die Poesie es schon geworden ist; der populäre Dichter muß die heiligsten Themata aufnehmen; die eiteln, leichtfertigen, weihelosen gelten hinfort nichts mehr. Sie sind todt — begrabe man sie fern von unsrem Auge!

In der Form und in der Anordnung der Scenen ist Festus nach dem Muster von Goethe's Faust gedichtet. Er beginnt mit einer Scene im Himmel, wo die Dreieinigkeit und die Engel die redenden Personen sind, und Lucifer die Versuchung des Helden beantragt. Im Vorbeigehen bemerkt: was ist die Idee des Dichters von Lucifer? Wir sind der Ansicht, daß dieser Charakter schwach gezeichnet sey, nicht so scharf und vom Dichter so wohl verstanden wie Goethe's Mephistopheles. Aber so weit wir verstehen konnten, ist er, fürchten wir, eine Art von negativem Gott, ein Begriff, welcher zu den schlimmsten Irrthümern des Pantheismus gehört, und der, indem er dem gesammten Gedicht einen pantheistischen Charakter mittheilte, seiner Trefflichkeit bedeutenden Abbruch thun würde. Der Dichter ist jung, nicht älter als drei und zwanzig Jahre; und wenn jenes der Fall ist, so wird er sich schon aus diesem Stadium der Ueberzeugung herausarbeiten; dann aber wird er Ursache haben, einige Unvollkommenheiten in seinem gegenwärtigen Werke zu bereuen, welche von radicaler Art sind, und das ist Schade.

Das ist nun aber einmal der große Fehler an unsrer modernen Poesie, daß wir statt eines vollkommnen Gedichts immer nur Werke bekommen, welche die eigenthümlichen Entwicklungen in gewissen Stadien und Zuständen des individuellen Geistes des Dichters bezeichnen. Wir fragen nicht darnach, in welchem Lebensalter die Ilias oder Lear gedichtet worden seyen; sie sind gut, groß, wunderbar, mögen sie mit sieben oder mit siebzig Jahren gedichtet worden seyn. Gewisse psychologische Vortheile ergeben sich aus der modernen Weise, aber diese kommen mehr auf Rechnung des Wissenschaftlichen als des Poetischen. Der Experimentalist tappt gern herum in den Gebieten der Erfahrung — aber dabei ist er eben ein Halbgelehrter und kein wahrer Philosoph. Diese Wortpoesie bedarf der Umgießung — sie sollte in den Ofen geworfen werden, und, geschmolzen, sollte sie geläutert wieder herauskommen und in geeignete Formen gegossen werden, werth, vermöge ihrer Vollendung, dem feinsten Gold ihr Gepräge aufzudrücken.

Wäre es daher nicht gut, wenn hinfort jeder Dichter seine Dichtungen für sich behielte, bis er das vierzigste Jahr erreichte, und dann aus seinen alten Materialien, mittest besonnener Auswahl und Verwerfung, ein in allen seinen Theilen vollendetes, und in seinem Gesammteindruck befriedigendes Gedicht bildete? Es ist dieß ein Vorschlag, der die reiflichste Erwägung verdiente, mag die Eitelkeit dagegen sagen was sie will: der Ehrgeiz ächter Art wird dafür stimmen. Eilt doch nicht so zur Presse! Der Beifall des Publicums ist kein Beweis der Trefflichkeit. Gehe mit dir selbst zu Rath, o Dichter! Es gibt keinen Menschen, keine Gesammtheit von Menschen, welche dich belehren könnten; daher warte deine Zeit ab und verlaß dich inzwischen auf dein eignes Urtheil; deines Talents bewußt, keiner Bestätigung von außen benöthigt, schaffe im Stillen und Geheimen fort, bis das vollendete Werk mit voller Zuversicht und in gereifter Form an den Tag gebracht werden kann, dann mag das Auge der Sonne hell darauf scheinen, und mit seinem Glanze sich mischend, diesen nicht trüben, sondern verstärken.

Festus ist ohne Zweifel für diese Dichtgattung zu lang. Wir finden im Verlaufe desselben die ermüdendste Wiederholung. Auch ist ein Theil darin, wo der Dichter zu dogmatisiren anfängt, und ein schwerfälliges theologisches System daherbringt, natürlich zur Erklärung des Gedichts. Er hätte seine Sache besser angreifen sollen. Goethe vermied es, sich so bloß zu geben. Die Poesie soll es mit Symbolen, nicht mit Dogmen zu thun haben. Jedem Leser sollte es überlassen bleiben, sich selbst die seinigen zu machen, sie aus den Typen und der allgemeinen Handlung zu entnehmen. Der Verfasser des Festus hat sich eine Verantwortlichkeit aufgeladen, der er sich hätte entziehen können. Seine eignen Ansichten über diese Punkte werden sich ändern, und dann wird er wünschen, daß er doch lieber Charaktere und Gang der Handlung für sich selbst hätte sprechen und dem für Lehre Empfänglichen solche ertheilen lassen. Mit Worten belehren, nachdem man schon mit Symbolen belehrt, heißt dasselbe Werk zweimal thun, oder vielleicht ein zweites Werk mit vielleicht verschiedenem Sinn daherbringen.

Wir entnehmen aus diesen Dogmen, daß folgendes die Religionsartikel sind, welche der Verfasser zu verbreiten wünscht:

1. Daß die Liebe Gottes so unendlich sey als die menschliche Unvollkommenheit.

Digitized by Google

2. Daß Gott über das von Menſchen verübte Böſe lache und es zulaſſe.
3. Daß der Menſch ſich nicht ſelbſt geſchaffen habe und daher auch nicht für ſein Herz verantwortlich ſey, das er ſo wenig hemmen und ändern kann, als es Gottes Willen aufzuhalten vermag.
4. Was der Menſch thut, Gutes oder Böſes, iſt von Gott vorher beſtimmt und dient zu ſeiner Verherrlichung.
5. Nichts in der Natur geht verloren; und keine Seele, obgleich verſunken in der tiefſten Tiefe der Sünden, iſt für Gott verloren.
6. Das Uebel und Böſe iſt kein poſitiver Zuſtand, kein poſitives Princip, ſondern in ſeiner Form und in ſeinem Maaß iſt es zurückzuführen auf einen Mangel des Guten, und das Gute iſt das einzige poſitive Princip in der Welt.
7. Der Sohn Gottes wird jeden Geiſt, Menſch oder Teufel, erlöſen. Sein Leben leidet immerdar um der Liebe willen. Im Gericht und in der Erlöſung der Welten verfließt ſein ewiges Daſeyn. Der Beſte und der Schlimmſte bedürfen einer und derſelben Erlöſung.
8. Jeder Menſch iſt gerettet im Sohne, welcher Gericht hält; denn obgleich der Gottheit voll, fühlt er doch die Schwachheit der Weſen, die er geſchaffen, und kann ſie richten, weil er ihnen ähnlich fühlt.
9. Feſtus.

Seel' und Geſang beginnt und endet im Himmel,
Der eure Wieg' und ew'ge Heimath iſt.

Der heilige Geiſt.

Es war eine Zeit, wo Gott allein war Alles,
Und kommt einſt neu. Die Stunde iſt geſetzt,
Wo Seraph, Cherub, Heil'ger, Menſch und Teufel
Vereinigt, unbegreiflich hoch erhaben
Ueber ihr jetz'ges Seyn, zu Gott gezogen
Wie Thau zum Aether — lauter Himmel ſind.
Wo alle Seelen ſind in Gott, und Gott,
Nichts iſt als Gott.

Gottes Sohn.

Laß Alle Gottes ſeyn!

Gott.

Endloſe Welt! und ich bin Gott alleine;
Das Ja, das Ewige, das Ganze, Eine!
Ich war nur — Geiſt und Stoff unter mir laſſend,
Vollkommenheit, gränzlos ſich ſelbſt erfaſſend.
Ich bin nur — ſo in Macht wie Gnade Einer;
In jeder Form leb' ich, gebannt von keiner;
Ich nur werd' ſeyn — wenn aus der Welten Lauf,
Geht neu mein gränzenloſes Daſeyn auf.

Hier hätten wir nun einen hübſchen Haufen von Speculationen, mehr oder minder geſchickt verwoben mit größern oder kleinern anderartigen Abſchnitten. Das ſind die Theorien, die in das Gedicht verſchlungen werden ſollen. Dieſe Art Poeſie hatte Shelley längſt aufgebracht, ehe der Dichter des Feſtus ſeinen Verſuch machte; aber dieſe Art Poeſie hat ihre großen Schwierigkeiten. Was die Träumereien und Strebungen des Schwärmers und Viſionärs befriedigt, wird nicht ebenſo den Zwecken des Dichters dienen. Die poetiſche Kunſt muß nothwendig einen objectiven Charakter haben, und das rein ſubjective Ideale iſt daher zur Darſtellung nicht geeignet, es iſt in der That gar nicht darſtellbar. Alle Schwierigkeiten, mit welchen Shelley ringt, ſind fünfhundertfach in dem Gedicht: Feſtus.

Iſt Feſtus ein Menſch? Er iſt der letzte Menſch, und gleich vielen vor ihm, lebte er ein Leben der Liebe und der Untreue; aber es iſt von ihm die Rede als von einem Menſchen, der durch Einen Herzſchlag, durch Eine Thräne den Himmel gewonnen. Aus all dieſem erfahren wir, um die neun obigen Sätze zu Einem zuſammenzuſchmelzen, daß Liebe auch ohne Treue einem Menſchen den Himmel erwerben kann. Mit andern Worten: daß ein Mann von der frühen Jugend an bis ins Alter ein Weib um das andere verrathen mag, aber doch, in Betracht der Liebe, die er der Reihe nach für alle fühlte, durch ſolche Liebe gerettet werden wird. Weil, wie Lucifer am Ende dem Feſtus ſagt: „Im Himmel ſeyn, heißt: lieben für und für," worauf Feſtus dankbar verſetzt: „Ich bin froh!" worauf der Sohn Gottes ihm zuruft: „Komm her zu mir!" Feſtus fragt: „Aber wo ſind denn die, die ich liebte?" und dieſelbe erhabene Perſon antwortet ihm: „Dort jene ſel'ge Schaar!" darauf ruft Feſtus aus: „Ha, ihr Geſegneten, kommt her zu mir! Geliebte meines Herzens auf Erden, meiner Seele im Himmel! Seyd ihr denn Alle hier bei mir?" darauf antworten ſie einſtimmig: „Alle!" und Feſtus erklärt dann feierlich: „Das iſt der Himmel!" Und ſo wird Feſtus gerettet und erlöst, nicht indem er Lucifers Verſuchung widerſteht, ſondern einfach indem er ihr nachgibt, und dasſelbe wäre der Fall geweſen, möchte er verſucht worden ſeyn oder nicht.

Urtheilen über den Geſchmack in Diction und Bildern eines Gedichts, das ſo über alle hergebrachten Begriffe und Geſetze ſich wegſetzt, hieße: einen ganz verſchiednen Maaßſtab an das Ganze und an die einzelnen Theile anlegen. Das Gedicht ſtellt ſich durch ſeine ſchrankenloſe Ueberſchwänglichkeit außerhalb den Bereich der Kritik. Der Geiſt, in welchem die Conception und die Ausführung ſich gründet, mag weiſe Tollheit ſeyn, aber deſſenungeachtet iſt es Tollheit. Wir glauben uns daher nur berufen, einfach einige Proben des Styls zur Belehrung des Leſers vorzulegen, ehe wir den Gegenſtand in extenso erwägen.

Gott hat zu Lucifer, auf deſſen Bitte um die Erlaubniß, den Feſtus verſuchen zu dürfen, geſagt:

Du haſt Gewalt nicht über ſeine Seele;
Mein ſind die Seelen all' in alle Zeit,
Und ſeine geb' ich dir anheim, daß er
Wiſſ', meine Lieb' iſt mehr als all ſein Sünd'gen,
Und ſelbſt erfahre: daß nichts außer Gott
Den Seelen, die er groß macht, kann genügen.

Worauf der heilige Geiſt bemerkt:

Und ich will heiligen ihn bis hin zum Ziel
Des Himmels, daß, wie tief auch ſeine Seele
Er tauch' in Sünde, als in ſüß'ges Wachs,
Es doch zu Gottes Herrlichkeit gereiche.
Glänzen ſoll er in lichtgetränkten Kleidern

Zuletzt im Himmel. Alles iſt im Himmel
Beſchloſſen und vollendet, eh' auf Erden
Man es verſucht; erloren iſt das Kind!

Das Folgende iſt für einen jungen, zwanzigjährigen Dichter außerordentlich:

Das, das heißt ſterblich und unſterblich ſeyn!
In einem Cirkel leben; und der Punkt,
Der dunkle, ſeyn, wo aller Dinge Schatten
Sich treffen, miſchen, dunkeln. Alles zeigt
Die dunkle Seite mir, wo muß das Licht ſeyn.
Mir iſt wie einem Samen in kalter Erde,
Raſtloſigkeit im Herzen, Durſt nach Luft!
Die Leidenſchaft iſt das Verhängniß. Selbſt
Iſt ſich das Herz ſein Schickſal. Es iſt gut
Daß ſich ſo bald abreibt der Jugend Gold!
Das Herz wird ſchwindlich von dem trunknen Tanze
Und die wollüſt'ge Eitelkeit des Lebens
Feſſelt, betrügt nicht meine Seele mehr.
Mein Geiſt iſt abgeſtumpft. Mich freut nichts mehr,
Woran nicht iſt der Sünde Honigfackel;
Die ſüße Gährung, die die unverſuchte
Jugend erfüllt mit Sehnſucht, der Natur
Vorauszueilen, und in Einſamkeit
Und Traum ſie ſchluchzen macht in Todesſehnen;
Der Seele kecker Sporn, der das Gefühl
Der Luſt erhöht und ſchärfer macht, verſchwendet
Nur mehr und wird bald ſtumpf. Erheb' dich, Herz!
Ermann' dich, Herz! du biſt voll Frühlings noch!
In meinem Köcher ſind noch viele Pfeile;
Doch was gilt ein Gedank' an all die Dinge?
Wie niedrig iſt, wie ärmlich jede Sorge!
Wie zweifelhaft iſt das Syſtem des Geiſtes!
Und dann der wandelloſe, hoffnungsloſe
Kreis von Ermattung, von Herzloſigkeit,
Von Schmerzen, Leiden, Eitelkeit und Laſtern!
Und dieſe bilden doch das Leben; mind'ſtens
Das Leben das ich ſehe, wenn nicht fühle.
Sey's denn! Wir ſind unſterblich. Wie wünſcht' ich,
Daß ich die Menſchen könnte lieben, denn
Unter des Lebens Zwecken ſcheint nur einer
Von Werth zu ſeyn: Gutes zu thun den Menſchen.
Nicht gilt's: wie lang wir leben, ſondern wie;
Denn, Theile Einer Menſchheit, leben wir
In jeder Zeit; wir denken und wir fühlen
Und lehren mit den Künft'gen und Vergangnen,
Wie mit der Gegenwart. Eins iſt der Menſch,
Und hat Ein großes Herz. So fühlen wir
Mit einem Rieſenpulsſchlag übers Meer
Das Recht, das Unrecht — einer von dem andern;
So ſind wir Menſchen. Laß uns weniger
An Menſchen und dafür an Gott mehr denken!
Manchmal umflattert der Gedanke uns
Gleichwie in ſtiller, blauer Luft ein Vöglein;
Dann wieder ſteigt er langſam auf, wie eine
Wolke, die athemlos erklimmt den Himmel,
Und grad ob unſrem Haupt ſich nieder läßt.
Oft fühlen wir den Wunſch den Geiſt durchzucken,
Gleich der Rakete, die zum Himmel ziſcht,
Mit Gott uns zu vermählen und den Abſchied
Der Welt zu geben; doch inzwiſchen kehret
Die Welt ſich um und ängelt ſcharf uns an —
Die ſchmeichleriſche Welt! Wir fühlen, wie
Sie ſanft den Arm uns niederdrückt, den wir
Erhoben hatten, in der Wahrheit Dienſt
Zu thun ſo große Wunder; fühlen, wie
Sie zärtlich ſich an unſre Seite ſchmiegt,
Wie durch den Körper zuckt ihre Berührung,
Und wir ſind Narren und aus iſt's mit uns.
Wir ſind von Anfang her nichts als ein Wrak;
Geſund an uns nichts. Mach' ein End', o Gott!
Ein Troſt iſt's, daß wir einmal enden müſſen.
Dort geht der Sonnen Sonne unter! ſtirbt
In lauter Feuer, wie Aſſyriens
Im Tod großer Monarch. O Gott der Nacht!
Wir lieben die Gewalt, leben von ihr;
Sie iſt der Seele Ziel; der Geiſt muß herrſchen,
Sieg iſt ſein Leben. Warum machteſt du
Nicht Einen Geiſt, der Sonne gleich, zum König
Ueber die Welt zu ſeyn? und oh! daß ich
Wär' dieſer Sonnengeiſt geweſen! wie
Hätt' ich mit Gluth die Welt durchdringen wollen,
Zu Lieb' und Anbetung und reinem Leben!

Hätten Coleridge, Wordsworth, Goethe und Shelley nicht gelebt, wir würden dergleichen als ein Mirakel betrachten. Wir geben ein paar weitere Proben:

Wie kann die Schönheit von ſtoffart'gen Dingen
Gewinnen ſo das Herz und auf den Geiſt
So wirken, wenn nicht ihnen weſengleich?
Sind große Gegenſtände und Gedanken
Vom gleichen Blut! Sie haben gleiche Wirkung.

Die Welt muß große Geiſter haben, wie
Sie große Sphären oder Sonnen hat,
Kleinre, unruhige Geiſter zu beherrſchen,
Indeß ſie ſtill ſtehn und lebendig brennen,
In ihrer Ordnung jene zu erhalten,
Sie zu erleuchten und ſie zu erwärmen.

So wie wir nie die Sonne ſelber ſehen,
Sondern das Licht nur um ſie, wie die Glorie
Um eines Heil'gen Stirne, ſo auch wirſt
Du Gott nie ſchauen. Seine nackte Liebe
Iſt ſchrecklich, iſt ſo groß, daß Heil'ge mehr
Vor der Vergebung, als die Sünder vor
Dem Tode zittern.

Des Glaubens Aug' kann durch die Hölle ſchauen
Und durch die feſte Welt. Denken an Gott

Müſſen wir Alle. Dort das Waſſer muß
Den Himmel ſpiegeln.

Die Mitternacht! Der Tag hat zu viel Licht
Für uns, als daß wir geiſtig könnten ſchauen
Die Dinge. Geiſt und Nacht müſſen geheim,
Wie Liebende, die man bewacht, ſich treffen,
Welchen 's genügen muß, die heilige
Geſtalt zu ſehen von einander.

Der Geiſt iſt gleich dem Faden, dran gereiht
Die Kügelchen, die Welten ſind des Lebens.

Folgende Zeilen enthalten die Idee des Dichters von Lucifer:

Nicht mir gebührt's, noch dir, des Uebels Ende
Zu wiſſen. Ich füg's zu und du muſt leiden.
Es kennt der Pfeil ſein Ziel nicht, ſeinen Zweck;
Und ich ſtürm' hin meine Zerſtörungsbahn,
Ein Strom, an todter Menſchen Seelen reich;
Denn wenn ich's wüßte, hätt' ich Freud', und das
Iſt durch mein Weſen mir verſagt. Ich kenne
Nicht Luſt noch Leid; nur ewig gleiche Trauer,
Wie des trübſel'gen Nachtwinds, iſt der Ton
Meiner Empfindung immerdar; ich bin nicht
Wie andre Geiſter, eine Einſamkeit
Bin ich mir ſelbſt, ich, der allein'ge Geiſt.
. . Die Sterblichkeit iſt mein, das grüne
Unreife Weltall. Aber wie die Frucht
Zeitigt und Welt um Welt gereift ſich löst
Vom welken Stiel der Zeit, wie dein Geſchlecht
Von jetzt verſchwundnen Sternen ſah, iſt mir
Verborgen Alles.

Noch einige Gedanken — Empfindungen — Bilder:

Die Nacht bringt Sterne hervor, ſo wie der Kummer
Wahrheiten uns läßt ſchauen; ſind's gleich viele,
So helfen ſie doch nichts; ihr Glanz erhellt nicht.
Zu ſpät, um uns zu dienen, kommen ſie;
Und traur'ge Dinge ſind zu wahr nur immer.
Wir ſehn die Sterne nie, als bis wir nichts
Sehn außer ihnen. So iſt's mit der Wahrheit.

Nachläſſig ſich ums Haupt die Sterne ſchlingend,
Ein Verlennetz, thront ſie, die gold'ge Nacht!
Ich lieb' die Nacht mehr als den Tag; ſie iſt
So lieblich. Viele Sänger hat die Nacht
Gewonnen ſich, weil ſie ſo lieblich iſt;
Denn Schönheit iſt's, die Poeſie erweckt,
Und dem berauſchten Aug' entquell'n Lichtzähren.

Die Schönen ſind niemals verlaſſen ganz;
Jemand liebt immer ſie: Gott oder Menſchen.

Oh! ſie war reizend! Frühling war ihr Weſen
Und tödtliche Schönheit wie ein jungfräulich
Schwert. Schaurig ſchön war ſie!

Waſſer! ich hab' euch ſehr geliebt. In Tagen
Der Jugend und der Kindheit war's mein Leben,
Leicht wie ein Blatt über euch hinzugleiten,
Oder in jenem Schiffchen, gleich der Schwalbe,
Ob euch zu ſchweben; oder wie ein liebes
Kleinod an eurer ſonn'gen Bruſt zu liegen.
O könnt' ich, in mein Inures ſchau'nd wie ihr,
Drin meinen Himmel finden! Lebet wohl!

All dieß muß enden, muß vergehn, verſinken
Gleichwie ein Kieſel in Vergeſſens Fluth;
Denn Gott legt ſeine Hand einſt auf die Erde
Und wie ein rothes Laub zermalmt er ſie.

Der Verfaſſer gibt ſich, wie wir errathen, den Träumereien der Geologen hin. Er läßt den Lucifer verſichern:

Ich kann mich wohl erinnern, wie die Erde
War eine große, kriechende Maſſe ganz,
Von ungeſtalten Weſen nur belebt,
Wo nur drei Dinge waren in der Welt:
Berge, Gewäſſer, Ungeheuer; noch
Hatte die Zeit der Sternen Augen nicht
Verdichtet; u. ſ. w.

Angela iſt Feſtus' erſte Liebe, aber ſie iſt im Himmel, wohin Lucifer auch den Feſtus, früher oder ſpäter, zu bringen verſpricht. Inzwiſchen ergötzt ſich der letztere mit Clara, in deren Geſellſchaft wir ihn finden in einem Alkoven oder Garten. Die Dame ſcheint nichts gegen die Religion, aber viel gegen ihre Formen einzuwenden zu haben:

Was ſind dem Glauben Formen? Nebelflecke,
Die ſich verziehn; ein Rab' am blauen Himmel.

Sie liebt auch Feſtus' Seele und möchte ſie retten. Feſtus antwortet: er liebe den Tod:

Unſterblichkeit jedoch, mit ragendem Finger
Deutet nach einer fernen, tiefen Welt,
Und ſpricht: dort meine Heimath! leb' mit mir.

Clara.

Siehſt du die Welt?

Feſtus.

O ja! ein ſchattenhaftes
Und unermeßliches Gebild iſt ſie;
Sie iſt wie ein entkörperter Planet,
Der Geiſt von einer großen Sphäre, die
Gott mit dem Streich des Todes traf, wie eine
Welt, welche Gott gedacht nur, nicht geſchaffen.

Clara iſt ſehr erſtaunt über die magiſche Gewalt ihres Geliebten, hofft aber, ſie komme von guten Händen. In der nächſten Scene wünſcht Feſtus, ſich von Lucifer zu trennen und thut es. Aber ſie treffen ſich wieder auf dem Marktplatz einer Landſtadt und ſtellen philoſophiſche Betrachtungen an über die niedrigen Geſchäfte, zu welchen die Menſchen unſterbliche Fähigkeiten und Kräfte verwenden. Ein Leichenzug zieht vorüber — von einem Mädchen, welches Feſtus ſelbſt verlaſſen hat. Feſtus moraliſirt — Lucifer wird ſcherzhaft und hält eine heuchleriſch

ſpöttiſche Predigt an die Menge. Einige Bilder in dieſer Rede ſind auffallend:

Faltet, ſo lang es Zeit, hübſch eure Seelen,
Und adreſſiret ſie an Gott im Himmel;
Sonſt kann ein Andrer kommen und ſie nehmen
Und ſiegeln und — ihr wißt ſchon wohin! ſchicken.

Vielleicht ihr glaubt: eur Leben tröpfle aus,
Wie Bäche im Sommer trocknen. Laßt uns ſehn!
Verſucht's mal: dämmt es ein; dann ſteht es ſtill,
Wird ſumpfig, dick und klumpig. Dadurch würde
Das Leben ſchlimmer als der Tod.

Gebt auf dieß Weſen,
Erkennet eure Stellung, ſprecht mit Gott
Und ſagt ihm einmal: Herr, mach du den Anfang!
Nimm du den Finger weg von deinem Auge!
Er wehrt Gott und dem Weltall ſich zu ſehn.
Meint ihr, nichts gelten eure Seelen Gott?
Sind ſie ſo klein? Was iſt denn groß bei Gott?
Was wollt ihr ſchreiben gegen Gott? Euch ſelbſt!
Bringt eure Wage, ſetzt euch alle drein,
Nehmt Himmel, Erde, Höll dazu — das Weltall:
Gott legt den Finger in die andre Schale,
Und, eine Blaſe, ſchnellen wir empor.

Wohl mocht' er ſagen: er komme wie ein Dieb,
Denn er wird brechen eure Schranken, wird
Zertrümmern eure Thore, die ſich ihm
Verſperrten einſt, und wird euch obdachlos
Und ſchaudernd unter den Gerichtsſturm jagen,
Der Himmel wird ob euren Häuptern krachen
Wie eine Glock' in Feuer und euch alle
Begraben unter ſeinen blanken Scherben.

Alle ſind Teufel für ſich ſelbſt,
Und jeder Menſch iſt ſelbſt ſein eigner Todfeind.
Die Aehrenleſe nur bekommt die Hölle;
Den vollen Wagen aber hat die Erde,
Und ihres Herbſtertrags iſt froh die Hölle.
Ihr aber ſeyd großmüthig gegen die Sünde,
Und ihr mißgönnt den Aehrenleſern nichts,
Ihr bittet ſie, drängt ſie herbei zu kommen:
Laßt keine Aehre, laßt kein Körnchen Sünde
Verloren gehen; ſammelt, mahlet Alles;
Es iſt ja unſer Brod, und ſchämen müßten
Wir uns, die Gaben Gottes zu verſchleudern.

So geht dieſe excentriſche Rede noch weiter fort, bis er am Ende in ſeiner luſtigen Bosheit fürchtet, er möchte ſeinen Zuhörern zu ihrem eignen Beſten bange gemacht haben. Daher beſchließt er, ſie „rückwärts zu reiben wie eine Katze," und ſagt zu Feſtus:

Und du ſollſt ſehen wie ſie ſpein und funkeln.
Laßt uns annehmen, Freunde: ihr ſeyd Menſchen,
Und dort iſt Gott, ich will der Teufel ſeyn.
Recht ſo. Ich bin der Teufel.

Einer aus dem Haufen.

Ich glaub' Ihr ſeyd's.

In den folgenden Worten inſultirt er die Menge ſo, daß ſie ſich zu Gewaltthätigkeiten erhebt; er beſchwichtigt ſie dadurch, daß er einen Hymnus preis gibt, der davon handelt, wie die Erde die Erde betrügt, die Hölle die Hölle verflucht, der Himmel den Himmel ſegnet. Die Menge zerſtreut ſich; Feſtus ſtellt Betrachtungen an über Stadt und Land und gibt letzterem den Vorzug. Lucifer erwiedert ihm nachläſſig hinwerfend:

Zeit iſt's, daß etwas für die Armen geſchieht;
Die einz'ge Gleichheit iſt der Tod auf Erden;
Jetzt ſind ſo Reiche wie Arme mißvergnügt.
Ich bin für einen Spruch, der beide ruhig macht.
Ohne Zerſtörung kann geſchehen nichts.
Tod iſt das allgemeine Salz der Staaten,
Blut iſt die Baſis von Allem, Recht und Krieg.
Den Löwen, dieß Jahrhundert, könnt' ich machen
So zahm, daß er mir wie ein Hündchen folgte.
Ich würde gern die Welt makadamiſiren,
Die Höllenſtraße braucht Verbeſſerung.

Die nächſte Scene heißt: der ſtundenlange Ritt. Wir geben den Anfang.

Lucifer.

Willſt reiten?

Feſtus.

Ich will ein Stündchen reiten.

Lucifer.

Ich ſchaffe dir Roſſe, ich will dich geleiten.
Komm hieher, komm hieher,
Mein tüchtig ſchwarz Roß,
Auch du komm eilends,
Sein guter Genoß!
Wie die Roſſe des Tods
So flink ſeyd ihr nicht;
Doch gleich ſicher im Gang,
Nie der Athem euch gebricht.
Ihr ſchleppet die Welt
Ohne Raſt, ungeſetzt,
Sechs tauſend Jahr'
Und ſpät wird es jetzt.
Tragt jetzt uns noch dießmal.
Und heim ſollt ihr dann,
Und raſten vom Faſten;
Heran, ſchnell heran!

Feſtus.

Sie ſträuben die Mähnen
Wie ſchäumende Wellen;
Sturmgleich fliegen die Schweife,
Die Feuerangen ſchwellen
Wie Donnerkeile.

Lucifer.

Her, Füllen, in Eile!
Auf und davon!

Und fort eilen sie, nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, der Schweiz, Deutschland, Oesterreich, Polen, Rußland, der Tartarei, nach China, Hindustan, Afrika, Amerika und zurück nach England. Das Alles ist der Ritt einer Stunde; und nach diesem finden wir den Versucher und den Versuchten wieder beieinander bei einem dörflichen Fest, um die Abendzeit. Festus begegnet einem blinden alten Mann, den er früher gekannt, aber der ihn nicht kennt. Mehrere liebende Paare treten vor, worunter das letzte bemerkenswerth ist.

Die Frau.

Jetzt, liebt ihr mich?

Der Mann.

Gewiß!

Die Frau.

Dann schlagt ihn nieder!

Der Mann.

Ihn nieder schlagen, dort?

Die Frau.

Ja, den dort. Ihr
Trefft Euren Mann. Ich bin gerächt. Ich lieb' Euch.
Die bissge Dirne! Sie haß ich, nicht ihn.
Sie spürt es wohl.

Constable.

Euch such' ich. Fort mit ihm.

Die Frau.

O laßt ihn! Mich nehmt. Ich trieb ihn dazu.

Worauf Lucifer sarkastisch bemerkt: „Sieh da das Glück, von dem du rühmend sprachst," denn Festus hatte zuerst über die Scene sich so geäußert:

Rasten wir auf der Brücke. Ich bin müde.
Der hohe, schlanke Baum dort! ist er nicht
Ganz wie geschaffen eigens für den Platz.
Ein Maibaum, von der Natur gesetzt!
Dort, die erleuchteten Buden, angefüllt
Mit guten Sachen, unsrer Kindheit Schätzen,
Und hinter ihnen der laut schreiende
Guckkastenmann, der Cymbel lautes Schmettern;
Die offnen Hütten mit des Herdes Lohern,
Die Kinder, die mit nackten Füßen laufen,
Kuchen in jeder Hand, zum Mutterschooß;
Voll Jubels Jung und Alt, Schulknaben mit
Ihren Spielsachen; Gaukler Späße reißend;
Mädchen verstohlnen Auges, deren's Lächeln
Thront auf den Wangen, von der Sonn' geröthet,
Wie Aprikosen von der Mittagsgluth:
Gibt eine Scene, die mich ganz reißt hin.
Ergötzen muß sie Jeden, den Gesell'gen
Und den Selbstsüchtigen; den dessen Herz
Wie eine Insel ist und den Weichmüth'gen;
Sind sie nicht glücklich?

Jetzt aber ruft Festus aus: „das ist eine schlangengleiche Welt, und hat immer ihren eignen Schwanz im Munde, als ob sie sich selbst verschlänge." Aber er begnügt sich mit der Betrachtung, daß: „Elend allein oder Gleichgültigkeit uns lebendig erhält. Wären wir glücklich, so würden wir sterben. Wir müssen sterben. Lassen wir der Erde unseliges Leben. Aber was ist der Tod? Ich denke gern über den Tod," und so geht es fort. Dann folgt eine Ballade von einem Zigeunermädchen, die originell genug ist. Eine weitere Ballade scheint politischer Natur zu seyn und sich auf eine gewisse junge Königin zu beziehen, welche auf dem Thron einer „thörichten Insel" (silly isle) sitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

(Schluß.)

Von besonderer Schönheit haben wir einige Lieder gefunden, die die Verfasserin von den Malayen in Madagascar angeführt hat; z. B.

Der Tochter Klage.

Eine Mutter schleppte zum Gestade
Ihre Tochter hin, die einz'ge Tochter,
Um sie dort den Weißen zu verhandeln.

„Mutter, weh! Dein Leib hat mich getragen,
Deiner Liebe erste Frucht war ich.
Wodurch hab' ich solches Leid verdient?
Hab' ich nicht dein Alter unterstützt?
Nicht für dich den Boden angebaut?
Nicht für dich die Früchte eingesammelt?
Nicht für dich den Fisch im Fluß gefangen?
Schützt' ich dich, o Mutter, nicht vor Kälte?
Trug ich dich, o Mutter, bei der Hitze
Nicht in duft'gen Laubes kühlen Schatten?
Wacht' ich nicht, o Mutter, wenn du schliefest?
Scheucht ich sorgsam nicht von dir die Mücken?
Was soll ohne mich nun aus dir werden?
Sieh, das Geld, das du für mich empfingest,
Schafft dir, Mutter, keine Tochter wieder.
Weh! du wirst in tiefes Elend sinken!
Und mein größter Schmerz wird seyn, o Mutter,
Fern von dir nicht mehr dir helfen können.
O verkaufe nicht die einz'ge Tochter!" —

Doch umsonst das Flehn. — Sie ward verhandelt,
Auf der Weißen Schiff geführt in Ketten,
Und verließ das Vaterland auf immer.

Gerne würden wir noch mehrere andere Lieder dieses Volkes von unserer Verfasserin entlehnen, wenn wir nicht fürchten müßten, Bekanntes zu oft zu wiederholen, da sie schon in O. L. B. Wolff's Halle der Völker mitgetheilt worden sind.

Von den afrikanischen Völkerschaften wird besonders die eigenthümliche Harmonie ihrer Musik gerühmt; nur sind die Lieder, die durch ihre melodische Lieblichkeit die verschiedenen Reisenden entzückten, so leer an aller ächter Poesie, daß sie hier keiner weitern Erwähnung verdienen. Doch haben wir auch hier manches Interessantere angetroffen. Namentlich müssen

wir auf improviſirte Geſänge aufmerkſam machen, die unter einzelnen Negerſtämmen gewöhnlich zu ſeyn ſcheinen. „Nach einem haarbreiten Entkommen des bekannten Reiſenden Mungo Park, ſagt die Verfaſſerin, aus den Händen brutaler Mauren und vielen höchſt unglücklichen Abenteuern, wird er endlich von einem gutherzigen Negerweibe aufgenommen, die, nachdem ſie dem armen Wanderer Erfriſchungen gereicht, und ihm eine Ruheſtätte bereitet, ihre Mädchen wieder zur Arbeit rief, nämlich zum Baumwollſpinnen. Sie erleichtern ſich die Arbeit durch Singen; eines der Lieder war ſichtlich improviſirt, denn Mungo Park war ſelbſt der Gegenſtand. Es ward von einem der jungen Weiber geſungen, während die andern in einer Art Chor einfielen. Die Melodie war lieblich und klagend und die Worte genau überſetzt dieſe:

Die Winde ſauſten, der Regen fiel,
Der arme Weiße, ſo müd und ſchwach,
Saß nieder unter unſers Hauſes Dach!
Er hat kein Weib, daß ſie Korn ihm mahle,
Keine Mutter füllt ihm mit Milch die Schale!

Chor.

O ſchenket dem weißen Manne Erbarmen,
Nicht Weib, noch Mutter ſorgt für den Armen.

Auch die Aſhantees, welche nach dem Engländer Bowdich die ausgebildetſten muſikaliſchen Kenntniſſe beſitzen, ſcheinen oft ſich mit improviſirten Liedern, die meiſt Wechſelgeſänge ſind, zu unterhalten. Die Männer ſitzen auf der einen, die Weiber auf der andern Seite, und einer nach dem andern ſteht auf, tritt vor, und ſingt, wie die Reihe an ihn kommt. So hörte der genannte Reiſende folgendes Lied:

Eine Frau.

Mein Mann der liebt mich gar zu ſehr,
'S iſt ein ſo guter Mann.
Doch mir gefällt er nun nicht mehr,
Drum hör' ich meinen Liebſten an.

Ein Mann.

Mein Weib will mir nicht mehr gefallen,
Und ich bin ihrer ſatt;
Drum will ich eine andre lieben,
Die größre Schönheit hat.

Eine andre Frau.

Mein Liebſter lockt mit ſüßem Wort,
Allein mein Mann ſo gut es meint;
Drum muß er mir ja wohl gefallen,
Und ich muß treu und hold ihm ſeyn.

Zweiter Mann.

Kind, du biſt ſchöner als mein Weib;
Allein du biſt doch nicht mein Weib.
Das Weib gefällt dem Mann allein,
Du ſuchſt bei Andern Zeitvertreib.

Wir übergehen die Mauren der marokkaniſchen Staaten, die in ihrer tiefen ſittlichen Verderbtheit wenig für das Volkslied thun können, auch die poetiſchern Berbern laſſen wir unberückſichtigt, da die Verfaſſerin zu kurz von ihrer Poeſie ſpricht, und wenden uns ſchließlich zu den Mauren Nieder-Aegyptens. „Das Lied, inſofern es ein für ſich beſtehendes Ganze bildet, iſt unter den neuern Arabern durchaus lyriſch, bemerkt ein neuerer Reiſender, der Engländer Lane; jedoch finden wir die erzählende Romanze des ſpaniſchen Mauren noch in die volksthümlichen Recitationen eingeflochten, von denen wir weiter unten ſprechen werden. Lieder werden in einer angenehmen, jedoch unbeſchreiblich einförmigen Melodie abgeſungen. Viele der Volksmelodien erinnerten aber Lane auf entſchiedene Weiſe an früher in Spanien gehörte, was wenigſtens für ihr Alterthum zeugt. Die von den gewöhnlichen Sängern von Gewerbe und Leuten aus dem Volke ſelbſt geſungenen Tonweiſen unterſcheiden ſich höchſtens durch einige von erſtern angebrachte Verzierungen. Die Sängerinnen von Gewerbe, Awalim (gelehrte Frauen), nähern ſich ſchon mehr der eigentlichen Kunſtſphäre; ſie werden von den Reichen gemiethet, ihre Feſte zu verſchönern und oft ſehr hoch bezahlt.“ Wir laſſen einige von der Verfaſſerin nach der wörtlichen Ueberſetzung Lane's bearbeitete Lieder folgen:

Du mit dem Seitenlöckchen, langem Aermelröckchen!
Die Liebſt' iſt fort, und nicht kommt der Gefährte.

Der Bote ging, und kehrte nicht zurück;
Der Liebe Augen nach ihm blicken!
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Aermelröckchen!
O ließen nimmer wir uns doch umſtricken.

Warum, o Aug, verſtrickteſt du uns ſo?
Warum mit Blicken uns verwunden?
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Aermelröckchen!
Bei Gott, laß uns Erbarmen uns gefunden!

Du haſt mich krank gemacht, Geliebte!
Nach deinen Arzenei'n ſteht mein Verlangen.
Vielleicht, o Vollmond, äßt du Gnad' an mir,
Denn ganz haſt du mein Herz in Lieb' gefangen!

O du im rothen Kleide! du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib' bei mir!

Die Liebſte kam zu mir mit ſchwankem Gang,
Mein Rauſch entſtand durch ihre Augenlieder.
Als ich die Hand ausſtreckte nach dem Becher,
Berauſcht' ich mich in ihren Augen wieder.

O du im rothen Kleide! du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib bei mir!

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 August 1840.

Der wandernde Knabe.

Von Kirke White.

Wenn der Winterwind braust über's unwirsche Moor,
Und der Landmann verschließet dem Bettler das Thor.
Wenn die Thräne rinnt, starr von der Wange herab —
Welch ein hartes Geschick hat ein wandernder Knab'!

Der Winter ist kalt, und ich habe kein Kleid,
Und mein Herz es ist kalt vor zu großem Leid.
Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Schwester ich hab',
Denn ich bin ein verwaist'ter, wandernder Knab'.

Und ich hatt' doch ein Haus, einen Vater hatt' ich,
Eine Mutter, die pflegte und hätschelte mich,
Es stand unser Haus im waldigen Thal,
Wo die Ringeltaub' sang ihres Herzens Qual.

Doch Vater und Mutter, die sind nun schon todt,
Bei hartherzigen Fremden, da litt ich viel Noth;
Ich schluchzte und klagte, da nahm ich den Stab,
Und bin nun ein armer, wandernder Knab'.

Der Wind, er ist kalt, treibt den Schnee ins Gesicht,
Und nicht Einer will hören meine arme Geschicht!
Ich will gehn, wo sich hebet der Eltern Grab,
Im Tod findet Trost der wandernde Knab'!

F. W. Dralle.

Festus.

(Fortsetzung.)

Festus hat eine Unterredung mit einem Gelehrten, einem Capitän und einem Pfarrer, woran Lucifer Theil nimmt. Die Scene schließt mit einem schönen, beschreibenden Selbstgespräch, worin einige neue Gedanken vorkommen:

Laßt alte Leute sagen was sie wollen:
Des Alters Herz ist wie ein leeres Weinglas,
Das Leben ausgetrunken — wie doch können
Urtheilen sie?

Was sind mir Jahre?
Verräther! die ihr wie das Laster packt
Die Hand, die ihr geleckt; ihr fallt wie Vöglein
Vom Sturm gejagt gegen die todte Mauer
Todt nieder. Ich bedaur' euch. Oh! daß solche
Armsel'ge Wesen sollen Furcht und Hoffnung
Aufregen können! die Titanen des Herzens,
Die mit dem Himmel kämpfen und die schlafen
In Feuer, deren leis'stes Zucken ist
Erdbeben.

Das sphinxart'ge Herz,
In Unbeständigkeit beständig, haßt
Das Leben, wenn ihm dessen Räthsel klar;
Kaum ist der Knoten unsres Seyns gelöst,
So liegen wir unbrauchbar, abgespannt,
Oh! groß ist das Gefühl: um nichts zu sorgen!
Groß das Gefühl, daß Hoffnung nicht, noch Liebe,
Noch Furcht noch irgend etwas Irdisches
Hemmt unsres Lebens königliche Verschwendung;
Daß wir, gleich einer Flagge, unsre Seelen
Dem Schicksal und der Zukunft geben preis.
Jung sterben ist der Jugend höchste Gabe,
Von einer Welt frisch in die andre treten,
Eh' milder Sehnsucht Reiz dem Wechsel fehlt,
Trieb nach Unsterblichkeit im Innern fühlen,
Der immer rufen macht das kommende Leben:
Vorwärts! und Kraft gibt, ihm zu folgen immer,
So lang des Himmels starke Gnade währt.
Die Feuerfliege glänzt im Fluge nur,
So auch der Geist; ruhn einmal wir, so werden
Wir dunkel. Vorwärts! sprach zur Seele Gott,
Gleichwie zur Erde. Vorwärts geht sie immer,
Die frohe Bürgerin der Unendlichkeit,
Darin wie in der Luft der Vogel heimisch,
Wie ein Planet im Himmel.

Die nächste Scene heißt: Eine andre und beſſere Welt. Wir werden auf den Planeten Venus verſetzt. Feſtus jedoch ſehnt ſich nach der Erde; aber die Muſe kommt ihn zu ſtärken. Die Reden hier ſind zu lang und zu lehrhaft. Auch ſeine erſte Liebe, Angela, begrüßt ihn hier. Inſoweit erfüllt Lucifer ſein Verſprechen. Dann zeigt er ihm Himmel, Hölle und den ganzen Weltraum.

Die folgende Scene zeigt uns eine große verſammelte Geſellſchaft, wo Feſtus eine Liebelei anknüpft mit Helena, welche die Königin des Feſtes heißt. Munter ſind die Geſänge der Jünglinge, glänzend die Augen der Frauen, anmuthig die Tänze von beiden. Unter ihnen iſt auch Lucifer, ſehr zum Verdruß von Feſtus. Wie die Frauen ſich zurückziehen, ſetzen die jungen Männer das Gelage in wilderer, ungebundnerer Luſt fort, bis endlich George, der zum König der Junggeſellen ernannt worden, fragt:

Wie geht der Feind?

Lucifer.

Was kann er meinen?

Feſtus.

Er fragt wohl nach der Stunde?

Lucifer.

Ha! dann, wenn Zeit dein Feind war, rath' ich dir,
Mach ſchnell und ſchüttl' der Ewigkeit die Hand.

Die Geſellſchaft bricht dann auf. Wir werden ſodann zu einer Kirchhofſcene geführt, Feſtus und Lucifer neben einem Grab. Sie iſt kurz und ſoll offenbar nur der dann folgenden Scene im Himmel zur Einleitung dienen. Wir bedauern, daß hier der Dichter der Gottheit die Sprache eines Swedenborg'ſchen Profeſſors geliehen hat:

Sonnen beſtehen aus Atomen — ſo
Beſteht der Himmel aus Seelen; und die Seelen
Und Sonnen ſind nur die Atome von
Dem Leib, darinnen, ich Gott, wohne.

Das iſt nicht die Gott gebührende Sprache, ſondern die Sprache einer materialiſtiſchen Theorie über das Weſen des Weltalls und ſeines Schöpfers. So kühn, Gott ſchauen zu wollen, wäre Feſtus darüber umgekommen, hätte er nicht den erflehten Schutz gefunden in den Armen ſeines Schutzgeiſts, der ihn belehrt, daß ſein Vergehen eben der Zug aller hohen Geiſter nach ihrem Urquell iſt. Dann führt der Genius den Feſtus zu ſeiner Mutter. Sie ſagt einiges Schöne:

Was nur vom Himmel ſpricht, ſpricht auch vom Frieden;
Des Friedens Macht iſt größer als des Kriegs;
Die Stirn der Hoh'n iſt ruhig; große Gedanken
Sind ſtill wie Sterne; Wahrheiten, wie Sonnen,
Stehn unbewegt in kreiſenden Syſtemen.

Die Scene ſchließt ſo:

Engel.

Gott ſey mit dir, mein Kind.

Genius.

Komm!

Feſtus.

Glücklicher, beſſer, edler fühl' ich jetzt mich.
Sieh, wie ſie ſitzt, und lächelt und mich zeigt
Den bei ihr Sitzenden? Wer ſind die Zwei?

Genius.

Die Eine iſt der ganzen Menſchheit Mutter,
Die Andre deſſen Mutter, der die Menſchheit
Erlöst; und ſie, die deine, iſt die Mutter
Des letzten Menſchenkinds — denn das biſt du.

Feſtus.

Bin ich? Genug! ich habe Gott geſchaut.

Die folgende Scene: Garten und Laube am Meer, macht uns bekannt mit einem neuen Charakter: Eliſſa, in welche Lucifer ſelbſt ſich verliebt zu haben ſcheint. Was für eine wilde Phantaſie iſt das? Welcher Sinn iſt darunter verborgen? Lucifer, der Stern, ſchaut liebend herab auf die ſchöne Jungfrau, die zu ihm hinaufblickt? Iſt es das? Lucifer monologiſirt folgendermaßen:

Die Nacht kommt — im Juwelenſchmuck von Welten,
Im Schmuck, wie meine Braut ihn ſollte tragen —
O Nacht, unſterbliche! Ich liebe dich,
Denn du und ich — wir ſind von Einem Samen,
Von Gottes älteſtem Blut.

Und dann nach einiger Zeit ſingt er ſeiner Geliebten zu:

Lucifer bin ich, der Stern;
O denk' an mich,
Wenn ich ſchimmre von fern
Auf den Himmel und dich!
In der Stadt, im Schloſſe
Wie im Roſengeſproſſe,
O denk' an mich!
Zwar ein unſteter Stern,
(Die ſchönſten ſind's gern!)
Doch lieb' ich nur dich!
Zum Licht, meinem reinen,
Auf ſchau, Liebe, zu mir!
Ich bin nicht, was ich ſcheinen
Mag der Welt oder dir;
Gern möcht' ich lieben,
Mit dir dort drüben,
Wo die Heimath winkt dir;
Doch wenn Traum nur iſt Lieben,
Wie's auf Erden geſchrieben —
Was iſt es mir?

Darauf erwiedert Eliſſa:

Könnten wir glauben, daß die Sterne haben
Ein Herz, und lieben: glücklicher als jetzt
Und heil'ger würden ſie uns ſcheinen.

Den Glauben des Dichters ſpricht Eliſſa in folgenden Worten aus:

Das Uebel, das die Weſen jetzt beugt nieder
Wie Thau die Gräſer, macht nur alles Leben
Zu friſchrem Wachsthum tüchtig, hellrem Tag.
Wo Gott wird alle Thränen trocknen wie
Den Thau die Sonne.

Digitized by Google

Dieſe Dame träumt auch in ihrem Schlaf Metaphyſik und bei ihrem Erwachen ſpricht ſie vom Tag des Gerichts:

Die Welt war nur Ein großes Grab. Ich ſchaute
Und ſah die Zeit auf ihren mächtgen Flügeln,
— Die Nacht der eine und der Tag der andre —
Wie eine Motte mitten in die Gluth,
Die flackernde, der Sonne fliegen, daß
Die Sonn' erloſch und beide untergingen.

Ihre Viſion iſt im Styl Jean Pauls gehalten und ſeiner beinahe würdig. Folgendes iſt ein großes Bild:

Der Stern, von dem ich die geſagt, ſah wie
Ein Mond aus; aus dem Mond ward eine Sonne,
Die Sonne — da zwiſchen die Sonn' und uns
Schob eine Hand ſich, und ihre fünf Finger
Machten fünf Nächte in der Luft entſtehn.

Feſtus tritt endlich auch hier auf und wird in einer folgenden Scene Luciſers Nebenbuhler. Zuvor aber findet man ſie, noch eine Unterredung führend, in einer Scene, welche die Ueberſchrift hat: Ueberall. Feſtus ſtaunt über die Wunder des Raums und ruft aus:

Was ſeyd ihr Sphären?
Die Worte Gottes und des Himmels Schrift?
Denn ſeine Worte ſind nicht ſchnell vergänglich,
Sie ſind nicht minder weſenhaft, gewaltig,
Sind minder herrlich nicht als ihr. Die Welt
Iſt nur Ein groß Gedicht, die einzlen Welten
Die Worte, womit es geſchrieben iſt,
Wir Seelen die Gedanken. Sterben könnt
Ihr nie.

Die Erde weint — ſie weint immerdar. Die Erde raſt, in lyriſchen Verſen, von Gericht und Erlöſung. Im Verlaufe des Geſprächs erzählt Feſtus dem Lucifer einen Traum, den er gehabt — eine Art Geſpielen zu dem der Fräulein Eliſſa — ſchön, wie der ihrige ſchrecklich war. Ein großer Theil davon beſteht in einer Apoſtrophe an den Orion. Darauf bemerkt Lucifer:

Im Traum beſucht die Menſchen Gott, ich wachend.

Auf dem nächſten Blatt finden wir das Paar in der Hölle. Von dieſer Scene genügt keine Beſchreibung. Es iſt Sabbath und große Luſtbarkeit, und die Verdammten ſingen ein bacchanaliſches Lied. Zum Erſatz für all die Gräßlichkeiten, denen wir begegnen, erfahren wir:

Ein Seelenfeuer iſt's, in dem ſie brennen,
Dadurch von Sünde ſie gereinigt werden,
Des groben Stoffs entledigt, der an ſie
Sich angeſetzt und wieder rein gebrannt
Zu jungfräulichem Glanze, ſo daß oft
Der Himmel iſt der Hölle Frucht.

Das iſt des Dichters Theorie, und demgemäß läßt er den Sohn Gottes auf einer Erlöſungsſendung auftreten, ſehr zum Verdruß Luciſers, der in ſeltſamem Style tobt. Die Darſtellung im Ganzen iſt grotesk und wir fürchten: profan. Von all dieſen Dingen erzählt Feſtus der Lady Clara, wie er ſie das nächſtemal ſieht, und ſie warnt ihn, ſehr begreiflich, vor Zauberei.

Scene in einem Geſellſchaftsſaal. Feſtus und Eliſſa ſind bei einander. Feſtus iſt verliebt in Eliſſa. Lucifer als Sänger verkleidet, ſingt ein Lied, und hält dann, in ſeiner eignen Perſon, Reden. Wir maßen uns nicht an, das Alles zu verſtehen. Lucifer weiß ſich zu rächen — Eliſſa ſtirbt, Feſtus grämt ſich.

Eine Bibliothek. Sommernacht. Feſtus allein. Die erſten Verſe ſind ſchön:

Der letzte, hohe, ſchräge Sonnenſtrahl
Ruht auf den Bäumen, wie des todten Kriegers
Schwert auf der Bahre, gleich als um zu tröſten
Die Welt, daß dieſe Herrlichkeit dahin.
Oh! weinen könnt' ich, ſeh' den Tag ich ſterben;
Das Sterbebett von einem Tag, wie ſchön!

Neuheit in den Bildern iſt offenbar das Beſtreben des Dichters; dieſe Bahn verfolgend, er ruft endlich, wie ſchön, aus: „der Tag iſt heim zu Gott gegangen.“ Er wünſcht ſelbſt zu ſterben, und bei dieſem Wunſche bleibt er; er erzählt von der obern Welt und ihrer Art: dem Wind Meinung, dem Regenbogen Schönheit, dem Donner Aberglauben. Endlich ruft er, nach Lucifer, um ihm ſeine Zweifel zu löſen, und unter Anderm ſagt er ihm:

Was ich auch lieben kann und mag, das ſchießt
An mir vorbei, gleichwie ein Wagenzug
Auf einer Eiſenbahn.

Er erzählt auch von den Freundſchaften und Freuden ſeiner Kindheit — Laufen, Schwimmen, Jagen, Träumen:

Und oft bei Nacht,
Bezaubert und entzückt von Lieblingsſternen,
Eilten wir hin zum unberührten Schnee,
Denn Poeſie iſt da, wo etwas Reines.

Wir müſſen den Verfaſſer für dieſe Zeile loben, und trotz des zweideutigen Charakters ſeiner Helden in ihnen Symbole der Reinheit des Idealen anerkennen. Als ſolche nehmen wir ſie, obgleich ſie noch nicht verkörpert ſind. Die eigentliche Incarnation des Idealen hat er erſt noch zu erreichen. Er ſagt uns in der Dedication, daß er noch ſehr jung ſey, und daß das Leben bei ihm die Wärme des Bluts habe, zeige jedes Blatt.

Feſtus verlangt jetzt von Lucifer den Thron der Erde. Er wird ihm bewilligt, aber unter der Bedingung, daß damit die Welt ein Ende haben müſſe. Und wirklich endet auch damit die Welt. Eine Verſammlung von Königen und Völkern. Lucifer iſt erſter Miniſter des Königs Feſtus. Er hat die Aufgabe, alle Angelegenheiten mit den Nationen ins Reine zu bringen. Er redet ſie daher an und beim Schluß befiehlt er ihnen: „Grüßt euren Herrn und geht! verſchwindet Völker!“ Darauf folgt das Todesröcheln der Menſchenkinder. „Alle weit und breit ſterben — die Erde iſt Ein großes Sterbebett.“ Clara allein ſteht zu Feſtus. In ſeinen Armen ſtirbt ſie. Lucifer geht und läßt Feſtus allein ſterben. Er raſt:

Die große runde Welt iſt unter meinen
Füßen zu einer Säule eingeſchwunden.
So ſtürz' ich mich von ihr hinab und ſuche
Des Raums Abgrund im unermeßnen Sprung.
Leb', Erde, wohl und Himmel und du Gott!
Gericht, breit' aus den Schooß für mich! ich komme,
Ich komme.

Gott.

Halt!

Feſtus.

Gottes bin ich!

Gott.

Dann ſtirb.

Dann folgt die letzte Scene, der Himmel Himmel. Alle ſind gerettet und erlöst, und Feſtus gewinnt eine Art von Mahomeds Paradies, indem er alle ſeine Geliebten wieder findet.

Lucifer.

Feſtus, ich geh'. Du wirſt hier glücklich ſeyn.
Im Himmel ſeyn, heißt: ewig lieben Gott —
Und lieben mußt du hier. Hier wirſt du finden
All die, ſo du kannſt lieben oder ſollſt,
Denn Seelen, neu von Gott geſchaffen, neu
Geformt nach ſeinen ſonnenhaften Stempeln,
Vervielfachen ſtets ſeine Macht und Liebe.
Nicht Erden mehr — Sonnen ſind die Erlöſten,
Und ſchimmern in der Gottheit Urſprungsglanz.
Indeß in tiefres Dunkel ich verſinke,
Und nicht Ein Strahl durchdringt mein düſtres Weſen.

Feſtus.

So laß uns ſcheiden, Geiſt: Vielleicht in Zukunft,
Da uns doch Gott zu ſchaffen einſt gewürdigt,
Werden wir werth auch, daß er uns verzeiht,
Gereinigt uns in ſeinen Schooß zurückkommt,
Und dann — wird Alles Eins mit Ihm ſeyn, der
Eins iſt in Allem.

Lucifer.

So muß es denn ſeyn,
Daß ich auch ſterbe. Lebe wohl! Verzeih' mir,
Daß ich verſucht dich habe. (Geht ab.)

Feſtus.

Ich bin froh.

(Schluß folgt.)

An meinen Freund Victor Hugo.

Von Sainte Beuve.

Vernimmſt du wohl dieß lange, volle Klingen,
Den Schrei, den dieſer Welt nach hartem Ringen
Abzwingt der Genius erſt,
Den Schrei, jäh aus dem ſtummen Volk gedrungen,
Den Dichter ehrend mit viel tauſend Zungen,
O Freund, ob du ihn hörſt?

Uns, an des Lebens kleinen Sorgen klebend,
Indeſſen du, den Blick zum Himmel hebend,
Folgſt deiner Schöpferkraft,
Wenn deine Flügel ſchwarze Wolken ſtreifen,
Mit Blitzen kämpfen und im Aether ſchweifen,
Der Erdennähe entrafft;

Du, erſt in ſteiler Höh', wo kein Gefährte,
Zwiſchen des Himmels Echo und der Erde,
O junger Sänger ſprich,
Vernimmſt du uns? wenn wir dein Lob erzählen,
Dringts durch die Wolken, deine Bruſt zu ſtählen,
Und zu erheben dich?

Doch nein, du hörſt nicht dieß Geräuſch, ſo ferne;
Voll Sphären klingen, unverwandt auf Sterne
Den Blick im weiten Raum,
Verſenkſt du ganz dich, um ſie zu erreichen,
In Ströme Lichts, und läßt dein Aug' beſchleichen
Von einem ſchönen Traum.

Ach ich! ich höre wohl die Welt, die dich vergöttert,
Den Schrei, der bald mich hebt, bald mich zerſchmettert;
O Luſt und Schmerz, wie nah!
Der Aar iſt mir, aus Träumen jäh geriſſen,
Ein Geyer, der die Leber mir zerbiſſen,
Eh' ich den Himmel ſah!

Sahſt du die Schwalben wohl die Luft zertheilen
Mit raſchem Flug im Herbſt? Sie müſſen eilen
Zum wohlbekannten Ort.
Ein Baum, ein Kreuz iſt's, wo man ſonſt wohl betet,
Ein alt Gemäuer; die ſich dann verſpätet,
Ruft, wer zuerſt war dort.

Wenn eine dann, kaum flügg', auf nahem Hügel,
Den Boden ſtreifend mit geſenktem Flügel,
Sich in der Schlinge fängt:
Hört ſie gefangen doch, wie unter Schreien
Man von der Reiſe ſpricht, beſtimmt die Reihen,
Und ſchon nach Süden lenkt

Fort ſind ſie; Gott! Leb' wohl. Vergnügen,
Leb' Frühling wohl, dem ſie entgegenfliegen
Von unſers Winters Feld!
Sie bleibt zurück und ſchlimme Zeiten tagen,
Ein Kind wird ſpielend ſchmeicheln ſie und ſchlagen,
Ein Käfig ihre Welt!

Mein Bild iſt's, Freund! — doch wenn mit Bruderherzen
Von deiner klaren Höh' du meine Schmerzen
Aus treuer Liebe theilſt,
In meinem Herzen lieſt, was mir verſchloſſen,
Bei Liedern, die der wunden Bruſt entfloſſen,
Mit Wohlgefallen weilſt:

Genug, genug iſt's dann, bis ich zerſprenge
Die Ketten und bis aus des Grabes Enge
Empor die Seele fliegt,
Bis ich zu dir mich ſchwing', der Letzten Einer,
In deiner Nähe weil', du Stolzer, Reiner,
Der Alle ſie beſiegt!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 98 u. 99.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 August 1840.

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

Wir leben in einem Zeitalter wo nicht der vollkommnen praktischen, so doch der eifrigen historischen Gerechtigkeit; aller Orten werden Versuche gemacht, und mit mehr oder weniger Geschicklichkeit und Glück ausgeführt, die Urtheile der Geschichte, oder der Geschichtschreibung, über einzelne Personen und Charaktere, oder auch über ganze geschichtliche Perioden, über die Richtung und den Charakter gewisser Epochen von neuem, mit Unbefangenheit, zu revidiren, die Processe, so zu sagen, ganz neu zu instruiren, die früher gefällten, oft ziemlich allgemein angenommenen und zur Tradition und Autorität gewordenen Urtheile für Vorurtheile zu erklären, im einen Fall den Nimbus, der seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden einen Namen umgab, durch die streng beleuchtende Fackel der Kritik zu zerstreuen, und die übersehenen, ungünstigen und häßlichen Züge hervorzuheben, im andern dagegen einen verfehmten und geächteten Charakter durch eine Ehrenrettung zu restituiren, die gemachten Anschuldigungen von ihm abzuwälzen und der Beurtheilung neue, richtigere, auf das Verständniß der gesammten Zeit und die Berücksichtigung der Verhältnisse sich gründende Gesichtspunkte unterzulegen. Dasselbe Verfahren wird auch in Beziehung auf gesammte Perioden und Zeitrichtungen angewendet, und dadurch der historische Traditionsglaube und Conservatismus vielfach angegriffen und beunruhigt. Und es kann, wie leicht begreiflich, in letzterer Beziehung noch mehr geändert und geneuert werden, da der „Geist" einer Zeit schmiegsamer und elastischer zu behandeln ist, als der Charakter eines Individuums.

Dieß Streben nach historischer Gerechtigkeit verdient gewiß alle Anerkennung, wenn es innerhalb vernünftiger Gränzen bleibt, wenn es auf reiner Wahrheitsliebe beruht, wenn es sich von der Paradorensucht frei erhält. Die Acten der Geschichte sind nicht leicht als gänzlich geschlossen zu betrachten, und selbst da, wo alle Quellen erschöpft und keine neuen zu hoffen sind, darf und soll sich das historische Urtheil immer noch die Möglichkeit einer Modification vorbehalten; noch mehr aber gilt dieß natürlich von den nicht so sehr entfernten Zeiten, über welche immer noch neue Aufschlüße an den Tag kommen, und wo das günstige oder ungünstige Urtheil über Personen und Ereignisse großentheils von individuellen Sympathien und Antipathien, von politischen oder religiösen Ueberzeugungen influirt und bestochen wird. Es ist ebenso denkbar, daß in einer Zeit, wo die Geschichtschreibung kümmerlich gedieh, ein einzelner Historiker oder Chronist, durch persönliche Neigung oder Abneigung geleitet und mißleitet, das Urtheil der gesammten Nachwelt über diesen oder jenen Charakter beherrscht und bestochen hat, als daß ein Geschichtschreiber oder Biograph nur das Organ eines befangenen Volks oder einer verblendeten und unbillig urtheilenden Kaste gewesen seyn kann. Die Kritik — oder der Skepticismus — hat hier ein unbegränztes Feld, und es ist nicht zu verwundern, wenn in manchen Fällen an die Stelle der unbefangenen Wahrheitsliebe der Neuerungskitzel trat, und dem freilich verwerflichen Princip des blinden Glaubens an recipirte Autoritäten das ohne Zweifel ebenso verwerfliche, oft in seinen Folgen noch schädlichere, entgegengesetzt wurde: allen Ueberlieferungen zu mißtrauen und mit unbeschränktem Widerspruchsgeist das bisher Gepriesene herabzusetzen, das bisher Getadelte und Verurtheilte zu preisen. Es ist gewiß sehr löblich und ehrenwerth, historisches Unrecht gut zu machen; es ist verdienstlich, an die Mangelhaftigkeit und Befangenheit menschlicher Urtheile immer wieder zu erinnern und die Geschichte vor Stagnation zu bewahren; aber zu beklagen wäre es, wenn das Princip der Kritik so überspannt würde, daß man aufhören wollte, der Geschichte im Allgemeinen so viel Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit zuzugestehen, als sie haben muß, um mit Recht eine Lehrerin der Völker und der Individuen zu heißen, und noch beklagenswerther, wenn man der Sucht, Aenderungen in der geschichtlichen Anschauung von Einzelnen und von Perioden zu machen, die Grundsätze, welche bisher bei den gediegensten Historikern das Urtheil bestimmt haben, mehr oder weniger zum Opfer bringen wollte.

Zu den obigen Bemerkungen veranlaßte uns ein Aufſatz im London and Westminster Review über den berühmten Protector Englands, Oliver Cromwell, welcher, zwei neuere Schriften über dieſen merkwürdigen Mann: „Oliver Cromwell und Cromwell und die Republicaner, von John Forſter“ und: „das Protectorat Oliver Cromwells und der Zuſtand Europa's während der frühern Regierungsperiode Louis XIV veranſchaulicht durch eine Reihe von Briefen u. ſ. w., nebſt einer Einleitung über den Charakter Cromwells und ſeiner Zeit, von Robert Vaughan,“ zum Ausgangspunkt und zur Anknüpfung nehmend, ſich ausführlich und gründlich über ihn ausſpricht. Wir theilen daraus einige Abſchnitte mit, theils Reflexionen, theils hiſtoriſche Nachweiſungen enthaltend.

„Das Leben Cromwells von Forſter gehört zu einer Reihe von Biographien engliſcher Staatsmänner, welche, zum erſtenmal in unſerer Literatur, einigen der edelſten und auserleſenſten Geiſtern der Republik großherzige Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dr. Vaughan, ſchon ausgezeichnet als Biograph und Hiſtoriker, hat uns in einer Sammlung merkwürdiger und unterhaltender Originalbriefe, begleitet von einer trefflich geſchriebenen Einleitung, eine ſehr ſchätzbare Zugabe zu der hiſtoriſchen Literatur des Protectorats geſchenkt, und über eine, obwohl nicht ſehr entfernte, dennoch ausnehmend dunkle Periode unſerer Geſchichte neues Licht verbreitet.

Es herrſcht, glauben wir, überhaupt ein Irrthum in Betreff des Berufs und der Gränzen des Hiſtorikers. Er iſt der Erzähler einer Geſchichte, nicht der Richter über die darin handelnd Auftretenden. Sein Geſchäft iſt nicht, Urtheilsſprüche zu fällen, ſondern zu berichten und zu erklären; uns das Verſtändniß der Menſchen und der Begebenheiten einer Periode zu öffnen, nicht aber unſer Gemüth mit ſeiner moraliſchen Würdigung derſelben zu behelligen. Man wähne doch ja nicht, daß, wenn er ſein Möglichſtes leiſtet, um das, was wirklich gedacht und gethan worden, aufs genaueſte zu ergründen und es andern ſo darzuſtellen, wenn er all ſeine Vorſtellungs- und Einbildungskraft aufbietet, um ſich lebendig in den Zuſtand fremder Gemüther zu verſetzen, vielleicht wohl auch die innern, geiſtigen Heimlichkeiten großer und göttlicher Menſchen zu ahnen, daß er ein minder edles Geſchäft treibe, eines, das ſchwächere Gaben oder geringere Bildung erfordere, als dazu gehören, um im Stande zu ſeyn, die Dogmen ſeiner Secte oder Schule auf die Handlungsweiſe anderer Secten, Schulen, auf andere Ereigniſſe, Zeiten und Menſchen anzuwenden. Im Gegentheil. Eine Anzahl fertiger Maximen und Anſichten auf irgend einen gegebenen Gegenſtand zu übertragen, iſt vielleicht unter allen geiſtigen Operationen die mechaniſchſte und gewöhnlichſte. Die beſchränkteſte und kurzſichtigſte Capacität reicht vollkommen hin, um zu entſcheiden, ob die Handlungen eines Cromwell oder Napoleon übereinſtimmen mit den Anſichten und Gemeinplätzen von Owens oder Puſey's Syſtem, mit dem Heidenthum oder Evangelicismus, mit dem Benthamismus oder Coleridgeismus, mit dem Torysmus oder Whiggismus, welchem die Beurtheiler nun gerade zugethan ſeyn mögen. Die Aufgabe des Hiſtorikers iſt eine viel höhere. Wenn er ſich zur Pflicht und Aufgabe macht, ſich eine klare Anſchauung von den mannichfachen Anſichten und Geſinnungen hiſtoriſcher Perſonen und der Verſchiedenheit der Urſachen davon zu bilden, ſo wie ſie ſich in Geiſtern von allen Abſtufungen der Anlagen und Begabung finden; wenn er ſtrebt, mittelſt ſeiner Sympathie, ſeines lebendigen Hineinverſetzens, zu fühlen, wie die raſtloſen, wunderbaren Wogen der Aufregung und Leidenſchaft in den geheimnißreichen Seelen der Menſchen ſchwellen und ſich ſenken; wenn ſeine Phantaſie verſucht, die unendliche bunte Mannichfaltigkeit darzuſtellen, welche die intellectuellen und gemüthlichen Zuſtände, die er zu vergegenwärtigen bemüht iſt, in beſtimmte Farbe und Tracht hüllen; und wenn all dieſe Beſtrebungen ſeines Verſtandes und ſeines Gemüths die Intelligenz, das Herz, die Launen von Menſchen betreffen, die ſeit langen Jahrhunderten ſtill und ſtumm im Hauſe des Todes ruhen: ſo wird der Hiſtoriker finden, daß die von ihm unternommene Aufgabe die edelſten, reichſten, ſchärfſten und tiefſten Kräfte und Talente erheiſcht, die nur je die von Gott Begabteſten unſeres Geſchlechtes beſaßen. Und in dieſem Geiſte der richtig und einſichtsvoll würdigenden Erzählung, und nicht mit dem richterlichen Sinn des Abſprechens ſollte man zu dem Charakter eines Cromwell hinzutreten, zumal da die Wahrſcheinlichkeit von Millionen gegen Eins iſt, daß der Verſuch des Biographen oder Beurtheilers das Beſtreben eines Kleineren iſt, einen Größern zu faſſen.

Die Männer, die, von der Liebe zum Ruhm getrieben, Auszeichnung dadurch ſuchen, daß ſie ſich an die Spitze von Revolutionen ſtellen, werden nicht viel, was „ihren klaren Geiſt vorwärts ſpornen,“ oder dieſe „Schwäche ihres edeln Geiſtes“ verſtärken könnte, in der Geſchichte der Berühmtheit eines Revolutionsmannes finden, der nie, weder in der Größe ſeiner Talente noch im Glanz ſeiner glücklichen Laufbahn übertroffen ward — Oliver Cromwell. Beinahe zweihundert Jahre ſind verfloſſen, ſeit er ſeine ſiegreiche Bahn hinflog; ſeit die mächtigen Gedanken ſeines Einen Geiſtes das Schickſal ſeiner Partei aus Niederlagen zum Triumph erhoben; ſeit er — der unbeachtete, ſich mühſam durchkämpfende Brauer von Huntingdon — ſich auf den Thron der Stuarts und der Tudors ſetzte, und ihn kräftiger behauptete als irgend einer aus dieſen beiden Geſchlechtern; ſeit der nervenſchwache, phantaſtiſche, träumeriſche, puritaniſche Pachter von St. Ives die geſunkne Macht und den herabgewürdigten Namen Englands wieder erhob und ſie auf den Adlerflügeln einer fernſichtigen und herzhaften Staatsweisheit zu einer, in ihrer glänzenden Geſchichte nie übertroffenen Höhe des Ruhmes ſteigerte: und doch, obgleich die ihm am meiſten am Herzen gelegenen Principien ſeit lange identiſch geworden ſind mit europäiſcher Civiliſation, und die Zahl ihrer Freunde beinahe ſo groß iſt als die Zahl der Gebildeten und Freiſinnigen — obgleich mehrere Schulen und Geſchmacksrichtungen nach einander in unſrer Literatur geblüht haben und untergegangen ſind, deren jede ihre Myriaden von Biographen geliefert hat —; doch haben acht Generationen ſeiner Landsleute gelebt und geſchrieben, und die ſüßen Früchte ſeiner Anſtren-

gungen genossen, ohne daß Oliver Cromwell — ein Mann, der im Leben mit der dreifachen Palme des Kriegers, des Patrioten und des Staatsmanns geschmückt war — bis auf diese Zeit von irgend einer jener Generationen oder Schulen die arme Huldigung auch nur Einer tüchtigen, lobenden, freundlichen, unparteiischen Biographie erhalten hätte. Royalisten haben über ihn geschrieben — er machte sie zu Verbannten und Bettlern; Republicaner haben über ihn geschrieben — er zerstreute sie wie Spreu, und daher haben Royalisten und Republikaner über Oliver Cromwell geschrieben, wie Geschlagene und Zerstreute über den der sie geschlagen und zerstreut. Für England, für Europa, für alle Zeit und für die ganze Erde war er und wird er immer bleiben der kriegerische Apostel der Duldung, einer Lehre, welche den Adel der Gedankenfreiheit mit der Milde heiliger Menschenliebe vermählte, die er aufrecht hielt im Kampf gegen den passiven Gehorsam der Prälaten und die Gleichförmigkeitssucht der Presbyterianer, und in der Schlacht gegen die glänzende Tapferkeit Prinz Ruperts und die feurige Herbe Lesly's. Duldung ist lange ein Gemeinplatz bei den Nachkommen seiner Feinde; wann werden sie dieselbe gegen ihn und sein Gedächtniß üben?

Da die vorwaltenden Ansichten und Interessen des einflußreichen Theils der Gesellschaft — und daher auch der literarischen Männer — seit der Restauration Karls II dem Rufe Oliver Cromwells entgegengesetzt und feindselig waren, hat die Aufhäufung von Anklagen gegen ihn immer lebhaft fortgedauert und der Widerstand dagegen war eine unangenehme und undankbare Arbeit. Er wurde beinahe einstimmig geschildert als ein derber, unwissender Soldat; als falsch im Verkehr mit den Menschen, als untreu dem politischen Glauben seiner Jugend; als getrieben von tollem Ehrgeiz, der mit blutdürstigem Schwert gleichermaßen das ihm im Wege stehende Leben seines gesalbten Königs, wie die ihm im Wege stehenden Wahrheiten der von ihm gerühmten Freiheit niederschlug, kurz als ein Apostat und ein Usurpator, welcher Sinnlichkeit, Ehrgeiz, Grausamkeit, Falschheit, Apostasie und Usurpation mit der empörenden Niederträchtigkeit bewußter puritanischer Heuchelei bemäntelte. Der Triumph des lebenden Cromwell über Karl I war nicht vollständiger, als der Sieg Karls II über den todten Cromwell war. Die Verleumdung hat den Sieg davon getragen über sein Gedächtniß. Da er dem Volk angehörte, lag es im Interesse keiner der beiden aristokratischen Fractionen, seinen Namen zu vertheidigen, und einen schwachen Begriff von der Gerechtigkeit, womit sein Ruf behandelt ward, kann man sich machen, wenn man sich denkt, wie es etwa um den Ruf eines großen Whig der Revolution stehen würde, wenn seine Partei für immer total vernichtet würde, und nur Jacobiten und Chartisten seine Geschichte zu schreiben hätten. Biographen u d Historiker kennen wohl die Maxime: „Hau ihn tüchtig, er hat keine Freunde!" Die Feder seiner Feinde hat sein Leben geschildert. Obgleich Philosophen uns sagen: um einen Menschen recht zu kennen, sey es unerläßlich daß man ihn liebe, haben doch Aufrichtigkeit und billige Schätzung nichts für Oliver Cromwell gethan; die trotzige Kraft seines Charakters ist in vollem Maaß anerkannt worden, und die schwarze Kunst des Hasses und der Bosheit hat daraus ein häßliches und widriges Bild gestaltet, aber keine Berührungen der Milde und Freundlichkeit haben die innere Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ans Licht gefördert in der Art, wie nach der alten wunderbaren Legende und ihrem tiefen und schönen mystischen Sinn Brandimarte mit drei Küssen die scheußliche, aus dem Grab hervorkriechende Schlange in eine schöne Fee verwandelte." — —

Oliver Cromwell wurde geboren zu Huntingdon am 25 April 1599. Es war dieß ein Ort, wo jeder Knabe rudern, fischen, schwimmen lernen konnte, da ein ansehnlicher Fluß (die Ouse) vorbeifließt, Fertigkeiten, die von nicht geringem Einfluß auf tüchtige Mannhaftigkeit sind. Huntingdon, belebt durch Handel und von nicht geringer politischer Regsamkeit, liegt nicht weit von Cambridge entfernt, von Cambridge, wo Whitgift und Cartwright im Angesicht Europa's den großen, denkwürdigen puritanischen Streit der Zeit ausfochten, während der Vater Oliver Cromwells seine Ideen von Kirche und Staat bildete, und von vielen Vätern jener Zeit feindselige Gesinnungen und Ueberzeugungen genährt wurden, welche dann die Seelen ihrer Kinder erbten und die sie mit ihrem Blute besiegelten. Oliver Cromwell hatte den Vortheil einer guten Herkunft. Er stammte durch seine Mutter ab von dem jüngsten der drei Söhne Alexanders Lord Steward von Schottland, dem Begründer der königlichen Familie der Stuarts; und Cromwell der Commoner stand dem gemeinsamen Ahnherrn um drei Generationen näher, als der König Karl. Karl und Cromwells Mutter waren im achten Grade verwandt. Der Urgroßvater Oliver Cromwells, Sir Richard Withams, nahm den Namen Cromwell an von seinem Oheim Thomas Cromwell, einem vornehmen Mann und großen Staatsmann, der, obgleich Sohn eines Grobschmieds, Graf von Esser, erster Minister Heinrichs VIII und Generalvikar von England wurde. Sir Richard Withams, oder Cromwell, selbst war ein tüchtiger und glücklicher Kämpfer im Turnier im Mai 1540 vor Durham-House, in Gegenwart des Königs, Heinrichs VIII selbst, wo er sich so auszeichnete, daß der König ihm zurief: „Bisher warst du mein Dick, hinfort sollst du mein Diamant seyn," und ihn ermächtigte, in der Vordertatze des Halblöwen auf seinem Helm einen Diamantring zu führen. Sir Richard Cromwell, der Neffe des Grobschmiedssohns von Putney, hatte zwei Urenkel, welche ein Jahrhundert später eine große Rolle in der Politik spielten: John Hamden und dessen Vetter Oliver Cromwell.

Oliver Cromwells Eltern waren sehr ehrenwerthe Leute, beide weder in ihren politischen noch in ihren religiösen Grundsätzen zur Widerspänstigkeit geneigt, ausgezeichnet dadurch, daß sie von einem kleinen Einkommen anständig lebten und eine große Familie durch ihre Umsicht und Frugalität erhielten. Mr. Robert Cromwell vertrat den Flecken in einem der Parlamente unter Elisabeth, war auch einmal Friedensrichter und Bailiff. Als die Familie größer wurde, hatten Cromwells Eltern so viel gesunden Verstand einzusehen, daß der Erwerb der zur Versorgung ihrer Kinder nöthigen Mittel durch Ausübung eines Gewerbes weder der ritterlichen Abkunft des Vaters noch der

königlichen Abſtammung der Mutter Schande bringen würde — eine heilſame, demokratiſche Ueberzeugung, welche die Stellung ſeiner Eltern auch dem jungen Oliver einflößen mußte. Sein Vater fing das Gewerbe eines Bierbrauers in Huntingdon an. Oliver Cromwell hatte namentlich auch eine gute Mutter. Sie ſtand ihrem Gatten in ſeinen Geſchäften bei. Als ihr nach dem Tod ihres Mannes die Sorge für eine zahlreiche Familie blieb, gab ſie fünf Töchtern eine hinlängliche Mitgift, um ſie in gute Familien zu verheirathen; in dem Glanze von Whitehall war ſie beſtändig angefochten und beſorgt um ihren geliebten Sohn in ſeiner gefährlichen Höhe; und ehe ſie ſtarb, verlangte ſie, nicht in einer königlichen Gruft beigeſetzt, ſondern in einem einfachen Grab auf einem ländlichen Kirchhof beerdigt zu werden. Als die treffliche Frau, vierundneunzig Jahre alt, in Whitehall ſtarb, gab ſie ihrem Sohn, damals Lord Protector, ihren Segen in folgenden edeln und rührenden Worten: „Der Herr laſſe ſein Angeſicht leuchten über dir und gebe dir Troſt in allen deinen Widerwärtigkeiten, und Kraft, große Dinge zu thun zur Ehre deines großen Gottes und eine Stütze zu ſeyn ſeinem Volk; mein theurer Sohn, mein Herz bleibt bei dir! gute Nacht!“

Oliver Cromwells Jugend.

Als Knabe war er trotzig, zänkiſch, wild, eigenſinnig, heftig und leichtſinnig. Als er nach langer Zeit einmal an der Spitze ſeiner Soldaten durch Huntingdon zog, berief er den Pfarrer von Cunnington zu ſich, der ihn einmal als Knabe vom Ertrinken gerettet, und fragte ſeinen Lebensretter freundlich, ob er ſich dieſes Umſtands noch erinnere. „Ja wohl,“ war die derbe Antwort, „aber ich wollte, ich hätte Euch lieber hinuntergedrückt, als daß ich Euch jetzt gegen Euern König in den Waffen ſehen muß.“ — Als König Jakob I den Sir Oliver Cromwell in Hinchinbrook im Jahr 1604 beſuchte, ſoll ſich daſelbſt ein merkwürdiges Vorſpiel der großen Rebellion zugetragen haben. Prinz Karl und der junge Oliver — beide von gleichem Alter — fochten miteinander, und der taumelnde, ſchwachgliedrige Königsſohn trug von dem derben, ſtämmigen Bierbräuersſohn eine blutige Naſe davon — die ihn für zeitlebens hätte zufriedenſtellen und den Bürgerkrieg verhüten ſollen. Der Vorhang der Zukunft, ruft Forſter aus, ward hier ſicherlich einen Augenblick zurückgezogen! — Eines Tages als er im Bette lag und wachte, wurden die Vorhänge von einer gigantiſchen weiblichen Geſtalt zurückgezogen, die ihm ſagte, er würde vor ſeinem Tode der größte Mann in England werden; aber, wie er wohl bemerkte, den Namen König ſprach ſie nicht aus. Für dieſe „Narrheit und Verruchtheit“ wurde er derb gezüchtigt, und ſein Oheim Sir Thomas Steward verſicherte ihn: „es ſey Hochverrath, ſolche Gedanken zu hegen.“ In ſeinen jungen Jahren war er bekannt als gefährlicher Feind und Plünderer der Obſtgärten, überhaupt als muthwilliger Knabe. Die Luſt zum Lernen wandelte ihn oft plötzlich mit großer Heftigkeit an; er ſtudirte ein paar Wochen mit großem Eifer, war aber dann wieder doppelt ſo viele Monate ein fauler Müßiggänger. In ſeinem ſiebzehnten Jahre ſandte ihn ſein Vater mit geringen Hoffnungen nach Sydney Suſſex College in Cambridge. Hier, frei von der Scheu vor ſeinem Vater, machte er es noch ärger, und zeichnete ſich unter gemeinen Leuten und trunknen Genoſſen aus in den akademiſchen Fertigkeiten des Ball- und Knöttelſpiels. Doch muß ihn auch in Cambridge noch zu Zeiten ein Studireifer ergriffen haben, denn er konnte noch nach dreißig Jahren mit den gelehrteſten Geſandten ſeiner Zeit eine lateiniſche Unterredung führen, und ſelbſt Gelehrte fanden ihn wohl bewandert in griechiſcher und römiſcher Geſchichte. Bald, nach dem Tode ſeines Vaters im Jahr 1617, ward er nach London geſchickt und wurde Mitglied von Lincolns Inn. Hier hat man zweierlei Berichte über ſeine Rechtsſtudien. Carrington ſagt, er habe ſich zu Männern von den höchſten Talenten und vom beſten Stand, und an die geiſtvollſten Perſonen gehalten; denn „obgleich ſeinem Weſen nach dem Studiren und Nachdenken nicht abgeneigt, ſchien er doch mehr Geſchmack an der lebendigen Beſprechung und am Studium der Menſchen und ihrer Gemüthsarten zu finden, als an einem beſtändigen Hindrüten über Autoren.“ Heath ſagt: „Er wurde ein junger Tarquin in allen möglichen Exceſſen und Freveln.“ Derſelbe ſagt von ihm: „Er war ein Rebell in ſeinen Sitten, ehe er ein Belial wurde in der Politik.“ — Bei einem Mann ſeines Temperaments würde man vergeblich in Abrede ſtellen wollen, daß das Blut der Jugend wild genug in ihm möge gekocht haben — jedoch geben die Beſchuldigungen gegen ihn keine beſtimmten, einzelnen Züge an, und wenn er ein Tarquin war, ſo hatte er doch keine Lucretia. Am 22 Auguſt 1620 heirathete Cromwell Eliſabeth, Tochter des Sir James Bouchier von Felſted in Eſſex, eine Verwandte der Hampden, eine gemüthliche Jungfrau, mit einem ſanften, einnehmenden Geſicht.

Cromwells Bekehrung.

Unter allen Ereigniſſen in Cromwells Leben iſt ſeine Bekehrung, um den Ausdruck der Frommen zu gebrauchen, am wenigſten verſtanden worden; Literaten und Politiker verſtanden ſie nicht, oder faßten ſie falſch auf, in Folge ihres Skepticismus, und die Frommen wegen ihrer Unbekanntſchaft mit der Philoſophie. Ein Sinneswechſel, wie der Cromwells war, würde kein Gegenſtand des Spottes ſeyn, wenn die Philoſophie der menſchlichen Charaktere oder die der Geſchichte vorgerückter und entwickelter wäre. Bekehrungen gehören zu den tiefſten und wahrſten Thatſachen in der Geſchichte des menſchlichen Herzens; und nachdem die Welt alle Aufklärung erhalten, welche in Folge des vieljährigen Gebrauchs des Wortes Fanatismus über den Gegenſtand verbreitet werden konnte, dürfte es an der Zeit ſeyn, auch etwas über dieß Gebiet der Philoſophie des Herzens und ſeiner Affectionen zu ſagen, was von dem gewöhnlichen Gewäſche frömmelnder oder ſkeptiſcher Schriftſteller abweicht.

Es gibt zwei Arten des Wechſels, welche in dem Gemüth der Menſchen eintreten in Bezug auf ihre Theorie von geiſtlichen Dingen, ihren Glauben: der Wechſel und Uebergang von einer Lebensanſchauung zur andern, und der Uebergang von der Gleichgültigkeit zum ernſten Intereſſe in Betreff ſchon zuvor ge-

Digitized by Google

hegter Ansichten und Meinungen. Die Wichtigkeit der erstern Art der Sinnesänderung wird von den meisten Menschen, wenigstens mit dem Munde, anerkannt; aber der Umstand, daß dieß bei der zweiten Art nicht der Fall ist, scheint anzudeuten, daß auch in Beziehung auf erstere die Einsicht noch mangelhaft ist.

Alles was wir vom Geist eines Menschen wissen können, ist die Ansicht oder Theorie seines Daseyns und Lebens, die er sich gebildet, und die Herrschaft, der Einfluß, den sie über ihn hat. Dieß, seine Ueberzeugung von den geistigen Dingen, ist das Tiefste in jedem Menschen; sein Leben und Wandel ist eine Uebertragung von jenem in Thätigkeit und Handeln, seine Gefühle sind die durch Einwirkung von jenem veranlaßten Schwingungen, und sein Charakter ist das Gebilde und Geschöpf jenes Einflusses. Jeder Mensch hat eine Theorie, und bei keinem ist sie gänzlich ohne Einfluß. Jede Handlung eines Menschen, und somit jede Gewohnheit, jede Neigung, ist großentheils das Resultat seiner Theorie vom Leben, oder eines Vergleichs zwischen seiner jetzigen Theorie und den Gewohnheiten und Neigungen, welche die Folge früher gehegter Theorien sind. Von der lebendigen Seele des Menschen wissen wir wenig, aber wir wissen, daß sie ein Wesen ist, das abwechselnd schwankt und bewegt wird durch die Gegenwart, so zu sagen, von zwei beständig wechselnden Panoramen, durch die Bilder der Sinne von außen, und durch die Bilder der Phantasie von innen. Die Seele spiegelt Alles ab, was sie sieht, und wird selbst zu dem was sie ab- und einbildet. Die Farben, die sie abspiegelt, senken sich in sie ein. Die Aneignung einer neuen centralen Wahrheit sogar in der Philosophie ändert, wie jeder Forscher weiß, alle Ansichten eines Geistes. Und eine Vorstellung, ein Begriff des Geistes verändert sich je nach Maaßgabe des Lichts, das man darauf fallen läßt. Eine Bekehrung nun schließt all dieß in sich und hat all die Kraft, welche in einem solchen Wechsel zu liegen pflegt, nebst einem weitern Einfluß weit stärkerer Art. Wenn ein alter, beinahe einflußloser Glaube auf irgend eine Weise in einem Menschen neu belebt wird, wenn er in seinem Herzen kräftig erwacht, wenn er nicht nur den Sinn davon und die für ihn, als einen Satz, sprechenden Gründe empfindet, sondern auch von seiner Schönheit und Trefflichkeit ergriffen und durchdrungen ist, so wirkt diese Veränderung in seiner Seele (und Alle, denen es je Ernst gewesen ist mit einer Reihe großer Wahrheiten, haben etwas der Art erfahren, wenn auch nicht im christlichen und theologischen Sinne) so gewaltig auf seine Natur, daß diese so zu sagen ein neues, umgeschaffenes Wesen wird. Martin Luther hatte oft gelesen und speculativ verstanden, was der Römerbrief von dem Glauben an Christus sagt; aber bei seiner Bekehrung(?) wurde der Sinn des Apostels ihm mit solcher Macht offenbar, daß es war, als umstrahlte eine Glorie das geheiligte Blatt. Es war wie ein Wechsel vom Tod zum Leben.

Die Frage ist nicht die, was wir von dem Glauben gerade halten, welchen Cromwell annahm, sondern was er ihm war und welche Früchte er in seinem Leben trug. Die Ansichten, zu welchen er ihn führte, von Gott und seiner Liebe im Kreuzestod Christi, von Leben, Tod, Ewigkeit und künftigem Gericht, bewirkten in ihm jene heftige und bittere Selbstverdammung eines Lebens, welches der höchsten Aufgabe und Bestimmung nicht entspricht, wie sie von den Frömmlern allzu trivial hergeleiert und von den Philosophen allzu summarisch verworfen wird, als Buße für die Sünde. Das Alehaus, der Spieltisch, Weiber, Wein, das Knüttelspiel, und selbst die ehrgeizigen Aufflüge seiner jugendlichen Träume und Declamationen mußten ihm jetzt sündhaft, verderblich für die Seele und ihr ewiges Heil, als Wahnsinn erscheinen am Menschen, dessen Schaumblase von Leben allstündlich zur Unsterblichkeit sich auflösen kann, dessen Gedanken alle einem allsehenden Auge sichtbar sind, und bei dem jede Handlung der Strafe eines allmächtigen Rächers und Richters unterliegt. Er verkündigte öffentlich, daß er bereit sey, jedem Menschen, dem er Unrecht zugefügt habe, es zu vergüten; und gegenüber von Personen, die keine Klage erhoben, klagte er sich selbst an, und machte sorgfältig alle Unbilden wieder gut, deren er sich gegen sie schuldig gemacht. Auf dem Standpunkt seiner puritanischen Ueberzeugungen mußten ihm alle Hazardspiele sündhaft erscheinen, und alles darin, wenn auch ehrlich, gewonnene Geld als Sündenlohn. Daher vernehmen wir, wie seine Tadler und Verleumder, trotz ihren Verunglimpfungen und ihrem Hohn, zwar ungern berichten, daß er, da er von einem Mr. Calton einige Jahre zuvor 30 Pf. im Spiel gewonnen, und ihm dann zufällig begegnete, ihn bat, mit ihm nach Hause zu kommen und das Geld wieder in Empfang zu nehmen, weil es eine Sünde wäre, wenn er es behielte und ihm die dreißig Pfund wirklich zurück zahlte. Von einem Mr. Robert Compton, einem Tuchmachersohn in London, hatte er auch 120 Pf. gewonnen; er beschloß, sie diesem zu erstatten und schickte einen Boten damit ab, welcher gerade zu rechter Zeit kam, um ihn von einer Auspfändung um 20 Pf. zu befreien, so daß derselbe jetzt 100 Pf. baar übrig behielt.

Die nächsten sieben bis acht Jahre seines Lebens brachte Cromwell hin, indem er an den Andachtsübungen der Puritaner Theil nahm, ihre Geistlichen an seinen Tisch lud, mit ihnen betete und bei ihnen predigte in einem Hintergebäude seines Hauses, das er als Kapelle benützte, und seiner Mutter bei ihrer Bierbrauerei beistand. Zur Zeit wo der Herzog von Buckingham im Zenith seiner Macht stand, während des vorübergehenden Waltens des Despotismus in England, nahm der junge und muthige Bierbrauer von Huntingdon keinen Anstand, den verfolgten Puritanern beizustehen; er betrieb persönlich ihre Anliegen und Klagen beim Bischof Williams, munterte seine Mitbürger auf, Genugthuung für erlittenes Unrecht zu verlangen, und unterstützte und ermuthigte sie offen in ihrem Widerstand gegen die Irrthümer der herrschenden Secte, gegen die Ungerechtigkeit des neuernden Despoten. Dabei aber war der Bierbrauer ein betriebsamer Mann; er gewann Vermögen durch sein Gewerbe, und in Folge der Geburt mehrerer Kinder entwickelte sich in ihm ein wichtiger und einflußreicher Zug seines nachmaligen Charakters: die lebhaften und warmen Empfindungen eines zärtlichen Vaters.

Im bisherigen Leben Cromwells zeigen sich schon all die Charakterzüge, welche durch spätere Ereignisse nur entwickelt

Digitized by Google

und verſtärkt wurden — eine Abkunft, die ihm die Neigung zur Freiheit, zum Ehrgeiz, zum Puritanismus gab — eine unbezähmbare Gemüthsart, voll Phantaſie und Heftigkeit, ein abwechſelnder Hang zum Studiren und zu Zerſtreuungen, und Anſichten vom Leben und von der Pflicht, welche ihn mit allen irdiſchen und himmliſchen Beweggründen und Triebfedern ausrüſteten, furchtlos die Sache der gefährdeten Freiheit ſeines Vaterlands, und der verfolgten Gewiſſen ſeiner Landsleute zu verfechten.

(Fortſetzung folgt.)

Feſtus.

(Schluß.)

Feſtus iſt ein Gedicht von großen Anſprüchen; aber iſt es ein großes Gedicht? Gewiß, es iſt kein kleines Gedicht; es iſt ein langes. Ach, ein zu langes!

Zu lang, nicht nur überhaupt, ſondern auch relativ. Zum Beiſpiel, die eröffnende Scene, nach Hiob und Goethe's Fauſt, im Himmel, bringt Seraphim und Cherubim, welche dem anweſenden Gott Hymnen ſingen. Aber ſtatt der kurzen Geſänge, wie Goethe das Beiſpiel gegeben, gibt der Dichter des Feſtus regelmäßige Oden — lyriſche Gedichte von mehr als vierzig Zeilen.

Der Neuheit des Gedichts, obwohl nicht ſeiner Originalität, thut das Abbruch, daß es, wenn man zuerſt das Buch aufſchlägt, ausſieht wie ein Plagiat von Fauſt, obgleich man beim Weiterleſen bald merkt, daß es mit demſelben wenig gemein hat, außer in der äußern Form und gelegentlichen Nachahmungen. Feſtus iſt ganz ſubjectiv, während Fauſt durch und durch objectiv iſt.

Nicht wenig merkwürdig und aller Beachtung werth iſt die gegenwärtige Richtung des poetiſchen Geiſtes. Vor wenigen Jahren, als man anfing auf Religion bezügliche Gedichte zu ſchreiben, waltete viel Zweifel ob in Betreff der Angemeſſenheit der Wahl ſolcher Gegenſtände überhaupt, und die Trefflichkeit der Behandlung galt bei gewöhnlichen Richtern für wenig. Wir ſprechen nicht von Werken, deren Frömmigkeit zweideutig iſt, wie Lord Byrons Cain und Himmel und Erde; ſondern von ſolchen wie die Höllenfahrt, das Gericht der Sündfluth, wo die Rechtgläubigkeit der Geſinnung im Ganzen anerkannt und nur die Keckheit in der Wahl des Gegenſtands angefochten wurde. Jetzt aber trägt die meiſte Poeſie dieſen Charakter, und was ihn nicht trägt, iſt meiſt ohne Bedeutung. Es könnte daher ſcheinen, es habe ein neuer Cyklus begonnen, ein neuer Geiſt ſey im Schwang, der ſich aller Arten von Symbolen und Bildern bediene, um eine neue religiöſe Idee auszudrücken, welche die Seele der Welt zu gebären ſtrebt. Wir glauben an die providentielle Führung aller ſolchen Manifeſtationen, und daß ſie Zeugniß ablegen von dem göttlichen Walten und ſeiner Allgegenwart. Wie ſeltſam z. B. iſt der Umſtand, daß, in dem Zeitpunkt, wo die arbeitenden Claſſen von dem Inſtinct des Chartismus beherrſcht werden, ein Mann von Genius und von Vermögen, ganz abgeſondert von der Welt, in der Einſamkeit von Rechtsſtuben, ſich mit einem Gedicht beſchäftigt, das deſſen Principien erläutert, ihren Urſprung erklärt und ihre Reſultate anſchaulich macht. In ſolchen Dingen liegt mehr als unſre Philoſophie ſich träumen läßt. Es iſt ein Einfluß in der geiſtigen und moraliſchen Atmoſphäre, der nicht geläugnet und nicht außer Acht gelaſſen werden ſollte, wenn ein ſolches Zuſammentreffen von Umſtänden ſich zeigt — und wer dagegen unempfindlich iſt, iſt ſtumpf an Gefühl und Verſtand. Argumente ſind fruchtlos bei Steinherzen und Holzköpfen — und zu dieſen gehören jene. Wir ſetzen Intelligenz voraus bei unſern Leſern, und zu den Intelligenten ſprechen wir. Wir ſagen: die Richtung des poetiſchen Geiſtes auf Politik und Religion iſt nicht gering anzuſchlagen. Man nehme nur das vorliegende Gedicht: Feſtus hat ſein Abſehen auf das Unendliche, und indem er die Gränzen des chriſtlichen Glaubens erweitert, ſtürzt er dem Anſchein nach die Schranken um, die ihn von andern Glaubensformen ſcheiden. Es iſt ein Univerſalismus, der über den Conventionalismus hinausgreift — ja auch über die Geſetze der Moral, mögen ſie auf ſteinernen Tafeln oder in den fleiſchernen Tafeln des Herzens geſchrieben ſeyn; aber er hat ſich ſelbſt gefangen in dem Netz des Pantheismus, ſo daß die Erweiterung am Ende doch nur eine ſpeculative Erweiterung iſt — eine nur intellectuelle und daher unächte. Die Theorie iſt erweitert, aber die Praxis hat ſich zuſammengezogen. Es iſt nur eine negative, keine poſitive Ausdehnung. Das Immoraliſche, obgleich es die endliche Erlöſung nicht ausſchließt, zieht das menſchliche Weſen zu einem Punkt zuſammen. Unſers Dichters Syſtem iſt Latitudinarismus ohne Synkretismus — ein Indifferentismus gegen Sitte und Meinung, welcher, praktiſch geübt, die Scheidewand zwiſchen Tugend und Laſter niederreißen würde.

Doch wir irren uns wohl. Das kann nicht die Meinung des Dichters — eines ſolchen Dichters ſeyn! Er iſt ein Theoretiker, aber nichts drängt ſich uns lebhafter auf als der heilige Charakter ſeines Gedichts im Ganzen. Unſre Unreinheit iſt es, die einem ſolchen Dichter Unreinheit ſchuld gibt. Mit Ausnahme Einer Scene hat man nicht nöthig anzunehmen, daß die Vorfälle in dieſem Gedicht überhaupt ſinnlich zu nehmen ſeyen. Nehme man an, daß die verſchiednen Liebesverhältniſſe des Feſtus von geiſtiger Art ſeyen — daß ſie den Verkehr von Geiſt und Geiſt, von Seele mit Seele, wohl etwa von beiderlei Geſchlecht, veranſchaulichen, oder, noch höher und geiſtiger: man deute dieſen Verkehr ſelbſt von dem ewigen Wechſelverhältniß des männlichen und weiblichen Princips in jedem menſchlichen Weſen — in jedem Mann und jedem Weib. Dieß war eine Lieblingsidee Goethe's. Er ſchließt damit den ganzen Fauſt, und ſchreibt dem Weiblichen Alles zu, was zur Erhebung, zur „Hinanziehung" des Individuums und der Gattung beiträgt. Dieß iſt eine hohe philoſophiſche Wahrheit. Das weibliche Princip iſt beſonders thätig in jedem ſchöpferiſchen Geiſt — jedem Mann von Genius, Poet oder Künſtler. Die Liebe iſt das Primum movens der Philoſophie, als Weisheit gefaßt. Die

Liebe iſt erzeugend, fruchtbar; Weisheit iſt das weibliche Ebenbild von ihr, *) die Eva des ungefallnen Adams. Ohne ſolche Philoſophie, welche Weisheit und Liebe in ſich begreift, gibt es keine Poeſie, welche nichts Anderes iſt als die Schönheit, zu Liebe und Weisheit erhoben. Und Schönheit iſt des Dichters Seele. Ein Gedicht, welches da Wechſelſpiel jener beiden verſchwiſterten Principien mit eben ſo viel Geſchmack als Genie ſymboliſirte, würde zu den größten gehören — oder das größte ſelbſt ſeyn.

Coleridge hat wohl bewieſen, daß das von uns durchlebte Zeitalter das Zeitalter der Speculation geweſen iſt. Der Verſtand hat ſeine Saturnalien gehabt. Der Geiſt der Zeit iſt ſein Product. Aber nur um ſo nothwendiger wird es, daß, wer nur kann, ihn auch ſittlich und praktiſch zu ſteigern ſuche. Breite, mehr als Tiefe oder Höhe, war die Errungenſchaft der jetzt ablaufenden Zeit. Jetzt muß das Erhabene und Tiefe Gemeingut werden. Die Intelligenz iſt jetzt beinahe allgemein verbreitet. Wenn ſie einen ſittlichen, wenn ſie einen göttlichen Charakter annehmen ſoll — und beides iſt erforderlich, ehe ſie anders als unheilvoll wirken kann, ſo muß ſie, in allen Claſſen der Geſellſchaft, an Würde und Tiefe gewinnen." — —

Wir wollen den Reflexionen des engliſchen Kritikers hier nichts weiter beifügen, als die kurze Bemerkung, daß die philoſophiſche, ſpeculative Poeſie nur bei den ausgezeichnetſten Genien, welche die transcendenteſten Ideen noch zu verkörpern wiſſen, uns von wirklichem Werth und von heilſamer Wirkung zu ſeyn ſcheint; bei andern aber führt ſie gar leicht, in Beziehung auf die Form, zur poetiſchen Abzehrung, und in Beziehung auf den Inhalt, zum ſpeculativpoetiſchen Aberwitz.

Robin Hood.

Robin Hood, der berühmte Freibeuter, der Tradition nach, der Ahnherr der freilich ſehr entarteten engliſchen Highwaymen und Wegelagerer, lebt, obgleich er vor vielen hundert Jahren blühte, noch immer im friſcheſten und beſten Andenken der Engländer fort, und ein Aufſatz in einer engliſchen Zeitſchrift, der ſich weitläuftig mit ihm beſchäftigt, zählt ſechs Publicationen auf, welche ſich ſämmtlich auf den berühmten Helden der Wälder beziehen und binnen der letzten acht Jahre, die meiſten in den letzten zwei Jahren, erſchienen ſind, und erwähnt daneben noch ein großes Gemälde, das ihn zum Sujet hat. Die neueſte Production iſt: Robin Hood und Little John, oder die luſtigen Männer von Sherwood-Forſt. Von Pierce Egan dem Jüngern. London 8. 1839 — 1840. In monatlichen Lieferungen. Der erwähnte Aufſatz macht ſich über Stol und Compoſition dieſes neueſten Werkes luſtig, und fährt dann fort: „Nachdem das Maaß der Herabwürdigung, welche Robin Hood erfahren, voll iſt bis zum Ueberfließen, iſt es, denken wir, hohe Zeit, daß wir proteſtiren gegen die ganze Reihe von Verleumdungen, die gegen unſern Helden vorgebracht worden ſind, ſchon viel früher als ſeitdem er in die Hände Cunninghams und ſelbſt W. Scotts fiel. Es liegt uns um ſo mehr ob, zur Ehre unſers Landes dieß zu thun, als alles Licht, das bis jetzt auf einen ſicherlich nationalen und populären Gegenſtand, wie nicht leicht ein andrer, fiel, hauptſächlich von einem ſcharfſinnigen Ausländer, Auguſtin Thierry, herrührt, welcher in ſeiner trefflichen Geſchichte der Eroberung Englands durch die Normannen einer gerechten Würdigung von Robin Hoods hiſtoriſchem Charakter und Popularität unter allen neuern Schriftſtellern am nächſten gekommen iſt.

Bis Thierry zu einer Erforſchung der Sache ſich entſchloß, als er die Wirkung der Eroberung auf die angelſächſiſche Bevölkerung unterſuchte, war das Höchſte, was man dem großen nordiſchen Freibeuter zugeſtand, das: daß er der Artigſte der Diebe, der Großmüthigſte und Geſchickteſte der Wilddiebe und Weglagerer geweſen. Indeß hätte es dem hiſtoriſchen Forſcher doch früher auffallen ſollen, daß ein höherer Anſpruch auf heroiſche Sympathie als der eines, wenn auch noch ſo glücklichen Wilddiebs, oder eines, wenn auch großmüthigen Banditen, dazu gehörte, um einen Mann auf Jahrhunderte hinaus zum Achilles einer volksthümlichen Ilias, zum Cid eines engliſchen Romancero zu machen; und daß daran etwas iſt, das wollen wir unſern Leſern hiſtoriſch darzuthun ſuchen."

Es wird nun die Zeit unterſucht, in welcher Robin Hood gelebt habe, da hierüber großes Dunkel waltet. Ein ſchottiſcher Hiſtoriker aus dem vierzehnten Jahrhundert, John Fordun, berichtet, nachdem er die Niederlage der großen nationalen Partei in England unter Simon von Montfort in der ſpätern Zeit von Heinrichs III Regierung, und die auf den Sieg des Königs und ſeiner ausländiſchen Höflinge folgenden Confiscationen erzählt, Folgendes: „dann erſtand unter den ihres Beſitzthums Beraubten und Verbannten der berühmte Halsabſchneider (famosissimus sicarius) Robert Hode und Little John, mit ihren Geſellen, welche von der närriſchen Menge ſo unmäßig gern in Luſt- und Trauerſpielen dargeſtellt, geſehen und geprieſen werden, und von welchen die Sänger und Barden mehr als von irgend Jemand Romanzen ſingen;" nachher aber ſagt er doch auch von Robin Hood: „von dem man jedoch manche preiswerthe Thaten erzählt;" und als Beleg davon führt er ein Beiſpiel von Roberts religiöſem Glaubenseifer auf und eine wunderbare Befreiung, welche ihm als beſondrer Lohn ſeiner Tugend zu Theil ward. Wenn, ſeit dem unglückſeligen Feld von Haſtings, kein Tag für die engliſche Freiheit ſo unheilvoll geweſen war, wie der der Schlacht von Evesham, 6 Auguſt 1265, wo Montfort, der in einer rührenden Ballade als der Schützer und Held der Sache des Volks Geprieſene und Beklagte, fiel — wenn die große Sache der Rechtsverfaſſung ihren Harold an de Montfort hatte und verlor, ſo hatte ſie auch ihren Hereward — aber beharrlicher und unbeſiegbarer als der jener Zeit — an Robert Hood. Er gehörte zu der tüchtigen Claſſe der engliſchen Freiſaſſen oder Yeomen, wie Alles anzeigt, was von ſeinen Waffen, ſeinen Lebensgewohnheiten berichtet wird, wenn es auch nicht eine alte Ballade ausdrücklich meldete. Erſt ſpätere Entſtellungen machten ihn zu einem ent-

*) Love (Liebe) iſt im Engliſchen Masculinum.

erbten Grafen von Huntingdon. — Die Maaßregeln des Königs nach jener Schlacht waren nicht geeignet zu verſöhnen, vielmehr erbitterten ſie nur; und unter denen, welche ſich der Härte der Regierung durch einen Aufenthalt in den Wäldern des nördlichen Englands entzogen, war auch Robert Hood. — Der Aufſatz ſagt gegen das Ende: „Wir müſſen bemerken, daß der nordiſche Bauer (es werden Balladen mitgetheilt, die das Landvolk ſingt) mit all ſeiner Unwiſſenheit in der Geſchichte, den Charakter des nördlichen Helden immer richtiger aufgefaßt hat als der Londoner Littérateur.“

Die Meeresgrotte.

Von Thomas Doubleday.

Rein iſt die Luft, und dennoch athm' ich ſchwer!
Weil ich zum Rieſentempel aufgeſchaut,
Den die Natur aus ſtarrem Fels erbaut,
Geweiht dem Schweigen und dem heil'gen Meer.
Hier unterm klaren Waſſerſpiegel ſtrahlt
Ein Abbild von dem reichſten Wunderhain,
Im Zauberglanz, der Blatt und Blume malt,
Und Baum und Schilf mit hellem Farbenſchein.
Hierher zur Grotte eilt auf leichtem Fuß
Zu baden im Kryſtall der kühlen Fluth
Die Meeresjungfrau in der Mittags Gluth,
Von ihrem langen grünen Haar umwallt,
Rein wie die Welle, wie der Schatten kalt.

Perſiſches Recept.

Von Miß Landon.

Dem Feind vergib! — nicht dieß alleine,
Mit Gutem lohne ſeine Schuld,
Schaff' Freud' ihm, der dir raubt die deine,
Die Hand, die ſchlägt, küſſ' in Geduld.

Man ſagt der duft'ge Sandel neige
Sich alſo ſeines Schickſals Spruch,
Indem aufs Beil bei jedem Streiche
Er ſtrömt den reichen Wohlgeruch.

Stanzen von der Gräfin Bleſſington.

Kampf ohne Ruh
Leben biſt du,
Voll Kummer, voll Sorge und Schmerz!
Freude, ach kaum
Ein flüchtiger Traum
Beglückſt du das leidende Herz.

Was biſt du Tod,
Deſſen Gebot
Der König, der Sklave ſich neigt?
Du biſt der Freund
Der ſtill uns vereint,
Im Grab, das der Schmerz nicht erreicht.

Wenn Alles ſchwand,
Führt deine Hand
Zum traumloſen Schlummer der Nacht.
Ruh deckt das Herz,
Und den Blick, der voll Schmerz
So lange geweint und gewacht.

Das Begegnen der Schiffe.

Von Mrs. Hemans.

Auf dem tiefen Meere bei ruhiger Fluth
Sich einſtmals zwei Schiffe begrüßt.
Die haben dort wenige Tage geruht
Von ſonnigen Lüften geküßt.

Und Schönheit und Tapferkeit einten in Luſt
Die Stimmen im fröhlichen Klang,
Und lieblich umhauchten die ſchlummernde Bruſt
Der Wellen, der Erde Geſang.

So wolkenlos ruhte der mondliche Glanz
Auf dem einſamen indiſchen Meer,
Da ſchwebten ſie leicht in dem feſtlichen Tanz
Auf beiden Verdecken einher.

Da fanden ſich Hände, manch ſtrahlender Blick
Gab ſelige Antwort geſchwind,
O Liebe, warum eilt ſo flüchtig dein Glück,
Wie zuſammentreibt Blätter der Wind?

Nur kurz von der Freude entzückendem Strahl
War die ruhige Tiefe belebt,
Da erwachen die Lüfte, und rauſchen zumal,
Weil der Wind Siegesgeſchmetter erhebt.

Und frei und ſtolz trägt die Schiffe er fort,
Dahin auf verſchiedener Bahn,
Daß nicht Stille noch Sturm, daß nicht Felſen noch Port
Sie wieder vereine fortan!

Daß ſie nimmer ſich finden beim Siegesgetön,
Noch ſich helfen in angſtvoller Stund',
Ach ſo ſchlingt, ſo kurz und ſo flüchtig ſchön
Das Leben um Seelen den Bund.

Louiſe von Plonnies.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Auguſt 1840.

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Fortſetzung.)

Anfang von Cromwells politiſcher Laufbahn.

Oliver Cromwell trat ins Parlament als Mitglied für Huntingdon in ſeinem neunundzwanzigſten Jahr, im März 1628. Seinem ganzen Lebens- und Bildungsgang nach war er nicht dazu geeignet, ſich den Männern des Hofs anzuſchließen zu Gunſten der geiſtlichen Gleichförmigkeit und der bürgerlichen unbedingten Unterwürfigkeit; und auf die große Mehrzahl der Mittelclaſſe in England hatten gleiche Einflüſſe, wie auf Cromwell, gewirkt, und verwandte Geſinnungen bei ihnen erzeugt; die Ueberzeugungen der Reformation, welche der Krone zu ungewohnter Macht verholfen, bildeten in den heranwachſenden Generationen Männer aus, deren Geſinnungen klerikaliſchem und königlichem Deſpotismus gleich zuwider waren. Cromwell ward mit den hervorragenden Männern der Volkspartei bekannt gemacht durch ſeinen Vetter Hampden; und der Contraſt dieſer beiden Männer, wenn ſie ſich miteinander unter die Gruppen der Patrioten miſchten, muß in der That höchſt auffallend geweſen ſeyn. Hampden, mild, leutſelig, mit hoher breiter Stirne und glänzenden, ſinnigen Augen, ein anmuthendes, liebevolles und nachdenkliches Geſicht, beſtändig von Lächeln überflogen, und ſelbſt in ſeinem Anzug ſchon ein ängſtlichgewiſſenhaftes und zartes Gemüth verrathend; — Cromwell, ein um fünf Jahre jüngerer Mann mit einem abgetragenen, fadenſcheinigen Rock und einem ſchmutzigen Hut, in jedem Zug den Ausdruck derber und robuſter Geſundheit, ein wohlgeſtalteter, kräftig gebauter Mann von beinahe ſechs Fuß Größe, mit einem Ausdruck von durchdringender Schärfe und Keckheit im Geſicht; ein feſter, zuſammengezogener Mund, der nur mit Anſtrengung die innen tobenden Leidenſchaften zu zügeln ſchien; eine große Naſe, welche nachmals die Zielſcheibe von vielen royaliſtiſchen Spöttereien wurde; tiefe, durchdringende Augen, unter großen, buſchigen Brauen und einer breiten, gewölbten, edlen Stirne hervorſchauend, reiches, freiwallendes Haar, zu beiden Seiten ziemlich wild herabhängend — raud, warzig, knotig und finſter, hat aber doch das Angeſicht von Oliver Cromwell für uns einen ührenden Zug von Milde und Liebe, eine zur Seele ſprechende Großmuth und Zartheit, wie ein Strahl holden Lichts unter einer Gewitterwolke hervorſchimmernd. Ohne Zweifel waren Hampden und Pym die erſten Lehrer Oliver Cromwells in jenen Myſterien der Politik, jenen ſeltſamen und feinen perſönlichen Einflüſſen, welche ſie wie eine innere Maſchinerie gehen machen; Einflüſſe, welche kein außerhalb London lebender Menſch, und ſelbſt wenige, die nicht im Parlament ſind, oder die erſten politiſchen Kreiſe beſuchen, je verſtehen können. Cromwell ſprach, wie es ſcheint, im Parlament von 1628; aber ſchon die kurzen Angaben von ſeinen Reden, die noch vorhanden ſind, zeigen, daß er die zwei verwundbarſten Blößen der Hofpartei, trotz der Anſtrengungen, die man machte, ſie zu verhehlen, wohl erkannt hatte und ſie zu treffen wußte: ihre Vorliebe für das Papſtthum und ihren Abſcheu vor dem Parlament. Die plötzliche verächtliche Auflöſung dieſes Parlaments, die Feſtſetzung von Selden, Hollis, Eliot und andern „Vipern“ im Tower, die Erkaufung von Wenworth und Savile, und andre Thaten einer neuernden Tyrannei, welche die zwölf finſteren Jahre von 1628 — 1640 erfüllten, ſenkten ſich tief und empörend in das Herz Cromwells und erzeugten in ihm den Willen und die Kraft, die er nachmals entwickelte. Während der Zeit, wo er finſter brütend über die Verhältniſſe ſeines Vaterlands nachdachte, in ſtetem Briefwechſel mit Hampden und St. John, wurde ſeine Geſundheit leidend; ſein Arzt ward um Mitternacht und zu andern ungewöhnlichen Stunden herbeigeholt, weil Cromwell zu ſterben glaubte; und manchmal hatte er Anfälle von phantaſtiſcher Luſtigkeit, welche noch grauenhafter waren als ſein Tiefſinn. Der Mann des Verhängniſſes erkannte ſeinen Weg noch nicht; die Führungen der Vorſehung waren dem religiöſen Grübler nicht klar; die Kraft der Mannheit war in ihm, und er wußte nichts damit anzufangen; er ſchritt über das kräftige Jugendalter hinaus und ſah ſeine Lebensaufgabe noch nicht.

Cromwell zog sich zurück auf den Pachthof St. Ives; er versank mehr und mehr brütend in sich selbst, und flößte dabei seinen Dienstleuten und Nachbarn die großen und hochherzigen Gefühle und Gesinnungen der Religion und Freiheit ein, welche die Seele der guten Sache waren. Er brachte den größern Theil seiner Zeit auch auf seinem Pachtgut mit Bibelerklärungen und Andachtsübungen zu; er kniete Morgens und Abends mit seinen Leuten zum Familiengebet nieder; und hiedurch, obgleich selbst noch kein Dissenter, trug er bei zur Gründung der verschiednen religiösen Meinungen des siebzehnten Jahrhunderts, den Folgen der Forschung und des Nachdenkens der Individuen, welche seit jener Zeit England und Amerika zu Secten-Ländern gemacht haben, und in ihren unmittelbaren Wirkungen die Bauern und Yeomen Englands, die tüchtigen Sachsen von Huntingdonshire zumal, mit einem selbst für die adeligen Cavaliere unüberwindlichen Muth begeisterten. Nachdem er sich von St. Ives nach Ely begeben, ward er wieder niedergedrückt durch den Schmerz über die Mißhandlungen, welche die Besten seiner Meinung nach von den Gewaltthabern erlitten, und sein Gemüth und seine Phantasie ward wieder verstört; Gesichte von geschlitzten Nasen und von Köpfen ohne Ohren an den Galgen Lauds waren jetzt seine wachen Träume und seine Quälgeister bei Nacht; er sah Tausende seiner Landsleute ihr Vaterland verlassen; und in seinem Herzen regte sich jetzt die Erinnerung, wie Gott sich seiner erbarmt, obgleich er das Gute und Göttliche gehaßt, wie er seine Nacht und Finsterniß erleuchtet, und was er für seine Seele gethan hatte, bis er sich schämte, seine Gaben und Talente so wenig ausgebildet und benützt zu haben; und er fühlte, daß er höchst glücklich seyn würde, wenn er seinen Gott ehren könnte durch Handeln oder durch Leiden. Eine seiner ersten öffentlichen Handlungen war, daß er sich einem Plan des Grafen von Bedford und Andrer, den Bedforder Grund trocken zu legen — ein Plan, der, an sich vortrefflich, in Folge der königlichen Einmischung ausnehmend unpopulär geworden war — widersetzte. Nachher führte er den Plan, nachdem er denen, die dabei nur einen Gewinn machen wollten, aus den Händen gerissen war, selbst aus. Durch seine glückliche Opposition erwarb er sich den Namen: „Herr des Moorgrunds," und seine Popularität verhalf ihm zur Wahl ins Parlament für Cambridge im Jahr 1640, trotz einer furchtbaren Opposition, an deren Spitze der Dichter Cleaveland stand; er siegte mit einer einzigen Stimme, die ihn in das Lange Parlament sandte. „Diese eine Stimme," rief Cleaveland aus, „hat Kirche und Königthum zu Grunde gerichtet."

Cromwells weitere politische Thätigkeit.

Cromwell hatte seinen Antheil an der Anklage Straffords, dem ersten großen und kühnen Streich des langen Parlaments. Anregend, thätig, energisch und nicht geschwätzig, zeichnete er sich mehr durch seine Thätigkeit in den Ausschüssen und seine Winke, die er den Leitern gab, als durch seine Reden aus, welche kurz und selten waren. Aber er hatte einen auffallenden Ungestüm an sich und konnte dann und wann in ein Gelächter ausbrechen, oder unwillkürlich sein Schwert fassen, zum Erstaunen seiner Freunde. Der Royalist Sir Philipp Warwick beschreibt ihn so: „Ich kam eines Morgens sauber gekleidet in das Haus und fand einen Gentleman sprechend, den ich nicht kannte und der sehr gewöhnlich gekleidet war; sein Anzug war von grobem Tuch und schien von einem schlechten Landschneider gemacht; und ich erinnere mich, daß ein paar Blutflecken auf seiner kleinen schmalen Binde waren; sein Hut hatte kein Band. Seine Statur war wohl proportionirt; sein Schwert stack an seiner Seite; sein Gesicht war geschwollen und röthlich, seine Stimme war scharf und unmelodisch und seine Beredsamkeit voll ungestümer Hitze." — Nach einer sehr stürmischen Verhandlung über einen wichtigen Gegenstand, worin die parlamentarische Partei mit einer kleinen Majorität siegte, äußerte Cromwell gegen Lord Falkland: „Wenn die Remonstranz verworfen worden wäre, hätte ich am nächsten Morgen alle meine Habe verkauft und England nie wieder gesehen, und ich weiß, viele redliche Männer hatten denselben Vorsatz." Beim Ausbruch des Bürgerkriegs setzte Cromwell Alles was er besaß daran. Obwohl nicht reich, steuerte er 500 Pf. zur Unterdrückung des irländischen Aufstandes; als es an Geld fehlte, Wagen für Lord Manchesters Heer zu miethen, zahlte er 100 Pf. dafür aus seinem Beutel, und als er die Entscheidung herannahen sah, schickte er, ohne eine förmliche Bestallung abzuwarten, Schwerter im Betrage von 100 Pf. an seine alten, erprobten, bereiten Freunde, die puritanische Yeomanry von Huntingdonshire. Es waren Leute, die tüchtig beten konnten, und daher hoffte Cromwell, der wohl wußte, daß ein ernster Glaube, welcher Art auch, die Seele des Betens und des Fechtens ist, sie würden bei gehöriger Anleitung auch tüchtig fechten lernen. Als der Krieg gewiß war, that es der Eifer Cromwell's der Entfaltung der königlichen Fahne zuvor, und ehe diese flatterte, stand er schon an der Spitze seiner Puritaner. Er war der erste Mann, der wirklich im Feld erschien — er organisirte die populären Anführer der östlichen Grafschaften zu gegenseitiger Vertheidigung, zur Beobachtung der Royalisten und zur Einübung der Einwohner der verschiedenen Districte. Er nahm das Silbergeschirr der Universität Cambridge weg, das eben in die königliche Münze geschickt werden sollte, und ebenso nahm er auch seinem eignen Oheim, Sir Oliver Cromwell, alle seine Waffen und sein Silber weg — behandelte ihn jedoch dabei mit großer Ehrerbietung und erbat sich seinen Segen. Der Triumph des Parlaments im Kampf mit dem Königthum war das Werk Oliver Cromwells — das unmittelbare Product seiner Gedanken. Man spricht wohl viel davon, daß große Männer nur die obersten Schaumblasen von Wellen seyen, die viele Ihresgleichen enthalten, die bloßen Geschöpfe der Zeit und der Lage, die, statt zu lenken und zu beherrschen, selbst gelenkt und beherrscht werden von den tiefern Genien, von den Geistern, die das Zeitalter beherrschen. Aber die Geschichte berichtet uns anders; und wenn oft dem Menschen die rechte Stellung fehlt, so fehlt oft auch der Stellung und den Umständen der rechte Mann. Wenn die große Bewegung der Civilisation fortschreitet unter der Herrschaft von Ursachen, über welche einzelne Menschen nichts vermögen, und deren Producte sogar sie sind, so hangen

doch Sieg oder Niederlage der jedesmaligen Generation von der Geisteskraft, von der Vorsicht oder der Thorheit der an der Spitze stehenden Geister ab. Cromwells Ideen waren die Mütter glücklicher Erfolge. Die rechte Zeit und der rechte Mann begegneten sich.

Cromwells Genie bewährte sich vorzüglich in der staunenswerthen Schöpfung seiner immer siegreichen, unüberwindlichen Cavallerie, seiner „Eisenseiten" (Ironsides), die, aus Bauern und Pächtern, aus dem Stamme der seit der normannischen Eroberung immer mehr oder minder unterdrückt gewesenen Sachsen genommen, die stolzen, kriegsgeübten, tapfern Cavaliere des königlichen Heeres, selbst bei ungleicher Zahl, schlugen. Oliver Cromwell hatte sich gegenüber das Königthum und die Aristokratie Englands, die Abkömmlinge der Sieger von Hastings, die stolze normannische Ritterschaft, deren Schlösser noch jetzt die Scenerie unsrer Insel beherrschen, denen Sieg und Triumph traditionell, erblich, zur Gewohnheit geworden waren. Die Aufgabe war: sie zu schlagen mit einer kleinen Zahl von Männern aus einem Stamm, den sie überwunden; das Haupt des Ritters unter den Fuß des Bauers zu bringen; die Helme mit den sieggewohnten Federbüschen zu beugen unter den Streichen derer, welchen Unterwürfigkeit zum täglichen Brod geworden war; und diese Aufgabe zu lösen machte Cromwell sich anheischig — unter dem ungläubigen Spott der besten seiner Partei, und er hat sie gelöst vor dem erstaunten Europa, in einer Reihe von Schlachten und Siegen, wo jedesmal seine niedriggebornen Soldaten ihre stattlichen, vornehmen, ritterlichen Feinde niedermähten wie das Gras auf dem Felde; er hat sie gelöst, theils durch sein natürliches militärisches Talent, durch seinen tüchtigen Verstand, theils auch durch seine Menschenkenntniß und durch sein Vertrauen zu den geistigen und gemüthlichen Triebfedern und Kräften, welche den Menschen am mächtigsten begeistern und kräftigen. Seine einzelnen Waffenthaten können hier nicht erzählt werden; es genüge zu sagen, daß das Parlamentsheer ihm, als er noch eine untergeordnete Befehlshaberstelle bekleidete, beinahe immer den Sieg verdankte.

Durch die ausgezeichnetsten Dienste im Feld hatte er rasch eine hohe Stellung in der Parlamentsarmee gewonnen, und einen Ruf, dessen Glanz, seine Obern verdunkelnd, ihre Eifersucht gegen ihn rege machte. Thätig, ideenreich, umsichtig, fein, tief und kühn, nicht zu jenen als einer der Ihrigen gehörend, obwohl mit ihnen gemeinsam handelnd, hatte er Absichten im Auge, welche ihnen ebenso verhaßt waren, wie seine Ueberlegenheit, die sie so wenig läugnen als verdecken konnten. Die parlamentarischen Führer waren Presbyterianer und haßten die Duldung, an welcher Cromwells Herz mit der stärksten Liebe hing. Cromwell wußte, daß in Westminster-Abtey Männer im Rathe saßen, welchen allen, bis auf etwa ein Dutzend, Toleranz wie Gift und Wermuth war. Er wußte, daß Manchester und Esser, seine Oberen beim Heer, obgleich Befehlshaber einer Armee, deren beste Mannschaft Sectirer oder Republicaner waren, nicht wünschten, in der Sache, an deren Spitze sie standen, zu triumphiren, daß sie einen Sieg fürchteten, wie Andre eine Niederlage. Sie hatten ihre Hoffnung auf einen Vergleich mit dem König gesetzt, welcher die Privilegien der Aristokratie und die Pfründen der presbyterianischen Geistlichkeit schützen, aber die Sectirer und die Toleranz zermalmen sollte. Die Majoritäten im Parlament und in der Versammlung der Geistlichen warteten, wie er wohl wußte, nur ihre Zeit ab, um mit dem König sich zu vergleichen. Königthum, Aristokratie, die repräsentative Legislatur, die große Mehrheit von England und Irland, ganz Schottland und sein jetzt im Herzen von England stehendes Heer hatten viele gemeinsame Ueberzeugungen, in Kraft deren sie sich gegen die Toleranz der Independenten und die Freiheit der Republicaner verbinden konnten, denen dann nur die Aussicht auf den Tod in verzweifeltem Widerstand oder auf dem Schaffot und am Galgen blieb. Cromwell besaß einen Geist, welcher die Gemüther der Menschen zu beurtheilen wußte, die künftigen Thaten in den Gedanken der Gegenwart las, und im Geistigen und Unsichtbaren die Keime der künftigen lebendigen Entwicklung erblickte. Sein Verfahren in dieser schwierigen Lage war so, wie es ein Untergeordneter einhalten muß unter Anführern, welchen die Absichten der von ihnen geführten Partei mißfallen. Er unterdrückte seine Ansichten nicht, aber er ließ ferner liegende Differenzen beruhen, während er sich Macht, Beförderung, Ruf und hinlängliche Autorität erwarb, um das Nächstliegende gut und kräftig auszuführen — sowohl was seine Obern wünschten, als auch, was sie nur vorgaben zu wünschen. Er war in einer bedenklichen Lage; dem Parlament angenehme Männer sah er besser behandelt nach einer Niederlage, als sich nach einem Siege; seine Soldaten waren schlecht bezahlt, schlecht gekleidet und schlecht genährt; aber er beschwichtigte ihr Murren gegen das Parlament, dessen Geneigtheit er ihnen auf jede Weise zu gewinnen suchte.

Zuerst machte er den Versuch, seinen Obergeneral, Lord Manchester, für seine Ansichten und Plane zu gewinnen; dieß mißlang ihm, dafür aber gelang ihm, sich seiner zu entledigen. Er entwarf den Plan (und setzte ihn mit Hülfe Vane's im Parlament durch), alle Parlamentsmitglieder in der Armee in die ihren Verdiensten entsprechende Stellung zu setzen, indem alle, die man im Drang der damaligen Umstände nicht nothwendig brauchte, ausgeschlossen werden sollten. Er setzte den Beschluß durch, der sämmtliche Parlamentsglieder von Befehlshaberstellen im Heer ausschloß, und der, wenn er Manchester und Esser, die den Presbyterianern angenehmen Anführer, beseitigte, zugleich auch Cromwell ausschloß, den sie fürchteten, und ihnen (seinen Feinden, der Majorität in beiden Parlamentshäusern,) Macht gab, wenn sie es angemessen fanden, seine Ausschließung vom Militärdienst zu einer ewigen zu machen. Stolz und fest wahrlich muß sein Selbstvertrauen gewesen seyn, wenn er vorhersagt, daß kein Mensch sonst seine Stelle ausfüllen könne, daß die Gefahr seine Feinde selbst bestimmen würde, den Beschluß zu seinen Gunsten zu suspendiren. Ohne Zweifel sah er Alles voraus, und ebenso gewiß ist, daß er keine Gelegenheit versäumte, den von ihm angestrebten Zweck zu fördern; aber noch gewisser und unzweifelhafter ist doch, daß er alle seine persönlichen Aussichten in Betreff seiner militärischen Laufbahn und alle öffentlichen Zwecke, die er mittelst derselben zu erreichen suchen mochte, stolz

und rückſichtslos wagte — daß er es ankommen ließ auf die Anſicht, welche über ſeine militäriſchen Verdienſte gehegt wurde von Männern, die, wenn ſie wollten, unbedingt gegen ihn entſcheiden konnten, die ſeinen Einfluß beim Heer fürchteten und die des Nachts mit Rechtsgelehrten zu Rathe gingen über die Mittel, ihn als einen ihren Planen gefährlichen Feind zu zermalmen. Aber er wußte, daß im Heer Officiere waren, tüchtig genug, bei jeder Unternehmung in der Chriſtenheit Generale zu ſeyn, welche von jenem Beſchluß nicht betroffen wurden; und er ſah keine Ausſicht auf vollſtändigen Erfolg, ehe nicht das Heer umgeformt und ſtrengere Disciplin eingeführt wäre. Wenn er vorausſah, daß man ihn zu ſeinem Commando würde zurückkehren laſſen, ſo muß er auf die Furcht der Männer gezählt haben, die ihn haßten, und gewiß war es keine ſeiner geringſten Thaten und Entſchließungen, daß er ſich hier ſo ganz zur Verfügung von Männern ſtellte, die eiferſüchtig auf ihn waren — die ihn gern, wenn ſie gekonnt hätten, als Mordbrenner vor Gericht geſtellt hätten; daß er ſo ihre Eiferſucht zu entwaffnen, ihre Feindſeligkeit zu ſchlagen wußte gerade durch einen Act, der ſie allmächtig machte und ihn ſelbſt aller Macht beraubte.

(Fortſetzung folgt.)

Liebesklage.

Minſtrellied von Thomas Chatterton. Ueberſ. von H. Püttmann.

„O ſtimmt in meine Klage ein,
O laßt die bittern Thränen fließen,
Tanzt nie mehr Feſttags frohen Reihn,
In Nacht mag unſre Luſt ſich ſchließen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Schwarz war ſein Haar wie Winternacht,
Weiß ſein Geſicht wie Schnee im Lenze
Und roſig wie des Morgens Pracht. —
Das Grab nahm ſeiner Anmuth Kränze.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Süß war ſein Mund wie Droſſelſang,
Sein Tanz ſo flüchtig wie Gedanken,
Zierlich ſein Tamburin erklang. —
Nun halten ihn des Grabes Schranken.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Horch! Wie des Raben Fittich ſchwirrt
Dort unten in des Thales Krümme,
Der Nachtwahr ſtill durch's Dunkel irrt
Und ſchrillend heult des Uhu's Stimme.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

O ſieh, wie weiß des Monds Geſicht!
Doch ſo wie Trauliebs Grabtuch nimmer;
Das weißer als des Morgens Licht
Und weißer als des Abends Schimmer.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Am Grabe meines ſtillen Lieb'
Soll fruchtbar keine Blume blühen;
Umſonſt der Heiligen Troſt verblieb,
Nie wird mein kaltes Herz erglühen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Rund um des Todten heiligen Leib
Soll meine Hand Dornroſen pflanzen;
Hier weil' ich unglückſel'ges Weib —
Kommt, Elfen, nächtlich hier zu tanzen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Und lockt, gereizt von ſpitzem Dorn,
Mein Blut hervor aus krankem Herzen.
Des Lebens Luſt iſt mir verlor'n,
Des Abends Tanz des Tages Scherzen.
Mein Lieb iſt todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Ihr ſchilfbekränzten Waſſer ſein
Nehmt mich in euer Fluthengrab!
Ich komme, Trauliеb, ich bin dein!“ —
So ſprach die Maid und ſank hinab.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 101 u. 102.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 September 1840.

Rückkehr zur Poesie.

Von Sainte-Beuve.

Ich floh umsonst des Ufers Schatten,
Umsonst mit kräft'gem Ruderschlag
Zertheil' die Fluth ich ohn' Ermatten:
Die Wellen wollen's nicht gestatten,
Ich muß zurück — das Ruder brach!

Oft sagt' ich mir: „Warum erzittern?
Versuch zu leben, lenk dein Schiff;
Sey Mann! und will's um dich gewittern,
Was thut es? Muth! sollt' auch zersplittern
Dein Nachen jäh am Felsenriff."

Ach, eitle Weisheit, kind'sche Lehren!
Weßhalb in meinem Unverstand
Auf Mentor und die Stoa schwören,
Da Gaukelbilder mich bethören,
Zurück mich werfen an den Strand!

Wenn auf die Fluthen ausgegossen
Dein Silberlicht, o Luna, glimmt,
Dann, wie von Rosengluth umflossen,
Die, wo einst Venus lag, entsprossen,
Wähn' ich, daß drin mein Delos schwimmt.

Und schmeichelnd spiegeln Hirngespinste
Mir stets noch diese Ufer vor,
Wenn dich verstecken leichte Dünste,
Die dich umtanzen, wie die Künste
Von einem schönen Mädchenchor.

Ich seh' sie in des Frührothes Sprühen,
Das goldig jeden Morgen blinkt,
Es zeigt sie mir der Sonne Glühen,
Wenn Purpurwolken sie umziehen,
Und sie am Abend untersinkt.

Muß das Gesicht mich immer schrecken!
Wenn Wolken trüben den Azur,
Durch dichte Nebel noch entdecken,
Statt lust'ger Haine öde Strecken,
Kalt, traurig meine Blicke nur.

Von meiner Phantasie erdichtet,
Du mein geliebtes Inselland,
Drauf stets mein Compaß ist gerichtet,
Sobald die Anker ich gelichtet,
Von einem Talisman gebannt!

Nach deinen Ufern steur' ich immer,
Ob auch die Fluth in wilder Gier,
Mit einer Woge mich armen Schwimmer,
Ausspeit an einer Klippe Trümmer,
Wie ein armselig Schalenthier;

Ob auch ein West mit leichtem Flügel,
Der halb nur meine Segel hebt,
Die Wogen zwingt mit festem Zügel,
Mich bettend sanft am Uferhügel
Dem Vogel gleich, der schlummernd schwebt.

So bleib denn hier: füg dich den Göttern,
Horch zu dem Meer, das seufzt und klagt,
Der Brandung und den wilden Wettern,
Die manchen Kahn am Riff zerschmettern,
Horch, wie die eigne Seele zagt.

Ich war zu lang mit mir zerfallen,
Und jede Lust war mir vergällt,
Durch jenen Streit, darin verfallen
War meiner Seele leises Lallen
Mit dem Geräusch der Außenwelt.

Es gleicht der Geiſt dem großen See,
Den ein Gebirge rings umzieht,
Drin wohnen Ruh' und Schatten, ehe
Der Prieſter feſtlich auf der Höhe
Erſcheint und in die Fluthen ſieht.

Gott, welche Gluth iſt ausgegoſſen
Auf's Firmament, welch heller Glanz!
Da grauſe Dunkel iſt zerfloſſen,
Wohin du blickſt, iſt ſchon entſproſſen
Im klarſten Licht ein Sternenkranz.

Sahſt du, andächtig hingeſunken
Den Wunderſee ein einzigmal,
So ſind von ſolchem Anſchau'n trunken
Dir kalt der Mittagsſonne Funken
Und matt des Tages heißſter Strahl.

Wenn ich bei eines Mahls Genüſſen,
Zu dem ich wider Willen kam,
Oft liege weich auf ſeidnen Kiſſen,
Werd' ich, das Glas am Mund, zerriſſen
Von einem tiefen, innern Gram.

Urplötzlich faßt mich tiefer Schauer,
Der mir das Blut zum Hirne treibt,
Das Lächeln wandelt ſich in Trauer,
Ich ſeh', dem König gleich, die Mauer,
Drauf er fremde Worte ſchreibt.

Vom Haupte fallen ſchnell die Binden,
Aus meiner Hand die Becher ſchnell,
Die reichen Tafeln rings verſchwinden,
Ich beichte kniend meine Sünden,
O Daniel, o Daniel!

O dunkle Schrift, die eingegraben
Mein Auge überall entdeckt,
Geheimniß, gräßlich und erhaben,
Das uns vergällt der Erde Gaben,
Drin Gottes Räthſel iſt verſteckt!

Die Menge, unbewußt und heiter,
Sieht ſolche Schattenbilder nie,
Doch ein dem Genius Geweihter
Iſt, nie verſtanden, ſtets ein Streiter,
Gewappnet für die Poeſie.

Da Nachts in eines Thurms Ruine,
Indeß der Nordwind pfiff und ſchnob,
Ein Geiſt, bewährt mit Helm und Schiene,
Mit heiſrer Stimm' und finſtrer Miene
Dreimal empor den Finger hob:

Sterbt Hamlet anfange, ganz erſchüttert,
Ermannt ſich dennoch bald und ſpringt,
Indeß ſein Buſen ſchwül gewittert,
Und er vor Angſt und Freude zittert,
Dem Geiſte nach, der ernſt ihm winkt.

Als ſie den Thurm hinabgeklommen,
Folgt er ihm auf dem düſtern Pfad,
Bis er, am Kirchhof angekommen,
Erſtarrt und bebt, da er vernommen,
Das gräßliche Geheimniß hat.

Am Morgen zeiget das verſtörte
Geſicht die innern Qualen an:
Sein Loos beklaget, wer es hörte,
Und ſelbſt Ophelia, die bethörte,
Kennt nicht mehr den geliebten Mann.

— So iſt das Schickſal der Poeten:
Hier unten wallen ungekannt,
Zu dem allmächtigen Gotte beten,
Andächtig lauſchen den Propheten
Und müßig ruhn am Meeresſtrand.

F. W. Dralle.

Philoſophie in Frankreich.

Als allgemein bekannt darf vorausgeſetzt werden, daß man in Frankreich unter Philoſophie, philoſophiſchen Studien und philoſophiſchen Schriften ſich etwas ganz Anderes zu denken pflegt, als die deutſchen Philoſophen vom Fach darunter verſtehen; daß dieſe den Franzoſen die eigentliche Speculation, die Fähigkeit des reinen, von der Schwere der Empirie und der Verſtandesreflexion befreiten Denkens, die Erkenntniß der ideellen Wahrheit, der Begriffe an ſich, ganz abſprechen, wenn ſchon ſie ihnen gern tüchtige und nützliche Forſchungen in den einzelnen ſogenannten philoſophiſchen Wiſſenſchaften, wie Moral, Politik, Philoſophie der Geſchichte und Pſychologie zugeſtehen. Wir begnügen uns, dieß hier als ein unbeſtrittenes Factum anzuführen, ohne auf eine Unterſuchung uns einzulaſſen, inwiefern der Mangel einer Philoſophie, im deutſchen Sinn, bei den Franzoſen mit der tiefſten Eigenthümlichkeit dieſer Nation zuſammenhänge, ob vielleicht ſchon der Genius ihrer Sprache ſich dagegen ſträube, oder ob ihre äußere, geſchichtliche Entwicklung die Geiſter von dieſer Richtung abgezogen habe? Die Deutſchen, zumal die Adepten der Speculation ſelbſt, ermangeln natürlich nicht, ſich dieſes Vorzugs vor den Franzoſen zu rühmen, und wenn ſchon die Mehrzahl der Franzoſen, ſo weit ſie überhaupt von Philoſophie Notiz nehmen, über die myſteriöſe oder myſtiſche deutſche Scholaſtik, mit ihrer unbehülflichen, dunkeln Sprache ſpöttiſch lächeln, ſo erleben doch die deutſchen Philoſophen in neuern Zeiten nicht ſelten den Triumph, daß manche der ausgezeichnetſten Franzoſen dem philoſophiſchen

Genius der Deutschen durch eifriges, mehr oder minder glückliches Studium der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel, huldigen, und durch ein meist eklektisches Aneignen der Resultate wenigstens, wenn auch nicht der strengen Methode, sich in philosophischer Beziehung als Vasallen des deutschen Geistes bekennen. Aber diese von außen aufgenommenen Elemente werden sich schwerlich so bald, wenn je, Eingang und Einfluß verschaffen bei dem Geist der französischen Nation überhaupt, so lang er nicht die Disposition und Kraft hat, Entsprechendes aus sich selbst zu erzeugen, und die deutsche, philosophische Sprache dürfte noch lang eine für unsre Nachbarn schwerer zu überschreitende Gränzscheide bilden, als in politisch-militärischer Beziehung der Rhein.

Vielleicht ist es einem Theil unsrer Leser nicht unangenehm, wenn wir hier ein paar Proben mittheilen, welche einiges Licht geben über den Begriff, den man in Frankreich von der Philosophie hat, über die Art und Weise, wie man daselbst über Philosophie für die Gebildeten schreibt, und über das Streben von Einzelnen, neue, wenigstens für das jetzige Frankreich neue Richtungen in der Philosophie einzuschlagen. Wir übersetzen zuerst Einiges aus einem Artikel der mehrmals von uns angeführten und belobten Encyclopédie des gens du monde, über den Charakter der französischen Philosophie; heben sodann einige Stellen aus des jetzigen Ministers V. Cousin Aufsatz über die Kant'sche Philosophie aus, und theilen endlich einige Abschnitte mit aus einem uns zugekommnen, als Manuscript gedruckten Fragment: der Begriff des Menschen, abgeleitet aus dem Begriffe Gottes, von Blanc-St. Bonnet in Lyon, dessen versprochenes größeres Werk den Titel haben wird: Von der geistigen Einheit, oder philosophische Entwicklung der Theorie der Gesellschaft.

Charakter der Philosophie in Frankreich.

„Man hat die Philosophie nicht immer definirt als die Universalwissenschaft, aber immer hat sie darauf Anspruch gemacht, die Fundamentalprincipien alles menschlichen Wissens zu entdecken. Auch haben die Philosophen einstimmig (!) als nothwendige, allen andern Forschungen ihrer Wissenschaft vorangehende die über die Charaktere oder Kriterien der Wahrheit angesehen; und nichts unterscheidet besser die verschiednen Schulen, als die Ansichten, die sie über diesen Punkt hegten. Diese Ansichten kommen, was auch ihre verschiednen Formen seyn mögen, am Ende auf folgende zwei hinaus: entweder fällt einem vorzugsweise der Antheil auf, welchen die Gegenstände an dem Factum des Erkennens haben, oder man beschäftigt sich mehr mit der Thätigkeit der Seele dabei; man neigt sich entweder dahin, alle Wahrheit den Gegenständen, der Erfahrung, der sinnlichen Wahrnehmung, oder aber den der Seele anhaftenden Ideen, den Principien zuzuschreiben, welche sie von selbst vermöge ihrer eignen Thätigkeit erschafft. Diese beiden Lösungen, bekannt unter dem Namen des Sensualismus und des Idealismus, ziehen verschiedne Folgen nach sich, wovon folgende die wichtigsten. Der Sensualist erblickt am Ende im menschlichen Geist nur noch die reine Receptivität, etwas Passives, nur geeignet die äußern Eindrücke aufzunehmen; er führt daher ganz natürlich zum Materialismus; und da die sinnliche Wahrnehmung immer wechselnd und zufällig ist, muß der Sensualist am Ende auch beim Skepticismus ankommen. Den Idealisten bedrohen ebenfalls zwei Klippen; den Blick immerdar auf sein Inneres gerichtet, vergißt er nach und nach die objective, materielle Realität, wird unfähig ihre Existenz zu begreifen, entschlägt sich ihrer, wird reiner Geist, und läßt sich so zu einem ausschließlichen Spiritualismus verleiten, der nicht minder als der Materialismus dem gesunden Menschensinn widerstrebt. Andrerseits bleibt er einseitig bei den Ideen stehen, deren Quelle die Seele allein ist; statt das einzige Mittel, dieselben zu befruchten, die Beobachtung anzuwenden, überläßt er sich der unfruchtbaren, unbestimmten Betrachtung der nothwendigen Wahrheiten; die Einbildungskraft mischt sich unter die Vernunft, so daß am Ende die Träumereien des Mysticismus an die Stelle der methodischen, geregelten Forschungen der Wissenschaft treten.

Die Geschichte der modernen Philosophie in Europa zerfällt in drei klar geschiedene Epochen: die der Scholastik, die der eigentlich sogenannten modernen Philosophie, und die der zeitgenössischen Philosophie. Während der beiden ersten Perioden bietet sie das Schauspiel eines unaufhörlichen Kampfes zwischen zwei, abwechselnd siegreichen Schulen, der sensualistischen und der idealistischen dar.

In Frankreich kam zuerst die wesentliche Frage in Anregung. Der berühmte Streit über die universalia, welcher Wilhelm von Champeaux und Abailard entzweite, und dessen Fortsetzung die gesammte Scholastik, so weit sie eigentlich philosophisch ist, bildet, ist im Grund der Kampf zweier Parteien, von welchen die Nominalisten die sensualistische — ihre Gegner, die Realisten, die idealistische Lösung der Frage über den Charakter und die Kriterien der Wahrheit vertreten. Frankreich, von welchem der erste Anstoß ausging, kann daher mit allem Recht die Scholastik als sein Product in Anspruch nehmen. Von Abailard, ihrem wahren Gründer an, wurde Paris für Europa der Sammelplatz aller Denker. Seine Universität wurde die Hochschule der ganzen Christenheit, und theilte sich in Nationen. Nach Abailard wurde die Philosophie oft theologisch; aber so oft sie frei speculirte, unternahm sie immer die Lösung der Grundfrage von der Gewißheit. Dieselbe Richtung verfolgte die Philosophie in der zweiten Hälfte der Scholastik, nachdem die Einnahme von Konstantinopel die letzten Repräsentanten der griechischen Philosophie genöthigt hatte, eine Zuflucht im Abendland zu suchen. Europa, das Alterthum studirend, schaarte sich unter die Fahnen Platons oder Aristoteles. Mit Recht oder Unrecht stellte man die beiden großen Geister einander nachdrücklich gegenüber, weil man zu finden glaubte, daß sie die große philosophische Hauptfrage, der eine ausschließlich im idealistischen, der andre im sensualistischen Sinn gelöst hatten. Frankreich nahm an dieser Bewegung wenig Antheil. Während andere Nationen, zumal Italien, die alten philosophischen Systeme er-

neuerten, gründeten in Frankreich Montaigne und Charran, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens ſchreibend, jene ſenſualiſtiſche und ſkeptiſche Philoſophie, welche, durch die ſyſtematiſchern und kräftigern Schulen Gaſſendi's und Condillacs ſchreitend, und dann ſich in Voltaire, ihrem Helden außerhalb der Schule, perſonificirend, bis auf unſere Tage nicht aufgehört hat zu herrſchen. Es bedurfte, ihrem Einfluß das Gleichgewicht zu halten, nichts Geringeres als den mächtigen carteſianiſchen Idealismus.

Die eigentliche moderne Philoſophie wurde erſt dann geboren, als René Descartes genau und ſcharf zu erörtern anfing: was die Kriterien der Wahrheit ſeyen? Hierin wurde ſein Beiſpiel von der ganzen Philoſophie nach ihm befolgt und Frankreich trat zum zweitenmal an die Spitze der intellectuellen Bewegung, indem es der Philoſophie als Ausgangspunkt die Frage nach dem Urſprung der Ideen anwies. Descartes lehrte den Idealismus, zu dem ſich noch ſchärfer ſein Schüler Malebranche bekannte. Dieſe beiden Philoſophen herrſchten das ganze 17te Jahrhundert hindurch, trotz der Angriffe von Gaſſendi. Port-Royal und all' die berühmten Schriftſteller aus dem Jahrhundert Louis XIV waren carteſianiſch geſinnt, mit Ausnahme Molières. Aber in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts kam der Senſualismus an die Reihe. Von England hereingebracht, wo Locke ihn gewiſſermaßen neu geſchaffen, von Condillac vervollkommnet, von den Encyklopädiſten allen Formen des Gedankens angepaßt, war er der Hebel, mittelſt deſſen die franzöſiſche Revolution den Feudalismus für immer ſtürzte und in ganz Europa an die Stelle einer ſchwach und kraftlos gewordnen Ordnung der Dinge eine neue Civiliſation einführte. Im achtzehnten Jahrhundert vorzüglich haben die franzöſiſchen Philoſophen auch mächtig beigetragen zum Sieg des carteſianiſchen Geiſtes, der ein Geiſt der Unabhängigkeit iſt über die Scholaſtik oder das Princip der Autorität. Durch ſie iſt die Theologie auf ihrem Grund und Boden geſtürzt, durch ſie die Philoſophie eine eigene Macht mit unbeſtreitbaren Rechten und Anſprüchen geworden. Von der Revolution von 1789 an hat Frankreich ganz Europa das Schauſpiel einer Nation gegeben, die ihre philoſophiſchen Principien in ihre Inſtitutionen übergehen ließ. Da trat die Philoſophie auf unter ihrem eignen Namen, mit entblößtem Geſicht, mit den Attributen, die ihr gebühren; da wurden für immer ihren freien Erörterungen die ernſteſten Intereſſen der Menſchheit überlaſſen.

Nunmehr haben wir auch noch die Stelle u d die Rolle der franzöſiſchen Philoſophie in der dritten Periode, der zeitgenöſſiſchen Philoſophie, zu beſtimmen. Die Philoſophie war in Frankreich im Allgemeinen ſenſualiſtiſch, als die vollſtändige Säculariſation eintrat. Sie blieb ſenſualiſtiſch bis zu dem Augenblick, wo unter der Reſtauration durch de Maiſtre, Bonald und La Mennais die Theologie die unwiederbringlich verlorne Suprematie wieder anſprach. Das einzige Reſultat, das ſie erreichten, war: daß ſie die Geiſter über die moraliſchen und religiöſen Folgen des Senſualismus aufklärten. Weit furchtbarer waren die von der Philoſophie gegen ihn gerichteten Angriffe. Die ſchottiſche Schule und die Geſchichte der Philoſophie, Descartes und Platon, wurden nicht vergeblich angerufen; man deckte die totale Falſchheit von Condillacs Syſtem auf; man entwickelte mittelſt der Logik und die Geſchichte in der Hand deſſen heilloſe Folgen; man bewies, daß es nur ein Werkzeug der Zerſtörung ſeyn, daß es keine organiſirenden Principien an die Hand geben könne für die augenblicklich durch daſſelbe bis ins Tiefſte erſchütterte Geſellſchaft. Jedoch verhehlte man ſich auch die Klippen des Idealismus nicht; man warf ſich nicht von einem Extrem ins andere; man hatte nicht die Manie, die Philoſophie umſchaffen zu wollen, um immerdar und fruchtlos im Kreiſe desſelben Syſtems ſich zu bewegen. Einerſeits wurde das Gebiet der Theologie offen und bereitwillig anerkannt, andrerſeits machte der Eklekticismus, nachdem er die Stärke und die Schwäche des Senſualismus und des Idealismus zum deutlichen Bewußtſeyn gebracht, die Wiederkehr ihrer Verirrungen unmöglich, indem er die Geſchichte der Philoſophie zu Ehren brachte. Die Pſychologie endlich ſetzte ſich die Aufgabe, wiſſenſchaftlich, durch die Methode des Senſualismus ſelbſt, das heißt durch Beobachtung, die lebensfähigen und heilſamen Anſichten des Idealismus zu begründen. Wir ſind überzeugt die Wahrheit zu treffen, wenn wir behaupten, daß dieß heutiges Tages ſo ziemlich die Stimmung des philoſophiſchen Geiſtes in ganz Europa iſt. (In Deutſchland ſchwerlich!) Auch glauben wir uns nicht zu täuſchen, wenn wir hinzuſetzen, daß die franzöſiſchen Philoſophen bedeutend zur Bildung und Verbreitung dieſer Anſichten beigetragen haben. Die Pſychologie, gefaßt als nothwendige philoſophiſche Vorwiſſenſchaft, ſetzt das Bewußtſeyn der hohen, jetzt der Philoſophie obliegenden Aufgabe voraus, und legt das Bedürfniß nahe, wie in den Naturwiſſenſchaften auch mit den Syſtemen und Hypotheſen fertig zu werden. In welchem Lande aber konnten die Fortſchritte der empiriſchen Wiſſenſchaften einen ſtärkern Eindruck auf die Geiſter machen als in Frankreich? und in welchem Lande hat man mehr als in Frankreich Sinn und Geſchmack für aufs Leben anwendbare Lehren?

Man hat der franzöſiſchen Philoſophie vorgeworfen, man wirft ihr noch vor, ſie ſey oft beſchränkt, ärmlich, oberflächlich, wenig originell geweſen; aber nicht ohne arge Ungerechtigkeit könnte man ihr den Vorwurf machen, daß ſie je das Praktiſche aus dem Auge verloren habe. Einer der entſchiedenſten Züge des Nationalgeiſtes iſt der unerſchütterliche geſunde Sinn, der ihn immer wieder zum Poſitiven zurückführt. In der That, um einige Spuren des Myſticismus in Frankreich zu finden, muß man, mit ganz wenigen Ausnahmen, obſcure Namen hervorſcharren, und Schriften anführen, die ſich bei uns nie einiger Popularität erfreut haben. Unter den franzöſiſchen Philoſophen zählt man auf Einen Metaphyſiker zehn Moraliſten oder praktiſche Philoſophen; und ſelbſt unter den franzöſiſchen Metaphyſikern hätte ſich keiner lange genug in der idealen Region der Abſtractionen halten können, um eine Abhandlung über die menſchliche Erkenntniß, oder eine Kritik der reinen Vernunft, wie Locke und Kant zu ſchreiben. Als der Geſchützdonner des Julius die ſchwachen Bande zerriſſen, in welche die Reſtauration aufs neue die Phi-

loſophie hatte ſchnüren wollen, ſah man, unter der Gährung der Geiſter, ſeltſame ſociale Lehren, welche unmittelbar zuvor nur in wenigen Köpfen gehaust hatten, ſich verbreiten; der geſunde franzöſiſche Menſchenverſtand ließ ſie reden und erwartete ihre Werke; er faßt die Wahrheit nicht, ohne ſofort auch das Bedürfniß zu fühlen, ſie zu realiſiren; er geht gerade los auf die Conſequenzen. Darum auch iſt unter allen modernen Revolutionen eine einzige offen im Namen und im Intereſſe der Philoſophie erfolgt: die Revolution von 1789. Frankreich hat in ſeiner unſterblichen Verſammlung, welche mit Enthuſiasmus die Erklärung der Menſchenrechte aufnahm, zuerſt gewagt, aus einer philoſophiſchen Quelle ſeine politiſchen Freiheiten, ſeine Inſtitutionen, ſeine Sitten abzuleiten; eine einzige Stellung, welche ſeit beinahe einem halben Jahrhundert die Blicke der ganzen Welt auf es lenkt.

Die Intereſſen der ganzen Welt ſind mit den ſeinigen verknüpft. Frankreich, und darin beſteht der zweite ſeiner charakteriſtiſchen Züge in Hinſicht der Philoſophie, hat ſich immer eben ſo an die Spitze der Civiliſation geſtellt, gegen das Ende des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, wie zu den Zeiten von Descartes und Abailard. Bei weniger Originalität vielleicht als praktiſchem Tact und Einſicht nimmt es gerne fremde Ideen auf, aber um ſie zu generaliſiren und ſie zu verbreiten, wenn es ſie zum weitern Umlauf tauglich befunden oder gemacht hat. Zu dieſer zugleich philoſophiſchen und ſocialen Rolle iſt Frankreich wunderbar befähigt durch ſeine Sprache, die ſich durch Schärfe und Genauigkeit auszeichnet; dieſen unſchätzbaren Vortheil aber verdankt ſie ihren Philoſophen. Die franzöſiſchen Philoſophen aller Parteien haben jederzeit den grammatiſchen Forſchungen große Aufmerkſamkeit gewidmet. In jeder Weiſe hat die franzöſiſche Philoſophie nicht wenig beigetragen, der Sprache jene Klarheit, jene Regelmäßigkeit zu geben, welche ſie ſo geeignet macht, das logiſche Gewebe des Gedankens auszudrücken und vortheilhaft auf die Philoſophie ſelbſt zurückzuwirken.

Dieß ſcheint uns hiſtoriſch der Antheil der franzöſiſchen Philoſophie geweſen zu ſeyn in dem Kampfe des Senſualismus und Idealismus, welcher die Grundlage der modernen Philoſophie ausmacht, bei dem großen Werk der Befreiung der Vernunft, welche ihre Form oder ihren äußern Zuſtand ausmacht, und bei der heutzutage in ganz Europa geltenden Idee von der jetzigen und künftigen Beſtimmung der Philoſophie; und das ſcheinen uns, von einer andern Seite, die charakteriſtiſchen Züge, die ſie jederzeit auszeichneten.

Zum Schluß ſey uns geſtattet, um den philoſophiſchen Geiſt Frankreichs noch klarer hervortreten zu laſſen, einige Worte zuzufügen über den Deutſchlands und Englands. Deutſchland hat, nach unſerer Anſicht, mehr Philoſophie und mehr Philoſophen, aber weniger philoſophiſchen Geiſt (esprit) oder einen weniger geraden, unverkünſtelten philoſophiſchen Sinn, und beſonders weniger Rückſicht auf das Praktiſche; es iſt das Vaterland des Idealismus, des Myſticismus und Pantheismus. Man nimmt dort die Wiſſenſchaft als eine Beſchäftigung, die ſich ſelbſt genügt, die wenig oder keinen Bezug auf das wirkliche Leben hat. Wenn man ſich daſelbſt bis ins Innerſte des Denkens vertieft, führt nichts Poſitives in der theoretiſchen Welt, in der man ſich nur zu oft verirrt, in dieſem Fall zum geſunden Sinn und zur Vernunft zurück. Daher eine Miſchung von abſtracten oder abſtrufen Ideen, und von Poeſie, wo man Mühe hat, das Werk der Wiſſenſchaft von dem der Phantaſie zu ſondern. Was England betrifft, ſo hat es ihm nicht an Geiſtern von einer gewiſſen Originalität gefehlt, aber man kann ſagen, daß dieß iſolirte Individualitäten ſind, deren Einfluß gar keiner oder nur local war. Der Engländer empfindet nicht jenes Bedürfniß ſich auszubreiten, jenen Drang Proſelyten zu machen, der einen anſpornt, die Ideen und Ueberzeugungen, von denen man durchdrungen iſt, allgemein zu machen. Andererſeits beſchäftigt er ſich leicht ausſchließlich mit einem einzelnen Punkt der Wahrheit und hält hartnäckig daran feſt; ſo ſcheint England heutiges Tags mit Leib und Seele, ohne ein Gegengewicht, dem Senſualismus ergeben; es empfindet die Nothwendigkeit des Praktiſchen, aber ſehr wenig die der Speculation; daher ſein reiner Induſtrialismus. Uebrigens darf man nicht glauben, daß es für immer unter der verhängnißvollen Herrſchaft des Senſualismus ſtehe; wenn Großbritannien Hobbes, Locke und Bentham erzeugt hat, ſo hat es auch den Platoniker Cudworth, Newton, Clarke, Berkeley, Reid und Dougald Stewart hervorgebracht, Alle Gegner dieſes Syſtems." — —

Man fühlt dieſem Artikel eine gewiſſe Unſicherheit und ein Mißtrauen in den Ruhm der jetzigen franzöſiſchen Philoſophie deutlich an; nicht ein einziger der jetzt lebenden franzöſiſchen Philoſophen wird da, wo der Ort dazu wäre, genannt, vermuthlich weil der Verfaſſer es ſelbſt empfunden hat, daß ihre Namen neben den in der Geſchichte der Philoſophie überhaupt und namentlich der neueſten, Epoche machenden ſich nicht ganz paſſend ausnehmen würden. Und obgleich er anfangs von einem ſtrengeren, wiſſenſchaftlichen Begriff der Philoſophie ausgeht (der jedoch zu eng gefaßt iſt, ſofern er zunächſt nur die verſchiedenen Erkenntnißtheorien betrifft), ſchweift er doch bald zu dem allgemeinern Begriff von Philoſophie hinüber, wornach jeder Moraliſt oder Politiker, jeder Denker ein Philoſoph heißt.

(Fortſetzung folgt.)

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Fortſetzung.)

Cromwell an der Spitze der Independenten.

Kurz vor der Schlacht von Naſeby verlangten Fairfax und ſeine Oberofficiere vom Parlament die Erlaubniß für Cromwell, die Reiterei zu befehligen, „im Intereſſe des öffentlichen Wohls." Die Gemeinen bewilligten dieß vier Tage vor der Schlacht; die Lords vier Tage nach der Schlacht — aber ſchon hatte Cromwell den Sieg entſchieden. Er erkannte, daß dieſer Erfolg ihn in Stand ſetzte, in einer Stellung Fuß zu faſſen, aus der ihn die Intoleranten nicht zu verdrängen vermochten, und er be-

mächtigte ſich ihrer augenblicklich aufs nachdrücklichſte. Auch im Parlament konnten jetzt die Independenten zu Gunſten der Duldung auftreten. Die presbyterianiſchen Prediger entfernten ſich von dem Heere und nun wurden die Soldaten ſelbſt Prediger; das Heer wurde entſchieden günſtig für die Duldung geſtimmt und Cromwells Lage war nun eine ganz andere als zuvor. Aus ſeinen Anſichten hatte er ſo wenig ein Geheimniß gemacht, daß er zuvor ſchon dem Grafen von Mancheſter erklärt hatte: „Mein Lord, wenn Ihr feſt an ehrlichen Männern halten wollt, werdet Ihr Euch an der Spitze eines Heeres ſehen, das dem König und dem Parlament Geſetze zu dictiren vermag.“

Es war Morgens drei Uhr, an einem froſtigen Frühlingstag, daß zwei Reiter aus der Stadt Oxford ritten, die man bei dem grauen Licht des Morgens für einen Gentleman und ſeinen Reitknecht anſehen konnte. Der Reitknecht war König Karl I, fliehend ins ſchottiſche Lager, um dem Parlament verkauft, vom Heere ergriffen und durch ſeine eigene Treuloſigkeit zu Grunde gerichtet zu werden. In Windſor hatten der beſiegte König und der ſiegreiche Bierbrauer eine Unterhandlung miteinander, und es muß ein ergreifender Anblick geweſen ſeyn, dieſe beiden Männer in den alten engliſchen Gemächern des Schloſſes zu ſehen — den nominellen und den wirklichen Monarchen jener Zeit, Antlitz gegen Antlitz! Unter der Bedingung, Zuſicherung der altſächſiſchen Rechte des Volks und das Zugeſtändniß der neuern und edlern Gewiſſensfreiheit, für welche ſie gekämpft, zu erlangen, ließen ſich Cromwell und Ireton, für die Armee, in eine Unterhandlung ein, den König auf dem Thron zu erhalten; es waren die Bedingungen, unter welchen vierzig Jahre ſpäter Wilhelm und Mary das Scepter erlangten, und durch welche allein dem Blutvergießen im ſectireriſchen England Einhalt gethan werden konnte. „Ich werde mein Spiel ſpielen, ſo gut ich kann,“ ſagte Karl zu Ireton, einem Mann von feuriger und ſchrecklicher Offenheit, der ihm antwortete: „Wenn Eure Majeſtät ein Spiel zu ſpielen hat, ſo muß ſie uns auch die Freiheit geſtatten, das unſrige zu ſpielen.“ Eines Morgens wurden ſie von einem ihrer Spione benachrichtigt, daß ihr Urtheil entſchieden ſey, und worin es beſtehe, könnten ſie erfahren, wenn ſie einen Brief an die Königin auffingen, den ein Mann in ſeinem Sattel eingenäht nach Dover bringen ſolle. Cromwell und Ireton lauerten dem Boten, als gemeine Soldaten verkleidet, auf, unterſuchten den Sattel, fanden den Brief und laſen ihn. Der König ſchrieb der Königin: die Schotten und die Sectirer reißen ſich um ihn, und er wolle ſich lieber den Schotten bequemen als den Sectirern; er bat ſie, ſich zu ſeinen Zugeſtändniſſen gegen die Rebellen zu verſtehen, denn ſeiner Zeit werde er die Schufte ſchon bezahlen, und ſtatt Cromwell ein ſilbernes Hoſenband zu verleihen, werde er ihn vielmehr mit einem hänfenen Strick verſehen. — Der müßte ſehr einfältig ſeyn, der nicht fühlte, was Alles in Iretons bedeutſamen Worten von dem Spiel, das man zu ſpielen habe, lag. Es war ein Spiel um Hälſe und Köpfe, Stricke und Beile. Der König verlor es. Cromwell und Ireton ließen ihm ſagen, ſie hätten Beweiſe, daß er mit ihren Feinden unterhandle, während er ſich ihnen zu nähern ſchien, und ſie zogen ſich allmählich ganz von ihm zurück. Cromwell befand ſich jetzt wieder in einer Lage, wo er alle Kraft ſeines Geiſtes aufbieten mußte. Außer einer Minorität von Independenten und Republicanern im Hauſe der Gemeinen und einer Majorität im Heere, hatte Cromwell gegen ſich ganz England, Schottland und Irland, während die großen Nationen Europa's in lauernder, drohender Stellung England beobachteten. Das Geſchrei: der König, das Parlament und der Covenant! durchhallte ganz England; Grafſchaften ſtanden zu den Waffen auf, einige Schiffe hatten ſich empört; zehntauſend Mann von Kent waren ins Feld gerückt und eine ſchottiſche Armee lag in England. Die von dem Könige dem Parlament vorgeſchlagenen Bedingungen enthielten ſo viel als die Unterdrückung der Sectirer; es ward dieß eine ausdrückliche Forderung des ſchottiſchen Parlaments, der bewaffneten Grafſchaften, der Männer von Kent, der Londoner Lehrjungen; und ſie ward günſtig beantwortet von der Geſammtheit der Lords und von der Mehrheit der Gemeinen. Das waren Schwierigkeiten! Und die Biographen muthen uns an zu glauben, Cromwell ſey derſelben durch Lügen Meiſter geworden! Aber nicht der geringſte Beweis wird beigebracht gegen ſeine Wahrheitsliebe!

Cromwell und Ireton, die Repräſentanten der Independenten und der Republicaner, wußten wohl, daß, wäre der König ein Mann geweſen, dem man vertrauen konnte, oder wären ſeine Diener ihm treu geweſen, oder wäre nur ein einziger tüchtiger Kopf ihnen gegenüber geſtanden, ſie unmöglich das Spiel hätten gewinnen können. Die Royaliſten und Presbyterianer hatten ſo viele gemeinſame Ueberzeugungen und Intereſſen, daß ihre Vereinigung unvermeidlich war, ſobald die Dinge ihren natürlichen Gang gingen. Dieſe Wiedervereinigung zu hindern, war die große Aufgabe des Staatsmanns Cromwell, ſo lang er lebte. Die erſte Hälfte der Aufgabe war bald gelöst. Oberſt Pride ſtellte ſich einige Stunden vor der Thüre des Hauſes der Gemeinen auf, als eines Tages alle Ausſicht war, daß man das Heer auflöſen wolle, ohne ihm den rückſtändigen Sold zu zahlen; er ſchloß die Männer aus, welche dem Heer hauptſächlich aufſäßig waren, und das Parlament wurde — tolerant. Ein Brief ward dann von Cromwell an Karl I geſchrieben, worin er ihm von einem Anſchlag ſagte den ohne Zweifel einige Republicaner hegten, ihn heimlich zu ermorden, und Karl floh nach Carisbrooke, um der Gefangene des Heeres zu werden. Es war Cromwells Intereſſe noch mehr als das Karls, daß der König nicht gemeuchelmordet werde. Dieß würde das Land wieder um den Thron verſammelt haben. Die Verurtheilung des Königs dagegen durch ein feierliches Tribunal als ein Staatsverbrecher mußte die Coalition für einige Zeit unwahrſcheinlich machen. Daher entſchied ſich Cromwell, obgleich mit weniger Eifer als Ireton und die Republicaner, für den öffentlichen Proceß und den Tod des Königs, weil er weniger davon erwartete. Die Könige hatten in jenen Zeiten von Machiavell viel gelernt, nur nicht: zum Heil ihrer Völker regieren; kein Wunder daher, wenn die Freunde der Freiheit und der Volksrechte die Lehren eines Mariana und Buchanan

eingesogen hatten, welche behaupteten, es sey erlaubt, Tyrannen zu tödten, die von den Sittlichen und Aufgeklärten ihres Zeitalters als solche verdammt würden. Es mag sehr beklagenswerth seyn, daß keine Gedanken die Gemüther jener Männer durchzuckten, wie monströs es sey, wenn der Fuß sich seines Kopfs entledige... uns mag das in einem ganz andern Licht erscheinen; aber die Frage ist: wie es ihnen erschien? Ihre Köpfe waren ihnen so lieb als uns die unsrigen. Stark im Glauben an die Wahrheit seiner Lehren und seiner Politik hatte Oliver Cromwell beim Beginn des Kriegs, der ihm als heilig und gerecht erschien, gesagt: er für seine Person werde ebenso gut auf die Brust eines Königs als eines andern Mannes schießen, und jetzt, als nach seiner Ansicht von den Rathschlüssen einer ernsten, geheimnißvollen Vorsehung der Herr der Heerschaaren sichtbarlich in jeder Schlacht ihm zur Seite gewesen, und noch Ein großer Streich erforderlich war, um die Freiheit zu sichern, für welche er gekämpft, sagte er: er wolle den Kopf des Königs abhauen mit sammt der Krone darauf.

Niemand bestreitet, daß, nach den Grundsätzen der Republicaner, Karl I den Tod verdient hatte; dagegen aber ist schon behauptet worden, die Hinrichtung Karls sey ein politischer Fehler gewesen, weil dadurch der König wahrhaft in Freiheit gesetzt worden sey. Auf die Frage der Gerechtigkeit der That, nach abstractem Maaßstab, gehen wir nicht ein; aber wir bleiben dabei, nach den Grundsätzen der Republicaner war sie gerechtfertigt; und wenn wir jedem überlassen, die moralische Frage nach seinen Ueberzeugungen zu beantworten, so nehmen wir doch für Cromwell das in Anspruch: daß er in der Sache ein gesundes praktisches Urtheil bewährte, die durch seine Lage ihm auferlegte Nothwendigkeit richtig erkannte, und durch das Opfer Eines Lebens viel erkaufte. Als Cromwell am Tage der Hinrichtung den königlichen Sarg mit seinem Stabe zu öffnen versuchte, und als ihm dieß nicht gelang, es mit Bowtells Schwertgriff that und dann ruhig bemerkte: „der Körper scheint gesund und für ein langes Leben gemacht zu seyn," so war es ihm ohne Zweifel ein peinlicher Gedanke, daß er so hart und streng verfahren mußte; aber der Mann, der in der Nacht zuvor die Bestechung mit einer carte blanche, Alles anbietend was das Königthum verleihen konnte, ausgeschlagen, hatte auch die ihn aufrecht haltende Ueberzeugung, daß er für eine gute Sache recht gehandelt.

Cromwell und das Parlament.

Die Grundsätze, welche sein Verfahren gegen den König bestimmten, befolgte Cromwell auch gegenüber dem Parlament. Sehr wohl zufrieden mit diesen Grundsätzen, wo sie den König trafen, hatten die Republicaner gar kein Wohlgefallen daran, als sie auf sie selbst angewendet wurden. Aber das thut ihrer Richtigkeit keinen Abbruch. Godwin und Andere haben in ihrer Erzählung von den Mißhelligkeiten zwischen Heer und Parlament die Sache ganz falsch dargestellt. Godwin beschuldigt Cromwell, durch Verleumdungen und die gehässigsten Einflüsterungen den größern Theil des Heeres von den Häuptern des Parlaments abwendig gemacht zu haben. In der That aber bestanden längst Mißverständnisse und Streit zwischen dem Heer und dem Parlament; jenes führte viele Klagen über Vernachlässigung, nicht Bezahlung des Soldes, Feindseligkeit des Parlaments; es kam zu förmlichen Aufständen im Heer, welche Cromwell mehr als einmal mit Gefahr seines Lebens und mit Blutvergießen unterdrückte. Das Heer hatte sich vom Parlament keiner Gunst und Gerechtigkeit zu erfreuen. Die moralischen Grundsätze Cromwells bewogen ihn, einer guten Sache zu lieb, einer Art von Autorität so gut wie der andern sich zu widersetzen. Zudem konnte die sogenannte Rumpfversammlung in keiner Weise ein Parlament im wahren Sinn der Repräsentativregierung heißen. Auch die von Vane beantragte Acte hätte zu keiner wahren Vertretung geführt. In einem Gespräch mit dem Generalquartiermeister Vernon beklagte sich Cromwell: „Ich werde von zwei Seiten dazu getrieben, etwas zu thun, dessen Ausgang mir die Haare zu Berge steigen macht." Es kann nicht bezweifelt werden: wenn Cromwell das Parlament hätte dazu bringen können, sich aufzulösen, und die Regierung in seine Hände zu legen, bis ein neues Parlament wäre gewählt gewesen, so wäre ihm dieß erwünschter gewesen, als es mit Gewalt auseinander zu jagen. Aber Vane und seine Genossen thaten Alles, um Cromwell entgegenzuarbeiten. Der ausgezeichnete Calamy erbot sich, Cromwell zu beweisen, daß sein Plan, das Parlament auseinanderzujagen, ungesetzlich und unthunlich sey. „Die Wohlfahrt der Nation ist das oberste Gesetz," erwiederte Cromwell; „aber, Mr. Calamy, sagt mir doch, warum soll es unthunlich seyn?" — „Ha," sagte Calamy, „es ist gegen die Stimme der Nation. Neun unter zehn werden gegen Euch seyn." — „Ganz gut," versetzte Cromwell, „aber wenn ich die neun entwaffne, und dem zehnten ein Schwert in die Hand gebe, wird das nicht genügen?" — Am Abend vor dem denkwürdigen 20 April 1653 versprach ein Theil der Parlamentsglieder den Officieren, das Durchgehen der neuen Repräsentationsacte zu verzögern; am andern Morgen aber hörte man, daß Vane sich beeile, sie ohne die gehörigen Formen im Hause durchzusetzen. In der Versammlung waren zwischen dreißig und vierzig Mitgliedern, welche geneigt waren, ihre Gewalt in Cromwells Hände niederzulegen, so daß die Zahl der ihm heftig sich Widersetzenden nur gering war, da das ganze Parlament nur 120 Mitglieder zählte. Er stellte Soldaten vor die Thüre des Parlamentshauses, andere in den Vorplatz und die Gänge, und trat dann selbst in das Haus, in einfachem schwarzem Kleide, mit grauen baumwollenen Strümpfen; er sah ruhig aus, stand eine Weile da, und setzte sich dann, wie er pflegte, an einen gewöhnlichen Platz. Ungefähr hundert Mitglieder waren zugegen. Vane, ein heitrer und beredter Mann, redete dem Hause dringend zu, die Bill sofort durchgehen zu lassen. Cromwell, dem enthusiastischen Harrison winkend, sagte: „Jetzt ist es Zeit. Ich muß es thun." „Die Sache, Sir," versetzte dieser, „ist sehr wichtig und gefährlich." — „Ihr habt Recht," versetzte Cromwell und setzte sich wieder eine Viertelstunde nieder. Der Sprecher erhebt sich, um die Frage zu stellen. Jetzt fährt Cromwell auf, reißt den Hut herunter und spricht zuerst zum Lobe des Par-

Digitized by Google

lamentes; aber nach und nach ändert er ſeine Sprache und rückt ihnen ihre Selbſtſucht, ihre Ungerechtigkeit und Saumſeligkeit vor; ſie haben kein Herz für das allgemeine Beſte, ſie wollen ſelbſt immer bleiben und keinem Andern Platz machen und die Acte nie halten; „aber,“ rief er heftig aus, „eure Zeit iſt gekommen. Der Herr iſt mit euch fertig. Er hat andere, würdigere Werkzeuge erwählt, ſein Werk hinauszuführen.“ Seine Freunde halten ihn für begeiſtert, ſeine Feinde für wahnſinnig. Vane, Wentworth und Marten erheben ſich um zu ſprechen, aber er läßt keinen zum Wort kommen und ſchreit: „Ihr meint vielleicht, das ſey keine parlamentariſche Sprache; ich weiß es.“ Nach einigen heftigen Widerreden ruft er: „Kommt, kommt, ich will eurem Geſchwatz ein Ende machen.“ Er ſchreitet, den Hut auf dem Kopf, auf und ab, ſchilt die Mitglieder und gibt Vane und Whitelocke, ohne ſie zu nennen, ſehr harte Reden. „Ich bin dazu gezwungen worden,“ ruft er, „ich habe den Herrn Tag und Nacht gebeten, mich lieber umkommen zu laſſen, als mir dieß Werk aufzuladen. Aber jetzt macht euch fort. Ihr ſeyd kein Parlament. Ich mache eurer Sitzung ein Ende. Macht redlicheren Leuten Platz.“ Er ſtampfte auf den Boden — Soldaten traten ein — der Sprecher, der ſich weigerte, ſeinen Stuhl zu verlaſſen, wurde mit Gewalt weggeriſſen; ihm folgte dann Algernon Sidney und Andere. Die Uebrigen entfernten ſich von ſelbſt. Cromwell überhäufte ſie mit Schmähungen, nannte Chaloner einen Säufer, Wentworth einen Ehebrecher, warf dem Alderman Allen Unterſchlagungen und Whitelocke Ungerechtigkeit vor, und als der muntere und geiſtvolle Harry Marten vorbeiging, fragte ihn der General: „Iſt ein H——meiſter tüchtig hier zu ſitzen und zu regieren?“ und der witzige Marten blieb die Antwort ſchuldig, was wohl als ein Zeugniß für den tadelloſen Privatcharakter Cromwells angeſehen werden darf. Cromwell und ſeine Officiere hatten entſchieden: die Freiheit der Nation dürfe nicht Händen anvertraut werden, welche nie für ſie geblutet.

Cromwells Benehmen und Sitten.

Ziemlich allgemein herrſcht die Vorſtellung, Cromwell, als ein Puritaner, was wenige unſrer Gentlemen ſeit der Reſtauration waren, ſey ein Mann geweſen, der in ſeinem Weſen einen Zug von Gemeinheit gehabt. Es iſt wahr, verglichen mit unſern jetzigen Begriffen von einem Gentleman, war er derb und plump vielleicht, wie es viele geweſen ſeyn mögen; aber er war es nicht in auffallendem Grade, verglichen mit den Beſten ſeiner Zeit. Er war ein Mann von gutem und feinem Geſchmack in Muſik, Poeſie, Gemälden, Meubles, Pferden und Equipagen; und die Freundlichkeit und Zartſinnigkeit in geringfügigen Gegenſtänden, worin die Artigkeit und Höflichkeit beſteht, war in ihm vielleicht ſo vielvermögend als nur bei irgend einem Mann, der in der Jugend ſo heftig, eigenſinnig und trotzig geweſen. Raphaels Cartons wurden durch Oliver Cromwell gerettet, als die derbe Strenge des langen Parlaments die meiſten königlichen Gemälde zu den Flammen verurtheilte. Er beſaß große Menſchenkenntniß und beurtheilte ſchon nach der Phyſiognomie die Menſchen meiſt richtig. Den Aſtrologen Lilly, der wegen Weiſſagens von den Presbyterianern feſtgenommen worden war, befreite Cromwell ſobald er ihn ſah, weil er in ihm einen Mann ſah, der ihm nützlich werden konnte. Obgleich ernſt und ſtreng, war Cromwell doch kein Aſcetiker, und liebte den Spaß. Man hat ſich auch über einige ſeiner praktiſchen Späße aufgehalten, z. B. daß er bei der Hochzeit einer ſeiner Töchter die Damen mit ſüßen Eßwaaren bewarf und ihnen die Kleider verderbte. Man kann zugeben, daß er nicht ſo glücklich war, wie diejenigen, die ein Jahrhundert nach ihm mit Eheſterfield lebten. Er hatte keine beſſeren Muſter der guten Lebensart vor ſich als den Hof Eliſabeths, welche ihre Ehrendamen mit Fäuſten ſchlug und von einigen ihrer Freunde im Bett gekitzelt wurde. Indeſſen wußte er Feſte ſehr prächtig und geſchmackvoll zu arrangiren und man weiß nichts von unanſtändigen Orgien.

(Schluß folgt.)

Hier rudre leis.

Von Thomas Moore.

Hier rud're leis, mein Gondolier, daß ſtill die Fluth verbleibe,
Daß auf der Welt ihr Ohr allein es hör' wohin ich treibe,
Ja wenn den Himmel Sprache auch wie Sternenblick beſeelte
Er wohl von Liebenden gleich mir manch ſüßes Wort erzählte.

Nun halte hier mein, Gondolier! ſtill, ſtill ich muß nun ſteigen
Auf jenen luftigen Balcon, halt Wache hier in Schweigen.
Ach gäben halb ſo viele Müh' wie um die Frau'n auf Erden
Wir um den Himmel droben uns, wir müßten Engel werden.

Louiſe von Plönnies.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 103.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 September 1840.

Philosophie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Victor Cousin über Kants Philosophie.

Es kann natürlich unsre Absicht nicht seyn, den in der Revue des deux Mondes erschienenen Aufsatz des dermaligen Ministers des öffentlichen Unterrichts in Frankreich über unsern ehrwürdigen Philosophen in extenso wiederzugeben. Cousin hat sich die Aufgabe gesetzt, seine Leser mit der Kant'schen Philosophie durch eine genauere und doch klare Analyse derselben, nach Anleitung der Hauptwerke Kants, bekannt zu machen, und er beginnt mit der Kritik der reinen Vernunft, in welcher er jedoch mit seinem ersten Aufsatz noch nicht sehr weit vorrückt. Es kann zweifelhaft scheinen, ob der jetzt mit wichtigen Staatsgeschäften beauftragte Philosoph, dem überdieß obliegt, den Bericht über die Fortschritte der Philosophie seit 1789 für die Akademie zu erstatten, so bald oder je Muße finden werde, sein Werk fortzusetzen und zu vollenden; noch zweifelhafter aber, ob seine Arbeit, so schön und faßlich auch die Darstellung der im deutschen Original oft so schwerfälligen Kant'schen Philosophie ist, bei seinen Landsleuten so viel Beifall und Gunst finden werde, um ihn zur Fortsetzung zu ermuntern. Wir wollen nur einige Stellen ausheben, um unsern Lesern eine Vorstellung von der Art zu geben, wie Cousin den Franzosen unsern Philosophen zugänglich und schmackhaft, populär und interessant, so viel es nur angeht, zu machen sucht, wie er bestrebt ist, sie für den Philosophen zu gewinnen, indem er seine Philosophie mit politischen Entwicklungen parallelisirt; wie er die abstracten Sätze zu versinnlichen und zu veranschaulichen sich alle Mühe gibt.

„Kant ist der Vater der deutschen Philosophie; er ist der Urheber oder vielmehr das Werkzeug der größten philosophischen Revolution, welche im modernen Europa seit Descartes stattgefunden. Jede des Namens würdige Revolution ist aber die Tochter der Zeit und nicht eines Menschen. Die Welt schreitet vor, aber Niemand macht sie vorschreiten, wie auch Niemand sie aufzuhalten vermag. Ich sehe bei der Kant'schen Philosophie zwei große Vorgänge: den allgemeinen Geist, die universelle Bewegung in Europa, und dann den besondern Geist Deutschlands.

Der allgemeine Geist in Europa zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist bekannt genug; es herrschte in jener Epoche eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin einer nahen Krisis. An die Stelle der Leichtgläubigkeit der frühern Jahrhunderte war ein leidenschaftlicher Hang zur Forschung und Prüfung getreten, welcher der Entdeckung der Wahrheit sehr günstig war. Die Reflexion, welche sich auf die Untersuchung der Rechte und Pflichten der Menschen richtete, ließ die großen Lücken in den bestehenden Institutionen erkennen; lebhaft empfand man das Bedürfniß einer vollständigen Wiedergeburt des socialen Körpers. Noch mehr Aufmerksamkeit erheischt der besondere Zustand Deutschlands vor Kant. Aber die Geschichte einer Nation ist wesentlich eine Einheit, und streng genommen ist es beinahe unmöglich, die geistige Verfassung Deutschlands zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts recht zu begreifen, wenn man nicht bis auf einen gewissen Grad die Zeiten kennt, welche der, die man studirt, vorangegangen sind und sie vorbereitet haben; so daß es mir nöthig scheint, hier eine rasche Skizze der Geschichte der deutschen Civilisation von ihren ersten Anfängen an bis zu der Epoche zu entwerfen, wo Kant auftrat, um den fundamentalen, sich gleich bleibenden Geist der großen Nation, welcher unser Philosoph angehört, deren Repräsentant er ist, recht zur faßlichen Anschauung zu bringen.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Menschheit überall dieselbe ist, unter welchen Breitegraden auch die menschlichen Racen zerstreut seyn mögen. Es gibt keine Race, welche das Privilegium für das Wahre, das Schöne, das Gute hätte. Der Einfluß der äußern Umstände und Verhältnisse ist oft überwunden worden, hier durch den Willen ausgezeichneter Individuen in Betreff ihres eignen Schicksals, dort, zum Vortheil der

Massen, durch Regierungen und Institutionen. Die Geschichte wirft die absoluten Theorien um, welche die Freiheit oder Sklaverei dieser oder jener Zone zusprechen. Ich glaube, mit Einem Wort, eine gemeinsame Civilisation gehört der ganzen Menschheit auf allen Theilen des Erdkörpers an. Jedoch, wenn auch die Menschheit Eine ist, bleibt es nicht minder wahr, daß, je nach Umständen, Zeit und Ort, die Civilisation sehr verschiedne Formen annimmt. Der in die Augen springendste Unterschied ist der zwischen den Civilisationen des Südens und des Nordens. Die Völker des Nordens erkennen die gleichen Wahrheiten wie die Völker des Südens, aber sie erkennen sie in andrer Weise. Dieser Unterschied macht sich in der Poesie, in der Religion, und in den politischen Institutionen bemerklich. Die Philosophie unterliegt dem nämlichen Schicksal, da die Philosophie nichts Anderes ist, als das einemal die verborgne Basis, das andremal die Spitze und der Gipfel jener drei großen Entwicklungsformen des Geistes, ihr reinster und erhabenster Ausdruck. Hr. von Sismondi, in seinem schönen Werk über die Literaturen des Südens, hat den Charakter der italienischen und der spanischen Poesie in ihrem Verhältniß zur Religion und zum politischen Zustand dieser beiden Länder geschildert. Nach seinem Beispiel könnte man auch den literarischen, politischen und religiösen Charakter angeben, welcher ausschließlich den Völkern des Nordens eignet. Das sicherste Resultat von den bisher gemachten Beobachtungen allen ist: daß der Mensch des Südens, obwohl im Grunde derselbe wie der Mensch des Nordens, doch expansiver ist, und daß dagegen der Mensch des Nordens durch die Wirkung der Eindrücke von außen leichter auf sich selbst zurückgewiesen wird, und ein mehr innerliches Leben lebt.

Deutschland ist jene große nördliche Ebene, von mehrern großen Flüssen durchschnitten, von der übrigen Welt durch natürliche, selten überschrittene (?) Gränzen getrennt durch den Ocean und das baltische Meer, durch die Karpathen, Tyrol und den Rhein. Innerhalb dieser Gränzen lebt und spricht Eine Sprache eine tiefe originelle Nation, deren Daseyn von den Einflüssen der benachbarten Völker wenig berührt wird. Der gemeinschaftliche Geist, der diese zahlreichen Stämme untereinander verbindet, ist: die Lust am innerlichen Leben, am Leben der Phantasie, der Empfindung, der einsamen Betrachtung, wie am Familienleben; der Hang, die Träumerei der Thätigkeit vorzuziehen oder sie darein zu mischen, und von der Seele von etwas Idealem und Unsichtbarem, die Führung des äußern Lebens, die Beherrschung der Wirklichkeit zu entlehnen." (Diesem zwar nicht eben unschmeichelhaften Bild, das jedoch für die ganze deutsche Nation in den verschiedensten Zeiten sicherlich nicht paßt, merkt man es gar zu sehr an, daß es für einen bestimmten Zweck entworfen, und viel mehr nach Vorurtheilen construirt, als nach der Anschauung und Erfahrung gezeichnet ist.) Cousin unterscheidet dann drei große historische Perioden. Die erste geht bis auf Karl den Großen. Aus dem, was er darüber sagt, heben wir nur die Stellen aus, wo er von der philosophischen Anlage der Deutschen in den frühen Zeiten spricht: „Man schlage die Edda oder die Nibelungen auf; bei der oberflächlichsten Lecture findet man darin einen Hang zu Träumereien und zu unnützen, trüben oder erhabenen Gefühlen, welche Einen unaufhörlich daran erinnern, daß die Helden und Barden dieser alten Poesien den Himmel Italiens oder Spaniens nicht gesehen haben. Wie sehr sie sich auch in der äußern Welt umtreiben, sie kleiden sie immer in Formen, welche sie dem gemüthlichen, innern Leben entlehnen. Diese Epoche hat auch ihre Philosophie, eine Philosophie in der Art von Barbaren, schwankend und unbestimmt, weil sie nur instinctmäßige Entwicklung, eine Frucht der Spontaneität und nicht der Reflexion ist, welche allein die wahre Philosophie begründet. Diese ursprüngliche Philosophie ist die Religion. In der Mythologie der Edda und der Nibelungen spricht sich überall die Ueberlegenheit des Menschen gegenüber der Natur aus, und hierin liegt schon eine Art philosophischer Theorie. Sigurd, Sigfrid, Attila, die nordischen Helden spielen mit Naturereignissen, gefallen sich in Stürmen auf dem Meer, dürsten nach Kämpfen wie nach Festen, lächeln dem Tod entgegen wie einem Freund, und verbinden mit einer tiefen Verachtung des Lebens ein kräftiges Bewußtseyn der Pflicht und den Sinn für eine unendlich reinere Liebe als die der südlichen Völker ist. So finden sich schon in der Wiege Deutschlands die fruchtbaren Keime der Philosophie der Zukunft." (Das hier Gesagte ist wohl sinnreich mehr als wahr; die Lebensverachtung der nordischen und deutschen Helden muß wohl richtiger: Todesverachtung genannt werden, welche mit großer Liebe zum Leben ganz wohl vereinbar ist; über die Chronologie der Nibelungen scheint Cousin nicht ganz im Klaren zu seyn.)

Die zweite Periode geht von Karl dem Großen bis zur Reformation.

„Während der ersten Periode ist der Norden heidnisch, kriegerisch, frei und poetisch; diese erste Form der germanischen Civilisation begann sich mit der Eroberung zu verändern. Das Christenthum, mit seinem Cultus und seinen Uebungen der Liebe und des Opfers, gewann die großen barbarischen Herzen und drang bis in die Mitte Deutschlands. Der skandinavische und germanische Polytheismus, zugleich angegriffen von dem Schwert, von der Wissenschaft und von dem bisher unbekannten Heroismus der Menschenliebe, konnte nicht widerstehen und ward besiegt; mit dem Heidenthum ging die Poesie unter, welche aus diesem politischen und religiösen Zustand sproßte. Karl der Große, mehr Franke als Gallier, welcher der Kirche das Geschäft übertrug, die barbarische Gesellschaft zu organisiren, schließt die erste Epoche und eröffnet die zweite. Der Charakter dieser zweiten Periode der deutschen Geschichte ist: daß die Nation tief christlich, monarchisch und dabei doch frei ist. Die germanische Freiheit, gestützt auf eine religiöse Einheit, welche in allen Herzen und Geistern einen unbedingten Glauben fand, machte Deutschland damals zu einer wahrhaft großen, von ganz Europa geachteten und gefürchteten Nation. — Die Philosophie dieser Epoche war die Scholastik, die damals eben so viele Achtung verdiente, als sie sich nachher Verachtung zuzog, als sie tyrannisch und verfolgungssüchtig wurde, um eine Herrschaft zu behaupten, welche die Jahrhunderte ihr entrissen hatten."

Nachdem Cousin auf die dritte Periode, von der Reformation an, übergegangen und das Werk Luthers und Gustav Adolphs kurz bezeichnet, fährt er fort: „Die Poesie, dazu bestimmt den Glauben, die Empfindungen, die Ereigniſſe zu beſingen, welche aus einer nicht mehr vorhandenen religiöſen und politiſchen Geſtaltung erwachſen, hörte auf populär zu ſeyn; und da eine Revolution kein geordneter Zuſtand iſt, und die Poeſie nur bei beſtimmt ausgeſprochenen Geſtaltungen gedeiht, ließ dieſer Mangel an Geſtaltung keine Dichter aufkommen, und um die deutſche Poeſie war es geſchehen. Die Philoſophie des Proteſtantismus folgte ſeinem Schickſal. Man ſah in Deutſchland eine unendliche Zahl von Schulen erſtehen, wo die alte Scholaſtik Verbeſſerungen, d. h. beſtändige Veränderungen durchmachte; aber in dieſer Verwirrung findet man nichts Großes, nichts Originelles. Ein Franzoſe, Descartes, war es, der die Scholaſtik zerſtörte und auf ihren Trümmern ein in der Methode und in den allgemeinen Richtungen ganz neues Syſtem aufführte. Dieß Syſtem, oder ſein Geiſt, verbreitete ſich über all die ausgezeichneten Geiſter des Jahrhunderts Louis' XIV. Spinoza zog nur die ſtrengen Conſequenzen aus den Carteſianiſchen Principien. Leibnitz ſelbſt, deſſen Genie man nicht genug bewundern kann, iſt ein Schüler von Descartes, ein Schüler freilich, der über ſeinen Meiſter hinausging, aber leider kein ſcharfes beſtimmtes Syſtem gegründet hat. Wolf ſuchte die zerſtreuten Anſichten von Leibnitz, um einen Mittelpunkt zu ſammeln und zu einem regelmäßigen Syſtem zu verbinden, aber er gab mehr die Formen als den Geiſt der Leibnitz'ſchen Philoſophie wieder. Seine Nachfolger ſetzten die neue Scholaſtik fort, und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet man in Deutſchland kein Syſtem, das die Geiſter ſo beherrſcht hätte, daß man es für die wahre deutſche Philoſophie hätte ausgeben können.

(Fortſetzung folgt)

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Schluß)

Cromwell als Regent.

Wer zwiſchen dem Weſen und dem Schein zu unterſcheiden weiß, erkennt leicht, daß weder die Verjagung des langen Parlaments, noch die Reſignation der Baredone'ſchen Verſammlung, noch die Annahme der Protectorswürde nur das Mindeſte hinzufügten zu dem rieſenhaften Einfluß, welchen der Sieger von Dunbar und Worceſter ſchon beſaß. Ruf, Einſicht, Autorität, Verbindungen, alles was einen Mann über ſeine Mitmenſchen empor hebt, vereinigte ſich, Oliver Cromwell zu dem ſein Zeitalter faſt deſpotiſch beherrſchenden Geiſt zu machen. Er war im Beſitz der Ideen, welche die Fluthen der Macht beherrſchten; ſein großer Geiſt hatte ihm die moraliſche und politiſche Herrſchaft über ſeine Zeit gewonnen. Von Worceſter zurückgekehrt, erbot er ſich, ſich ins Privatleben zurückzuziehen; und man hat keinen genügenden Grund, wenn man alle Umſtände erwägt, an ſeiner Liebe zum zurückgezogenen Leben im Schooß einer geliebten Familie, und an der Aufrichtigkeit ſeines damaligen Wunſches zu zweifeln. Aber er verlangte Sicherheit für die bürgerliche und beſonders für die religiöſe Freiheit, für die er gegen Royaliſten und Republicaner gekämpft hatte. Nur er, unter allen Staatsmännern jener Zeit, verſtund ſeine Landsleute. Cromwell hätte ſich von den öffentlichen Angelegenheiten nicht zurückziehen können, ohne ſeinem eignen Leben ungetreu zu ſeyn, ſo lange die Zwecke, für welche er gefochten, nicht geſichert waren. Das lange Parlament gefährdete dieſe Zwecke durch eine ſeltſame Miſchung der gemeinſten und der ſchwärmeriſchſten Eigenſchaften; er warf es weg, zur Freude von beinahe Jedermann. Die in jedem Betracht edlere Verſammlung, welche folgte, ſetzte binnen wenigen Monaten durch Mangel an Klugheit und Umſicht Alles in Gefahr. Er nahm ihre Reſignation an. Wäre ſein Ehrgeiz nur um das Gewicht einer Feder ſtärker geweſen als ſeine Liebe zu ſeinen Grundſätzen, er hätte jederzeit während der letzten vier Jahre ſeines Lebens den goldnen Reif um ſeine Stirne befeſtigen können. Aber niemals opferte dieſer Mann ſeine Grundſätze ſeinen Privatzwecken auf. Seine Annahme der Protectorswürde ſchmälerte eher ſeine Gewalt, als daß ſie ſie vermehrt hätte. Wenige Menſchen erfüllten eine edlere Aufgabe in den Angelegenheiten ihrer Mitmenſchen, als Oliver Cromwell während ſeines Protectorats — es war eine Stellung von ſolcher moraliſchen Höhe und ſolchem politiſchen Glanz, daß nie ein Inhaber unſers Throns ſich ihm vergleichen durfte. Er behauptete dieſen Thron als der Geber und Beſchützer der Gewiſſensfreiheit. Frühe ſchon hatte er die Toleranz als das Princip erkoren, dem er ſein Leben weihen wollte; und obgleich alle Umſtände und Verſuchungen ihn drängten, es zu verlaſſen, wurde er ihm doch nie untreu. Die Mehrheit ſeiner Landsleute waren Anhänger des jungen Karl Stuart, der ſein Exil zubrachte in den Armen der braunen, ſchönen, kühnen und unklugen Lucy Barlow, oder unter Anſchlägen zum Mord Cromwells, mit Hyde, Ormond und Sindercombe. Cromwell, ſich begnügend ihnen mit gleicher Vergeltung zu drohen, widmet ſich ſeiner großen Aufgabe, zarte Gewiſſen zu beſchützen, trotz einer andern ungeheuern Mehrheit: der intoleranten Presbyterianer und der Republicaner ſeiner eignen Partei. Wie glänzend ſeine Politik nach außen war, iſt bekannt, wie er England überall Recht, Anerkennung, Achtung und Vortheil verſchaffte. Und doch gibt es Menſchen, welche glauben: ein Lügner habe England ſo regieren können, wie er es that; ein Heuchler habe die Gewiſſensfreiheit zu ſeiner Baſis gemacht; Männer, die, aller Philoſophie des menſchlichen Charakters zum Trotz, der Anſicht ſind: ein Lügner und Heuchler haben ſich in erklärte Oppoſition zu den Mannern geſetzt, welche von Anfang ſeiner Laufbahn an ſein Schickſal in ihren Händen hatten, und bis ans Ende derſelben gekämpft gegen die Mehrheit ſeiner eignen Partei, um einer Wahrheit willen, welche die edelſten ſittlichen Reſultate in ſich ſchließt: Gedankenfreiheit und Bruderliebe gegen die, ſo uns mißhandeln! Von der Conſequenz ſeiner Grundſätze gab er viele praktiſche Beweiſe, indem er ſich der

wegen ihrer Religionsmeinungen, mochten dieſe noch ſo ſeltſam ſeyn, Verfolgten eifrig annahm.

Das Mißvergnügen der Republicaner und Presbyterianer ermuthigte die Royaliſten zu einem neuen Inſurrectionsverſuch, welchen mehrere ausgezeichnete Männer im Parlament begünſtigten. Cromwell unterdrückte ihn raſch; und in einer Rede an ſein drittes Parlament erklärte er ſich über ſeine Anſichten und ſeine Politik in Betreff der Stellung der Parteien jener Zeit. Sein erſter Grundſatz war: das Supremat der Nothwendigkeit über alle gewöhnlichen Regeln, Verachtung dieſer Regeln unter außerordentlichen Umſtänden und die tiefſte Verachtung gegen Menſchen, welche ſo erbärmlich waren, ſich zu deren Sklaven zu machen, wenn die Nothwendigkeiten ihrer Stellung dagegen waren.

Ein Zug beſonderer Großmuth von Cromwell verdient Erwähnung. Der Dichter Cleaveland, ſein Mitbewerber um den Sitz für Cambridge, hatte ſich ihm beſtändig feindſelig gezeigt und ihn mit bittern Spottgedichten noch als Protector verfolgt. Als einmal Verdacht auf ihn fiel, in ein Complot verwickelt zu ſeyn, und er gefangen geſetzt wurde, ſchrieb er einen ſehr freimüthigen Brief an Cromwell, worin er aus ſeinen royaliſtiſchen Geſinnungen gar kein Geheimniß machte, aber zugleich ſein Vertrauen zu dem großen Sinn und dem Seelenadel Cromwells ausſprach, welcher ihn auch ſofort in Freiheit ſetzen ließ.

Cromwells häusliches Leben. Sein Tod.

Cromwells häusliches Leben war glücklich; ſein Neſt zu Hauſe war warm. Seine Töchter vermählte er mit Männern, die an militäriſcher und politiſcher Bedeutung unter ihm ſtanden; aber weil ein Schwiegerſohn von ihm, ein Lord Fauconberg, und ein andrer, Mr. Rich, der Enkel des Grafen von Warwick war, hat man ihm den kleinlichen Ehrgeiz ſchuld gegeben, nach Verbindungen mit der Ariſtokratie getrachtet zu haben! Als ob er nicht weit höher geſtanden wäre, als dieſe Männer! Als Lord Broghill, von Karl II dazu ermächtigt, Cromwell den Antrag machte, den König dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine ſeiner Töchter zur Ehe gäbe, wendete Cromwell zuerſt ein: derſelbe würde doch den Tod ſeines Vaters nie verzeihen; als man ihn aber von der Verſöhnlichkeit Karls verſicherte, blieb er bei ſeiner Weigerung und ſagte: „Seine verruchte Liederlichkeit würde uns alle zu Grunde richten.“ Sein Sohn Richard heirathete die Tochter eines Landedelmannes. Seine geſammte Familie lebte in vollkommener Harmonie und Zärtlichkeit mit einander und ſah auf ihn mit einem Enthuſiasmus eben ſo ſeltner und rührender als ſchöner bewundernder Liebe.

Bei den Verhandlungen über die Annahme des Königstitels, den man ihm anbot und er ausſchlug, äußerte er: an dem Titel liege ihm wenig; „es ſey eine Feder auf einem Hut,“ und er hatte ja den Hut. Später hätte er ſich dazu bewegen laſſen, aber ſeine Freunde Fleetwood und Desborough redeten ihm ab; er nannte ſie „ein paar überbedenkliche Geſellen,“ folgte aber ihrem Rath und blieb ſo freundlich mit ihnen als zuvor.

Bald nachdem er zum Protector ernannt worden, zog in ſeinem Hauſe Trauer ein; der geliebte Gatte ſeiner Tochter Frances ſtarb. Kurz vor ſeinem Tod ſtarb ihm ſeine geliebte Tochter Eliſabeth Claypole, von welcher ein Brief aufbehalten iſt, der die rührendſte Liebe zu ihrem Vater ausſpricht. Sein Wachen an ihrem Krankenbett griff ihn hart an, und er wurde krank. Nach einigen Tagen ſchien die Krankheit zu weichen und er ging wieder aus; aber der Quäker George Fox, der ihn beſuchte, erklärte, er habe den Zug des Todes in ſeinem Angeſicht geſehen. Am 24 Auguſt ward er wieder genöthigt, das Zimmer zu hüten; er hörte von einem Arzt die Aeußerung: ſein Puls ſetze aus; da wurde er blaß, ein kalter Schweiß brach an ihm aus, er verlangte zu Bette und machte ſein Teſtament. Als ſein Arzt am folgenden Morgen kam, verlangte er, daß Alle außer ſeiner Frau das Zimmer verlaſſen ſollten — ſie hatten beinahe vierzig Jahre immer glücklich miteinander gelebt — und ihre Hand in der ſeinen haltend, ſagte er zu dem Arzt: „Glaubt nicht, daß ich ſterben werde; ich weiß gewiß, ich werde nicht ſterben.“ Als er das Erſtaunen in der Miene des Arztes las, fuhr er fort: „Glaubt nicht, ich ſey wahnſinnig; ich ſage euch die Wahrheit; ich habe es von zuverläſſigerer Hand als von eurem Galen oder Hippokrates. Es iſt die Antwort Gottes ſelbſt auf unſer Gebet; nicht auf das meinige allein, ſondern auf das Gebet von ſolchen, die mehr bei ihm gelten als ich.“ Seine Krankheit verſchlimmerte ſich und erſchöpfte ihn ſehr. In den Zeiten zwiſchen ſeinen Anfällen beſtand er darauf, Geſchäfte zu beſorgen, und auf die Vorſtellungen ſeiner Aerzte verſetzte er: ein Regent müſſe ſtehend ſterben. Am 2 September ließ er ſich von einem Caplan einige Verſe aus dem Brief des Paulus an die Philipper vorleſen, und ſagte dann: „dieſe Stelle der Schrift hat mir einmal das Leben gerettet, als mein älteſter Sohn ſtarb, was mir wie ein Dolch ins Herz ging, ja wahrlich, das that es.“ Einen ſeiner Caplane, Sterey, fragte er: „Sagt mir, iſt es möglich aus der Gnade zu fallen?“ Die Antwort des Calviniſten war: „Es iſt unmöglich.“ — „Dann“ rief Cromwell aus, „bin ich gerettet. Ich weiß, ich war einmal in der Gnade.“ Dann kehrte ſich der ſterbende Soldat um und betete für das Volk Gottes und beſonders für ſeine Feinde darunter, in einem Gebet voll chriſtlicher Verſöhnlichkeit und Liebe.

Heuchler, Lügner, Apoſtat und Uſurpator — ſchön war dein Tod und voll verzeihender, liebevoller Geſinnung!“

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104 u. 105.

Blätter
für Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 September 1840.

Philoſophie in Frankreich.

(Fortſetzung.)

So ſtanden die Sachen, als Deutſchland in genauern Verkehr mit dem philoſophiſchen Europa trat, welches aufgehört hatte, carteſianiſch zu ſeyn. Der Senſualismus war die herrſchende Philoſophie in England und Frankreich geworden. Bald drang er auch nach Deutſchland, mit allem, was er in ſeinem Gefolge zu haben pflegte, mit dem Geſchmack am Kleinen und am Mittelmäßigen in Allem, und auch mit dem Geſchmack an der kleinen Poeſie, welche die große tödtet. Friedrich herrſchte damals in Berlin und die franzöſiſchen Schöngeiſter, welche nicht das Vermögen und die Kraft in ſich fühlten, in Frankreich neben dem ſchimmernden Geſtirn Voltaire's zu glänzen, gingen nach Berlin, um in zweiter Ordnung für die Unterhaltung des Hofs und des Herrn zu ſorgen. Sie trotzten dem Chriſtenthum und der Theologie, ſo viel davon in Deutſchland noch übrig war. Friedrich hatte ſeine Freude an dieſem Kampfe der alten Theologen mit den neuen Philoſophen. Er bezahlte die erſtern, aber er gab ſie den Sarkasmen eines Lamettrie und Marquis d'Argens preis; und die alte Theologie bedte zurück vor dem Geiſt der neuen Philoſophie.

So gab es keine nationale Geſetzgebung, Freiheit oder Poeſie; deſpotiſche Regierungen beſoldeten ausländiſche Sophiſten zur Zerſtörung des alten germaniſchen Geiſtes; die Theologie erlag unter dem Unglauben und dem Spott, und vertheidigte ſich nicht einmal; und ſtatt aller Philoſophie eine Art dogmatiſcher Frivolität, welche nur noch Epigramme und Broſchüren von ein paar Blättern zu Markte brachte, ſtatt der Folianten der achtbaren Zeugniſſe der alten theologiſchen Wiſſenſchaft — in dieſem Zuſtand fand Kant Deutſchland.

Doch nein! ein andrer Mann kam vor Kant, und dieſem muß man die Ehre laſſen, ſich zuerſt muthig gegen die ſervilen und deſpotiſchen Frivolitäten des Berliner Hofs erhoben zu haben. Klopſtock, ein Mann aus der Provinz, einfach und ernſt, ein Chriſt und ein Deutſcher im achtzehnten Jahrhundert, fand in ſeiner Seele begeiſterte Geſänge, die von einem Ende Deutſchlands zum andern als die Morgenröthe einer wahrhaft nationalen Poeſie begrüßt wurden. Der Hof in Berlin allein wurde nicht davon ergriffen. Die ganze Literatur trat in die Bahn, welche das Genie Klopſtocks ihr eröffnet hatte. Und was war der Charakter dieſer neuen Poeſie? Mit dem patriotiſchen Gefühl erſchien auch wieder der religiöſe Geiſt, der träumeriſche und melancholiſche Genius des alten, unſterblichen Deutſchlands, und die ſüße und reine Liebe, welche bei Klopſtock und Bürger ſo edel contraſtiren mit der Fadheit oder Plumpheit der anakreontiſchen Poeſie der Salons und der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Inmitten dieſer großen Bewegung veröffentlichte ein Mann, geboren in Königsberg, der, wie Sokrates, nie über die Mauern ſeiner Vaterſtadt hinaus kam, *) ein philoſophiſches Werk, das anfangs wenig geleſen und faſt nicht in Acht genommen, dann allmählich bei ausgezeichneten Geiſtern durchdringend, binnen acht bis zehn Jahren eine große Wirkung in Deutſchland hervorbrachte, und endlich die Philoſophie erneuerte, wie die Meſſiade die Poeſie verjüngt hatte. Kant ſtudirte zuerſt die Theologie und die gelehrten Sprachen; er hatte ein außerordentliches Talent für die Mathematik und hat ſelbſt in der Aſtronomie Entdeckungen gemacht. Aber die Philoſophie herrſchte bei allen ſeinen Beſtrebungen vor und verſchlang am Ende alle ſeine Neigungen; ſie wurde ſein eigentlicher Beruf und ſein Hauptruhm. Sein unterſcheidender Charakter war ein lebhaftes Gefühl für das Rechtliche, ein feſtes und gerades ſittliches Bewußtſeyn, welches empört wurde über die ſchändlichen Conſequenzen der Modephiloſophie. Auf der andern Seite gehörte Kant ſeinem Jahrhundert an, und fürchtete beinahe eben ſo ſehr wie

*) Wenn dieß auch nicht ſo buchſtäblich zu nehmen iſt, indem Kant wohl auch kleine Reiſen machte, ſo hat das nichts auf ſich; aber wundern kann man ſich, daß Couſin von Sokrates behauptet, daß er nicht über das Weichbild von Athen hinausgekommen ſey, da doch von ſeinen Kriegsdienſten in Platons Symposion ausführlich die Rede iſt.

Digitized by Google

den Sensualismus die, seiner Ansicht nach vermeßenen, Sätze und Schlüsse der Metaphysik der Schulen. Man kann sagen: Hume sey das Kant beständig verfolgende Gespenst; sobald der deutsche Philosoph versucht ist, einen Schritt rückwärts auf der alten Bahn zu machen, so erscheint ihm Hume und weist ihn zurück, und alle Anstrengung Kants geht darauf, die Philosophie zwischen dem alten Dogmatismus und dem Sensualismus Locke's und Condillac's fest, und vor den Angriffen von Hume's Skepticismus sicher zu stellen.

Hauptsächlich in der Moralphilosophie aber hat Kant den Sensualismus des 18ten Jahrhunderts bekämpft, ohne auf den Mysticismus des Mittelalters zurückzukommen. Während von allen Seiten in Frankreich, England, Italien von nichts als von Genuß, Vortheil und Glückseligkeit die Rede war, erhob sich von Königsberg aus eine Stimme, die menschliche Seele an das Gefühl ihrer Würde zu mahnen, und die Individuen und die Nationen zu belehren, daß es über die Lockungen der Lust und die Berechnungen des Vortheils hinaus noch etwas gibt, eine Regel, ein Gesetz, ein unveränderliches Gesetz, verbindlich zu aller Zeit und an jedem Ort, unter allen Bedingungen des socialen und des Privatlebens: das Gesetz der Pflicht. Die Idee der Pflicht ist der Mittelpunkt der Moral Kants, und seine Moral der Mittelpunkt seiner Philosophie. Die Zweifel, welche eine strenge Metaphysik übrig lassen kann — die Moral löst sie, und ihr Licht erhellt die Religion und die Politik zugleich. Wenn im Menschen die Idee eines über die Leidenschaft und das Interesse hinausliegenden Gesetzes ist: so ist entweder das menschliche Daseyn ein Widerspruch und ein unlösbares Räthsel, oder der Mensch muß das ihm auferlegte Gesetz erfüllen können; wenn der Mensch *soll*, so muß er *können*, und die Pflicht schließt die Freiheit in sich. Andrerseits, wenn die Pflicht höher steht als die Glückseligkeit, muß man in gewissen äußersten Fällen das Glück der Pflicht opfern, und doch existirt zwischen ihnen eine ewige Harmonie, welche auf Augenblicke gestört werden kann, aber welche die Vernunft setzt, und die sie, so zu sagen, der Welt und ihrem Schöpfer aufnöthigt; daher muß ein Gott seyn, erhaben über alle secundären Ursachen, um irgendwo das Reich der Harmonie der Tugend und der Glückseligkeit herzustellen. Daher Gott und ein andres Leben. Endlich schließt die Idee der Pflicht die Idee des Rechts in sich; meine Pflicht gegen dich ist dein Recht an mich, so wie deine Pflichten gegen mich meine Rechte gegenüber von mir enthalten; daher eine sociale Moral, ein Naturrecht, eine politische Philosophie, sehr verschieden von der zügellosen Politik der Leidenschaft wie von der krummen Politik des Interesses. Das sind in einigen Worten die allgemeinen Züge des neuen Systems, das Kant Deutschland und Deutschland Europa schenkte. Ohne Zweifel hatte die schottische Philosophie etwas Aehnliches versucht, und der weise Reid in Edimburg hatte ungefähr dieselben Gedanken gehabt, wie der große Philosoph von Königsberg, aber was in Schottland nur ein unbestimmter Entwurf gewesen, ist unter Kants kräftiger Hand zu einer fertigen, vollkommen ausgeführten Zeichnung geworden. Hier ist die letzte Stufe, die höchste Entwicklung des Spiritualismus des 18ten Jahrhunderts, dessen erste Stufe und Ausgangspunkt die schottische Schule war. Kant krönt und schließt das 18te Jahrhundert. Ich nehme keinen Anstand zu erklären: er ist für dieß Jahrhundert in der Philosophie das, was die französische Revolution für dasselbe in socialer und politischer Beziehung ist." — —

Uebergehend zu der Analyse der Schriften Kants berichtet Cousin folgendermaßen über die Kritik der reinen Vernunft: „Dieß Werk erschien im Jahr 1781. Es war ein sehr dicker Band, abgefaßt in der Weise der Wolf'schen Schule, mit großer Regelmäßigkeit, aber mit einem solchen Luxus von Eintheilungen und Untereintheilungen, daß der Grundgedanke sich in dem Schwall seiner langen Entwicklungen verlor. Es hatte auch das Unglück schlecht geschrieben zu seyn; nicht als ob es nicht unendlich viel Geist im Einzelnen, und selbst mitunter bewundernswerthe Stellen enthielte; aber, wie der Verfasser selbst gesteht, wenn darin durchaus eine große logische Klarheit herrscht, so findet sich dagegen sehr wenig von der ästhetischen Klarheit, wie er es nennt, welche entsteht aus der Kunst, den Leser vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren zu führen, eine, zumal in Deutschland, so seltne Kunst, welche dem Königsberger Philosophen ganz abging. Man nehme das Inhaltsverzeichniß der Kritik der reinen Vernunft; hier kann nur von logischer Ordnung, von dem Zusammenhang aller Theile des Werks die Rede seyn, und insoweit gibt es nichts Lichtvolleres, nichts Genaueres. Aber nimmt man jedes Capitel für sich, so ändert sich Alles, die Ordnung im Kleinen, die in jedem Capitel herrschen sollte, findet sich nicht; jede Idee ist immer mit der größten Schärfe ausgedrückt, aber sie ist nicht immer an der Stelle, wo sie stehen sollte, um leicht in den Geist des Lesers einzugehen. Dazu nehme man noch den Fehler der deutschen Sprache, welcher in dieser Epoche seinen Gipfel erreichte, nämlich den übermäßig synthetischen Charakter des deutschen Satzes, der einen so auffallenden Contrast bildet mit dem analytischen Charakter des französischen Satzes. Und dieß ist noch nicht Alles; abgesehen von dieser noch rohen und zur Zergliederung des Gedankens ungeübten Sprache hat Kant noch seine eigenthümliche Sprache, eine Terminologie, welche, einmal richtig begriffen, vollkommen genau und selbst bequem ist, die aber ungestüm und ohne die nöthigen Einleitungen auftretend, Alles verdunkelt und selt am erscheinen macht." —

Kant hatte das Bewußtseyn der Revolution, die er unternahm; er hatte seine Epoche richtig beurtheilt und ihre Bedürfnisse begriffen. Die großen dogmatischen Systeme ohne Kritik des 17ten Jahrhunderts hatten den Skepticismus Hume's erzeugt, und in ganz Europa herrschte die völligste Gleichgültigkeit in Betreff der Metaphysik. Diese Gleichgültigkeit entsprang nicht aus Leichtsinn, sondern aus Muthlosigkeit; sie war auch mehr scheinbar als wirklich, und deutete nur das an: daß die alte Metaphysik todt war und eine neue noth that. Es gab eine Zeit, sagt Kant, wo die Metaphysik als Königin aller Wissenschaften galt; jetzt, verlassen und verschmäht, könnte sie wie Hekuba sagen:

„modo maxima rerum
Tot generis natisque potens . . .
Nunc trahor exsul, inops." —

Digitized by Google

Man muß gestehen, daß Cousin den Gedankengang der Vorrede treu, lichtvoll und in lebendiger, anziehender Sprache wiedergibt; bei der Einleitung angekommen, bekennt er, daß hier die Schwierigkeiten sich häufen, daß hier eine Menge treffender und wahrer, aber dem Anschein nach subtiler Distinctionen sich findet, die er sich nun bemüht zu erklären, wobei wir ihm aber nicht weiter folgen. Am Schluß seines Aufsatzes sagt Cousin: „Indem Kant mit Geringschätzung von allen frühern Systemen spricht, und sie als eine Masse willkürlicher Hypothesen schildert, die kaum, wie zufällig einige Wahrheiten enthalten, kommt es ihm nicht einmal in den Sinn, daß die Urheber dieser Systeme ihm Ebenbürtige oder auch über ihm Stehende gewesen. Aber warum sollte er so ehrfurchtsvoll gegen das Genie seyn? Er ist es nicht einmal gegen die menschliche Natur. Er gesteht ihr wohl einen angebornen Trieb zur Metaphysik zu, aber es ist dieß ein unglücklicher Trieb, der bisher nichts als Chimären erzeugt hat, und er schmeichelt sich, er, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fange zum erstenmal die wahre Metaphysik an, nach dreitausendjährigen vergeblichen Bestrebungen. Man könnte sich versucht fühlen, bei einem solchen Plan, bei solchen Worten auf einen ungemessenen Hochmuth zu schließen. Aber keineswegs! Kant war der bescheidenste und vorsichtigste Mensch; aber der Geist seiner Zeit war in ihm. Und dann macht man auch keine Revolutionen mit kleinen Ansprüchen, und Kant wollte eine Revolution in der Metaphysik machen. Wie jede Revolution mußte nun auch diese die Thorheit alles dessen, was zuvor da gewesen, aussprechen, sonst hätte man nur auf eine Verbesserung denken müssen, nicht an eine Zerstörung, um Alles neu zu schaffen. Kant, ganz eingenommen von seiner Methode, sieht überall nur sie. Nicht von seinem Genie hat er eine hohe Meinung, sondern von dem Geiste seiner Methode. Darauf ist er stolz, damit triumphirt er. Descartes, Sokrates bezogen auch Alles auf ihre Methode, welche im Grund bei allen dreien dieselbe war. Diese Methode ist die wahre, es ist die psychologische Methode, welche darin besteht, daß man ausgeht von und anfängt mit dem Menschen, mit dem erkennenden Subject, mit der Erforschung des Erkenntnißvermögens, seinen Gesetzen, seines Umfangs, seiner Gränzen. Sie entstand mit Sokrates, entwickelte sich mit Descartes, vervollkommnete sich mit Kant, und durch alle drei bewirkte sie jedesmal eine gewaltige Revolution. Aber es kommt nicht einem Menschen zu, eine Revolution zu beginnen und zu beendigen. Sokrates war weder Platon noch Aristoteles, sondern der Vater beider. Descartes ist nicht Leibnitz; und Kant, der die deutsche Philosophie angefangen, hat sie weder beherrscht noch geschlossen. Diese Philosophie ist noch im Vorwärtsschreiten begriffen, und scheint ihre letzte Entwicklung noch nicht erreicht zu haben. Glücklicher als sie hat die französische Revolution, zu gleicher Zeit mit der philosophischen Revolution Deutschlands geboren, beinahe von gleichem Punkt ausgehend, nämlich von der Erklärung der ursprünglichen, ewigen Rechte des Menschen, unabhängig von jeder Gesellschaft und Geschichte, wie jene von den reinen Gesetzen der menschlichen Vernunft unabhängig von aller Erfahrung; gleich ihr die Verachtung der Vergangenheit und die stolzesten Hoffnungen für die Zukunft verkündigend, in einigen Jahren ihre nothwendigen Wechsel und Schwankungen durchlaufen, und wir sehen sie jetzt an ihrem Ziel angekommen, ins Geleise gebracht und organisirt in der Charte, die uns beherrscht. Die Charte der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts ist noch nicht geschrieben."

Die von Cousin als die einzig wahre belobte psychologische Methode ist nun aber, wie bekannt, von der neuesten Philosophie in Deutschland entschieden verworfen worden; den Theorien des Erkenntnißvermögens steht die Speculation, welche sich diesen Ehrennamen ausschließlich zuschreibt, feindselig gegenüber, und vergleicht ihr Vornehmen mit dem weisen Vorsatz jenes Einfaltspinsels: schwimmen zu lernen, ehe er sich ins Wasser wage. An die Stelle von Kants kritischem Idealismus ist der transcendentale, dann der objective und endlich der absolute Idealismus, wie man die neuen Systeme bezeichnet hat, getreten, welche insgesammt nicht von psychologischen Untersuchungen, sondern von einem, jedoch verschieden gefaßten Unbedingten, Absoluten, ausgingen. Nicht nur in Deutschland aber, sondern auch in Frankreich in einzelnen Fällen sucht man über die psychologische Methode in der Philosophie hinauszukommen, und in dieser Beziehung ist nicht uninteressant die oben genannte Schrift Hrn. Blanc St. Bonnets, aus der wir Einiges ausheben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Beranger's Lieder.

Deutsch von L. S. Rubens.

2 Bde. Bern, 1839. Chr. Fischer.

Die Lieder Beranger's, ihr poetischer Werth und ihre nationale Bedeutung, sind in diesen Blättern schon öfters besprochen und gebührend anerkannt worden; man vergleiche namentlich Jahrgang 1836, Nr. 48 flg. und Jahrgang 1840, Nr. 21, flg.: auch haben wir nicht wenige derselben in deutschen Uebertragungen mitgetheilt, und darunter viele aus der Feder des gewandten und geschmackvollen Uebersetzers, welcher nunmehr den größern Theil der Beranger'schen Lieder in seiner Verdeutschung hat erscheinen lassen. Einer ausführlicheren Besprechung des berühmten Chansonnier können wir uns nach dem früher Gesagten überheben, und dürfen uns auf die vorliegende Verdeutschung beschränken. Es wären in dieser Hinsicht die Fragen aufzuwerfen und zu beantworten: Ist die Verdeutschung Berangers wünschenswerth? ist sie möglich? und wie hat Rubens die Aufgabe gelöst?

Die erste Frage betreffend, kann man unterscheiden zwischen der Form, dem Aeußern, und zwischen dem Wesen, dem Gehalt. Wünschenswerth ist es ohne Zweifel, daß die Deutsche Sprache ihre Fügsamkeit und Biegsamkeit, ihren Reichthum und ihre Elasticität aufs neue beurkunde durch eine glückliche Lösung der anerkannt höchst schwierigen Aufgabe einer fließenden, treuen

Ueberſetzung Beranger's; und der Verſuch iſt um ſo dankenswerther, als die deutſche Sprache im Gebiet des Scherzhaften, Komiſchen, Humoriſtiſchen ohne Frage weit weniger Uebung hat und ſich ausbildet, als im Elegiſchen, Pathetiſchen und Tragiſchen, während doch gewiß aus jenen Elementen der Sprache viele neue, nahrhafte Säfte könnten zugeleitet und ſie dadurch aufgefriſcht werden. Ob freilich eine ſolche Auffriſchung durch Ueberſetzungen bewirkt werden könne, wenn nicht aus dem nationalen Boden ſelbſt ſolche Productionen aufkeimen, laſſen wir dahingeſtellt; doch darf daran erinnert werden, daß Goethe die Ueberſetzung von Byrons Don Juan aus ähnlichen Gründen den Deutſchen anempfahl.

Iſt aber die Verdeutſchung Berangers in Betracht des der deutſchen Literatur anzueignenden Gehalts wünſchenswerth? In dem Vorwort zu dieſer Ueberſetzung leſen wir: „die deutſche Lyrik iſt nachgerade etwas duſelig geworden. Werfen wir wieder etwas guten, derben Pfeffer in die breite, fade Sauce, womit ſich die Deutſchen ſeit Jahren den Magen verſchlammt haben. Und wenn auch dieſer reiche Herbſt von ſüßen und herben, feinen und groben, friſchen und mürben Früchten, wenn Berangers Lieder, in einer des Dichters nicht ganz unwürdigen Form in die deutſche Literatur eingeführt, kein neues belebendes Ferment darin werden ſollten, immerhin iſt es der Mühe werth, die Volubilität, den Formenreichthum und Wohlklang der deutſchen Sprache an dieſen, bisher im Ganzen faſt für unüberſetzbar gehaltenen Liedern zu erproben."

Wir geſtehen, daß wir die hier ausgeſprochenen Anſichten und Hoffnungen: durch den Einfluß von Beranger's Poeſie werde die deutſche Poeſie regenerirt und aufgefriſcht werden, nicht zu theilen vermögen. Wenn in der deutſchen Lyrik wirklich in den neueſten Zeiten einige Abſpannung und Erſchlaffung eingetreten ſeyn ſollte, wenn die Anzahl der faden und ſeichten Productionen die der geſunden, gediegenen und vortrefflichen überwog, ſo iſt jedenfalls zu erinnern, daß auch in Frankreich dieſelbe Klage geführt werden kann; und jedenfalls ſind Beranger's Lieder ſelbſt in ihrer Haupttendenz, in ihrer Oppoſition gegen die Reſtauration und alles was damit zuſammenhing, einigermaßen veraltet, und Beranger ſelbſt hat die allerdings klügſte Partie ergriffen, zu verſtummen — woran er gewiß beſſer gethan, als wenn er in einem andern, ihm nicht ſo gemäßen Ton zu ſingen fortgefahren hätte. Wir ſind weit entfernt zu behaupten, daß nun auch ſeine Poeſie ihre Bedeutung verloren habe; im Gegentheil, nachdem die Leidenſchaften der Parteien ſich abgekühlt, kann man das poetiſche und künſtleriſche Verdienſt ſeiner chansons nur um ſo unbefangener und reiner würdigen; aber natürlich bringen ſie nicht mehr jene elektriſchen Wirkungen hervor, wie vor zehn und fünfzehn und zwanzig Jahren. Sollten Berangers Tendenzen und Ideen wirklich ein Ferment für die deutſche Poeſie abgeben können? Wir zweifeln! Der unbedingt ehrenhafteſte Zug ſeiner Poeſie iſt ſeine Vaterlandsliebe; aber eher wird er einem Deutſchen Enthuſiasmus für den Helden der Franzoſen, für den Kaiſer, einflößen, als in irgend einem Gemüth die deutſche Vaterlandsliebe erwecken — höchſtens zum Bewußtſeyn bringen wird er den Deutſchen, daß ihnen der Nationalſinn, deſſen Uebermaß und Auswüchſe wir an den Franzoſen oft rügen, häufig zu ſehr fehlt. Was dann die politiſchen chansons betrifft, ſo ſind die deutſchen Verhältniſſe nicht von der Art, daß ſich dieſelben geradezu darauf anwenden ließen, und eben ſo wenig die kirchlichen und religiöſen; die ganze Lebensanſchauung des populären Dichters aber, wie jovial und liebenswürdig auch in einzelnen Manifeſtationen, iſt doch zu oberflächlich und leichtfertig, als daß man wünſchen könnte, ſie möchte nach Deutſchland verpflanzt werden. Uebrigens glauben wir uns kaum zu irren, wenn wir die angeführten Worte des Herrn Ueberſetzers nicht für baaren Ernſt nehmen; er kennt ſelbſt den Unterſchied zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Genius, zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Poeſie zu gut, um im Ernſt von dem Einfluß des Dichters, dem er ſo viele Mühe und Kunſt gewidmet, eine Revolution in der deutſchen Lyrik zu erwarten, und was ſeinen Muth und ſeine Luſt bei ſeiner umfaſſenden Arbeit aufrecht erhalten und genährt hat, war gewiß hauptſächlich die Freude an dem Ringen mit der Schwierigkeit der Uebertragung und über die Triumphe, die er für den Reichthum und die Biegſamkeit ſeiner Sprache bei dieſem Ringen häufig errungen hat. Und wenn wir den Gehalt von Berangers Poeſie im Ganzen, ſofern es ſich von einer Aneignung derſelben für die deutſche Literatur handelt, nicht ſehr hoch anzuſchlagen vermögen, ſo erkennen wir doch die Trefflichkeit einzelner Gedichte und den künſtleriſchen Werth der meiſten gern an; und eine Uebertragung derſelben kann immerhin, wenn auch nicht eben als ein Bedürfniß, doch als dankenswerth gelten.

Die zweite Frage: ob eine Verdeutſchung ſämmtlicher Lieder Beranger's möglich ſey? kann eigentlich nur factiſch beantwortet werden, und zwar bliebe immer noch die Möglichkeit der Bejahung offen, wenn auch alle bisherigen Verſuche nicht geglückt wären. Die Unmöglichkeit kann zwar behauptet und mit Gründen unterſtützt, aber die Möglichkeit durch wirkliche Löſung der Aufgabe bewieſen werden. Man kann ſagen, und hat geſagt: die kunſtvolle, und dem Anſchein nach ſo kunſtloſe, Leichtigkeit und techniſche Vollendung der Beranger'ſchen chansons, ihr liebenswürdiger und ſchalkhafter Leichtſinn, ihr zarter Duft und Farbenſtaub, das anmuthige und neckiſche Spiel des Refrains, und eine Menge eigenthümlicher, familiärer und localer Ausdrücke und Anſpielungen, ſo wie auch manche Wortſpiele (wie Barbons erinnernd an Bourbons) laſſen ſich unmöglich in einer deutſchen Uebertragung wiedergeben oder nachbilden. In einzelnen Fällen iſt dieß nun freilich evident; aber dieſe entſcheiden doch nicht die ganze Frage; und ſelbſt innerhalb der ſcheinbar ſo engen Schranken der Uebertragung hat doch die nach Uebereinſtimmung mit dem Original ringende Kunſt des Dolmetſchers, der ſich in den Geiſt des Dichters ſelbſt gleichſam zu verſetzen ſuchen muß, einen ziemlich bedeutenden Spielraum, und weiß ſich immer neue Hülfsquellen zu eröffnen, bald durch überraſchende Treue, bald auch durch eine auf den erſten Anſchein nach große und willkürliche, in der That aber glückliche und dem Geiſt des Originals ſich annähernde Freiheit.

Digitized by Google

Seit längerer Zeit reizte die Schwierigkeit der Sache selbst, die Uebertragung von Beranger ins Deutsche zu versuchen. Im Jahr 1831 und 1832 erschien in Stuttgart eine Uebersetzung in zwei Banden, mit beigedrucktem französischem Text von Metromanns, welche die meisten Lieder enthält. Diese Uebersetzung zeugt von Talent und Geschick, ist aber nicht ohne viele Härten, verflacht den Ausdruck des französischen Dichters, und zieht ihn nicht selten etwas ins Gemeine, wozu allerdings der Inhalt mancher Gedichte Berangers Anlaß geben kann (die anstößigsten sind nicht aufgenommen), was aber andern, ganz zart und luftig gehaltenen, übel anstebt. Kürzlich ist eine Bearbeitung von Chamisso und Gaudy erschienen, die wir nicht bei der Hand haben, die aber ziemlich frei verfahren soll; ferner von Rathusius, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen; und so hatte denn Rubens schon eine ziemliche Concurrenz zu bestehen, viele Rivale zu überbieten. Ist nun einerseits dem spätern Bearbeiter die Aufgabe durch die Leistungen seiner Vorgänger in etwas erleichtert, indem er sich bei ihnen Raths erholen kann, so werden doch andrerseits die Anforderungen an ihn gesteigert, und er soll übertreffen, ohne eigentlich zu benützen. Indessen scheint uns, daß der Verfasser der vorliegenden Uebersetzungen nur durch das Bewußtseyn, seine Vorgänger übertreffen zu können, zu seinem Versuche getrieben worden ist und diese Hoffnung hat ihn, glauben wir, nicht getauscht. Sehr förderlich war ihm der Grundsatz: sich streng an Metrum, Reim und Refrain des Originals zu halten. Wir theilen hier das Gedicht: die beiden Grenadiere in Rubens' und dann in Chamisso's Bearbeitung mit:

Uebersetzung von Rubens:

Erster Grenadier.

Wie lang noch gehn wir auf und nieder?
In Fontainebleau schlägt's Mitternacht.

Zweiter Grenadier.

Bald sehen wir Italien wieder,
Wir stehn zum letztenmal hier Wacht.

Erster Grenadier.

Nach Elba geht es, meinetwegen!
Der Himmel ist dort blau und licht.

Zweiter Grenadier.

Und wär's in Rußland tief gelegen,
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Beide.

Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht,
Verläßt den Kaiser nicht.

Zweiter Grenadier.

Welch fürchterliche Unglückskette!
Moskau und Wilna und Berlin!
Weißt du, wie unsre Bajonette
Des Kremels rother Brand beschien?
Verkauft, verrathen! Zu verlohnen
Schien kaum Paris, daß man drum ficht;
Wir hatten noch genug Patronen!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Es heißt, er legt die Krone nieder.
Was ist denn das? Abdanken, Er?
Die Republik am Ende wieder?

Zweiter Grenadier.

Sie schaffen einen König her.
Mit Scepiern spielt' Er, wie mit Bohnen.
Er hat es satt. Er thut Verzicht,
Er wirft den Bettel hin, die Kronen!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Ein einzig Licht dort gegen Morgen,
Kein Fenster mehr erhellt im Schloß.

Zweiter Grenadier.

Im Mantel das Gesicht verborgen,
Entfloh des Hofes feiger Troß.
Des todten Adlers Federn raufen
Sie aus, und stink ist jeder Wicht
Dem neuen Herrn sie zu verkaufen; —
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Marschälle, unsre Cameraden,
Sind desertirt mit Gut und Geld.

Zweiter Grenadier

Nun, unser Blut war nicht ihr Schaden! —
Die letzten Tropfen dir, du Held!
Du trugst sie wie ein Kind im Kissen,
Du zogst sie aus dem Staub ans Licht,
Die aber haben kein Gewissen.
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Schon zwanzig Jahr im Dienste ferne,
Sehn' ich mich jetzt der Heimath zu.

Zweiter Grenadier.

Bedeckt mit Narben, hätt' ich gerne
Von langer Arbeit einmal Ruh.
Doch wird der Wein im Kruge minder:
Ein Schelm, wer das Gefäß zerbricht.
Lebt wohl, o Heimath, Weib und Kinder!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht!

Uebersetzung von Chamisso:

Erster Grenadier.

Sie lassen uns verzweifelt warten!
Zu Fontain'blau schlägt Mitternacht.

Zweiter Grenadier.

Geduld! Zu dieses Schlosses Garten
Ziehn wir nicht wieder auf die Wacht.

Erster Grenadier.

Nach Elba morgen! Gut! es sind
Uns schon genehm Italiens Auen.

Zweiter Grenadier.

Wir Bärenmützen folgen blind,
Seit's Moskau abermals zu schauen.

Erſter Grenadier.

Italiens Feld, Egyptens Sande —
Der Sonnentag von Auſterlitz —
Das Rauchgewölk von Moskau's Brande —
Leipzig, Paris —

Zweiter Grenadier.

Da traf der Blitz!

Erſter Grenadier.

Ein ſchwindlich mährchenhafter Zug;
Und dieſes Ende ſonder Thaten!

Zweiter Grenadier.

Wir hatten Pulver noch genug;
Sie haben uns verkauft, verrathen.

Erſter Grenadier.

Wird denn die Freiheit, wenn der Kaiſer
Dem Thron entſagt hat, wieder wach?

Zweiter Grenadier.

Nicht doch, ſie jauchzen ſchon ſich heiſer
Dort ihrem Hindelkönig nach.

Erſter Grenadier.

Der Kronen wie Almoſen gab,
Und ſpielte mit den goldnen Reifen,
Legt nun die Krone ſelber ab,

Zweiter Grenadier.

Sie ekelt ihn, ich kann's begreifen.

Erſter Grenadier.

Erhellt ein Fenſter nur dort oben,
Wie ausgeſtorben iſt das Schloß,
Davongeſchlichen und verſtoben
Des Hofgeſchmeißes knechtſcher Troß.

Zweiter Grenadier

Das kriecht nun um den neuen Herrn;
Es hat kein Herz, nur einen Magen,
Und will des Adlers Federn gern
Verſchachern, den der Blitz erſchlagen.

Erſter Grenadier.

Die er gefürſtet und bereichert,
An die der Sold des Blutes kam, ...

Zweiter Grenadier.

Sie retten was ſie eingeſpeichert,
Und deſertiren ohne Scham.

Erſter Grenadier.

Wir aber, die wir allzumal
Für ſie bezahlt, was ſie erwarben.

Zweiter Grenadier.

Wir bleiben bei dem Corporal
Und retten trutzig unſre Narben.

Erſter Grenadier.

Mein Blut hat oft genug gefloſſen,
Ich ſehnte mich der Heimath zu.

Zweiter Grenadier.

Ich bin zerhauen und zerſchoſſen,
Und wohl bedurft' ich jetzt der Ruh.

Beide.

Fahr hin, fahr hin! es iſt nicht Zeit
Um ſchnöde Ruh ſich zu bewerben;
Dem Kaiſer folgen wir, bereit
Für ihn zu bluten und zu ſterben!

Zur Vergleichung von Rubens' Ueberſetzung mit der des Metromanus ſetzen wir die beiderſeitige Bearbeitung von le Ventru her.

Ueberſetzung von Rubens:

Der Dickbauch,

oder

Rechenſchaftsbericht über die Sitzung vom Jahr 1818.

Hört, ihr Herrn, die mich erleſen,
Den Bericht, wie ſichs gebühret,
Was ich fürs gemeine Weſen
Und den König ausgeführt.
Unſrem Staate lacht das Glück,
Blühend komm' ich, fett zurück.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus!

Stets in der Getreuen Mitte,
Ohne Hader, ohne Zank,
Saß ich höchſtens fünfzehn Schritte
Ferne der Miniſterbank.
Stolz, mit Trüffeln wohlgepflegt,
Hab' ich mich hereinbewegt.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Sintemal die Herr'n von Oben
Leuten gar gewogen ſind,
Die nach Kräften ſchrei'n und toben,
Geht einmal ein ſchiefer Wind:
Hab' ich friſch drauf losgeſchwatzt,
Bin vor Brüllen faſt geplatzt.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Auf den Preßzwang einzulenken,
Hatt' ich vorher zugeſagt,
Unſrer Tapfern zu gedenken
Hab' ich mit Vergunſt gewagt.
Zehnmal Ja und zehnmal Nein
Schrie ich in den Tag hinein.
Ueberaus,
Ueberaus

Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Auf die Schwurgerichte fluchen
Mußt' ich, da der Hof ſie haßt;
Rief bei allen Bittgeſuchen:
„Tagesordnung!“ ſchnell gefaßt.
Der Verbannten Sachen ſtehn,
Wie der Hof ſie angeſehn.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Was die Polizei gefordert,
Fand ich billig, wie's der Brauch.
Für die Schmeizer, wie bevordert,
Stimmt' ich ohne weiters auch.
Treulich dienen ſie dem Haus,
Laßt ſie nicht zum Land hinaus!
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Nur vom Sparen kein Geflüſter!
Zahle Volk, ſo lang du kannſt
Für die Fremden, die Miniſter,
Für die Fremden, für den Wanſt.
Wenn man noch auf mehr beſteht,
Hält das Volk ſo mehr Diät.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Kurz, mir iſt es wohlgelungen,
Nunmehr bin ich Staatsanwalt.
Stellen haben meine Jungen,
Meine Vettern Amtsgehalt.
Hab' auch ſchon fürs nächſte Mal
Einladungen ohne Zahl.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Miniſter Schmauß,
Da ißt man einmal ſich heraus.

Ueberſetzung von Metromanus:

Der Dickbauch,

oder

Rechenſchaftsbericht über die Sitzung vom Jahr 1818.

Kund ſey und zu wiſſen allen
Meinen Wählern lobeſan,
Was ich ihnen zu gefallen
Für das Vaterland gethan.

Während iſt mir unſer Glück;
Komme fett und blühnd zurück.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Immerdar getreu dem Magen
Ließ ich mir, zehn Schritte vom
Billete meinen Sitz behagen,
Und fünfzehn von d'Argenſon. *)
Strahlte nicht mein Glanzgeſicht,
Wie des vollen Mondes Licht!
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Sintemal den Herr'n Miniſtern,
Wann die Wahrheit ſie verdrießt,
Mit Geſchwätze von Philiſtern
Ueberaus gedienet iſt;
Schwatzte, ſchwatzte, ſchwatzte ich,
Schrie und lärmte fürchterlich.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Preßfreiheit mehr einzuſchränken
Hatte längſt ich zugeſagt;
Unſrer Tapfern zu gedenken
Habe mit Vergunſt gewagt.
Stimmt' ich doch in Tag hinein
Zehnmal Ja und zehnmal Nein!
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Stieß, dem Hofe zu gefallen,
An den Schwurgerichten **) mich,
Bei den Bittgeſuchen allen
Rief zur Tagesordnung ich.
Brachte die Entſchädigung
Durch mein Schreien erſt in Schwung.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

*) Hier iſt die Ueberſetzung wortgetreuer.

**) Hier ſcheinen beide Ueberſetzer les enquêtes nicht richtig wiedergegeben zu haben. Es ſind wohl die Forderungen von Unterſuchungen gegen Beamte u. ſ. w. gemeint.

Wehrte mich um jeden Kreuzer
Für den Polizeiaufwand;
Habe, wie ein ächter Schweizer,
Für die Schweizer mich verwandt.
Ach, bedingen für das Haus
Wir uns dieſe Freunde aus.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Trotz dem Staatswirthſchaftsgeſchwätzer
Zahlet Ihr ins Künftige
So den Söldling und Miniſter,
Als den Wanſt und Söldlinge.
Brauchen wir noch etwas mehr,
Speiſt der Bürger weniger.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Kurz, ich habe mein Profitchen
Als nunmehr'ger Staatsanwalt;
Auch für Brüder auf mein Bittchen
Und drei Söhne Amtsgehalt;
Schließlich für ein andermal
Einladungen ohne Zahl.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz Excellent!

Im Ganzen ſcheint uns Rubens ohne Frage den Vorzug der Eleganz und des leichteren Fluſſes der Verſe zu haben, ſo wie den eines gleichmäßiger gehaltenen Tons; ſeine Uebertragung iſt eine ſehr gewandte nicht nur, ſondern auch eine ſehr judicióſe. Beſonders glücklich hat der Ueberſetzer die ſchwierige Aufgabe der Uebertragung des Gedichts: Les infiniment petits, gelöst, das wir noch folgen laſſen:

Die unendlich Kleinen.

Eröffnet war das mag'ſche Siegel,
Ein Zauberer lehnte mein Vertrau'n
Und ließ die jüngſte Nacht im Spiegel
Mich Frankreichs ganze Zukunft ſchau'n.
Weitum nur Stoppeln, Moos und Reißig;
Ich ſah Paris — den Schein davon.
Wir zählen neunzehnhundert dreißig.
Die Grauen *) ſitzen auf dem Thron.

Ein winzig Volk erfüllt die Mauern,
Wie groß ſind wir die Großpapas!
Ich ſah ſie ſich zuſammenkauern,
Verſchwinden faſt im Spiegelglas.
Frankreich, das große, ruhmgezierte,
Bewohnt 'ne Zwergennation
Ein Reich, drei Meilen ins Gevierte,
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Dort rührt ſich's flink mit Arm und Beinen —
Jeſuiten, klein wie Körnchen Sand,
Ein Schock von Prieſterchen mit kleinen
Herrgötterchen in kleiner Hand.
Der kl'nſte Hof, dem tauſend Jährchen
Und mehr, nicht ohne Glanz, entflohn,
Iſt nun ein Prieſterſeminärchen.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Klein Alles, Kirchen ſammt Altären,
Paläſte, Schulen, Börſen, Quais,
Und kleine Hungersnöthchen leeren
Die Städtchen aus voll Ach und Wehs.
Der Mark zum Schirm, mit kleinem Witze,
Marſchirt die kleine Legion,
Den kleinen Tambour an der Spitze.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Da ſeh ich noch nach allen dieſen
Zukünft'gen Gräueln ein Phantom,
Neu ungeheuern Ketzerrieſen,
Der reicht bis an des Himmels Dom.
Schon flieht das Zwergenvolk, das ratſche,
Und kreiſcht: Er ſteckt mit kaltem Hohn
Das Königreich in ſeine Taſche.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Es ſind noch mehrere Lieder Beranger's zurück, an welchen der talentvolle Verdeutſcher ſeine Kunſt zu erproben nicht ermangeln wird. Möge er aber, der möglichſten Vollſtändigkeit zu lieb, die Rückſichten der Schicklichkeit und des Anſtandes nicht außer Acht laſſen, und nicht durch Uebertragung von ganz Ungeeignetem und dem deutſchen Geſchmack und Sinn völlig Widerſtehendem, ſelbſt dem Credit des Dichters einen Stoß verſetzen, welchen in Deutſchland bekannter gemacht zu haben gewiß ſein Verdienſt bleiben wird.

*) Les barbons.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 September 1840.

Meine Muse.

Von Sainte Beuve.

Nein, meine Muse gleicht der Odaliske nicht,
Die tanzt, den Busen nackt, die schelmisch lächelnd spricht,
Mit glänzend schwarzem Haar, mit Augen, groß und glüh;
Und nicht der Pari gleicht, der jungen, rothen sie,
Vor deren Schwingen Glanz erbleichet selbst der Pfau;
Noch auch der Fee, geschmückt mit Flügeln, azurblau —
Zwei Nebenbuhler, die des Paradises Pracht
Entfalten vor dem Kind, sobald es ja gesagt.*)
Und auch der Jungfrau nicht, o Muse, der ich diene,
Der Wittwe gleichst du nicht, mit schmerzlich düstrer Miene,
Die in dem öden Schloß, die hinter Klostermauern
In Abgeschiedenheit die Jahre läßt vertrauern,
Stets einen Namen nennt, oft zu den Gräbern geht
Der Ahnengruft, dort kniet, vom Sammtgewand umweht,
Die ihre heiße Stirn auf kalten Marmor legt,
In Thränen strömt der Schmerz, der ihre Brust bewegt.

Doch, wenn im stillen Gram ins Holz ihr lenkt die Schritte,
Seht ihr dann wohl im Grund dort neben einer Hütte
Den abgestorbnen Baum, den Bach, an dessen Rand
Ein Mädchen emsig stets wäscht alte Leinewand?
Sie senkt verschämt das Aug', sobald ihr mit ihr sprecht,
Denn, wenn auch arm, ist sie von adligem Geschlecht,
So gut wie Andre auch hätt' sie in bessern Zeiten
Genießen können ganz des Lebens Lustbarkeiten:
In Wagen fliegen, stolz auf Bäll'n und Promenaden
Sich zeigen, vom Balkon anhören Serenaden,
Und durch ihr Harfenspiel Bewunderung erwecken,
Aus all den Bravos doch ein Lächeln nur entdecken.
Indeß — der Himmel hat nie hell auf sie geblickt,
Und schon den zarten Keim hat er im Zorn zerknickt.
Sie stricket, wäscht und näht, und pflegt, ein frommes Kind,
Den alten Vater, der wahnsinnig ist und blind.
Wenn sie zuweilen singt, um aus der Raserei
Zu wecken ihn, dann schreckt ein schriller, greller Schrei
Sie auf; ein Husten droht den Vater zu ersticken,
Und die zerriss'ne Lung' ihm gänzlich zu zerstücken.
Doch ein Gedanke ist's, der sie erhält und hebt,
Die Hoffnung, daß sie noch den Vater überlebt.

Seht! meine Mus' ist dieß, sie, der ich dien' für immer,
Die nächstens bei mir weilt, flieht bei des Tages Schimmer,
Von mir allein besucht, von mir allein gekannt,
O keusche Göttin du, die Schwester ich genannt!
Geh rasch; es sinkt die Nacht; dein Vater schlummert schon,
Komm zu dem Eichenstamm, fern von der Menschen Hohn.
Komm auf den grauen Fels, wo braune Haide träumt,
Komm auf den stein'gen Pfad, mit Farrenkraut gesäumt!
Flieh! laß umher uns irr'n, dann setzen uns ins Grün,
Ich auf das nasse Gras und du auf meinen Knien.
Und nun schieb noch zurück den langen Wittwenschleier,
Vergiß dein Leid und laß jetzt deine Worte freier
Als Perl' auf Perle in mein brennend Herze fließen,
Wie Tropfen Thau's im Mai auf Rosen sich ergießen.
So bleich, die Flechten los, vom braunen Haar umwallt,
Hebt noch des Mondes Schein die prächtige Gestalt!
Dann sag', o Muse mir, der stets ich treu gewesen,
Geheimnißvolle Mähr von den geliebten Wesen,
Dann lenke meinen Blick hin auf des Himmels Rund,
Und mach die Namen mir von allen Sternen kund;
Nenn' mir das Glanzgestirn, das dort am Firmament
Jetzt tausend Strahlen schießt, in tausend Farben brennt
Zur selben Zeit; sag' mir, wo dann die Sonne weilet,
Wenn sie am Abend ist von uns hinweggeeilet,
Sag', wie in dunkler Nacht durch blut'ge Wolkenfetzen
Der Mond, so weiß und bleich, sich seine Sichel wetzen.....
Doch sag' vor Allem mir, ob eine Welt dort oben,
Wo edle Geister sind, dem Erdenschmerz enthoben!

F. W. Dralle.

*) Bezieht sich auf ein Gedicht von Victor Hugo „La fée et la péri.“

Philoſophie in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Blanc St. Bonnet.

Der Begriff des Menſchen, abgeleitet aus dem Begriffe Gottes.

Der oben angeführte Haupttitel, unter welchem das ganze Buch, wovon dieſe Schrift nur ein Bruchſtück, erſcheinen wird, zeigt, daß es ſich nicht um ein Syſtem der Metaphyſik, ſondern um eine philoſophiſche Theorie der Geſellſchaft, des Staatslebens, handelt, um eine Aufgabe der praktiſchen Philoſophie, nicht um die Löſung der metaphyſiſchen Probleme. Aus dem Titel und dieſem Fragment kann über Charakter und Werth des Ganzen freilich noch nicht entſchieden werden, ſo viel aber glauben wir doch abnehmen zu können, daß dieß Werk ſich die Aufgabe ſetzt, ein Gegenſtück zu Rouſſeau's berühmtem Contrat social zu liefern, eine Theorie des Weſens der Geſellſchaft, welche, während Rouſſeau atomiſtiſch, mechaniſch, mathematiſch verſtändig verfuhr, und ſittliche Inſtitutionen und Mächte gleichſam wie ein Rechenexempel behandelte, das wahrhaft Sittliche, das ewig und innerlich Nothwendige, was den Beſtand der Geſellſchaft bedingt und ihren Fortſchritt ſichert, nicht von zufälligen Entſcheidungen der Willkür der Individuen, ſondern von objectiven, in der menſchlichen Natur liegenden und durch Bildung und geläutertes Bewußtſeyn zu entwickelnden Principien ableiten will. Wenn Rouſſeau's Werk vielfach den negativen Charakter des Mißtrauens an ſich trägt (was in der Praxis wohl gerechtfertigt ſeyn mag), ſo dürfte dagegen, vermuthen wir, das angekündigte Werk einen mehr poſitiven Charakter bekommen, den Glauben, das Vertrauen zum Höhern und Göttlichen im Menſchen zum Fundament der Geſellſchaft machen, und ein Ideal aufſtellen, das zwar nicht ſofort in die Wirklichkeit übertragen werden kann, das aber ein heilſames Gegengewicht bilden möchte gegen eine ſtarre, mechaniſche, äußerliche Anſicht vom Staat, welche in der gegenwärtigen, begeiſterungsloſen Zeit in Frankreich immer mehr um ſich zu greifen ſcheint, und durch die dem Anſchein nach allerdings geringe Wirkſamkeit der wahrhaft ſittlichen Potenzen, verglichen mit dem Einfluß der egoiſtiſchen Intereſſen, nur allzu ſehr unterſtützt und beſtätigt wird.

Das genannte Fragment bildet das fünfzehnte Capitel des zweiten Buchs, und der Inhalt der acht Bücher wird vom Verfaſſer ſo angegeben: Erſtes Buch. Was iſt der natürliche Zuſtand des Menſchen? Zweites Buch. Von den Elementen der menſchlichen Natur. Drittes Buch. Von den Bedingungen der Exiſtenz des Menſchen. Viertes Buch. Vom chronologiſchen Urſprung der Geſellſchaft. Fünftes Buch. Vom logiſchen Urſprung der Geſellſchaft. Sechstes Buch. Vom geiſtigen Band der Geſellſchaft. Siebentes Buch. Vom materiellen Band der Geſellſchaft. Achtes Buch. Vom künſtlichen Band der Geſellſchaft. Als beſondern Grund, warum er gerade dieß Fragment als Probe ausgewählt, gibt der Verfaſſer an: „Dieß Fragment enthält den Begriff des Menſchen, abgeleitet aus dem Begriffe Gottes, was uns den Zuſtand des menſchlichen Herzens erklärt, wie es in dieſer Welt eingeſchloſſen iſt; dieſer Gedanke iſt für mich eine Quelle des Troſtes geweſen, und ich habe gewünſcht, daß diejenigen, die ſich ſchon für die Reſultate einer ſolchen Forſchung intereſſiren, dieſen Gedanken mit mir theilen möchten.“ Weiter ſagt er auch in ſeinem Vorwort: „Wie Rouſſeau ſich bewogen fand, zum Titel ſeines Werks über die Geſellſchaft den Begriff und Namen deſſen zu machen, was ihm das ſchöpferiſche Princip der Geſellſchaft ſchien, nämlich den Geſellſchaftsvertrag: ſo haben auch wir zum Titel unſrer Unterſuchung über das Weſen der Geſellſchaft den Namen deſſen gewählt, was uns als das wahre, ſchöpferiſche Princip der Geſellſchaft erſchien, nämlich: eine geiſtige Einheit.“

Die Ableitung des Begriffs des Menſchen von dem Begriff Gottes gilt dem Verfaſſer als eine Art zuſammenfaſſender Probe für die vorangegangnen Unterſuchungen über das Weſen des Menſchen: „Bisher haben wir gewiſſermaßen nur die Anatomie des geiſtigen Menſchen getrieben. Für die Erleichterung des Verſtändniſſes war es erforderlich, daß die menſchliche Natur ſo bis in ihre nicht weiter aufzulöſenden Principien getheilt wurde, damit jeder einzelne Theil abgeſondert betrachtet werden konnte. Die Natur des menſchlichen Geiſtes fordert, daß, ehe wir uns zum Begriff des Ganzen erheben, wir durch die Erkenntniß der einzelnen Theile, die dasſelbe bilden, hindurchgehen. Aber dieſe erſte Operation einmal vollendet, hat man als Reſultat nur Abſtractionen, einzelne Eigenſchaften, zerſtreute Organe und nicht ein wirkliches und vollſtändiges Weſen. Es iſt dann nöthig, dieſe getrennten Theile wieder zu vereinigen, ſie wieder zu ihrem wahren Seyn herzuſtellen, damit das in ſeinen Elementen ſtudirte Weſen, in ſeiner Geſammtheit, d. h. ſo wie es in der Wirklichkeit iſt, wieder erſcheine. Jede, das urſprüngliche Ganze zerſetzende Analyſe erheiſcht eine wiederherſtellende Syntheſe. Wir kennen in der That erſt die in der menſchlichen Natur ſich findenden Elemente; wir kennen nur erſt die ſpeciellen Kräfte des Menſchen, nicht den ganzen Menſchen wie er exiſtirt, handelt, wie er in der Schöpfung lebt. Wir wiſſen was die Vernunft iſt, und was ihre Reſultate; was der Wille und ſeine Producte, was der Verſtand und die verſchiednen Functionen, die er im Dienſt der Vernunft vollzieht; was der Körper und die verſchiednen Bewegungen, die er im Dienſt des Willens ausführt; aber Vernunft und Willen ſind im Menſchen und nicht der Menſch ſelbſt; der Verſtand und der Körper gehören zum Menſchen, aber ſind nicht er ſelbſt. Wenn nun Vernunft, Wille, Verſtand und Körper nur verſchiedne Kräfte des Menſchen ſind, wo iſt denn der Menſch ſelbſt? denn dieſe Theile müſſen doch ein Ganzes bilden; dieſe vier Fundamentalorgane müſſen ſich an einen Mittelpunkt knüpfen, der gleichſam der Träger, der Stamm davon iſt. Und dieſer Stamm — wird er nicht der Menſch ſelbſt ſeyn, d. h. das mit Vernunft, Willen, Verſtand und einem Körper begabte Weſen? Und wenn wir nun den Mittelpunkt finden, an welchen Vernunft und Willen, Verſtand und Körper ſich knüpfen, die Urſache, die ſie bewegt, belebt und zu ihrem Dienſt benützt: beſitzen wir dann nicht, ſtatt eines Vereins iſolirter Functionen, ein vollſtändiges, organiſirtes Ganze, eine Einheit, wo all die

früher unterſuchten Functionen auf ihr Ziel hinwirkend, das Weſen begründen, welches Menſch heißt?

Da nun der Punkt, wo Vernunft und Wille, Verſtand und Körper zuſammenlaufen, nicht nur das Centrum ſeyn muß, an das dieſe verſchiednen Kräfte ſich knüpfen, und die wirkende Urſache ihrer Thätigkeit, ſondern auch der Zweck, für welchen dieſe Kräfte geſchaffen ſind, und dasjenige, dem alle andern Elemente als Mittel dienen, da mit Einem Wort dieſer Punkt das Grundweſentliche des Menſchen ſelbſt ſeyn muß: ſo müßte man, um die Natur und die Eigenſchaften dieſes Centralpunkts zu ergründen, beſtimmen was der Menſch iſt, nicht, wie bisher von uns geſchah, nach ſeinen erſcheinenden Kräften, in ſeinen Organen, die ſich auf die Zeit beziehen, ſondern an ſich und in ſeinem Weſen.

Um nun das Weſen des Menſchen zu beſtimmen, um, nicht die Kräfte und Vermögen, deren er ſich hienieden bedient, ſondern ſein Weſen in ſeinem Verhältniß zum abſoluten kennen zu lernen, handelte es ſich nicht davon, zu wiſſen wie es zugeht, daß ein endliches Weſen, ein Weſen das nicht durch ſich ſelbſt iſt, wirklich exiſtiren kann (da es doch ſcheint, als ob das abſolute Weſen allein natürlicherweiſe exiſtiren müßte), ſondern zu wiſſen: welche Art der Exiſtenz dieſem aus der unendlichen Realität verbannten Weſen zukommen kann; zu wiſſen, was es thun kann in dieſer Welt; warum es darin iſt; und endlich: in welcher Lage es ſich befindet, als geſchaffenes, bedingtes, von der Quelle ſeines Daſeyns entferntes Weſen.

Und um nun zu wiſſen, welche Exiſtenz einem armen, geiſtigen, endlichen und abhängigen Geſchöpf zukommt, einer Creatur ohne alle Macht ſich zu erhalten, die in ſich ſelbſt nicht die Quelle ihrer Seligkeit hat, die entblößt iſt von Allem, wodurch ihr Befriedigung werden könnte, kurz von Allem, wodurch Gott ein unendliches, vollſtändiges und ſeliges Seyn iſt, bleibt uns kein andres Mittel, als von den nothwendigen und weſentlichen Geſetzen der Realität auszugehen. Denn man muß wohl den Begriff der abſoluten Exiſtenz haben, um beobachten zu können, was vom Seyn demjenigen bleibt, was jener abſoluten Exiſtenz entbehrt, und was dann ſeine relative Exiſtenz wird; man muß wohl den Begriff der abſoluten Exiſtenz haben, um zu wiſſen, in welchem Verhältniß ſich das endliche und abhängige Weſen befindet zur abſoluten Exiſtenz, ohne die es nicht beſtehen könnte. Und den Menſchen in ſeinem Weſen zu erkennen, iſt es wohl natürlich, in Gott zu forſchen, dem Typus des nach Gottes Bild geſchaffnen Menſchen.

Ehe der Verfaſſer an die Erörterung des Weſens Gottes geht, findet er es nöthig, die Kühnheit ſeines Unternehmens zu entſchuldigen, und dieſe Stelle iſt für den Geiſt des Buchs ſo charakteriſtiſch, daß wir ſie nicht übergehen wollen:

„Ehe wir jedoch von dem poſitiven Weſen Gottes ſprechen, entſchuldigen wir uns demüthig wegen der Freiheit, welche eine ſeiner Creaturen ſich heraus nimmt, die Augen des Geiſtes zu erheben zu dem, den die Himmel nur mit Zittern anbeten! Vielleicht läge ein wahrhaftigerer Frevel in dieſer Berührung Gottes mit dem Geiſt des Menſchen als in der Berührung mit ſeinen ſterblichen Händen, wenn wir nicht wüßten, daß der Schöpfer uns die Vernunft nur gegeben hat, um ihn zu erkennen und in ſeiner Weisheit die Geſetze unſers Lebens zu leſen, damit wir uns über unſre Beſtimmung und das Ziel, das wir erreichen ſollen, klar werden. Ja, nur dieſe Ueberzeugung kann uns das Zittern überwinden machen, von dem unſre Seele ergriffen wird, wenn es ſich davon handelt, das Weſen Gottes zu erforſchen mit eben dem Geiſte, der ſchon das Wiſſen ſeiner Werke nur in ſo groben Zügen ſich aneignen kann."

Viele deutſchen Philoſophen und Philoſophenjünger werden mitleidig lächeln über dieſe „erbauliche Tirade," und dem Verfaſſer von vornherein nichts auf ſein Speculiren halten; gewiß ſind die Ausdrücke etwas herb und geſucht, und die Stelle hat in einer philoſophiſchen Schrift etwas Befremdliches; aber unter einem gewiſſen Geſichtspunkt wird man dieſe Aeußerung doch eher billigen als tadeln, wenn man bedenkt, wie in manchen Schriften, von manchen Katheedern herab, von Gott, vom Abſoluten, in einem Ton geſprochen wird, welcher deutlich verräth, daß dieſe Idee dem Schriftſteller oder Redner zu einem bloßen Verſtandesbegriff, zu einem Wort, einem Namen zuſammengeſchwunden iſt, der durchaus nichts mehr von dem im Geiſt erweckt und belebt, was durch jene Bezeichnungen nur angedeutet wird, und was nur durch die energiſchſte und reinſte Geiſtesthätigkeit annähernd vergegenwärtigt werden kann, ſo muß man es nur lobens- und wünſchenswerth finden, daß von dem höchſten Gegenſtand des Denkens mit Sammlung, mit Ernſt, mit Weihe geſchrieben und geſprochen werde, und es iſt eine billige Forderung, daß das Denken, welches in die tiefſten Tiefen einzudringen ſtrebt, durch die Würde des Ausdrucks Ernſt beurkunde und erwecke. Daß hiemit nicht geſagt werden ſoll, der Philoſoph müſſe Gott jedesmal zuvor um Entſchuldigung bitten, daß er über ſein Weſen philoſophire, verſteht ſich wohl von ſelbſt; aber der Ton gleichgültiger Kälte, den man häufig in Unterſuchungen über den höchſten Gegenſtand der Speculation findet, iſt gewiß nicht geeignet, eine günſtige Meinung von der Wärme und Lebhaftigkeit der Ueberzeugung des Lehrers oder Schriftſtellers zu begründen, und die gewandteſte Dialektik wird dieſe Unterſtützung doch immer mit Nachtheil entbehren.

Dann fährt der Verfaſſer fort: „Wir wiſſen, daß Gott der iſt, der durch ſich ſelbſt iſt, oder einfach: das Seyn. Aber vor Allem, laſſen wir uns nicht durch die Worte blenden und betäuben; ſehen wir zu, wie weit der Verſtand dringen kann im Verſtändniß des Seyns. Fürs erſte wiſſen wir wohl, daß der Menſch das Seyn an ſich nicht begreifen und erfaſſen kann, da dieß hieße Gott begreifen. Gott begreifen hieße Gott beſitzen, und unſre Exiſtenz in dieſer Welt beſteht gerade in der zeitweiligen Beraubung des Beſitzes Gottes. Aber doch haben wir auch bemerkt, daß jedes Weſen ſeine Elemente hat, mit ſeinen Attributen begabt iſt, und auf Bedingungen der Exiſtenz beruht; wir haben ſie aufgezählt für die Materie, für den Geiſt, wenigſtens theilweiſe; in Bezug auf Gott können wir ſie auch ſammeln in der gedoppelten Schöpfung, worin er gewiß einige geoffenbart hat. Wir wiſſen z. B. aus der Erforſchung der phyſiſchen Welt, daß Gott die Allmacht, die Allweisheit, die abſolute Realität iſt, wie wir aus der Erforſchung der moraliſchen

Welt wiſſen, daß er die Allſchönheit, die Allgerechtigkeit, die abſolute Liebe iſt. Aber nicht nur beſitzt Gott unendlich dieſe Elemente und Bedingungen des Seyns, er iſt auch die unendliche Wiedervereinigung und Identification aller bekannten und unbekannten Attribute des Seyns. Gott erſcheint uns als das Seyn im höchſten Sinn, als die Realität." — —

„Gott iſt die unendliche ewige vollkommene Realität. Alle Subſtanz in ſich ſchließend, genügt er ſich ſelbſt vollkommen, iſt die unerſchöpfliche ewige Quelle ſeiner Seligkeit. Denn die Seligkeit entſpringt aus der Natur Gottes ſelbſt, iſt die Frucht ſeiner Unendlichkeit. Die Glückſeligkeit nämlich beſteht im Beſitz deſſen, was man das Gute nennt, und das Gute iſt der Beſitz des Seyns. Das Uebel dagegen iſt für ein Seyn nur die Beraubung eines Theils des Seyns, das ſeine Natur in ſich ſchloß. Wenn die Glückſeligkeit im Beſitz des Guten beſteht, und das Gute der Beſitz des Seyns iſt, ſo befindet ſich derjenige, der die Fülle des Seyns beſitzt, in Folge davon auch im Vollbeſitz der Glückſeligkeit. Ferner: der Beſitz alles des Seyns, deſſen eine Natur fähig iſt, begründet für ſie die Vollkommenheit; und die Vollkommenheit iſt für ein Seyn das Gute im höchſten Sinn. Wenn nun Gott die unendliche Subſtanz in ſich ſchließt, beſitzt er die unendliche Vollkommenheit; wenn er die unendliche Vollkommenheit beſitzt, beſitzt er das unendliche Gut, mithin die unendliche Glückſeligkeit u. ſ. w."

„Die Exiſtenz Gottes beruht nicht auf einer trägen Nothwendigkeit; Gott ſchläft nicht, wie die Materie, geſtützt und getragen von einer fremden Macht, welche ihm das Daſeyn verliehen; ſein Daſeyn fließt vielmehr ganz aus ihm ſelbſt; es iſt das ewige Product ſeiner unerſchöpflichen Cauſalität. Und man kann ſagen: ſein Leben hat ſo ſehr ſeine Quelle in ihm ſelbſt, daß Gott ſich vernichten würde, wenn er den ewigen Act ſeiner Selbſterzeugung hemmte. So iſt in Gott, wie in allen Weſen, ein Princip des Lebens. Dieß Lebensprincip iſt nichts Geringeres als das Vermögen, die Unendlichkeit zu umfaſſen und zur Einheit zurückzuführen. Gott, als abſolutes Weſen, iſt im Beſitz ſämmtlicher Bedingungen des Daſeyns. In Gott begegnen ſich nun alle Bedingungen des Daſeyns, d. h. alle Eigenſchaften des Seyns, von gegenſeitiger Anziehung ergriffen, einander unaufhörlich, um in ihre unausſprechliche Identität zurückzukehren. Dieſe Identität macht, daß dieſe Eigenſchaften des Seyns ſich alle zumal in jeder wiederfinden; und da die Seligkeit aus dem vollſtändigen Beſitz des Seyns entſpringt, müſſen die unzähligen Kräfte des Unendlichen in einander ſeyn wie eine einzige Kraft: ſie müſſen ſich alle anziehen und concentriren, vermöge ihrer gegenſeitigen Neigung, um ſich mit Glückſeligkeit zu durchdringen.

Gott iſt auch weit entfernt, unbeweglich in ſich zu ruhen, vitales Centrum auf allen Punkten ſeines Seyns, und unter ſeiner univerſellen Thätigkeit bewegen ſich die unendlichen Subſtanzen aufs ſchönſte ineinander, wie ein Concert, deſſen Wonne von Ewigkeit zu Ewigkeit, in allen Sphären der Unendlichkeit wiedertönen. Dieſe Kraft, vermöge welcher die weſentlichen Eigenſchaften, Tugenden und Subſtanzen ſich anziehen und einander durchdringen, wie eine einzige Subſtanz, dieſe Kraft — die göttliche Anziehungskraft — iſt das was man die Liebe nennt. Die Liebe iſt die Bewegung des Weſens zum Weſen hin. Und ſo iſt die Liebe, welche die natürliche Bewegung des Weſens zum Weſen hin iſt, in Gott zugleich Princip des Lebens und der Seligkeit. Durch die Liebe ſammelt Gott, unter ſeiner mächtigen Einheit, die göttlichen Subſtanzen der Realität und entzündet ſie mit ewiger Thätigkeit. Die Seligkeit entſpricht der Liebe. Und da Gott keinen Theil ſeiner Glückſeligkeit verlieren kann, ſo kann auch kein einziger Punkt ſeines Weſens dieſer allgemeinen Belebung entgehen; ſomit kann auch ſeine Liebe, das Band aller ſeiner göttlichen Subſtanzen, nicht anders als unendlich ſeyn, wie die göttlichen Subſtanzen ſelbſt. An den Gränzen ſeiner Liebe würde Gott die Gränzen ſeines Seyns finden; ſein Seyn kann keine Schranken haben, und ſo iſt auch ſeine Liebe ſchrankenlos. Wie im menſchlichen Körper ein Herzſchlag die ernährende, erhaltende Flüſſigkeit bis in die kleinſten Extremitäten der Organe ſendet, ſo beſteht in dem abſoluten Weſen die Lebensbewegung darin, daß es ſich in der ganzen Ausdehnung ſeiner unendlichen Subſtanz erfaßt. Jede Subſtanz, ſofern ſie göttlich iſt, trachtet darnach, in die ewige, beſeligende Einheit zurückzukehren; und da die Glückſeligkeit in der Fülle des Seyns beſteht, welches das Seyn beſitzt, ſo iſt das Beſtreben, das Unendliche zu umfaſſen, dieſe ewige Bewegung zum abſoluten Leben hin nichts Anderes als der natürliche Herzſchlag der Gottheit. So ſind die Ewigkeit und Unzerſtörbarkeit Gottes Folgen davon, daß er Einer iſt, und in dieſer Einheit die univerſellen Bedingungen des Daſeyns umſchließt. Durch ſeine Liebe iſt Gott beſtändig ſich ſelbſt Urſache ſeiner Seligkeit, wie der Ewigkeit ſeiner Exiſtenz. Wenn das abſolute Weſen in ſich das Seyn vom Seyn trennen wollte, ſo müßte es die nothwendige Liebe in ſich hemmen, welche in ihm aus allen Subſtanzen emanirt und das Seyn zum Seyn hindrängt, d. h. es müßte die erhabene und ewige Sexualität ſeines Weſens vernichten.

Gott, als Allſeyn, hat ſein Weſen, ſeine Natur und ſein Leben, und dann das conſtitutive Princip, das ſeinem Weſen angehört, auf dem ſeine Natur beruht, und aus welchem ſein Leben fließt. Das Weſen Gottes iſt die Realität; ſeine Natur die Unendlichkeit; ſein Leben die Seligkeit, ſein conſtitutives Princip die Liebe. Oder vielmehr: Liebe, Seligkeit, Unendlichkeit, Realität, alle Bezeichnungen Gottes drücken nur Eines aus: die abſolute Exiſtenz. Nur beruht die Seligkeit auf der Realität, die Realität auf der Unendlichkeit, die Unendlichkeit auf der Liebe, (?) und die Liebe auf dem Durſt des Seyns nach dem Seyn, d. h. auf der Liebe. Hier iſt der Cirkel unendlich; nur die Liebe iſt es, die von der Liebe ſtammend, zeugt und nicht erzeugt iſt. Die Liebe iſt die Urſache der Urſachen, ſelbſt ohne Urſache."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 September 1840.

Mrs. Trollope über die Wiener.

Aus Veranlaſſung ihres Buchs über Wien und die Oeſterreicher fällt das Quarterly Review über die bekannte ſchriftſtellernde Dame folgendes Urtheil:

„Dieſe Dame gehört ohne Zweifel zu den geſcheidteſten und ausgezeichnetſten Autoren der jetzigen Zeit. Bei einer raſchen Beobachtungsgabe, welche auf Einen Blick den ganzen Gegenſtand erfaßt, bei einer Durchſchauung der Beweggründe und Urſachen, welche inſtinctartig ſcheint, einer lebhaften Empfänglichkeit für das Lächerliche und einem großen Talent zur humoriſtiſchen Schilderung, iſt ſie mehr als irgend Jemand geeignet, die Anmaßung an den Pränger zu ſtellen oder der Heuchelei die Maske abzureißen; Zeugniß hiefür legen ab ihre: Sitten der Amerikaner im häuslichen und Privat-Leben, und ihr: Vicar von Wrexhill, der wenn man auch alles Mögliche in Betreff der Uebertreibung und der Derbheit zugibt, doch Bewunderung verdient durch die treuen und lebensvollen Skizzen, die Analyſe der Charaktere und den Geiſt und Witz. Aber die Abgeſchmacktheiten eines Volks oder die Gemeinheit eines Individuums ſchildern iſt etwas ganz Anderes, als über Inſtitutionen philoſophiren, oder die feinen Züge im Benehmen auffaſſen, welche die Ariſtokratie einer großen Hauptſtadt von der einer andern unterſcheiden; und wir können der Mrs. Trollope nicht das Compliment machen, daß ihr die eine oder die andre Hauptaufgabe dieſes Werks zu löſen gelungen ſey. Dieß Fehlſchlagen iſt hauptſächlich einer Urſache zuzuſchreiben, welche bei manchen andern neuern Schriftſtellern über Leben und Sitten des Continents nachtheilig gewirkt hat.

Man kann als allgemeine Regel aufſtellen, daß Perſonen, welche nicht der höchſten Claſſe angehören, im Ausland leicht ein paar Stufen höher in der Geſellſchaft ſteigen. Ein Mann der nicht die geringſten Anſprüche hat, ſich unter die Notabilitäten Londons zu miſchen, findet ohne viele Umſtände Zutritt bei Schlegel, Tieck, Humboldt, Lamartine, Dupin, Alfred de Vigny, Chateaubriand; und eine Frau, geboren und erzogen in der Mittelclaſſe, beſteht leicht darauf, der élite von Faubourg St. Germain ganz beſonders empfohlen zu werden. Irgend ein gutherziger Freund thut ihnen den Gefallen; und wenn der Herr etwa einen erträglichen Schatz von Kenntniſſen beſitzt, und die Dame Schönheit oder einen Namen aufzuweiſen hat, ſo werden ſie zu einigen Soiréen gebeten und kommen gelegentlich wirklich in ein Geſpräch mit Individuen von europäiſcher Berühmtheit — nichts zu ſagen von bloßen Fürſten und Herzoginnen. Die Folge iſt, daß ſie bei ihrer Rückkehr in die Heimath unbewußt den vergleichungsweiſe niedrigen und beſcheidnen Kreis, dem ſie angehören, mit dem glänzenden Kreis vergleichen, den ſie kürzlich verlaſſen, und die engliſche Geſellſchaft als langweilig verſchreien, weil Mr. Jenkins nicht ſo gut ſpricht wie Fürſt Metternich, oder Mrs. Tomkins nicht die feine Grazie einer Recamier beſitzt.

Mrs. Trollope iſt eine zu verſtändige Frau, um ſich durch Titel blenden oder ihr Urtheil durch ſchöne Sachen und Pracht beſtechen zu laſſen; aber ihr Buch enthält die ſtärkſten innern Beweiſe, daß die engliſche Welt, von welcher ſie ſpricht, eine weit unter dem Bereich von Mayfair liegende iſt; und es wäre in der That zu verwundern, wenn die Aufmerkſamkeiten, welche ihr in Wien zu Theil wurden, wie Schatten vorübergegangen wären, während ſie noch dort war, und ihre Seele ganz unbefangen gelaſſen hätten bei einer Vergleichung ihrer gütigen und freundlichen Wirthe und Wirthinnen mit den „üppigen, vollgeſtopften engliſchen Ariſtokraten,“ wie ſie einmal ſie nennt.

Wir haben noch eine Bedenklichkeit, die beinahe eben ſo allgemeine Anwendung findet, wie die erſte. Um die höhern Cirkel verſtehen und würdigen zu können, oder überhaupt Cirkel jeder Art, muß man auf dem Fuße der Gleichheit mit ihnen leben. Es iſt nicht genug als „Löwe“ Zutritt in denſelben zu finden, wenn man nicht ſo lange darin weilt, daß dieſer Eindruck verſchwindet; noch ſchlimmer iſt es, wenn man mit der erklärten Abſicht, ein Buch darüber ſchreiben zu wollen, kommt. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich für die Claſſe von Ehrenmännern, meiſt Amerikaner von niedrigem Herkommen, welche in Auf-

traz eines Buchhändlers reisen, um politische, fashionable oder literarische Klatschereien zu sammeln, so regelmäßig wie ein Birminghamer Handlungsreisender, um Bestellungen auf Knöpfe oder Eisenwaaren zu sammeln; denen eine Einladung wie eine baare Summe von Dollars ist, die mit einer Soirée die Rechnung ihrer Wäscherin bezahlen, und von einer Mahlzeit eine Woche lang zehren. Ja, es ist kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß jeder Mann oder jede Frau von bedeutendem Ruf, welche das Unglück haben, ihnen in den Weg zu kommen, etwas zu ihren Bedürfnissen oder ihrem Staat beitragen müssen. Ein fashionabler Novellist verhilft ihnen zu vergoldeten Ketten und blauäsernen Hemdknöpfen, ein ausgezeichneter Mathematiker oder Geolog zu weißen bockledernen Handschuhen und Tanzschuhen, und eine Schriftstellerin über Bevölkerung zur Fußbekleidung; während eine Kammerdame ihnen einen Mantel einträgt, ein irischer Agitator Stiefel, um durch den Koth zu waten, Lord Normanby polirte Lederstege unter den Stiefeln, Lord Melbourne einen Schlafrock und Pantoffeln und Lord Londhurst ein Rohr mit einem Edelsteinknopf.

Mrs. Trollope ist in ganz andern Verhältnissen. Sie reist, um nationale Charakterzüge zu sammeln, und führt auf oder schildert nur solche, welche freiwillig der Prüfung sich unterziehen, als einer Folge ihrer Berühmtheit oder ihres Standes. Aber dann muß sie — und das ist die Folge *ihres* Rufes, sich darauf gefaßt machen, wenig oder nichts zu sehen und zu hören, außer was man sie mit Absicht sehen und hören lassen will. Je vous fais cadeau de cela fügte Fürst Metternich bei, nachdem er ihr eine Anekdote erzählt, die er offenbar gern weiter verbreitet sah. Dieß Wort spricht die Mrs. Trollope gänzlich davon frei, ein Vertrauen mißbraucht zu haben, zeigt aber auch, daß der Fürst beständig auf seiner Hut war, und sie so offenbar mit dem, was seinen Zwecken gemäß war, regalirte, wie Herr von Raumer in solcher Weise von den Whigs regalirt wurde. „Wenn Sie an die Augen kommen, Mr. Carmine, sagen Sie mir es doch, daß ich auch einen rechten Blick annehme!" sagt Foote's fashionable Dame zu dem Porträtmaler; und Mrs. Trollope mag sich darauf verlassen, daß ihre eleganten, modischen Wiener Freundinnen dieselbe Vorsicht beobachteten. Sie nahmen für diesen Fall einen eigenen rechten Blick an, sie setzten sich bei ihrer Annäherung in eine Attitude, und nahmen sich sehr in Acht, daß sie sie nur so zeichnete, wie Frau von Staël nach ihrem eignen Geständniß sich selbst gezeichnet: „Je ne me suis peinte qu'en buste."

Selbst Isaak Tomkins gibt zu, daß die beste englische Gesellschaft die beste überhaupt ist. Warum? Weil da Jedermann in seinem Behagen, weil die Stellung von Jedem fest begränzt, weil es daher Jedermann freigestellt und vergönnt ist, die eigentlichen Zwecke der Gesellschaft und Geselligkeit zu verfolgen, weil Jedermann sicher ist, mit Höflichkeit im wahren Sinn des Wortes behandelt zu werden. — La politesse est l'art de rendre à chacun sans effort ce qui lui est socialement dû. Nun besteht allerdings diese Gesellschaft nicht ausschließlich aus Personen, die schon durch ihre Geburt bevorzugt und ausgezeichnet sind — so wenig als die beste Gesellschaft in Paris. Und doch scheint Mrs. Trollope, obgleich sie einen Strahl der Wahrheit erhascht hat, für die Wiener Gesellschaft das Monopol der Behaglichkeit und Unabhängigkeit in Anspruch zu nehmen, auf den Grund ihrer vollständigeren Ausschließlichkeit hin. Da sind keine parlamentarischen Berühmtheiten, keine literarischen Löwen, und nur sehr selten eine Löwin, keine Millionäre zu finden, und die Folgen davon sind klar und einfach:

„Wenn bei uns," sagt Mrs. Trollope, „ein stärkerer und lebendigerer Verkehr der Intelligenz ist, so ist dagegen in Wien die Gefahr geringer, auf dem Sammelplatz der guten Gesellschaft solchen zu begegnen, deren passenderer Platz außerhalb derselben ist. Ein habitué des Kreises, der hier (in Wien) die gute Gesellschaft ausmacht, kann kecklich mit seinem Nachbar, wenn er ihm auch noch unbekannt ist, sich in ein Gespräch einlassen, ohne lästige Zweifel und Besorgnisse rücksichtlich der Klugheit oder Schicklichkeit dieses Wagestücks — eine glückliche Zuversichtlichkeit, deren Mangel vermuthlich der Grund jener Scheue (sauvagerie) ist, die man uns oft zum Vorwurf macht. Wagt dagegen irgend ein uneingeweihter Gast in einem Londoner oder Pariser Salon eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Nächsten Besten, auf den er da stößt, anzuspinnen, ohne die Ceremonie des Vorstellens abzuwarten, so würden die Chancen eines glücklichen Resultats auf der ganzen großen Scala von der Siedhitze bis zum Gefrierpunkt des Quecksilbers schwanken. Er könnte sich zusammenfinden mit dem ersten jetzt lebenden Dichter oder mit dem ersten Borer; er könnte Höflichkeiten austauschen mit einem mächtigen einfältigen Peer des Königreichs, oder mit dessen elegantem, beredtem und viel angesehenem Bankier. Er könnte sein Ohr leihen der gewaltigen Sprache eines methodistischen Pfarrers, eines tiefsinnigen Philosophen oder eines tragischen Schauspielers; es wäre eben so leicht möglich, daß er sein Experiment mit dem Edelmann von zwanzig Ahnen anstellte, als mit dem Emporkömmling von gestern; mit dem achtungswürdigsten Mann in Europa oder mit dem größten Schuft."

Im Salon eines Lafitte oder einer Mrs. Lee Hunter mögen Mischungen dieser Art vorkommen, aber nicht in der, Londoner oder Pariser, Gesellschaft, welche mit Recht mit den höhern Kreisen Wiens verglichen wird. Aber lassen wir das; die Frage ist: welche Wirkung hat bei dem Wiener Adel dieser Purismus? und wir glauben, das wenigste was man davon erwarten sollte, wäre, daß derselbe freier, natürlicher und weniger ängstlich in Bewahrung seiner äußern Würde sich zeigte, da der große Vortheil eines anerkannten Ranges oder einer festbestimmten Stellung darin besteht, daß man Alles sagen, daß man sich mit Jedermann öffentlich zeigen kann. Wir wollen sehen:

„Ich habe schon gesagt, daß die adelige und die Börsen-Aristokratie sehr scharf geschieden sind, und ich muß jetzt, so gut ich kann, die Wirkung dieser scharfen Scheidung beschreiben. In Betreff der höhern Classe könnte ich sagen, daß die Wirkung (wenigstens den äußern sichtbaren Zeichen nach) durchaus gar keine ist. *Sie erwähnen gar nie, in keiner Weise, der zweiten Classe.* Da hört man keine verächtliche Bemerkung, kein Spötteln über plebejischen Aufwand und Prunk, keine Anspielungen auf die Sucht, „den Fersen eines Hofmanns

so nahe zu kommen, daß man ihm auf die Hühneraugen tritt;" und doch begegnet dieser prachtvolle Aufwand und dieß emsige Herandrängen ihrem adeligen Auge in jedem Moment, in den Equipagen welche die Straßen füllen, in den reichen Anzügen welche auf den Wällen paradiren und den Prater entlang stolziren, oder in den Theatern, wo die allzudürftige Anzahl Logen ziemlich gleich zwischen den beiden Classen vertheilt scheint. Aber obgleich ich viele rückhaltlose Gespräche über gar viele Gegenstände angehört, und sogar mir Mühe gegeben habe, Aeußerungen auch über diesen zu erlauschen, habe ich doch nie, in keinem einzigen Falle, ein Wort der Bewunderung oder der Mißachtung aus dem Munde irgend eines Mitglieds der haute volée gehört über die bunt gefiederten Vögel, die unter ihr flattern... Von den ärmern Classen dagegen sprechen die Vornehmsten mit dem größten Interesse, und scheinen ihren Stolz und ihre Lust darein zu setzen, ihren Zustand, ihre Belustigungen, ihre eigenthümlichen Verdienste und all die unterscheidenden Züge des Nationalcharakters, welche sie auszeichnen, genau zu kennen. Weder in England noch in Frankreich, viel weniger in Amerika habe ich je so viel herzliches Interesse an dem Behagen und der Wohlfahrt der untern Classen aussprechen hören oder an den Tag legen sehen, als hier." Bd. II. S. 213 fg.

(Schluß folgt.)

Philosophie in Frankreich.

(Schluß.)

Der Verfasser spricht sich dann aus über die Begriffe: Eigenschaft und Kraft, oder Vermögen und Persönlichkeit: „Eigenschaft drückt eine Kraft aus, die durch eine fremde Ursache bedingt ist; so die verschiednen Arten des Seyns der Materie, wie die Trägheit, die Undurchdringlichkeit, die Verwandtschaft, die Ausdehnung, die Porosität sind Eigenschaften. Das Vermögen bezeichnet eine Kraft, die sich selbst angehört und in sich selbst ihre Ursache findet; so sind die verschiednen Weisen der Thatigkeit der Seele, Vernunft, Verstand, Wille, Liebe, Vermögen. Die Persönlichkeit endlich bezeichnet eine in sich vollständige, sich selbst genügende Kraft; und so sind die verschiednen Attribute der Gottheit, die Realität, die Vollkommenheit und die Seligkeit; die Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit, die Macht, die Weisheit und die Liebe Persönlichkeiten. Dann die Persönlichkeit im ächt philosophischen Sinn bezeichnet das in sich selbst vollständige, absolute, unabhängige Wesen. Nur durch eine Erweiterung des Begriffs haben wir dieß Wort auch auf die geistige Creatur angewendet, um ihre Unabhängigkeit von der Materie und ihre Stellung als moralisches Wesen in ihrer kleinen Sphäre von Freiheit und Unverletzlichkeit auszudrücken. Da nun Gott vollständig und absolut seyn und sich selbst genügen kann in allen Punkten seines Wesens, so kann es in Gott nur wahrhafte Personen geben. Es gibt keinen Punkt seines Wesens, den Gott nicht zu seinem Centrum machen, wo er nicht sein Ich niederlegen könnte. Daher muß es in Gott eine Mehrheit unendlicher Personen geben." Sofort wird der Versuch gemacht, eine dreifache Persönlichkeit Gottes zu construiren; „Gott muß nothwendig in dreifacher Weise gedacht werden, erstens als im Besitz alles Seyns; zweitens als erzeugend Alles was er besitzt; drittens, als liebend Alles was er erzeugt; er ist das Wesen, welches Daseyn gibt und Daseyn aufnimmt; das Wesen, welches das Seyn erkennt und erkannt wird; das Wesen das liebt und geliebt wird; der Vater, der Sohn, der heilige Geist."—

„Gott, nach dem Begriff des Monotheismus, wäre eine todte, unbewegliche Einheit. Ohne die Mehrheit der Personen, die Mannichfaltigkeit der Attribute, die Mehrzahl der Bedingungen der Existenz begreift man in Gott keine Bewegung, keine Liebe, kein Leben; und das absolute Wesen ist nur noch ein pantheistisches, unfruchtbares und todtes Molecule. Denn nach dieser Hypothese könnte Gott sich so wenig entzweien, um sich zu erkennen, sich zu lieben, als ein Auge sich mit sich selbst entzweien kann, um sich selbst zu sehen. Nein, der Gott der Realität ist nicht der unfruchtbare Gott, den der Empirismus ganz eingewickelt jenseits der Zeiten setzt, wie eine ewige Mumie, um die Welt vorübergehen zu sehen; nicht der blinde Gott, den der Empirismus als große Triebfeder an die Spitze des Weltalls setzt, um der Welt die Bewegung mitzutheilen; er ist auch nicht ein abstracter Gott, ein einsamer, über die Schöpfung hinaus auf den öden Thron einer schweigenden Ewigkeit und einer absoluten Existenz verbannt, welche gänzlich dem Nichts gleicht; er ist ein Gott der Macht, der Erkenntniß, der Liebe."

„Wenn die Liebe das constitutive Princip des absoluten Wesens, und die Seligkeit sein natürlicher Zustand ist: was wird die Natur, die Art zu seyn dessen seyn, was als ein Endliches existirt, das, ohne alles Seyn zu besitzen, doch mit der Existenz begabt ist? Etwas vom Seyn haben, heißt etwas von Gott haben, also Theil haben an den Attributen der Realität. Wenn der Mensch existirt, so nimmt er Theil an den Attributen Gottes im Verhältniß des Werthes seines Wesens. Er besitzt die Vernunft und die Causalität, Strahlen der Weisheit und Macht Gottes. Aber daneben besitzt Gott die Seligkeit; der Mensch, der an Gottes Seyn Theil hat, muß auch an seiner Seligkeit Theil haben. Die Seligkeit aber ist die Folge des vollständigen Besitzes des Seyns; was muß nun der Zustand des Geschöpfes seyn, das eine reelle Existenz besitzt und doch von der wesentlichen Realität geschieden ist?

Die Antwort ist: als wirkliches Wesen hat der Mensch Theil an der Natur des wesentlichen Seyns, an seinen Tendenzen, die er nicht ersticken kann. Der Mensch existirt, und somit beruht er auf einigen der Bedingungen des absoluten Seyns, er lebt, und somit ist seine Natur bis auf einen gewissen Punkt das Bild und Gleichniß der göttlichen. Wenn der Sohn des Seyns als solcher Theil hat an den wesentlichen Eigenschaften und Tendenzen des Seyns, so müssen diese Tendenzen sich in ihm kund thun, an welchen Ort er auch verbannt seyn möge, außerhalb des Schooßes der ewigen Realität. Wenn der Mensch in der zeitlichen Existenz beraubt ist des Besitzes des Seyns, so bleibt ihm doch das Bedürfniß des Seyns; wenn er, lebend, beraubt ist des absoluten Lebens, so bleibt ihm doch das Bedürfniß desselben, er wird seiner Natur nach von einem unwiderstehlichen Trieb zu dem absoluten Seyn hingedrängt, zu dem, was ihm allein das Glück gewähren

kann, wornach er einen unauslöschlichen Durſt fühlt. Und dieſer Trieb des Weſens zum Weſen oder zum Glück iſt nichts Anderes als die Liebe. Die Liebe, das Leben, das Cohäſionsprincip jeder geiſtigen Subſtanz findet ſich im Einen wie im Andern. Der Menſch iſt nichts Anderes als ein mit Liebe begabtes Weſen. Weil er der Seligkeit entbehrt in ſeiner Verbannung aus dem Abſoluten, liebt er, d. h. ſtrebt er nach der Seligkeit; denn nicht die Seligkeit erzeugt die Liebe, ſondern im Gegentheil, die Liebe erzeugt die Seligkeit. Wenn der Menſch, wie die Erfahrung bezeugt, nicht exiſtiren kann ohne den Wunſch glücklich zu ſeyn, ſo iſt der eigenthümliche Charakter des Ichs die Liebe, oder das Streben nach Glückſeligkeit. Wenn wir nun entdecken, in welchem Vermögen die Liebe enthalten iſt, ſo werden wir, da die Liebe identiſch iſt mit dem Ich ſelbſt, auch finden, in welchem Vermögen das Ich ruht. Da nun der Theil der menſchlichen Natur, wo das Bedürfniß der Liebe, oder des Glücks, empfunden wird, derjenige ſeyn muß, wo der Menſch ſelbſt ſich befindet, und dieſer Theil des menſchlichen Weſens das iſt, was man das Herz nennt, ſo iſt das Herz der Menſch ſelbſt, der eigentliche Menſch. Das Herz iſt das, was die Pſychologen bisher das Ich nannten. Die Analyſe führt uns gerade dahin: die Bedingung alles unſers Handelns iſt der Wille; die Bedingung des Willens iſt das Begehren; die Bedingung des Begehrens iſt die Liebe. Die Liebe oder das Bedürfniß des Glücks iſt die Grundlage, das Tiefſte unſrer Perſönlichkeit. Und da man die Liebe nirgends ſonſt finden kann als im Herzen, ſo kann man auch das Ich nirgends ſonſt finden. Das Herz iſt der Kern des Menſchen, das was Gott durch die Schöpfung von ſich geſchieden hat. Mit dem Herzen leidet der Menſch ob der Trennung vom abſoluten Weſen; mit dem Herzen brennt er von Verlangen, es wieder zu finden; mit dem Herzen will und wirkt er alle ſeine Handlungen, mit dem Herzen ſucht er ſein Ziel, mit dem Herzen ſtrebt er demſelben zu, mit dem Herzen wird er es einſt erreichen und beſitzen. Der ganze Menſch iſt im Herzen; es iſt der Sitz der Perſönlichkeit, das Centralorgan, das wir ſuchten, um mit Beſtimmtheit den Kern ſeiner Natur kennen zu lernen."

Der dritte Theil beantwortet die Frage: was iſt die Stellung des Menſchen in dieſer Welt? und ſucht zu zeigen, daß all ſein Handeln beſtimmt werde durch das Herz, durch die Liebe, das Streben nach Glückſeligkeit. Hier wird behauptet: alle Arten der Liebe und des Strebens weiſen eigentlich immer auf etwas Höheres, auf die Liebe zum Abſoluten hin. Durch die Welt irre gemacht, vergreife ſich der Menſch allerdings in ſeinem Streben; wenn er ſeine Täuſchung nicht einſehe, ſuche er das Glück bei dem, was ihn nicht glücklich machen könne; er liebe, er halte für Gott, was nicht Gott iſt, und verfalle ſo in Abgötterei. Die Abgötterei iſt die große Verirrung der Menſchheit, wie der ewige Mißgriff des Herzens. Es gibt zwei Arten der Idolatrie; die unſchuldige, die aus der Unwiſſenheit des Geiſtes entſpringt, und die ſchuldvolle, welche die Folge der Schwäche des Herzens iſt."

Hiemit ſchließen wir die Mittheilungen aus dieſem Fragment, da der Leſer ſich ſchon einen Begriff von den Anſichten und von der Art zu philoſophiren des Verfaſſers wird machen können. Der Verfaſſer zeigt ſeine Bekanntſchaft mit verſchiedenen philoſophiſchen Syſtemen, aber er ſcheint uns ſehr heterogene Methoden und Syſteme verbinden und vermiſchen zu wollen. Er geht aus von ontologiſchen Unterſuchungen über das ens realissimum, die abſolute Subſtanz, in der Art Spinoza's, und mehr noch der Wolf'ſchen Schule, hat einige Anklänge an die Schelling'ſche Philoſophie und ihre Unterſcheidungen einer Natur, eines Ungrunds oder Urgrunds in Gott, und verſucht eine Deduction der Dreieinigkeit im chriſtlichen Sinne; dann aber ändert er ſeinen Standpunkt und macht die Thatſachen des Bewußtſeyns, die Erfahrungen des Herzens zu ſeinem Ausgangspunkt. In dem mehr philoſophiſch gehaltnen Theile jedoch vermiſſen wir auch ſchon ſtrenge Definitionen, einen gemeſſenen Fortſchritt der Entwicklung; herkömmliche Begriffe werden ohne Weiteres vorausgeſetzt, ohne daß ihre Geneſis und Bedeutung nachgewieſen und erörtert würde. Der Verfaſſer ſetzt bei ſeiner unverkennbar religiöſen und chriſtlichen Geſinnung vieles ſchon voraus, was er dann doch zu deduciren und zu demonſtriren verſucht; aber es geſchieht ihm, daß er für bewieſen ausgibt, was er glaubt. Wie viel Widerſpruch würde z. B. der Satz finden: „Wir wiſſen, aus der Erforſchung der phyſiſchen Welt, daß Gott die Allmacht, die Allweisheit, die abſolute Realität; aus der Erforſchung der moraliſchen Welt, daß er die Allſchönheit, Allgerechtigkeit und abſolute Liebe iſt!" Für Franzoſen mag in dem Aufſatz Manches anregend und überraſchend ſeyn; die Deutſchen aber finden darin nur Bekanntes zu einem neuen, nicht eben ſtreng zuſammenhängenden und conſequenten Ganzen geſammelt; und wenn einzelne intereſſante Anſichten und Gedanken vorkommen, welche der Prüfung und des Nachdenkens gewiß werth ſind, wie die Behauptungen von der Bedeutung des Herzens (im Deutſchen würden wir eher ſagen: des Gemüths), ſo vermißt man doch gerade hier alle philoſophiſche Schärfe. Eine deutſche Philoſophie behauptet, auf die Autorität der Schrift ſich berufend: „aus dem Herzen kommen arge Gedanken" u. ſ. w. und legt einen wahren philoſophiſchen Abſcheu davor an den Tag; Blanc St. Bonnet nimmt ſich des Herzens an, aber in einer Weiſe, wie etwa Chateaubriand in ſeinem génie du christianisme ſich ausſprechen könnte, mehr ſpielend und divinirend, als auf Beweiſe bedacht. Nicht einmal die Mühe nimmt er ſich, die geiſtige, moraliſche Bedeutung des Worts von der Bedeutung ſcharf zu ſondern, die es als Bezeichnung eines leiblichen Organs hat. Die Identificirung von Liebe und Streben nach Glückſeligkeit iſt gänzlich unbefriedigend. Der letztere Begriff befaßt ebenſo die gröbſte Selbſtſucht in ſich, als deren Gegentheil, die Liebe. Immerhin aber bleibt die Schrift ein erfreuliches Zeichen des in Frankreich ſich regenden ernſten, philoſophiſchen Strebens, und einer Richtung, welche dem Senſualismus und Materialismus ſich gegenüber ſtellt, deren brauchbare, wiſſenſchaftliche Früchte ſie jedoch nicht ohne Prüfung verwerfen, ſondern, ſo viel möglich, ſich aneignen und für ſich verwenden möge.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 September 1840.

H. Marets Abhandlung über den modernen Pantheismus.

Im Semeur, dem bekannten protestantischen Journal, welches eine entschieden religiöse Färbung trägt, finden wir über das oben genannte Buch eines französischen Priesters, das in diesem Jahr in Paris erschienen ist, folgende Betrachtungen:

„Wir freuen uns zu sehen, daß endlich ein katholischer Priester in Frankreich eine Schrift hat erscheinen lassen, welche lange und tiefe wissenschaftliche Studien erheischte. Der römisch-katholische Clerus unsers Vaterlandes hat uns, man muß es gestehen, nicht daran gewöhnt, ihm auf dem Wege der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu begegnen. Die meisten seiner Mitglieder begnügen sich, gegen den Protestantismus ein Vocabularium veralteter, hundertmal widerlegter Anklagen zu wiederholen, und fügen nur ein paar ärmliche Scheltreden gegen den Skepticismus des Zeitalters bei. Es ist dieß ein betrübter Zustand für die römisch-katholische Kirche in Frankreich, aus dem sie sollte herauszukommen suchen, indem sie die jungen Leute, denen sie ihr Heiligthum öffnet, zu ernsten Studien anhielte. Kein Mensch kann es sich verhehlen, daß die Autorität allein heutzutage nicht im Stande ist, die Welt zu beherrschen; jede Autorität muß sich legitimiren, indem sie sich auf die Wissenschaft stützt, und zeigt, daß sie eine der Einsicht der Menge überlegene Bildung besitzt. Der französische Katholicismus aber ist dermalen in wissenschaftlicher Hinsicht zu einer solchen Stufe der Demüthigung gesunken, daß man sich kaum mehr die Mühe nimmt, seine Angriffe und Vorwürfe zurückzuweisen. Die Kämpfe der Philosophie und der Apologetik werden, um uns eines berühmt gewordenen Ausdrucks zu bedienen, über seinen Kopf weg geliefert."

„Hier jedoch haben wir eine Schrift, welche über die gewöhnlichen Erscheinungen hervorragt. Inhalt und Form, Wissen, Logik und Styl, Alles ist ausgezeichnet in der Abhandlung Marets über den Pantheismus. Von den ersten Zeilen an erkennt man, daß der Verfasser den wichtigen Gegenstand, dem er seine emsigen Studien gewidmet, sich wohl angeeignet, und daß er nicht gegen die neuern Philosophen aufgetreten ist, ohne untersucht zu haben, ob seine Waffen gut gestählt seyen. Auch der Ton hat gewonnen, so wie die Wissenschaft vorgeschritten ist. Er setzt den Pantheisten lebhaft zu, überläßt aber Andern die gehässigen und beleidigenden Ausdrücke.

Maret setzt sich in seinem Buch einen zwiefachen Zweck. Er will zuerst darthun, daß alle philosophischen Systeme der neuern Zeit, welche sich vom Christenthum trennen, nothwendig, nach längern oder kürzern Ungewißheiten und Schwankungen, zur Theorie des Pantheismus führen. Er beweist dieß durch das Beispiel der deutschen Philosophen, und das der französischen Philosophen, welche die pantheistischen Ansichten Deutschlands zu entlehnen anfangen. Dann beschäftigt er sich mit der Widerlegung dieser Doctrin, und zeigt was ihre moralischen und historischen Folgen sind."

„Widerspruch müssen wir erheben gegen die Behauptung im dritten Capitel: daß es kein Mittleres gebe zwischen dem Katholicismus und dem Pantheismus. Die Alternative ist hart, und wir unsers Theils geben sie nicht zu. Wir haben, möge uns Herr Maret glauben, das innigste Bewußtseyn, weder römisch-katholisch, noch pantheistisch oder atheistisch gesinnt zu seyn. Wie konnte ein so aufgeklärter und besonnener Schriftsteller gegen hundert Millionen Glieder der reformirten und der griechischen Kirche eine so schreckliche Anklage erheben? Wir wissen, Bossuet hat behauptet, der Protestantismus müsse zum Theismus führen, und der Theismus sey nur ein verschämter Atheismus. Aber diese Hypothese Bossuets ist durch die Erfahrung so kräftig widerlegt worden, daß wir hofften, sie würde von ernsten Männern nicht mehr widerlegt werden. Herr Maret wird Deutschland anführen; aber weiß er gewiß, ob die pantheistischen Gesinnungen, welche sich jenseits des Rheins verbreiten, auf Rechnung des Protestantismus kommen, und nicht vielmehr des Charakters und der träumerischen Gemüthsart der Einwohner dieses Landes? Ferner: welches sind diejenigen Länder der civi-

ärmten Welt, wo der Pantheismus am wenigsten Fortschritte gemacht hat? England, Schottland, Nordamerika — und alle diese Länder sind protestantisch. Und worauf gründet Herr Maret seine Anklage? Erstlich auf das Zeugniß einiger Schriftsteller, die so wenig Protestanten als Katholiken sind. Sodann sucht er ein weiteres Argument zu Gunsten seiner strengen Alternative in dem Umstand, daß der menschliche Geist die großen Fragen von der Schöpfung, der Entstehung des Bösen, der menschlichen Bestimmung lösen wolle; daß die Lösung dieser Probleme nur gegeben werde durch den Katholicismus — oder durch den Pantheismus, zwar in einer falschen, aber doch minder beschränkten Weise als vom Rationalismus; woraus sich ergebe, daß die höhern und consequenten Geister Pantheisten seyn müssen, wenn sie nicht Katholiken seyen. — Der Ausgangspunkt des Verfassers ist richtig, aber seine Folgerung ist falsch. Wir glauben, daß die Lösung jener Probleme in der Bibel liegt." —

„Der Pantheismus stellt sich in doppelter Gestalt dar; erstlich in der Gestalt eines religiösen Dogma's, und sodann in der eines philosophischen Systems. Als religiöses Dogma reicht er in die graueste Vorzeit hinauf. Man findet ihn in Indien, dem Mutterlande aller menschlichen Superstitionen. Während die hebräischen Patriarchen die Idee Eines Gottes, Schöpfers und Erhalters der Welt erhielten, lehrten die indischen Priester die Emanationstheorie. Die Emanation ist nicht wie die Schöpfung ein Hervorbringen im wahren Sinn, sondern nur die Manifestation dessen, was schon gleichsam im Keim vorhanden war. Nach den altindischen Theogonien ist Alles aus Brahma hervorgegangen, wie die Pflanze aus ihrem Samen. Daher ist kein Unterschied zwischen dem Urheber des Weltalls und dem Weltall selbst, so wenig als zwischen der Sonne und ihren Strahlen.

„Es ist nicht schwer zu erklären, wie die menschliche Intelligenz auf den Pantheismus kam; er ist eine Folge des Falles und der Verderbniß der menschlichen Natur. Der Mensch hat sein Herz den sichtbaren Dingen, den materiellen Genüssen ergeben; er wollte nur die physische Natur sehen und suchte seine Glückseligkeit nur in diesem kurzen Leben. Vergessend seiner hohen Bestimmung, sich concentrirend in der sichtbaren Welt, liebte er diese Welt und dann vergötterte er sie. (So würde jedoch nur der sensualistische Pantheismus erklärt!) Man findet den Pantheismus wieder in den Theogonien Aegyptens, Persiens, Chaldäa's, und später in dem Polytheismus der Griechen, obwohl bedeutend modificirt durch den hellenischen Charakter." — —

„Der Pantheismus wurde aus der indischen Philosophie (!) in die griechische Philosophie herübergebracht durch Pythagoras, Timäus, die Schule der Eleaten, Parmenides; aber er wurde modificirt und einigermaßen humanisirt. Die Griechen hätten sich nicht in die absolute Verneinung des individuellen Seyns finden können. Später wurde der Pantheismus bekämpft von Sokrates und von seinen Schülern, Platon und Aristoteles; aber er erhob sich wieder in der Alexandrinischen Schule. Es gab, bald nach der Stiftung des Christenthums, zwei Schulen, wo diese Doctrin gelehrt wurde: einerseits die Gnostiker, welche den Pantheismus mit der christlichen Offenbarung verbinden wollten; andrerseits die Neuplatoniker, die all ihre Kräfte aufboten, um das Evangelium aufzuhalten. Diese beiden Schulen fielen vor dem immer wachsenden Licht der christlichen Wahrheit. Man muß bis zum Anfang des Mittelalters zurückgehen, um einem Theologen, Scotus Erigena, zu begegnen, welcher mit beträchtlichen Einschränkungen jedoch einige der Principien des Pantheismus aufstellt, die er aus dem Studium griechischer Schriftsteller geschöpft. Die Scholastiker, mit ein paar unbedeutenden Ausnahmen, waren frei von jeder Hinneigung zum Pantheismus. Wieder trat dieß System auf bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften; ein Italiener, Jordano Bruno, erklärte laut seinen Pantheismus. Nach ihm suchte der berühmte Spinoza den Pantheismus der mathematischen Methode zu unterwerfen und gab ihm eine neue Gestalt. In unsern Zeiten endlich haben mehrere deutsche Philosophen und einige französische Schriftsteller diese Doctrin verfochten, die man mit Recht die große Ketzerei des 19ten Jahrhunderts genannt hat."

„Die Folgen des Pantheismus sind, wie Herr Maret dieß beweist, die Verkehrung des gesunden Menschensinnes, der Intelligenz, da es dann keinen Unterschied mehr gibt zwischen Subject und Object, Activität und Passivität, Geist und Materie; — allgemeiner Scepticismus, weil, wenn man jenen Unterschied läugnet, man bald dahin kommen muß, die einzige Idee zu läugnen, welche der Pantheismus noch hat: die absolute Identität, welche auf keiner festern Basis ruht, als alles Uebrige; endlich Läugnung Gottes; denn ein Gott, der kein eignes Leben hat, von dem wir integrirende Theile sind, der in seiner höchsten Entwicklungsstufe nur in der menschlichen Vernunft existirt, ist nur ein Schatten, ein Phantom von einer Gottheit, nur dem Wort nach von der Verneinung und Läugnung Gottes verschieden."

Mrs. Trollope über die Wiener.

(Schluß.)

Eine whiggische Lady vom höchsten Rang, welche viel auf dem Lande lebte, ward sehr warm gepriesen wegen ihrer Leutseligkeit gegen die Weiber und Töchter der Pächter in der Nachbarschaft. „Ei," sagte ein Dabeistehender, benimmt sie sich auch ebenso gegen die Frauen und Töchter der Geistlichen und der Landedelleute?" Ihr Bewunderer sah sich genöthigt mit Nein zu antworten. Kann Mrs. Trollope mit ihrer raschen Auffassung umhin, das wahre Motiv dieses Unterschieds zu begreifen? Kann sie umhin einzusehen, daß das studirte Schweigen ihrer Freunde in Oesterreich weit beredter war als Worte? Aber vielleicht ist die bürgerliche Aristokratie durch ihre Bildung und ihr Benehmen für eine solche Gesellschaft nicht geeignet?

„Nachdem ich angegeben, wie die Scheidung zwischen der Adels- und der Bankiers-Aristokratie sich bei der einen Classe kund gibt, muß ich mit gleicher Freimüthigkeit und mit gleicher Gefahr, durch nicht genügende Berücksichtigung der Ausnahmen,

Digitized by Google

Fehler zu begehen, meine Beobachtungen in Betreff der andern mittheilen. Dieſe muß ich jedoch mit der Verſicherung bevorworten, daß, obgleich meine Bekanntſchaft mit Wiener Bankiers nicht ſehr ausgebreitet war, ich doch unter den wenigen, welche ich kennen lernte, einige ſehr liebenswürdige Frauen fand; einige von dieſen ſind gebildet im höchſten Sinne des Worts, voll Talent, durchaus wohl unterrichtet und haben ein Benehmen, das jedem Cirkel in der Welt vollkommen gut anſtände. Aber bei alle dem vermögen ſie doch im Allgemeinen nicht mit derſelben großherzigen Gleichgültigkeit nach Oben zu blicken, mit welcher die über ihnen Stehenden herab ſchauen. In ihrem Herzen iſt offenbar ein Gefühl der Empfindlichkeit rege über die Ausſchließlichkeit des über ihnen ſtehenden Kreiſes; und bei manchen Individuen habe ich es in einer ſo augenfälligen Weiſe ausbrechen ſehen, daß dadurch der Ton der guten Geſellſchaft weſentlich verletzt wurde, auf den ſie in den meiſten andern Beziehungen ſo ſchöne Anſprüche haben.

„Bei dieſer Scheidung ſind noch zwei Züge bemerkenswerth; der erſte iſt, daß viele Männer, die entſchieden der höhern Claſſe angehören, bei den Eſſen, den Bällen und Concerten der niedrigeren zu treffen ſind; der zweite, daß, wenn man denſelben Herren ſpäter wieder begegnet, ſie ſelten oder nie jenes Zuſammenſeyns in den Häuſern von Plebejern erwähnen, ſondern jeden andern Gegenſtand vorzuziehen ſcheinen. Man hat mir auch geſagt — doch ſpreche ich hier nicht als Augenzeugin — daß wenn eine Dame aus dieſer Claſſe, welche in der Nacht zuvor einen Ball gegeben, bei welchem Juwelen blitzten, und alle Fülle und Pracht herrſchte, wenn eine ſolche Dame am folgenden Morgen auf den Wällen einem adeligen Herrn, der an dem Feſte Theil genommen, begegne, mit einer Dame von ſeinem Stande, er unfehlbar an plötzlich eingetretner Schwäche des Geſichts, an beinahe völliger Blindheit leide, und daß kein Licht vom Himmel, wie hell es auch auf ihren Sammtkragen und ihre wallenden Federn ſcheine, ſtark genug ſey, um ihn in Stand zu ſetzen, Madame So und So, Gattin des Herrn So und So, Baron und Bankier, wieder zu erkennen.“ Bd. II. S. 215, 216.

So werden ſie doch wenigſtens in ihren eignen Cirkeln frei ſeyn von hochmüthiger Verſchloſſenheit, da jeder plebejiſche Blendling, der zwiſchen den Wind und ihren Adel ſich ſtellen könnte, ausgeſchloſſen iſt? Ach! diejenigen, die in ſolchen Illuſionen ſich wiegen, dürfen nur der Mrs. Trollope Capitel über La Crême aufſchlagen — einen engern Kreis von Excluſiven, die ſich unausſprechlich erhaben dünken über die übrigen. Eine Dame von ſehr hoher Geburt und großem Vermögen ſagt einer Bekannten der Mrs. Trollope, ſie gäbe gern ein Drittheil ihres Einkommens dafür, ihrer Tochter den Zutritt unter la Crême zu verſchaffen. Eine andre, in ähnlicher Lage, macht die Verfaſſerin ſelbſt zu ihrer Vertrauten:

„Ich würde gerne,“ ſagte ſie, beinahe mit Thränen im Auge; „ich würde gerne Alles zu thun mich entſchließen, was man von mir fordern möchte, könnte ich es nur dahin bringen, daß meine Töchter von Stund' an zu der Crême gehörten.. Ah, c'est impossible pour une étrangère d'imaginer ce que c'est!“

Mrs. Trollope ſagt: eine beinahe unnatürliche Erhöhung der Stimme zu einem ſcharf gellenden Kreiſchen, wenn man einander anrede, ſey das große äußere Symbol der Clique, auf welches die Damen die höchſte Wichtigkeit zu legen ſcheinen; aber dieſen und ihren andern Mittheilungen zum Trotz erklärt ſie: „In keiner Geſellſchaft findet man einen ſo ganz und gar von Affectation freien, ſchönen Ton wie in Wien.“

Der Hauptfehler in der Mrs. Trollope ausgezeichnetem Buch über Amerika war eine Geneigtheit, Eigenthümlichkeiten in der Sprache und in den Sitten, welche allen Ländern in einem gewiſſen Stand der Civiliſation gemeinſam ſind, für nationale Züge zu nehmen. Hier hat ſie ſich deſſelben Irrthums ſchuldig gemacht:

„Man darf jedoch nicht glauben, daß, weil hier große ariſtokratiſche Ausſchließlichkeit herrſcht, deßwegen die Geſelligkeit heimgeſucht ſey von dem Mehlthau ceremoniöſer Steifheit. Nichts iſt entfernter von der Wahrheit als dieſe Vorausſetzung. Im Gegentheil der herrſchende Ton iſt im Ganzen freundſchaftlicher und bequemer als ich mich irgendwo ſonſt ihn beobachtet zu haben erinnere. Alle Damen reden einander mit den Taufnamen an, und man kann einen Abend um den andern unter lauter Fürſtinnen, Gräfinnen u. ſ. w. zubringen, ohne je andre Namen zu hören als: Thereſe, Flora, Laura oder Pepé. Bd. II. 315, 316.

Die Einfalt dieſer Bemerkung erinnert uns an den Reiſenden, der ſeine Verwunderung ausdrückte bei der Entdeckung, daß ſogar die kleinen Kinder in Frankreich ſchon franzöſiſch ſprächen. Mrs. Trollope kann es uns aufs Wort glauben, daß die engliſchen Herzoginnen und Gräfinnen in allen dieſen Zügen ihren Schweſtern in Wien ausnehmend ähnlich ſind. Von einem amerikaniſchen Reiſenden freilich wird mit einem Erſtaunen, ähnlich dem der Mrs. Trollope, berichtet: an dem glänzenden Tag des Turniers in Eglintoun ſey die Königin der Schönheit, auf ihrem Thron ſitzend in der Fülle ihrer Herrlichkeit, ganz vernehmlich „Georgine“ genannt worden, und das von einer Dame, die nicht einmal die Entſchuldigung der Verwandtſchaft für ihre Kühnheit hatte.

Weit die ausgezeichnetſte Perſon in der Geſellſchaft iſt Fürſt Metternich. Mrs. Trollope erzählt, ſie habe das Glück gehabt, viel mit ſeiner Geſellſchaft beehrt zu werden:

„Er führte mich (beim engliſchen Geſandten) zu Tiſch und ich hatte die Ehre ſeiner Unterhaltung, ſo lange das Eſſen währte. Wollte ich ſagen, was ich von dem Inhalt und der Art ſeines Geſprächs urtheilte, ſo könnte man vielleicht erwiedern, meine Bewunderung ſey das natürliche Ergebniß davon, daß ich Anſichten ausſprechen hörte, denen ich beiſtimmte; ſo will ich für jetzt meine Erinnerungen für mich behalten. Eine Aeußerung jedoch fühle ich mich verſucht anzuführen, trotz dem, daß es für gewöhnlich mein feſter Vorſatz iſt, keine Tiſchgeſpräche, außer mit Weglaſſung der Namen, zu berichten; in dieſem Fall aber muß man mir verzeihen, theils um der Aeußerung willen, welche nach meinem Urtheil große Weisheit in ſich ſchließt, theils auch weil der, der ſie that, zu den Männern gehört, die es ſich gefallen

laſſen müſſen, daß man Alles behält, was ſie ſprechen. Wie die Rede war von den ſeltſamen Mißgriffen und Fehlern, die gelegentlich ſchon von Politikern begangen worden, ſagte er, ſo weit ich mich der Worte erinnern und ſie überſetzen kann (denn er ſprach mit mir franzöſiſch): „Ich glaube, die Regierungswiſſenſchaft könnte auf ſo ſichere Principien zurückgeführt werden, wie die Chemie, wenn die Menſchen, ſtatt zu theoretiſiren, ſich nur die Mühe nehmen wollten, geduldig die gleichförmigen Reſultate gleicher Combinationen der Verhältniſſe und Umſtände zu beobachten.“ Bd. II. S. 10.

Es waltet ein eigner Unſtern über der Mrs. Trollope in dieſem Buche. Ihre Beſchreibungen und ihre Theorien ſtehen beinahe immer im Widerſpruch mit den von ihr gemeldeten Thatſachen. So halten wir es auch für ganz unmöglich, daß der Fürſt Metternich ſich ſo über die Regierungskunſt ſollte ausgeſprochen haben. „Statt zu theoretiſiren beobachte man die gleichförmigen Reſultate gleicher Combinationen;“ und was dann? nun, dann theoretiſire man wieder. Fürſt Metternich weiß, wenn auch Mrs. Trollope es nicht weiß, daß die Combinationen nie ſich gleich ſind, ſo wenig als menſchliche Geſichter. Er zuletzt iſt in Europa der Mann, der ſolche Doctrinen hegte, und doch legt ſie ihm kaltblütig, obwohl, glauben wir, unbewußt, die nichtigſten Einbildungen eines Bentham oder Sieyes bei!

Mit der Mrs. Trollope großer politiſcher Schlußfolgerung ſind wir ganz einig. Obgleich ein ſolcher Stand der Dinge ſehr gut ſeyn mag für Oeſterreich, folgt doch nicht, daß er auch für England paſſend oder ſehr zuträglich ſeyn würde; und wir ſind nicht eben darauf bedacht, unſer Geburtsrecht für ein gutes Gericht zu verkaufen, wenn man uns auch alle mögliche Sicherheit gibt, daß wir es im Frieden verzehren könnten. Die epikuräiſche Philoſophie iſt gar eine angenehme Philoſophie, aber nicht eben die erhebendſte, und das Leben hat höhere Zwecke als Befriedigung der Sinne, oder als die ruhigen, friedlichen, ehrgeizloſen Freuden der Geſellſchaft. Milton, Bacon, Shakſpeare, Dante, Newton — das ſind einige der Kinder volksthümlicher Inſtitutionen und aufgeregter Zeiten!“

Zwei Lieder von Mad. Desbordes Valmore.

1. Ich ſchlief.

Man ſchellt, man ſchellt, man ſchellet noch,
Er iſt's! — O Gott! — um den ich litt,
Doch er kehrt heim, ich lieb' ihn doch:
Macht auf! beeilet euren Schritt.

Wo ſeiner ich ſo oft geharrt,
Erfüllt' mit Glanz dich, Stübchen traut.
Er kommt ſogleich — mein Blut erſtarrt;
Er zögert noch — mein Herz pocht laut.

Ich ſeh' nichts mehr, der Himmel dunkelt,
Fort, ſchwarze Wolk', ich rief;
Die Arm' meitauf, das Auge funkelt',
O Gott, ein Traum war's, und ich ſchlief.

---

2. Die Liebe.

Ob Liebe glücklich macht, ſoll ich dir ſagen?
Glaub mir, ſie thut's für eines Tages Zeit;
Wer ſtürbe nicht um ſolche Seligkeit,
Wer könnt' ein Leben ohne Lieb' ertragen?

Als ich zum erſtenmal mit Schmerzen liebte,
Konnt' in der eig'nen Lieb' Erſatz ich wähnen;
Ach, auf ſein Bildniß floſſen ſo viel Thränen,
Daß dieſes Bildes Glanz davon ſich trübte.

Wenn wie von grellem Blitz die Wolken ziehn,
So durch die Thränen lächelt', ich Bethörte:
Die Liebe war's, doch ach! die nicht erhörte,
Der Himmel war's, den ich verlor durch ihn.

Ein todtes Feuer bin ich ohne ſie;
Sie brennet tief, ſie iſt ein ſüßes Gift,
Doch ſie verzehrt die Seele, die ſie trifft —
Und fragſt du noch, ob Liebe Glück verlieh?

Du fühlſt es noch, du fühlſt's, was es auch ſey,
Ob Luſt, ob Schmerz, die Liebe wird's beſiegen,
Und in des Fiebers wilder Raſerei,
Wirſt du verwunden, oder ſelbſt erliegen.

Seit ich ihn ſah, bin ohne ihn ich trübe,
Seit er kehrt heim, erzittr' ich Tag und Nacht.
Die Liebe hat ſo oft ſchon Tod gebracht,
Und doch, o Gott! macht glücklich uns die Liebe!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109 u. 110.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 September 1840.

Jugendträume.

Ein Fragment. Von Sainte-Beuve.

O ſüßes Hoffen, reizend Sinnen!
Mit fünfzehn Jahren träumt' ich ſo;
Als meine Kindheit im Verrinnen,
Und meine Jugend im Beginnen
War, ſah ich Tage, hell und froh!

Doch ach! der Ruhm iſt ausgeblieben,
An eines Andern Bruſt die Braut
Denkt nicht mehr ihres frühern Lieben,
Und meine Sorgen, ſie betrüben
Die Mutter mir, krank und ergraut.

Ich Armer, weh! ich träume weiter,
Und als verſtoßener Poet,
Verzehr' ich, ein dem Herrn Geweihter,
Mich ſelbſt am Fuß der hohen Leiter —
Ein Opfer, das der Wind verweht.

Sahſt du, wie in des Sturmes Toben
Ein Blitzſtrahl traf der Eiche Schaft?
Sie rauchet lange, und nach oben
Steigt, von dem Wind emporgehoben,
In dickem Qualm des Stammes Saft.

Wer gibt ihm ſeine Jugend wieder,
Wer ſeiner vollen Krone Pracht,
Der holden Sänger bunt Gefieder,
An ſeinem Fuß die Liebeslieder,
Den Schatten preiſend und die Nacht?

Wer gibt mir wieder mein Entzücken,
Wer bringt den Traum mir wieder nah?
Welch Prisma wird vor meinen Blicken
Durch jenen Glanz mein Aug' berücken,
Darin ich Erd' und Himmel ſah?

Iſt es der blauen Wolken Ziehen,
Der Duft, daraus der Morgen blickt,
Der Abendröthe goldnes Sprühen,
Der Mädchenwange zart Erglühen,
Mit deſſen Glanz ſich Luna ſchmückt?

Iſt es die grüne, klare Welle,
Darin das weite Firmament
Sich ſpiegelt wie Kryſtall ſo helle?
Ein blaues Auge, eine Quelle,
Daraus verlangend Sehnen brennt?

Doch blaue Augen gibt's noch immer,
Die Welle iſt noch ſpiegelglatt,
Und Luna's Glanz erblich noch nimmer,
Hellſtrahlend iſt des Morgens Schimmer,
Der Abendröthe Schein nie matt.

Weh über mich! blind iſt mein Späben!
In dieſer farbenloſen Welt
Möcht' ich vor Sehnſucht ſchier vergehen,
Den Strahl nur einmal noch zu ſehen,
Der früher meine Bahn erhellt.

Ich heb' umſonſt die Augenlieder;
Was ſiehſt du, greiſ'gen Auges baar?
Senk' Himmel dunkle Wolken nieder,
Doch gib mein erſtes Licht mir wieder,
Mir, blind, ſo wie es Milton war!

* * *

Kind, Milton bin ich! feig laß deinen Muth nicht ſinken,
Verzehr die Jugend nicht in öder Traurigkeit!
Noch beſſre Looſe gibt's, die uns von ferne winken,
Eh' wir zu ſterben ſind bereit.

Die Klage überlaß der Jungfrau, der verführten,
Die ſich, das Haupt geſenkt, auf ihre Spindel ſtützt,
In Klagen ſich erſchöpft, die ihrem Fehl gebührten,
In Träume ganz verſunken ſitzt.

Zerbrich, zerbrich, 's iſt Zeit, die Spindel des Alciden,
Achill, wirf weit von dir das ſaltige Gewand;
Rinald entziehe dich den Reizen von Armiden,
Geſchlafft iſt bald die ſtärkſte Hand!

Ich weiß, du liebſt im Traum den Lorberkranz zu ſchauen;
Doch Dante und Petrark hat ſie der Ruhm berückt
In jener Zeit, die ſtets in ihrer Nächte Grauen
Stadt gegen Stadt das Schwert gezückt?

Und ich, träumt' ich denn da, als England ſich erhoben,
Dem Meere gleich, das bald ſich bäumt, bald gräßlich gähnt,
Und als vor ſeinem Grimm die Völker all zerſtoben
Des Fremden, der's ſo oft verhöhnt?

Vergeſſen mußt' ich da das holde Spiel der Minne,
Den Liebesſchmerz, den ich dem Echo klagt' im Wald,
Und bänd'gen mußt' ich ſtreng die liebetrunkenen Sinne,
Da 's Feinde zu bekämpfen galt.

Konnt' ſchweifen ich im Hain und hören Liebeslieder,
Am Bache müßig ruhn bei ſchöner Vögel Sang,
Da England weinte und die Stimme meiner Brüder
Mit ihrem Blut zum Himmel drang?

Im Geiſte ſah ich da, wie mit dem feur'gen Schwerte
Der Engel mich vertrieb aus meinem Paradies,
Und wie er an dem Thor den Eingang mir verwehrte,
Daraus der Herr einſt Adam ſtieß.

Aufgeß er über mich, da ich entfloh, ſein Feuer;
O Zion, welche Gluth durchwallte mich davon!
In deine Hände leg' die Seel' ich, ein Getreuer,
Und Zions vielgeliebter Sohn.

Auf Zion, welches klagt, der Herr ſich nieder neiget,
Und dieſes ſtrenge Wort mit ernſter Stimm' er ſpricht:
Ihr Meereswogen ſtill, ihr trotz'gen Stürme ſchweiget,
Weltliche Lieder tönet nicht!

Fürwahr, kein Spielzeug iſt in dieſer Stürme Toben
Die Poeſie, und der Poet kein lächelnd Kind,
Das luſt'ge Lieder ſingt und auf den Arm gehoben
Der kranken Mutter Späße ſinnt.

Und eh' vor ſeinem Blick in ſchnöden Staub verſinket
Das theure Vaterland, gilt ihm auch ſein Gebet;
Die Leyer wirft er fort, ſein guter Degen blinket,
Denn Bürger auch iſt der Poet!

— So Milton; und es hob, als wie nach einem Siege
Sich meine Stimme, zu erhabner Würd' erhöht,
Und ſprach ihm langſam nach: „Frankreich iſt meine Wiege,
Und Bürger auch iſt der Poet!"

J. W. Dralle.

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

Wenn überhaupt die politiſche Lage eines Landes auf deſſen Literatur zurückwirkt, und ſich in einzelnen Erzeugniſſen derſelben abſpiegelt, ſo können wir doch beſonders die ſpaniſche Dichtkunſt und einzelne Dichter nicht gehörig würdigen, wenn wir nicht zugleich die zeitigen Verhältniſſe und Entwickelungen des Staates ſelbſt ins Auge faſſen. Als das Reich noch in verſchiedene, von einander unabhängige Staaten zerfiel, beſaß jeder derſelben ſeine eigene Proſe, nach den verſchiedenen, herrſchenden Sprachen getrennt. So Galizien und Portugal; ſo Catalonien, Valencia und Aragonien, wo provenzaliſche Dichtkunſt gehegt ward; ſo Caſtilien, wo die eben erblühende Poeſie noch hart und rauh war. In Andaluſien entfaltete ſich an den Höfen der Maurenkönige die Sprache des Orients in ihrer üppigen Pracht; und Volkslieder, die noch heute im Munde der Eingebornen leben, ertönten bei den älteſten Bewohnern Spaniens, die, von jeder fremden Unterjochung frei, ſich in die unbeſiegbaren Berge des Baskenlandes zurückzogen. In hartnäckigen Kämpfen entwickelt ſich ritterlicher Geiſt und Geſinnung, und die beſiegten Mauren laſſen die Denkmale ihrer Pracht und Fülle dem Sieger zurück. In dem getrennten Portugal erſteht eine neue Literatur, während die übrigen Königreiche, unter Einer Krone vereinigt, durch Eine Sprache verbunden, von dem Gefühle ihrer Größe und Stärke durchdrungen ſind. Sicher gegen feindliche Angriffe, ſtolz durch die jüngſt erfochtenen Siege, lauſcht das Volk wundervollen Rittergeſangen, und in ſorgloſer Ruhe Liedern der Liebe und zum Preiſe der herrlichen Fluren und des nahenden Lenzes. Schäfergedichte tönen, und die lieblichen Weiſen, die in Italien ihre höchſte Vollendung erhalten, werden in Spanien einheimiſch. Eine neue Welt war entdeckt worden, und bot ihre reichen Schätze Spaniens Königen dar, deren einer den Thron Karls des Großen beſteigt, ihm gleich an Namen und Geiſt, aber einem weiter ausgedehnten Reiche gebietend. Während Religionskriege einen großen Theil Europa's verheeren, blüht in Spanien die religiöſe Dichtung zur Verherrlichung des alten Glaubens. Aber Spanien hat bald den höchſten Gipfel ſeines Ruhmes und ſeiner Macht erreicht, kein weiteres Fortſchreiten iſt zu gewahren, ſein Volk und ſeine Dichter ſonnen ſich in dem ererbten Glanze, der ihr Vaterland umgibt. Lope de Vega und Calderon erſcheinen, die hohe Stirne mit ewigem Lorbeer bekränzt. Die Größe des Ritterthumes, die edelſten Schöpfungen der Romantik leben in ihrem Geiſte, der ſich freuend des herrlichen Schmelzes entzückender Farben, wonnetrunken zu den fernſten Zonen des Reiches, in welchem die Sonne nimmer untergeht, ſchwärmt,

während alle Welttheile ihm in üppiger Fülle ihre Gaben spenden. Von dem Zauber solcher Erscheinungen blieb das Volk geblendet und gefesselt. Doch gefährlich ist so üppige, so reiche Dichtung, deren leichte Anmuth Nachahmer reizt, die nicht gewahren, wie überall, wo nicht ein höherer Geist über die duftenden Gefilde wacht, gar bald neben den Blumen reichliches Unkraut aufsprießt, und, immer mächtiger wuchernd, über diese schnell hinauswächst. Lope de Vega und Calderon waren hingeschieden, und mit ihnen war ihr Geist begraben worden. Spaniens Glanz war getrübt worden, seine Macht ward erschüttert, auch seine Poesie welkte hin. Gongora, ein ungewöhnliches Talent, war weniger der Führer in einer neuen, verderblichen Richtung, wo Schwulst und Unnatur, leere Spitzfindigkeiten und erkünstelte, dunkle Wendungen für Poesie galten, sondern ward selbst von dem Strome fortgerissen. Wie Spaniens jetzige Gestalt sich zu seiner frühern, nunmehr untergegangenen Herrlichkeit, also verhielt sich auch der Gongorismus zu seiner entschwundenen, edeln Poesie. Seine Größe war gesunken, ruhmlos schwanden seine Könige dahin, voll eitler Anforderungen, eine Kraft im Aeußern zu erheucheln trachtend, die längst entwichen war. Das einst so kräftige Gefühl der Nationalität, das stolze Selbstbewußtseyn erschlaffte, eine fremde Dynastie bestieg den Thron. Kräftig malt Mora (spanische Legenden, Don Opas. II. S. 389) den damaligen Zustand seines Vaterlandes. „Von dem Tage an, daß jener gute Herr, Philipp der Fünfte, ein aus kindischem Unverstand zusammengesetzter, von fremden Antrieben bewegter Körper, die Pyrenäen beschritten, hat Spanien keine Spur seiner glorreichen Trophäen bewahrt. Spanien ward eine Rumpelkammer, über die ein Kartenkönig regierte. Ihm folgte schnell ein Heer von Possenreißern und Gauklern, die Spanien überschwemmten gleich einem Heuschreckenschwarm, der sich auf Saaten und Gärten stürzt. Um sich nach allen Seiten ausbreiten zu können, suchten jene großmäuligen Abenteurer uns ihre Sprache, ihre Regierung, ihre Sitten und Trachten aufzudrangen. Da waren wir kein Volk, sondern eine Colonie, da waren wir nicht Menschen, nein, Affen derjenigen, die, ohne Umstände zu machen, uns wie alberne Tröpfe und Esel behandelten. Für Bänder und kölnisches Wasser gaben wir ihnen unsere Ehre und unsere Börsen hin. Mit ihren Broschüren, Moden und Gaukeleien raubten sie unsere Tugend und unsern Reichthum. Madrid verwandelte sich in einen weiten Jahrmarkt von Windbeutelei und Gallicismus, und um dem Elend die Krone aufzusetzen, verband sich der Gallicismus mit dem Fanatismus. Der Adel des edlen Hesperiens vergrub sich in den schmutzigen Schlund eines sittenlosen, kindischen, verächtlichen Hofes, der schlechten Copie des Tripot des vierzehnten Ludwigs. Nicht mehr gaben Ludwigs stolze Fahnen Gesetze einer besiegten Welt, und der alte Beschützer der Künste war ein schwacher und jähzorniger Verbrüder geworden. Ueberall um ihn her wehte der ekelhafte Hauch der Verderbtheit. Jenes Gestirn zeigte, verborgen in dunkler Verfinsterung, keinen Strahl seines frühern Glanzes. Da ihm das Laster Gewohnheit geworden, ließ er in seinem Alter dem Laster die Zügel schießen, sich hingebend dem schändlichen Dienst eines alten Weibes, eines Musters listiger Ränke. Von seiner erhabenen Höhe fiel er in niedern Koth, und unterwarf, ein Spiel scheußlicher Tücken, sein Gewissen und seinen Palast schlauen Priestern. Ein Abbild jener häßlichen Verbindung von Schwachen und Lastern war unser Spanien, verderbt durch die schnöde Seuche, die ein fremdes Geschlecht in sein Land brachte; erstarrt war der kräftige Trieb, dem so großer Ruhm, so große Thaten entsprossen; Priester und Fürsten lagen hingestreckt zu den Füßen feiler Weiber und Tänzerinnen. Als ob diese Pest, weit und breit verheerend, auch die Kräfte der Natur verdorrt hätte, blieben in jenen Leidenstagen auch die Geister des fruchtbaren Iberiens kalt und stumm. Die prachtvoll glänzende Poesie fiel, bedeckt von fremdem Flitterstaat, in die Hände eines Haufens Abermitziger, die man damals Literaten nannte. Bastarde einer erhabenen Mutter schändeten die lebenvolle, natürliche Reinheit derselben, und die fruchtbare kräftige Matrone entschlummerte in dumpfer Starrsucht. Jene erklärten ihrem Vaterland einen ungerechten Krieg, nannten seine kunstlose Anmuth Plumpheit, und ertheilten denjenigen, die dessen Sprache nicht verstanden, einen Freibrief der Rohheit. Diese jetzt noch herrschende Cholera morbus von albernen und gemeinen, im Küchendialekt, voll der gröbsten Sprachfehler, geschriebenen Uebersetzungen, nahm damals ihren Anfang. Die steifen Regeln französischer Kritiker, zusammengestellt aus mißdeuteten Vorschriften der Alten, wurden geschmacklos auf die spanische Poesie angewandt, und die einst so frische und blühende Dichtkunst verwandelte sich in die langweilige, gereimte Prosa der Perückenzeit. Unter Karls des Dritten Regierung begann ein regeres Leben in Spanien, ein Gefühl der Nationalität regte sich wieder, und alsbald schienen auch bessere Zeiten für die Poesie zu nahen. Damals blühte Nicolas Moratin, der, mit einer lebhaften Phantasie und einem wahrhaft poetischen Talente begabt, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute wieder den einheimischen Schriftstellern zulenkte, aber noch nicht wagte, sich von dem herrschenden Geschmacke, von den französischen Mustern anders, als höchstens in formeller Hinsicht, zu entfernen. Dem spätern Dichter, dem jungen Melendez, war es vorbehalten endlich die Fesseln, in welchen der sogenannte Classicismus die spanische Litteratur hielt, zu sprengen, und zur alten Nationalität und zur Einfachheit der alten Dichter zurückzukehren. Aber in dem neubelebten Nationalgefühl sprachen sich neue Ideen aus. Die französische Revolution erschütterte alle bis dahin bestehenden Einrichtungen in ihren Grundfesten, und erstreckte ihre Nachwirkungen bis zu den fernsten Ländern. Ein Gefühl der Freiheit, eine Art Selbstbewußtseyn, das oft noch undeutlich war, ein Streben nach freierer Bewegung statt der frühern Beschränkung erwachte auch in Spanien. Viele Augen richteten sich auf Englands politische Zustände, und zugleich wählten die Dichter englische Vorbilder. Es war die Zeit philosophischer Raisonnements, der Speculationen und Erörterungen der verschiedenen Gestaltungen des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft, und schon oft hatten die ernsten englischen Dichter Gegenstände der Philosophie und Religion in ihren Gedichten besprochen. Melendez fügte nun seinen Dichtungen neue hinzu, in welchen er zuerst die Bedand-

Digitized by Google

lung ſolcher Gegenſtände und eine paſſende Sprache für poetiſche Discuſſionen zu bilden verſuchte. Blutige Kriege haben nun Spanien zerfleiſcht, die Eintracht in ſeinem Innern iſt zerſtört worden, der Glauben an feſte dauernde Einrichtungen, die Ehrfurcht vor höhern Geſtalten iſt untergraben, theilweiſe vernichtet, das Einwirken ausländiſcher Politik hat ſich oftmals entſchieden kund gegeben. Daher kommt auch der eigenthümliche Charakter der neuern ſpaniſchen Poeſie, daher ihre Verſchiedenheit von der frühern. Ein Kämpfen und Ringen offenbart ſich, eine Getheiltheit, eine Unruhe und Unſtetigkeit. Ein Ton des Mißbehagens, der Unzufriedenheit zieht ſich durch viele Dichtungen, die erfüllt von Sehnſucht nach einer beſſern Zukunft, doch über die Mittel, eine ſolche herbeizuführen, meiſtens rathlos ſind. Ein trüber Ernſt, eine Luſt an Zerſtörung ſpricht ſich zuweilen aus. Die Dichter ſind faſt alle Glieder einer Partei, nicht wenige haben handelnden Antheil an den Ereigniſſen, die ihr Vaterland bewegten, genommen, und erlitten wegen politiſcher Meinungen verſchiedene Schickſale. Es befremdet daher nicht, wenn wir einer Literatur begegnen, die erfüllt iſt von Zorn, leidenſchaftlich, oftmals troſtlos, nach innerer Selbſtſtändigkeit ſtrebend, und doch wieder fremde Einflüſſe deutlich zeigend. Häufig kehren politiſche Anſpielungen wieder, ſeltener ſind harmloſe Scherze, die ungetrübten reinen Klänge der Freude und der Liebe. Oft aber entfährt auch den ruhig hingleitenden Geſängen, wie ein Blitzſtrahl heiterm Himmel, eine Aeußerung der Erinnerung an ſchmerzliche Zuſtände, und unwillkürlich zuckt der Sänger zuſammen, und beißt krampfhaft ſeine Lippe. Nach dieſen einleitenden Betrachtungen werden wir die neuen Poeſien Mora's gehörig würdigen können.

Joſe Joaquin de Mora ward in Andaluſien geboren, und kämpfte als Jüngling für Spaniens Freiheit gegen die Franzoſen. Gefangen ward er nach Frankreich gebracht, wo er mehrere Jahre bleiben mußte, bis ihn der Friede ſeiner Heimath wieder gab. Hier war er Herausgeber mehrerer Blätter, und ſchrieb während der Regierung der Cortes in entſchieden liberalem Sinne. Nach dem Sturze derſelben mußte er aus Spanien fliehen, und verweilte in England und Südamerika, wo er mehrere der hier mitgetheilten Poeſien ſchrieb. Als Schriftſteller iſt er ſehr fruchtbar, und ſchreibt mit großer Leichtigkeit. Er verſuchte ſich in verſchiedenen Dichtarten, und fand Beifall; denn obgleich eine große Tiefe ihm fehlt, und ſeine Gedichte zuweilen von gewöhnlichen Zeitungsraiſonnements kaum zu unterſcheiden ſind, iſt doch ſeine Darſtellung gefällig und zierlich, ſein Vers fließend und wohlklingend. Eine große Bitterkeit ſpricht oft aus ihm, und ſeiner gereizten Stimmung gelingen die beißenden Schilderungen vorzugsweiſe.

Seine neuſten Gedichte ſind erzählend, und führen den Titel: Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora. London 1840. 8. Deutlich ſpricht ſich in ihnen der oben bezeichnete Charakter neuerer ſpaniſcher Gedichte aus und überall ſucht er philoſophiſche, mehr aber noch politiſche Betrachtungen ſeiner Erzählung einzuflechten. Einzelne Stücke, wie das größte in dieſer Sammlung, „Don Opas," ſcheinen ſogar hauptſächlich ſolchen Reflexionen gewidmet zu ſeyn, und die geſchichtliche Darſtellung den ſie durchſchlingenden Betrachtungen bloß zur Folie zu dienen. Bezeichnend iſt daher die Ueberſchrift des erwähnten Gedichtes:

La digresion os pide mil perdones
Que yo suelo pecar en digresiones. *)

Dieſe häufigen Einſchaltungen ſind der vorliegenden Sammlung charakteriſtiſch, und wirken zuweilen ſtörend. Er iſt in der Regel originell, erinnert jedoch in einzelnen Stellen an engliſche Vorbilder, beſonders zuweilen an Byron, aus welchem er auch viele Ueberſchriften zu ſeinen Gedichten wählt. Den Stoff ſeiner Erzählungen entlehnt er mit kaum einer Ausnahme der ältern ſpaniſchen Geſchichte, die er bloß deßhalb ſcheint geleſen zu haben, um gehäſſige Schilderungen zu ſammeln. In Dante's Hölle kann es nicht grauſiger ausſehen, als in dem Mittelalter, welches Mora beſchreibt, dabei aber manchmal in monotone Zeitungsdeclamationen geräth. Ehe wir uns deſſen verſehen, ſprengt er mit eingelegter Lanze und verhängtem Zügel, ſeinen Rappen anſpornend, gegen die Schatten der Großen, die vor einem halben Jahrtauſend und noch früher im Herrn entſchlafen ſind, und keine Schonung haben ſie von ihm zu erwarten. Aber die ganze Schwere ſeines Zornes trifft die Geiſtlichkeit; ſchon der Name derſelben bringt ihn außer Faſſung. Nicht hohe Würde, nicht Macht und Anſehen, vorausgeſetzt daß die Träger derſelben längſt verſtorben ſind, ſichert vor ſeinem Tadel, er ſagt hingegen: (S. 339.)

Je höher iſt der Gegenſtand erhaben,
Um ſo kraftvoller muß der Angriff ſeyn.

Da dürfen nun Spaniens frühere Könige zuletzt Gnade hoffen; der Reihe nach holt er ſie gelegentlich aus ihren Gräbern, und keinen entläßt er ungeſtraft. Wir haben geſehen, wie kräftig er die Zeit Philipps des Fünften zeichnet, und heben ſonſt noch ſeine Schilderung Philipps des Zweiten hervor. (S. 102.)

Als jener zweite Philipp Spaniens Lande
Ins Joch gebeuget, finſtre Miſchung von
Grauvoller Unthat und tiefem Verſtande,
Ein Höllengeiſt im Kleid der Religion,
Der Welt Beherrſcher, Aergerniß und Schande,
Dem eine ernſte ſtolze Nation
Voll Adel, Muth und Kühnheit hat zu danken
Die Ketten Kothes, die ſeitdem wir kranken.

So verhaßt ſind ihm die Vorfahren des ſpaniſchen Volkes, daß er mit Vorliebe deren Feinde ſchildert, die Mauren ihnen beinahe regelmäßig als edler, beſſer, vollkommener entgegenſtellt, und den letztern alle ſeine Theilnahme zuwendet. Dann aber beklagt er traurig die Unglücksfälle, die Spanien in neuerer Zeit betroffen, voll Eifers gegen die Feinde ſeines Vaterlandes. Wenn ihm auch England in ſeiner Verbannung gaſtfreie Aufnahme gewährte, ſo vergißt er doch nicht, daß engliſche Herrſchaft einen Theil des ſpaniſchen Gebietes inne hat, nicht die Einnahme von Gibraltar. Spanien, ſagt er, war von unheil-

*) Die Digreſſion bei euch Verzeihung finde,
Die Digreſſion iſt meine ſtete Sünde.

vollen Kriegen heimgeſucht, gebeugt von ſchweren Drangſalen. (S. 436.)

Indeſſen ſprach England, auf ſeiner Seite,
Mit jener großen Naſ, die ihm verliehn:
Ich will doch riechen, ob aus dieſem Streite
Für meinen Beutel kein Gewinn zu ziehn.

Dann aber ergießt ſich ſein ganzer Zorn über den Commandanten Gibraltars, dem er ſchnöde Nachläſſigkeit vorwirft, und über die Regierung, die einen ſo wichtigen Poſten ſo ſchlecht bewacht ließ. Seinem Vaterlande, ſingt der Dichter, bleibe er immer in treuer Liebe zugethan. (S. 337.)

Des Schickſals Walten hat fruchtlos verſchlagen
Mich von der Heimath zu weit fernem Land,
In Spanien doch iſt ſtets mein Geiſt geblieben
Wie in dem glühnden Bräut'gam heißes Lieben.

In fernen Landen erinnert er ſich ſeiner ſchönen Heimath, von welcher er vor verhaßten Regierungsformen entfliehen mußte, und beſchreibt begeiſtert deren Pracht und Reichthum. (S. 427.)

Wer möchte die Wolluſt zu ſchildern ſtreben,
Wovon die Seel' im holden Lande ſchwillt,
Das meine Kindheit hegte? Jenes Leben
Balſam'ſcher Düfte im blumigen Gefild,
Die Thymian als ſüße Hauch' entſchweben
Und zartem Majoran; wie ruhig, mild
Der reine Aether in kryſtallnem Bogen
Sich glänzend neiget zu des Meeres Wogen.

Das ew'ge Lächeln der zur Luſt erwachten
Natur, die koſend leichtes Sinnen pflegt,
In dem bald ſchwärmendes, zielloſes Trachten,
Und Sehnſucht bald und Liebe ſie erregt;
Der Säuſellüfte buhleriſches Schmachten,
Das ſchüchtern ſich und leiſe kaum bewegt,
Den ihre Kräfte zu verſchlingen ſcheinen
Gewölke Wohlgeruchs aus Pinienhainen;

Die Pinienhaine, mit ſteil hohen Decken
Aus leuchtendem Smaragd, in deren Grün,
Des Friedens und der Lieb' Herolde, necken
Zerhpre ſich; der Bruſtlilien Glühn,
Cypreſſen, die rings Prachtgewebe decken,
Und Sinngrün, deſſen zarte Zweig' erblühn
Zu grünem Zelt, zu hängendem Gewinde,
Das birgt der milden Feige rauhe Rinde.

Nebliges Bild! Erinnerung voll Trauer,
Die wie ein Qualgeſpenſt mein Herz beklemmt,
Da mich, in ungerechten Bannes Dauer,
Voll Gram, fern' unbekannte Sphär' umfängt!
Nicht mehr erweck' unruh'ger Klagen Schauer,
Sey deine Herrſchaft nicht ob mir verhängt;
Doch muß dein mächt'ger Blick auf mich ſich wenden,
Laß' laut mich weinen — und mein Lied wird enden.

Doch mächtiger als je ergreift ihn, bei der Erinnerung an ſein Vaterland, der Gedanke, dieſes herrliche Land iſt unfrei, und könnte, ſollte ſo frei ſeyn, wie Frankreich und England. Wie aber ſoll dieſe Freiheit begründet werden, welche ſollen ihre Grundlagen ſeyn? Daß alles Alte zerſtört werden müſſe, ſteht bei ihm feſt; wodurch es zu erſetzen ſey, kann er nicht mit Beſtimmtheit angeben. Nur Eines weiß er, die verſchiedenen Gewalten müſſen im Gleichgewichte ſich halten, dann allein iſt Ordnung. (S. 196.)

Es ändern ſich die Sitten mit den Zeiten,
Doch jene höchſte Wahrheit wechſelt nicht
Der Haufen mag den Staat, die Kron' ihn leiten,
Ordnung iſt der Gewalten Gleichgewicht.
Ob Speer und Panzer Uebermacht beſtreiten,
Ob ein politiſches Syſtem Recht ſpricht,
Iſt einerlei; an Einem iſt gelegen,
Daß ſtraffe Zügel die Gewalt bewegen.

Dieſen Grundſatz in die Wirklichkeit einzuführen iſt ſchwer. Jahrhunderte der Prüfung ſind oft nöthig, um ihn feſtzuſtellen. Eine geſchriebene Verfaſſungsurkunde iſt allein keineswegs hinreichend, und wenn eine ſolche nicht durch höhere, bleibende Motive unterſtützt wird, wenn ſie bloß die Leidenſchaften verſchiedener Parteien hervorruft, iſt ſie weit entfernt ſegensreich zu ſeyn, eine Büchſe der Pandora. Ganz unpaſſend iſt es aber, wenn ſogar ſolche Verfaſſungsurkunden von andern Staaten, wo ſich dieſelben unter andern Verhältniſſen gebildet haben, und ſeit langer Zeit mit dem Volksleben ſelbſt innig verwachſen ſind, entlehnt werden, um eine noch junge Freiheit zu regeln. (S. 398.)

Dieß Ueberpflanzen von Staatseinrichtungen,
Als ob es Rüben wären und Salat,
Heißt Regeln ſtellen faſt hartleſen Jungen
Für falt'ge Stirnen, die bewährt durch That.

Begeiſterung für Freiheit und Aufklärung muß erwachen, alles Feſthalten an alte Formen aufhören, bewußtes Streben Alle durchdringen, feiger Servilismus verbannt werden. Doch zählt beſonders letzterer noch viele Angehörige. (S. 349)

Millionen Menſchen kann man täglich ſehen,
Um Würd' und Amt ſich drängend Tag und Nacht,
Die um freigeb'ger Gönner Tiſche ſtehen,
Ob fällt ein Brocken, gierig geben Acht,
Stets aufmerkſam woher der Wind mag wehen
Stets unterwürfig und getreu der Macht,
Doch wenn der Macht beginnt die Macht zu fehlen,
Sich nach Franzoſenmode bald fortſtehlen.

(Fortſetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

Unter dieſem Titel iſt vor kurzem der ſiebente Band von Victor Hugo's Poeſien erſchienen, mit welchen wir uns beeilen, unſre Leſer bekannt zu machen.

Victor Hugo nimmt eine ziemlich sonderbare Stellung in der gegenwärtigen französischen Literatur ein, ja man könnte in gewissem Sinn sagen, er scheine seine Stellung, sein Verhältniß zu ihr beinahe aufgeben zu wollen. Hugo ist erst achtunddreißig Jahre alt, und schon hat er sich, wenigstens dem Anschein und dem Urtheil vieler einsichtsvollen Kritiker nach, gewissermaßen überlebt; freilich trat er auch schon in seinem fünfzehnten Jahre mit ausgezeichneten Gedichten auf und galt, lang ehe er dreißig erreicht hatte, als das Haupt der Romantiker. Bekanntlich hat er außer der lyrischen Poesie auch den Roman und das Drama fleißig cultivirt; aber im Roman hat er seit seiner berühmten Notre Dame de Paris nichts mehr geleistet, und seine spätern Dramen stehen gegen die frühern, gegen Cromwell und Hernani, bedeutend an Werth und Interesse zurück; am meisten noch hat er sich in der Poesie (im engern Sinn, in der lyrischen Gattung) auf der frühern Höhe zu halten gesucht, wiewohl ihm auch hier manche Kritiker vorwerfen, bedeutend gesunken zu seyn. Begreiflich und natürlich ist jedenfalls, daß manche der Eigenschaften, welche ihm hier von Anfang an Beifall und Ruhm gewannen, später nicht mehr den Reiz und das Interesse der Neuheit und Originalität in gleichem Maaße behaupteten, und so mußten die ziemlich rasch aufeinanderfolgenden Sammlungen von Poesien, mit welchen er, wie es scheint, seinen literarischen Ruhm fortwährend behaupten und seinen Lorbeer frisch erhalten wollte, seinen Gegnern und Kritikern selbst nur neue Waffen gegen ihn in die Hand geben. So suchte namentlich G. Planche in einer ausführlichen und scharfen Kritik, aus Veranlassung der Voix intérieures, eine beinahe progressive Abnahme, mit Ausnahme etwa der Feuilles d'automne, in den Poesien Victor Hugo's, was den wirklichen, innern Gehalt und Werth betrifft, nachzuweisen, und indem er ihm große Meisterschaft in der Form und in der Handhabung der Farben zugestand, beschuldigte er ihn beinahe des gänzlichen Mangels an Seele, Gemüth, an wahrer Begeisterung und gesunder Natur, beschuldigte ihn, daß er die Poesie nur wie ein Spiel der übermüthigen Einbildungskraft betreibe. Ohne Zweifel war dieß Urtheil von G. Planche zu streng; er übersah, unbewußt oder absichtlich, vieles, was sein Urtheil doch hatte bedeutend modificiren müssen, und führte seine Ansichten mit einer ungerechten Einseitigkeit durch; aber sein Urtheil stieß, die nächsten Freunde und Bewunderer Victor Hugo's ausgenommen, eben nicht auf sehr scharfen und entschiedenen Widerspruch, weil der Enthusiasmus für den Dichter überhaupt gesunken war, und zwar dieß nicht nur in Folge eines veränderten Geschmacks, sondern wohl auch in Folge einer Entfremdung der Gemüther von Victor Hugo, welche Manchen, der die Franzosen einer gränzenlosen Frivolität beschuldigt, befremden und auf etwas veränderte Ansichten bringen mag. In neuesten Zeiten ist nun wieder eine Reaction zu seinen Gunsten eingetreten; als er sich vor einigen Monaten um die erledigte Stelle in der französischen Akademie bewarb, und ihm, trotz dem, daß ihm die literarisch bedeutendsten Mitglieder ihre Stimmen gaben, durch die kleinliche Eifersucht und Beschränktheit der Mehrheit ein in der Literatur nur wenig bekannter Gelehrter, Flourens, vorgezogen wurde, da schien die Anerkennung der unbestreitbaren Verdienste des ausgezeichneten Dichters mit verdoppelter Stärke zu erwachen, und das ihm bei dieser Gelegenheit widerfahrene, unzweifelhafte Unrecht trug ihm zur Entschädigung Lobsprüche und Huldigungen ein, wie sie ihm in längerer Zeit nicht mehr zu Theil geworden seyn mochten. Hoffentlich wird die Akademie bei der neuen Vacatur das begangene Unrecht, das ihr selbst am meisten Schaden bringen muß, gut machen.

Victor Hugo ist, unsers Bedünkens, durch Uebermaaß des Lobs, der Bewunderung und der Triumphe verwöhnt, durch zu frühen Genuß der Freuden des Ruhms und eines behaglichen und glänzenden Lebens blasirt, und, unfähig geworden eines ächten, künstlerischen oder sittlichen Enthusiasmus, einer gesunden Freudigkeit, von den Dämonen der Eitelkeit oder eines trotzigen Eigensinnes beherrscht. Es fehlt seinem reichen und beweglichen, ohne Zweifel auch edeln aber ursprünglich schon nicht eben harmonischen Geiste an Schule und Zucht, an gediegener Bildung; ein Mann der Revolution auf dem Gebiete der Literatur und ein glücklicher Sieger, ermangelte er des beharrlichen Ernstes und Fleißes, wodurch sich der ächte Mann des Fortschrittes beurkundet; dem glänzenden Ungestüm seiner frühern Productionen entsprach nicht der Charakter des gereiftern Mannes; statt der angestrebten Universalität zeigte sich bei ihm ein haltungsloses Schwanken, ohne entschiedene Ueberzeugung und Richtung; statt einer Versöhnung der Gegensätze ein abwechselndes, oft peinigendes Hervortreten derselben, oder eine unbefriedigende Uebertünchung, statt einer philosophischen, heitern Gemüthsruhe ein sich trotzig in sich selbst zurückziehender Hochmuth. In seiner, wie uns dünkt, mehr mißmuthigen und verdrießlichen, als philosophischen Zurückgezogenheit sinnt und grübelt er über die Würde und den Beruf des Dichters, worüber er seine Ansichten in dem neuesten Band seiner Gedichte, in Prosa und in Versen mittheilt. In der Vorrede entwirft er das Bild des wahren Dichters, wobei er jedoch protestirt, daß er unter demselben seine eigne Person meine. Er sagt: „Unsterbliche Thaten sind in unsern Tagen verrichtet worden von großen und edeln Dichtern, die sich persönlich und unmittelbar in das tägliche Treiben des politischen Lebens mischten. Aber unsers Bedünkens könnte ein vollendeter Dichter, den der Zufall oder sein eigner Wille wenigstens für die dazu erforderliche Zeit aus dem Gedränge entfernt gehalten und vor jeder unmittelbaren Berührung mit der Regierung und den Parteien bewahrt hätte, auch etwas Großes leisten.

„Keine Verpflichtung, keine Kette. Freiheit würde walten in seinen Ideen wie in seinen Handlungen. Er wäre frei in seinem Wohlwollen für die Arbeitenden, in seiner Abneigung gegen die Uebelgesinnten, in seiner Liebe gegen die Dienenden, in seinem Erbarmen mit den Leidenden. Es stände ihm frei, allen Lügen, von welcher Seite oder Partei sie kommen mögen, den Weg zu versperren; frei sich an die Grundsätze anzuschließen, die in den Interessen untergehen; frei sich zu jedem Elend herabzubeugen; frei vor jeder Hingebung zu knien. Kein Haß gegen den König in seiner Liebe für das Volk; keine Beleidigung gegen die herrschenden in seinen Tröstungen an die gefall-

nen Dynaſtien; keine Kränkung der verſtorbnen Geſchlechter in ſeiner Sympathie für die Könige der Zukunft. Er würde in der Natur leben und im Schooße der Geſellſchaft wohnen.... Nichts würde ihn ſtören in ſeiner tiefen und ſtrengen Contemplation; weder der lärmende Gang der öffentlichen Ereigniſſe, denn er würde ſie ſich aſſimiliren und ihre Bedeutung in ſein Werk aufnehmen, noch die zufällige Nähe irgend eines großen Privatunglücks, denn die Gewohnheit zu denken gibt die Kraft zu tröſten, noch auch ſelbſt die innere Bewegung durch eigene perſönliche Leiden, denn durch die Riſſe in unſerm Gemüthe ſehen wir Gott, und wenn er geweint hätte, würde er wieder meditiren.

„In ſeinen Dramen, in Proſa und Verſen, Theaterſtücken und Romanen würde er die Geſchichte und die Erfindung, das Leben der Völker und der Individuen, die hohe Lehre der königlichen Verbrechen wie in der antiken Tragödie, die nützliche Schilderung der Laſter der Völker wie in der alten Komödie zur Anſchauung bringen. Schmachvolle Ausnahmen abſichtlich verhüllend, würde er Verehrung für das Alter predigen, indem er das Alter immer würdig darſtellte; und Mitleid für das Weib, indem er es immer ſchwach ſchilderte; wurde den Cultus der natürlichen Zärtlichkeit predigen, indem er zeigte, daß immer und in allen Fällen etwas Heiliges, Göttliches und Tugendhaftes wohne in den zwei großen Gefühlen, auf welchen die Welt ſeit Adam und Eva beruht — dem Vater- und Muttergefühl. Endlich würde er überall die Würde des menſchlichen Weſens offenbaren, indem er veranſchaulichte, wie im tiefſten Innern jedes Menſchen, wie verzweifelt und verworfen er ſey, Gott einen Funken verborgen hat, den ein Hauch von oben immer wieder beleben kann, den die Aſche nicht verbirgt, den der Koth ſelbſt nicht auslöſcht — die Seele.

„In ſeinen Gedichten würde er niederlegen ſeine Rathſchläge an die Gegenwart, ſeine träumeriſchen Skizzen der Zukunft; den bald blendenden, bald düſtern Reflex der gleichzeitigen Ereigniſſe; die Pantheon, die Gräber, die Ruinen, die Erinnerungen; die Menſchenliebe gegen die Armen, das Mitleiden mit den Elenden; die Jahreszeiten, die Sonne, die Fluren, das Meer, die Berge: die verſtohlenen Blicke in das Heiligthum der Seele, wo man auf einem geheimnißvollen Altar, wie durch die halbgeöffnete Pforte einer Capelle, alle die ſchönen goldenen Urnen ſieht: den Glauben, die Hoffnung, die Poeſie, die Liebe; endlich würde er darin niederlegen jene tiefſinnige Schilderung des eigenen Ichs — vielleicht das größte, allgemeinſte, umfaſſendſte Werk, das ein Denker ſchaffen kann.

„Wie alle Dichter, welche nachdenken, und beſtändig mit ihrem Geiſt über dem Univerſum ſchweben, würde er durch alle ſeine Schöpfungen, Gedichte oder Dramen den Glanz der Schöpfung Gottes durchſchimmern laſſen. Man würde die Vögel in ſeinen Tragödien ſingen hören, den Menſchen in ſeinen Landſchaften leiden ſehen. Nichts Verſchiedenartigeres dem Anſchein nach als ſeine Gedichte, und im Grunde doch nichts Zuſammenhängenderes und Einigeres! Sein Werk, in ſeinem Zuſammenhang genommen, würde der Erde gleichen; Producte aller Art, aber Eine Uridee bei allen Conceptionen; Blumen jeder Gattung, aber Ein Saft für alle Wurzeln.

„Er würde den Cultus des Gewiſſens pflegen, wie Juvenal, der Tag und Nacht ſeinen Zeugen und Richter in ſich trug; den Cultus des Denkens, wie Dante, der die Verdammten nennt: le gente dolorose, che anno perduto il ben del intelletto; den Cultus der Natur, wie Auguſtin, der ohne Furcht als Pantheiſt verſchrien zu werden, ſagt: coelum coeli creatura est aliqua intellectualis.

„Und was ſo in der Geſammtheit ſeines Schaffens, mit all ſeinen Dramen, mit all ſeinen Poeſien, mit allen ſeinen zerſtreuten und abgeriſſenen Gedanken dieſer Dichter, dieſer Philoſoph, dieſer Geiſt hervorbrächte, das wäre, ſagen wir es hier gerade heraus, die große geheimnißvolle Epopöe, von der wir Alle Jeder einen Geſang in uns haben, deſſen Prolog Milton und deſſen Epilog Byron geſchrieben hat; des Gedichts vom Menſchen.

„Dieß impoſante Leben des Civiliſation-fördernden Künſtlers, dieſe rieſenhafte philoſophiſche und harmoniſche Arbeit, dieß Ideal von Gedicht und Dichter — jeder Denker hat das Recht es ſich als Ziel, als Aufgabe ſeines Ehrgeizes, als Princip und als Endzweck vorzuſetzen. Der Verfaſſer hat es ſonſt ſchon öfters ausgeſprochen, daß er zu denen gehört, die ſtreben und verſuchen, mit Beharrlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit ſtreben und verſuchen. Weiter Nichts. Er läßt ſeiner Inſpiration, was man ſo zu nennen beliebt, nicht ohne Weiteres den Zügel ſchießen. Er wendet ſich beſtändig dem Menſchen, der Natur, Gott zu. Mit jedem neuen Werke, das er zu Tage fördert, hebt er eine Seite des Schleiers auf, der ſeinen Gedanken verhüllt; und ſchon entdecken vielleicht aufmerkſame Geiſter einige Einheit in dieſer Sammlung von auf den erſten Anblick iſolirten und divergirenden Werken. Der Verfaſſer glaubt, daß jeder ächte Dichter unabhängig von den Ideen, die aus ſeiner Geiſteseigenthümlichkeit ſtammen, und von den Gedanken, welche ihm aus der ewigen Wahrheit zufließen, die Summe der Ideen ſeiner Zeit in ſich tragen müſſe."

Es mag ſehr intereſſant ſeyn, wenn ein ausgezeichneter Dichter in vorgerückteren Jahren auf die Erzeugniſſe ſeiner frühern Jahre zurückblickt, wenn er ſie kritiſch und analyſirend betrachtet und ſo zu ſagen einen Commentar dazu liefert, wie dieß Goethe in ſeiner Selbſtbiographie gethan hat; ganz anders aber iſt es, wenn der Dichter zugleich mit ſeinen poetiſchen Productionen dem Leſer einen proſaiſchen Wegweiſer und Commentar geben zu müſſen glaubt, die Ideen angibt, die ihn geleitet und beſeelt, ſeine Anſchauung der Welt auseinanderſetzt und den Gehalt ſeiner Poeſie zergliedert. Iſt der Dichter in ſeinen Gedichten hinlänglich klar und verſtändlich, ſo kann er ſich doch gewiß die Mühe ſparen, das, was er doch hoffentlich in der ſchönſten Form, in Verſen, ſchon geſagt hat, auch noch in einer minder ſchönen zu ſagen; ſind aber die Gedichte nicht klar, ſo wird dieſer Fehler durch den proſaiſchen Commentar nicht verbeſſert; im Gegentheil wird die Kritik herausgefordert, genauer zu unterſuchen, ob die Verſe wirklich die Ideen enthalten, welche der Dichter als ihren Inhalt bezeichnet. Ein ſo verfahrender Dichter verräth Mißtrauen ge-

gen ſeine Leſer, oder gegen ſich ſelbſt, oder beides. Was aber die in der Vorrede ausgeſprochenen Ideen über den Beruf des Dichters betrifft (wobei wir trotz Hugo's Proteſtation doch zunächſt an ihn ſelbſt denken müſſen), Ideen, welche er in dem erſten Stücke ſeiner Sammlung: Fonction du poète auch praktiſch ausſpricht — ſo iſt dagegen Vieles einzuwenden. Der Inhalt dieſes vierundzwanzig Seiten füllenden Gedichts läuft darauf hinaus, daß der Beruf des Dichters in einer verdorbenen, ſelbſtſüchtigen, ſchmutzigen, glaubenloſen Zeit der ſey, ſtatt ſeiner Neigung nach im Schooße der friedlichen Natur zu leben und ſich eines harmloſen Lebens zu freuen, vielmehr als ein begeiſterter Seher, Prediger, Prophet und Weiſer unter das Volk hinauszutreten und die übrigen verdorbenen Lehrer und Führer desſelben zu erſetzen. Wir überſetzen nur ein paar Strophen proſaiſch, denn das, an ſchönen Bildern und Vergleichungen reiche, in kräftiger Sprache gehaltene Stück ſcheint uns die Mühe einer poetiſchen Uebertragung nicht zu belohnen; es iſt eine in rhetoriſchen Gegenſätzen ſich bewegende, durch den Verſtand und poetiſche Technik gelöste Aufgabe, kein Gedicht im höhern Sinn. „Der Dichter, in dieſen gottloſen Zeiten, iſt beſtimmt beſſere Tage vorzubereiten. Er iſt der Mann der Utopien; ſein Fuß iſt hier, ſein Auge ſchweift fern. Er iſt es, der hoch über allen Häuptern zu jeder Zeit, den Propheten gleich, in ſeiner Hand, der allgewaltigen, ob man ihn ſcheite oder lobe, gleich einer geſchwungenen Fackel die Zukunft leuchtend emporhalten ſoll. — — Völker! höret den Dichter! hört den heiligen Träumer! In eurer Nacht, die ohne ihn völliges Dunkel wäre, iſt ſeine Stirne allein hell beleuchtet! — Er ſtrahlt, er wirft ſeine Flamme auf die ewige Wahrheit! Er läßt ſie erglänzen in wunderbarer Klarheit für die Seele! Er überſtrömt mit ſeinem Lichte Städte und Wüſten, Paläſte und Hütten, die Ebnen und die Höhen; allen enthüllt er es von oben, denn die Poeſie iſt der Stern, der Könige und Hirten zu Gott führt!“

(Fortſetzung folgt.)

König Skiold. *)

Däniſch.

Das Schwert an der Seite, den Schild am Arm,
Mit Waffengetöſe erſcheinet der Schwarm
Von Jungen und Alten im bunten Vereine,
Im Thing zu berathen am Runeſteine.

„Wem ſollen wir bieten die Goldkrone an,
Wer iſt von des Landes Söhnen der Mann,
Der ſie ſeines Stammes würdig kann tragen,
Er trete hervor und möge es ſagen.“

Und rings das Lärmen und Toben ſich mehrt,
Ein Jeder hält ſich der Krone werth,
Nur ſich glaubt Jeder zum König geboren,
Am tüchtigſten hielten ſich aber die Thoren.

Schon blitzen die Schwerter, ſchon ſchwingt man den Speer,
Da regt ſich ſtürmend des Oſtens Meer
Und bringet die Schaaren, die wilden, zum Schweigen,
Die rings ſich der neuen Erſcheinung neigen.

In weiter Ferne, dort wo ſich vereint
Das Meer mit dem Himmel, ein Nachen erſcheint,
Vom Sturmwind bald in die Tiefe verſchlagen,
Bald leicht wie die Feder gen Himmel getragen.

Es ſinken die Schwerter, der Lärm und Streit
Iſt plötzlich verſchwunden und ſeht wie bereit
Zur Hülfe und Rettung ſich Jeder zeiget;
Da füllt ſich die Tiefe, der Sturmwind ſchweiget.

Nun ruht von der Sonne erwärmt die Fluth
Nach ſchwerem Kampf mit des Sturmes Wuth.
Der Niren Geſang wird von fern nur vernommen,
Indeß iſt das Boot an die Küſte geſchwommen.

Und in dem ſchlummert, wie wunderbar!
Ein ſchöner Knabe mit goldnem Haar;
Ein ſeliges Lächeln umſchwebt ſeine Mienen,
Zum Kiſſen ihm goldene Kornähren dienen.

Und wie er das Auge, das blaue, erhebt,
Den kindlichen Blicken nachgebend, entſchwebt
Die Göttin der Zwietracht, der Streit hat ein Ende,
Da nicket er freundlich und ſchlägt in die Hände.

Verwundert drängt ſich Jung und Alt
Zum holden Kleinen; ſo leicht, ſo bald
Muß Kindes Unſchuld die Rohheit dienen,
Da ſpricht ein ergrauter Kämpe zu ihnen:

„Nicht wählt man Fürſten im Kampfe wild!“
— Er hob den Knaben auf ſeinen Schild. —
„Seht euren König! der Götter Segen,
Im Kinde kommt er uns jetzt entgegen.“

Und Beifallsjubel tönt ringsumher,
Man ſenkte vor ihm den blanken Speer,
Der Knabe lächelnd rings um ſich blickte
Und freundlich grüßend der Schaar zunickte.

Sie Skiold ihn nannten, doch keiner weiß,
Woher er komme und wie er heiß';
Doch kann er, mag's ihm auch an Ahnen fehlen
Die Könige Dänemarks als Nachkommen zählen.

*) Skiold, auf Deutſch Schild.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 111.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 September 1840.

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Fortſetzung.)

Dieſes politiſche Element iſt der vorherrſchende Zug der Gedichte vorliegender Sammlung; wir begegnen ihm überall, und unverhohlen ſtellt ſich der freiſinnige Zeitungsſchreiber vor unſere Augen, der, wenn auch über die Folgen nicht ganz klar, doch alles gern verändern und verbeſſern möchte. Selbſt die äußere Geſtalt ſeiner Gedichte zeigt dieſes Streben. Durchgängig erſetzt er nach einer Neuerung in der Rechtſchreibung ge, gi durch je, ji; die Form der alten Romanzen, in welcher er vordem ſelbſt mehrere Gedichte geſchrieben, iſt ihm nunmehr ärgerlich geworden, und ſtatt ihrer wählt er paarweiſe reimende eilfſylbige Verſe, nachbildend die engliſche Form vieler erzählenden und didaktiſchen Gedichte, die er zuweilen durch kurze ſiebenſylbige Verſe unterbricht — Formen, deren er ſich ſchon früher in ſeinen Fabeln, nach dem Vorgange Triartes, bedient hatte. Vorzüglich aber gefällt ihm die Form der ottave rime bei längern und kürzern Verſen. Auf dieſe Anwendung der erwähnten Formen legt der Dichter in der Vorrede zu ſeinen Gedichten ein beſonderes Gewicht. Seine Hauptabſicht bei Herausgabe dieſer Dichtungen, ſagt er, ſey, eine Form für erzählende Poeſie einzuführen, die gleich ferne ſey von dem niedern Style der Romanze, als von der Großartigkeit des Epos. Die Form der Romanzen ſcheine ihm durchaus verwerflich, obgleich ſehr charakteriſtiſche und intereſſante Denkmale der Volkspoeſie darin aufbewahrt würden, und ausgezeichnete Dichter bis auf Juan de Mena, ja noch ſpätere, ſich derſelben bedient hätten. Sie paſſe für die Kindheit der Poeſie, nicht mehr in eine ausgebildete Zeit. Denn einen beſondern Genuß gewähre bei der Poeſie der Anblick der überwundenen formellen Schwierigkeiten, nun ſey aber mit der Romanzenform ſo wenig Schwierigkeit verbunden, daß ganz gewöhnliche Leute aus dem Volke Romanzen verfertigen könnten, und das achtſylbige Versmaaß ſey ſo leicht, daß man ſich ſogar hüten müſſe bei proſaiſchen Ausarbeitungen nicht unbewußter Weiſe in dasſelbe zu verfallen. Auch ſey der Gleichklang der Endungen der zweiten Verſe nicht nach dem älteſten Charakter der Romanze abſolut erforderlich, vielmehr trete in derſelben Romanze oft mehrfacher Wechſel ein. Dagegen ſey der vollendete Reim ſehr hoch zu ſchätzen, wo die Worte zu gebieten ſcheinen, aber ſich unter der kunſtgeübten Hand des Dichters fügen, ſo daß er als Herrſcher der Form und der durch den Reim hervorgerufenen neuen Ideen daſteht. In der vollkommenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß die Poeſie von den leichten und trivialen Formen, die ſie erniedrigten und verunzierten, befreit werde, habe er ſeine Gedichte geſchrieben. Dagegen halte er ſich ferne von allem Parteiſtreit und Schulgezänke der Kritiker. Es ſey ihm gleichgültig, ob man ſeine poetiſchen Erzählungen claſſiſche oder romantiſche nenne; er verlange bloß, daß man ſie als die ſeinigen anerkenne.

Wir werden durch dieſe Vorrede auf den Standpunkt aufmerkſam, von welchem aus dieſe Gedichte, in Bezug auf die verſchiedenen Richtungen der ſpaniſchen Dichtkunſt, die oben angedeutet worden, zu beurtheilen ſind. Mora verfolgt die Richtung, die Melendez eingeſchlagen; ſeine Stoffe ſind national, er ſtrebt nach freier Darſtellung, er iſt reflectirend, überall Betrachtungen anknüpfend. Dagegen hütet er ſich vor allen unwahrſcheinlichen und phantaſtiſchen Beſchreibungen, er vermeidet durchaus die eigenthümlichen Gebilde der romantiſchen Schule, über die er gelegentlich ſich tadelnd ausſpricht. Da er aber ſich einmal genöthigt ſieht, eine Spukſcene zu beſchreiben, König Rodrigo in dem geheimnißvollen Thurme zu Toledo, entſchuldigt er ſich deßhalb in einer Anmerkung. So ſehr er unwahrſcheinliche Schilderungen vermeidet, eben ſo ſehr ſcheuet er auch alle leidenſchaftlichen Darſtellungen, die Vorſtellung aller erregten Zuſtände, und nur ſehr ſelten macht er hievon eine Ausnahme. Zugleich drängt ſich die Subjectivität des Dichters überall hervor, und die Reflexion erſcheint als das Hauptmoment. Daher ſind alle Charaktere nur in leichten Umriſſen gezeichnet, und kaum ein einziger ſcharf ausgemalt. Namentlich ſind ſeine Frauengeſtalten nebelhaft. Ernſt und ſpröde treten ſie auf, oft

aber voll ſanften Verlangens nach Liebe, und hier möchte wohl Sancha in der Erzählung, „der erſte Graf von Caſtilien," den Vorzug verdienen, ergeben ſich ſchon gleich bei der erſten Aufforderung, bleiben dann aber, gewöhnlich nach einer improviſirten, heimlich vollzogenen Ehe fromm und treu, und die Zuſtimmung der altern Verwandten zu der eingegangenen Verbindung bleibt am Ende nicht aus. Die Darſtellung, die leicht und angenehm, zuweilen blühend iſt, geht ſchnell über Ereigniſſe weg, um zu Betrachtungen zu gelangen, verweilt indeſſen zuweilen bei der Anſchauung herrlicher Naturſcenen oder anderer äußerer Erſcheinungen, deren Zeichnung in der Regel beſſer als die Schilderung der Charaktere gelingt. Sein Unmuth unterbricht ihn aber bald wieder, dem ſanfte, ruhige Gemälde nicht recht zuſagen, wie ſtill beglückter Liebe, oder frommer Ergebenheit. Wenn er einmal der Religion erwähnt, klingt es beinahe wie Spott. Sein Schmerz iſt aber kein ſogenannter Weltſchmerz, nein überall nur die Klage um Spanien, eines Spaniers Leiden, eines Spaniers Wunſche und Hoffnungen. Eine kurze Ueberſicht möge den Inhalt dieſer Sammlung verführen. Es ſind zwanzig verſchiedene poetiſche Erzählungen, von größerm und kleinerm Umfange, die ein paarmal nur ein Bild enthalten.

1) Die Jüdin. Die Schilderung einer vom Mondſcheine erhellten romantiſchen Gegend diene zur Einleitung. (S. 3.)

Der Hain ſchweigt einſam. In ſchweigſamem Kanme
Hinſtrömt der klare Quell, mit leichtem Schaume
Die Blumen netzend, blühend an ſeinem Rande,
Und Weid' und Erle, die vor Sonnenbrande
Zum Dach ihm ſich verzweiget.
Nur von des Himmelsdomes Höhen zeiget
Der ſanfte Mond in mildem Silberſcheine
Sein Antlitz, und die nackten Felsgeſteine
Sich mannichfach in ſeinem Glanz geſtalten;
Hier dünne Streifen, weiße Maſſ' entfalten,
Perlmuttergruppen dort ſie. Von dem bleichen
Zwielicht umfloſſen, die bejahrten Eichen
Seltſame Formen kleiden;
Und mit geſenktem Zweig die Trauerweiden
Bewegliche Gebild' in ſich enthüllen.
Mit hell'rem Schimmer füllen
Die vollen Wogen ſich, die weithin gießet
Das Lichtmeer, in dem klarſtes Silber fließet,
Zur nahen Grotte, bis wo unter Blüthen
Der Aeſte, die ſie ſorgſam bergend hüten,
Melodiſch koſend ſäuſeln kühle Lüfte
Und ſcherzen, tragend Luſt und friſche Düfte;
Und wenn alsdann ſie regen ihre Schwingen,
Sie Wohlgerüch' umſchweben, die durchdringen
Die unbewegte Sphäre.

Im Hintergrunde der Landſchaft erhebt ſich unter Felſen ein Caſtell, deſſen Herr Don Suero, der an Lord Byrons Lara, und matt an Manfred erinnern ſoll, hier, verſunken in ernſte Träumereien, wandelt. Innere Qualen ſcheinen ihn zu verzehren, aber ein geheimnißvolles Dunkel verbirgt ſein Treiben ſeit er aus dem Morgenlande, wohin er mit dem Kreuze geziert gezogen war, zurückkehrte. Er hört eine Stimme um Hülfe flehen, und gewahrt einen Knaben, der aus der nahen Stadt bei einer Judenvertreibung entflohen war. Dieſem ſagt er ſeinen Schutz zu, da ergreift der Knabe ſeine Hand und wahrſagt. Er deutet auf Liebesglück und Macht, und bemerkt, daß eine geheime Sehnſucht an des Ritters Herzen nage: das Verlangen nach verborgener Wiſſenſchaft. Der Ritter entgegnet, daß ein greiſer Magier, der in der Kreuzfahrer Gefangenſchaft gerathen, ihm Belehrung und Befriedigung ſeines Verlangens verſprochen, aber ein ungünſtiges Schickſal dieſes verwehrt habe. Nun verzehre ihn hoffnungsloſer Gram. Der Knabe verſpricht die erſehnte Belehrung, und beide beginnen raſtlos Studien der Magie. Aber nicht lange währt dieſer ununterbrochene Verkehr. Der Knabe wird unruhig, traurig und ſucht die Einſamkeit. Dort findet ihn eines Tages Don Suero, der den Grund dieſer Veränderung fragt, und nun entdeckt, daß der vermeintliche Knabe ein Mädchen iſt. Rachel, ſo heißt ſie, erklärt ihm ihre Liebe, die auch ihn erfüllt, und dem liebenden Paare entſchwinden nun die Tage der Wonne wie ſchnelle Stunden. Doch den Edeln von Caſtilien iſt Suero's Treiben ein Gräuel; ſie ziehen gegen ihn zu Felde, und nach muthiger Gegenwehr fällt der Ritter, auf deſſen Leiche ſich ein zartes Kind ſtürzt, ſie mit Küſſen bedeckend: es iſt Rachel, die bei ihrem Geliebten verſcheidet.

(Fortſetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

Daß der Dichter einen höheren Beruf hat, als nur den der Unterhaltung und Ergötzung, daß er die Gemüther auf das Wahre, das Sittliche, das Göttliche hinzuweiſen beſtimmt iſt, und dieß, auch ohne die Abſicht dazu, ohne das ausdrückliche Bewußtſeyn davon, thut, wird man nicht beſtreiten, und es kann auch dem Dichter, der ſich ſelbſt fühlt, nicht verwehrt werden, dieß gelegentlich auszuſprechen; aber etwas Anderes iſt es: eine förmliche Doctrine, ein Dogma daraus zu machen, und die Function des Dichters in einem langen Gedicht auseinanderzuſetzen. Man könnte dieß Gedicht von der Function des Dichters als ein Muſter betrachten: wie der Dichter nicht zu belehren ſuchen ſolle. Daß V. Hugo unter dem Dichter zunächſt ſich ſelbſt meint, dürfte, wenn man die Vorrede vergleicht, kaum zu bezweifeln ſeyn; und dann darf man ihm, abgeſehen von der Eitelkeit die darin ſich kund gibt, mit allem Recht entgegnen, daß der Dichter, welcher der Vorbereiter beſſerer Zeiten ſeyn, der den Glauben wieder herſtellen, die Völker zu Gott führen will, ſelbſt mehr innern Halt, mehr Feſtigkeit der Ueberzeugung, mehr Energie des Gemüths und Glaubens haben müßte und größere Einheit des Strebens, als Victor Hugo in ſeinen Werken überhaupt, und auch wieder in dieſer neueſten Sammlung von Gedichten an den Tag legt. Wer den Völkern voranleuchten will, der muß nicht ſchwanken zwiſchen Zweifel und Glau-

ben, muß nicht jedem Strahl einen Schatten gegenüber ſtellen, muß nicht ungewiß ſeyn, ob die Dämmerung der jetzigen Zeit eine Morgen- oder eine Abenddämmerung iſt; er muß ein klareres Reſultat ſeiner „Weisheit" herausbringen, als dasjenige iſt, welches ſich in dem ſo betitelten Gedicht Victor Hugo's, auf das wir zurückkommen, herausſtellt. Abgeſehen aber von dieſer perſönlichen Beziehung, den von Victor Hugo aufgeſtellten Satz ſelbſt betreffend, ſtimmen wir vollkommen überein mit dem, was ein franzöſiſcher Beurtheiler des neueſten Bandes von Hugo's Poeſien, Charles Magnin, in dieſer Hinſicht ſagt:

„Aus der Vorrede ſo wie aus dem erſten Gedicht der Sammlung geht ſo viel deutlich hervor, daß Victor Hugo für die Poeſie jede philoſophiſche und religiöſe Initiative in Anſpruch nimmt. Er berührt hier eine umfaſſende Frage. Beſitzt die Poeſie wirklich dieſe intellectuelle Initiative, die er ihr zutheilt? Iſt die Phantaſie wirklich das allerbeſte Organ, um ſich der Wahrheit zu verſichern? In Victor Hugo's Antwort darauf liegt etwas Wahres, aber auch etwas Uebertriebenes und Falſches. Wahr iſt es, die Phantaſie iſt die Vorläuferin der Vernunft; ſie tritt ihr als Fackelträgerin voran; ſie iſt die halb dunkle, halb lichte Säule, welche die menſchliche Karawane durch die Wüſten der Intelligenz führt. Begabt mit einer Art von bisher zu wenig ergründetem divinatoriſchem Inſtinct, iſt der poetiſche Genius mehr als irgend ein anderes unſrer Vermögen geeignet, gewiſſe feinere Beziehungen zwiſchen den verſchiednen Gegenſtänden der Schöpfung aufzufaſſen, welche einem andern Sinn verborgen bleiben. Die Poeſie, die man die Halbwiſſenſchaft und vielleicht noch beſſer die Vorausſchauung nennen kann, läßt durch den Schimmer ihrer Symbole und den Blitz ihrer Metaphern eine Menge anticipirter Wahrheiten glänzen, deren Demonſtration ſpäter die Wiſſenſchaft finden wird. Aber daraus, daß die Poeſie und Phantaſie dem Menſchen gegeben iſt als ein ſchätzbares Organ der Ahnung und Entdeckung, daraus, daß unſre großen dramatiſchen Dichter und unſre geiſtreichen Romandichter durch das unermüdliche Wühlen ihrer gemüthlichen Pſychologie die geheimſten Bewegungen gewiſſer Leidenſchaften zum Gemeingut gemacht und beinahe zu wiſſenſchaftlicher Klarheit erhoben haben; daraus, daß jeder wahrhaft poetiſche Ausdruck die Offenbarung eines neu entdeckten Bezugs zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt iſt: folgt daraus, daß die Initiative in ſocialen und religiöſen Dingen in unſrer Zeit den Poeten zuſteht, und daß ſie die metaphyſiſchen und ſocialen Probleme anzufaſſen und zu löſen berufen ſind? Nein, gewiß nicht! Wenn Herr von Lamartine und Victor Hugo nach St. Simon und Fourier, nach Jean Reynaud und Pierre Leroux ſich an die Fragen der religiöſen Neuerung und der ſocialen Organiſation machen, ſo erinnern ſie uns unangenehm an den Abbé Delille, der in den „drei Reichen der Natur" die Phyſiker und Naturforſcher ſeiner Zeit in Verſe überſetzte; aber wenigſtens machte der Abbé Delille keine Anſprüche auf wiſſenſchaftliche Initiative. Nein! nicht durch directe Beſtrebungen, nicht durch ehrgeizige und unbeſtimmte allgemeine Theorien, ſelbſt nicht durch kosmogoniſche Gedichte, wären ſie auch ſo frappant wie „der Fall eines Engels," können die Poeten ſich das Verdienſt erwerben, zu den Lehrern der Menſchheit gezählt zu werden. Homer, Virgil, Dante, Shakſpeare, Racine, Goethe haben keine Syſteme erfunden, nicht mit Pythagoras, Platon, Bacon, Descartes, Kant geſtritten. Dieſe bezaubernden Leiter und Führer der Menſchheit haben die der Muſe gemäßeren Bahnen eingeſchlagen. Sie ſind ſo bewundernswerth hauptſächlich darum, weil ſie auf der Höhe der Bildung und des Wiſſens ihrer Zeit ſtanden, und leichthin eine Menge anmuthender, zarter, unerwarteter Geſichtspunkte zur Betrachtung der Welt und des Menſchen ausſtreuten; weil ſie den Wohllaut und den Gedanken vermählten, und einfach alle ihre Gefühle ausſprachen in einem Styl, worin das Herz, der Geiſt und das Ohr ewig neue Reize entdecken. In dieſem beſchränkten Sinn üben die Poeſie und die Phantaſie eine wahre Initiative im menſchlichen Denken, und Victor Hugo hat, als ausgezeichneter Schriftſteller und vollendeter Meiſter in Bildern und Metaphern, allein mehr ſolcher phosphoreſcirender Wahrheiten aufgebracht, als beinah' alle unſre jetzigen Dichter zuſammen. Aber er ſetze die Vorzüge, die er wirklich beſitzt, nicht aufs Spiel, dadurch daß er Zweck und Beſtimmung des poetiſch-magnetiſchen Inſtrumentes verkennt und entſtellt, das er mit ſo großer Geſchicklichkeit handhabt. Glaube er es uns! es iſt mehr Erfindung, mehr Schöpferkraft, mehr wirkliche Originalität in ein paar einfachen Blättern, geſchrieben aus der Fülle des Herzens und der Phantaſie, als in den vagen Gemeinplätzen von der Zukunft, womit der Dichter in dieſem ſeinem neueſten Bande nur zu oft die Lücken des Gedankens ausfüllen zu müſſen geglaubt hat." —

Vielleicht hängt auch dieſer Zug, daß Dichter wie Lamartine und Victor Hugo, im Wahn der Poeſie ihre höchſte Würde zu erkämpfen, ſie vielmehr ihrer edeln Unabhängigkeit und Selbſtgenügſamkeit berauben, und ſie zu einem Mittel herabſetzen, während ſie Selbſtzweck iſt und bleiben ſoll, zuſammen mit der krankhaften Unbehaglichkeit der Zeit überhaupt, welche ſich vorzüglich darin äußert, daß jeder über die ihm zugetheilte Sphäre hinauszugreifen ſtrebt und dieß Symptom der Unbefriedigung für ein edles Streben ausgibt.

Uebrigens läßt Charles Magnin dem Reichthum und Talent des Dichters größere Gerechtigkeit widerfahren, als andere Kritiker gethan haben, und wir führen noch eine Stelle von ihm an, wo er, dem Vorwurf entgegentretend, daß Victor Hugo ſeit den Oden und Balladen nichts tief Empfundenes, nichts Wahres, nichts Inniges mehr geſchaffen habe, daß er ein ganz äußerlicher und oberflächlicher Dichter geworden ſey, behauptet: ſeine Leyer zähle im Gegentheil eine große Zahl wohl zu unterſcheidender und geſunder Saiten: „Ich finde bei ihm zuerſt eine ernſte und melodiſche Saite, die wir in den erſten Oden des Dichters vernommen haben, und die noch ſo tönend und beweglich iſt, wie in den früheſten Zeiten: die der Erinnerungen aus der Kindheit. Neben dieſer finde ich die Saite der brüderlichen Freundſchaft, der kindlichen Liebe, ich könnte beinahe ſagen des Cultus der Mutter. Dann kommt die Saite der Familienzärtlichkeit und des Vatergefühles, eine oft und ruhrend angeſchlagene Saite. Die vierte Saite iſt die des Almoſen ſpendenden Erbarmens. Dann kommen die der Liebe, manch-

mal zu ſinnlich, manchmal zu myſtiſch, beinahe immer zu perſönlich, wahr jedoch und empfunden, beſonders wenn er ſich zur Vergangenheit zurückwendet; die des poetiſchen Stolzes, eine derbe Saite, die jedoch hier etwas gemäßigter ertönt als in den „Innern Stimmen," die aber immer noch einen Dämpfer brauchen könnte; die der Vorliebe für Ruinen, ein complicirtes Gefühl, worin ſich die Ehrfurcht vor der alten Capetingiſchen Monarchie und die Erinnerungen aus der Kaiſerzeit vermiſchen; endlich und vor Allem die Liebe zur Farbe, zum Ton, zur Ausdehnung, mit andern Worten: die Anbetung der materiellen Welt, was unſre Nachbarn Naturalismus nennen. Alle dieſe Gefühle ſind bei Victor Hugo wahr und aufrichtig; ſie verſöhnen und verſchmelzen ſich miteinander, trotz dem, was ſie Entgegengeſetztes wirklich oder nur ſcheinbar in ſich haben. Ueberdieß darf man vom Dichter keine abſolute Einheit der Empfindungen verlangen; das führte zur Trockenheit und Monotonie. Aber anders als mit den Gefühlen verhält es ſich mit den Ideen. Der Geiſt duldet keine Widerſprüche — und dergleichen finden ſich bei Victor Hugo nicht wenige" u. ſ. w.

Die neue Sammlung enthält vierundvierzig Stücke, von welchen manche nur ein paar Zeilen oder Strophen betragen, andre dagegen zwanzig und mehr Seiten einnehmen. Es finden ſich darin wenige Gedichte, welche lyriſch im engſten Sinn, liederartig, genannt werden könnten; viele ſind, ſo zu ſagen, elegiſche Epiſteln; die Reflexion, in der Sprache einer bilderreichen Rhetorik, herrſcht vor. Die Gegenſtände ſind verſchiedner Art und es werden die meiſten der oben aufgezählten Saiten berührt; philoſophiſch religiöſe Betrachtungen wechſeln ab mit hiſtoriſchen und perſönlichen Erinnerungen, Naturſchilderungen mit Romanzen im ſpaniſchen (ächten?) Geſchmack. Wir laſſen einige Proben folgen, zuerſt ein Lied, das der Dichter: Guitarre betitelt:

Wenn du mich zum Ruhm verweiſeſt,
Muß ich bitter lächeln nur;
Treulos, wie du ſie auch preiſeſt,
Kenn' ich dieſer Stimme Schwur!

Ruhm darf nirgends harmlos thronen;
Neid, mit ungeſtümer Wuth,
Will dieß hehre Bild nie ſchonen,
Als wo über'm Grab es ruht.

Macht zerrinnt wie Sand im Siebe,
Raſch entflieht des Glückes Zeit;
Beſſer iſt ein wenig Liebe,
Das, geräuſchlos, Tröſtung leiht:

Deine Stimme nur, dein Lächeln,
Ist mein Wunſch und meine Wahl —
Roſen, Schatten, Windeswehen,
Und im Wald der Nachtigall.

Schenk' mir, der ich mich verhülle,
So in Freud' wie Kummer, gern,
Blum', nur deines Athems Fülle,
Deinen Blick nur, o mein Stern!

Unter'm Augenlide, Glanzes
Voll vom himmliſchen Azur,
Schläft ein Weltall dir, ein ganzes;
Ich — ich ſuch' dort Liebe nur!

Mein Gedanke, deſſen Wellen
Sprudelnd reich von Luſt und Schmerz,
Meere, Welten könnten ſchwellen,
Will' erfüllen nur dein Herz!

Sing'! Entzückung gleich ich fühle;
Lächle! das nur thut mir Noth!
Was gilt mir des Volks Gewühle
Von Gelärm und Hader roth?

Wenn in ſüßen Rauſch du ſinken
Mich gemacht: umſonſt im Traum
Mir glanzvolle Dichter winken
Weg von dir zum Lorbeerbaum.

Keine Warnung ſoll mich ſchrecken!
Vor zieh' ich mein Leben lang
Den Fanfaren, die mich wecken,
Deinen ſchläfernden Geſang.

Ich will, ob mit Glanzſchrift ſchreibe
Hell mein Nam' am Himmel ſich,
Daß mein Ich hienieden bleibe
Bald, um ſtets zu lieben dich!

Laß im Schatten mich dich, Reine!
Lieben, von Schwermuth bekränzt;
Schwermuth gleicht dem düſtern Haine,
Wo die Liebe heller glänzt.

Lichter Engel ohne Fehle!
Weih an Tagen reich voll Schmerz:
Deine Schwing' leih meiner Seele,
Dir zu Füßen laſſ' mein Herz!

Juninnächte.

Wenn Sommers ſchied der Tag, dann gießt, bedeckt von Blumen,
Wohlduft, berauſchenden, weithin die bunte Flur;
Geſchloſſnen Aug's, das Ohr halb offen lautem Summen
Schläft in durchſichtigem, in halbem Schlaf man nur.
Die Sterne ſind ſo rein, ſanfter erſcheint der Schatten,
Ein ſchwankes Halblicht färbt den hochgewölbten Raum;
Das bleiche Morgengrau'n irrt, harrend ohn' Ermatten
So lange währt die Nacht, ſo ſcheint's, an Himmels Saum.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Oktober 1840.

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Fortſetzung.)

2) Die Stickerin von Granada. Eine Note des Dichters erzählt die hiſtoriſche Grundlage dieſes Stückes. Zur Zeit der Königin Iſabella war nämlich eine Pfannkuchenbäckerin in Granada wegen ihrer Fertigkeit berühmt. Um der Königin, die Pfannkuchen ſehr liebte, gefällig zu ſeyn, ritt Don Gonzalo von Cordova nach Granada, wo er die Maurin gewaltſam entführte, und zur Königin brachte. Der Dichter verwandelt nun, „weil Pfannkuchen ſich nicht gut poetiſch ausſchmücken laſſen," die Pfannkuchenbäckerin in eine Stickerin, die durch Liebesverſpiegelungen, die nicht fehlen dürfen, „weil Liebe ein durchaus nöthiger Beſtandtheil der Abenteuer und Schilderungen jener Zeiten iſt," bewogen, dem Don Gonzalo von Cordova zu folgen, an den Hof kommt, wo ſie ſich enttäuſcht findet, und nun langſam hinwelkt.

3) Eine Mutter. Ein Flüchtling flieht eine edle Dame, die in einem einſamen Hauſe in Sevilla wohnt, um Aufnahme für die Nacht, die ihm auch freundlich gewährt wird. Am andern Morgen iſt der geheimnißvolle Gaſt, der ſeinen Namen nicht nennen wollte, ſpurlos verſchwunden. Da vernimmt die Frau, daß während der Nacht blutiger Kampf im Alcazar geweſen, und hier ihr Sohn als Empörer gefangen und zum Tode verurtheilt ſey. Schnell eilt ſie zum Könige hin, der ſie ſchon von ferne erkennt, und ſeinen Leuten ſagt, man ſolle dieſer Frau geben, was ſie verlange. Sie begehrt die Freiheit von Gil Valpueſta. Ihre Forderung wird dem König hinterbracht, der ſie als ſeine Lebensretterin erklärt, denn der König ſelbſt war jener Flüchtling, der in ihrem Hauſe Schutz geſucht, während Aufruhr in ſeinem Palaſte wüthete. Er fragt nach dem Grunde gerade dieſer Bitte, und erfährt, daß dieſe Frau die Mutter des Jünglings iſt, der er großmüthig ihren Sohn wieder gibt. Nicht gedenkt der König, daß Gil Valpueſta der Sohn des gefährlichſten Feindes des Maurenkönigs iſt; daß erſt nach den hartnäckigſten Kämpfen, in welchen ſein ritterlicher Vater erlag, der Jüngling in die Gefangenſchaft des Königs gerathen, wohin ſeine Mutter ihm gefolgt war, und ſich, um ihm beſtändig nahe zu ſeyn, in Sevilla niedergelaſſen hatte; daß Gil an der Spitze der Angreifenden im Alcazar geſtanden, und erſt nach der kraftvollſten Gegenwehr beſiegt worden.

4) Der Apotheker von Zamora. Ein Gemälde im Style der niederländiſchen Schule. Ben Juſef ſitzt in einem ſeltſamen Anzug, der aber ſeinem Charakter entſpricht, mit welkem Antlitz und langem Barte, zwiſchen ſeinen Büchſen und Doſen, die wunderbare Dinge enthalten. Sein Gemach iſt mit den ſeltſamſten Gegenſtänden ausgeſchmückt; ähnlich dem Wunderdoctor im Hudibras erſcheint er ſelbſt. Er iſt Apotheker, aber auch Zauberer, der Lebenseleriere feil hat, verlorne Sachen ausfindig macht, und den Mädchen einen Bräutigam verſchafft. Er wird von den Mauren als Spion in das Heer der Spanier geſchickt, und bringt die Nachricht, daß in der kommenden Nacht von dem Feinde nichts zu befürchten ſey. Da aber die Mauren ſich ſorglos Feſtſchmauſereien hingeben, erfolgt ein Ueberfall. Ben Juſef findet ſelbſt ein ſchimpfliches Ende. (S. 68.)

Als das Morgenroth erſchienen
Nach des nächt'gen Sturmes Beben,
Sah am Galgen man vor ihnen
Der Quackſalber Perle ſchweben,
Ob den Lohn er ſich verdienen,
Ob Falſchheit, ob Irrthum eben
Sein Andenken ſchnöd befleckte,
Die Geſchichte nicht entdeckte.

5) Der Sohn Don Farfans. Don Farfan belagert Lopera. Er ſieht ſeinen Sohn von der Stadt herkommen, und bezichtigt ihn mit heftigen Worten eines Einverſtändniſſes mit dem Feinde. Sturm auf die Stadt. Der Jüngling dringt ſiegreich durch ein Thor, und die Stadt wird erobert. Freudevoll ſchließt der Vater ihn an ſein Herz, doch der Jüngling erwiedert: jene Pforte öffnete mir ein Maurenmädchen, die ich

heute beſuchte. Sey nun Lopera Spaniens, mein die ſchöne Pförtnerin.

6) Hermijio und Gotona. In Galizien arbeitet ein Jüngling auf dem Ambos eines Waffenſchmiedes. Von Thatenluſt entbrannt, rüſtet er ſich mit den Waffen, die er verfertigt, und eilt zum Heere des Königs Don Sancho, wo ſeine Tapferkeit ihn bald auszeichnet. Aber verwundet findet ihn die einfache Gotona, die in frommer Zurückgezogenheit lebt. Drei Tage verweilt er in ihrer ſtillen Hütte, wo beide ſich ewige Liebe geloben. Indeſſen erinnert der König ſich ſeiner, und Don Selimer bezeichnet ihn als den Neffen des Biſchofs Ero, der ſich ſeiner nicht angenommen. Jetzt aber läßt ihn der Biſchof zu ſich berufen, und will ihn mit einer reichen Dame verbinden. Hermijio ſchlägt dieſen Vorſchlag aus, und ein befreundeter Abt vermählt ihn mit ſeiner Gotana. Fruchtlos ſind die Racheverſuche des beleidigten Oheims. Hermijio gewinnt Ehre und Reichthum durch ſeine Tapferkeit.

7) Die Florida. Von allem Treiben der Welt zurückgezogen, lebt der ergraute Kriegsheld Gil von Oüate bloß der Liebe ſeiner Tochter Ines. Da beruft ihn Philipp der Zweite, ein Schiff in der großen Flotte, die er gegen England ausgerüſtet hatte, zu führen. Aber Ines vermag ſich nicht von ihrem Vater zu trennen, und beſteigt mit ihm das Schiff: die Florida. Von der Gewalt der Elemente wird die glänzende Flotte vernichtet. Mehrere Tage auf dem Meere umhergeworfen, landet endlich die Florida an einer fremden Küſte. Ines betritt das Ufer, wo ihr ein blühender Jüngling begegnet. Es iſt Maclean, der Häuptling eines mächtigen Clans; das Land iſt die Inſel Muſl, nicht weit von der ſchottiſchen Küſte. Liebe nähert den Schotten und die ſpaniſche Jungfrau. Aber während ſie ſchwärmend in ihm das Ideal männlicher Tugend anbetet, ſind ſeine Gefühle niederer Art. Er iſt bereits verheirathet, und Lady Maclean ſinnt auf Untergang dieſer neuen Verbindung. Eine heftige Exploſion erſchreckt in der Nacht die Inſelbewohner, und wo die Florida vor Anker gelegen, ſah man nur noch Trümmer und verſtümmelte Leichen, die auf der See umhertrieben. Unter ihnen war die ſchöne Ines.

8) Scene aus den Zeiten des Lehenweſens. Ein fürchterlicher Zuſtand wird beſchrieben: überall Geſetzloſigkeit und Gewalt, das Volk ein Opfer der Großen, überall Rohheit und Gräuel. Vor andern zeichnet ſich Don Arias durch Reichthum und kriegeriſchen Sinn aus. Ruhe und Friede iſt ihm verhaßt, ſeine einzige Luſt Krieg und Blutvergießen. Von dem edeln Don Alphonſo, in deſſen Adern königliches Blut ſtrömt, deſſen Ruhm vormals weit geprieſen war, den aber das Glück ſeit einiger Zeit verlaſſen hat, fordert er die Hand ſeiner einzigen Tochter, der reizenden Eſtrella. Dieſe wird ihm verweigert und Rache ſchnaubend zieht er gegen Alphonſo, deſſen Krieger er ſchlägt, deſſen Burg er zerſtört, und kehrt ſiegreich, Vater und Tochter als Gefangene mit ſich führend, von ſeinem Feldzuge zurück. Trüb und düſter war das Feſtmahl, welches der Wütherich veranſtaltete zur Feier ſeiner Hochzeit mit der unglücklichen Eſtrella. Da erſcheint ein armeniſcher Sterndeuter, der von Arias aufgefordert, ihm das Horoſkop zu ſtellen, ernſt entgegnet, eher ſollen Tiger ſich mit Lämmern verbinden, als du mit dieſer Jungfrau. Schon blitzt das Schwert in des zornigen Arias Händen, doch ſchneller trifft ihn der tödtende Stahl des Fremden. Freudig ſehen die Mannen den Tod ihres Zwingherrn. Des Sterndeuters Bart und Hülle ſinkt, und ein Jüngling erſcheint, Eſtrella's Geliebter, den nun Liebe reichlich lohnt.

9) Zafadola. Der Maurenkönig Zafadola beherrſcht friedlich und gerecht einen Theil Spaniens. Feindliche Rotten erſcheinen, die gewaltig mehrere mächtige Königreiche ſchnell erobern. Um gegen ſie geſchützt zu ſeyn, ergibt ſich Zafadola dem Könige Alphonſo von Leon. Alphonſo nimmt ihn zuvorkommend auf, und bald bewirbt ſich jedes „höfiſche Inſect" um ſeine Gunſt. Einer der Höflinge, Farfan, entbrennt in Liebe zu Saled, einer Favoritin Zafadolas, wodurch er ſich von dieſem eine Zurechtweiſung zuzieht. Farfan ſchwört Rache. Nicht lange nachher bricht ein Aufruhr gegen König Alphonſo aus, an deſſen Spitze Farfan ſteht. Alphonſo ſchickt Zafadola gegen ihn, der ihn beſiegt und gefangen dem Könige überliefert. Doch entgeht derſelbe der verdienten Strafe. Alphonſo zieht zu neuen Kriegen, während Zafadola die Mauren bekämpft. Im Lande entſtehen neue Unruhen; Zafadola, der ſie unterdrücken ſoll, verlangt Unterſtützung, und Alphonſo ſtellt Farfan, der ſich bei ihm einzuſchmeicheln gewußt, an die Spitze der Hülfstruppen. Zafadola, der, um die Unterthanen zu ſchonen, keine Laſten ihnen aufgelegt und keine Abgaben eingetrieben hatte, leidet Geldmangel, und verlangt von Farfan, der von Beute und Raub ſchwer herankommt, Geldunterſtützung. Farfans ſtolzes Benehmen reizt Zafadola zum Zorn und zu heftigen Aeußerungen hin, und nun erſchlägt ihn Farfan. Mit Gleichgültigkeit hört Alphonſo die Nachricht von Zafadola's Ermordung.

10) Die Schlacht von Fraga. König Alphonſo ſtreitet ſiegreich gegen die Mauren. Trotz bietet ihm Fraga, welches er mit der Blüthe der Ritterſchaft belagert. Schreckliche Hungersnoth wüthet in der Stadt, deren Abgeordnete wegen einer Uebergabe unterhandeln wollen. Alphonſo weiſet ſie zurück, denn er hat allen Einwohnern den Tod geſchworen. Da rückt ein überlegenes, von Siegen in andern Theilen Spaniens trunkenes, mauriſches Heer zum Entſatz heran. Die Spanier bereiten ſich zum Kampfe und beten zum Himmel um Hülfe. Und nun folgt eine Stelle, die in ihrer Art ganz allein im ganzen Werke ſteht, wegen deren aber der Dichter es für nöthig erachtet, ſich auf eine alte Chronik zu berufen, woher ſie entlehnt ſey. (S. 172.)

Ein Geiſt iſt in des Himmels hohen Auen,
In dem die armen Sterblichen erſchauen
Einen Fürſprecher liebevoll und milde;
Ein Geiſt, der dringet zu dem Lichtgefilde,
Wo ſeinen hehren Thron der Herr gegründet,
Und der, erröthend, zu Mitleid entzündet,
In bangen Händen heut, mit Seufzer Wehen,
Des Kranken, des Gefangnen frommes Flehen,

Der Gattin und der Mutter voller Treue.
Doch Gabriel verehrt in heil'ger Scheue
Das, was die höchste Macht gerecht verhänget;
Und da der Aragonier hart bedränget
Zu höhern Zonen seine Klag' entsendet,
Der Engel weicht und sein Antlitz abwendet.

Der Untergang des spanischen Heeres ist im Himmel beschlossen. Eine blutige Schlacht beginnt, in welcher die herrlichsten spanischen Helden fallen. Der kühnste derselben ist noch unverletzt. Hören wir den Dichter selbst, damit wir sein Talent zu malenden Beschreibungen, das wir bei der Darstellung von Naturscenen schon betrachtet haben, genauer kennen lernen. (S. 178.)

Noch trotzte Gaston, der in Kriegsgefahren
Mit der Bergsöhne unbezwungnen Scharen
Zum Blachfeld bald, bald zu bestürmtem Thurme,
Schnell Schutz gewährend, eilet gleich dem Sturme.
Und ob ihn drängend dichte Schwärm' umgeben
Von Feinden, doch zu glorreich hohem Streben
Treibt die Gefahr ihn, der das Heer erlieget,
Und unverweilt er ihm zu Hülfe flieget.
Auf sein Geheiß zerstreute Trümmer dorten
Vereinen sich; und mit beredten Worten,
Erfüllt von Kraft und Heu'r, beseelt er wieder
Den Muth, der schwindet, der sank gänzlich nieder
Mit starker Menge kränzt er einen steilen
Gipfel des Bergs, den viele Furchen theilen.
Der Mauren Feldherr überrascht gewahret
Die sichre Lenkung; da Alphonso schauret
Die Haufen, die des Lagers Schutz sich weihen,
Vorsichtig ausdehnt Gaston seine Reihen,
Die sich den Mauren zu empfangen rüsten.
So wie sich häufen in der Sara Wüsten
Flugsandes Hügel, die aufregt mit Heulen
Das Wehen des Orcans, dichteste Säulen
Vor sich hintreibend, drehend sich im Kreise,
Nach eines fürchterlichen Riesen Weise,
Der trunken in qualvollen Krämpfen schwanket:
So Afrika's schwerfäll'ge Macht auch wanket,
Verwirrt sich, theilt sich, daß den Weg sie bahne
Zu Gaston, der aufpflanzet stolz die Fahne,
Auf höchste Felsenspitz', und ihr zur Seite
Die Feinde rufet zu dem letzten Streite.
Ternfin naht, und auf Arabenossen
Zweitausend Bogenschützen, ihm Genossen,
An die alsdann sich die Armbrüste schließen,
Die Schleud'rer folgen, und ein Schwarm mit Spießen,
Gleich dichtem Fichtenwald. Im Christenheere
Zwei Reihn stehn, gut gewappnet, deren Speere
Hellglänzend schimmern, eine starke Mauer,
Ein zweifach Gitter, Bollwerk festen Dauer.
Nicht gab der Himmel mir die Kraft zu schildern
Dir, Leser, in getreuen, wahren Bildern
Was würd' in Tasso's Liedern würdig prangen;
Nicht, wie um Einen Fleck sie furchtlos rangen,
Der hundertmal gewonnen und verloren;
Nicht, jene wilde Wuth zum Tod erkoren,
Die, Brust und Arm durchglühend, sie erwecket;
Nicht, wie von blut'gen Trümmern überdecket
Der Boden war, von Strömen Bluts, von Leichen.
Die Höll' entsandt' aus ihren schwarzen Reichen
Dorthin verdammte Scharen, deren Zungen
Ausströmten von gottlosen Lästerungen,
Die, unstet schweifend, durch die Lüfte schwammen,
Und niedergossen grausen Hasses Flammen.
Drei lange Stunden dauert jenes Ringen,
Bis zu der Höh' als Sieger endlich dringen
Die Mauren. Ueberschwemmt von weiten Fluthen
Ungläub'ger Haufen Spaniens Reihn verbluten.
Da ist Niemand, dem Flucht vermag zu retten
Sein elend Daseyn, noch dem schwere Ketten
Das Haupt in Knechtschaft beugen, hart und bitter.
Hinsinket Edler, Page, Knappe, Ritter,
Hinsinkt Galvete und Fortunel, zur Seite
Den beiden Armen sinkt, im heißen Streite
Von eines Mauren schnellem Pfeil getroffen,
Gentul, der Bigorrese, und weit offen
Die Wunde klafft, die grimmer Stahl gespendet,
Aus der Held Gaston letzten Hauch entsendet.

So ist das spanische Heer vernichtet. Der König selbst entflieht mit Mühe, und stirbt nicht lange nachher in einem Kloster gebrochenen Herzens.

11) Don Lope. Die Mauren nahen. Das Volk flieht in großer Bestürzung. Don Lope zieht zum Kampfe gegen sie. Zornig fordert er den Tod des maurischen Anführers, durch dessen thierische Wuth Don Lopes Schwester gestorben war. Er erlegt den Verruchten, und entflammt dadurch den Muth der spanischen Jugend. (S. 190.)

So wie zwei wilde Quellen,
Die von erhabnen Steinen
Entströmen ihre Wellen,
Sich Christ und Maure einen.
Die spanischen Gesellen
Gleich zorn'gen Löwen scheinen;
Da muß das Mitleid schweigen,
So Rasende sich zeigen.

Der Sieg krönt die christlichen Waffen, aber Don Lope ist selbst gefallen.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

Ein Blick in eine Mansarde.

I.

Die' Kirch' ist hoch und weit; die blau'gen Fensterbogen
Der Glockenthürme sind von Gard' und Klee umzogen.

In ihrer Roſenpracht die Pforten ſchimmernd ſtehn;
Unter der Wölbung ſieht man Abends ein Gewimmel
Von Engeln und von Frau'n, die Höll' gemengt dem Himmel,
Eine geſpenſt'ſche Welt halb wie im Traum geſehn.

Doch nicht die Kirche iſt's, die ſtolz gewölbten Hallen,
Mit Scheiben und Portal, Niſchen und Lichtern allen,
Façad' und Thürme nicht, worauf mein Blick gebannt!
Nein! dort zum Schatten hin will meine Seele dringen,
In das Gemach, drans tönt ein zärtlich kräft'ges Singen,
Wie 'n muntres Vögelein hart an des Daches Rand.

Ja, ſchön iſt dieſer Bau, doch ſüß iſt jenes Zimmer;
Vor zieh' der ſtolzen Eich' das Neſt von Moos ich immer,
Der Windsbraut vor den Weſt auf grünem Wieſenplan;
Mein Herz hat ſtets, verirrt auf zornig hell'nden Wogen
Das dunkle Meergras vor dem ſteilen Fels gezogen,
Der Schwalbe ſeel'ge Brut dem prächt'gen Ocean.

II.

Du friſch Gemach! auf geht das Fenſter dort, das kleine,
Hinter dem Laubverſteck von goldig grünem Scheine,
In trauter Nachbarſchaft vom gothiſchen Portal.
Die grüne Jalouſie, an den drei Nägeln hängend,
Dort drohend zu entfliehn, und hier heran ſich drängend,
Iſt einem Fächer gleich, neckend den Sonnenſtrahl.

Die ſchöne Lilie vor dem kleinen Heiligthume
Füllt mit der Wurzel an und krönt mit ihrer Blume
— Nah der Dachrinne, drin ſchläft 's Kätzchen, abgefeimt —
Den Scherben, fremdgeformt aus Porcellan, dem blauen,
Darauf man ſchimmern ſieht prächtig geſchweifte Pfauen,
Und jenes blaue Land, das der Chineſe träumt.

Innen, bald ſichtbar ſchwebt und bald verdeckt vom Schilde
Ein Schatten, eine Fee, ein grazienhaft Gebilde,
Ein Mädchen aus dem Volk; ſo fröhlich ſchallt ihr Lied!
Man ſagt, ſie lebt verwaiſt hier von der Welt geſchieden,
Doch oft erſcheint ſo ruhig ihr Weſen, ſo voll Frieden,
Wie Eine, welche klar das Antlitz Gottes ſieht.

Wer ſie nur angeſchaut, tief ihre Würde ſpüret;
Kein Sturm hat ihrer Bruſt Wellen noch aufgerühret;
Das holde Vöglein ahnt ſich nicht vom Feind bedroht;
Den Farbenſchmelz hat noch des Falters Flügelhülle,
Der Jungfrau Seele noch des Lichtes ganze Fülle,
Noch in der Blume ruht der Thau vom Morgenroth.

Es iſt als ob das Aug' im dunkeln Stübchen ſchaute
Verſammelt eine Welt, die freudenvolle, laute,
Den Platz, die Wandrer all, die Kinder, ihr Gewühl;
Die Frau'n, langſamen Schritts unter der Kirch' verſchwindend,
Geſichter, durch Geſang zur Freude ſich entzündend,
Der Sonnenſtrahlen und der Schattenbilder Spiel.

Die Glückliche! um ſie wie in des Tempels Hallen
Reiht ſich was ſittſam, gut, was nur ein Wohlgefallen,
Die Blume ſammelt Seim, die Blum' zum Himmel lacht,
Schatten ſtreut aus der Thurm, vorm Fenſter ſteckt am Abend
Unfehlbar, ſeinem Herrn folgſam, das Auge' labend,
Der Stern, der ſtille, an der Feuerkrone Pracht.

Auf ihren ſchönen Hals, von Sittſamkeit umfloſſen,
Sind prächt'ge Spitzen nicht und Stickerei'n ergoſſen —
Ein einfach Tuch nur ſchlingt um ihn ein keuſches Band.
Nicht Perlen trägt die Stirn, doch trägt auch keine Falten,
Das Auge, klar und friſch, hegt magiſche Gewalten;
Wo's Auge glänzt ſo hell — was ſoll der Diamant?

III.

Des Stübchens Ecke dort ein friedlich Bettchen wahret;
Das Buch liegt auf dem Bett, drin Gott ſich offenbaret,
Die Heiligenlegend', das einz'ge Pantheon;
Im dunkeln Winkel dort an des Kamines Seiten,
Zwiſchen des Lenzes Kranz und der Gebenedeiten,
Vier Nadeln an die Wand heften Napoleon.

In dem Käfig der Aar? Warum nicht? in dem Schatten
Des Stübchens, wo ſich Ruh und ſüße Unſchuld gatten,
Wo ſchläft das ſchöne Kind, wie eine Lilie hold:
Wo Freude und Anmuth und Friede ſich umranken,
Da hör' ich wohl, verſenkt in träum'riſche Gedanken,
Das Raſſeln vom Geſchütz, das Auſterlitz zu rollt.

Und nah dem Kaiſer, reich an Kronen und an Kränzen —
O ehrenwerther Stolz der armen Waiſe! glänzen
Sieht man das Kreuz, das auf der Bruſt der Tapfern blitzt;
Des Kriegers Kreuz, der fiel wie Helden fallen; ſenden
Wollt' er mit Vatertreu' noch aus des Grabes Wänden
Ein wenig ſeines Ruhms, daß es ſein Kind beſchützt.

IV.

O Kreuz Napoleons! Kriegsſpielzeug, ſchön erſonnen!
Ein Lorbeerkranz, durchzuckt von Strahlen goldner Sonnen!
Wenn ſeine Helden er führte zu Kämpfen ſchwer,
Ließ er's, der Welt Herrſchaft nie müde zu erſtreben,
Während des ganzen Kriegs ob allen Häuptern ſchweben;
Vollbracht das große Werk, ſprach er dann: tretet her!

Und dann gab er ſein Kreuz den ſtoiſch ſtarken Seelen;
Die Thräne konnten dann die Helden nicht verhehlen,
Vor ihrem Haldgott ſich verbeugend ſtumm und tief;
Es war als ob ſein Geiſt des ihren Gluthen ſchürend,
Mit ſeiner Blumenhand der Tapfern Herz berührend,
Aus ihrer eignen Bruſt hervor den Stern erſt rief!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 Oktober 1840.

Amerikaniſche Philoſophie.

Unter dieſem Titel enthält eine engliſche Zeitſchrift einen größern Artikel, welcher verſchiedene in Amerika binnen der letzten Jahre erſchienene Schriften, namentlich mehrere von R. W. Emerſon, beſpricht, und allgemeine Betrachtungen über die Geiſtesrichtung, Geſinnung und Geſchmack der Nordamerikaner anſtellt, woraus wir unſern Leſern Einiges mittheilen wollen.

Ueber das Verhältniß zwiſchen England und Nordamerika, welches in Folge des Unabhängigkeitskrieges noch längere Zeit ein vielfach geſpanntes und bitteres war, in manchen Gemüthern es auch fortwährend blieb, jedoch bei den Unbefangenern und Freiſinnigern in beiden Ländern ſich immer friedlicher und freundlicher geſtaltete, ſagt der genannte Aufſatz:

„Es iſt das Glück der Zeit, in welcher wir ſchreiben, daß Amerika uns ſo nahe gerückt iſt wie Rom; ſchon beginnt dieſer Umſtand zu wirken, ſchon hat es ſich mehr gezeigt, als man früher glauben wollte, daß die Bande der Nationalſympathie auf beiden Seiten des atlantiſchen Meeres ſich finden, und daß die Kette nur noch mehr zuſammengelöthet zu werden braucht. Wir haben Mr. Webſter von unſern alten Kathedralen, und Miß Sedgwick von unſern epheubewachſenen Landhäuſern ſprechen hören, und die Ehrfurcht und das liebevolle Intereſſe für ſolche Dinge, die ſie mit nach Hauſe nahmen, werden ein fruchtbarer Same ſeyn in den Händen ſolcher Säer. Erwiedern wir nur ernſt und offen dieſe Gefühle! beſuchen wir die vereinigten Staaten, nicht bloß um uns zu erluſtigen an dem Gähren und Brauſen einer jungen Civiliſation, oder Abhandlungen zu ſchreiben über praktiſche Demokratie, oder unſre ausſchließliche Nationalität zu verherrlichen, oder unſre politiſche Unzufriedenheit zu nähren, ſondern um uns zu erfreuen an dem Schauſpiel dieſes zweiten und größern Englands, „Englands in einem Stand glorreicher Potenzirung,“ und ſtolz zu ſeyn auf dieſe Eroberung, die unſer Vaterland gemacht in einer Welt des öden, wüſten Raumes auf dieſen Sieg unſres Landes über unberechenbare Provinzen der Zukunft. Und dann — welcher Amerikaner wird ſich noch ſträuben anzuerkennen, was Southey ſo ſchön mit den Worten ausſpricht, daß, „was Italien und Griechenland dem Kenner und Liebhaber des claſſiſchen Alterthums, was Jeruſalem für die chriſtliche Welt, „daß das England für ihn ſey!“

Ueber den Einfluß und Geltung der Philoſophie wird geſagt:

„Es iſt der Beachtung nicht unwerth, daß Transſcendentalphiloſophie in Amerika herzlicher bewillkommt und allgemeiner verſtanden wird, als in Großbritannien. Gewiß iſt, daß unter dem angloamerikaniſchen Volk der Geſchmack an der höhern Speculation bedeutend zunimmt, und daß dort vieles populär wird, was bei uns ganz unbeachtet bleibt. Dieß gilt von Carlyle und Coleridge, und die erhabnere und ernſte Poeſie Wordsworths hat dort wohlthätig aufs Leben eingewirkt, während ſie in London den Buchhändlern liegen blieb. Man könnte hierin eine Beſtätigung der Analogie finden, die man gewöhnlich nachzuweiſen ſucht zwiſchen dem dermaligen Zuſtand der amerikaniſchen Nation, und der Kindheit im Leben des Menſchen; denn nicht nur finden wir dort die raſtloſe Thätigkeit, die Neugier, die Nachahmungsſucht, den Eigenſinn, die Empfindlichkeit, welche die jüngern Jahre charakteriſiren, ſondern auch jenes hartnäckige Fragen in ſinnlichen und überſinnlichen Dingen; und vielleicht je tiefer wir unter die Oberfläche der Dinge blicken, deſto natürlicher finden wir dieſe Hinneigung zur idealiſtiſchen Philoſophie bei den denkenden Bewohnern der vereinigten Staaten. Bei der gegenwärtigen Lage Amerika's iſt die Aufgabe, die Uebung der täglichen Pflichten des ſocialen Daſeyns mit der der höhern Kräfte und den edlern Beſtrebungen zu verſöhnen, von einer peinlichen Schwierigkeit. Die Arbeit der Gegenwart nimmt da den ganzen Menſchen in Anſpruch; er muß ganz in der Welt ſeyn, oder außer ihr; die Bedingung der Achtung und Geltung bei ſeinen Mitbürgern iſt, ſeine Tüchtigkeit, das Nächſte und Nothwendige zu leiſten; und dieß bewirkt ein Verzichtleiſten auf alle Erforſchung der Wahrheit

um der Wahrheit ſelbſt willen, und eine Ausſchließung von ſo gut als allen Gebieten der Speculation. Daher wird der Amerikaner, der mit vernichteten Hoffnungen und getäuſchten Gefühlen von der Außenwelt ſich abwendet, mit ernſtem Dank eine Theorie annehmen, welche all dieſen wichtigthuenden Pomp und Lärm zu einer ärmlichen Nichtrealität herabſetzt, welche alle Verwirrungen und Kämpfe der Leidenſchaften und Intereſſen in eine bloße Phantasmagorie verwandelt, und mit dem einzigen, dauernden Königthum ihn, den Denker, allein bekleidet. So finden wir, als eine naturgemäße Reaction des ſubjectiven Lebens des handelnden Amerikaners, die objective Speculation des amerikaniſchen Denkers; aus der Schwierigkeit, die Natur und den Menſchen in Einklang zu ſetzen, entſpringt das Verlangen nach dem Abſoluten, in das beide untergetaucht und nicht mehr einzeln geſehen werden." — —

(Schluß folgt.)

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Fortſetzung.)

12) Der Baſtard. Unter Don Pedro dem Grauſamen wird Donna Leonor de Guzman, die ihrem Vater in ungeſetzlicher Verbindung mehrere Kinder geboren, ermordet. Jedoch ein Sohn derſelben gelangt fliehend zu dem mächtigen Villena, der ihn ſeines Schutzes verſichert. Er bewirbt ſich um die ſchöne Juana, Villena's Tochter, deren Hand auch Don Pedro verlangt hatte. Seine Liebeserklärung wird günſtig aufgenommen, und der hinzutretende Vater gibt ſeine Einwilligung unter der Bedingung, daß Don Enrique, ſo heißt der Baſtard, nicht ruhen wolle, bis das Land befreit ſey von dem Tyrannen Don Pedro. Dieſer ſchickt Leute, den Don Enrique zu tödten oder zu fangen. Letzterem gelingt es der Gefahr zu entgehen. Er begibt ſich nach Frankreich, und zeichnet ſich in dem franzöſiſchen Heere durch Tapferkeit aus. Hier vernimmt er, daß Aragoniens König mit Don Pedro kriege, und eilt zu den aragoniſchen Fahnen. Don Pedro hat durch ſeine Gewaltthätigkeiten die meiſten Großen von ſich entfremdet; dieſe fallen in dem ausgebrochenen Kriege von ihm ab, und er erliegt, da die Heere zuſammentreffen. Don Enrique wird König.

13) Die beiden Male. Der König Don Enrique, zu deſſen Zeit Zwietracht das Reich zerreißt, und die Gewalt der Großen keine Schranken kennt, kehrt ermüdet von der Jagd zurück. Sechs Wachteln ſind ſeine Beute. Hungrig begehrt er Speiſe, aber Küche und Keller iſt leer. Er will ſeine Wachteln bereiten laſſen, doch Holz und Kohlen fehlen, und kein Maravedi iſt in der Caſſe. Der König muß ſeinen Mantel verpfänden. Dann aber führt ihn ſein getreuer Hausmeiſter heimlich in die Gemächer eines Großen, des mächtigen Lara, wo er ein ſehr prächtiges und üppiges Gelage ſieht, wobei ſeiner oft ſpöttiſch und verächtlich erwähnt wird. Am folgenden Tage beruft er alle Großen zur Verſammlung. Sie treten in den Saal, und ſehen ſich plötzlich von Bewaffneten rings umgeben. Zwei Stunden bleiben ſie in Unruhe, da erſcheint Don Enrique, der ſie wegen ihrer Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten heftig anfährt, und hierauf Herausgabe bedeutender, mit Unrecht von ihnen beſeſſener Ländereien an die Krone erwirkt.

14) Pedro Niño. Don Juan, der Infant von Portugal, kommt mit ſeiner reizenden Tochter Beatriz, um welche ſich viele Könige und Fürſten fruchtlos beworben, an den Hof des Königs Don Enrique. Große Feſtlichkeiten werden zu Valladolid bereitet. In den Kampfſpielen tritt ein portugieſiſcher Ritter auf, mit der Deviſe auf ſeinem Schilde: „Nada faz pouco quem me bate." Nichts Geringes thut wer mich beſiegt. Keck und übermüthig fordert er Caſtiliens geſammte Ritterſchaft zum Kampfe. Die Ritter, die gegen ihn anrennen, ſtreckt er nieder, aber ein edler Caſtilianer erſcheint, der ihn ſelbſt auf den Sand wirft. Die ſchöne Infantin preiſt den Sieger, welches ein Page dieſem wieder erzählt. Er ſchickt der edeln Dame ein Briefchen, in welchem er ſich als ihren Ritter anbietet. Er iſt Pedro Niño. Die Infantin zürnt, und hört nun von einem Pagen des Ritters Ruhm und Heldenthaten. Sie vermuthet ein anderes Liebesverhältniß des Helden, den ſie verſchmäht. Nun geſchieht es, daß die Infantin eines Tages bei einem Spazierritte ſich von ihrem Gefolge trennt, wo in einem ſtillen Haine ſie der Ritter trifft, und durch ſüße Reden ihren Stolz zu beſiegen und ihr Herz zu gewinnen weiß. Beide geloben ſich Liebe und Treue, und bald nachher verbindet ſie ein Prieſter. Der Infant dringt immer heftiger in ſeine Tochter, daß ſie endlich unter den um ſie werbenden Fürſten einen Gatten wähle. Sie weigert ſich, und jetzt erfährt ihr Vater, daß ſie bereits heimlich vermählt ſey. Erzürnt läßt er ſie in einen Thurm einſperren, von woher ſie zärtliche Briefe mit ihrem Gatten wechſelt. Indeſſen fällt ein gewaltiges feindliches Heer in Portugal ein. Der Infant ruft Don Enrique um Hülfe an. Dieſer bezeichnet Pedro Niño als einzigen Retter. Endlich wird der Zorn des Infanten durch den Gedanken an ſeine Gefahr und durch die beſänftigenden Reden des Königs beſchwichtet, und ſein Schwiegerſohn, der die Mauren beſiegt, wird zu Gunſten aufgenommen.

15) Don Policarpo. Ein Charaktergemälde, mit ſtetem Rückblick auf die verſchiedenen Elemente, die bei dem jetzigen Zuſtande Spaniens zu bemerken ſind. Unter alterthümlichem Hausgeräthe, auf einem Landſitz, deſſen ganzes Aeußere auf vergangene Zeiten zurückdeutet, lebt Don Policarpo, zwar zufrieden mit ſeinen Umgebungen, doch in ſeinem Innern der neuern Zeit oft den Vorzug vor der ältern zugeſtehend. Er heirathet, und jetzt tritt alsbald eine gänzliche Umgeſtaltung aller ſeiner Verhältniſſe ein. Unter Leitung ſeiner Frau erſcheint ſein Haus in ſchönſter moderner Pracht. Eine Bibliothek wird auch angeſchafft, in der vorzüglich franzöſiſche Autoren nicht fehlen dürfen. Don Policarpo lieſt und ſtudirt nun Vieles, aber in der verworrenſten Unordnung. Die verſchiedenſten Theorien kreuzen ſich in ſeinem Kopfe; er wird unruhig, krank und lebensſatt. Leicht wird ſein Zorn gegen die franzöſiſchen Autoren rege gemacht, die feierlich dem Feuer ſämmtlich übergeben werden. Da tritt ſeine Frau ein. Scheidung begehrt ſie ſogleich

bei dem Anblicke der sich ihr darbietet. Er gibt sehr gerne seine Zustimmung dazu, und stirbt hernach in einem Kloster.

16) Der erste Graf von Castilien. Don Garcia, der finstere König von Navarra, erhält von seiner Schwester, der Königin Thereſe von Leons ein Schreiben, in welchem sie sagt, auf ihren Antrieb werde Fernan Gonzalez, Graf von Castilien, durch dessen Hand Don Sancho, Garcia's Vater, gefallen war, zu ihm kommen, und um die Hand seiner sanften und liebenswürdigen Tochter Sancha werben; nicht solle er die Gelegenheit zur Rache unbeachtet lassen. Indessen entdeckt Sancha ihrer mütterlichen Freundin, der Gräfin Mathilde, wie Don Gonzalez ihr Herz gewonnen habe. Diese verschweigt ihr nicht, daß Gonzalez Sancha's Großvater erschlagen, und daher als Feind ihres Hauses betrachtet werde. Aber ein Briefchen, welches Sancha erhält, in welchem ihr Gonzalez meldet, daß durch die Königin Thereſe ihre beiderseitige Verbindung eingeleitet werde, erfüllt sie mit neuem Muthe und mit Freude. Jetzt bringt Don Garcia einen Gefangenen, der in einen tiefen Kerker geworfen wird. Sancha erfährt, daß es Gonzalez ist, und eilt bei nächtlicher Weile zu ihm. Der Graf erzählt ihr, wie er mit Navarra gekriegt, und als Sieger das Anerbieten jährlichen Tributes angenommen habe. Jedoch schon nach dem ersten Jahre sey der Tribut verweigert worden. Hierauf sey er mit Heeresmacht herangezogen, doch sey, um Blutvergießen zu vermeiden, ein Zweikampf der beiden Fürsten beliebt worden. Don Sancho fiel in ehrlichem Kampfe gegen Gonzalez. Diesem heuchelten nun Sancho's Angehörige Versöhnung und Freundschaft, der er leichtgläubig Vertrauen schenkte, und nun hinterlistig bewältigt und gefangen ward. Don Garcia beschließt den Tod seines Gefangenen, den Sancha fortwährend liebevoll in seinem Kerker besucht. Plötzlich erschallt der Ruf „Feuer.“ Don Garcia, der verloren schien, wird durch einen fremden Krieger gerettet, der alsbald spurlos verschwindet. Der Thurm, in welchem der gefangene Graf saß, wird von den Flammen ergriffen. Die Gemächer der Infantin brennen; sie selbst fehlt. Da wird dem König ein Brief gebracht, in welchem ihm Sancha sagt, daß der Unbekannte, der den König aus den Flammen gerettet, Fernan Gonzalez gewesen, mit welchem sie zu dessen Lande entflohen sey.

17) Skizze. Ein Bild des Jammers und Entsetzens bietet sich unsern Augen dar. Kaum erkennen wir in ihm einen Jüngling, der einst als der Erste glänzte in der Krieger Reihen, als der Erste bei den stolzen Festen des Hofes. Liebe besiegte ihn. Ein treuer, zärtlicher Freund stand ihm zur Seite. Eifersucht entflammt ihn gegen seinen Freund, und schnell fliegen die Schwerter aus der Scheide. Er wird im Zweikampf besiegt, und verschont. Aber sein Stolz ist verletzt, und läßt ihm keine Ruhe mehr. Er sinnt Rache und Mord. In der Nähe der Wohnung der Geliebten lauert er im heimlichen Dunkel auf seinen Nebenbuhler. Er wähnt diesen zu treffen, und hat die Geliebte erschlagen. Verzweifelnd, mit dem Fluche Aller beladen, entflieht er, und birgt sich in eine elende Hütte einer entlegenen, rauhen Schlucht. Ein Schreckbild jedem Begegnenden lebt er einen Monat dort, und stirbt in furchtbaren innern Peinen.

18) Der Falke. Herzog Gottfried von der Bretagne wird von Feinden hart bedrängt, und zieht als Pilger nach Rom, um Hülfe von dorther zu erhalten. Seinen Lieblingsfalken nimmt er mit sich, und trägt ihn sorgfältig auf seiner Hand. Einst aber, während der Herzog in Schlummer versunken daliegt, zerreißt sein Falke die Henne einer Bäuerin, die denselben nun tödtet. Der Herzog erblickt erwachend seines geliebten Falken noch zuckende Reste, und stürzt sich auf die Mörderin, indem er vor Schmerz und Wuth heiße Zähren vergießt, sie zu erwürgen. Doch über den Kampf eilen die Bauern mit Knitteln und Stangen hinzu, und erschlagen den Herzog.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

V.

Am Morgen singt sie erst; dann mit geschäft'ger Rechte,
Ernst, aufgestellt den Fuß auf einem Strohgeflechte,
Näht sie, oder sie stickt Zeichnungen rein und frisch;
Und während in Andacht, harmlos, zu Gott gewendet
Die Jungfrau ihr Tagwerk, ihr endliches, vollendet,
Sitzt da an ihrer Thür das Schweigen träumerisch.

So ist in deiner Hand die Clause, Herr! geborgen!
Im schweigsamen Asyl, von Kummer frei und Sorgen,
Ist nichts unrein, nichts, was nicht süßen Zauber übt;
Wenn im Gebet zu dir sich diese Seele schwinget:
Kein Schatten dann empor mit ihr am Abend dringet,
Der deines Firmaments glanzvolle Bläue trübt.

Keine Gefahr! und doch im Grase schau die Schlange!
Ach, ach! ein Wurm ist drin, wie hold die Frucht auch prange!
Ein einz'ger Blick genügt ein Daseyn zu entweihn!
Das Uebel wird sichtbar wohl selbst beim Schein der Kerzen!
Die Neugier, welche wohnt in einer Jungfrau Herzen,
Bohrt später in die Brust des Weibs die Wunde ein.

Von schmutz'gen Liedern voll, zum Schmachdenkmal erhalten,
Ist dort ein altes Buch auf jenem Schrank, dem alten,
Das ein Elender einst in dem Gemach vergaß.
Aus jener Zeit ist's ein Roman, wo er war mächtig:
Voltaire, Aff' des Genie's, welchen verderbenträchtig
Der Teufel selber zum Apostel sich erlas.

VI.

Jahrhundert, das du trugst, von Wein und Blut geröthet,
Der Orgie Stempel noch, als du hinsankst getödtet,
Achtzehntes, du dem Fluch, der Züchtigung dann geweiht!
Volk ohne Gott, das Gott sucht' heim mit schweren Schlägen,
Das mit dem Beil zerschlug den Scepter und den Degen,
Jung — sprach der Liebe Hohn, alt — der Barmherzigkeit!

Du langer Feſtmahltiſch der auslief zum Schaffotte!
Welt, blind für Chriſt! erhellt von Satans frevlem Spotte!
Schmach vor den Völkern, Schmach deiner Schriftſteller Schaar!
Auf ihrem Rufe ruht der Schatten deiner Sünden;
Wie Rauch und Qualm ſich aus des Ofens Schlunde winden
Ihren unholden Ruhm die Umwälzung gebar!

VII.

O ſchwache Barke, die ſo nah dem Strudel gleitet!
O hör' dich Kind, deß Herz ſo rein noch iſt beſaitet,
Du armer junger Geiſt in trüber Erdennacht!
Voltaire, die Schlangenbrut, die Ironie, der Zweifel —
In deinem heiligen Gemach lauſcht er — der Teufel!
Mit ſeinem Flammenblick ſpäht er dich aus und lacht!

O zittre! der Sophiſt ſpürt wohl aus Blöß' und Mängel!
Zittre! der Spötter hat bethört ſchon manchen Engel!
Auf fromme Herzen ſtürzt der ſchwarze Geyr hervor,
Zermalmt ſie — und oft ſah ich unter ſeinen Krallen
Vom weißen Flügelpaar Feder um Feder fallen,
Drauf eine Seele ſich zum Himmel ſchwingt empor.

Nach zählt er deiner Bruſt zahlloſen, leiſen Schlägen,
Im Dunkel deines Geiſts ein unvermerkbares Regen,
Wenn es zu ihm ſich neigt, entflammt ſein Aug zur Gier.
Dem Wolf, dem Tiger gleich, wenn auf den Raub ſie gehen,
Erſcheint, jedoch vom Aug' des Dichters nur geſehen,
Manchmal des Satans Haupt, grauvoll, vor deiner Thür.

VIII.

Ha! ſchlüge deine Hand das Buch auf voll Verderben:
Du fühlteſt plötzlich Gott in deiner Seele ſterben;
Heut Abend ſenkteſt du dein Haupt in zorn'gem Gram,
Um in der Fern' zu ſchaun in grünem Gang die Wagen,
Die ſchimmernden, daher auf goldnem Rad getragen,
Verlachen würdeſt du morgen die heil'ge Scham!

Von deinem Bett verſcheucht durch wilde Phantaſien,
Würde bei Nacht der Schlaf, der Engel ſcheu'ſter, fliehen;
Nicht ſchummern könnteſt du und auch nicht ſingen mehr;
Dein Geiſt, geſunken in den Ocean der Träume,
Schwankte, der Pflanze gleich ein Spiel der Wellenſchäume,
Zwiſchen Genuß und Schmach entwurzelt hin und her.

IX.

Oh! deines Vaters Kreuz iſt hier, auf dich zu achten!
Des alten Gardemanns, gefall'n in Frankreichs Schlachten;
Verſuchter Engel, laſſ' von dem dir rathen du!
Nimm zur Berath'rin, die vielleicht den Feind beſieget,
Die Schweſterlilie, die ſich an dein Fenſter ſchmieget,
Die ihren Duft geſellt dem deiner Reinheit zu!

Von allen Schatten, die ſittſam vorübergehen,
Den alten Heil'gen, die am Steinportale ſtehen,
Der weißen Taube, die ſo raſch ſich ſchwingt von hier,
Laß von der Orgel, die den Hymnus hehr im mächt'gen
Schluchzen austönen läßt, der Kirche der andächt'gen,
Vom Himmel, der ſo reich an Glanz, laß rathen dir!

Von deiner Nadel ſelbſt den Rath du nicht verſchmähe!
Die beim Geſchäft und beim Gebet in deiner Nähe,
Die dich zum Fleiße mahnt. O glaub' ihr! ja, Gott ließ
Erwachſen aus dem Fleiß, von dem der Thor ſich wendet,
Zwei Töchter: Freundigkeit, die Reiz der Tugend ſpendet,
Und Tugend, welche erſt die Freudigkeit macht ſüß.

Die tauſend Stimmen hör', ein ſtammelnd Liebeslallen,
Die rauſchen in dem Wind, die aus der Wolke fallen,
Die von der Straße leis ſteigen zu dir herein;
Welche dir zu des Thau's unſchuld'ge Tropfen bringen,
Und die dir wiederholt der muntern Vögel Singen,
Die all dir rufen zu: ſey unter'm Himmel rein!

Sey unter'm Himmel rein! wie Morgenroth und Welle,
Wie das harmloſe Neſt, der Thurm in Aethers Helle,
Wie goldne Garben, drauf vergnügt der Schnitter ruht;
Wie im Azur der Stern, wie die geſenkte Blume,
Wie Alles, was da jauchzt, was ſingt im Heiligthume,
Wie Alles, was da ſchläft ſanft unter Gottes Hut.

Die Ruh im Antlitz laſſ' des Herzens Frieden preiſen;
Der Herzensfriede macht die Majeſtät der Weiſen.
Sey froh! Das Glaubens Licht ſchön ohne Wunderſinn brennt!
Des Weibes Lächeln ſoll vom Himmel uns erzählen;
Die Freude iſt die Gluth, die wirft in unſre Seelen
Den goldnen Himmelsglanz, den man die Wahrheit nennt.

Ein reicher Gürtel iſt dem Menſchengeiſt die Freude;
Alles verſchönert ſie im weiten Weltgebäude;
Gott ſchmückt den alten Thurm mit dem anmuth'gen Neſt;
Er läßt im dichten Gras bunt das Geſträuche blühen,
Selbſt die Ruine will mit Jugend noch umziehen
Und mit des Lebens Glanz ihren trübſel'gen Reſt.

Sey gut! das Andre all enthält in ſich die Güte;
Der Gnaden Herr, dem ſich ergeben dein Gemüthe,
Dem, der die Güte hat, der Weisheit Schatz vertraut!
Die Güte iſt der Kern der höchſtbegabten Geiſter;
Aus Einer Tugend ſchafft das voll'ge Herz der Meiſter,
Wie er des Himmels Dach aus Einem Saphir baut.

Dann, wie die Lilie wirſt und wie der Schwan du bleiben;
Auf deine weiße Stirn wird Gott ſein Zeichen ſchreiben,
Von denen wirſt du ſeyn, die eine reiche Fracht
Von heil'gen Handlungen, furchtlos und harmlos, häufen,
Dem Hafen ſteuern zu, der Weisheit Wort ergreifen,
Beten allabendlich, ſchlummern die ganze Nacht!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114 u. 115.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 October 1840.

Neugriechische Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Urschrift in das Deutsche übertragen.

I. Volkslieder. *)

Befreiung der Gattin des Liakos. **)

Ha, welch ein Schrecken, den ich sah an des Liakos' Gattin!
Fünf Albanesen halten sie, drei andre sie mißhandeln. —
Werd' eine Türkin, Liákina, zum Mann nimm' einen Türken! —
Viel lieber säh' ich doch mein Blut die Erde überschwemmen,
Als daß ich einen Türken säh' mich auf die Augen küssen. —
Noch hat sie nicht das Wort vollbracht, kein andres noch gesprochen,
Und sieh, Liakos stürzt hervor, den Säbel in den Händen;
Der Türken Köpfe schlägt er ab, der Albanesen Köpfe,
Faßt seine Gattin und enteilt mit ihr zu den Gebirgen.

Die Erkennung. ***)

Ein Webestuhl von klarem Gold, ein Kamm von Elfenbeine,
Und eine englische Gestalt, die sitzt daran und webet,
Sie webet vierzig Winden ab mit zwei und sechzig Tritten.
Ha, welch ein Schall! welch lauter Klang von ihren zarten Liedern!
Da zog ein Handelsmann vorbei, auf einem Rappen reitend;
Gleich hält er seinen Rappen an und beut ihr guten Morgen:
Schön guten Morgen dir, mein Kind! — Gegrüßet seyst du, Fremdling! —
Magst du nicht Hochzeit halten, Kind, mit einem schmucken Jüngling? —
O, ging doch eh' dein Rapp' zu Grund, eh' du dieß Wort gesprochen!
Im fremden Lande lebt mein Mann; es sind nunmehr zwölf Jahre.
Drei Jahre noch erwart' ich ihn, drei Jahre harr' ich seiner;
Und kommt er nicht, erscheint er nicht, so will ich Nonne werden,
Verschließen in die Zelle mich, und will den Schleier nehmen. —
Gestorben ist dein Mann, o Kind, dein Mann, Kind, ging zu Grunde.
Hier meine Hände hielten ihn, sie haben ihn begraben;
Ich theilte Brod und Licht mit ihm; du, sprach er, wirst's erstatten. —
Du hieltest ihn, du grubst ihn ein? Gott mög' es dir vergelten;
Du theiltest Brod und Licht mit ihm? das will dir ich vergelten. —
Ich lieh ihm einen Kuß; er sprach, du werdest mich bezahlen. —
Hast du ihm einen Kuß geliehn, so laufe denn und such' ihn! —
Mein Kind, ich selbst, ich bin dein Mann; sieh her, ich bin dein Liebster!
Ei! wenn du denn mein Gatte bist, und bist du denn mein Liebster:
Gib Zeichen unsres Hauses an, dann will ich dir es öffnen. —
Am Eingang steht ein Apfelbaum, in deinem Hof ein Weinstock;
Der trägt wohl Trauben, süß von Duft; sein Wein ist gleich dem Honig.
Ihn trinkt die Janitscharen-Schaar und gehet hin, zu kriegen;
Ihn trinket auch die Bettlerschaar und denkt nicht mehr der Schulden. —
Das Alles weiß die Nachbarschaft, das wissen alle Leute;
Gib Zeichen meines Hauses an, alsdann will ich dir öffnen. —
Du hast auf deiner Wang' ein Mahl, ein Mahl auf deiner Schulter,
Du hast auf deiner rechten Brust von einem Biß die Narbe. —
Ihr Mägde, lauft und öffnet ihm! Er ist's, es ist mein Liebster.

*) Die Originale der folgenden sechs Gedichte sind sämmtlich abgedruckt in den von Dr. Kind herausgegebenen „Neugriechischen Versuchen" (Leipzig, 1833), wo der Leser auch nähere Aufklärung über Bedeutung und Weise derselben findet. Hier können nur so viele Bemerkungen beigegeben werden, als zum bessern Verständniß oder zur Rechtfertigung der vorliegenden Uebersetzungen nöthig scheinen.

**) Befreiung der Gattin des Liakos. Liakos war um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts einer der berühmtesten Klephten-Anführer auf dem Agrapadagebirge in Aetolien und auf dem thessalischen Olymp, berühmt besonders durch den edlen Trotz, mit welchem er Ali Pascha's Aufforderung, sich zu unterwerfen, trotz der lockendsten Versprechen, von denen sie begleitet war, zurückwies. Diese Zurückweisung nebst ihren Folgen ist in einem der schönsten Klephtenlieder bei Fauriel (Tom. I., pag. 133; bei Müller Thl. 1, S. 50) geschildert.

***) Die Erkennung. Durch die vollständige Mittheilung dieses Gedichtes hat sich Hr. Dr. Kind ein wahres Verdienst um die neugriechische Volkspoesie erworben. Fauriel gibt davon (T. II., p. 422; bei Müller Thl. 2, S. 119) nur den Schluß, diesen jedoch, trotz einiger Abkürzungen, besser abgerundet durch die Dreizahl der Wahrzeichen, welche der Gatte dort angeben muß. Das ganze Benehmen der Frau erinnert übrigens an Penelope, besonders an die sinnreiche Art, womit diese (Odyssee, XXIII, 117 ff.) ihren heimgekehrten Gatten auf die Probe stellt, um sich von der Aechtheit seiner Person zu überzeugen.

Die Schöne des Schloſſes. *)

So viel ich jemals Schlöſſer ſah und mir erträumt,
So, wie das Schloß der Schönen, träumt ich keines je.
Es faſſet vierzig Thürme, ganz von purem Gold,
Dazu noch fünf und vierzig andre für den Krieg.
Der Sultan hält's belagert, ſchon zwölf Jahre lang,
Doch kann er's nicht gewinnen, jenes ſchöne Schloß.
Da kommt ein ſchnöder Türke aus Ikonium,
Er kommt und geht zum Sultan, wirft ſich vor ihn hin;
Mein Herr und Sultan, ſpricht er, was verheißeſt du? —
Ich geb' die tauſend Goldſtück und ein gutes Pferd,
Dazu zwei ſilberblanke Schwerter für den Krieg. —
Ich wünſche nicht dein Silber, noch die Goldſtück auch,
Noch auch dein Pferd verlang' ich, auch die Schwerter nicht.
Nein, nur das Mägdlein will ich, im kryſtall'nen Haus. —
Wenn du das Schloß gewinneſt, ſey ſie dein Geſchenk. —
Er machte ſich zum Mönche, zog die Kutte an,
Er kömmt zur Thür und weinet, wirft ſich hin und fleht,
Er weint und kniet nieder und erhebt den Ruf:
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür' der ſchönen Maid,
Der mit den ſchwarzen Augen, Thür' der Sultanin. —
Gewiß, du biſt ein Türke, ein Ikonier;
Entfleih', ſonſt wirſt du ſterben; flieh', ſonſt hängt man dich! —
Nein, bei der heil'gen Jungfrau, Herrin, bei dem Kreuz,
Nein, weder Türke bin ich, noch Ikonier;
Ich bin ein Kloſterbruder aus der Klauſe dort.
Vor Hunger muß ich ſterben, drum erbarm dich mein! —
Auf, gebt ihm Brod! dann aber zieh in Frieden hin! —
Ach, Herrin, in die Kirche laß mich beten gehn!
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür der ſchönen Maid,
Der mit den ſchwarzen Augen, Thür' der Sultanin!
Auf, werfet aus die Hacken, fanget ihn mir ein! —
Verfault iſt meine Kutte, leicht zerreißt ſie ja! —
Auf, werfet aus die Schlinge, fanget ihn mir ein!
Ach Herrin, keine Schlinge, Schwindel faßt mich ja! —
Halb öffnet ſich die Thüre, voll iſt gleich der Hof.
Die ſtürzen nach dem Silber, jene nach dem Gold,
Doch er grad nach dem Mägdlein im kryſtall'nen Haus.
Doch kaum erſah ihn jene, warf ſie ſich ins Meer.

Lechner.

*) Die Schöne des Schloſſes. Dieſes Gedicht, auch ausgezeichnet durch ſein Maaß, den alten Trimeter Jambicus mit einer unerläßlichen weiblichen Cäſur im vierten Fuß (ein Maaß, welches in der Fauriel'ſchen Sammlung nur dreimal, T. I, p. 324, T. I, p. 204 und T. II, p. 152, vorkommt), bietet im Original, beſonders gegen den Schluß zu, manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten im Einzelnen, vielleicht auch einige Lücken, iſt aber im Ganzen höchſt klar und voll dramatiſchen Lebens. Ein Türke aus Ikonium (die aus dieſer Stadt abſtammenden Türken gehören nach griechiſchem Urtheil zu den Grauſamſten ihrer Nation), bedingt ſich vom Sultan den Beſitz einer Schönen, wogegen er dieſem das feſte Schloß, das ſie bewohnt, in die Hände zu liefern verſpricht. Als Mönch verkleidet dringt er in das Schloß und mit ihm eine bewaffnete Schaar; das Schloß iſt erobert, aber die Schöne, deren Beſitz der Gegenſtand ſeiner Liſt und Kühnheit iſt, ſtürzt ſich bei ſeinem Anblick in das Meer. V. 11 und 37 ſpricht das Original nur von einem gläſernen Haus (γυαλίνα). Die hier gewählte Ueberſetzung aber ſcheint durch die fremdartige Pracht des übrigen Schloſſes, ſo wie durch die Bedeutung des altgriechiſchen ὕαλος gerechtfertigt.

Amerikaniſche Philoſophie.

(Schluß.)

„Der hervorſtehendſte Zug in den Schriften Emerſons iſt des Verfaſſers ſchmerzliches Bewußtſeyn des Mangels an Originalität in der amerikaniſchen Literatur und Philoſophie. Er iſt tief betrübt, daß der amerikaniſche Geiſt im beſten Fall ein Conglomerat von ſinnreichen und fleißigen Nachahmungen iſt. Er ſagt: „dieß Land hat nicht geleiſtet, was die Menſchen mit Grund von ihm erwarten zu dürfen ſchienen. Die Menſchen hofften, wenn einmal alle feudalen Ketten und Bande geſprengt wären, würde die Natur zu lange nur die Mutter von Zwergen, ſich ſchadlos halten durch ein Geſchlecht von Titanen, welche dem Continent ins Antlitz lachen, und die Gebirge des Weſtens hinaneilen würden mit der Sendung und Botſchaft des Genius und der Liebe. Aber das Maaß des amerikaniſchen Verdienſtes in Malerei, Skulptur, Poeſie, Fiction und Beredſamkeit ſcheint eine gewiſſe Anmuth ohne Größe zu ſeyn, nicht neu, ſondern nur abgeleitet; ein Gefäß von ſchönen Umriſſen, aber leer, das Jeder, der es ſieht, anfüllen kann mit ſo viel Witz und Charakter als er hat, das aber nicht wie die geladene Wolke von ſchrecklicher Schönheit überſtrömt und Blitze auf alle Zuſchauer wirft; eine Muſe, die uns nicht anfaßt mit der Fauſt eines deſpotiſchen Genius, und ein Zeitalter an ihre Ideen und Gefühle kettet.“ In prophetiſchem Schwung ſchaut er hinaus in die Zeit, „wo die ſchläfrige Intelligenz dieſes Landes ausblicken wird unter ihren ehernen Augenliedern, und die verzögerte Erwartung der Welt mit etwas Beſſerem befriedigen als mit den Erfindungen mechaniſchen Geſchicks; der Tag unſerer Abhängigkeit, unſrer langen Lehrlingsſchaft in der Schule fremder Länder neigt ſich zum Ende; die Millionen, die ſich um uns her ins Leben drängen, werden ſich nicht immer abſpeiſen laſſen mit den ärmlichen Ueberbleibſeln fremder Ernten; Ereigniſſe, Thaten kommen, welche beſungen werden, welche ſich ſelbſt beſingen müſſen.“ — —

„In dem dermaligen hiſtoriſchen Zuſtand Amerika's liegen gewiſſe Umſtände, welche der Kraft der Speculation, der Originalität des Denkens im Wege zu ſtehen ſcheinen. Dahin gehört die Schwierigkeit für den Amerikaner, Originelles von Entlehntem und Abgeleitetem zu unterſcheiden. Anderwärts prüft die literariſche Kritik bald Farbe und Geſchmack der literariſchen Producte und ſondert Neues und Altes; aber ſchon in England wäre es für einen fleißigen Kenner deutſcher Literatur nicht ſchwer, durch Zuſammentragung deutſcher Ideen das engliſche Publicum eine Zeitlang mit dem Schein von Originalität zu blenden, und vollends in Amerika iſt dieß ganz leicht; denn nicht nur muß mancher Schriftſteller in ſolchen localen Verhältniſſen als ein Triton unter Eidexen erſcheinen, ſondern es iſt auch gewiß, daß manche engliſche Schmerle zu einem ſtatt-

lichen Triton geworden iſt, einfach dadurch, daß ſie über das atlantiſche Meer ſchwamm. Mr. Emerſon macht keine Ausnahme von dieſer Regel; Vieles, was ſeine Landsleute vermuthlich als ſein Eigenthum anſprechen werden, iſt ſchon gedacht, beſprochen, geſchrieben worden von Fichte, oder Goethe, oder Novalis, oder Coleridge oder Carlyle." — —

„Im Herzen von Emerſons Philoſophie finden ſich zwei Principien, als deren Mutter und Amme man vielleicht ohne Eitelkeit unſre Zeit bezeichnen darf, deren Entwicklung vermuthlich die Aufgabe für die Weisheit und Thätigkeit künftiger Generationen ſeyn wird: die Poeſie des gewöhnlichen Lebens, und die Würde der Arbeit. „Nicht Waffen und der Mann, ſondern Arbeitszeug und der Mann — das wäre jetzt unſer Epos," ſagt Carlyle, und Emerſon ſagt: „Feudalismus und Orientalismus hatten es lang genug für majeſtätiſch gehalten, nichts zu thun. Die moderne Größe und Majeſtät beſteht im Wirken und Schaffen. Der tüchtige Gelehrte wird ſich nicht weigern, in ſeiner Jugend das Joch zu tragen, die tiefſten Geheimniſſe der Arbeit und der Ausdauer kennen zu lernen; ſeine Hand bekannt zu machen mit dem Boden, der ihn ernährt, und mit dem Schweiß, welcher dem Luxus und der Behaglichkeit vorhergeht. Möge er auch ſeinen Zehnten bezahlen, und der Welt dienen als ein ächter und edler Mann, nie vergeſſend, die unſterblichen Gottheiten anzubeten, welche dem Dichter zuflüſtern und ihm Melodien in den Mund legen, welche in Ewigkeit die Herzen rühren. Wenn er dieſe zwiefache Trefflichkeit hat, die Tüchtigkeit zur Arbeit und die Begeiſterung, dann hat er volle Geſundheit, dann iſt er ein Ganzes und nicht ein Bruchſtück, und dieſe Vollkommenheit wird ſich in ſeinen Productionen offenbaren." Verwandt mit dem Fortſchritt dieſes Princips war die Anerkennung der poetiſchen Elemente in den Verhältniſſen des gewöhnlichen, niedern Lebens. Als man einmal erkannte, daß das Leben wie der Boden nicht müßig bleiben wolle, ſondern daß Unkraut aufkeime, wo kein Korn geſäet werde, daß der Menſch ſich mühen und ſtreben müſſe nach dem Guten, oder daß er ſonſt ſtreben werde nach dem Böſen, da wurden die arbeitenden Claſſen, als ſolche, mehr Gegenſtand des Neides als der Verachtung, und ihre Lebensweiſe und Gefühle Gegenſtände des Intereſſes und der Wißbegierde. Da erkannte man, daß es eine andre Poeſie gebe, als die phantaſtiſche Idylle, in der Hütte und im Feld; da fand man, daß die „Hütten wo die Armen wohnen" eben ſo reich ſeyen an Lehren der Schönheit und Weisheit, als

> Das Schweigen das am Sternenhimmel waltet,
> Der Schlaf, der auf einſamen Hügeln ruht;

da empfand man, daß die Natur, welche vom Dichter am meiſten ſtudirt und genoſſen werden ſollte, das menſchliche Herz iſt, während der Sieg Wordsworths über ein Heer von Vorurtheilen die Zerſtörung des alten Monopols geſtelzter Empfindſamkeit und vornehmen Aufputzes und die poetiſche Emancipation der Humanität verkündigte. Die amerikaniſche Literatur hatte keine ſolche künſtlichen Hinderniſſe zu überwinden; und ſo ſprach die Wahrheit, die den Griechen eine Thorheit war, ohne Weiteres Alles an, was geſund und gut war in den Herzen der neuen Welt. Und die Praxis Amerika's iſt ein ſchönes Compliment geweſen für die Theorie Wordsworths. Denn alles, was er für die Poeſie, das hat Waſhington für die Geſchichte gethan. Seit Waſhington in der Achtung und Bewunderung der Menſchheit herrſcht, ſeitdem iſt der Maaßſtab für heroiſche Größe geändert; die ächte That iſt an die Stelle der theatraliſchen getreten." — —

„Die Philoſophie Emerſons iſt ein idealiſtiſcher Pantheismus. Es wäre wohl kaum gerecht, ſie als oberflächlich anzuſprechen auf bloß negative Beweiſe hin, denn die uns vorliegenden Schriften tragen keinen ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakter, und die Auseinanderſetzung ſeines Syſtems, ſo weit ſie gegeben, iſt ſo ernſt und aufrichtig, als läge die Seele des Mannes ſelbſt nackt vor uns. Aber dabei können wir doch nicht umhin, die Zuverſicht, womit er ſeine Lehre vorträgt, den axiomatiſchen Charakter, den er ſeinen Sätzen leiht, und die Feierlichkeit, mit der er in ſeine Zuhörer dringt, ſofort in ihrem ganzen Umfang ſie zu bethätigen, als Beweiſe anzuſehen, daß er die Tiefe des Grundes, worauf er ſteht, doch nicht ganz geprüft habe; daß er vielmehr, weil er ſah, daß er ſtark genug ſey, um ihn im Augenblick zu tragen, darum meinte, er könne auch die ganze Welt tragen. Alle religiöſe Philoſophie hat vielleicht eine pantheiſtiſche Baſis, aber hier iſt wenig oder kein Ueberbau. Die Identität des Menſchen mit der Natur, die erſte Pflicht einer „weiſen Hingebung" an den waltenden Geiſt; die verborgene Beziehung zwiſchen dem Menſchen und dem vegetativen Leben, der Glaube: „Ich bin Nichts, ich ſehe Alles, die Strömungen des Allweſens gehen durch mich hindurch — ich bin ein Theil Gottes," alles das iſt ſchon oft und in vielfach verſchiednem Sinn ausgeſprochen worden; aber hier ſind dieſe Sätze Alles in Allem, und ſie ſind aufgeſtellt, als wenn ſie auf der Oberfläche der Wahrheit und im Bereich aller Menſchen lägen, und nicht Probleme oder Theile von Problemen enthielten, über deren Löſung das ganze Leben von Denkern hingegangen iſt.

„Der erſte Blick auf ein ſolches Syſtem, wie das Emerſons, hat gewiß viel Anziehendes für Anhänger des demokratiſchen Princips überhaupt, und beſonders für ein Volk in der Lage der Amerikaner. Das Vox populi vox Dei nimmt eine ganz beſondere Wichtigkeit an, wenn die vox populi nicht bloß ein hiſtoriſches Ausſprechen bedeutet, ſondern der Ausdruck iſt für den allgemeinen Geiſt, der zugleich der Gedanke Gottes und der Inſtinct des Menſchen iſt; die Geſinnung der Mehrheit iſt nicht mehr nur die Summe von Einzelnwillen und Einzelnleidenſchaften, ſondern eine abſolute, überſchwängliche Macht, nur darum nicht übernatürlich, weil ſie die vollkommenſte Entwicklung der Natur iſt. Einem Amerikaner können Sätze wie folgende nur ſchmeicheln: „Weſentlich in unſern Wünſchen liegt die raſtloſe Behauptung geiſtiger Unabhängigkeit, wie die ganze Geſchichte der Literatur dieß lehrt; der neue Menſch muß fühlen daß er neu iſt, und daß er nicht in die Welt getreten iſt, anheimgefallen den Anſichten und Gebräuchen Europa's, Aſiens und Aegyptens. Eine falſche Demuth, eine Nachgiebigkeit ge-

gen herrschende Schulen, darf mich nicht um den absoluten Besitz der jetzigen Stunde betrügen. Wenn Jemand weniger Liebe zur Freiheit hat, weniger eifersüchtig ist, seine Unbefangenheit und Reinheit zu bewahren: soll er darum mir und dir befehlen?... Es gibt eine bessere Art und Weise als das träge Lernen von einem Andern. Laßt mich allein; lehrt mich nichts von Leibniz oder Schelling, und ich finde alles aus mir selbst... Ihr müßt zu der Erkenntniß kommen, daß jeder herrliche Genius nur ein glücklicher Taucher in jene See ist, deren Perlengrund ganz euer ist. Die verarmende Philosophie der Jahrhunderte hat ein Gewicht gelegt auf die Unterscheidung der individuellen und nicht der universellen Attribute der Menschen. Der Jüngling, berauscht von Bewunderung für einen Helden, sieht nicht, daß es nur eine Projection seiner eignen Seele ist, was er bewundert... Wir pflegen zu glauben, alles Denken sey längst in adäquater Form in Büchern niedergelegt, alle Phantasie in Gedichten, und was wir sagen, sey nur eine weitere Bestätigung des vermeintlich vollständigen Ganzen der Literatur. Eine sehr seichte Annahme! Der ächte Mensch wird vielmehr glauben: die ganze Literatur sey erst noch zu schreiben. Die Poesie hat kaum ihren ersten Gesang gesungen. Die beständige Mahnung der Natur an uns ist: die Welt ist neu, ungekostet; glaubt nicht an die Vergangenheit; ich gebe euch heute das noch jungfräuliche Universum." Wenn dieß die ganze Wahrheit ist, so ist die neue Welt in Wahrheit eine neue! Der Ocean liegt zwischen ihr und den östlichen Nationen wie der Aether zwischen ihr und Saturn; vergeblich sind für sie gewesen die aufeinander folgenden Generationen, die Eroberungen der Krieger, die Gesichte der Poeten, die Stimmen der Propheten und die Forschungen der Philosophen, vergeblich Arbeit, Bestreben, Aufopferung, Märtyrthum, vergebens die thatkräftige Begeisterung, die realisirten Ideale anderer Menschen. Aber kann Jemand, im Angesicht der Geschichte, behaupten: Amerika sey der europäischen Welt nichts schuldig von ererbter und mitgetheilter Bildung und Intelligenz? Ist Emerson selbst Goethe und Carlyle nichts schuldig? Gewiß, viele von den citirten Worten sind die eines Gott-trunknen Menschen, wie Novalis den Spinoza nannte!" —

„Eine auch gewissermaßen idealistische, aber keineswegs anstößige Stelle ist folgende: „Jeder Geist baut sich selbst ein Haus, und außer diesem Haus eine Welt, und außer seiner Welt einen Himmel. Was wir sind, nur das können wir sehen. Alles was Adam hatte, Alles was Cäsar vermochte, das hast und kannst du. Adam nannte sein Haus: Himmel und Erde. Cäsar nannte sein Haus: Rom; du nennst vielleicht das deinige eine Schuhflickersbude, hundert Morgen Ackerland, oder das Studirzimmer eines Gelehrten. Aber Linie für Linie, Punkt für Punkt ist dein Gebiet und Besitzthum so groß wie ihres, obwohl ohne die schönen Namen. Daher baue dir deine eigne Welt." — —

„Die Klagen Emersons in Bezug auf Religion sind nur eine Note des großen Miserere der Gläubigen, das in mancherlei Tönen aus manchen Ländern aufsteigt: „Nie war das Bedürfniß einer neuen Offenbarung größer als jetzt. Die traurige Ueberzeugung, die ich, glaube ich, mit Vielen theile, von dem allgemeinen Verfall, beinahe dem Erstorbenseyn des Glaubens in der Gesellschaft — die Seele des Christenthums wird nicht gepredigt — die Kirche scheint ihrem Fall entgegenzuwanken, beinahe alles Leben ist erloschen... Ich glaube kein Mensch mit rechtem Nachdenken kann in eine unserer Kirchen gehen, ohne zu empfinden, daß die Macht des öffentlichen Cultus über die Menschen schwindet. In den ländlichen Bezirken bleiben halbe Ortschaften von den kirchlichen Zusammenkünften weg; es zeigt nachgerade schon Charakter und Religiosität an, wenn man sich davon entfernt hält. Und der Beweggrund, der die Besten noch zurückhält, ist jetzt nur die Hoffnung und Erwartung. Was einst ein bloß zufälliger Umstand war, daß die Besten und Schlimmsten in einem Kirchspiel, die Armen und die Reichen, die Gelehrten und die Unwissenden, Junge und Alte an Einem Tag als Brüder in Einem Hause zusammenkamen, zum Zeichen eines gleichen geistlichen Anspruchs und Rechts, das ist jetzt zum Hauptmotiv geworden, hinzugehen." Zwei Fehler scheinen dem Mr. Emerson diesem Zustand der Dinge zu Grund zu liegen, 1) die historische Ansicht und Auffassung des Christenthums, welche „nicht die Lehre der Seele ist, sondern eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven und Rituellen;" 2) „die Gewohnheit, die Offenbarung als etwas längst Gegebenes und Abgethanes zu betrachten, als ob Gott todt wäre." — „Der Geist allein kann lehren. Kein profaner, kein sinnlicher Mensch, kein Lügner, kein Sklave kann lehren, sondern nur der kann geben, der da hat; nur der kann schaffen, der da ist. Der Mann, auf den die Seele herabsteigt, durch den die Seele spricht — nur der kann lehren: Muth, Frömmigkeit, Liebe, Weisheit; und jeder Mensch kann seine Thüre diesen Engeln öffnen, und sie werden ihm die Gabe der Sprachen bringen. Aber der Mann der darnach trachtet, zu sprechen wie Bücher es lehren, wie Synoden es im Brauch haben, wie die Mode Anleitung gibt und das Interesse gebietet, der schwatzt nur. Laßt ihn schweigen!" — Edle Gedanken schön ausgesprochen, aber nur bevorwortend solche gefährliche Sätze wie folgende: „Laß mich dich ermahnen, vor Allem allein zu wandeln, zu verschmähen die guten Vorbilder, selbst diejenigen, die am meisten geheiligt sind in der Phantasie der Menschen, und kühnlich Gott zu lieben ohne Mittler und Schleier. Freunde genug wirst du finden, die dir einen Wesley und Oberlin, Heilige und Propheten zur Nacheiferung vorhalten werden; danke Gott für diese guten Männer, aber sprich: ich bin auch ein Mensch!" — „Du selbst auch ein neugeborner Sänger des heiligen Geistes, wirf hinter dich alle Gleichförmigkeit und mache die Menschen unmittelbar mit Gott bekannt. Sey ihnen ein Mensch. Sieh zuerst und einzig darauf, daß du das seyest; daß Mode, Gewohnheit, Autorität, Lust und Geld dir nichts gelten, keine Binden seyen vor deinem Auge, sondern lebe mit dem Vorrecht des Geistes der sich nicht ermessen läßt." Wie können solche Sätze, an junge Leute gerichtet, von empfänglichen, feurigen, phantasievollen Gemüthern aufgefaßt und mißdeutet werden!" — —

Digitized by Google

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Schluß.)

19) Die Normannen in Galizien. Recaredo, der furchtbare König der Normannen, rüſtet ſich zu Raubzügen, während Graf Gonzalo Sanchez in Galizien herrſcht. Des letztern Tochter iſt Hermura, die der Page Ulrico liebt. Beide finden ſich eines Tages allein; Ulrico erklärt ſeine Liebe, und will Hermura's Hand küſſen. Da tritt der Graf hinzu, von dem er einen heftigen Schlag empfängt. Wüthend nach Rache eilt Ulrico hinweg, und ſteht bald an der Spitze einer Bande Geſindels, mit welcher er der Schrecken des Landes wird. Doch bald wird ſeine Rotte zerſtreut und aufgerieben, und einſam geächtet, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, irrt Ulrico umher. Er ſtößt zum Normannenkönig, und beide ſchwören dem Lande Unheil und Zerſtörung. Von Ulrico geführt, dringen die Normannen zur Burg des Grafen vor. Ulrico trifft die ſchöne Hermura allein, die, vor ſeiner Umarmung fliehend, ſich in einen Abgrund ſtürzt. Schreckliche Gefühle durchdringen den Böſewicht, aber mit verdoppelter Wuth ſtürzt er ſich in den Kampf, da das Heer des Grafen heranrückt. Er eilt auf den Grafen los, ſinkt aber, von dieſem beſiegt, ſterbend zu Boden, indem er ausruft: (S. 333.)

> Schändlicher Greis, ward Rache dir vom Glücke,
> Sterb' ich entehrt, geächtet, doch zurücke
> Laſſ' ich was wandelt dein Daſeyn zum Fluche:
> Geächt ſterb' ich auch; — deine Tochter ſuche.

20) Don Opas. Das größte und bedeutendſte Gedicht der ganzen Sammlung, das für ſich allein ſchon einen Band ausfüllen könnte. Es handelt von der Eroberung Spaniens durch die Mauren, von dem Grafen Julian und dem Könige Rodrigo, und die Ereigniſſe geben dem Dichter Gelegenheit, ſein ganzes politiſches Glaubensbekenntniß ausführlich zu beſprechen. Deßhalb ſcheint er auch den Biſchof von Toledo, Don Opas, zum Helden ſeines Gedichtes gemacht zu haben, um gelegentlich ſeinem Eifer gegen die Geiſtlichkeit Luft zu machen. Wenn auch nicht den Handlungen, doch den Rathſchlägen des Don Opas wird alles Unheil zugeſchrieben, und ihn trifft des Dichters ganzer Zorn. Die Handlung ſelbſt rückt nur ſehr langſam voran, da die Reflexion die Hauptſache iſt. Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen.

I. Das folgenreichſte Ereigniß in der Geſchichte Spaniens ſind die Schickſale der Cava, Don Juliens Tochter, die bereits Leon und Saavedra beſungen haben. Aus einem edeln Hauſe entſproſſen war Don Julian, und ſorgſam bewahrte er den Glanz desſelben. Dieſes hatte der König Don Rodrigo geſchändet. In Schmerz und Zorn geht er umher; da tritt zu ihm der ſtarke Tarif, der Maurenfeldherr. Mit ſeinen Reden ſtachelt dieſer die wunde Bruſt des Grafen. Julian, dem der Sieg des Halbmondes verhaßt, will zuerſt Don Opas um Rath fragen, ehe er ſich den Mauren anſchließen mag. Don Opas, in deſſen Augen Rodrigo ein Uſurpator gegen die Familie des frühern Königes Witiza iſt, haßt den Gothenkönig und ſinnt fortwährend auf deſſen Sturz. Daher redet er dem Grafen zu, mit Hülfe der Mauren Rodrigo's Thron umzuwerfen, wozu Julian nunmehr entſchloſſen iſt.

II. Die Anhänger des Islam überſchwemmen, von Fanatismus beſeelt, Aſien und Afrika, überall ihre Lehre verbreitend, ſiegreich, verheerend mit Feuer und Schwert. Sie lagern vor Tripolis, wo Gregorio befehligt, deſſen Tochter die Heldin Zoe iſt. Sie werden geſchlagen, doch ein glühender Jüngling, Zobeir, führt ſie zur Schlacht zurück, wo Gregorio fällt und Zoe gefangen wird. Weniger Widerſtand gewähren andere Städte, und die ganze Nordküſte Afrika's iſt bald von einem kriegeriſchen, ſiegreichen Volke eingenommen. Die Mauren verſchmähen Pracht und Luxus, mit Ausnahme des berühmten Muſa, der in Tanger herrſcht. Zu ihm dem Gewaltigen kommt Graf Julian, und der Zug nach Spanien wird zwiſchen ihnen verabredet, wobei auf Don Opas vorzüglich gerechnet wird.

III. Ein Ungeheuer war der Gothenkönig Witiza, welchen Don Rodrigo erlegte, und hierauf ſelbſt König ward. Aber vor der Gewaltthätigkeit und Wolluſt Rodrigo's war nichts heilig. Seine Späher durchzogen das ganze Land, um Weiber und Jungfrauen zu rauben. Julians Tochter, Floinda oder die Cava, erlitt Gewalt von ihm. Don Julian beſpricht ſich mit Don Opas über Plane der Rache. Eine Verſammlung der Großen des Reiches findet ſtatt, wo beide den König bewegen, ſein Heer über das Meer gegen die Mauren, die ſonſt mit einem Einfall in Spanien drohten, zu entſenden. Julian entflieht alsdann mit ſeiner Tochter nach Afrika. Tarif landet mit einer kleinen Schaar, und durchzieht, ohne irgendwo auf Widerſtand zu ſtoßen, einen Theil Spaniens. Viele, die in ihm einen Befreier von Tyrannei ſehen, ſchließen ſich ihm an.

IV. Ein großes mauriſches Heer, dem Julian ſich zugeſellt, erſcheint in Spanien. Sevilla fällt. Rodrigo erfährt, daß ein alter verſchloſſener Thurm bei Toledo ſich befinde, wo er ſein Schickſal erfahren könne. Er betritt den Thurm, und gräßlicher Spuk verkündet ihm ſeinen nahen Untergang. Die Mauren rücken heran, ein prächtiges Heer, in deſſen Reihen berühmte Namen glänzen, die Ahnen jener Heldengeſchlechter, deren Ruhm die ſpaniſche Geſchichte oftmals wiederholt. Julian führt eine beſondere Schaar den Mauren zu. Rodrigo naht mit großen Heeresmaſſen, von welchen Don Opas eine Abtheilung anführt. Fünf Tage währt die heiße Schlacht; da erſieht Don Opas Gelegenheit mit zehntauſend Kriegern zu den Mauren überzugehen. Beſtürzt ſtehen die Gothen. Die Schlacht iſt entſchieden. Und welchen Lohn erhielt Don Opas für ſeinen Verrath? Die Geſchichte hat es nicht berichtet.

Dieſes iſt eine kurze Inhaltsanzeige ſämmtlicher Gedichte vorliegender Sammlung, die einen intereſſanten und charakteriſtiſchen Beitrag zur neuern ſpaniſchen Literatur bildet. Die eigenthümliche Darſtellungsweiſe Mora's bei ernſten Gegenſtän-

den, das Blühende ſeiner Schilderungen, ſeine Vergleiche, die in der Regel originell und neu ſind, mag folgendes Gedicht noch beſonders als ein Beiſpiel darſtellen. Wir heben dieſes um ſo lieber hervor, als es durch Reflexionen kaum geſtört, doch das Anſchauliche des Dichters zeiget, und frei iſt von politiſchen Beziehungen. Es iſt das ſiebenzehnte der Sammlung, und wir theilen es vollſtändig mit. (S. 293 — 298.)

Skizze.

Iſt er es, der vereinſt mit kecken Sinnen,
Von Ehrbegier, von Durſt nach Ruhm entbrannt,
Voll Kraft anſtrebte, dort, wo glänzend rinnen
Des Nils fruchtbare Fluthen durch den Sand?
Der, trotzend Schwert und Feuer, auf den Zinnen
Der höchſten Mauern hob mit kühner Hand
Des Kreuzes Fahne? Kann ich ihn entdecken;
Ihn, deſſen Stahl einſt war des Islams Schrecken?

Iſt er es, deſſen Antlitz einſt erglühte
In friſcher Jugend Pracht, in Schönheit ganz,
Gleich ſtolzer, unberührter Frühlingsblüthe,
Die ihren Kelch erſchließt des Tages Glanz?
Er, deſſen Bruſt von heißen Flammen ſprühte
Verweg'ner Luſt in wildem Waffentanz,
Als ob zur Freud' ihm die Gefahr geſchaffen,
Und Jupiters Blitzſtrahle ſeine Waffen.

Wo iſt der bunte Schild? Von weißen Schwingen
Geziert der edle Helm? Das Panzerhemd,
Wo brachen, wie fruchtlos Sturmfluthen dringen
Zum Felsblock, der ſich ſtarr entgegen ſtemmt,
Libyſche Pfeil' und Damaſcenerklingen?
Das muntre Roß, hinfliegend ungehemmt,
Mit freud'gem Wiehern, das im ſchnellen Jagen
Ihn in der Feinde Mitt' oftmals getragen?

Sind dieſe Augen, die ſcheu niederſinken,
Verdüſtert von der Trauer trübem Schein,
Sind es dieſelben, deren kühnes Blinken
Einſt ſchien des Aethers Abbild, klar und rein,
Da Siegesglorien in ihrem Winken,
In ihrem Blick erſahn der Krieger Reihn,
Wie ſich in hehrem Sonnenlicht erhebet
Der Berg, zu dem der müde Wand'rer ſtrebet?

Schaut ihn! Die Furchen inn're Qual bekunden,
Die zeigt die wüſte Stirn, verwelkt und blaß,
Wo ſich zu gräßlichem Verein verbunden
Argwohn und Wuth mit banger Furcht und Haß;
In feſten Schlingen hat ſein Herz umwunden
Unſichtbar eine Schlang', ohn' Unterlaß
Erdrückend, nagend; vor ihr ſind zerronnen,
Verſiegt des Lebens und der Freude Bronnen.

So wie aus tiefer, finſtrer Höhl' entweichen
Die raſchen Blick'; es ſchauert kalt und grauf
Dem Frommen. Das iſt nicht das ſanfte Zeichen
Gewalt'gen Schmerzes, der auf Gott vertraut
In heißem Flehen zum Erbarmungsreichen;
Hingebung nicht, die klagend nimmer laut,
Erduldet; das iſt grauſenvolles Grollen,
Das iſt ein unbefriedigt wildes Wollen.

Der Hölle ſchwarzem, nächt'gem Schlund entraffen
Dunſtbilder ſich, voll Lügen, räthſelhaft,
Vor denen in fieb'riſchem Traum erſchlaffen
Empfindung und Verſtand. In Kerkers Haft,
Den er in leerem Irrwahn ſelbſt erſchaffen,
Zu ſprengen ſeine Ketten ohne Kraft,
Seufzt er, und will ſich nicht zum Mitleid richten,
Das kann das Uebel, das ihn drängt, vernichten.

Er war geliebt und glücklich. Ihm ergoſſen
Sich Lob und Achtung, wie ſie ihm gebührt:
In lauter Schlacht, bei des Zweikampfs Genoſſen,
Sein Namen war von Tadel unberührt;
Ihm hatte holden Schickſals Gunſt erſchloſſen
Den Pfad, der zu der ſteilen Höhe führt;
Ihm lächelnd öffnete die Macht die Pforte,
Und bot ihm Sitz an prachtvoll ſtolzem Orte.

Mit ſtrahlendem Demant, in reichem Prangen
Der Pracht am Hofe, der laut lärmend ſchallt,
Wo Seufzer ſteigen, glühend voll Verlangen,
Gewalt'ger als im ſtill verſchwieg'nen Wald,
Schmückt' Amor ſeine Schläfe. Während klangen,
Von freudig rauſchender Muſik durchhallt,
Die edeln Säle, zitternd bei'm Getriebe
Der Täuz', umwand mit Zauberband ihn Liebe.

Jetzt folgt ihm Haß, und er haßt Alle wieder;
In ſeiner Bruſt weilt Gram, in Furcht ſtets wach,
Schmutzige Lumpen decken ſeine Glieder;
Ein elend Hüttchen mit zerriſſ'nem Dach,
Durch das rauſcht ſchonungslos Platzregen nieder,
Schließt ſeine Schritt' in ein beſchränkt Gemach.
In ſeinem Blick glaubt Unheil zu entdecken
Der Bauer, und flieht ihn in leerem Schrecken.

Einſt hatt' er einen Freund, in Lieb' und Kriegen,
In kühner That und Luſt getreu und gut;
Jünglinge beide, beide ſtolz von Siegen;
Doch nicht, den trauten Bund zerſtörend, ruht
Niedriger Argwohn. Schnell die Schwerter fliegen
Zur Rach' hervor; den Armen blendet Wuth;
Erſtaunt ihn der Zuſchauer Haufen ſehen
Vertheid'gungslos, entwaffnet, blutig ſtehen.

Die Herr'n und Krieger, die in weiten Kreiſen
Schau'n, wie im Zweikampf der mit jenem ringt,
Mit lauten Beifallsrufen ſchmeichelnd preiſen
Ihn, der des Gegners wilden Stolz bezwingt.
Nicht will der Sieger grauſam ſich erweiſen,
Und ſeinen Buſen nicht das Gift durchdringt
Des Haſſes; da des Zornes Wolken fliehen,
Spricht er: nimm hin dein Schwert, dir ſey verziehen.

So wie hölliſcher Zauber, der beſchwöret
Ein ſcheußlich Heer aus dem Gebiet der Nacht,
Das des Verwerf'nen Stimme folgſam höret,
Die ſchwarzen Flügel ſchlägt, zur Wuth entfacht,
Durch ſtille Läfte ſtürmend hin, zerſtöret
Der Pflanzen Grün, die Bäume welken macht,
Zu dürren Faſern kehrt die friſchen Halme,
Und deckt die Au'n mit wilden Unkrauts Qualme:

Alſo der Seele des Beſiegten bringet
Zerſtörungsgrau'n, Vernichtung edlem Muth
Und jeder Tugend, jenes Wort, das klinget:
Dir ſey verziehn, durchſtrömt mit ſchnöder Gluth
Das Herz, zu welchem rein'res Streben dringet
Nun nimmermehr. Feindſchaft, die lechzt nach Blut,
Eint zu verborg'ner Mine, tiefer Lache,
Die Kräfte bäſ'rer Wuth und ſchwarzer Rache.

Dir ſey verziehn! in ſeinen Ohren dröhnet
Durch Tag und Nacht, im Wald und im Gezelt:
So wie des Tigers wildes Heulen tönet,
Würgt er das Opfer, dem er nachgeſtellt:
So wie der Sturm, wenn jeden Zwangs entwöhnet
Zu heft'gen Stößen er die Backen ſchwellt:
Wie wenn die Erd' in ihren Feſten zittert,
Und hohe Burgen ſtürzet hin zerſplittert.

Nicht mehr! rief er, er ſterb'! In ſchnödem Streben
Hält er bereit den ſichern, ſcharfen Stahl.
Die nächt'gen Schatten dunkeln Schleier weben
Schon über des Nilſtroms einſames Thal.
Hier will den Sieger er erſpähn, wenn eben
Beglückt er heimkehrt von dem trauten Saal
Der Heißgeliebten. Hier bethört er glaubet
Die Schmach zu rächen, die Ehr' ihm geraubet.

Er ſieht ihn, ſtürzt auf ihn, hat ihn erſchlagen,
Und — nicht der Feind — die Schöne beut ſich dar.
Sie ſinkt mit heitrem Blick, erblaſſend ſagen
Kann ſie noch: deine Hand großmüthig war,
Wenn ihm ich, deſſen Ruhm und Tugend ragen
So weit, als Schand' und Schmach iſt offenbar
An dir, mein Tod bringt Heil vom Mörderſtreiche.
Sie ſprach es, und war kalte, ſtarre Leiche.

Der neue Tag erſcheinet, und die Kunde
Der That verbreitet ſich. Aufbraust das Heer
Unwillig und mit lautem Schrei'n zur Stunde,
Das, ſich in Felſen bergen höret er,
Auf ſeinen Namen häuft ſich, aus dem Munde
Der zorn'gen Edeln, Fluch um Fluch, wohl ſchwer.
Zur Rache! donnernd Echo widerhallet,
Zur Rache! Schwur des armen Bräut'gams ſchallet.

Wohin ſoll fliehn er, daß ihn nicht erreile
Sein grauſer Ruf, zornbrohend? Von ſich ſtreift
Er Rüſtung, Wehr und Mantel; ſonder Weile
Entſtellt er ſein Geſicht; in Irr' er ſchweift;
Mühn, Krankheit, Hunger werden ihm zu Theile;
Nicht mehr die alte Kraft und Stärk' ihm reift;
Wenn Menſchenſtimmen ſeinen Ohren klingen,
Von ſeiner Unthat ſie ihm Kunde bringen.

Das Brod erbettelt er ſich an den Thüren;
Er flieht der Städte Lärm, wo Wuth erregt
Der Frevel, den gewagt er zu vollführen,
Im Volk, von des Unwillens Zorn bewegt.
Durch Länder, wo er kann als Herrſcher ſpüren
Der Moslim Rotten, er zu ſchleichen pflegt,
Wie ein Inſect, das birgt ſich vor dem Lichte
Scheu in Ruinen und in Trümmerſchichte.

In weitem, ſchwier'gem Kreis langſam ſich windet
Zu ödem Dorf er, wo in rauher Schluft
Der dürft'ge Hirt ein elend Obdach findet,
Hier beut ſich Wohnung ihm zugleich und Gruft,
Wo die Natur im Sterbekleid hinſchwindet,
Und nur in matten Seufzern Antwort ruft
Entfeſſelter Oreane wildem Dröhnen
Und ſchäumender Gießbäche ſchaur'gem Stöhnen.

Ein Monat war ihm Jahr voll Höllenpeinen,
Voll Furcht und Angſt, die Schreckgeſtalten weckt,
Die nagendem Gewiſſen nur erſcheinen,
Das dadurch die unſichern Sinne ſchreckt,
Ein Jahr, wo Qual ſich und Erſchütt'rung einen,
Die, furchtbar ruhig jetzt, dann hingeſtreckt
Krampfhaft in Wuth zerreißen ſeine Glieder;
Des Lebens Band' ihm knüpfen nie ſich wieder.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

Als eine Probe der Gedichte in reflectirend grübelnder Weiſe laſſen wir nun noch das Gedicht: **Weisheit** folgen, das letzte in der vorliegenden Sammlung, von welchem Magnin

sagt: „Wir hatten geglaubt, vielleicht habe der Dichter das lösende Wort der von ihm so oft und in verschiednem Sinn angeregten Probleme und Räthsel auf dieß letzte Gedicht aufgespart. Es ist in der That sehr dogmatisch; der Dichter läßt darin drei große Stimmen sprechen, die er alle als seine Führerinnen anerkennt; die des orthodoxen und starren Christenthums, die des philosophischen, toleranten Deismus und die des reinen Pantheismus; bis ans Ende hofften wir, der Dichter werde den Schleier zerreißen und uns belehren, wie diese drei Stimmen zusammen Eine gemeinsame Idee, eine neue Wahrheit ins Licht setzen — aber diese Hoffnung wurde getäuscht, und wir müssen mit Karl X ausrufen: „O Dichter!“ (s. S. 37 dieser Sammlung.)

Weisheit.

An Fräulein Louise B.

I.

So wird also nichts Großes, Heil'ges, Reines,
Nichts deines blauen Blicks, o Himmel, Werthes,
Nichts, was könnt' adeln unsre schnöde Zeit,
Dem Herzen eines Menschenkinds entkeimen!
Mensch! Geist, versenkt in leibliches Bedürfniß!
Also genießen! tappend zu den Todten
Hinuntersteigen — angehören Allem
Was kriecht, und Allem was treulos und flüchtig,
Der schmutz'gen Habgier, toller Eitelkeit;
Nichts wissen als — gewissenlos — anfüllen
Mit Worten das Papier, den Schrank mit Thalern;
Nie aufschaun zu der Wölbung, der gestirnten;
Spotten der Andacht und der stillen Tugend —
Das ist dein Leben, ach! und Tag und Nacht
Ist Hoffnung, Ziel, Cultus und Liebe dir
Unsaubres Geld, geschleppt durch alle Gassen,
Das an der Hand den gift'gen Rost dir läßt!
Und du begreifst nicht was dein Loos sollt' seyn:
Ein Denker seyn, ein Magier und ein König;
Ein Alchymist, die Flamme schürend unter
Dem Destillirgefäße — deiner Seele,
In diesem Feuertiegel lassend glühen
Natur und Welt — um Gott daraus zu ziehen!

Wie! hat das Thier doch seine Sphäre, sein
Gesetz das Element, der Schnee gehört
Dem Adler und die Woge dem Seeraben.
Alles hat seinen Kreis, Beruf und Zweck.
Des Meeres Schaum ist nicht ein bloßer Auswurf;
Die Fluth weiß was sie thut, der Wind weiß, wer
Ihn treibt; wie einen Tempel, worin immer
Ein mildes Licht ist wach, also erhellt
Das folgsame Gestirn den blauen Himmel;
Zu Gottes Ruhm entfaltet sich die Lilie;
Allmorgens singt, wie eine heil'ge Leyer
Erzitternd, uns der Vogel vor den Namen,
Den uns die Morgenröthe lesen läßt.
Wie! ist das ganze Daseyn doch voll Liebe,
Die Welt voll Glauben! Alles, was hienieden,
Folgt ernst seinem Gesetz, und weiß nichts Andres
Als, in göttlichem Trotz, folgsam zu seyn
Der Vogel — dem Instinct, der Baum — der Wurzel —
Wie! das gewaltge Meer, sein Ufer stürmend:
Die Schwalbe die nach Süden, der Magnet
Der nordwärts strebt — der Same, der beschwingte,
Der in der Ferne seine Stätte sucht,
Die Wolke, über Eilanden sich ballend,
Die, plötzlich durch des Himmels Höhe fahrend,
Aprilshauch jagt vom Pole zum Aequator,
Der Gletscher der von weißen Gipfeln schmilzt,
Der Saft, der in der Zweige Fibern quillt,
Alle geschaffnen Wesen, einem ernsten
Ziele zustrebend, in der Luft die Strahlen,
Im Aetherraum Weltkugeln — Ströme durch
Felsen und Matten — all' unwandelbar
Gehn sie dahin auf ihren stolzen Bahnen!
Der Mensch allein ist abgeirrt! — Ha, wie!
Alles im Weltall, alle Wesen, Berge,
Wälder und grüne Triften, und der Tag
Welcher mit Gold das Firmament besäumt,
Das Wasser, das die tiefe Schlucht bespühlt,
Sie haben noch, wie an dem Tage, wo
Jehovah mit den Götterhänden Adam
Aufdrückte seiner Größ' und Hoheit Stempel,
All ihre Unschuld, ihre Lauterkeit!
Der Mensch nur ist gefallen! — Er, geschaffen
Das Herrlichste in dem erhabnen Reich
Zu werden, ward das Aermste, Schlechteste.
Der blühen sollt' als der erwählte Baum,
Ist nur ein schnöder Stamm mit schwarzen Aesten,
Entwurzelt durch das Alter, und vom Laster
Entblättert, dessen Zweige keine Frucht
Mehr tragen, welche Gott noch sammeln möchte,
Auf den man nicht gefahrlos sich kann stützen,
Gelimpft mit der Gesellschaft Leidenschaften!
O ungeheurer Fall! O Vorsehung!
Er läugnet und verkennt, indeß um ihn
Die Schöpfung denkt! O Schmach! der Sinne Raub,
Kriecht hin in ihrem Joch, der Mensch am Staub,
Und führt ein dumpf unwürdig Daseyn neben
Den unvernünftgen Wesen, welche leben!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 116.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 October 1840.

Rosmonda d'Inghilterra.

Von G. B. Niccolini.

Bei der geringen Fruchtbarkeit der italienischen Poesie in den neuesten Zeiten dürfen wir wohl die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Drama Niccolini's hinlenken, eines der namhaftesten Dichter der neuesten Zeit, von welchem vor ein paar Jahren schon die öffentlichen Blätter rühmend sprachen und das uns jetzt im Druck vorliegt. Ueber den Dichter haben wir früher schon berichtet; er schließt sich mehr an die classische als an die romantische Partei an, macht aber doch auch in dem vorliegenden Drama den neueren Grundsätzen einige Zugeständnisse, indem er die Einheit des Orts, jene beschwerliche Fessel des dramatischen Dichters, unbedenklich opfert. Der Gegenstand, das Schicksal der schönen und unglücklichen Rosamunde, der Geliebten Heinrichs II von England, ist sonst schon mehrfach behandelt worden, namentlich auch von Th. Körner; die classischen Poeten scheinen überhaupt gern nicht nur die hergebrachten Formen und Gesetze, sondern auch die durch Vorgänger gleichsam sanctionirten Vorwürfe aufzunehmen. Wir wollen den Verlauf des sehr kurzen Drama's verfolgen und einige Proben in der Uebersetzung mittheilen; die italienische Form der Namen wollen wir beibehalten.

Erster Act. Die Scene ist in diesem, im zweiten und fünften Act im Schloß von Woodstock, das Arrigo wie eine Art Labyrinth hat einrichten lassen.

Erste Scene. König Arrigo und Tebaldo, sein (treuloser und verrätherischer) Vertrauter — die unerläßliche Person des classischen Drama's! Der König hat einen Boten, Odoardo, nach Frankreich abgeschickt, um das von dem britannischen Gesandten daselbst bereits so gut wie abgeschlossene Eheverlöbniß des Königs mit der reichen Fürstin Eleonora von Guienne, der geschiedenen Gemahlin des Königs Ludwig VII von Frankreich, die ihm ein Königreich mitbringen würde, wieder vor dem völligen Abschluß rückgängig zu machen, weil er über ihre Sittenlosigkeit inzwischen genauer unterrichtet worden; das eigentliche Motiv aber dieses geänderten Entschlusses ist, wie ihm Tebaldo vorrückt, seine Liebe zu Rosmonda, deren sich denn auch der König freudig und triumphirend rühmt, gegen das Glück der Liebe alle Freuden der Herrschaft und Macht gering schätzend. Tebaldo's Vorstellungen, daß ihm der Verlust der französischen Provinzen drohe, weist er mit der Versicherung zurück, daß die Liebe zu der, ihn nicht als König, sondern nur unter dem angenommenen Namen Alfredo kennenden Rosmonda, seinen jugendlichen Heldenmuth und seine Tapferkeit nicht geschwächt habe, sondern sie nur mehr entzünden werde. Er gibt zu verstehen, daß er sich später ganz mit Rosmonda zu verbinden gedenke, um das ihr angethane Unrecht zu vergüten, an das ihn selbst sein Gewissen lebhaft gemahnt, als er ihren nach Frankreich geflüchteten Bruder, Edmondo Clifford, der einer ihm feindlichen, aber besiegten Partei angehört, daselbst gesehen und erkannt, und dessen zorniger Blick ihn mit Beben und Reue erfüllt habe. Vor der Hand will er Rosmonda nur allmählich mit der Wahrheit bekannt machen, sich ihr als König entdecken, und fürchtet nur, die allzugroße Freude möchte sie tödten.

Zweite Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, spricht, da er seines Theils nicht wieder einen Vertrauten hat, seine Gedanken und Absichten in einem Monologe aus. Er betrachtet den König als durch seine Leidenschaft ganz wahnsinnig, aber er hat nicht im Sinne, diese Leidenschaft ruhig gewähren zu lassen. Schon hat er Maaßregeln getroffen, daß der von Arrigo nach Frankreich gesandte Bote getödtet worden, und so die beabsichtigte Wiederauflösung des Verlöbnisses vereitelt, der Bund unwiderruflich geworden ist. Er hat dabei ein wichtiges Interesse, weil ihm Eleonora große Herrschaften verheißen hat. Rosmonda hat er mit der falschen Nachricht vom Tode ihres Vaters, Gualtiero Clifford, getäuscht, in der Hoffnung, sie durch Gram und Reue ihrer Schönheit zu berauben oder zu tödten, aber diese Hoffnung ist fehlgeschlagen:

— — ich habe glauben sie gemacht,
Todt sey ihr Vater; durch Gewissensbisse

Ihre unsel'ge Schönheit zu vernichten;
Doch schmachtender nur ward des Antlitzs Rose,
Und nur verliebter er; so muß ich warten
Bis, wie ein wankelmüthig Kind, Arrigo
Vergißt sein Spielzeug und es dann zerbricht.
Ich, mit dem kühlen Herzen, grauen Haaren,
Ich schaue schon das Grab, in welches mündet
Auf diesem Lebenswege jeder Pfad.
Ein Augenblick ward unsrem Stolz gegeben,
Gleichwie des Staubes Flug, und dann ins Grab
Steigen, getäuscht, die Hoffnungen der Menschen.

Dritte Scene. Tebald entfernt sich, als er Rosmonda kommen sieht. Diese stellt eine schmerzliche Vergleichung an zwischen frühern Zeiten und jetzt:

Hier macht' ich mir aus heitern Blumen,
Die der April ins Leben ruft, sonst Kränze;
Unter sie setzt' ich mich und mein Geliebter,
Mit raschem, leichtem Fuß das junge Gras
Berührend kaum, liebt' es, sich unversehens
Zu nähern mir, und weckte aus der Liebe
Verzückung mich... auf meinem traur'gen Haupt,
Ruhst du, o Blatt! vom väterlichen Baum
Schied dich der Herbst.. verwelkt und stumm sinkst du
Zu meinen Füßen!.. wohin wirst du gehn,
Du jedes Windes blindes Spiel?.. Auch ich
Kenne nicht das Geheimniß meines Schicksals.
Verwaiste Tochter!.. unterm kahlen Fels
Dort will ich niederlegen meinen Leib,
Erschöpft von Reue, Schatten geben da
Cypress' und Myrte... Euch ja nahm noch nicht
Des Laubes Schmuck der Jahreszeiten Wechsel,
Bäume, geweiht der Liebe und dem Tode!
Beschützet ihr mein Haupt! ich sitz' und weine.
Sonst weint' ich nicht.. wenn der verlass'ne Vater
Mir in den Sinn kam; so gewaltig war
Der Liebe Rausch, daß nur auf Augenblicke
Bei dem Gedanken weilte meine Seele.
Wie bin ich jetzt verändert! Grauser Zweifel.
Wohin jetzt im kranken Geist; ich wag ihn kaum
Dem eignen Herzen zu gestehn. Bin ich
Allein hier? Dieses Zögern...

Vierte Scene. In diesem Augenblick kommt Arrigo und wird von Rosmonda mit der grüßten Zärtlichkeit, mit Reue über ihre Traurigkeit, empfangen:

Rosmonda.

Mein Herr!

Arrigo.

Wie sprichst du denn?
O meines Herzens Herrin du, geboren
Zur Herrschaft über jeden, der dich schaut?
O bei dem Zauber der dein Aug erfüllte
Das erstemal als du mich angeschaut,
Nenn' immer mich Alfredo... mit dem Namen
Gefiel ich dir... du siehst mich an und weinst?

Rosmonda.

Ich sprech' zu dir wie zu mir selbst. Alfredo
Ich wein' und bet' dich an; stets war ich schuldig,
Doch wuchs die Schuld noch seitdem starb...

Arrigo.

Dem Vater
Hofft' ich schon heimzuführen seine Tochter,
Seiner Verzeihung froh, als meine Gattin
Sah ruhen schon den heil'gen Vaterkuß
Auf deinem Augenlied und trocknen drauf
Die süßen Thränen, von der Reu' um einen
Verziehnen Fehl entlockt, und alles Leid
Verkehrt in Freud'.

Rosmonda.

Weß mahnst du mich, Alfredo?
Zu solcher Hoffnung hobst du mir das Herz,
Daß bis dahin jeder Gedanke ruhte,
An solcher frohen Hoffnung sich erlabend.
Jetzt herrscht des abgeschiednen Vaters Bild
In meinen Nächten, und entsetzlich ist es,
Wie in der Todesstund' die Reu'! Ich sehe
Lang weinend irren den gramvollen Alten
Durch jene Zimmer die durch mich verödet, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Urschrift in das Deutsche übertragen.

I. Volkslieder.

Schwalbenlied. *)

Eine Schwalbe, klein und zahm,
Kommt vom weißen Meere her.
Als sie von dem Meere kam
Und im Korne Wohnung nahm,
Setzt sie sich und sprach sofort,
Ruhend auf dem Steine dort:
März, mein guter März, fürwahr,
Du auch, schlimmer Februar,
Magst du stürmen jetzt und schneien,
Bringst uns doch bald Duft des Maien.
. . . . . .
Dieß trug mir der Lehrer auf:
Fünf der Eier gib mir du,

*) Schwalbenlied. Dieß Liedchen, leider nur Fragment, wiewohl hier viel vollständiger als bei Fauriel, wird in ganz Griechenland am ersten März, dem dortigen Frühlingsfeste, durch schaarenweis herumziehende Kinder (namentlich Schulkinder, nach V. 11), von Haus zu Haus abgesungen, während sie unter dem Gesang das hölzerne Bild einer Schwalbe an einer Art Haspel umdrehen. Am Schluß sammeln sie Eier, Käse u. a. kleine Festgeschenke ein. V. 6. wage ich die Conjectur „εἰς πέτραν κατάλυσε," wodurch zugleich der Reim hergestellt wird, während die bisherige Lesart „πέτραν καταλύσαι" keinen Sinn gibt. Nach dem zehnten Vers scheint eine Lücke zu seyn.

Fünf, und eine Henn' dazu,
Ueberdieß noch einen Hahn,
Im nächſten Jahr und heuer!

Pyrpiruna. *)

Pyrpiruna zieht umher,
Ruft zu Gott und flehet ſehr:
Schick' uns Regen, Gott, geſchwind,
Einen Regen, ſanft und lind,
Daß entkeim' und blüh' vom Regen
Und erfüll' die Welt mit Segen
Baumwollſtaude und Getreide
Und das Gräschen auf der Heide! —
Waſſer, reichlich, wie ein Born!
Haufen, ganze Haufen Korn,
Jede Aehre' ein Schäffel geb',
Einen Eimer jede Reb'!

Geſang von Parga. **)

Ihr Berge, Schluchten voller Thau, ihr zartbegrünte Auen!
Ihr ſchöne Bäume, dichtbelaubt, vielherrliche Gefilde,
Ach unter Thränen nehm' ich jetzt von euch auf ewig Abſchied!
O Parga, weltberühmte Stadt, du Nachbarin des Türken,
Parga, mein ſchönes Vaterland, mein inniglich geliebtes,
An der Tyrannen Häuptern verkaufen dich die Britten!
„Entweihet, ihr, Ablömmlinge des alten Landes Epirus,
„Des Chriſtenvolkes Schlechteſte, ungläub'ge Pargioten!“
So ſprach zu uns voll Wuth und Gift der übermüth'ge Haman.
„Die Tempel laſſet mir zurück und alle eure Habe!
„Daniederſtürzen ſoll das Kreuz, das überall ſich brüſtet;
„Es ſoll fortan der heilige Koran den Sieg behaupten!
„Und ihr, ohnmächt'ge Griechen, mögt ununterbrochen irren
„Und nimmer einen König mehr, noch Tempel je beſitzen!“ —
So rief uns zu der grauſame, der alte Volksbedrücker,
Der ſtets die Chriſten hat verhöhnt und ihre heil'gen Bräuche.
O möchte dieſer mein Geſang ihm in die Ohren dröhnen,
Gleich einem Blitz vom Himmel her, der jeglichen verruchten
Tyrannen aus dem Schlafe weckt, ſo ruhig er auch ſchlimm're!
Ihr Blitze der Gerechtigkeit,
Du Blitz des hohen Himmels,
Zerſchmettert den Ali Paſcha
Und die verworfnen Britten,
Daß die Tyrannen es erſehn,
Wie Gott die Böſen ſtrafe!

Und du, der unſern Untergang geſehen, Schein der Sonne,
Du, der du Zeuge warſt, wie wir hervor aus ihren Grüften
Die heil'ge Aſch' und das Gebein von unſern Ahnen rafften,
Löſch' deinen Schimmer aus alsbald, zeig', wie du uns betrauerſt!
Und ihr, des Himmels Kinder dort, du Mond mit den Geſtirnen,
Umhüllet euer Angeſicht mit einem dichten Flore,
Mit einem dichten ſchwarzen Flor der allgewalt'gen Trauer,
Und weint ob des unſeligen Geſchicks der Pargioten,
Und weinet viel, und weinet oft, ihr und das ganze Weltall!

Lechner.

---

*) Pyrpiruna. Bei anhaltender Dürre veranſtalten die Kinder in den griechiſchen Dörfern eine Art Umzug, um Regen zu erflehen. Dabei wird einer von ihnen (meiſt ein armes Waiſenkind) von Kopf bis zu den Füßen ganz mit Feldblumen und Kräutern verhüllt, und dieſes Kind nennt man Pyrpiruna. So ziehen ſie vor jedes Haus und ſingen das hier mitgetheilte Lied; der Herr oder die Frau des Hauſes aber gießt ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf der Pyrpiruna aus und beſchenkt die Kinder mit einem Parah (einer türkiſchen Münze, etwa einen halben Pfennig werth).

**) Geſang von Parga. Die Auswanderung der Pargioten aus ihrer Stadt, nachdem dieſe im Jahre 1819 von den Engländern, unter deren Schutz ſie ſich geſtellt hatten, an Ali Paſcha war übergeben worden, veranlaßte noch vielen andern auch dieſes Lied.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

II.

Als ich ſo rief, da hörſt du meine Worte;
Und du, die du in Allen, was du ſagſt,
Legſt deiner holden Seele Wiederſchein,
Wandteſt dich ſanft mit deinem unſagbaren
Trüben und ruhigen Lächeln gegen mich:

„Die Menſchheit hebt ſich, taumelt ſie auch noch.
Und, ihre Stirn vom Schatten noch umſpielt,
Geht ſie dem lichten Morgenroth entgegen.
Zwei Angeſichter hat jedweder Menſch
Auf Erden — eins vom Guten, eins vom Böſen,
Und Alles ſchelten heißt: begreifen nichts.
Aus Gold und Blei beſteht der Menſchen Seelen.
Des Weiſen Geiſt iſt ernſt und ſchleudert nicht
Den Blitz aufs Ungefähr auf alle Häupter.
Für das Jahrhundert, drin man lebt, iſt man
Stets ungerecht, weil man zu leiden hat,
Und Alles trägt die Farbe des Verbrechens.
Auch unſre Zeit, die hartgeſcholtne, hat
Ihre erhabne Seite; und du ſelbſt,
Zürnender Dichter, haſt das ausgeſprochen.
In deinem Zimmer, einem achtbaren,
Ehrwürdigen Aſyl, haſt alſo du,
Geſprochen in beſonnen heitrer Milde.
Dein Antlitz leuchtete im Wiederſchein
Scharlachener Tapeten, und für mich
Machte in jenem hehren Augenblick
Dein aufwärtsſchauend Aug' zum Himmel die Decke.“
Der Ton der hehren, friedlichen Vernunft,
Mitleid und Billigkeit und Engelsgüte
Vergeſſen fremder Fehler, jene Tugend,
Die unbewußte Majeſtät verleiht —
All das gab deinen klaren, holden Worten
Die ruhige Größe einfacher Natur;

Manchmal glaubt' ich in deiner Stimm' zu hören
Süßen Geſang von Waldesvögelchören.

III.

Warum kehrt ſtets ihr meinem Auge wieder,
O meiner Kindheit, meines Frohſinns Tage?
Wer öffnet ſtets im halberloſchnen Herzen
Dich, älteſter Erinnrung lichte Blume?
Oh! wie ich glücklich war und offnen Herzens!
Als Schüler — eine eichne Bank, verbraucht,
Glänzend und glatt gerieben, eine Tafel,
Ein Pult, ein ſchweres ſchwarzes Tintenfaß,
Des Abendſternes Schweſter — eine Lampe,
Begrüßten ernſt und milde mich. Mein Lehrer
War, wie ich euch ſchon oft erzählt, ein Prieſter,
Mit ruhig gütigem Ton und warmem Blick,
Naiv wie ein Gelehrter, boshaft wie
Ein Kind, der mich zu küſſen pflegte, ſagend:
(Denn Lob ſpornt an!) „obgleich neun Jahr erſt alt,
Erklärt er ſchon den Tacitus!" Bei Nacht
Mit Eugen, einem Geiſt, den Gott, ach! unter
Ließ gehn! arbeitet' ich — und träumte ſchon.
Indeß ich ſchrieb, furchtlos, ohne Syſtem,
Strumweiſ' auf das Papier goß Barbarismen,
Manch neuen Sinn entdeckt' in den Autoren,
Gekrümmten Rückens, mit der Stirne faſt
Berührend meinen Gradus — glaubte ich,
— Denn immer iſt der Geiſt des Kindes wach! —
Verworren zwar, nah' meinem Ohr zu hören
Die griechiſchen und die latein'ſchen Wörter,
Geſchwätzig und vertraut, beſchmiert mit Tinte
Und fröhlich ſo wie Schüler, zwitſchern, jauchzen
Wie Vögelein im Neſt, zwiſchen den ſchwarzen
Blättern eines ſchwerfäll'gen Wörterbuchs;
Ein Summen, ſüßer ſelbſt als das Geſchwirr
Von einem fliehnden Bienenſchwarm — ein Rauſchen
Gedämpfter als des Nachwinds leiſes Seufzen,
Daß oft, unter dem Kupferſchloß, die Blätter
Des alten Buches zu erheben ſchienen.
Der Pflicht genügt, leicht wie die jungen Rehe,
Flogen wir durch die rieſenhaften Gärten,
An hundert Orten faſt zumal auftauchend.
Ungleichen Schritts folgt' ich den großen Brüdern;
Am Himmel glommen an die heitern Sterne,
Die Fliegen ſchwirrten durch die ſtille Luft,
Die Nachtigall, im Schattendunkel ſingend,
Lehrte Muſik der Schöpfung ganzes Reich,
Indeß ich, ein geſchwätzig Kind, leichtſinnig
Und unbedacht, nach allen Seiten werfend
Mein kecks, friſches Auge, d'raus die Freude
Sprang in lebhaften Funken, unterm Arme,
Von drei Bindfäden nur umwunden, trug
Horaz und die Gaſtmahle, den Virgil,
Die Wälder, den Olymp und Herculeſ,
Theſeus und Ceres, die grauſame Juno,
Die Hyder, deren Rachen Flammen ſpeien,
Und des nemeiſchen Felſen Rieſenleuen.

Doch kam ich an bei meiner Mutter: oft,
Durch Zufalls Tücke der mit Kindern ſpielt,
Hatt' ich großen Verdruß und großen Zorn.
Ich fand nicht bei den Taxusbäumen mehr
Das ſchöne Gärtchen, das ich ſelbſt geordnet.
Ein großer Hund hatte verwüſtet Alles.
Oder es hatte mir in meinem Zimmer
Die Käfige Jemand offen gelaſſen,
Die Vögel waren in den Wald geflohn
Zur Freiheit, oder in des Voglers Hände.
Wie rannt' ich da herbei vom Zorne roth,
Ganz außer mir, fluchend dem großen Hund,
Dem dummen Gärtner, dem nichtswürd'gen Vogler
Und ſeinen Dohnen! Wie glührt' ich vor Wuth! —
Alles macht' Ein Blick meiner Mutter gut.

IV.

Heut — iſt es nicht um einen leeren Käfig,
Nicht um die Vögel, die der Dohnen Raub,
Um Blumen nicht, von einem Hund verwüſtet,
Daß ſich mein Zorn erhebt. Solch kleines Unglück
Erbittert wohl ein Kind — in großen Leiden
Wird ruhig, wie in einer Kirch' der Menſch.
Nach heft'gem Unmuth, gleich dem glühnden Tag,
Kommt Ruh ins Herz, gleichwie der Schlaf ins Auge.
Die Summe unſrer Uebel, ſchwarzer Ziffern,
Iſt Weisheit. Stets ihn prüfend ſcheint zum Menſchen
Gott ſo zu ſprechen: „Deinen Geiſt laſſ' wandern
Durchs Unglück; ſo wie aus dem Sieb das Korn
Wird er daraus geläuterter hervorgehn. —
Ich lebt' und litt; ich denke und bin ſtill.
Oder wenn manchmal noch der ſchlimme Zorn
In meiner Seele mit ſiegreichem Finger
Die Schale niederzieht, in der die Welt
Ich wäge und mein Herz; wenn ich, Ein Auge
Nur öffnend, tadeln und verdammen will,
Mit ein paar reinen Worten führſt dann du,
O heil'ges, edles Weib! meine gereizte
Und bittre Stimme zu der Ruh zurück,
Zu welcher ſich mein Geiſt entſchieden hat;
Ja, deine Strahlen ſtillen meinen Sturm,
Und du thuſt für den finſtern, trüben Mann,
Was für den Knaben that ſanft, ſchön und gut
Das Mutterherz, das unterm Grabe ruht!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117 u. 118.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

Einer der Männer, welche auf den Zustand, oder vielleicht richtiger, auf die Entwicklung der höhern geistigen und philosophischen Bildung in England den bedeutendsten, von beinahe allen Parteien anerkannten Einfluß ausüben, ist der vor einigen Jahren verstorbene, dem deutschen Publicum hauptsächlich nur als Dichter und als Uebersetzer von Schillers Wallenstein bekannte Coleridge. Auch in England selbst wird erst seit neuern Zeiten sein philosophischer oder allgemeiner Einfluß allgemeiner gewürdigt und anerkannt; er selbst äußerte noch in seinen spätern Jahren: „In England bin ich nur ein armer Dichter, aber ich bin ein großer Philosoph jenseits des atlantischen Meeres;" dafür aber liest man jetzt selten einen Aufsatz, welcher die geistigen Entwicklungen und Strebungen Englands in neuern Zeiten zum Gegenstand hat, worin nicht Coleridge als einer der wichtigsten Agitatoren im philosophischen Sinn, als Vater einer Menge neuer Ideen und Impulse rühmend genannt, und dem Studium empfohlen würde. Ein streng ausgeführtes metaphysisches System hat Coleridge, hierin dem englischen Genius treu, nicht gegründet; er blieb Synkretist und Eklektiker, jedoch mit so viel Scharfsinn, Tiefsinn, Gemüth und Phantasie, daß er manchem Sohne Altenglands, der zur Fahne des gemeinen Menschenverstandes geschworen, als ein nicht minder transscendenter Mystiker und Phantast erscheint, als nur irgend ein deutscher Philosoph einem Deutschen. Unter den Deutschen wäre er vielleicht einem Lessing, Hamann und Herder zu vergleichen, von welchen allen er jedoch auch wieder sehr verschieden ist. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus einem größern Artikel über Coleridge in der London and Westminster Review, dem Organ der philosophischen Radicalen, worin der merkwürdige Mann nicht minder als von den Wortführern anderer Parteien und Farben gepriesen wird, obgleich er, früher ein schwärmerischer Anhänger der französischen Revolution, und der enthusiastische Verkündiger einer Pantisokratie, nachmals zu ganz conservativen Grundsätzen überging und im Interesse der Tories schrieb. Dem Aufsatz ist ein Verzeichniß von verschiedenen Schriften Coleridge's vorgesetzt, aus deren Titel man schon die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Studien ersehen kann. Außer einem „literarischen Nachlaß," in vier Bänden von seinem Sohn herausgegeben, „Proben aus seinen Tischgesprächen," einer „Biographia literaria, oder biographische Skizzen meines literarischen Lebens und meiner Ansichten," sind verzeichnet: „Ueber Verfassung von Kirche und Staat, nach der Grundidee beider;" „Laienpredigten. 1. Des Staatsmanns Handbuch." 2. „Selig seyd ihr, die ihr an allen Wassern säet." Ferner: „Winke zur Beherzigung bei Bildung eines männlichen Charakters, auf die Grundlagen der Klugheit, der Moral und der Religion; veranschaulicht durch Auszüge aus unsern ältern Theologen." Endlich: „Der Freund; eine Reihe von Aufsätzen, zum Behuf der Bildung fester Grundsätze in der Politik, der Moral und Religion, mit eingestreuten literarischen Belustigungen."

Wir lassen nunmehr die Auszüge folgen.

„Der Name Coleridge's ist einer von den wenigen englischen Namen aus der Gegenwart, die wahrscheinlich immer öfter werden genannt und die Symbole wichtigerer Dinge werden, im Verhältniß als das innerliche Treiben und Streben des Zeitalters sich mehr und mehr in äußerlichen Thatsachen bethätigt. Bentham ausgenommen, hat kein Engländer neuerer Zeit eine so tiefe Spur seines Einflusses auf die Ansichten und geistigen Strebungen derjenigen unter uns zurückgelassen, welche ihr praktisches Leben und Handeln durch philosophisches Nachdenken zu erleuchten und aufzuklären bestrebt sind. Wenn es wahr ist, wie Lord Bacon behauptet, daß die Kenntniß der speculativen Ansichten der jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Hauptquelle politischer Prophezeyung ist, so wird die Erscheinung Coleridge's sich durch nicht unbedeutende noch zweifelhafte Spuren in der künftigen Geschichte unsers Vaterlands manifestiren; denn Niemand hat mehr als er zur Bildung

der Anſichten derjenigen jüngern Männer beigetragen, von welchen man überhaupt ſagen kann, daß ſie Anſichten haben.

Der Einfluß Coleridge's, ſo wie der Benthams, erſtreckt ſich viel weiter als nur auf ſolche, welche die Eigenthümlichkeiten ſeiner religiöſen oder philoſophiſchen Ueberzeugung theilen. Er iſt der große Erwecker des Geiſts der Philoſophie in dieſem Lande innerhalb der Gränzen traditioneller Anſichten geweſen. Er war, beinahe in eben dem Grade wie Bentham, der große „Infrageſteller alles Beſtehenden;" denn einer, der etwas in Frage ſtellt, muß nicht nothwendig ein Feind ſeyn. Durch Bentham mehr als irgend einen ſind die Menſchen dazu geführt worden, ſich ſelbſt bei jeder alten oder angenommenen Meinung zu befragen: iſt ſie wahr? und durch Coleridge: was iſt der Sinn und die Bedeutung davon? Der eine nahm ſeinen Standpunkt außerhalb der hergebrachten Meinung, und überſchaute ſie als ein ihr völlig Fremder; der andere betrachtete ſie gleichſam von innen, und ſuchte ſie mit den Augen eines daran Gläubigen anzuſchauen, zu entdecken, durch welche augenfällige Thatſachen ſie zuerſt erzeugt, und durch welche Umſtände ſie bisher immer glaubhaft erhalten worden ſey und ſich den aufeinanderfolgenden Geiſtern als eine treue Auslegung ihrer Erfahrung dargeſtellt habe. Bentham ſprach einen Satz als wahr oder falſch an, je nachdem er mit den Reſultaten ſeiner Forſchungen übereinſtimmte oder nicht, und fragte nicht ſehr ſorgfältig darnach, was mit einem Satze gemeint ſeyn ſollte, wenn er augenſcheinlich das nicht enthielt, was ihm als Wahrheit erſchien. Bei Coleridge dagegen galt ſchon der Umſtand, daß eine Lehre von denkenden Menſchen geglaubt, von ganzen Nationen oder Generationen angenommen worden war, als ein Theil des zu löſenden Problems, als ein zu erklärendes Phänomen. Und da Benthams kurze und bequeme Methode, Alles auf ſelbſtſüchtige Motive von Ariſtokratien oder Prieſtern oder Geſetzgebern oder ſonſt einer Claſſe von Betrügern zurückzuführen, einen Mann nicht befriedigen konnte, der ſo viel tiefer in das Verwickelte menſchlicher Intelligenz und Geſinnungen blickte, betrachtete Coleridge die lange oder umfaſſende Geltung irgend einer Anſicht ſchon als ein Argument, welches dafür ſpreche, daß ſie nicht gänzlich falſch ſeyn könne; daß ſie, für ihre erſten Urheber wenigſtens, das Ergebniß eines Beſtrebens ſeyn müſſe, etwas in Worten auszuſprechen, was für ſie mindeſtens eine Realität hatte, wenn auch nicht für die Maſſe derer, welche ſeitdem die Lehre als eine Tradition angenommen. Gemäß dieſer Verſchiedenheit in den Geſichtspunkten der beiden Philoſophen und der ſtarren Anhänglichkeit eines jeden an den ſeinigen, war zu erwarten, daß Bentham immerdar die Wahrheit verfehlte, welche in den traditionellen Anſichten liegt, und Coleridge diejenige, welche außerhalb derſelben liegt und ihnen widerſpricht. Aber es war auch zu erwarten, daß jeder viel finden, oder finden lehren werde, was der andere verfehlte.

Es iſt kaum möglich von Coleridge und ſeiner Stellung unter ſeinen Zeitgenoſſen zu ſprechen, ohne auf Bentham zurückzukommen; ſie ſtehen mit einander im Verhältniß durch zwei der ſtärkſten Beziehungen: durch Aehnlichkeit und Contraſt. Es wäre ſchwer, zwei Männer von hervorragendem philoſophiſchem Talent zu finden, die einen ſchärfern Gegenſatz zu einander bildeten. Man vergleiche ihre Art und Weiſe, einen Gegenſtand zu behandeln, und man möchte ſie für Bewohner verſchiedener Welten halten. Sie ſcheinen kaum Einen Grundſatz, kaum Eine Prämiſſe gemeinſam zu haben. Jeder ſieht kaum etwas anderes, als was der andere nicht ſieht. Bentham würde Coleridge mit einem eigenthümlichen Grad jener gutmüthigen und launigen Verachtung betrachtet haben, womit er alle von der ſeinigen abweichenden Arten zu philoſophiren anſah. Coleridge würde wahrſcheinlich bei Bentham eine Ausnahme gemacht haben von der umfaſſenden und freiſinnigen Würdigung, die er (ſehr zur Empfehlung ſeiner Weiſe zu philoſophiren) den meiſten ausgezeichneten Denkern angedeihen ließ, von welchen er abwich. Aber die Gegentheile ſind, wie die Logiker ſagen, nur: quae in eodem genere maxime distant; was in derſelben Gattung am weiteſten von einander abſteht. Die beiden Genannten trafen darin zuſammen, daß ſie die Männer waren, welche am meiſten in ihrem Zeitalter und in ihrem Lande durch Beiſpiel und Lehre die Nothwendigkeit einer Philoſophie einſchärften. Beide machten es zu ihrer Aufgabe, Meinungen und Anſichten auf Grundſätze zurückzuführen; beide nahmen keinen Satz für wahr, ohne ſeine Baſis zu unterſuchen und ſich zu vergewiſſern, daß er die ſeinem Weſen gemäße Art und Stufe von Klarheit und Deutlichkeit beſitze. Beide anerkannten, daß die geſunde Theorie das einzige Fundament für geſunde Praxis iſt, und daß, wer die Theorie verachtet, mag er ſich welche Miene von Weisheit geben als er will, doch nur ein Quackſalber iſt. Wenn man ein Buch zuſammenſtellte, enthaltend das Beſte, was je geſagt wurde über die handwerksmäßige Schule in der Politik und über die Unzulänglichkeit deſſen zu praktiſchen Zwecken, was die rein praktiſchen Leute Erfahrung nennen, ſo iſt ſchwer zu entſcheiden, ob eine ſolche Sammlung mehr von Bentham oder von Coleridge aufzunehmen hätte. Auch ſtimmten ſie zuſammen in der Erkenntniß, daß die Grundlage aller andern Philoſophie in der Geiſtesphiloſophie zu ſuchen iſt. Dieſe Grundlage tief und ſtark zu legen, und einen entſprechenden Bau darüber aufzuführen, war die Aufgabe, der ſie ihr Leben widmeten. Zwar gebrauchten ſie meiſt verſchiedne Materialien; aber da das Material beider wirkliche Beobachtungen, das ächte Product von Erfahrungen war, ſo wird ſich am Ende finden, daß die Reſultate beider nicht einander feindlich entgegengeſetzt ſind, ſondern einander ergänzen. Wer die Prämiſſen beider bewältigen, und die Methoden beider verbinden könnte, der wäre im Beſitz der geſammten engliſchen Philoſophie ſeiner Zeit. Coleridge pflegte zu ſagen: jeder ſey ein geborener Platoniker oder Ariſtoteliker; in ähnlicher Weiſe kann man behaupten: jeder Engländer der jetzigen Zeit ſey implicite ein Benthamiſt oder ein Coleridgeaner; er habe eine Anſchauungsweiſe der menſchlichen Dinge, die als wahr erwieſen werden könne nur nach den Grundſätzen Benthams oder Coleridge's. In Einer Beziehung freilich iſt die Parallele mangelhaft. Bentham verbeſſerte das von ihm angenommene philoſophiſche Syſtem ſo und führte es ſo aus, daß er ſeinen Nachfolgern beinahe als deſſen Begründer galt,

während Coleridge, obgleich er dem von ihm gelehrten Syſtem ſolche Spuren ſeiner Eigenthümlichkeit aufdrückte, wie man nicht anders es erwarten kann von einem Mann von ſo originellem Geiſte, doch in allem Weſentlichen ſeiner Lehre nur der ſpätere Nachfolger der großen Deutſchen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, und ihm die ausgezeichnete Reihe ihrer franzöſiſchen Schüler und Erklärer zur Seite ging. Daher iſt Coleridge, obgleich für den Engländer der Typus und die Hauptquelle dieſer Doctrine, doch mehr nur der Schöpfer der Geſtalt, worin ſie unter uns auftrat, als der Lehre ſelbſt.

Die Zeit iſt noch fern, wo bei Würdigung Coleridge's und ſeines Einfluſſes auf die Geiſtesbildung unſrer Zeit irgend Einſtimmigkeit erwartet werden dürfte. Als Dichter hat er bereits die ihm gebührende Stelle eingenommen, unter den großen, ja, wenn man mehr die Kraft als die wirklichen Leiſtungen in Anſchlag nimmt, unter den größten Dichtern Englands. Aber als Philoſoph — kaum erſt iſt die Claſſe von Denkern aufgetreten, von welchen er beurtheilt werden kann. Das beſchränkte philoſophiſche Publicum dieſes Landes iſt noch zu ausſchließlich getheilt in ſolche, denen Coleridge und die von ihm verkündigten oder vertheidigten Anſichten Alles, und ſolchen, denen ſie nichts gelten. Ein großer Denker kann erſt richtig gewürdigt werden, wenn ſeine Gedanken in Geiſter eingedrungen ſind, die ſich in einer verſchiednen Schule gebildet; wenn ſie in Einklang und Berührung gebracht ſind mit andern wahren und wichtigen Gedanken; wenn der lärmende Conflict von Halbwahrheiten, die einander mit Erbitterung auszuſchließen ſuchen, zur Ruhe gekommen, und wenn man gefunden hat, daß Ideen, welche unvereinbar mit einander ſchienen, nur gegenſeitiger Einſchränkungen bedürfen. Dieſe Zeit iſt für Coleridge noch nicht gekommen. Der Geiſt der Philoſophie in England, wie der der Religion, iſt noch ſeiner tiefſten Wurzel nach ſectireriſch; conſervative Denker und Liberale, Transſcendentalphiloſophen und Bewunderer von Hobbes und Locke betrachten einander als außerhalb des Bereichs philoſophiſchen Verkehrs ſtehend, und ſehen beiderſeits die Speculationen der Gegner als behaftet mit einem Grundfehler an, der alles Studium derſelben, ausgenommen zum Behuf der Polemik, nutzlos wo nicht ſchädlich und verderblich macht. Ganz verkannt wird die große Wahrheit, welche von den Philoſophen auf dem Continent eingeſehen wird, von der Wichtigkeit ſich bekämpfender Denkweiſen, bei dem dermaligen unvollkommnen Zuſtand der ſocialen und der Geiſtes-Wiſſenſchaft, die doch, wie man dereinſt fühlen wird, in der Speculation, als einander gegenſeitig beſchränkende Kräfte und Factoren ebenſo nothwendig ſind wie in der Politik."

„Jeder, der die Menſchen und die Geſellſchaft ſtudirt, und der das erſte Erforderniß zu einem ſo ſchwierigen Studium: das lebhafte Bewußtſeyn von deſſen Schwierigkeiten, beſitzt, weiß wohl, daß die hauptſächlichſte Gefahr nicht ſo ſehr darin beſteht, daß man das Falſche für das Wahre, als darin, daß man einen Theil der Wahrheit für die ganze Wahrheit nimmt. Bei allen wichtigen Controverſen haben meiſt beide Theile Recht in dem, was ſie Poſitives behaupten, aber Unrecht in dem, was ſie läugnen; es gibt immer zwei ſich bekämpfende Denkweiſen, die eine beſtrebt, der theilweiſen Wahrheit einen zu großen, die andre, ihr einen zu kleinen Raum zuzugeſtehen; und die Geſchichte der Meinungen iſt in der Regel ein Schwanken zwiſchen dieſen Extremen. Jedes Uebermaaß in der einen Richtung zieht eine entſprechende Gegenwirkung hervor, und der Fortſchritt beſteht nur darin, daß die Oscillation jedesmal weniger weit vom Mittelpunkt ſich entfernt, und eine immer ſteigende Tendenz ſich kund gibt, endlich in der richtigen verſöhnenden Mitte zur Ruhe zu kommen. Nun iſt, nach unſerer Anſicht von der Sache, die deutſch-Coleridge'ſche Lehre das Reſultat einer ſolchen Reaction. Sie bezeichnet die Empörung des menſchlichen Geiſtes gegen die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts. Sie iſt ontologiſch, weil die letztere erfahrungsſüchtig; conſervativ, weil jene neuerungsſüchtig war; religiös, weil jene in ſo vieler Beziehung ungläubig; concret und hiſtoriſch, weil jene abſtract und methaphyſiſch; poetiſch, weil jene handgreiflich und proſaiſch war. In jeder Beziehung iſt ſie das gerade Gegentheil von ihrer Vorgängerin; aber gemäß dem oben bezeichneten Geſetz des Fortſchrittes iſt ſie weniger extrem in ihrer Oppoſition, läugnet ſie weniger das Wahre in der von ihr bekämpften Lehre, als dieß bei früheren philoſophiſchen Reactionen der Fall war, und namentlich weit weniger als die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, die bei ihrem Triumph über das ihr vorangegangene Syſtem, ihren Sieg auf eine ſo merkwürdige Weiſe mißbrauchte."

Der Verfaſſer geht ſodann über zur Charakteriſirung der zwei vornehmſten Erkenntnißſyſteme, desjenigen, welches alle Erkenntniſſe aus ſinnlichen Wahrnehmungen, aus der Erfahrung ableitet, und desjenigen, welches angeborne Ideen behauptet; „von dem erſtren Syſtem," fährt er fort, „weicht Coleridge mit den deutſchen Philoſophen ſeit Kant, und den meiſten engliſchen ſeit Reid, lebhaft und entſchieden ab. Er nimmt für den menſchlichen Geiſt ein Vermögen in Anſpruch, innerhalb gewiſſer Gränzen das Weſen und die Eigenſchaften der „Dinge an ſich" zu erkennen. Er unterſcheidet im menſchlichen Geiſt zwei Vermögen, die er in der von den Deutſchen entlehnten techniſchen Sprache: Verſtand und Vernunft nennt. Jener urtheilt über die Phänomene, oder das Erſcheinende an den Dingen, und bildet daraus Generaliſationen; der letztern kommt es zu durch unmittelbare Anſchauung Dinge wahrzunehmen und Wahrheiten zu erkennen, welche für die Sinne nicht zugänglich ſind. Dieſe Perceptionen ſind zwar nicht angeboren und hätten ohne Erfahrung nie in uns geweckt werden können, aber ſie ſind keine Copien von dieſer; die Erfahrung iſt nicht ihr Prototyp, ſondern nur die Gelegenheit, wodurch ſie unwiderſtehlich dem Geiſt zum Bewußtſeyn gebracht werden. Die Erſcheinungen in der Natur erwecken in uns, vermöge eines inhärenten Geſetzes, Ideen von jenen unſichtbaren Dingen, welche die Urſachen der ſichtbaren Erſcheinungen ſind, und von deren Geſetzen dieſe Erſcheinungen bedingt ſind; und wir erkennen dann, daß jene Dinge vorher exiſtirt haben müſſen, um die Erſcheinungen möglich zu machen; gerade wie wir (nach

einer von Coleridge häufig gebrauchten Veranſchaulichung) ſehen, ehe wir wiſſen, daß wir Augen haben; aber wenn wir dieß einmal wiſſen, dann erkennen wir auch, daß das Auge vorher vorhanden ſeyn mußte, um uns das Sehen möglich zu machen. Unter die Wahrheiten, die ſo a priori erkannt werden durch Vermittlung und aus Gelegenheit der Erfahrung, aber nicht ſelbſt Gegenſtände der Erfahrung, rechnet Coleridge die Fundamentallehren der Religion und Moral, die Grundſätze der Mathematik, und ſelbſt die letzten Geſetze der phyſiſchen Natur; dieſe können, ſeiner Behauptung nach, nicht durch Erfahrung bewieſen werden, obgleich ſie nothwendig mit ihr übereinſtimmen müſſen; und ſie würden uns, wenn wir ſie vollſtändig kennten, in Stand ſetzen, alle Beobachtungen zu erklären, und alle noch unbeobachteten Erſcheinungen vorauszuſagen."

(Fortſetzung folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortſetzung.)

Der König beklagt, das Unglück nicht ungeſchehen machen zu können, aber die Stunde ſey gekommen, wo er ſie mit dem heiligſten Namen nennen werde, wo ſie erfahren ſolle, wer er ſey. Erſtaunt fragt ſie, ob er ſich denn nicht Alfredo nenne? „Was gilt ein Name Liebenden?" verſetzt er, und ſucht ſie auf die Entdeckung eines Geheimniſſes vorzubereiten, deſſen Ahnung ſchon ſie mit Angſt erfüllt, während er zugleich von ihr die ſüßeſten Verſicherungen vernimmt, daß ſie ihn ganz um ſeiner ſelbſt willen gewählt und geliebt, weil er dem Traum ihrer Seele entſprochen habe. Im Augenblick wo Arrigo entzückt über ihre Betheurungen ihr zuruft: „Komm' und umarme deinen..." tritt (Scene 5) Tebaldo auf mit den Worten: „Was machſt du?" zieht ihn bei Seite, und gibt ihm den Brief des engliſchen Geſandten zu leſen, die Nachricht enthaltend, daß er bereits im Namen des Königs Hand und Treue Eleonoren zugeſagt; in Oxford könne ſie der König ſofort ſehen. Arrigo ahnt Verrath, weil ſein Bote nicht zu rechter Zeit angekommen; Tebaldo aber ſucht ihm dieß auszureden, heißt ihn ſich faſſen und ſeine Gemüthsbewegung vor der ihn beobachtenden Rosmonda verbergen. Dieſe nähert ſich, ängſtlich fragend, was dem Geliebten zugeſtoßen. Arrigo, bleich, ohne ſie anzuſehen, antwortet, daß er ſogleich nach Oxford abreiſen müſſe, aber bald zurückkehren werde. Rosmonda bittet ihn, die Aufklärung ihres Schickſals, die er begonnen, zu vollenden, aber er beſchwört ſie, ihn nicht weiter darum zu fragen. Auf ſein „Lebewohl!" verſetzt ſie, in der bangſten Ahnung:

Grauſames Wort,
Mit Schau'r erfüllſt du mich. Geh! fliege! kehre!..
Du biſt nicht mehr bei mir.. ich ſteh' vor dir...
Du ſiehſt mich nicht... fern ſchweift ſchon dein Gedanke,
Der meine muß dir folgen ſtets. Alfredo,
Wünſchſt du mein Glück: verbirg den böſen Namen,
Werd' ich nur dein! doch nicht vergiß, daß immer
Spät deine Rückkehr war für meine Sehnſucht.
Sag' dir dein Herz, wie ich dich hier erwarte.

Zweiter Act. Erſte Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, lieſt jetzt den Brief, welchen ihm Eleonora zugeſchickt. Sie mahnt ihn darin an die Wohlthaten, die er von ihr empfangen, und fordert ihn, zur Bethätigung ſeiner Dankbarkeit, auf, dem Ueberbringer des Briefs Einlaß in das Schloß zu verſchaffen, damit er mit der bereuenden Rosmonda ſprechen könne. Sie hege Hoffnung, daß er ihre Wünſche und Plane fördern und die Tochter zu ihrem Vater zurückführen werde; Tebaldo aber ſolle verſteckt die Unterredung belauſchen und ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Tebaldo bedenkt ſich über dieß Anſinnen; der fremde Krieger hat in ſeinem Weſen eine geheime Traurigkeit, einen drohenden Schmerz... Arrigo würde einen Verrath ſeines Vertrauens aufs furchtbarſte rächen. Endlich beſchließt er: der Fremde ſolle mit dem trauernden Mädchen ſprechen; wenn er in ſeinen Reden etwas Gefährliches finde, wolle er ihn von ſeinen Kriegern niederhauen laſſen, und dem eiferſüchtigen Liebhaber ſeinen Verrath als eine That der Treue darſtellen.

Zweite Scene. Rosmonda, allein, hängt ihren ängſtlichen Zweifeln und Ahnungen nach in Bezug auf den wahren Namen ihres Geliebten, der in der Offenbarung ſeines Geheimniſſes unterbrochen worden. Da ſieht ſie einen Fremden, in franzöſiſcher Tracht, ſich ihr in dem ſtreng verbotenen Garten nähern... eine Vermuthung ſteigt in ihr auf, daß ſie vielleicht durch ihn etwas von ihrem Bruder erfahren könnte, über deſſen Schickſal ſie ſeit langem nichts mehr gehört.

Dritte Scene. Edmondo Clifford und Rosmonda. In dieſer umfangreichen Scene erforſcht Edmondo die Geſinnungen ſeiner Schweſter, der er ſich erſt am Ende zu erkennen gibt, indem er ihr, die er nicht zu kennen ſich anſtellt, zuerſt den Tod ihres Bruders erzählt, der von Arrigo's Hand in Frankreich gefallen ſeyn ſoll. Rosmonda reißt auf dieſe entſetzliche Nachricht hin den Geliebten aus ihrem Herzen; aber wie ſie dann von dem Fremden erfährt, daß ihr Vater, daß ihr Bruder noch lebe, wie ſie in ihm ſelbſt dieſen Bruder erkennt, da wird ihr Herz wieder umgewandelt, ſie beſinnt ſich, daß ihr Geliebter (deſſen wahrer Name noch nicht ausgeſprochen worden) eben im Begriffe geſtanden, ihr ſeinen Namen zu bekennen und ſich mit ihr zu vermählen, und nur ſchwer entſchließt ſie ſich, dem Zureden des Bruders Gehör zu geben und ihm zu ihrem Vater zu folgen. So bereiten ſie ſich zur Flucht, Edmondo entſchloſſen, falls man ihre Flucht verhindern wollte, zuerſt ſie und dann ſich mit einem Dolch, den er bei ſich führt, zu tödten. Tebaldo läßt ſie fliehen, will ihnen aber ungeſehen folgen, ihnen einen Hinterhalt legen, und verläßt ſich auf den Zufall, den Schutzgeiſt der Frevler. Einige Stellen aus dem Geſpräch Rosmonda's und Edmondo's mögen hier folgen. Der Fremde ſtaunt über die Pracht des Gartens; doch:

Wo Andere bewundern, heg' Verdacht ich
Und kniriſche.

Rosmonda.

Und aus welchem Grund? Vielleicht
Haſt hier..

Edmondo.

Die unglückſel'gen Sachſen hat
Hinweggebannt aus den luſtvollen Thälern
Normanniſche Grauſamkeit; die flücht'ge Klage
Findet kein Echo im unfruchtbarn Wald,
Denn an die Stelle niedrer Hütten drängt
Sich der Paläſte Schmach. Und einer wohl
Birgt hier in dieſer ſtolzen Einſamkeit
Die Opfer ſeiner ſünd'gen Luſt.

Rosmonda.

Was ſagſt du?

Edmondo.

Die Wahrheit, Mädchen; doch ſie ſchauet Gott,
Die Rache findet ſie, und dann wäſcht Blut
Die Schande ab; du zitterſt?

Rosmonda.

Allzufeindlich
Biſt du fürwahr den Mächtigen geſinnt.

Edmondo.

Ach! laſſe deines Weſens trübe Milde
Mich hoffen, daß du voll Erbarmen Thränen
Habeſt für die Beſiegten; daß du oft
Verlaſſend deinen ſtolzen Wohnſitz, eilteſt
Verſchleiert, tröſtend, dahin wo man weint.

Rosmonda.

Ein Sachſe biſt du wohl?

Edmondo.

Nein! Eines Freund
War ich, der vor des ſtolzen Unterdrückers
Grauſamem Uebermuthe floh.

Rosmonda.

Und der?

Edmondo.

War ein vornehmer Britte, doch unglücklich;
In mancher Schlacht des Bürgerkrieges folgt' er
Der blut'gen Fahn', bevor die Stunde kam,
Welche den Sieg entſchied; Arrigo's Sache
Begünſtigte der Himmel... Du lebſt, Mädchen,
Gemächlich hier, und er, der flücht'ge Freund,
Mußt' oft abkämpfen einen kalten Stein
Den wilden Thieren, ſein geächtet Haupt
Daranf zu legen.

Rosmonda.

Hatte keinen Vater
Denn der Unglückliche?

Edmondo.

Verbündet war
Der Grauſame mit den Normannen; doch
Des Vaters Haupt ſoll keine Schmähung treffen!
Beſtraft ward, hart genug, er.

Rosmonda.

Und der Sohn?

Edmondo.

Vom Haus, wo er geboren, ausgeſchloſſen!

Rosmonda.

Himmel, was hör' ich! Lebt der Vater?

Edmondo.

Ja!

Rosmonda.

Ich athme wieder! ſo kann er's nicht ſeyn!
Unglückliche, die ich mich freuen muß,
Daß ich verloren habe meinen Vater!
Wo iſt dein Freund?

Edmondo.

Was fragſt du?

Rosmonda.

Gaſtlich nahm
Frankreich auf die Beſiegten.

Edmondo.

Leben würd'
Er dort, hätt' er nicht eine Schweſter.

Rosmonda.

Wie?
Von neuem muß ich zittern —

Edmondo.

Eine Schweſter,
Eine grauſame... ach! nicht weiter frag' mich!
Dem Unglück, das mit Scham gemiſcht, muß man
Nachforſchen nicht; doch ſeh' auf deinem Antlitz
Die Röthe ich; fremd iſt die Schuld dir, roth
Macht der Gedanke ſchon dich — laß mich ſchweigen!

Rosmonda.

Zu viel ſchon ſagteſt du.

Edmondo.

Britannien iſt
Voll ihres Frevels.. es gnügt der Sünd'rin Name.

Rosmonda.

Ihn nenn' noch nicht! von ihrem Bruder ſprich mir.

Edmondo.

Du machſt mich ſtaunen! Wie doch fragſt du ſo
Nach einem Unbekannten? deinem Auge
Entſprüht der Ueberraſchung Blick; die Wolke
Des Leids bedeckt dein Antlitz.

Rosmonda.

Ich bin ruhig.

Edmondo.

Du kannſt mich täuſchen nicht mit dieſem Lächeln,
Das ſich mit Seufzern miſcht, und das ein Lächeln
Doch möchte ſeyn!... Wohin dringt nicht die Liebe?
Zu gut nur weiß ich, daß in Wäldern ſich
Umſonſt die unheilvolle Schönheit birgt..
Wenn dich geheime Leidenſchaft entflammt,

So offenbare du ſie deinem Vater!
Glücklich iſt ſie, die zum Altare tritt
Mit Vaterſegen... O mein Gott, du weinſt?

Rosmonda.

Ich weine, ja, ich weine.

Edmondo.

Ich verſtehe,
Entgegen iſt dein Vater deinem Wunſch...
Hör' an das Schickſal der Unglücklichen
Und reiß' vom Herzen die verdorbne Liebe!
Verführt ward und geraubt dann ward die Schweſter
Des Kriegers, des Geächteten... Von ihr
Sprech' ich jetzt, weil die ſchnöde Noth mich zwingt;
Denn wär' ich ſo verhaßt dem Himmel, daß er
Mich ihren Bruder ließ geboren werden,
Und ſtände hier vor meinen Augen ſie,
Glaub mir: vom Tod, den ſie verdient, befreite
Meine Verachtung ſie!

Rosmonda (für ſich).

Wo berg' ich mich?
Vielleicht von einem andern Mädchen doch
Spricht er u. ſ. w.

Edmondo erzählt weiter, wie der gekränkte Bruder den Entführer eines Tags in Frankreich geſehen und ſich auf ihn geſtürzt habe, um Rache zu nehmen.

Rosmonda.

Wie konnt' er unter ſolcher Krieger Menge
Erkennen ſeinen Feind?

Edmondo.

Er wußte, daß
Der Böſewicht, gleich als Trophä'n der Liebe,
Trug die bekannten Farben noch, worein
Er der Unglücklichen zuerſt gefallen;
Er ſah, erkannt' ihn, ſtürzte ſich auf ihn
Wie auf die Klipp' im wilden Meer die Woge.
Doch ſo ſehr dürſtete er nach dem Blut
Des Feinds, ſein ſelbſt vergeſſend, daß er nur
Den Tod erwarb, nicht Rache.. du erblaſſeſt,
Und ich, o Mädchen! ich beneide ihn!
Nicht irrt verbannt er durch das fremde Land;
Nicht ſchlägt ans Ohr ihm das Geſchrei des Opfers,
Des Unterdrückers Drohung, nicht erröthen
Muß er (verſchweigen ſollt' ich's, doch das Herz
Drängt auf die Lippen dieſe Worte mir),
Wenn den ehrloſen Namen er vernimmt
Rosmonda's.

Rosmonda.

O mein Bruder! ich erliege!..
Ach! warum hältſt du mich? auf deinem Antlitz
Leſ' ich die Spur der Zärtlichkeit! O laß
Mich fallen auf die Erde... daß ſie ſich
Aus Zorn oder aus Mitleid unter mir
Aufthäte... ſelbſt nicht weiß ich, ob ich mehr
Bin ſchuldig oder elend.. Grauſamer!
Du triebſt den Frevel nicht aufs Aeußerſte!
Du wagteſt nicht die Rechte mir zu reichen,
Die Rechte von des Bruders Blut beſpritzt...
So hab' ich mindſtens nicht die ew'ge Schmach:
Dein Weib zu ſeyn! Was ſag' ich? Zu der Seinen
Macht' er mich, weil er mich verachtet, nicht...
Ja ich verdien's, daß nur die Schuld an ihn
Mich kett'.. O Gott, du wendeſt ab dein Auge?
O wer, wer wird von hier befrei'n mich wollen?
Könnt' ein'ge Gnade hoffen meine Reue
Von dir, ſo ſagt' ich: führe mich nach Frankreich,
Daß ich die theuern Reſte meines Bruders
Bring' in die Gruft, der nur noch die unſel'ge
Rosmonda fehlt; auch iſt ſie würdig nicht
Daß ſie ſich ſchließe über ihr. Hier wache
Sie immerdar und bete, und ihr Bett
Sey kalter Stein! Ich, ich allein, ich habe
Voll jenes Grab gemacht, tödtend die Mutter
Bei der Geburt; dann kürzte meine Flucht
Des Vaters Tage; nur der Bruder fehlte
Zu meiner Schuld.

Edmondo.

Sprich jetzt, bereueſt du
Wahrhaft, und biſt den grauſamen Entführer
Zu haſſen du gemeint?

Rosmonda.

Vom Herzen reiß' ich,
Ob zwar vom blut'gen Herzen ihn.

Edmondo.

Und kannſt du
Beharren in dem Haß?

Rosmonda.

Ich hoff's.

Edmondo.

Bedenk' es!
Du zweifelſt?

Rosmonda.

Nein, wenn er ſchlug meinen Bruder.

Edmondo.

Entdecken muß ich mich... wiſſ' denn, es lebt
Dein Vater.

Rosmonda.

Nein, du irrſt.

Edmondo.

Nimm' an, Rosmonda,
Die frohe, ſichre Kund'.

Rosmonda.

Er lebt! er lebt!
Verzeihen kann er mir.. ach nein! was hoff' ich?
Ich bin ja Schuld an meines Bruders Blut...
Wie dürft' ich wagen, ihm mich vorzuſtellen?

Edmondo.

Wenn den ehrloſen Ort du wollteſt verlaſſen,
Verzeihung könnteſt du vielleicht erlangen.
Du ſeufzeſt, Unſelige!...

Nachdem Edmondo erzählt, wie der Verbannte von ſeinem eignen Vater nicht aufgenommen werden, fährt er fort:

Verſtohlen nur
Drang in ſein Schloß er ein; verſchloſſen war
Ihm Alles; nur der todten Mutter Grab
War zu umarmen ihm vergönnt; nur ſie
Allein liebt' ihn.

Rosmonda.

Du weinſt? Ha, dieſes Weinen
Ruft es nicht laut, daß du mein Bruder biſt?

Edmondo.

Dein Bruder ich? O mach' dich fort!

Rosmonda.

Herr, dir
Zu Füßen fall' ich, trete mich, doch nenne,
O nenn' mich Schweſter!

Edmondo.

Des erſchlagnen Freunds
Schickſal kenn' ich, und mich zu Thränen zwingt
Sein Unglück; aber Schweſter iſt mir nicht
Sie, die verlor die Ehre.

Rosmonda.

Hör' mich an...
Ich kann... Unſchuldig iſt jetzt mein Getreuer...

Edmondo.

Unſinnige! unſchuldig der Entführer!

Rosmonda.

Mein war die Schuld, mein, doch nicht ſchuldig mehr
Bin ich, wenn ſein auf immer...

Edmondo.

Ein Verführer!
Was hoffſt du?

Rosmonda.

Läſtr' ihn nicht!

Edmondo.

Du liebſt ihn noch?

Rosmonda.

Mein ganzes Herz brennt von der alten Flamme;
Nicht lügen kann ich, und du würdſt's nicht glauben,
Hör' an: ſein wird Rosmonda, oder iſt
Der Tod ihr Theil.

Edmondo.

Den du verdienſt, und ich
(legt die Hand ans Schwert).

Rosmonda.

Ha! dieſer Zorn verräth dich mir. Edmondo,
Mein ſüßer Bruder! o erſehnter Anblick,
O theurer Stimme... höre deine Schweſter,
Dann tödte ſie.....

(Fortſetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Schluß.)

V.

Jetzt hört! In meiner ſchwankenden Vernunft
Flüſtern, manchmal zugleich und manchmal nach
Einander große Stimmen drei. Die erſte:
„Ergrimm' nur Dichter. Ja, die Hölle klatſcht
Allem dem zu, was dieß Zeitalter ſchafft,
Entwirft oder verſucht. Bleib' nur entrüſtet!
Denn dieß Jahrhundert iſt ein ſchmachvoll Zelt,
Wo Abends zu ſich lädt der Menſch die Wolluſt,
Das Fleiſch, das nackte und ruchloſe Laſter.
Die Wahrheit, die einſt Rom erhellt, iſt ſtets
Im Himmel; Lieb' iſt nicht im Menſchen mehr.
Der Strahl der ſprüht, trifft jedes Aug' geſchloſſen.
O weiſe nicht zurück die Muſe mit
Bewehrtem Arm, die einſt als ſtrenge Freundin
Die düſtern Rieſen: Amos, Jeremias,
Beſucht hat. Undankbar und lügenhaft,
Voshaft und eiferſüchtig ſind die Menſchen,
Verbrecher ſind die meiſten, eitel alle;
Vergifteter Abkunft mehr oder minder,
Sind Alle Eva's, viele Kains Kinder!

Dein Kreuz, o Herr, wankt und die Ehrfurcht flieht,
Und das Gebet verſchwindet, o Jehovah!
Vornehm ſpricht man von dir in deinem Tempel;
Das Buch war einſt Geſetz, der Prieſter Vorbild;
Prieſter und Buch ſind todt. Der Glaube, der
An deinem Herd einſt feurig angezündet,
Bezeichnete deinem Geſalbten dir,
So er erkoren vor den andern Allen,
Und reinigte die Lippe der Apoſtel,
Iſt todte Kohle jetzt womit die Kleinen
Dein Heiligthum hohnlachend verunreinen!"

Die zweite Stimme ſagt: „Verzeihe! liebe!
Gott, den man betet an, Gott für den Menſchen
So gnädig, wird kein ſtrenger Richter ſeyn.
Nimm, wie den Leu'n, die Angſt auch in Acht.
O Träumer! in der Schöpfung iſt nichts klein!
Das Seyn das All iſt, iſt auch der Atom;
Ein wenig lebt in Allem Gott, und nichts
Iſt wenig. Pfleg' die Liebe, das Erbarmen,

Die Sehnſucht in dir. Zwingt das Schickſal dich
Den Menſchen, der leichtſinnig, blind und frech
Oft iſt, ganz nah zu prüfen: mildre dann
Des Richters Auge mit des Bruders Thränen.
Und Alles in der Welt, Luft, Blume, Raſen,
Die Gruppe an deines Hauſes Schwelle ſpielend,
Ein Bettler der bei einer Garbe ſitzt,
Ein Vogel der die Mück' im Gras betrachtet,
Die alten Bücher auf dem Quai, vom Wind
Durchblättert, draus der Geiſt der Alten, frei,
Frei und lebendig weht, und als ein Hauch,
Ein flüchtiger, ſich deinem Denken miſcht,
Der Anblick jener vielgeprüften Frau'n,
Die nur in Thränen leben, wie das Rohr
Im Waſſer — das Gemälde: Welt, der Menſch
Deſſen Beſchauer — dieſes hehre Ganze,
Welches den Unverſtänd'gen macht verdroſſen,
Lenk' mehr und mehr dein Leben und dein Trachten
Zu dem geheimnißvollen Auge hin,
Das auf uns Alle ſchaut! ein unſichtbarer
Wächter, ein trauter und verſchwiegner Zeuge,
Kraft, Klarheit, Mitte, Ziel, Wärme und Heil,
Das Allgeheimniß, Ahnung jeder Seele!
Du ſchüre keine Hölle an mit Flammen!
Erſchwere keine Laſt! Enthüll' die Seele
Und Gott! des Geiſtes Unvergänglichkeit,
Des Grabs Unwiderruflichkeit bezeuge!
Mach' unſerm Haupt leicht die oft ſchwere Hand,
Die ſchreibt mit Zeichen, ewig, wunderbar:
Nie! auf das Grab; Immer! auf den Altar."

Die dritte Stimme ſprach ſo: „Lieben? Haſſen?
Was trägt das aus? Man ſinge oder fluche,
Man geh' ein oder aus — Gut oder Böſe,
Der Tod, die Laſter und die falſchen Götter —
Was gilt das Alles dem glanzvollen Himmel?
Das grüne Wachsthum, lebend, blind und dumpf,
Bedeckt es minder mit zahlloſen Blättern,
Bäumen und Moosen und mit Gras und Flechten
Wieſen und Feld, Fels, Waſſer und Gebirg?
Iſt minder blau die Fluth, klangreich der Wald?
Sendet der Aether minder aus, im Schatten
Und Morgenroth, am klaren Horizont
Und über die betrügeriſchen Wellen
Die ſeel'gen Wolken aus nach den vier Winden?
Die Sonn', die auf der Flur den Blumen lacht,
Im Schloß den Kön'gen, Sklaven im Gefängniß,
Verliert ſie einen Strahl vom Glanz, drein ſie
Gehüllt, wenn eine Tugend fehlt der Erde?
Nein! Pan bedarf nicht des Gebets, der Liebe.
O Weisheit! reiner Geiſt und höchſte Freude!
Zeus, Jrman, Wiſchnu, Jupiter, Jehovah!
Gott, den Sokrates ſuchte, Jeſus fand!
Einiger, wahrer Gott! einzig Geheimniß!
Einzige Seele! der du, fallen laſſend
Worauf der Tod ein Recht hat, ſchufſt den Himmel,
Den gränzenloſen, für die Ewigkeit!
Der du den Aether, voll von feſtlichem
Gebraus, das Zelt, deß rieſenhafte Wände
Dein Athem zittern macht, bevölkert haſt
Mit Millionen Vögeln und Geſtirnen!
Was gelten, Hoher, dir die thör'gen Menſchen,
Die blind einander drängen in die Nacht,
Phantome, plötzlich deinem Aug' entſchwommen,
Schatten, entſchwindend wieder, wie ſie kommen!"

VI.

In meinem heimlichen Verſteck, wo mir
Unter dem grünen Vorhang glänzt, halb offen,
Manch altes Buch gleichwie ein Freundesauge;
Wo meine Bibel den Virgil anlächelt,
Da hör' ich die drei Stimmen. Wenn auch ſtaunt
Mein ſchwach Gehirn, halt' ich doch aus; und furchtlos
Laſſ' ich in meinem Innern ſie gewähren.
Die Menſchen, ſcheuend ſolche Metamorphoſen,
Bau'n aus zu wenig Stoffen ihre Weisheit.
Sie leben all' im Wahn: zu ſchaun die Wahrheit
Von ihrem Fenſter aus, von Einer Seite,
Und keiner ſtrebt den Felſen zu umgehn
Von allen Seiten und hoch drauf zu ſtehn!

Aus dieſer dreifachen Anſchauungsart
Der ird'ſchen Dinge, dieſem dreifachen
Rath, dem der Menſch verſchmäht ſein Ohr zu leihen,
Entkeimet für mein Herz, in dem Gott lebt,
In dem der Haß ſich abſtumpft, ein Wohlwollen,
Das Alles faßt in ſeiner Milde Kreis,
Das ſänftigt und vergoldet das Gedicht,
Das ich halb fertig trag' in meinem Geiſt,
Um es im Feld zu ſchmücken mit den Düften
Der Trift, mit Quellgerieſel, Sommerlüften.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser erinnert sodann an die gehässigen Consequenzen, welche die Anhänger der beiden Systeme ihren Gegnern zuschieben, und welche von diesen zurückgewiesen werden, als aus einem Mißverstehen ihrer Ansichten abgeleitet, und führt einen Satz von Coleridge an, aus welchem erhelle, wie wenig dieser klare und hohe Geist, der allerdings auf der conservativen Seite gestanden, durch Anhänglichkeit an das Positive sich habe Fesseln anlegen lassen: „Wer damit anfängt, das Christenthum mehr zu lieben als die Wahrheit, wird hernach seine Secte oder Kirche mehr lieben als das Christenthum, und am Ende sich selbst mehr als Alles.“ Dann erklärt der Verfasser, daß er für seine Person es mit der Schule von Locke und Bentham halte, in Betreff der Erkenntnißtheorie: „Das Wesen und die Gesetze der Dinge an sich, oder die verborgenen Ursachen der Erscheinungen, welche die Gegenstände der Erfahrung sind, scheinen uns für die menschlichen Geisteskräfte gänzlich unzugänglich. Wir sehen keinen Grund zu glauben, daß irgend etwas Gegenstand unsrer Erkenntniß werden kann, außer unsrer Erfahrung, und was aus dieser durch die Gesetze der Erfahrung selbst erschlossen werden kann, und wir glauben, daß keine Idee, kein Gefühl, kein Vermögen im menschlichen Geist ist, die zu ihrer Erklärung die Zurückführung ihrer Entstehung auf eine andre Quelle erheischten. Wir sind daher verschiedner Meinung mit Coleridge über die Centralidee seiner Philosophie, und wir bedürfen nicht, wir können nicht gebrauchen die neue Terminologie, die er und seine Lehrer, die Deutschen, in der Philosophie eingeführt haben zu dem doppelten Behufe, logische Präcision Lehren zu geben, die wir nicht anerkennen, und ein Verhältniß zu bezeichnen zwischen jenen abstracten Lehren und vielen concreten Erfahrungswahrheiten, welche diese Sprache, nach unserem Dafürhalten, nicht ins Licht zu setzen, sondern zu verhüllen und zu verdunkeln dient. In der That, ohne diese Eigenthümlichkeiten der Sprache wäre es schwer zu begreifen, wie der Vorwurf des Mysticismus (worunter in gewöhnlicher Redeweise nichts Anderes gemeint ist als Unverständlichkeit), Coleridge und den Deutschen von gar manchen zur Last gelegt wird, welchen Lehren, die im Wesentlichen dieselben sind, wenn in oberflächlicherer Weise gelehrt, und weniger gegen Einwürfe geschützt, bei Reid und Dugald Stewart, als die einfachen Ergebnisse des gesunden Menschenverstandes erschienen, mit Erfolg behauptet gegen die Spitzfindigkeiten der Metaphysik.

Indeß, obgleich wir die Lehren von Coleridge und den Deutschen in der reinen Geisteswissenschaft für irrig halten, und keinen Geschmack an ihrer eigenthümlichen Terminologie finden, sind wir doch weit entfernt zu glauben, daß diese Denker selbst in dieser Beziehung, dem vielleicht am mindesten hoch anzuschlagenden Theil ihrer Leistungen, umsonst gelebt haben. Die Doctrinen der Schule Locke's waren einer völligen Erneuerung bedürftig; um eine physiologische Veranschaulichung von Coleridge zu entlehnen, sie mußten, wie gewisse Aussonderungen des menschlichen Körpers in das System wieder absorbirt und neu abgesondert werden. In welcher Form herrschte jene Philosophie in beinahe ganz Europa? In der der seichtesten Lehren, die vielleicht je einem gebildeten Zeitalter als ein vollständiges psychologisches System geboten wurden — in der Ideologie Condillacs und seiner Schule; ein System, das alle Phänomene des menschlichen Geists in die Sinnesempfindung (sensation) aufzulösen suchte, einfach dadurch, daß es alle Zustände des Geistes mit jenem Namen benannte; eine Philosophie, die, wie jetzt anerkannt wird, nur aus einer Reihe von Generalisationen in Worten bestand, welche nichts erklärten, nichts unterschieden und zu nichts führten. In England stand die Sache nicht viel besser. Hartley, der einzige welcher das System Locke's ausgebildet und vervollkommnet hatte, wurde beinahe ganz ignorirt, und erst als Reid und die deutsche Schule Locke's Grundsätze so heftig angriffen, nahm man wieder auch zu Hartley seine Zuflucht. Coleridge war, ehe er seine spätern philosophischen Ansichten annahm, ein enthusiastischer Hartleyaner, so daß sein Abfall von Locke's Philosophie nicht auf Rechnung seiner Unbekanntschaft mit der höchsten Form und Ausbildung dieser Phi-

losophie geschrieben werden kann. Daß er diese höchste Form durchstudirte, ohne sich damit zufrieden zu geben, ist ein starker Beweis davon, daß in der Frage mehr Schwierigkeiten lagen, als Hartley gelöst hat. Daß seitdem etwas Weiteres zur Lösung geschehen ist, verdanken wir dem Umschwung in der öffentlichen Ansicht, welchem Coleridge als eines der Hauptorgane diente; und selbst in der abstracten Metaphysik sind seine Schriften und die seiner Schule die reichsten Schachte, woraus die entgegengesetzte Schule die Materialien schöpfen kann zu allem, was noch zur Vervollkommnung ihrer Theorie geschehen muß."

Der Verfasser zeigt sodann, welche Ansichten die französischen Philosophen über Geschichte und Staatsverfassung verbreitet, wie sie hierin den größten Irrthumern gehuldigt und die vornehmsten Principien des Staats verkannt haben. Zu diesen rechnet er ein festes Erziehungssystem; das Vorhandenseyn von Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen Institutionen, Sitten, Gesetze oder Personen, und ein lebendiges Nationalgefühl. „Diese wesentlichen Erfordernisse der bürgerlichen Gesellschaft übersahen leider die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich fanden sie alle drei mehr oder minder schon untergraben durch die Fehler der Institutionen und der Menschen, die als Hüter und Bollwerke derselben aufgestellt waren. Wenn die Neuerer in ihren Theorien die Elementarprincipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens verkannten, so hatten die Conservativen in ihrer Praxis hiezu das erste Beispiel gegeben, und so kam es, daß nicht nur die Uebelstände und Corruptionen, sondern die Einrichtungen selbst von den Philosophen auf den Tod bekämpft wurden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts warfen die Schale weg, ohne den Kern zu behalten, und indem sie die Gesellschaft neu zu gestalten suchten, ohne die bindenden Kräfte, welche die Gesellschaft zusammenhalten, war ihr Erfolg von der Art, wie es vorauszusehen war. Und nun nehmen wir für die Philosophen der reactionären Schule, der Schule, zu welcher Coleridge gehört, das Lob in Anspruch, daß sie gerade das thaten, wegen dessen Unterlassung wir die des achtzehnten Jahrhunderts getadelt haben.

„Jede Reaction in den Ansichten bringt natürlich den zuvor verkannten Theil der Wahrheit zum Bewußtseyn und zur Anschauung. Es war natürlich, daß auch eine Philosophie, welche alles anathematisirte, was in Europa von Constantin bis Luther, oder gar bis Voltaire, geschehen war, eine andre folgte, welche zugleich eine strenge Beurtheilerin der neuen Tendenzen der Gesellschaft, und eine leidenschaftliche Verfechterin alles Guten an der Vergangenheit war. Das ist das nicht sehr schwere Verdienst aller torystischen und royalistischen Schriftsteller. Die Eigenthümlichkeit der deutsch-Coleridge'schen Schule aber ist, daß sie über die unmittelbare Controverse hinaus sah auf die Grundprincipien, welche in allen solchen Controversen verborgen liegen. Sie waren die ersten, welche systematisch die Inductionsgesetze der Existenz und des Wachsthums der menschlichen Gesellschaft erforschten; die ersten, welche die drei oben genannten Erfordernisse laut hervorhoben als wesentliche Principien aller dauernden Gestaltungen socialer Existenz. So schufen sie nicht ein Stück Advocatenberedsamkeit für eine Partei, sondern eine Philosophie der Gesellschaft, in der einzigen noch möglichen Form: der einer Philosophie der Geschichte; nicht eine Vertheidigung besonderer ethischer oder religiöser Lehren, sondern einen Beitrag, den größten, den je eine Classe von Denkern leistete, zur Philosophie der menschlichen Cultur.

„Das glänzende Licht, das während des letzten halben Jahrhunderts auf die Geschichte geworfen worden, kam beinahe ganz von dieser Schule. Die Mißachtung, in welcher die Geschichte bei den Philosophen stand, ist allbekannt; einer der Nüchternsten unter ihnen, d'Alembert glauben wir, wünschte, daß alle Kunden früherer Ereignisse ausgelöscht werden könnten! Ganz anders mußten natürlich Männer denken, welche die Erhaltung der Gesellschaft überhaupt, und namentlich ihre Erhaltung in einem Zustand fortwährenden Fortschritts, als eine sehr schwierige Aufgabe betrachteten, die auch wirklich, wenn auch unvollkommen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, trotz den stärksten Hindernissen, gelöst oder gefördert worden. Sie fühlten natürlich ein lebhaftes Interesse, zu erforschen, wie dieß geleistet worden, und mußten auf die Forschung geführt werden: was die Erfordernisse der dauernden Existenz des gesellschaftlichen Ganzen seyen, und was die Bedingungen, welche die Erhaltung und Wahrung dieser bleibenden Erfordernisse vereinbar und verträglich machten mit beständig fortschreitender Verbesserung. Und daher jene Reihe von großen Schriftstellern und Denkern, von Herder bis auf Michelet, durch welche die Geschichte, bis dahin „ein Mährchen, von einem Blödsinnigen erzählt, voll hohlen Klangs und Wahnsinns, nichts bedeutend," zu einer Wissenschaft von Ursachen und Folgen wurde. Dieselben Gründe bewogen natürlich auch dieselben Denker für die Philosophie der menschlichen Cultur zu thun, was ihre Vorgänger nie hätten thun können. Die Ansichten von den verschiednen Elementen menschlicher Cultur, und den, die Bildung des Nationalcharakters bestimmenden und influenzirenden Ursachen, welche durch alle Schriften der deutsch-Coleridge'schen Schule sich hindurchziehen, stellen alles in Schatten, was vorher oder gleichzeitig von einer andern Schule geleistet oder angestrebt wurde. Solche Ansichten und Betrachtungsweisen sind, mehr als irgend etwas Anderes, der charakteristische Zug der Goethe'schen Periode der deutschen Literatur; und sie sind reichlich verbreitet in den historischen und kritischen Schriften der neuen französischen Schule, wie in denen Coleridge's und seiner Anhänger. In diesem Excurs über die Philosophie des Festlands vor der Reaction und die Art dieser, gegen die frühere Philosophie gerichteten Reaction, haben wir nothwendig mehr von der Bewegung selbst, als von Coleridge's Antheil daran, sprechen müssen; und dieser war deßwegen minder bedeutend, weil er erst später kam. Auch wäre es überflüssig, aus den zerstreuten Schriften eines Mannes, der kein systematisches Werk producirte, Fragmente zusammenzusetzen, die er zu einem noch unvollendeten Gebäude beigetragen haben mag. Unsre Absicht ist, zum Studium der Originalquellen einzuladen, nicht, ein solches Studium entbehrlich zu machen. Was Coleridge eigenthümlich war, wird besser erkannt werden, wenn wir den Zustand unsrer Philosophie unmittelbar vor ihm besprechen.

„In England hatten die philoſophiſchen Speculationen des Zeitalters, ausgenommen einige wenige hochmetaphyſiſche Geiſter (deren Beiſpiel Andere eher abſchrecken als aufmuntern mochte), keinen ſo kühnen Flug genommen, keinen ſo vollſtändigen Sieg über die entgegengeſetzten Einflüſſe gewonnen, wie auf dem Continent. Im engliſchen Geiſt, in der Speculation wie in der Praxis, liegt eine in hohem Grad wohlthätige Scheu vor allen Extremen. Aber da dieſe Scheu mehr ein Inſtinct der Vorſicht als das Ergebniß der Einſicht iſt, ſo iſt ſie zu leicht bereit, ſich mit irgend einem Mittleren zu begnügen, bloß weil es ein Mittleres iſt, und ſich bei einer Verbindung der Nachtheile beider Extreme, ſtatt ihrer Vortheile, zu beruhigen. Auch waren die Zeitumſtände entſchiedenen Anſichten nicht günſtig. Nach den vorangegangenen großen Kämpfen befiel alle Gemüther eine Art Lethargie. Das Zeitalter ſchien behaftet mit dem Unvermögen, tiefe und ſtarke Gefühle zu erzeugen, wenigſtens keine ſolche, welche ſich mit der Speculation vermählen konnten. Es war ein Zeitalter ohne Ernſt, die natürliche Aera der Halbheit und des Vergleichs.

„Die natürliche Tendenz der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, überall außer in England, war: die feudaliſtiſchen und kirchlichen Inſtitutionen zu beſeitigen, welche, obwohl urſprünglich auf vernünftiger und wohl zu rechtfertigender Baſis beruhend, im Verlauf der Zeit ihre Bedeutung und ihren Werth verloren hatten, und in der Theorie nur durch Principien zu retten waren, welche ſie in der Praxis verdammten. In England hätte die Philoſophie ohne Zweifel dasſelbe gethan, wäre ſie ſtark genug geweſen; da ſie aber dieß nicht war, kam es zu einem Vergleich. Das, wornach Niemand fragte und ſich kümmerte, die Zwecke der beſtehenden Inſtitutionen, die Arbeit, welche Lehrer und Regenten hätten leiſten ſollen, ward kurz und gut über Bord geworfen. Der Lohn und Gewinn von dieſer Arbeit lag den Lehrern und Beherrſchern am Herzen, und dieſer wurde ihnen denn geſichert. Die beſtehenden Inſtitutionen in Staat und Kirche ſollten wenigſtens dem äußern Schein nach unverletzt beibehalten, aber praktiſch ſo viel als möglich entleert und vernichtet werden. Die Kirche erhob fortwährend ihr mitrageſchmücktes Haupt in Höfen und Paläſten, aber nicht, wie in den Tagen Hildebrands oder Beckets, als die Beſchützerin der Künſte gegen die Waffen, des Leibeignen gegen den Herrn, des Friedens gegen den Krieg, oder geiſtlicher Principien und Macht gegen die Herrſchaft roher Gewalt. Nicht einmal, (wie in den Zeiten eines Latimer und Knox) als eine göttliche beauftragte Körperſchaft zur Heranbildung der Nation in der Erkenntniß Gottes und zum Gehorſam gegen ſeine Gebote. Nein! ſondern das Volk Englands hatte eine Freude am Alten, und Niemand wußte, wie die Lücke ausgefüllt werden könnte, welche das Hinwegräumen einer ſo anſehnlichen Inſtitution verurſachen würde; daher ward, unter der Bedingung, nicht zu viel Lärmen mit der Religion zu machen, ſie nicht allzu ernſtlich zu nehmen, die Kirche vertheidigt und aufrecht erhalten ſelbſt von Philoſophen, als „ein Bollwerk gegen den Fanatismus,“ als ein Temperirmittel für den religiöſen Geiſt, um ihn zu hindern, die Harmonie der Geſellſchaft oder die Ruhe der Staaten zu ſtören. Der Clerus der beſtehenden Kirche ſah dieß als einen guten Handel an, und hielt die Bedingungen getreulich.

„Der Staat ſeinerſeits ward nicht mehr, nach der alten Idee, als die Concentrirung der Kräfte aller Individuen der Nation in der Hand beſtimmter einzelner Mitglieder betrachtet, zum Behuf der Vollführung alles deſſen, was am beſten durch ſyſtematiſches Zuſammenwirken vollführt werden konnte. Man fand, daß der Staat ein ſchlechtes Urtheil hatte über die Bedürfniſſe der Geſellſchaft; daß er in der Wirklichkeit ſich ſehr wenig darum kümmerte, und daß wenn er irgend etwas unternahm außer dem polizeilichen Einſchreiten gegen Verbrechen, außer der Entſcheidung von Streitigkeiten, was nun einmal zur Exiſtenz der Geſellſchaft unerläßlich iſt, er gewöhnlich von dem unheilvollen Privatintereſſe einer Claſſe oder eines Individuums ſich leiten und beſtimmen ließ. Die natürliche Schlußfolgerung wäre geweſen: daß die beſtehende Conſtitution irgendwie den Bedürfniſſen der Geſellſchaft nicht entſpreche, da ſie auch wirklich, ohne bedeutende Modificationen, aus einer Zeit herrührte, wo die Bedürfniſſe der Geſellſchaft weſentlich verſchieden waren. Aber vor dieſer Schlußfolgerung ſcheute man zurück; und es bedurfte der Eigenthümlichkeit neuerer Zeiten und der Speculationen der Bentham'ſchen Schule, um eine bedeutende Tendenz dieſer Art zu bewirken. Die beſtehende Conſtitution und alle Einrichtungen der beſtehenden Geſellſchaft wurden fortwährend als die beſtmöglichen geprieſen. Die berühmte Theorie von den drei Gewalten kam in Schwung, nach welcher die Vortrefflichkeit unſrer Verfaſſung darin beſtand, daß ſie weniger Unheil anrichtete, als ſonſt eine andere Regierungsform. Die Regierung überhaupt ward als ein nothwendiges Uebel betrachtet, und man ſtellte die Forderung, ſie ſolle ſich ſo viel als möglich verbergen und ſich nicht fühlbar machen. Das Geſchrei des Volkes war nicht: „Helft uns!“ „Führt uns!“ „Thut für uns das, was wir einzeln nicht thun können, und zeigt uns den Weg, das zu thun, was wir können“ — und in der That wären ſolche Aufforderungen an ſolche Beherrſcher wie damals ein bittrer Spott geweſen — das Geſchrei war das: „Laßt uns gehen!“

(Schluß folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortſetzung.)

Dritter Act. Vor Gualtiero Cliffords Schloß. Früher Morgen. Erſte Scene. Die Geſchwiſter haben ihre Flucht glücklich ſo weit bewerkſtelligt, und ſie haben jetzt das väterliche Schloß im Auge, das Edmondo, der es als Kind ſchon verlaſſen, kaum mehr erkennt, an dem er aber doch noch mit inniger Sehnſucht hängt, wie an einem entflohenen, ſüßen Traume. Zweite Scene. Ein Knappe kommt, den ſie nach ihrem Vater fragen. Sie erfahren, daß er dem Tode nahe geweſen, aber durch die treue Sorgfalt ſeines vertrauten Eldredo körperlich wieder geneſen, jedoch ſehr ſchwach und bekümmert ſey. Noch ſchlummre er, aber mit der Morgenröthe pflege er aufzuſtehen. Edmondo entſcheidet, ſie müßten ſich verſtecken bis die gelegene Stunde komme, den Zorn des Vaters zu beſchwichtigen und

zu versöhnen. Rosmonda wünscht, daß die Nacht mitleidig wieder die Welt bedeckte, um sie des Vaters Blicken zu entziehen.

Dritte Scene. Gualtiero und Eldredo. Der alte kranke Gualtiero Clifford klagt seinem Vertrauten sein Unglück, seine Verlassenheit, die Schmach, welche seine Tochter Rosmonda über sein Haus und über sein graues Haupt gebracht, seine Sehnsucht nach der Verlornen, seine vergeblichen Bemühungen, die immer noch Geliebte aufzufinden, seine Wanderungen durch das ganze Land, seine Hoffnungen, bei der Rückkehr in sein Schloß sie daselbst wieder zu finden, seine Verzweiflung, wenn er diese Hoffnungen getäuscht, und sich in den stummen Sälen allein sehe. Auf die Bemerkung Eldredo's, daß er minder unglücklich sich fühlen würde, wenn ihm seine verstorbene Gattin einen Sohn hinterlassen hätte, erzählt er seinem Vertrauten (zum erstenmale?), daß er einen Sohn gehabt, daß aber dieser empört über die Mißhandlungen, welche die Normannischen Edeln sich gegen die Britten erlaubt, die Partei der letztern, seinem Verbote zum Trotz, ergriffen, sich dadurch seinen Zorn zugezogen und die väterlichen Güter verwirkt habe. Einmal habe er von einem Thurme herab einen Krieger bei dem Grabmal seiner Gattin beten, und mit verzweiflungsvollen Gebärden sein Schwert an die Brust drücken sehen; wahrscheinlich sey dieß sein Sohn gewesen, aber er habe ihn unaufgehalten, ohne ein freundliches Wort, ziehen lassen, und jetzt lebe derselbe wahrscheinlich in der Verbannung in Frankreich.

Vierte Scene. Ein Diener meldet einen Krieger an, welcher nach Gualtiero frage. Der Alte beklagt, daß er je Fremde gastlich bei sich beherbergt, wodurch er seine Tochter verloren, heißt aber doch den Krieger herbeiführen. Eldredo will denselben in einiger Entfernung beobachten.

Fünfte Scene. Gualtiero und Edmondo. Letzter gibt sich nicht sogleich zu erkennen; er begehrt nur als ein erschöpfter Wandrer einige Erfrischung. Gualtiero ruft, nach alter Gewohnheit, seiner Tochter Rosmonda, den Gast zu versorgen, besinnt sich dann auf seinen Verlust, bricht in Klagen aus, und bittet den Fremden, nicht lange bei ihm sich zu verweilen. Daraus daß Edmondo ihn nicht erkennt, schließt er, daß er ein Fremder seyn müsse. In halben Worten sagt er ihm, daß er nicht bloß unglücklich sey (wie der Fremde dieß auch von sich aussagt), sondern daß sein Unglück auch mit Schande gepaart sey. Edmondo's Frage: ob er denn keine Söhne habe, sein Unglück zu rächen, leitet die Erkennung ein, welche vollständig dadurch wird, daß der Sohn das Grabmal seiner Mutter umarmt. Der Vater, tief erschüttert, das Recht der von Edmondo verfochtenen Sache einsehend, bittet den Sohn, ihm zu Füßen fallend, um Verzeihung... Edmondo hält ihn zurück und die herzlichste Versöhnung erfolgt. Gualtiero fühlt jetzt an seines Sohnes Seite neue Kraft in sich zur Rache, und wünscht nur den Tod des Entführers. Edmondo erzählt dem Vater, der zuerst mit Zorn von Rosmonda gesprochen, daß er sie aufgefunden, gesehen, gesprochen habe, worauf alsobald der Zorn des Vaters in überraschter Freude sich auflöst:

Gualtiero.
Was sagst du, o Himmel!
Sprich... nichts will wissen ich von ihr.. den Namen
Ihres Verführers.. wo verbirgt sie sich?
Gewalt sey angethan dem Herzen endlich!
Doch fandst du, fandst du wirklich sie? und wo,
Und wie, und wann? Ach nein! es täuschte Jemand
Dein nichtig Hoffen, dir ein Mädchen zeigend
In einem Thurm, und sagte: die dort ist
Rosmonda, die Geraubte! O wie oft
Irrte der Blick, und mehr das Herz noch, als
Der Blick ihres unsel'gen Vaters... Du
Kennst nicht die Schwester

Edmondo.
Leer ist all dein Zweifeln,
Ich sprach mit ihr.

Gualtiero.
Wahrhaftig? sprachst mit ihr?
Was sagte sie von mir? denkt mein sie? weint sie?
Bereut sie? Oh! hätt' sie den Sitz der Schmach
Verlassen können... doch sie blieb.. gewiß.
Ja, ja sie blieb! den grausamen Verführer
Liebt noch sie.. mehr als mich ihn!.. ach, vielleicht
Wollte sie fliehn, und der Unmensch bewacht
Wie einen Raub sie... Besser war's zu schweigen!
Du hast sie nicht befreit!

Edmondo.
Rosmonda, komme!

Sechste Scene. Rosmonda zu den Vorigen. Wie sie sich nähert, empfängt sie der Vater mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen: sie habe seine Tage verkürzt, sein Leben vergiftet, seinen Namen geschändet; der Tod sey ihrem Verführer geschworen; sie selbst solle ein Kloster aufnehmen — er ruft die Dienerinnen herbei, um sie in die düstre Nonnentracht zu kleiden. Im Kloster werde sie die Kunde hören vom Tod ihres Verführers, oder ihres Vaters, und im letztern Fall der Abscheu ewiger Zeiten seyn. Edmondo bittet den Vater, der Unglücklichen, welcher sein Zorn die Sprache geraubt, Erbarmen zu beweisen. Rosmonda stammelt einige Worte.. Der Vater wird weich und heißt sie sprechen, heißt sie den Namen des Verführers nennen, heißt sie bekennen wo er sey. Sie gibt an, daß er sich nach Orford begeben. Dahin hat auch der König Gualtiero beschieden, um ihm den Lehenseid zu erneuen; aber er ist nicht gesonnen, ihn zu leisten, weil der König nichts gethan hat, um sein Unglück zu rächen, weil er ihm sogar den Zutritt verweigert. Rosmonda bittet den Vater ihn begleiten zu dürfen, wo sie dann hofft, der Geliebte werde durch Erfüllung seines Worts die Verzeihung des Vaters erlangen. Dieser verlangt nur seinen Namen. — Rosmonda weiß ihn nicht, erzählt aber, daß jener Krieger, der sie zur Flucht bewogen, eines Tages, von widerstreitenden Leidenschaften ganz verstört, sich ihr genähert und ihr zugeredet habe zu fliehen; wenn sie es nicht thue, gefährde sie das Leben ihres Vaters . . . ein Mann sey in wahnsinniger Liebe zu ihr entbrannt, der alles zu thun vermöge . . . der König! Ein entsetzliches Licht geht jetzt dem Vater und dem Bruder auf; sie schwören Herstellung ihrer Ehre oder Rache.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Gh. Widenmann.

Nr. 120 u. 121.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 October 1840.

Die Fregatte la Sérieuse oder die Klage des Capitäns.

Nach Alfred de Vigny.

La Sérieuse.

1.

Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief,
Und uns aus der Hängematte
Schrill des Bootmanns Pfeife rief:
Prächtig war der Segel Wehn,
Schier wie Atlaß anzusehn!
Ueber scharlachrother Latte
Trug der Rumpf, der lange, platte,
Vierundzwanzig Stück Geschütze.
Müde wohl auf ihrem Sitze
Beg sich tief der Masten Spitze.
Kein Piratenschiff noch hatte
Je sie eingeholt, die glatte
Fluth, wie sie durchschneidend schief.
— Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief!

2.

Den Hafen preiset Brest und die berühmte Rhede,
Die tief und groß genug für eine Flottenfehde;
Boulogne seiner Stadt Ringmauern, und Calais
Sein Fort, an's Meer gelehnt so stolz, wie ein Palais;
Dieppe hat sein Schloß, geschützet durch die Dünen,
Die badenden Jungfraun, vom bleichen Mond beschienen,
Die Schiffe auch geschickt aus Elfenbein geschnitzt;
Den Leuchtthurm hat Cherbourg, der durch die Nacht weit blitzt,
Um seinen Hafen steht Saint-Malo mit Vergnügen
Die Felsenketten, rings vor Sturm ihn schirmend, liegen;
Auf seinem Ankergrund mit schroffem, jähem Fall
Hält Lorient das Schiff mit Gold vom Senegal,
Bordeaux schickt von den Quais, die prächt'ge Häuser schmücken,
In alle Welt den Wein auf zweier Ströme Rücken;
Marseille könnt' mit Recht beneiden jede Stadt,
Die nicht so schön, wie sie, Olivenwälder hat;
Bayonne hat Ueberfluß an Silber und an Eisen;
La Rochelle kann den Damm, Toulon die Festung weisen:
Die Häfen zählen all' preiswürd'ge Dinge her —
Doch Haere hat geschickt La Sérieuse in's Meer.

Die Ueberfahrt.

3.

Als die schöne Sérieuse
Auf nun nach Aegypten brach,
War mit lieblichem Getöse
Sie schon vor der Sonne wach.
Und noch naß vom nächt'gen Thaue
Gab dem Winde sie die graue
Segelmasse und die Taue,
Wie ein Fischernetz verwirrt,
Mit den Tönen, die durchdringen
Leis die Luft und dann verklingen,
Als wenn mit den schnellen Schwingen
Auf ein Zug von Vögeln schwirrt.

4.

Als der Anker nun gelichtet,
Aufgewunden war an Bord,
Wurde schnell das Schiff gerichtet
Nach dem Compaß und dem Nord.
Wer die Schnelle sehen könnte,
Die sie vor der Nachbut trennte,

Bis ſie bei dem Oriente
Für ein Veilchen aus ſich ruht!
Und die weißen Segel wehen,
Die ſich in dem Winde blähen,
Jeder Maſt berührt im Drehen
Leicht die glatte Meeresfluth!

5.

Raſch getrieben von dem Weſte
Gleitet ſie und fängt den Wind;
Läßt zurück dann die Alceſte,
Bis ſie freies Meer gewinnt.
Ihre Wimpel ſind die Zeichen,
Denen nach die Schiffe ſtreichen,
Thut ſie, um ſie zu erreichen,
Einhalt nicht der Segel Fliehn;
Doch die Mannſchaft, ſah man eben
Nur die weißen Segel ſchweben,
Läßt die Nacen ſchnell ſich heben,
Und ſie ſchießt, wie ein Delphin.

6.

Und wie ein Delphin, ein ſcheuer,
Steigt und ſinkt ſie mit der Fluth,
Darauf ſetzt Sanct Elmos Feuer
Ausgießt ſeine feuchte Gluth.
Züngelnd ſpielt's wie eine Schlange,
Packt das Steu'r in wildem Drange,
Seine Spur verfolgend lange
Wie ein Blitz in toller Flucht,
Der, uns nicht erreichen könnend,
In die Fluth ſich ſtürzte brennend,
Hoſtig immer nach uns rennend,
Glühend uns zu packen ſucht.

7.

Wie ein dunkler Wald von Maſten,
Kam die Flotte hinterdrein,
Daß des Tauwerks Schatten faßten
Ganz die blaue Fläche ein.
Wie wir ſahn die Galeeten,
Und den Franklin mit den Booten,
Mit den blauen, weißen, rothen
Wimpeln von der Maſten Höh',
All' die Lager aufgeſchlagen,
Die bei Artemiſium lagen,
Sprachen wir: dahergetragen
Kommt Venedig auf der See!

(Schluß folgt.)

Samuel Taylor Coleridge.

(Schluß.)

Das war der vorherrſchende Ton engliſcher Anſichten in weltlichen Dingen; und wie ſtände es mit den geiſtlichen? Auch hier war ein ähnliches Vergleichsſyſtem im Schwang. Solche, welche die philoſophiſche Speculation bis zur Läugnung des hergebrachten religiöſen Glaubens trieben, ob ſie nun bis zum Unglauben oder nur bis zur Heterodoxie fortſchritten, fanden wenig Aufmunterung; weder die Religion ſelbſt noch ihre hergebrachten Formen wurden im Ganzen erſchüttert durch die wenigen Angriffe darauf von außen. Aber die Philoſophie der Zeit machte ſich auf eine andre Weiſe eben ſo fühlbar; ſie drängte ſich in die Religion ein. Die aprioriſchen Beweiſe von Gottes Daſeyn ließ man zuerſt ſchwinden. Das war freilich unvermeidlich. Die innern Beweiſe des Chriſtenthums theilten beinahe daſſelbe Schickſal; wenn auch nicht abſolut verworfen, traten ſie doch in den Hintergrund und wurden wenig beachtet. Die Lehre Locke's: daß wir kein angebornes moraliſches Gefühl haben, verkehrt in den Satz: daß wir überhaupt kein moraliſches Gefühl haben, verbreitete den Schein als ob wir durchaus nicht im Stande wären, aus der Lehre ſelbſt zu beurtheilen, ob ſie ſich des Urſprungs von einem heiligen Weſen würdig erweiſe. Man ließ den Glauben an das Chriſtenthum auf den Wundern beruhen; in der Auslegung des Chriſtenthums herrſchte die gröbſte Bibliolatrie, wenn wir mit Coleridge ſo die abergläubiſche Verehrung einzelner Textesworte nennen dürfen, welche den Galilei verfolgte, und in unſern Tagen die Entdeckungen der Geologie anathematiſirte.

So hatte im Ganzen England weder die relativen Wohlthaten der neuen Ideen, noch auch die der alten. Wir ſtanden gerade ſo weit unter dem Einfluſſe beider, daß ſie ſich gegenſeitig die Macht benahmen. Wir hatten eine Regierung, welche wir zu hoch achteten, um den Verſuch einer Aenderung zu machen, aber nicht genug um ihr irgend eine Macht anzuvertrauen, oder von ihr andre als erzwungene Dienſte zu erwarten. Wir hatten eine Kirche, welche aufgehört hatte die edeln Zwecke einer Kirche zu erfüllen, aber die wir uns zur Ehrenſache machten aufrecht zu erhalten als das Schattenbild und simulacrum einer ſolchen. Wir hatten eine höchſt geiſtliche Religion, welcher aus ſelbſtſüchtigen Motiven zu gehorchen man uns anwies, und daneben die mechaniſchſten und weltlichſten Begriffe von allen andern Dingen; und wir fürchteten ſo ſehr, es an Ehrfurcht von jeder einzelnen Sylbe des Buchs fehlen zu laſſen, das unſere Religion enthielt, daß wir ſeine wichtigſten Sprüche uns durch die Finger ſchlüpfen ließen, und hegten die ärmlichſten Anſichten von ſeinem Geiſt und ſeinem Weſen überhaupt. Das war kein Stand der Dinge, der ſich einem ernſten Geiſt empfehlen konnte. Er mußte ſicherlich binnen kurzer Zeit zwei Arten von Männern hervorrufen; die einen, welche verlangten, daß die bisherigen Inſtitutionen und Glaubensſätze abgeſchafft werden, die andern, daß ſie eine Wahrheit und Realität werden ſollten; die einen, welche die neuen Lehren zu ihren äußerſten Conſequenzen verfolgten, die andern,

welche den beſſern Sinn und Zweck der alten verfochten. Der erſtere Typus erreichte ſeine höchſte Vollkommenheit in Bentham, der letztere in Coleridge.“

„Wir haben hier nicht Raum, Coleridge's konſervative Philoſophie (über die ſich jeder ächte Liberale oder Radicale als über eine Bundesgenoſſin freuen ſollte), nach allen Seiten, oder in Bezug auf alle die Parteien zu betrachten, von welchen Einwendungen dagegen erhoben werden können. Wir wollen ſie betrachten in ihrem Verhältniß zu Reformern, und insbeſondere zu Benthamiſten. Wir wollen ihnen behülflich ſeyn ſich zu entſcheiden, ob ſie es lieber mit conſervativen Philoſophen oder mit conſervativen Narren zu thun haben würden, und ob, weil es ja nun einmal Tories gibt, es beſſer iſt, wenn ſie ihren Torysmus von Lord Roden, oder auch von Sir Robert Peel, oder von Coleridge lernen.

„Nehmen wir z. B. Coleridge's Anſicht von einer Staatskirche. Seine Art und Weiſe, eine Inſtitution zu erörtern, beſteht darin, ihrer Idee, wie er es nennt, oder was man in gemeiner Sprache das darin enthaltene Princip nennen würde, nachzuforſchen. Die Idee oder das Princip einer Nationalkirche und der Kirche von England, in dieſer Eigenſchaft, iſt, nach ihm, die Zurücklegung eines Theils der Ländereien, oder des Rechts auf einen Theil ihrer Erträgniſſe als ein Fonds — zu welchem Zweck? Zur Verehrung Gottes? Zur Erfüllung religiöſer Ceremonien? Nein! ſondern zum Behuf der Förderung des Wiſſens, der Civiliſation und Cultur der Geſammtheit. Dieſen Fonds nennt er nicht Kircheneigenthum, ſondern Nationaleigenthum. Er betrachtet ihn als beſtimmt „zur Unterſtützung und Erhaltung einer beſtehenden Claſſe oder eines Ordens mit folgenden Pflichten. Eine beſtimmte kleinere Zahl ſollte an den Hauptſitzen und Quellen der Humaniora verbleiben, pflegend und mehrend die bis jetzt gewonnenen Kenntniſſe, und die Intereſſen der phyſiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften bewachend; daneben ſollten ſie die Lehrer ſeyn derjenigen, welche die übrigen, zahlreicheren Claſſen des Ordens bilden, oder einſt bilden ſollen. Die Mitglieder dieſer letztern, weit zahlreicheren Körperſchaft ſollten durch das ganze Land vertheilt ſeyn, ſo daß nicht der kleinſte Platz ohne einen an Ort und Stelle ſich aufhaltenden Führer, Beſchützer und Lehrer wäre; die Zwecke aber und letzte Beſtimmung des Ordens wäre die: die erworbenen Vorräthe und Schätze früherer Civiliſation zu erhalten und zu bewachen; ſie zu vermehren und zu vervollkommnen, und ſo die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen; beſonders aber, unter der ganzen Geſammtheit, bis auf jedes Individium hinaus, das auf ihre Geſetze und Rechte Anſprüche hat, die Maſſe und Art von Kenntniſſen und Einſicht zu verbreiten, welche erforderlich ſind zum Verſtändniß der Rechte, und zur Erfüllung der entſprechenden Pflichten; endlich, der Nation, wenn auch nicht die Ueberlegenheit gegenüber den benachbarten Staaten, ſo doch wenigſtens die Gleichheit zu ſichern hinſichtlich jener allgemeinen Civiliſation, welche ebenſo ſehr oder mehr als Flotten, Heere und Einkünfte, die Grundlage ihrer Macht in Angriff und Vertheidigung ausmacht.“

Dieſe organiſirte Körperſchaft, abgeſondert und ausgeſtattet zum Behuf der Pflege und Verbreitung von Erkenntniſſen und Wiſſenſchaft, iſt nach Coleridge's Anſicht nicht eben nothwendig eine religiöſe Corporation. „Die Religion,“ ſagt er, „mag eine unerläßliche Bundesgenoſſin dieſes Nationalinſtituts ſeyn, das unglücklicher, mindeſtens unpaſſender Weiſe, eine Kirche genannt wird, aber ſie iſt nicht deſſen weſentlicher, conſtitutiver Zweck. Die Cleriſey der Nation, oder die Nationalkirche in ihrem urſprünglichen Sinn und nach dem erſten Plane begriff in ſich die Gelehrten aller Arten, die Weiſen und die Lehrer des Geſetzes und der Jurisprudenz, der Medicin und Phyſiologie, der Muſik, der Kriegs- und der bürgerlichen Baukunſt, nebſt denen der Mathematik, als gemeinſamen Organs der vordergenannten, kurz alle ſo genannten freien Künſte und Wiſſenſchaften, deren Beſitz und Ausübung die Civiliſation eines Landes begründet, ſo gut als die theologiſchen. Die Theologie ward freilich oben an geſtellt, und mit gutem Recht ſprach ſie den Vorrang an. Aber warum? Weil unter dem Namen Theologie oder Gottesgelahrtheit begriffen waren die gelehrten Sprachen, die Aufbewahrung und Ueberlieferung der Ereigniſſe der Vorzeit, die wichtigen Epochen und Revolutionen des ganzen Geſchlechts und der Nation, die Fortſetzung der Ueberlieferungen, Logik, Ethik, und endlich die Grunderkenntniß, die prima scientia wie man ſie nannte — die Philoſophie oder die Lehre und Unterweiſung in den Ideen. Die Theologie machte nur einen Theil der Zwecke aus, die Theologen bildeten nur einen Theil des Clerus der Nationalkirche. Die theologiſche Claſſe hatte den Vortritt, und mit Recht; aber nicht weil ihre Mitglieder Prieſter waren, deren Beruf es war, die unſichtbaren Mächte zu verſöhnen, und über die Intereſſen zu wachen, welche über das Grab hinaus reichen; nein! die Theologen hatten den Vortritt, weil die Wiſſenſchaft der Theologie die Wurzel und der Stamm der Wiſſenſchaft civiliſirter Menſchen war, weil ſie allen Wiſſenſchaften die Einheit und den circulirenden Lebensſaft gab, wodurch ſie allein als zuſammen den lebendigen Baum des Wiſſens bildend konnten angeſehen werden. Sie hatte den Vortritt, weil unter dem Namen Theologie zuſammengefaßt waren alle die Haupthülfsmittel, Inſtrumente und Materialien einer Nationalerziehung, der nisus formativus des politiſchen Körpers, der geſtaltende und bildende Geiſt, der den verborgnen Menſchen in allen Eingebornen des Bodens emporhebend oder hervorlockend, ſie zu Bürgern des Landes, zu freien Unterthanen des Reiches erzieht. Und endlich weil der Theologie jene Fundamentalwahrheiten angehören, welche der gemeinſame Boden unſrer bürgerlichen und religiöſen Pflichten ſind, nicht minder unerläßlich zu einer richtigen Auffaſſung unſrer weltlichen Verhältniſſe, als zu einem vernünftigen Glauben in Bezug auf unſre ewige Wohlfahrt. Ohne Beobachtungen des Himmels können auch unſre Erdkarten nicht richtig entworfen werden.“ Kirche und Staat. 5 Cap.

Das Nationaleigenthum kann, nach Coleridge, nicht ohne ſchmähliches Unrecht ſeinen urſprünglichen Zwecken entfremdet werden, nämlich der Förderung ſtetig wachſender Civiliſation, um dafür Einzelne zu begünſtigen, oder öffentliche Zwecke von

nur ökonomischem, materiellem Intereſſe zu fördern. Aber der Staat kann den Fonds ſeinen jetzigen Inhabern entziehen, zu beſſerer Erreichung ſeiner wahren Zwecke. „Ich behaupte nicht," ſagt er, „daß die Einkünfte von dem Nationaleigenthum auf keine andre Weiſe rechtmäßig verwendet werden können, außer für den jetzt ſogenannten Klerus und die beſtehende Kirche. Ich habe überall das Gegentheil behauptet.... Im Verhältniß zu der Nationalkirche iſt das Chriſtenthum, oder die Kirche Chriſti, ein ſegensvoller Zufall, eine providentielle Wohlthat, eine Gnade Gottes... Wie man vom Oelbaum ſagt, daß er in ſeinem Wachsthum den Boden umher fruchtbar mache, die Wurzeln der Reben in ſeiner unmittelbaren Nähe kräftige, und die Stärke und den Wohlgeſchmack der Weine vermehre: ſo iſt auch das Verhältniß der chriſtlichen und der National-Kirche. Aber wie der Oelbaum nicht dasſelbe Gewächs iſt wie die Rebe oder die Ulme, oder die Pappel (d. h. der Staat) mit welchen ſich die Rebe vermählt; und wie die Rebe mit ihren Stützen beſtehen kann, wenn ſchon in geringerer Vollkommenheit, ohne den Oelbaum oder vor deſſen Pflanzung: eben ſo iſt das Chriſtenthum und irgend eine beſtimmte Theologie, kein weſentlicher Theil des Beſtandes der Nationalkirche, wie wohlthätig ja unerläßlich es auch zu deren Gedeihen ſeyn mag." Cap. 6.

„Coleridge's Verdienſt beſteht in dieſer Hinſicht nach unſerem Dafürhalten in zweierlei: erſtens darin, daß er durch eine klare Auseinanderſetzung, was eine Nationalkirche ſeyn ſollte und auf was gedrungen werden müſſe, ſobald ſie einmal vorhanden iſt, die härteſte Satyre auf ihren dermaligen Zuſtand ausgeſprochen. Fürs zweite ehren wir ihn darum, daß er den Miscredit bekämpft, in welchen die Verderbniſſe der engliſchen Kirche alles mit ihr Zuſammenhängende gebracht, und daß er gegen Bentham und Adam Smith und das geſammte achtzehnte Jahrhundert vertheidigt hat das Princip einer eigens ausgeſtatteten und begabten Claſſe, zum Behuf der Pflege der Gelehrſamkeit, und der Verbreitung der Reſultate der Wiſſenſchaft unter dem Volk. Daß eine ſolche Claſſe muthmaßlich eher hinter dem Gang der Wiſſenſchaft zurückbleiben, als an ihrer Spitze ſtehen werde, iſt eine Schlußfolge, die man irrthümlicherweiſe aus den eigenthümlichen Verhältniſſen der zwei letzten Jahrhunderte abgeleitet hat, und die mit aller übrigen neuern Geſchichte im Widerſpruch ſteht.

„Coleridge's Theorie von der Conſtitution iſt nicht minder beachtenswerth als die von der Kirche. Er erklärt, daß er der Lehre Delolme's und Blackſtone's, von dem Gleichgewicht der drei Gewalten, nie auch nur einen Funken geſunden Menſchenverſtands habe abgewinnen können, ſo wenig als der Lehre von der Handelsbilanz. Indeß ſtellt er doch eine Idee der Conſtitution auf, und ſagt: „Weil unſre ganze Geſchichte, von Alfred an, den ununterbrochenen Einfluß einer ſolchen Idee oder eines Endziels zeigt in den Gemüthern unſrer Ahnen, in ihren Charakteren und Functionen als Staatsmänner, in dem wo ſie Widerſtand leiſteten, wie in ihren Anforderungen; in den politiſchen Inſtitutionen und Formen welche ſie einführten und in ihren Kriegen nach außen und weil das Reſultat ein progreſſives, obgleich nicht immer gleiches oder directes Vorſchreiten in der allmählichen Realiſirung der Idee war; und weil ſie in der Wirklichkeit, zwar, eben als Idee, nicht adäquat, aber doch dargeſtellt iſt in einer entſprechenden factiſch exiſtirenden Geſtalt: darum ſprechen wir, und ſprechen mit Recht, von der Idee ſelbſt als wirklich exiſtirend, d. h. als von einem Princip, exiſtirend in der für ein ſolches einzig möglichen Art und Weiſe, in dem Geiſt und Bewußtſeyn nämlich derjenigen Perſonen, deren Pflichten es vorſchreibt und deren Rechte es feſtſetzt." Dieſe Fundamentalidee „iſt zugleich das Hauptkriterium, nach welchem alle beſondern Regierungsformen geprüft werden müſſen denn darin allein können wir die großen organiſirenden Principien unſers Repräſentativſyſtems finden — jene Principien, in deren Licht allein ermittelt werden kann, was Auswüchſe, Symptome von Verſtimmung und Anzeichen von Ausartung, was dagegen natürliche Schößlinge ſind, oder Veränderungen, welche nothwendig die fortſchreitende Entwicklung des urſprünglichen Keimes begleiten, Symptome von Unreife vielleicht, aber nicht von Krankheit, oder im ſchlimmſten Fall Modificationen des Gewächſes durch die mangelhaften oder ſchlechten, aber einmal nicht, oder nur allmählich zu ändernden Eigenſchaften des Bodens und der ſonſt einwirkenden Elemente."

Dieſe Principien erläutert er weiter folgendermaßen:

„Es iſt die wichtigſte unter vielen Wohlthaten, die aus dem inſulariſchen Charakter und den Verhältniſſen unſers Landes entſpringen, daß unſre ſocialen Inſtitutionen ſich aus unſern eigenen Bedürfniſſen und Intereſſen geſtaltet haben; daß, ſo lange und gewaltſam auch die Geburtswehen und die Entwicklungskrankheiten waren, doch die feindlichen Mächte unſerm eignen Syſtem angehörten, und ſich mit weniger Störung von außenher ins endliche Gleichgewicht ſetzen durften, als dieß bei den Staaten des Feſtlands möglich war... Nun ſind in jedem civiliſirten Lande, wo man die Eigenthumsrechte anerkennt und wo durch feſtgeſetzte Gränzen und gemeinſchaftliche Geſetze Ein Volk oder Eine Nation ſich gebildet hat, die zwei ſich bekämpfenden Mächte oder entgegengeſetzten Intereſſen des Staats, unter welchen alle übrigen Staatsintereſſen begriffen ſind, die des *Beſtandes* und des *Fortſchrittes*."

Das Intereſſe des Beſtandes (der Stabilität), oder das conſervative Intereſſe betrachtet er als natürlich verknüpft mit dem Grund und Boden, mit dem Landeigenthum. Dieſe Lehre, unſrer Anſicht nach falſch als allgemeines Princip, iſt wahr bei England und bei allen Ländern, wo das Landeigenthum in großen Maſſen aufgehäuft iſt.

„Andrerſeits," ſagt er, „iſt der Fortſchritt eines Staats in den Künſten und Bequemlichkeiten des Lebens, in der Verbreitung von für Alle nützlichen oder nöthigen Kenntniſſen, kurz alle Förderungen in Civiliſation und Rechten und Befugniſſen der Bürger ganz beſonders verknüpft mit, und abgeleitet von den vier Claſſen der Kaufleute, der Manufacturiſten, der Kleinhändler und der einen gelehrten Beruf Ausübenden. Dieſe vier Claſſen bezeichne ich mit dem Namen des perſönlichen Intereſſes, als Exponent alles beweglichen und perſönlichen Be-

ſitzes, in ſich ſchließend Talente und erworbene Kenntniſſe, den moraliſchen und intellectuellen Satz des Gelehrten und Künſtlers, nicht minder als die rohen Stoffe und die Mittel ſie zu bearbeiten, zu verſtätten und zu verbreiten."

Das Intereſſe der Stabilität iſt gewahrt durch eine Repräſentation der Landeigenthümer; das des Fortſchritts durch die Repräſentation des perſönlichen Eigenthums und intellectuellen Beſitzes; und während ein Zweig der Geſetzgebung, das Haus der Peers, in ſeiner Zuſammenſetzung weſentlich jenem Intereſſe angehört, ſieht es Coleridge als von der Theorie ſowohl wie von der wirklichen engliſchen Verfaſſung geboten an, daß die Repräſentanten des letztern „die entſchiedene und wirkſame Majorität des Unterhauſes ausmachen;" oder wenn auch dieß nicht, daß ſie wenigſtens durch den hinzutretenden Einfluß der öffentlichen Meinung darin ein wirkſames Uebergewicht ausüben. Ein wie viel beſſerer Reformer iſt doch Coleridge als Lord John Ruſſell! — —

„Im Einzelnen von Coleridge's politiſchen Meinungen iſt vieles gut, vieles aber auch beſtreitbar oder verwerflich. Ueber politiſche Oekonomie beſonders ſchreibt er wie ein Träumer und Blinder. In andern Punkten finden wir weitreichende Bemerkungen, und im Ganzen einen Ton und eine Geſinnung, die einem Tory die Haare zu Berge ſteigen machen dürften. So nennt er irgendwo die Staatspolitik des letzten halben Jahrhunderts „einen Cyklopen mit Einem Auge, das dazu noch hinten im Kopf ſaß;" und die Maaßregeln derſelben: „entweder eine Reihe von Anachronismen, oder ein Sichunterwerfen gegenüber den Ereigniſſen, ſtatt der Einſicht, welche ſie zu beherrſchen wiſſen ſollte." Die großen Männer der Republik nennt er „die Sterne jenes kleinen Stücks blauen Himmels zwiſchen den ſchwarzen Wolken von des erſten und zweiten Carls Regierung." Die literariſchen Reliquien ſind voll von mißbilligenden Aeußerungen über viele der Heroen des Torysmus und des Kirchenthums. Als Probe ſeiner praktiſchen Anſichten führen wir ſeinen Vorſchlag an, daß die Parochialgeiſtlichen damit anfangen ſollten, Schulmeiſter zu ſeyn. Der wichtigſte Dienſt vielleicht, welchen Coleridge der Politik geleiſtet hat in ſeiner Eigenſchaft als conſervativer Philoſoph, obgleich die Früchte davon erſt noch kommen ſollen, beſteht darin, daß er die Idee wieder auffriſchte, daß dem Landbeſitz eine gewiſſe Verpflichtung anhafte. Das Land, die Gabe der Natur, die Quelle des Unterhalts für Alle, und die Grundlage von allem was auf unſer phyſiſches Wohlſeyn Einfluß hat, kann nicht als Gegenſtand des Beſitzes in demſelben abſoluten Sinne betrachtet werden, wie man die Menſchen als Eigenthümer deſſen betrachtet, woran niemand außer ihnen ſelbſt ein Intereſſe hat, was ſie ſelbſt durch ihre Bemühungen ins Leben gerufen haben! —

„Coleridge's wichtigſtes Anliegen war: Religion und Philoſophie in Uebereinſtimmung zu bringen. Er war unabläſſig beſtrebt darzuthun, „daß der chriſtliche Glaube, worunter ich," ſagt er, „alle Artikel des Glaubens und der Lehre begreife, welche von den erſten Reformatoren gemeinſam bekannt wurden," nicht nur göttliche Wahrheit ſey, ſondern auch: „die Vollendung der menſchlichen Erkenntniß." Alles was das Chriſtenthum geoffenbart, kann nach ihm die Philoſophie beweiſen, obgleich vieles iſt, was ſie nie entdeckt hätte; die menſchliche Vernunft einmal durch's Chriſtenthum geſtärkt, kann aus ihren eigenen Quellen alle chriſtlichen Lehren entwickeln. Ja, „wenn nicht der Unglauben England eben ſo überziehen ſoll, wie Frankreich, muß die Schrift und jede Stelle der Schrift, dieſer Probe unterworfen werden, ſofern „die Vereinbarkeit einer Urkunde mit den Sätzen der erleuchteten Vernunft und mit den Geſetzen des Bewußtſeyns eine aprioriſche Bedingung jedes Satzes iſt, von dem bewieſen werden ſoll, daß er von Gott geoffenbart worden;" und das, ſagt er, ſey keine philoſophiſche Neuerung, ſondern ein von Moſes und Paulus ſelbſt gelehrter Grundſatz. Hiemit geht er ſo weit als die Unitarier darin, daß er die menſchliche Vernunft und das moraliſche Bewußtſeyn zum Prüfſtein der Offenbarung macht; aber er iſt von ihnen himmelweit geſchieden darin, daß ſie ihre Geheimniſſe verwerfen, die er als die höchſten philoſophiſchen Wahrheiten betrachtet, und ſagt: „der Chriſt, dem nach langem Bekenntniß des Chriſtenthums die Myſterien immer gleiche Myſterien bleiben, iſt in demſelben Fall und Zuſtand wie ein Schulknabe mit ſeiner Rechenkunſt, dem die Summa unter ſeinen Rechenexempeln in ſeinem Heft der ganze Grund ſeines Glaubens iſt, daß ſolche und ſolche Figuren ein ſolches Facit geben."

Dieſe Anſichten werden freilich ſchwerlich populär werden in der religiöſen Welt, und Coleridge ſelbſt wußte das wohl: „Ich mache mich darauf gefaßt," ſagte er einmal, „von manchen Chriſten dereinſt ſchlimmer angeſehen zu werden als die Unitarier und ſelbſt als die Ungläubigen. Dem muß jeder ſich ausſetzen, der die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen mehr liebt, als alles andere." Wir unſers Theils haben nicht die Obliegenheit Coleridge zu vertheidigen, und wir geſtehen, daß wir in ſeinem Beſtreben, auf dem Wege der Philoſophie bei der Theologie anzukommen, viel Erzwungenes und häufige Mißgriffe finden. Indeß die Frage iſt nicht, ob Coleridge immer das Rechte traf, ſondern ob es wünſchenswerth iſt oder nicht, daß ſolche Verſuche gemacht werden. Was auch manche Religiöſe denken, die Philoſophie wird und muß fortſchreiten, muß immer ſtreben zu verſtehen, was verſtändlich gemacht werden kann; und was auch manche Philoſophen denken, es iſt vor der Hand wenig Ausſicht, daß die Philoſophie an die Stelle der Religion in unſerm Lande treten, oder daß irgend eine Philoſophie allgemein angenommen werden wird, ſofern man nicht von ihr annimmt, daß ſie mit dem Chriſtenthum nicht nur vereinbar, ſondern auch eine Stütze deſſelben ſey. Und warum will man denn die Idee einer religiöſen Philoſophie mit Verachtung behandeln? Wir müſſen eine ſolche erwarten und wünſchen, und unſere Haupthoffnung ſollte ſeyn, es werde eine ſolche ſeyn, daß ſie den Bedingungen der Philoſophie entſpricht — worunter die vornehmſte: ungehinderte Freiheit des Denkens. Keine Philoſophie iſt möglich, wo die Furcht vor den Conſequenzen ein ſtärkeres Motiv iſt als die Liebe zur Wahrheit; wo die Speculation gelähmt wird entweder durch den Wahn: ehrlich erworbene Ueberzeugungen würden von einem

heiligen und gerechten Wesen mit ewiger Verdammniß bestraft werden, oder dadurch, daß man in jedem Text der Schrift einen ausgemachten Satz erblickt, mit welchem die Ergebnisse der Forschung übereinstimmend gemacht werden müssen, welche Sophismen und Selbsttäuschungen es auch koste. Von diesen beiden Einflüssen, welche so oft die hellsten Geister zu Schwachheiten und Abgeschmacktheiten verleiteten, die sie zum Spott späterer Generationen machten, war Coleridge frei. Der Glaube, derjenige Glaube, der eine religiöse Pflicht ist, war ihm eine Affection des Willens und Gemüths, nicht des Verstandes. Ketzerei ist ihm: „boshafter, wissentlicher Irrthum, oder ein Glaube, der in einer Verkehrtheit des Willens seinen Grund hat. Daher sagte er: es gebe auch orthodoxe Ketzer; „die ächte Lutherische Lehre," sagt er, „ist die, daß weder die Wahrheit, als bloße Verstandesüberzeugung, selig machen, noch der Irrthum verdammen werde. Die Wahrheit aufrichtig lieben, heißt geistlich die Wahrheit haben; und ein Irrthum wird ein persönlicher Irrthum — nicht durch Abirrung von Logik oder Geschichte, sondern sofern die Ursachen eines solchen Irrthums im Herzen liegen, oder in einem frühern unchristlichen Wunsch oder Hang zu suchen sind." In Beziehung auf die Autorität der Schrift machte er eine scharfe Unterscheidung zwischen der Inspiration, die er den einzelnen Schriftstellern zugestand, und einer ausdrücklichen (dictirenden) Eingebung jedes Worts durch den Allmächtigen. Gott, glaubte er, erfüllte den Geist der Schreiber mit den Wahrheiten die er offenbaren wollte, und überließ das übrige ihren menschlichen Fähigkeiten. „Oh," ruft er aus, „wenn ich nur so lang lebte, um alle meine Betrachtungen und Gedanken über diesen höchst wichtigen Punkt, in welchem Sinn die Bibel das Wort Gottes zu nennen ist, auszusprechen, und wie und unter welchen Bedingungen der Geist hindurchschimmert durch den Buchstaben, der, bloß als Buchstabe gelesen, nur das Wort dieses und jenes frommen, aber immer unvollkommnen, dem Irrthum ausgesetzten Menschen ist!"

Rosmonda d'Inghilterra.

(Schluß.)

Vierter Act. Erste Scene. Halle der Residenz in Orford. Eleonora, in England angekommen, spricht ihren Entschluß zur Rache aus. Zweite Scene. Tedaldo kommt, meldet ihr, daß sie den König bald sehen werde, daß Rosmonda zu ihrem Vater zrrückgekehrt, und nicht mehr von Wäldern, Wachen und vom Geheimniß geschützt sey, und ermahnt sie, gegen Heinrich nichts von ihrer Nebenbuhlerin zu erwähnen. Dritte Scene. Eleonora, allein, nimmt sich vor, all ihre Verstellungskunst, dem König gegenüber, aufzubieten. Vierte Scene. Arrigo tritt auf:

Arrigo.

Unerwartet
Kommst du, o Kön'gin!

Eleonora.

Doch nicht spät; Arrigo,
Mein Gatte, denn also muß ich dich nennen,
Nicht harrtest du mein hier, daß ich gesehn
Hätt' Albion entgegenströmend mir,
Und all die Wege, die ich öd' und stumm fand,
Vom Volke wimmelnd und ertönend vom
Tumult des Fests, und als den Ersten dich
Unter dem Volksgewühl, der Königin
Als sie vom Schiff stieg, die verlobte Hand
Vom Ufer reichen und die Arme öffnen
Zum innigen Empfang... du schweigst?

Arrigo.

Gedrückt
Ist von der Ueberraschung meine Seele.

Eleonora.

Wohl kenn' ich dein Gemüth; Arrigo wähl' ich
Mir unter vielen, und nicht täuscht' ich mich..
Wenn sie, die du betheuertest zu lieben,
Du kalt empfängst, wenn ich nicht höre jetzt,
Wie einst in Aquitanien, Liebesreden
Und sanfte Schmeichelworte: klag' ich dessen
Die Wolken an und diesen strengen Himmel,
Der mir so traur'ger scheint, je heitrer, milder
Das Land meiner Geburt ist; dennoch tauschen
Wollt' ich mit deinem Reich. Thöricht, wer im
Gesicht die Spur veränderten Gefühls sucht.
Ich bin dieselbe noch, doch wenn du mich
Ansiehst, so müßtest du vielleicht...

Arrigo.

Und was
Könnt' ich, o Königin, von dir befürchten?

Eleonora.

Nichts, was Arrigo selbst sich nicht erlaubt.
Und ich, Herr, kann argwohnen nichts von dir,
Was meiner Hoheit könnt' nachtheilig seyn.
Doch denk' an die Gefahren, welche dir
Beliebte zu vergessen unter andern
Viel süßern Sorgen, jugendlicher König!
Sey unter uns jetzt nur vom Staat die Rede,
Ich sah hier Krieger, doch wo ist das Volk?

Und nun verbreitet sich Eleonora über den Zustand der unterdrückten Sachsen, gegenüber der normännischen Bevölkerung, und schildert dem König die Gefahren, womit der Haß und die Verzweiflung der Bedrückten ihn bedrohe, und andrerseits der Stolz und Hochmuth der Normannen, die ihn nicht als König, sondern nur als Herzog anerkennen, die das Schwert eben so leicht gegen ihn als für ihn brauchen können, und bietet ihm ihre Macht zu seinem Beistand an. Der König spricht seinen Vorsatz aus, das Recht wiederherzustellen:

Arrigo.

In meinem Herzen redet laut genug
Der Unterdrückten Recht; den Tag ersehn' ich

Wo ich erobre wieder, was dem Volk,
Dem König ward entriſſen... Oh! könnt' ich
Nach meinem Sinn hier herrſchen: hörteſt du
Vom Thron mich rufen bald: den Schlöſſern Krieg,
Friede den Hütten!

Am Ende ermahnt Eleonora ihn noch einmal, ernſtlich ſich der Pflichten des Königs wieder anzunehmen; in Frankreich habe ſie gehört, jedoch nicht geglaubt, daß er auf einem verborgnen Schloß, des Reichs und ſeiner ſelbſt vergeſſend, gelebt habe; ſie, auf dem Thron geboren, habe dieß Geſchwätz des Pöbels verachtet. Sie erwartet, daß er bald das von dem Geſandten abgeſchloſſene Verlöbniß vollziehe, denn ein meineidiger König ſey der verächtlichſte unter allen Sterblichen. Der König führt ſie in ihre Zimmer; und dann treten ein, fünfte Scene, die Barone, zur Huldigung, unter ihnen Gualtiero, Edmondo und Rosmonda, in der Rüſtung eines Kriegers. Die Genannten treten beiſeite, und Gualtiero fragt ſeine Tochter, warum ſie ſie hieher begleite. Bis jetzt ſey unter den verſammelten Kriegern ihr Entführer nicht gefunden worden; noch habe ſich keiner, um Verzeihung flehend, dem Vater zu Füßen geworfen. Edmondo ſieht den König kommen und ſagt: jetzt ſey ſein Verdacht zur Gewißheit geworden. Rosmonda kann nicht glauben, daß ihr Alfredo der König ſey; ſie zittert und doch verlangt es ſie zu bleiben. Du zitterſt? ſagt ihr Bruder. Edmondo zittert nicht; ſein Entſchluß ſteht feſt. — Er führt ſie weg; der König kommt.

Sechste Scene. Arrigo, der von den Großen des Reichs begleitet kommt, fordert die ihn mit Jubel empfangenden Barone zur Verſöhnung, zur Einigkeit, zur Verſchmelzung in Ein Volk, und zu neuer Huldigung auf. Die Barone leiſten knieend den Eid; nur Gualtiero weigert ſich, indem er zuvor vom König Gerechtigkeit fordert; Arrigo kennt ihn nicht, und ſtutzt über ſeine kecken Antworten. Gualtiero gibt ſich als Rosmonda's Vater zu erkennen. Arrigo ſtaunt, er hatte ſelbſt Rosmonda's Vater todt geglaubt; er ſucht Gualtiero zu begütigen, zu vertröſten, aber dieſer läßt ſich nicht abweiſen; er dringt auf Gerechtigkeit und die ſächſiſchen Barone erklären ſich für ihn. Arrigo ſucht ſie einzuſchüchtern, beſchuldigt den Alten des Wahnſinns.. während deſſen hört man ein lautes Getöſe, und Gualtiero ahnt ſogleich, daß ſein Sohn den Kampf begonnen.

Siebente Scene. Eleonora, mit Soldaten kommend, meldet, daß die Sachſen einen Aufſtand begonnen, und fordert die Normannen auf, ihres Königs Krone zu vertheidigen. „Rettet mir den Gemahl!“ ruft ſie, und dieſe Worte hört noch die (achte Scene) eintretende Rosmonda. Sie ruft: O Himmel, was höre ich! und eilt auf den König zu. Dieſer erkennt ſie ſogleich an der Stimme. Sie ſieht alle Hoffnungen vernichtet, ſich mit ewiger Schande gebrandmarkt; ſie nennt ihren Namen, und bittet ſie in ein fernes Land führen zu laſſen, damit kein Blutvergießen ihrethalb entſtehe. Der König iſt außer ſich, ſich verrathen zu ſehen; doch verwehrt er ſowohl Gualtiero als Eleonoren, Rosmonda's ſich zu bemächtigen; ſein ſey die Gerechtigkeit und die Rache. Scene neun und zehn. Nachdem Rosmonda weggeführt, der König weggegangen iſt, ſchwören der Vater, der Bruder und die ſächſiſchen Barone dem König Rache.

Fünfter Act. Es iſt Nacht, nahe beim Thurm des Schloſſes von Woodſtock. Erſte Scene. Gualtiero und Rosmonda. Jener hat ſich in der Nacht, während der Verwirrung des Kampfs, umgeſehen, in den Aufenthaltsort ſeiner Tochter eingeſchlichen. Die Sachſen unter Edmondo liefern dem König eine Schlacht; die Zugänge des Schloſſes ſind beſetzt; Gualtiero kann ſeine Tochter nicht mit ſich nehmen, aber er ſelbſt will ſich nicht länger dem Kampfe entziehen; er heißt ſie wieder in den Thurm zurückkehren, und auf das erſte Zeichen, das ſie höre, herabkommen.

Zweite Scene. Eleonora und Tebaldo mit Fackeln. Der letztere hat jene auf geheimen Wegen hieher geführt, um ihre Rache an Rosmonda zu kühlen. Sie zittert vor Wuth, daß der König ſeine Beute aufs neue gerettet haben ſolle, da ſie gehofft, er werde ſeine Liebe ihr zuwenden. Tebaldo hat den neuen Wächter Rosmonda's mittelſt Goldes entfernt, ſo daß Eleonora freie Hand hat, mit ihrer verhaßten Nebenbuhlerin nach Luſt zu verfahren. Tebald entfernt ſich, um auf dem Schlachtfeld ſeine Schuld gut zu machen, oder als Krieger zu fallen.

Dritte Scene. Eleonora allein, bleibt in ſchauerlicher Stille zurück; die Fackel iſt dem Erlöſchen nahe; der Schimmer eines Dolchs ſoll ihr helfen Rosmonda zu finden. Der Himmel iſt dunkel, nur ein blutrother Stern glänzt. Schauerliche Bilder gehen durch ihre Seele, aber die Eiferſucht iſt mächtiger als alle andern Gefühle, und erwacht doppelt, wie ſie ein Geräuſch hört... Rosmonda, herabkommend um den König zu erwarten. Vierte Scene. Rosmonda kommt, die Königin tritt vor; die Arme ſinkt ihr zu Füßen und betheuert, ſie ſey nicht ſo ſchuldig als ſie ſcheine; Arrigo habe ſeinen Namen verſchwiegen; umſonſt; Eleonora bleibt unerbittlich:

Eleonora.

O ſchnöde Thörin!
Um Mitleid flehſt du, und du ſprichſt von Liebe
Die über's Grab ſoll leben, deine Aſche
Soll meine Nebenbuhlerin noch ſeyn?
Hab' ich etwa nicht gnug durch dich gelitten?
Hier ſchuf Arrigo königliche Luſt,
Alltäglich in unſel'gem Rauſche ſchwelgend.
Der Sonne, welche deinen Sünden ſchien,
Mußt' ich verbergen mich, und in dem Schauer
Der ſtummen Säle, in durchwachten Nächt
In langen Tagen, mußte mein Gedanke
Abmatten ſich, die Buhlerin, die mir
Noch unbekannt, ſich zu vergegenwärt'gen,
Dich ſchön zu machen, tauſend Bilder
Zu ſchaffen, und bei jedem Bild der Wuth
Wahnſinnig werden, dich zu tödten lechzen.
Endlich erwach' ich aus des Zornes Träumen,

Und deiner mächtig iſt jetzt meine Rache.
Das iſt Rosmonda! jene Reize ſuch' ich
Umſonſt in deinem Antlitz, die der Name,
Der prächtige, verheißt. Die Roſe wäreſt
Der Welt du? Eine Blume biſt du wohl,
Doch eine niedrige, die jedem Blick
Sich hingibt, jede Hand einladet, die
Zu pflücken man ſich einen Augenblick
Nur bücken darf.

Rosmonda.

Auch ich könnt' meine Lippe
Waffnen mit Schmähungen, und leicht könnt' ich
Vertheid'gen mich, wollt' ich, dem Echo gleich,
Die Worte, wovon widerhallt die Welt,
Gegen dich brauchen. Gott hat mich gegeben
In deine Hand; an der ich ſeine Ruthe
Die meinen Irrthum züchtigt. Duldend, ſtumm
Kannſt du durchbohren mich...

Eleonora heißt ſie beten und ſchweigen; ſie glaubt in ihrem Geſicht noch einen Strahl der Hoffnung zu ſehen; ſie hört Waffengeklirr; aber ſie ruft ihr zu: du hoffſt vergebens! Du biſt mein! und reißt ſie mit ſich fort hinter ein Gebüſch. Fünfte Scene. Gualtiero kommt und ruft Rosmonden zu, herabzukommen; ein Weg zur Flucht ſtehe noch offen; aber in dem Augenblick kommt Arrigo. Sechste Scene. Er rühmt ſich des Siegs über die Rebellen; du haſt mir den Sohn erſchlagen! ruft Gualtiero, und Eleonora ſtößt Rosmonden nieder mit den Worten: haſt du es gehört? die beiden Männer hören was vorgeht; der König ruft nach Rosmonden, Eleonora höhnt: Nimm ſie, Arrigo, ſo verdienſt du ſie! Rosmonda flieht in die Arme ihres Vaters, in welchen ſie ſtirbt. Eleonora erklärt dem König, ſie habe ihm den Thron gegen die Rebellen, habe ihm das Leben vor Schande gerettet. „Mit welchem Blut!" ruft der König aus, „ich muß dich verabſcheuen, ſtrafen kann ich dich nicht; grauſame Nothwendigkeit!" Gualtiero beſchließt das Stück mit den Worten:

Endlich biſt du bezahlt?
Leer iſt mein Haus jetzt, und ich geh der Erde
Es gleich zu machen; aber deine Schuld —
Läßt Gott ſie ungeſtraft? Eleonora
Lebt, ſitzend auf dem Thron, der Rache Amt!

In der Beurtheilung dieſer Tragödie können wir uns kurz faſſen; ſie theilt die Vorzüge und die Mängel der andern Dramen Niccolini's, welche ſchon früher beſprochen wurden. Der Plan iſt in ſeiner Art geſchickt und kunſtreich angelegt, die Verwicklungen und Entwicklungen mit gutem Bedacht motivirt, der Dialog, beſonders in einigen der wichtigſten Scenen, glücklich behandelt und die raſche Aufeinanderfolge der Ereigniſſe muß bei der ſceniſchen Darſtellung einen ſehr lebendigen und ergreifenden Effect machen. Dieſem kommt nun auch die Sprache zu Hülfe, welche durchaus rein, edel und pathetiſch iſt, und bei dem den Italienern eigenthümlichen, höchſt lebhaften, ja leidenſchaftlichen Vortrag, begleitet von der energiſchſten Mimik, die Hände des gerührten Publicums in beſtändigem Feuer des lärmendſten Beifallklatſchens erhalten, die Thränendrüſen in fortwährende Contribution ſetzen mag. Aber gerade dieſe pathetiſche Sprache iſt die gefährlichſte Klippe des italieniſchen Drama's, und namentlich Niccolini's. In dieſer allgemeinen, ziemlich gleichmäßig durch das ganze Stück verbreiteten Schönheit (wenn man es ſo nennen will), geht das Charakteriſtiſche gar zu ſehr unter. Vier der Hauptperſonen dieſes Stücks fließen von dieſem Pathos, das freilich mit verſchiednen Empfindungen, den individuellen Situationen gemäß, ſich verbindet, faſt in allen ihren Reden über, und die einzige Eleonora zeigt mehr ihren Charakter als ihre Stimmung. Wohl ſind nun die einzelnen Stellen rührend, es ſind anſprechende, oft treffende Schilderungen gewiſſer Gefühle und Affecte, aber wenn ſie auch den gewöhnlichen ſentimentalen Leſer und noch mehr den ſo gearteten Zuſchauer befriedigen und rühren, befriedigen ſie doch einen gebildeteren Geſchmack nicht, und müſſen in die Länge ermüden. Es fehlt nicht nur die ſchärfere Ausprägung der dargeſtellten Gefühle durch den tiefer erfaßten Charakter der einzelnen Perſonen, ſondern auch beinahe alle tiefere und innerliche Färbung durch Berückſichtigung und Benützung des hiſtoriſchen und nationalen Hintergrunds. Engländer, alte Griechen, moderne Italiener — Alle ſprechen in jenen Dramen die gleiche Sprache; es ſind ganz abſtracte Perſonen oder Typen; Gualtiero iſt der gebeugte Vater, der in ſeiner erlittenen Schmach zwiſchen Sehnſucht und Zorn, Zärtlichkeit und Haß ſchwankt. Edmondo der großmüthige Ritter, deſſen Herz doch von brüderlicher Zärtlichkeit ſchmilzt; Rosmonda iſt das ſchwache, liebende Weib — aber nichts weiter, und mit Arrigo ſteht es noch ſchlimmer, denn er ſpielt wirklich eine klägliche Rolle, und zwar, wie uns bedünken will, nicht weil ihm der Dichter abſichtlich eine ſolche geben wollte, ſondern weil er ihm keine entſchiedenere geben konnte. Eleonora hätte ein dankbarer Charakter werden können, aber es iſt eben der Fehler der claſſiſchen Tragödie, daß immer viel zu wenig genetiſche Charakteriſtik, zu wenig Perſpective darin iſt, und die Menſchen nach einer präſtabilirten Nothwendigkeit ihres Typus handeln. Das Stück hat zu wenig ruhige Haltung und zu wenig Idee, um in eigentlich tragiſcher Weiſe „durch Furcht und Mitleid auf Reinigung der Leidenſchaften" zu wirken; der Effect iſt vielmehr nur pathologiſch und melodramatiſch. Für den Leſer hat es eine auffallende Magerkeit und Kahlheit, und man fühlt ſich verſucht, das was der Dichter ſich vielleicht als lobenswürdige Strenge und Enthaltſamkeit, als keuſche dramatiſche Zucht anrechnet, doch für Armuth an Gedanken, für Mangel an ſprudelnder Lebens- und Productionskraft zu halten.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 122 u. 123.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 October 1840.

Gedichte von Felicia Dorothea Hemans.

(Geboren zu Liverpool, am 25 September 1793; geſtorben zu Redesdale bei Dublin, am 16 Mai 1835.)

1. Weit entfernt.

Weit entfernt! — O meine Seel' iſt fern,
Wo ins Meer die ſchroffen Felſen ſpringen;
In den Blumen, o wie gern, wie gern
Hör' ich wieder meiner Schweſter Singen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Träumen, es iſt fern,
Wenn die Sterne Nachts am Himmel ſcheinen!
Meine Mutter ruft: o, kehre gern,
O, komm wieder, Kind, komm zu den Deinen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Hoffen, es iſt fern,
Wo ſich Luſt und Liebe neu verbinden!
O, du Taube, zieh'nd von Stern zu Stern,
Leih' mir Flügel, jenen Strand zu finden —
Weit entfernt!

2. Grablied zur See.

Schlaf! — Wir geben dich der Fluth,
Roth von der Gefallnen Blut:
Ehre dem, der alſo ruht. —
O, leb' wohl!

Schlaf! — Du nahmſt dein wogig Feld!
Meer und Himmel ſind dein Zelt;
Deine Leichenfahne fällt
Dumpf und hohl!

Einſam in des Meeres Schooß,
Unbeweint und grabſteinlos,
Ruhſt du, den ſein Todesloos
Jählings traf!

Doch kein Mal, mit blut'gem Schein
Flatternd durch der Seeſchlacht Drän'n,
Soll die Rothkreuzflagge ſeyn —
Schlaf, o ſchlaf!

3. I dream of all things free.

Was da frei, das iſt mein Traum!
Eine Barke, fluthgewiegt,
Die ſich Bahn macht durch den Schaum,
Wie ein Pfeil zum Ziele fliegt!
Dann ein Hirſch im grünen Wald;
O, wie wirft er ſein Geweih!
Tauſend Bäche, klar und kalt —
Alles, alles, was da frei!

Dann ein Aar, der trotzig kreiſ't
Um der ſchroffſten Berge Zug;
Ich erblick' ihn jüngſt im Geiſt,
Hörte rauſchen ſeinen Flug.
Einen Strom ſchritt ich hinan,
Dicht umweht von Buſch und Baum,
Ohne Segel, ohne Kahn —
Was da frei, das iſt mein Traum!

Ein beglücktes Kind im Hain,
Das mit Blumen ſpielt und Reh'n;
Indier, die bei Sternenſchein
Durch des Urwalds Dickicht gehn;

Jauchzend Volk auf Siegesſtätten,
Bogenſchüz am grünen Baum: —
— O, mein Herz liegt wund in Ketten,
Und was frei, das iſt mein Traum!

---

4. Der Engel Ruf.

Flüſtern, horch, und Engelwort:
Schweſtergeiſt, zieh' mit uns fort!

Komm in des Friedens Land!
Komm, wo des Sturmes rauhe Stimme ſchweigt,
Komm, wo der Schatten von der Seele weicht,
Komm, wo das Leid gebannt!

Da drückt dich keine Furcht!
O, komm hinüber! Liebe nur und Ruh'
Weht dir der Taube weißer Fittig zu,
Die ſtill die Luft durchfurcht!

Komm zu der Sel'gen Schaar!
Bei den Gerechten, die des Lammes Stadt
Aus allen Landen ſich berufen hat,
Ausruhſt du immerdar!

O, lang warſt du allein!
Zu deiner Mutter komm! — am Sabbathſtrand
Siehſt du nicht winken der Geliebten Hand?
O, komm! kehr' bei ihr ein!

In Schweigen ließ man dich! —
Zu deinen Schweſtern komm! — Du hörſt ſie ſchon:
Ihr jubelnd Lied, ein ein'ger ſüßer Ton,
Begrüßt dich freudiglich!

Auch deine Sonne ſcheint!
Sturm bog dein Haupt, als wär's ein Weidenaſt:
Zu deinem Vater komm! — Du haſt nun Raſt!
Du haſt nun ausgeweint!

Jezt wirſt du ſelig ſeyn!
Kein Wechſel waltet, wo du weilſt hinfort,
Und, ha! den Tod bezwang die Liebe dort!
Zu deinem Gott geh' ein!

---

5. Verwandte Herzen.

O, forſch' und frag' auf Erden nicht
Zu warm nach Mitgefühle! —
Draus ſprudelnd eine Quelle bricht,
Der Herzen gibt's nicht viele;
Und die es gibt: — vereinigt ſah
Sie nie noch eine Stelle;
Es wäre ſonſt das Leben ja
Zu ſchön für ſeine Schnelle!

Das Auge deines Bruders ſieht
Vielleicht nicht, wie das deine,
Zum Himmel, wenn er brennend glüht
Im blut'gen Abendſcheine;
Bei Veilchenduft und Lenzeswehn,
Und bei der Amſel Locken —
Dein Auge wird dir übergehn,
Sein Auge bleibt ihm trocken!

Ein Lied von Zeiten, die geflohn,
(Es iſt ſüß, ihm trüb zu lauſchen!)
Entfernter Abendglocken Ton,
Bei Nacht der Wellen Rauſchen;
Der Winde ſtürmiſcher Accord,
Aufſchütternd unverdroſſen: —
Dir iſt das Alles Bild und Wort,
Ihm bleibt ſein Seyn verſchloſſen!

Doch darum nicht weiſ' ihn zurück,
Der Jahre lang dich liebte,
Der anſah deiner Kindheit Glück,
Und den dein Schmerz betrübte!
Und wenn er weinend mit dir ſtand
An einem Todtenſchreine;
Dich pflegte, warſt du ſiech: — verwandt
Iſt deiner Bruſt die ſeine!

Doch jene Kreiſe, licht und rein,
Drin ſel'ge Geiſter ſchweben,
Wie Blumen wohl in einem Hain
In einem Lüftchen beben;
Doch jener gleiche ſüße Ton
Verwandten Fühlens Zeuge:
O, träume länger nicht davon —
Gen Himmel ſieh' und ſchweige!

F. Freiligrath.

Zuſtand und Beruf der Frauen.

1. Das Weib und ſein Herr.

Von Lady Morgan. 1840.

2. Des Weibes Beruf.

Von Miß Lewis. Siebente Auflage. 1840.

Die beiden Bücher, die wir oben zuſammengeſtellt, ſind in einem ſehr verſchiedenen Geiſt geſchrieben, ja ſie bilden gewiſſermaßen einen Gegenſatz. Die Verfaſſerin des einen, die berühmte Romandichterin Lady Morgan, geht, als von einem unbeſtreitbaren Axiom, von der Vorausſetzung aus, daß der Zuſtand des Weibes in der ganzen Welt und zu allen Zeiten ein Zuſtand der Unterdrückung, der Sklaverei, wenigſtens nie ein normaler geweſen ſey. Dieß wird hiſtoriſch nachgewieſen in der bis jezt erſchie-

neuen ersten Hälfte ihres Werks, und die zweite Hälfte, welche die mittelalterlichen und neueren Zeiten umfassen soll, wird vermuthlich auch Vorschläge und Ideen bringen, wie diesem Mißverhältniß abgeholfen, wie das Weib in die ihm gebührenden Rechte eingesetzt werden soll. Das zweite Büchlein, das in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebte, wendet sich dagegen den weiblichen Pflichten zu, in stillschweigender Voraussetzung, wie man sich denken kann, daß die Frauen sich in einem solchen Zustande befinden, daß ihrer Freiheit ein bedeutendes und wichtiges Feld der heilsamsten Thätigkeit, falls sie das Rechte wollen und wählen, offen stehe. Es könnte scheinen, als erwerbe sich die erstgenannte geistvolle Schriftstellerin ein größeres Verdienst um ihr Geschlecht, indem sie dessen Ansprüche und Rechte gegen die Anmaßungen des männlichen Geschlechts vertheidige und ihm eine würdigere Stellung und Existenz zu verschaffen suche; aber es wäre möglich, daß dennoch die zweite mehr im Interesse der Frauen, mehr für ihre wahre Würde geleistet hätte; denn die Natur der Sache bringt es hier mit sich, daß eine tiefe und verständige Auffassung der Pflicht zugleich auch auf das eigene Ansehen, die eigene Würde der Frauen zurückwirken muß; wenn die Frauen als Mütter und Erzieherinnen ihre Pflichten gewissenhaft zu erfüllen sich zur Aufgabe machen und vor Allem diesen Kreis ihrer Thätigkeit zu erkämpfen suchen, da kann es nicht fehlen, daß nicht die von ihnen herangebildeten Generationen ihnen mit Ehrfurcht und Liebe vergelten, während das Geltendmachen von Ansprüchen gar leicht den Stolz und Uebermuth der Männer reizt, und sie herausfordert, auf die weibliche Schwachheit und Untüchtigkeit höhnisch hinzuweisen. Ueberhaupt — auf dem Gebiete des Rechts, im Staat, können Rechte allenfalls erkämpft, aber auf dem Gebiete der Sittlichkeit, in der Familie, müssen sie moralisch erworben werden. Doch wir wollen unsre Leser durch Proben aus den beiden Büchern in Stand setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden über die Tendenz und den Werth derselben.

Lady Morgan schildert in ihrem ersten Capitel die intellectuellen und moralischen Fortschritte, welche die Menschheit in einem Zeitraum von sechstausend Jahren gemacht, klagt aber darüber, daß doch noch so viel zu thun übrig sey, daß so wichtige Wahrheiten noch verkannt, so heilige Rechte noch vorenthalten werden. „Noch immer sind unüberwältigt mancherlei große Hindernisse, welche der Wirksamkeit der gesellschaftlichen Maschinerie entgegenstehen; Unebenheiten und Mangel an Ineinandergreifen hemmen ihr Spiel und erschweren ihre Bewegungen, an die man doch kaum denkt. Die mißhelligen Bruchstücke älterer Systeme sind noch vorhanden, welche mit den neueren Federn und Principien der Thätigkeit nicht recht zusammenstimmen. Bei dem großen, allgemeinen Fortschritt der Erkenntniß und des Wissens ist vieles versäumt, vieles übersprungen worden; und unter den wohlthätigsten Reformen und einsichtsvollsten Verbesserungen sind noch große moralische Mißstände zurück, welche beseitigt werden müssen, ehe die Interessen der Menschheit auf ein der Natur gemäßes, zu allgemeinem Glück führendes System hart werden können. Aber worin liegt das Versehen? Kann es ein solches seyn, das ebenso erstaunlich augenfällig als in seinen Nachtheilen von unermeßlicher Wichtigkeit ist? Während man Gesetzbücher umarbeitete, Institutionen vernünftiger ordnete und die Interessen von Classen und Ständen sorgsam wahrnahm, hat man die eine Hälfte der Menschheit bis auf den jetzigen Augenblick auf dem Punkte gelassen, auf den die ersten rohen Einrichtungen einer barbarischen Gesellschaft und ihre barbarischen Gesetze sie stellten. Ist das Weib wirklich noch jetzt ein zum Dulden bestimmtes, ein rechtloses Geschöpf, wie zur Zeit der unwissenden Kindheit frühern ungeordneten Zusammenlebens, wo das Recht des Stärkern das einzig gültige Gesetz war? Und ist bei dem großen Drängen nach einer regenerirenden Reform das tüchtigste und geistigste Werkzeug socialer Verbesserung und nationaler Wohlfahrt, ist das Weib vergessen worden? Ist sogar jetzt noch, wo das Supremat von der Muskelstärke an den Geist übertragen worden, ist auch jetzt noch das Wesen vom feinsten Geist, mit den beweglichsten Fibern, mit der empfindlichsten und zartesten Organisation, das Gott, um die Genossin und Gehülfin des Mannes zu seyn, an die Spitze der Schöpfung gestellt, — die Gründerin der Nationen; die Verschönerin der Racen, ist das Weib allein zurückgeblieben auf dem Anfangspunkt der Civilisation, während Alles um sie her fortschreitet und sich verbessert? Und ist der Mann noch immer „der Herr," und verewigt er, in mißleiteter Eigenliebe, ihren Zustand der Unwissenheit und Abhängigkeit, während ihre Emancipation und bessere Stellung, als krönendes Element seines eignen Glücks, ein so höchst dringendes Bedürfniß ist? Wenn er im Fortschritt der feinern Bildung die Kette seiner Sklavin glänzender gemacht statt gebrochen hat, so hat er nur einen neuen, schimmernden Keim von Uebel an sein eignes Schicksal befestigt, und mit seinen edelsten Begriffen von nationaler und socialer Entwicklung ein Princip verknüpft, welches nur zu oft den Fortschritt seiner besten Reformen lähmt und ihre Resultate schwächt. Wenn in der frühesten Aera der Gesellschaft das Weib das Opfer der physischen Ueberlegenheit des Mannes war, so ist sie noch in der neuesten das Opfer von Gesetzen, bei deren Beschließung sie keine Stimme hatte, ist sie den Strafbestimmungen eines Codex unterworfen, der ihr doch nur wenig Schutz gewährt. Während der Mann bei seinen ersten rohen Bemühungen auf dem Gebiete der Rechtsbestimmung das weibliche Geschlecht durch Beschränkungen und Unfähigkeitserklärungen gefesselt, hat er dessen natürliche Rechte unbeachtet und unbeschützt gelassen, seine Freiheit nicht anerkannt. Die Existenz des Weibes ganz in die seinige verschlingend, hat er ihr kein besonderes, persönliches Interesse gestattet, ihr keinen unabhängigen Besitz zuerkannt, denn, sagt das Gesetz — ein Gesetz, das Männer gemacht haben — denn der Mann ist des Weibes Haupt, und alles was sie hat, gehört ihm. — Selbst die Frucht ihrer eignen Arbeit kann ihr entrissen werden. Die einzelne Frau und die verheirathete Frau ist gleicherweise das Opfer der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit — dieser unwandelbaren, allgemeinen Attribute des Rechts des Stärkern. Aber noch ein schrecklicherer Frevel wird begangen gegen alles, was dem Weibe das Theuerste ist; sie kann beraubt werden des Besitzes ihres eigenen Kindes, des Kindes das noch vor einer

Stunde unter ihrem Herzen geborgen war, ein Theil ihres Selbſts, Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Bein — ihr Kind kann von ihr geriſſen werden, während es noch ſeine Nahrung von ihrer Bruſt empfängt, während ſie noch dem Himmel dankt für all ihre überſtandenen Leiden, indem ſie zärtlich auf ſeine Hülfloſigkeit ſchaut.

Zwar ſind im Verlauf des moraliſchen Fortſchritts einige ſchwache Lichtſtrahlen hervorgebrochen auf die Nacht dieſer Unbilden; und Billigkeit, der geſunde Sinn fortſchreitender Civiliſation, hat durch ein Syſtem von Fictionen dem Geſetze zu trotzen geſucht. Schüchtern die mögliche Ungerechtigkeit früherer Inſtitutionen zugebend, weicht ſie zögernd den Conſequenzen aus, und wagt nicht das Princip anzutaſten. So iſt das Schickſal des Weibes nur verwickelter und unſicherer geworden; und Rechte, über welche die Natur der Dinge längſt entſchieden hat, werden Jahre lang ſchwebend hingehalten vermöge des Unzuſammenhängenden und Widerſprechenden der Maſchinerie, durch welche ſie unterſtützt worden ſind, bis ein Leben hinausgeſchobener Hoffnung ſich verzehrt hat, ehe der Fleiß und die Einſicht ihrer Vertheidiger ſich der Sache bemächtigen und ſie zur Entſcheidung reif machen können.

Aber umſonſt hat die öffentliche Meinung, die neue Inhaberin der Macht, die Antagoniſtin der phyſiſchen Gewalt, ihre Tribunale für die Beſchwerden der Unterdrückten geöffnet! Selbſt hier tritt ihr Herr ihr entgegen und beruft ſich gegen ſie auf das, was er Philoſophie und Wiſſenſchaft nennt; und wenn gerade, während dieſe Zeilen geſchrieben werden, eine ärmliche Maaßregel theilweiſer und widerſtrebender Verbeſſerung der Geſetzgebung abgedrungen worden, ſo iſt dieſer Ausnahmsfall nur eine Gelegenheit geworden zu um ſo trotzigerer Behauptung des empörenden Princips. Die natürliche Abhängigkeit des weiblichen Geſchlechts von ſeinem Herrn, die angebliche Unfähigkeit zu den höhern intellectuellen Beſtrebungen und die vorausgeſetzte Untüchtigkeit zur Concentration werden noch immer behauptet; und während man der Frau erlaubt, die Künſte zu üben, welche bloß ergötzen und häufig corrumpiren, wird ſie geſchmäht als ein geſchlechtsloſes Weſen, als ein lusus naturæ, wenn ſie ihren Sinn auf Beſtrebungen richtet, welche nützlich werden möchten, und welche unfehlbar den Geiſt erheben. Indem er ſie für den Harem erzieht, aber von ihr die Eigenſchaften und Tugenden des Portikus fordert, erwartet der Mann von ſeiner Odaliske die Feſtigkeit des Stoikers und verlangt von ſeiner Sklavin die Uebung der Tugenden, welche dem Herrn Unſterblichkeit verleihen. Er ſagt ihr: Dunkelheit ſey ihr wahrer Ruhm, Unbedeutenheit ihre Auszeichnung, Unwiſſendheit ihr Loos, und duldender Gehorſam die Vollendung ihrer Natur; und doch erwartet er von ihr, als tägliche und ſtündliche Lebensgewohnheit, jene Herrſchaft über die Leidenſchaften durch die Stärke der Vernunft, jenen Triumph der moraliſchen Energie über die Sinne und Triebe, jene Erduldung perſönlicher Entbehrungen und Selbſtverläugnungen, welche bei ihm Eigenſchaften ſeltener Ausnahmen, mühſam errungene Tugenden ſind.

Dieß iſt das Loos der Frau geweſen unter den edelſt organiſirten und geiſtigſten Völkern der Menſchheit und in den ihrer moraliſchen Entwicklung günſtigſten Ländern. Bei den niedriger ſtehenden Racen und unter minder gemäßigten Himmelsſtrichen iſt ſie noch entwürdigter und hülfloſer Gegenſtand und Opfer brutaler Sinnlichkeit, vergeht ihr Leben in erniedrigender Beſchränkung und entwürdigender Unwiſſenheit, während ihr Tod nicht ſelten die Folge mörderiſcher Gewaltthätigkeit oder raffinirter Martern iſt.

Aber, wie hat nun dieſe Pariakaſte des menſchlichen Geſchlechts, mißhandelt vom Geſetz, gefaßt mit Fictionen und Gegenſtand der rohen Gewalt — wie hat das Weib das ihr angewieſene Geſchick empfunden, ertragen, wie ſich benommen? Hat ſie mit zahmer Erhebung das Haupt unter das Joch gebeugt, als wäre ihre Natur dafür geeignet und geſchaffen? oder hat ſie als Sklavin, Concubine oder Frau gefühlt und proteſtirt? Hat ſie nicht manchmal unter dem corrumpirenden Einfluß der Unterdrückung, jene Eigenſchaften ihres Geſchlechts, welche beſtimmt waren zu einer Ergänzung des intellectuellen Syſtems der Gattung, zur Unterſtützung des Mannes in ſeinem Krieg mit den Elementen, zu Waffen gegen ihn verwandelt? Iſt nicht unter ſeiner Mißherrſchaft ihre raſche Faſſungskraft oft zur Schlauheit entartet? Hat ſie nicht inne geworden, wie wenig von ſeiner Gerechtigkeit zu hoffen, die Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften ſich zu gewinnen gewußt? Und hat nicht der Mann, der jedes Recht läugnet, das ſeiner Oberherrſchaft Abbruch zu thun droht, ſich dem Zauber gefügt, welcher dieſelbe untergräbt; und hat er nicht, wenn er ſo mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß zuließ, wo er Kenntniß und Einſicht verſagte und Rechte verweigerte, eine hinterliſtige, unwiſſende Tyrannei gegründet, die beſtändig ſeine eignen Plane durchkreuzt, den beſten Intereſſen der Geſellſchaft ſchadet, und ihr Vorſchreiten zur Reform verzögert?

Trotz ihrer falſchen Stellung hat das Weib ſich hindurchgekämpft durch alle Herabwürdigungen und Rechtsvorenthaltungen, hat die Abſichten der Natur zu ihren Gunſten gerechtfertigt, und ihre Anſprüche, an den moraliſchen Bewegkräften der Welt Theil zu haben, bewieſen. Bei allen Ausbrüchen des Geiſtes, bei jedem Vordringen auf der großen Bahn der Beſſerung hat ſie ihren Antheil gehabt; und ſie ließ ſich dabei gebrauchen als Werkzeug, ohne Hoffnung auf Lohn; ſie erfüllte getreulich ihren Beruf, ohne Ausſicht auf Anerkennung. Sie hat in verſchiedenen Zeitaltern ihre geheimen Dienſte ihrem Meiſter und Gebieter geliehen, ohne ſeinen Triumph, ſeinen Erfolg mitzugenießen. Ihre Feinheit hat Anſichten Eingang verſchafft, welche aufzuſtellen der Mann ſich ſcheute, und ihre Gewandtheit Gunſt für Lehren gewonnen, welche ſein Genius zwar gefunden, aber welche zu verbreiten ihm die Kunſt fehlte. Prieſterin, Prophetin, das Orakel des Dreifußes, die Sibylle der Höhle, das verſchleierte Idol des Tempels, die verhüllte Lehrerin der Akademie, die Märtyrerin oder Miſſionarin einer geiſtigen Wahrheit, die bewaffnete Verfechterin einer politiſchen Sache, iſt ſie gebraucht worden für jeden Zweck, wo der Mann, wenn er ſeine Gattung nicht durch die Kraft der Wahrheit überzeugen konnte, ſie zu einem guten Zweck zu fanatiſiren ſuchte, ſo oft der Geiſt durch indirecte Mittel über die Trägheit der Maſſen triumphirt hat

Bei allen moraliſchen Impulſen hat das Weib geholfen und iſt beigezogen worden; aber nachdem ſie ihre Rolle geſpielt und das Ihrige geleiſtet, iſt ſie immer wieder in ihre natürliche Dunkelheit, in ihre hergebrachte Unbedeutendheit zurückgeſchleudert worden; kein Geſetz gegen ſie iſt widerrufen, kein Unrecht gut gemacht, kein Recht anerkannt worden. Wenn man ihres nicht zu läugnenden Einfluſſes mehr wie eines Zufalles denn als einer Hauptſache in den Chroniken der Nationen erwähnte, ſo machte man ihr einen Vorwurf daraus; ihr Genius, der nicht verhehlt werden konnte, wurde als ein Phänomen behandelt, wenn nicht gar als eine Monſtroſität betrachtet.

Aber wo exiſtiren die Zeugniſſe von dieſen nicht anerkannten Verdienſten, von den nicht widerrufenen Mißhandlungen? Sie finden ſich nachläſſig zerſtreut in Allem was bekannt iſt von geſchriebener Geſchichte der Menſchheit, von den erſten bis zu den letzten Blättern. Man kann ſie entdecken in den Gewohnheiten des ungezähmten Wilden, in den Traditionen des halbciviliſirten Barbaren, und in jenen Fragmenten des Alterthums, zerſtreut durch Epochen ohne Datum — Monumente einer großen moraliſchen Zerſtörung, die, wie die foſſilen Reſte längſt untergegangner und unbekannter Thiergattungen, zur Begründung einer Theorie oder zur Herſtellung eines Factums dienen.

Wo immer das Weib lebte, da hinterließ es die Spur der Humanität als Zeichen ihrer Wanderung, gelegentlich mit ausprägend das Siegel ihrer empfindenden Natur und ihrer Leiden jeder Phaſe der Geſellſchaft und in jedem Lande, vom Indus bis zum Pol.

Beſcheiden aber furchtlos ihre Sache zu verfechten und ihre Wirkſamkeit durch mehr anſchauliche als belehrende Züge zu beleuchten, iſt der Zweck dieſes Buchs."

In dieſem Vorwort ſind Sätze verſchiedener Art zuſammengeſtellt, und ſo ſind auch die folgenden Darſtellungen nicht eben geeignet, Einen Grundgedanken zu veranſchaulichen und zu erweiſen; denn ſie handeln bald von wirklicher Unterdrückung und Mißhandlung und von der Ungerechtigkeit, womit Mitwelt oder Nachwelt hervorragende Frauen beurtheilte, bald aber auch von weiblicher Entartung, deren Schuld dann freilich meiſt wieder auf das männliche Geſchlecht zurückgewälzt wird. Allerdings zieht ſich aber durch das Ganze der Ton und das Intereſſe einer warmen Advocatin des weiblichen Geſchlechts, der weiblichen Natur, durch, und ohne Zweifel enthalten ſowohl die hiſtoriſchen Zuſammenſtellungen viel Intereſſantes und Verdienſtliches, als auch die Reflexionen und Klagen der Verfaſſerin viel Beherzigenswerthes. Wir laſſen einige Proben folgen. Das zweite Capitel handelt von den Frauen bei den Wilden und bei den halbciviliſirten Stämmen. Die Bewohner von Auſtralien werden geſchildert als ein entſetzlicher Stamm: „Der Herr eines Bodens, der geſchaffen ſchien von einer andern Macht, als diejenige, welche die zierliche Geſtalt der Antilope bildete und das Auge der Gazelle mit Glanz erfüllte, glich keineswegs jenen göttlichen Geſchöpfen, deren kühnes Trachten ſie aus Eden verbannte, um ein kaum minder paradieſiſches Land mit Geſchlechtern von engelhafter Geſtalt und herrlichem Geiſt zu bevölkern; er ſchien von einer andern Schöpfung, ein anderes Weſen als ein Menſch zu ſeyn. In ſeinem körperlichen Weſen war er ganz Mißgeſtalt und Häßlichkeit; in ſeinem intellectuellen Weſen ganz Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit . . . Die menſchliche Natur konnte nicht tiefer ſinken; und doch hatte dieß unvollſtändige und übelgeſchaffene Geſchöpf, dieß unaufgewachte, unideale Weſen Eine lebhafte moraliſche Ueberzeugung: die von ſeiner Ueberlegenheit gegenüber dem weiblichen Theile ſeiner Gattung! Er glaubte, das Weib ſey von anderm Weſen als er, und er deſſen geborner Herr! ſie ſeine Sklavin nach dem göttlichen Recht des Stärkern. Er bezeichnete ſie in der Stunde ihrer Geburt als ſeine Sklavin, indem er ihr die Gelenke der Vorderfinger brach; er erneute den Vertrag ſeiner Oberhoheit in ihrer frühſten Jugend, indem er ihr die Vorderzähne einſchlug, und wenn er dieſe Leibeigne zum Gegenſtand ſeiner Leidenſchaften erkor, legte er ſeine Neigung dadurch an den Tag, daß er ihr ins Geſicht ſpie und ſie in ſeine Höhle ſchleppte. „Und doch," erzählt ein neuerer Reiſender, „iſt bei den Weibern von Neuholland jenes weibliche Zartgefühl, das ſich bei weißen Völkern findet, auf den braunlichen Wangen zu erkennen; und obgleich man die Weiber wie die Männer in den Straßen von Sydney und Paramatta beinahe ſo wenig mit Hüllen von der Hand der Sittſamkeit ausgeſtattet ſieht, als die erſte Mutter im Paradieſe, hat doch ihr wilder Zuſtand noch nicht allen Inſtinct des moraliſchen Gefühls ausgelöſcht, denn ſie erröthen." So haben alſo dieſe Opfer der Gewaltthätigkeit ein moraliſches Gefühl; ſie haben auch, wie alle Schriftſteller, die von ihnen erzählen, verſichern, eine zärtliche Hingebung, den charakteriſtiſchen Zug ihres Geſchlechts unter allen Racen; und bei all ihren Leiden und Mißhandlungen ſind ſie die Trägerinnen und Bewahrerinnen des bißchen Tugend, das ihre Gattung von den Thieren des Feldes unterſcheidet. Dieß iſt das Verhältniß der Geſchlechter bei den zuletzt entdeckten Exemplaren der Menſchheit, bei der noch nicht claſſificirten Race einer unbekannten Schöpfung, das Verhältniß des „Weibs und ihres Herrn" in den ſüdlichen Himmelsſtrichen."

Dann geht die Verf. über zu den rothen Menſchen Amerika's: „Die kurze und blutige Geſchichte des rothen Mannes der nördlichen Hemiſphäre, des Vernichters und des Vernichteten, iſt bald erzählt. Aber auch er, ſo wild er iſt, hat in ſich, ſo ſcheint es, das Bewußtſeyn eines göttlichen Geſetzes, das ihn ermächtigt, eine deſpotiſche Oberherrſchaft über die weibliche Hälfte ſeiner Gattung anzunehmen. Im Müßiggang ſchwelgend, wenn er nicht im Blute ſchwelgt, überläßt er dem Weib, ſeiner Sklavin, alle Arbeit, Umſicht und Vorſorge, welche erforderlich ſind für die Bedürfniſſe ſeines wilden Lebens; und liegt ſich ſonnend da vor ſeinen ſtolzen Faſanenbüſchen, oder beſchattet von ſeinem breiten Büffelſchild, während ſein Weib die Mühen eines Laſtthiers auf ſich nimmt, im Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht, der Gewaltthätigkeit und Tyrannei ihres Herrn zu widerſtehen. Und doch wird die duldende Sklavin des rothen Mannes im Norden, wie die Sklavin des dunkeln Auſtraliens, von

Digitized by Google

allen Schriftſtellern, und neueſtens wieder von einem der ausgezeichnetſten (Chappell) als ein in hohem Grad mit moraliſchem Gefühl begabtes Geſchöpf geſchildert. Sie zeichnet den Tapfern aus vor dem Feigen, und liebt und ahmt nach die einzige Tugend welche ihren Herrn ziert, denn ſie iſt eine Bewunderin des Muhms, und hat eine rohe Ahnung von geſchichtlicher Größe. Sie hat auch moraliſchen Muth, der ſie bei den härteſten Prüfungen aufrecht erhält. Sie iſt beſeelt von tiefer, hingebungsvoller Zärtlichkeit für das Kind an ihrer Bruſt; ſie zeigt bei ſeiner Erziehung und Pflege eine Umſicht, eine Vorſorge, eine Selbſtverläugnung, die man häufig bei Müttern geſitteter Staaten vermißt.“ — „Der Neger, mit ſeiner niedrigen, ſchmalen Stirne, dem charakteriſtiſchen Zug geiſtiger Armuth und Unentwickeltheit, mit der brutalen Sinnlichkeit des Wilden und mit den niedrigſten Laſtern der Civiliſation, fühlt ſich eben ſo zufrieden und ſtolz im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit gegen das Weib, wie der Amerikaner oder Siberier. Aber der Afrikaner, wie der Siberier, fühlt, während er unterdrückt, doch auch Furcht, und bei ſeiner Furcht glaubt er das Weib zu verachten. Kaum theilt er mit ihr ſeine Hütte und nie ſeinen Tiſch. Selbſt das gemeinſame Unglück weſtindiſcher Sklaverei hebt dieſe Abſonderung nicht auf; denn auf den Zuckerinſeln wie in ihrer afrikaniſchen Heimath reicht die Negerin auf den Knieen den Tabak und den Trank dar, welche ihr Fleiß und ihre Einſicht für den indolenten Ehemann bereitet haben. Der Neger als Herr in ſeiner Heimath jagt und fiſcht, macht und beſſert aus die Hütte, bereitet ſeine Waffen und verfertigt manchmal Kleider und Werkzeuge für ſeine Familie. Aber den größten Theil ſeiner Zeit bringt er in Müßigang und mit Rauchen zu, während er dem Weibe all die Mühen und Arbeiten des Ackerbaues und der Haushaltung anweiſt. Die geduldige fleißige Negerin pflügt und ſäet und erntet (oft mit einem Kind auf dem Rücken und einem zweiten an der Bruſt), ſammelt und webt die Baumwolle und macht den Mais und Tabak zurecht. Selbſt die Frauen der barbariſchen Häuptlinge und Könige ſind nicht immer von dieſen Arbeiten ausgenommen; und wenn die Zeit ihre Kräfte erſchöpft, oder die Ueberſättigung ſie verſchmäht, werden ſie auf dem europäiſchen Sklavenmarkt verkauft, oder durch geſteigerte Brutalität und Mißhandlung in ein frühes Grab geſtürzt. Bei all dieſen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten wird doch der moraliſche Einfluß des Weibes immer empfunden und gefürchtet; denn der Neger wie auch der Mongole und der Amerikaner hegt eine eiferſüchtige Scheue und Angſt vor dem andern Geſchlecht, die er ſich nicht zu erklären ſucht; eine ängſtliche Ahnung von Kräften, welche zu überwältigen oder welchen zu widerſtehen nicht im Bereich ſeiner phyſiſchen Stärke liegt. Für den Neger iſt der Geiſt, oder vielmehr der Charakter und das Temperament des Weibes ein furchtbares Geheimniß; und durch ein furchtbares Geheimniß ſuchen ſie ſich auch dagegen zu ſchützen. Zu dieſem Behuf ſchließen die Männer einen ſchrecklichen geheimen Bund der Rache und bilden ein Tribunal, nicht unwerth des argwöhniſchen Deſpotismus einer civiliſirteren, obwohl kaum verdorbenern Geſellſchaft. Sie haben eine Geheimſprache erfunden, welche kennen zu lernen für das andere Geſchlecht tödtlich iſt, und die dazu benützt wird, die beabſichtigte Rache zu verhehlen, welche ſonſt vom weiblichen Scharfblick könnte entdeckt und vereitelt werden.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Fregatte la Sérieuſe oder die Klage des Capitäns.

(Schluß.)

8.

Schnell zu ſegeln — zum Beneiden
Iſt es! — ſehn der Wimpel fliehn
Fern von Küſten, die wir meiden,
Eine edle Furche ziehn!
Beſſer ſieht man auf dem Meere
Das Geſicht der Welt, das hehre,
Das ſie neigt, als ob ſie kehre
Zornig ab ſich von der Schmach,
Die der Menſch ihr zugefüget,
Der das Element beſieget
Und die wilde Fluth durchpflüget
Hat mit Kiel und Ruderſchlag.

9.

Durch die traurig kalten Wellen —
Welch Vergnügen, welcher Stolz! —
Die ſich dräuend aufrecht ſtellen,
Gehn auf einem Boot von Holz!
In der Nacht, der ſternbedeckten,
Flattern Tauſend von Inſecten
Mit den prächt'gen, buntgefleckten
Schwingen auf der feuchten Bahn;
Und ſie ſcherzen, und ſie necken
Sich, bis matt die Flügeldecken
Ein ſie ziehn, an allen Ecken
Setzend ſich auf Maſt und Raa'n.

10.

Und die Sérieuſe vor Allen
War ſo ſchön und ſchmuck genug,
Daß die See an ihr Gefallen
Fand und ſie mit Liebe trug;
Wie ein alter Leu ſich leget,
Wedelnd ſeinen Schweif beweget
Und dran, nie zum Zorn erreget,
Seine Jungen ſpielen läßt;
Wie auf ihrem Haupt mit Neigen
Eine Frau hält unter Schweigen
Ihre Wieg' aus Weidenzweigen,
Drin ein Knäbchen ſchlummert feſt.

Digitized by Google

11.

Auf dem hohen Deck ſpazierte
Täglich ich, verließ ſie nie,
Die als Capitän ich führte,
Wie ein Kind ſo liebt' ich ſie.
Wär' vielleicht den eignen Kindern
Zugethan mit einer mindern
Liebe — kann das Herz man hindern?
Ich — ein ächter Seemann, der
Nicht 'mal weiß wo er geboren,
Der ſich früh die See erkoren
Hat zur Heimath, der verloren
Iſt, wenn man ihn trennt vom Meer.

12.

Auf mein Quarterdeck hin tret' ich,
Wie zum Thron, ein König hier;
Zur Sanct Barbara fromm bet' ich,
Scepter iſt mein Tubus mir.
Meine Kron' iſt die Cocarde,
Officiere meine Garde,
Der Franzoſe, Spanier, Sarde —
Wer mir als Matroſe dient —
Sind mein Volk, das ohne Zagen
Sich in jeden Sturm wird wagen,
Ohne daß ſich wer zu fragen:
Warum ich es will? erkühnt.

13.

Sehet! die Familie hatte
Ich um mich zu meiner Zeit,
Und mein Kind war die Fregatte,
Sprach ich: geh! — ſie war bereit,
Schloß dahin mit ihrem ſchlanken
Leib, den wohlgefügten Planken,
Wie ein Roß durch ſeine Schranken;
Und man hat mir jüngſt erzählt,
('S war an der ſicil'ſchen Küſte.)
Es ſey doch, als wenn ſie wüßte,
Weſſen Wort ſie folgen müßte,
Sie ſey träg, hätt' ich gefehlt.

14.

Für beſeelt ſollt' man ſie halten!
Und auch ganz Aegypten nahm
Mit der Segel weißen Falten
Sie für einen Geiſt, der kam
Von den Schiffen der Franzoſen,
Als die rüſtigen Matroſen,
Trotzend kühn der Brandung Toſen
Fuhren um des Thurmes Rand,
Wie ſie ließ die Anker fallen,
Hörte man der Hurrahs Schallen
In dem Hafen widerhallen,
Der Abu-Mandour*) genannt.

Die Ruhe.

15.

Wart ihr von Ungefähr, wie ich, einmal gelandet,
Vielleicht, daß ihr dann auch 'nen ſtillen Landſee fandet,
In Büſchen tief verſteckt, drauf ſchlummernd ſich ein Schwan
Läßt treiben, von dem Wind umſpielt auf feuchter Bahn.
Er birgt ſein ſtolzes Haupt, es läſſig rückwärts biegend
In des Gefieders Schnee, ſtill in der Sonne liegend;
An ſeiner vollen Bruſt zertheilen ſich die Wellen
So wie an einem Riff, dran wirbelnd ſie zerſchellen;
Der loſe Wind entführt oft ſeiner Federn Flaum,
Die ihn umfliegen, und ſich miſchen mit dem Schaum;
Als Fächer dient die ein', als Pfühl die andre Schwinge;
Er ſchläft; ſein breiter Fuß iſt Ruder; weite Ringe
Entſtehen auf der Fluth, ſonſt ſtill und regungslos,
Indeß ſich um ihn wölbt ein weiches Bett von Moos,
Von falben Blättern, die im Schilfe hängen blieben,
Und die in ſeine Näh' geheime Wirbel trieben.

Der Kampf.

16.

So lag bei Abukir vor Anker die Fregatte,
Sie war voran; nicht fern der andern Schiffe Schaar.
Weit ſah man, wie den Rumpf die See, die ſtille, glatte
Abſpiegelte ſo klar.

Es ſtanden blank geputzt die Stücke an den Plätzen,
Man war in Sicherheit, die Segel eingereft.
Glich faſt das Tackelwerk weitmaſch'gen Fiſchernetzen.
Für jetzt gab's kein Geſchäft.

Wir waren Seeleut' all, denn die Soldaten ſchieden,
Die ſchwanken Schritts am Bord kaum konnten gehn allein,
Sie waren auf dem Land und nahmen Pyramiden
Auf Elephanten ein.

Der Tag war ſchön. Das Meer, an deſſen Strande bunte
Geſteine flimmerten, glich einem Blumenflor.
Die Sonne ſchien auf dich, gleich einer blut'gen Lunte,
Fünfzehnter Thermidor!

Die Sérieuſe erbebt' in ihrer kleinſten Planke.
Wenn ſich ein Kampf erhob, ſo klang ſie ſtets ſo hohl,
Ich kannte es recht gut und ſprach zu ihr: ich danke,
Mein Kind, ich hör' es wohl!

---

*) Der Thurm der Araber bei Alexandrien.

Das beſte Fernrohr, das ich damals hatte, wählt' ich,
Hielt's auf den Horizont, den feſt ins Aug ich nahm. —
Sieh da; eins — zwei — drei — vier — ha! vierzehn Schiffe zählt' ich,
Kurz, Nelſon war's der kam.

Er rannte gegen uns, mit halbem Wind lavirend;
Die Sérieuſe, die ruhig vor Anker lag,
Empfing den erſten Choc, ſich nicht vom Flecke rührend,
So wie ein Fels den Bach.

Sie ſegelten vorbei, ihr eine Lage gebend,
Und vierzehnmale ſtets löst ſie auch jedes Stück,
Die andern zogen ab, die weißen Segel hebend,
Doch blieben drei zurück.

Drei Hochbordſchiffe woll'n bekämpfen die Fregatte?
Iſt das noch Seemannskunſt? Thut das ein Admiral?
Kein Schmuggler, kein Pirat, ja wahrlich ne Landratte
Machte den Streich nicht mal!

Was thut's? Sie fuhr empor, aus ihrer Ruh' entſetzet,
Sie wandte dreimal ſich und löste jedes Stück,
Vergalt jedweden Schuß, der ihren Rumpf zerfetzet —
Es war nur Dampf und Blitz.

Die Maſten ſtürzten jäh durch ihrer Kugeln Stöße,
Die Pulver, Theer und Blut weit in die Luft geſchnellt —
So ſtürzt die Eiche ſtolz in einer Waldesblöße,
Von ſcharfer Axt gefällt.

Ein dichter Pulverdampf, worin die Flamme züngelt,
Umgab ſie, doch verbrannt, zerſtückt der ſchlanke Rumpf,
Wand ſie ſich rund herum, wie ſich die Schlange ringelt
Um eines Baumes Stumpf.

In dieſem dicken Qualm erloſch der Sonne Glühen;
Es ward der ganze Tag in wildem Kampf verbracht,
Und als es Abend ward, ſah vor des Feuers Sprühen
Man nicht nicht einmal die Nacht.

Wir waren gleichſam im Gewitter eingeſchloſſen,
Die Kugeln flogen rings von beiden Seiten dicht,
Es ward' auf's Ungefähr durch dicken Dampf geſchoſſen,
Das Meer erglänzte licht.

Doch als der Tag erſchien, ſah Jeder, was geſchehen,
Die Schiffe alle drei entmaſtet und ſo ſchwach,
Daß ſie kaum folgten noch des Steuerruders Drehen,
Doch die Fregatte, ach!

Sie ſchien nicht meinem Wort gehorchen mehr zu können,
Sie war verſtümmelt ganz, ſie ſchwankte hin und her;
Wer könnte ſie noch maſt- und ſteuerlos erkennen,
Die Zier von jedem Meer!

Der Raum war ſchon gefüllt, der Rumpf war voller Lecke,
Sie ſank langſam, es drang die Fluth in jedes Loch;
Mit mir, dem Capitän, zählt' ich auf dem Verdecke.
Nur zwölf Matroſen noch.

Ich ſchickte ſie vom Schiff in eins der großen Boote,
Und hieß ſie rudern fort aus dieſer Wirbel Drehn,
Ich legte mich dann ſelbſt, ließ über mir die rothe
Kriegsflagge luſtig wehn.

Da ſah ich, wie umſonſt die engliſchen Matroſen
Sich nähern wollten auf des Capitäns Gebot,
Die Schiffe ſchwankten in der Wellen wildem Toſen,
Beſiegt durch unſern Tod!

Die Sérieuſe ſchien im Todeskampf zu ſchweben,
Das Waſſer rauſchte laut in ihrem weiten Rumpf.
Und da ſie jetzo ſah zu Ende gehn ihr Leben,
So ſeufzte ſie noch dumpf.

Ich fühlte, wie mir heiß herab die Thränen rannen,
Das war ein Wunder, und ich hemmte ſie geſchwind:
Wir thaten unſre Pflicht, ſprach ich zu ihr, von dannen
Ziehn wir, leb' wohl mein Kind.

Sie ſank; das Bugſpriet erſt, und hinterdrein der Spiegel,
Mein Wimpel fiel mit mir hinab ins tiefe Meer;
Dann ging ſie unter, dreh'nd ſich wie ein Mühlenflügel —
Die See floß drüber her.

17.

Weh! zwei engliſche Matroſen
Retteten mich, wie man ſpricht —
Jetzt ſeht ihr mich Heimathloſen
Hier auf dem Ponton; — 's iſt nicht
Beſſer wie das Land, doch hören
Wir doch hier den Seewind wehn;
Ihr war't auch auf vielen Meeren;
Wir erzählen, was geſchehn
Uns vor Zeiten, rauchen und
Blicken in des Meeres Grund.
Ihr gebt Acht, wenn ich euch hatte
Dann erzählt und freudig rief:
— Wie ſo ſchön war die Fregatte,
Wenn ſie unterm Winde lief!

J. W. Draſe.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 October 1840.

Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

Die engliſche Literatur hat ſich erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts wiedergehoben und durch Moore, Southey, Coleridge, Wordsworth, Wilſon und mehrere andre, beſonders aber durch Byron und die Novelliſten, namentlich W. Scott und Lady Morgan, Bulwer u. ſ. w., und die Amerikaner Cooper und Irving, einen europäiſchen Ruf erworben, ſcheint aber jetzt abermals herabzuſinken. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt dagegen arm und faſt nur durch zwei Dichter ausgezeichnet, von denen der eine, der Schotte Burns, in den letzten Jahren durch Ausgaben und ganz neulich durch Ueberſetzungen in Deutſchland bekannter geworden, der zweite aber gänzlich vergeſſen iſt, wenn man überhaupt jemals bei uns nähere Kenntniß von ihm genommen hat. Und doch verdient er nicht minder als jener beachtet zu werden, obgleich beide Dichter wenig Aehnlichkeit haben, indem Burns durchaus ein Lyriker, Cowper (aus Beckhamſtead in Hertford, geboren 1731, geſtorben 1801) ein Didaktiker iſt. Das Converſationslexikon charakteriſirte ihn als denjenigen, der zuerſt „entſchieden die Feſſeln der franzöſiſchen Kritik und der erkünſtelten Verfeinerung abwarf, und die vermeinten Erforderniſſe poetiſcher Sprache, überlieferten Bilderſchmuck und herkömmliche Redeweiſen verſchmähend, wieder mit der Kraft und Freiheit, welche zu den Eigenheiten der altengliſchen Dichterſchule gehört hatten, und aus vollem Herzen ſang, weßhalb denn auch ſeine Dichtungen von den kräftigeren und gebildeteren Weiſen ſpäterer Sänger nicht verdrängt worden ſind.“ Dieß Urtheil iſt gewiß richtig; und der Grund, warum er doch ſelbſt in England weniger genannt und geleſen wird, liegt theils wohl darin, daß man immer geneigt iſt, das Neueſte vorzuziehen, nach Homers Ausſpruch:

Hören die Sterblichen doch den Geſang vor allen am liebſten,
Welchen der Horchenden Ohr bisher noch nimmer vernahmen —

theils aber auch und vorzüglich in der Gattung der Dichtkunſt, worin Cowper dichtete. Gilt doch die didaktiſche Poeſie noch immer vielen Aeſthetikern für eine Afterpoeſie, und muß ihr vom Lehren hergenommener Name allerdings auch Zweifel und Abneigung gegen ſie einflößen, wiewohl ſie keineswegs lehren ſoll, ſondern nur den Begriff, den Gedanken, oder, wenn man will, den Lehrſtoff zum Gegenſtande der Poeſie nimmt. Daß dieß große Schwierigkeiten verurſache, iſt nicht zu läugnen, und ſchon daraus abzunehmen, daß die meiſten didaktiſchen Gedichte, beſonders die zahlreichen deutſchen des vorigen Jahrhunderts, verunglückt ſind, dagegen gerade die Engländer ſchon früher manches Gute darin geleiſtet, und insbeſondre niedre Stoffe dieſer Art, z. B. Dyer die Schafſchur, glücklich bearbeitet haben. Zu dieſen glücklichen poetiſchen Didaktikern darf man Cowper mit vollem Recht zählen. Er iſt vorzugsweiſe Didaktiker, denn ſeine lyriſchen Gedichte machen bei weitem den kleineren und unwichtigeren Theil ſeiner Sammlung aus, die zuletzt 1828 bei Fleiſcher in Leipzig in Einem Bande erſchienen iſt, den größern die didaktiſchen, namentlich Tiſchgeſpräch, Fortſchritt des Irrthums, Wahrheit, Hader (expostulation), Hoffnung, Menſchenliebe, Unterhaltung, Zurückgezogenheit, die Aufgabe, Tirocinium. Unter dieſen iſt die Aufgabe (the task) das längſte und vielleicht das beſte, gewiſſermaßen ein Gelegenheitsgedicht, wenigſtens gibt der Verfaſſer folgenden proſaiſchen Vorbericht darüber: „Die Geſchichte des folgenden Erzeugniſſes iſt kürzlich dieſe: eine Freundin von reimloſen Verſen bat den Verfaſſer um ein Gedicht dieſer Art und gab ihm das Sofa zum Gegenſtand. Er gehorchte, und da es ihm nicht an Muße fehlte, verband er einen andern Gegenſtand damit, und den Gedankengang verfolgend, zu welchem Lage und Gemüthsrichtung ihn antrieb, brachte er zuletzt ſtatt der zuerſt beabſichtigten Kleinigkeit ein ernſtes Werk hervor — einen Band.“ Er vertheidigt ſich dann noch gegen den Verdacht bei ſeinen Herzensergießungen beſondere Perſonen im Auge gehabt zu haben, zumal da wo er über die jetzige Erziehung ſich verbreitet, und ſchließt mit der Erklärung, daß ſich ſein Kampf ge-

gen das Uebel im Allgemeinen, und nicht gegen irgend eine einzelne Aeußerung desſelben richte.

Das Gedicht beſteht aus ſechs Büchern, jedes mit beſonderer Ueberſchrift, das Sofa, der Zeitmeſſer (time-piece), der Garten, der Winterabend, der Morgenſpaziergang im Winter und der Mittagsſpaziergang im Winter, zuſammen aus etwa 5 — 6000 Verſen. Hievon will ich denn nähere Nachricht geben, indem ich der Entwicklung des Gedankenganges längere und kürzere überſetzte Stellen einmiſche, und gleich mit den erſten hundert Verſen den Anfang mache.

Das Sofa ſing' ich, der ich jüngſt die Wahrheit,
Hoffnung und Menſchenliebe ſang, voll Ehrfurcht
Die heil'ge Harfe ſchlug, und kaum vor Beben
Der Finger den zu kühnen Flug beſtand;
Ich ſuche Ruhe nun bei niederm Werk,
Zu niederm faſt, doch die Veranlaſſung
Iſt hoch und hehr — Wink einer holden Frau.

Einſt gab's nicht Kleidung, ſchöne nicht, noch nütze,
Nur daß der Urahn ſich den Leib bemalte,
Nicht ſchwarzes Unterkleid, nicht glatten Atlaß,
Nicht weichen Sammt, nicht Plüſch mit zeitgem Haare.
Der tapfre Häuptling ruhte ſeine müde Kraft
Auf ſchroffem meergewaſchnem Felſen, oder
Auf kieſ'gem Ufer, das des Winters laute
Windsbraut gehäuft, nichts Arges ſich verſehend.
Die wilden Zeiten ſind vorbei; geboren
Ward die Erfindung, ſchwach erſt, im Entwurf
Geſchmacklos, und in Planausführung plump.
Man machte Schemel; auf drei Beinen hoben
Sie ſich empor, drei Beine hielten feſt
Ein derbes Brett, rund oder viereckt auch.
Auf ſolchem Schemel ſaß Alfred der Große,
Das Scepter ſeiner jungen Reiche ſchwingend;
Dergleichen hat man noch in alten Hallen
Und ſtand'gen Burgen; aber tief durchlöchert.
Zerbohrt ſieht man das feſte Holz der Eiche,
Und von gefräß'gen Würmern ganz zernagt.

Drauf beſſerte ein feineres Geſchlecht
Die erſte Einfachheit, ſchuf vier der Beine,
Gab ihnen krumme, ſchlängliche Geſtalt,
Und breitet' über den gefütterten
Sitz einen grünen, blauen, gelben, rothen
Prächtigen, reich mit Webereien und
Mit Stickereien verzierten Ueberzug.
Da ſah man üppige Päonien
Und Roſen ſammt dem Schäfer und der Schäfrin,
Schooßhund und Lamm mit ſchwarzen, grellen Augen,
Und Papagein, im Schnabel Zwillingskirſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Zuſtand und Beruf der Frauen.

(Fortſetzung.)

Nicht tröſtlicher ſchildert Lady Morgan das Loos der Frauen des Orients in frühern wie in neuern Zeiten; überhaupt iſt ja im Morgenland ſo Vieles ſtationär geblieben.

„Die Stellung der Frauen im wilden Leben, ſo elend ſie immer ſeyn mag, iſt doch noch minder empörend und entwürdigend als die der Frauen in den unermeßlichen Reichen des Oſtens, welche ſich eines hohen Alterthums rühmen und wo das Licht der Halbciviliſation wenigſtens einen kleinen Theil der Gattung mit den üppigen Genüſſen des Reichthums umgeben, und etwas einer ſocialen Organiſation Aehnliches hervorgebracht hat. So weit einzelne geſchichtliche Kunde reicht, ſehen wir phyſiſchen Druck von andrer Art und Urſache die Knechtſchaft des Weibes beſtimmen, und ſie unter einer wo möglich noch empörenderen Sklaverei als bei den einfachen Wilden zermalmen. Die allzufrühe Entwicklung der weiblichen Organiſation, welche in einigen Ländern des Orients die Zeit der Kindheit mit der des Mutterwerdens zuſammenfallen läßt und die vollſtändige Ausbildung der höhern Organe hemmt, während die Gefühle und Leidenſchaften ſchon gereift ſind, kann als der Entſtehungsgrund der Polygamie bezeichnet werden — dieſes Inſtituts, das am meiſten den Fortſchritt der Geſellſchaft gehemmt hat, wo immer es dauernd eingeführt wurde.

Es iſt etwas Entſetzliches, Herzzerreißendes, den Vorhang aufzuheben, welcher „vor dem Allerheiligſten der Frauen" hängt in jenem ganzen großen Continent Aſiens, und einen Blick zu werfen in das häusliche Leben jener eiteln Völker, die ſich den Vorrang in der Schöpfung zuſchreiben und ihre Macht und Staatseinrichtung von Zeitaltern der datiren, in welche keine geſchichtliche Erinnerung reicht. In dieſen Staaten kann man die anſchaulichſten Darſtellungen von der Tyrannei des Mannes und von der Entwürdigung des Weibes finden. Hier befinden ſich die Geſchlechter in ihrem gegenſeitigen Verhältniß noch auf dem Punkt, auf den die früheſten Bedürfniſſe der Gattung ſie im Anfang geſtellt, und verewigen durch ihre falſche Stellung die barbariſchen Elemente der früheſten Geſellſchaftsſtufe. Die Sünde der Polygamie, noch nicht getilgt und verſühnt im Morgenland, macht die Quellen der menſchlichen Empfindung vertrocknen, und zerſtört jeden beſſern Impuls des Gefühls; ſie vernichtet ſelbſt die Hoffnung auf politiſche Freiheit und macht den weiſeſten geſetzgebenden Reformator im beſten Fall nur zu einem glücklichen Zufall, wenn nicht zu einer Anomalie und einem Mißklang.

Bei den modernen Hindus wird zum Theil das Weib noch als die Sklavin des gräßlichſten Aberglaubens, als das Opfer der ſelbſtſüchtigſten Einrichtungen, welche der Mann erſonnen, aufgezogen. Die Untreue des ſchwachen Geſchöpfs gegen ſeinen Herrn wird mit Lebendigbegraben beſtraft; ihre Treue und Standhaftigkeit durch einen Platz auf ſeinem Leichenholzſtoß belohnt; ihr Leben und Tod ſind gleicherweiſe eine Gewaltthat gegen die Natur, ein Hohn gegen die Geſellſchaft, und ein ſchmerzliches Zeugniß von der Unfähigkeit gewiſſer Racen zum Fortſchritt, zur Beſſerung.

Im perſiſchen Harem, im türkiſchen Serail iſt die Geſchichte der Opfer, die den Altären der männlichen Sinnlichkeit und Grauſamkeit dargebracht werden, eben ſo kurz als bitter: Unwiſſenheit, Verdorbenheit, Einſperrung; die Kinder ermordet, die Mütter wahnſinnig; für die Untreuen der Sack, die Bogenſehne, der Thurm; für die Treuen Ueberdruß, Vernachläſſigung und früher Tod. Und für dieß Leben voll Leiden, Entbehrungen und Quälereien — was iſt der Erſatz? ein Spielzeug, eine Blume, Leckereien, und vor Allem ein Lächeln von dem Munde, welcher der Geliebteſten den Tod, der Schönſten und Glänzendſten Beraubung des Augenlichts ankündigen kann!"

Sofort wird das nicht reizendere Loos der Frauen in China geſchildert, und von der Sage, daß daſelbſt einmal die Weiber eine Verſchwörung angezettelt, um ſich die Oberherrſchaft zuzueignen, nimmt die Verfaſſerin Anlaß zu folgender Betrachtung:

„Als wirkliches Factum oder als mythologiſche Fabel ſcheint die Vorſtellung von einem Verſuch der Weiber, ſich durch Anwendung ihrer Geiſteskräfte und ihrer einſchmeichelnden, gewinnenden Künſte der Knechtſchaft zu entziehen und eine ihnen verſagte Herrſchaft auf überlegenen Verſtand und Einſicht zu gründen, im ganzen Orient von den frühſten Zeiten an geherrſcht zu haben; und dieß ſchließt in ſich die Anerkennung der dem Geſchlecht zugefügten Leiden, ſo wie der demſelben inwohnenden Talente und Kräfte, welchen nur durch ſo rohe und brutale Maaßregeln, wie die in der Regel gegen ſie ergriffenen, das Gegengewicht gehalten werden konnte. Daß eine ſolche allgemeine Vereinigung der Weiber gegen die Männer wirklich ſtatt hatte, iſt mehr als problematiſch; aber abgeſehen von dieſer Hypotheſe, iſt gewiß, daß die früheſte Geſchichte des Orients, die heroiſche genannt, die Erinnerung glänzender und merkwürdiger Beiſpiele von der geiſtigen Ueberlegenheit des Weibes zurückgelaſſen hat — Beiſpiele, wie Frauen das Schickſal von Reichen beſtimmt, den Gang der Civiliſation gefördert, und mehr als genug geleiſtet haben, um Eiferſucht und Widerſpruch gegen das in dieſer Annahme Enthaltene hervorzurufen. In Allem was bekannt iſt von Aſſyrien, dem älteſten Reich der Welt, legt jedes noch vorhandene, materielle oder geiſtige Urkundenbruchſtück Zeugniß ab zu Gunſten eines Geſchlechts, welchem dieß Land der Wunder die Unſterblichkeit ſeiner Größe verdankt. Der Name Semiramis hat bewahrt die Erinnerung (welche Sardanapal und Cyrus unter den Trümmern Babylons nicht begraben und zerſtören konnten), die Erinnerung an die gewaltigſte Vereinigung von Reichthum, Macht, Kunſt und Pracht, welche die Welt bis dahin geſehen, oder wovon ſie ſeither eine Vorſtellung gehabt. Denn die größten Hauptſtädte der mächtigſten und ausgebildetſten modernen Staaten, von denen man annimmt, daß ſie den höchſten Gipfel der Civiliſation erreicht, haben nur Ein Epitheton zur Bezeichnung ihrer hervorragenden Größe: und Rom und London ſind beide (als Lob oder Vorwurf) das Babylon ihrer ſtolzeſten Zeiten genannt worden. Babylon, mit ſeinen hundert Thoren und Thürmen, ward von einer Frau gegründet von niedriger Herkunft, verlaſſen und dürftig in ihrer Jugend, welche allein durch ihr Genie zur höchſten Macht gelangte; und obgleich nicht alles buchſtäblich wahr ſeyn mag, was man von ihr erzählt, ſo iſt doch kein Raum für den Zweifel daran, daß eine ſolche Frau in Aſſyrien lebte und herrſchte, daß ſie deſſen Hauptſtadt gründete, durch ihre Werke und Talente Einfluß auf ihre Zeit übte, daß ſie Städte baute, Waſſerleitungen führte, Straßen herſtellte, große Heere perſönlich befehligte, und als Eroberin und Geſetzgeberin zu den früheſten Beförderern aſiatiſcher Civiliſation gehörte. Ihr Uebergang über den Indus, ihre Eroberungen an deſſen Küſten, die glänzenden Triumphe die ſie im Feld erfocht, die ſchlaue Weisheit mit der ſie Verſchwörungen im Innern entgegen trat, und die kühne Zuverſicht mit der ſie auf die Entſcheidungen der Nachwelt vertraute, ſind unabläugbare Facta. Sie gewannen ihr die Vorliebe des größten Charakters und Eroberers, des uns näher liegenden Alterthums; aber Alexander, welcher Semiramis zu ſeinem Vorbild nahm, verſuchte es umſonſt, ihre prächtige Stadt nach ihren Planen und Abſichten wiederherzuſtellen. Die Nachwelt hat in edler Weiſe dem Vertrauen der Semiramis zu ihrem Ausſpruch entſprochen: nach Verfluß von dreitauſend Jahren iſt ihr Leben und Charakter Quelle und Gegenſtand der Inſpiration eines hohen Genius geworden. Aber Semiramis hat auch gebüßt für die Ueberlegenheit ihres Geſchlechts und iſt der Gegenſtand verleumderiſcher Pedanterie während vieler Jahrhunderte geworden."

Artemiſia, Caſſandra, Mandane werden ſofort genannt, ferner die verſchiedenen Cleopatra's: „durch die ganze fragmentariſche Geſchichte der am früheſten bevölkerten Länder der Erde zieht ſich in myſtiſcher Dämmerung das eine große Dogma hindurch, daß in einer gewiſſen Periode der dunkeln Vergangenheit die geiſtige Natur des Weibes mit der phyſiſchen Ueberlegenheit des Mannes rang! (ein ungleicher Kampf, und immer am ungleichſten da, wo brutale Gewalt am mächtigſten, die Unwiſſenheit am dichteſten!) daß ihre Leiden ſchmerzlich und ihre Anſprüche oder ihr Ungehorſam für ihr Glück und ihre Freiheit verderblich waren."

Im Gegenſatz gegen die profane Geſchichte wird auch an die heilige Geſchichte erinnert: „dieſe Urkunde, indem ſie die Geſchichte einer einzelnen Familie gibt (eine Geſchichte die in ihrem Einfluß auf die Meinungen und Intereſſen der Gattung die auffallendſte und wunderbarſte iſt, die man kennt), ſöhnt aus mit dem ſo ſchrecklich geſtraften Fehltritt des erſten erſchaffenen Weibes, dadurch, daß ſie ihrem Geſchlecht die große geiſtliche Sendung beilegt, welche dem Weibe eine ſo erhabene Rolle in der Erlöſung der Menſchheit verleiht." In der Geneſis findet die Verfaſſerin Andeutungen, daß das Weib von höherer geiſtiger Natur ſey; dieß ſoll unter Anderm auch daraus erhellen, daß ſich die verſuchende Schlange im Paradieſe vorzugsweiſe an ſie, nicht an den Mann wandte, „weil ſie ſchwerer zu bereden ſeyn mochte;" womit der Schlange gewiß eine ſehr ritterliche, den leichten Sieg verſchmähende Geſinnung zugeſchrieben wird!

Lady Morgan beſpricht dann ausführlich die Frauen der Juden von den früheſten patriarchaliſchen Zeiten an bis zur griechiſchen und römiſchen Herrſchaft. Sie macht bemerklich, daß

dieſelben in der Familie in einer Art Knechtſchaft lebten, daß die Väter, Gatten und Bruder über ſie geboten und ſchalteten, daß ihnen aber doch auch eine gewiſſe Würde und Heiligkeit inwohnte, daß ſie Organe der Inſpiration wurden und ſo einen großen Einfluß behaupteten. Indeß gelingt es der Verfaſſerin unſeres Bedünkens doch nicht ganz, die Berichte und Erzählungen von jüdiſchen Frauen, und überhaupt den Inhalt ihres Buchs, unter Einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt zu bringen, und ihr Werk wäre ohne Zweifel dankenswerther, wenn ſie ſich ganz unbefangen darauf beſchränkt hätte, eine Geſchichte des Zuſtands der Frauen in verſchiedenen Ländern und bei verſchiednen Völkern, nebſt Schilderungen einzelner merkwürdiger Perſönlichkeiten, zu ſchreiben, die Ziehung der Reſultate aber dem Leſer überlaſſen hätte, ſtatt einige Sätze an die Spitze zu ſtellen, unter deren Einfluß und zu deren Beſtätigung nun das Buch geſchrieben ſcheint. Vielleicht fühlte ſie dieß ſelbſt, wenn ſie in einer Anmerkung am Schluß ſagt: „Die Verfaſſerin trägt, wenn ſie als Anwaltin für die Sache der Frauen auftritt, kein Verlangen das Siegel abzureißen vom Bande der Natur und beide Geſchlechter zu einer mannweiblichen, politiſchen Identität umzuſchaffen. Noch weniger findet ſie die Emancipation des Weibes in einer Enthebung von dem heiligſten Geſetze der Natur, das man mit Recht, neben dem Eigenthum, als eine der zwei Hauptgrundlagen der Geſellſchaft immer angeſehen hat. Im Gegentheil, ſie betrachtet die Heiligkeit der Ehe als die einzig mögliche Grundlage einer gleichen und gemeinſamen Gerechtigkeit für das ſchwächere Geſchlecht, und vernünftigen Glücks und der Sicherheit für das ſtärkere.

Das dritte Buch des Werkes handelt von den griechiſchen Frauen, beſonders von der berühmten Aſpaſia; das vierte von den römiſchen, und hier ſind eine Menge Namen aufgezählt, theils die Zierden, theils die Schande ihres Geſchlechts. Ueberall zeigt Lady Morgan eine reiche Beleſenheit, eine feine Auffaſſung, einen geübten pſychologiſchen Blick und ein ſchönes Advocatentalent, wo es gilt, die ihren Clientinnen günſtigen Züge in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen, Ungünſtiges zurücktreten zu laſſen, eine angebliche Schuld in ein Verdienſt zu verwandeln oder eine Schuldige mehr als ein Opfer darzuſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Tippo Saibs letzter Tag.

Von Barry Cornwall.

Ein Sultan noch des halben Orients
Erhob er ſich; — die Wachen fuhren auf,
Aus ſeinem Fiebertraume jeder Krieger
Voll Furcht und voll Eroberung; — weithin
Durch Schloß und Schloßhof klagte die Trompete,
Und Tauſende, Soldat und Sklav' und Führer,
Gehorſam ihrer Trauermelodie,
Kamen heran. — Er unterdeſſen ſchritt
Durch ſeine Bogen, und den dunklen Arm
Aus durch die Halle ſtreckend, ſcharfen Blicks
Auf die bewehrte Menge blitzt' er Schweigen
Und ſtumme Ehrfurcht; Wort der Rache floß
Von ſeiner Zunge: Ruhm und Gold dem Tapfern,
Doch dem Verräther Tod und Schmach verhieß er. —
So ſtand er dort, ein Aſiatenfürſt,
Von ſeiner braunen Ritterſchaft umhalbkreiſt;
Von Anſehn wie ein indiſch Götzenbild,
Oder wie Satan, der die Cherubim
Antreten heißt im Pandämonium,
Und zu den Waffen ruft die ganze Hölle.
In lichten Tag ausbarſt die Sonne nun;
Da ſah man viel Geſchäftigkeit, und Töne
Des Krieges brauſten dicht heran: zuerſt
Des Roſſes Wiehern; dann die Trommel, rollend
In Zwiſchenräumen; dann des Hornes Schrei
Und rauh Befehlwort; dann im Tact ſich nähernd,
Des Kriegers ſtiller, feſter, gleicher Schritt;
Geklirr von Schwertern; Hufgepoch; das Rad,
Das mit Geraſſel das Geſchütz einherträgt. —
Wie grimm den Tag zog aus der finſtre König!
Wie tapfer focht er! — Einem Sklaven gleich,
Gab er ſich Preis, und machte Muth den Seinen; —
Die Kugeln ſchlugen tief in ſeine Bruſt,
Doch er hielt aus, und das war edel, das
War königlich! — Mit ſeinem Leben kauft' er
Sich einen Namen heut' und Feindes Achtung! —
Am Abend ward er ſchwach, ſehr ſchwach; — zurück
Trug ihn ſein Volk; ſie weinten laut: er war
Ihr alter Feldherr; und, wie auch ſein Leben,
Erobern hatt' er ſie gelehrt; — ſie ſetzten
Auf ſeinen Thron ihn: alſo war ſein Wunſch! —
Da ſaß er nun, ein dunkel Marmorbild;
Sein Auge gläſern, krampfig aufgeriſſen,
Wie eines Todten! — Inn're Qual verrieth
Der Lippe Zucken, doch entſchloſſen ſchien er,
Zu ſterben als ein König nur! — Ein Feind
Will ihm der Stirne Diadem entreißen;
Doch er ſchaut um, ſteht auf — Ein Zornerröthen
Färbt ſeine Wange — ſieht dann! — Nackt ſein Schwert! —
Er ſchwingt es hoch, er führt den letzten Streich; —
Dann ſteht er wehrlos! — Ha — ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durchs Gehirn
Des Stolzen fährt ſie; ach, und Alles, was
Von dem gewalt'gen Herrſcher übrig bleibt,
Der weit und breit des Ganges Bord erſchüttert,
Und bis nach Perſien hin die Wüſtenei
Mit ſeinen Donnern aufgeſchreckt: — ein Name!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 125 u. 126.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 October 1840.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

Nach Gogol *). von Wolkoff.

Ich liebe sehr das bescheidene Stillleben jener einsamen Gutsherren, deren abgelegene Besitzungen — in Klein-Rußland gemeiniglich „altväterische" genannt — wie dachfällige malerische Häuschen so hübsch dasteden in ihrer Einfachheit und im vollkommenen Abstich von dem wohlgeglätteten neuen Gebäude, dessen Mauern noch kein Regenguß gewaschen, dessen Dach der grüne Schimmel noch nicht überzogen und deren Freitreppe noch nicht kalkberaubt ihre rothen Ziegeln zeigt.

Ich steige gern bisweilen auf einen Augenblick hinab in den Kreis dieses ungewöhnlich einsamen Lebens, aus welchem kein Wunsch den Strangenzaum, der das winzige Höfchen einhegt, das Flechtwerk des Gartens voll Aepfelbäume und Pflaumen, die bäuerische Stube, die nach der einen Seite hängt, von Salweiden, Hollunder und Birnbäumen rings beschattet, überfliegt. Das Leben dieser anspruchlosen Hausherren ist so still, so still, daß man sich bei ihnen augenblicklich ganz vergißt, und meint: Leidenschaften und Begierden, diese unruhvollen Ausgeburten des bösen Geistes, welche allen Frieden stören, seyen sammt und sonders gar nicht wirklich vorhanden, sondern nur in irgend einem flimmerzankelnden Traumgesichte früher einmal uns erschienen. Noch sehe ich das niedrige Häuschen vor mir mit seiner Galerie von kleinen, schon ziemlich schwarz gewordenen Holzpfeilern rings um das Haus herumlaufend, zum Schutze vor dem Regen, wenn bei einem Donner- oder Hagelwetter die Fensterläden geschlossen werden müssen. Dabei die wohlriechenden Traubelkirschen, ganze Reihen niedriger Obstbäume, überschwemmt mit einer Purpurfluth von Kirschen und einem rubinfarbenen See von Pflaumen, gehüllt in bleifarbigen Huflattich, ein Ahorn mit weithin überhangenden Aesten, in dessen Schatten zur Ruhe eine Matte ausgebreitet. Vor dem Hause: der geräumige Hof voll frischen niedern Grases mit einem schmal ausgetretenen Pfade von der Scheune zur Küche und von der Küche zur Herrenstube; die langhalsige Gans, Wasser schlürfend mit ihren jungen Gänschen, noch zart wie die Flaumfederchen, die sie schmücken; der Stangenzaun, mit Büscheln getrockneter Birnen und Aepfel, und mit Decken zum Auslüften behangen; das Fuder Melonen vor der Scheune stehend; der ausgespannte Stier, faul davor hingestreckt — alles dieses hat für mich einen ganz unerklärlichen Reiz; vielleicht deßhalb, weil ich's jetzt nicht mehr sehe, und weil uns gewöhnlich alles das besonders lieb ist, wovon wir gerade getrennt sind.

Wie dem nun aber auch sey — so oft früher meine Britschka an der Freitreppe dieses Häuschens vorfuhr, überkam die Seele eine wunderbar angenehme und friedliche Stimmung. Meine Thiere wälzten sich ausgelassen unter der Treppe, mein Kutscher — die gute Haut! — meinte, während er seine Pfeife stopfte, bitterlich, als ob er in seinem eigenen Hause ausgespannt hätte; *) selbst das Gebell, welches die phlegmatischen Hofhunde erhoben, klang lieblich in meinen Ohren. Mehr jedoch als alles dieses gefielen mir die Inhaber dieser heimlichen Plätzchen: der gute Alte und sein Mütterchen, die immer gleich eilfertig zur Bewillkommnung mir entgegentrippelten. Die lieben Züge beider schweben mir noch jetzt ganz deutlich, in unverändert freundlicher Erinnerung vor der Seele; ja zuweilen im Geräusch und Gedränge mitten unter modischen Fracks überkommt mich ein Halbschlummer und flimmert mir wie im Traume das Vergangene vor Augen. Auf ihrem Antlitze stand eine solche Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Treuherzigkeit ge-

*) Aus dessen Mirgorod, oder Erzählungen, als Fortsetzung der „Abende in der Malerei von Dikanka." (Dikanka, das Dorf, wo der eben so unermeßlich unglückliche, als reiche Korschubel, des noch schändlichern, als mächtigen Mazepa beklagenswerthes Opfer — wohnte.)

*) Oft sind solche Dienstleute von ihrer Heimath und ihrer Familie so lange und so völlig getrennt, daß ihr Gutsherr sogar ihre Frauen anderen Männern überläßt, um nicht am Zuwachse der Bevölkerung zu verlieren.

ſchrieben, daß man unwillkürlich, mindeſtens für eine Zeitlang, allen kühnen Ideen entſagte und unbewußt mit ganzer Seele in das beſcheidene bukoliſche Leben einging.

Noch immer nicht kann ich die beiden Alten aus dem vergangenen Jahrhundert vergeſſen, die, ach! ſchon nicht mehr ſind. Noch immer erfüllt Wehmuth mein Herz, befängt mich ein ſeltſames Gefühl von Beklemmung, wenn ich mir vorſtelle, daß ich mit der Zeit noch einmal in die frühere, jetzt verödete Wohnſtätte kommen könnte und dann das Häuschen im Schutt zerfallen fände, den Teich verſchüttet, und einen verwilderten Graben und weiter nichts... Schon im voraus befällt mich Schwermuth! — Doch, kehren wir jetzt zur Erzählung zurück: Aphanaßj Iwanowitſch Toffſtogub und ſein Eheweib Pulcheria Iwanoffna Toffſtogubiha (nach der Ausdrucksweiſe der nachbarlichen Bauern) waren jene Alten, von welchen ich zu erzählen angefangen habe. Wenn ich ein Maler wäre und Philemon und Baucis auf die Leinwand zeichnen wollte, ſo wählte ich gewiß kein anderes Original dazu, als dieſes Paar: Aphanaßj war 60 Jahre alt, Pulcheria zählte 55, als ich beide kennen lernte. Er war von hohem Wuchſe, ging jahraus jahrein in ſeinem Widder-Schlafpelze mit Kamelotüberzuge, ſaß etwas zuſammengekauert und lächelte faſt beſtändig, gleichviel ob er erzählte oder nur ſchlechtweg zuhörte. Sie war ein wenig ſeriös, ſie lachte faſt niemals, doch las man in ihren Zügen und Augen ſo viel Güte, ſo viel Bereitwilligkeit, jeden mit dem Beſten was vorhanden war, zu bewirthen, daß man ein ſtehendes Lächeln in ihrem gutmüthigen Geſichte gewißlich über die Maßen widerlich gefunden haben würde. Die leichten Runzeln in dieſen beiden Geſichtern waren ſo voll Anmuth, daß der Künſtler beſtimmt alle getreu mitgezeichnet hätte: darin konnte man, ſo ſchien es, ihr ganzes Leben leſen, ein heiteres, ruhiges Leben, wie es die alten, ächten, biederherzigen und zugleich wohlhabenden Familien führten, welche ſtets den Gegenſatz zu den niedrigen Klein-Ruſſen bildeten, die ſich von den Theerbrennern und Köhlern abſondern, Paläſte und Gerichtshöfe wie Heuſchrecken füllen, ihren Landsleuten auch die letzte Kopeke abnehmen, St. Petersburg mit verläumderiſchen Zungendreſchern überſchwemmen, endlich ein Capital erwuchern und hochmüthig ihren auf O ausgehenden Familiennamen ein prahleriſches ff anhängen. — Nein, jene beiden waren dieſen verächtlichen und erbärmlichen Geſchöpfen eben ſo wenig ähnlich, als überhaupt alle alten und ächt kleinruſſiſchen Geſchlechter. Ihre gegenſeitige liebevolle Anhänglichkeit konnte man unmöglich ohne Theilnahme wahrnehmen. Du ſagten ſie niemals zu einander, ſondern immer Ihr: „Habt Ihr den Stuhl hier durchgeſeſſen, Aph. Iw.?" — „Es thut nichts, ſeyd nur nicht bös, Pulch. Iw., ich bin's geweſen." — Sie hatten niemals Kinder gehabt, und eben deßhalb traf all' ihre Anhänglichkeit in gegenſeitiger Liebe für einander zuſammen.

Als Aphanaßj in ſeiner Jugend Militärdienſte gethan, war er Rottenführer geworden; doch das war ſchon ſehr lange her, längſt vorbei; ſchon erinnert ſich deſſen Aphanaßj ſelber faſt nicht mehr. Mit 30 Jahren nahm er ſein Weib, als er ein alter Jüngling war und ein geſticktes Camiſol trug. Er führte übrigens ſeine Pulcheria ziemlich ſchlau heim, da deren Verwandten ſie ihm nicht geben wollten. Aber auch dieß ſchwebte ihm nur noch ganz dunkel vor, wenigſtens ſprach er niemals davon. Alle jene alten ungewöhnlichen Vorkommenheiten haben ſich nun ſchon lange geändert oder erſetzt durch ein ruhiges und einſames Leben, durch die ſchlaferigen und gewiſſermaßen zugleich harmoniſchen Träume, welchen ihr nachhängt, ſitzt ihr auf dem Altane nach dem Garten hinaus, wenn ein herrlich ſchöner Regen üppig in den Baumblättern brauſt, in rieſelnden Bächen herabrinnend und den Schlummer auf eure Glieder herabplaudernd, während der Regenbogen hinter den Bäumen emporſteigt und im Angeſichte des halbverfallenen Gemäuers ſiebenfarbig am Himmel matt erglänzt — oder, wenn euer Wagen dahin rollt, zwiſchen den grünen Büſchen untertauchend, und die Haidewachtel laut wird, und das duftende Gras abwechſelnd mit den körnerreichen Aehren und mit den freundlichen Feldblumen über das Thürchen des Wagens hereinguckt und ſanft ſtreichelnd euch über Hand und Wange gleitet. — Aphanaßj hörte den bei ihm einſprechenden Gäſten immer mit freundlichem Lächeln zu; nur bisweilen erzählte er ſelber, mehr aber fragte er. Er gehörte nicht zur Zahl derjenigen Alten, welche Jedermann mit unaufhörlich wiederholtem Lobpſalme der „guten alten Zeit," oder mit den abgedroſchenſten Schmähungen gegen die „junge Welt" langweilen. Im Gegentheil, er bezeigte durch ſeine Fragen an euch die freundlichſte Wißbegierde und Theilnahme für die geringfügigſten Umſtände in euerm Leben, wie für Glücks- und Unglücksfälle, wofür die guten Alten gemeiniglich alle ſich intereſſiren — was freilich wohl meiſtens der Neugier des Kindes ein wenig ähnelt, welches, während ihr mit ihm plaudert, das Petſchaft an eurer Uhrkette beguckt. — Dann athmete, ſo zu ſagen, ſein Antlitz lauter Gutherzigkeit.

Die Stuben, welche unſere beiden Alten bewohnten, waren ganz klein und niedrig, wie bei den Leuten der damaligen Zeit gewöhnlich, und in jeder derſelben ragte ein Ofen von ſo gewaltigem Umfange, daß er faſt den dritten Theil von ihr einnahm. In dieſen Stuben war es immer entſetzlich warm; denn Aphanaßj und Pulcheria liebten beide die Wärme gleichſehr. Die Ofenlöcher gingen alle auf den Flur hinaus, der immer faſt bis oben an die Decke mit Stroh angefüllt war, welches man in Kleinrußland gemeiniglich anſtatt des Brennholzes gebraucht. Das Geniſter dieſes brennenden Strohes und das Leuchten deſſelben machen an Winterabenden ſolche Häuschen ungemein traulich, wenn man, durchgefroren, auf der Jagd nach irgend einer kleinen Brünette etwa, die flachen Hände aneinanderſchlagend*) ihnen naht. — Die Wände der Stuben waren mit einigen Gemälden und Bildern in ganz ſchmalen Rahmen aufgeputzt. Ich bin überzeugt, die Beſitzer ſelber hatten deren Bedeutung ſchon lange vergeſſen, und würden, wenn etwa das eine oder das andere davon einmal weggenommen worden wäre, nichts vermißt haben. Zwei Bildniſſe waren groß, in Oel gemalt: das eine ſtellte irgend einen Archiereus (Erzbiſchof), das andere Peter III vor. Aus einem kleinen Rahmen dar-

*) Händereibend — ſich zu erwärmen.

unter blickte die ſchöne Herzogin La Vallière, durch einen gar häßlichen Fliegenfirniß überſudelt, wie verſchämt hervor. Neben den Fenſtern und über der Thüre hing eine Menge noch kleinerer Bilderchen, ſo verſchwärzt, daß man einige davon leicht für Flecke an der Wand halten konnte, und bei andern füglich vorausſetzen durfte, daß binnen kurzem gar nichts mehr von ihnen zu ſehen ſeyn werde. Der Fußboden war faſt in allen Stuben von Lehm, aber ſo rein und glatt geſtrichen, mit ſolcher Sorgfalt ſauber gehalten, wie gewiß nicht ein Parquet im prachtvollſten Palaſte, träge gefegt von den verſchlafenen „Herren in der Livereï.“ — Pulcheria's Stübchen war allenthalben mit Kiſten und Kaſten und Käſtchen und Kiſtchen beſetzt. An den Wänden hing eine Menge Bündel und Säckchen mit Sämereien von Waſſermelonen, ſo wie für den Blumen- und für den Küchengarten, ſorglich geordnet. Viele Knäuel von Wolle im bunteſten Farbengewirr und unzählige Läppchen von alten, vor beiläufig einem halben Jahrhunderte genähten und geflickten Kleidern lagen in den Ecken in und zwiſchen den Kiſtchen aufgeſtapelt. Pulcheria war eine gewaltig gute Wirthin, ſie hob Alles auf, obwohl ſie bisweilen ſelber nicht wußte, ob und wozu ſie dieſes oder jenes jemals werde gebrauchen können. Aber das Bemerkenswertheſte im Hauſe waren die ſingenden Thüren. Sobald nur der Morgen heraufſtieg, erhob ſich auch der Geſang dieſer Thüren im ganzen Hauſe. Ich weiß nicht zu ſagen weßhalb ſie ſangen: ob verroſtete Thürangeln die Urſache davon, oder ob wohl gar ein Mechanismus bei ihnen angebracht war, irgend ein im Innern verborgenes Geheimniß? Nur merkwürdig war, daß jede dieſer Thüren ihre beſondere Stimme ſang: die zur Schlafſtube führende Thür nämlich flötete im allerdünnſten Diſcant; die Thür, welche zur Eßſtube leitete, murrte im rauheſten Baſſe, und diejenige endlich, welche im Vorhauſe war, gab einen gar wunderlich dröhnenden und zugleich ſtöhnenden Laut von ſich, ſo daß man, genau darauf achtgebend, zuletzt ganz deutlich ſie klagen hörte: „Väterchen, mich friert!“ — Ich weiß auch, daß Vielen dieſer Laut ſehr unangenehm war; ich aber hatte ihn ſehr gern; daher, wenn ich nun hier bisweilen eine Thür knarren höre, gemahnt es mich auch ſogleich wie ein Dörfchen, wie ein niedriges Stübchen, durch ein Talglicht auf einem altväteriſchen Leuchter erhellt; an ein Abendbrod, ſchon auf dem Tiſche ſtehend; an eine dunkle Mainacht, aus dem Garten durch das offene Fenſter nach dem gedeckten Tiſche hereinſchauend; an eine Nachtigall, die den Garten, das Haus und den fernen Fluß mit ihren Trillern erfüllt; an ein Brauſen und Rauſchen von Baumzweigen und Gott weiß, welches zahlloſe Volk durcheinander ſchwirrender Erinnerungen mir alsdann immer zugeſcheucht wird! — Die Stühle in den Stuben waren maſſiv von Holz, wie ſie gewöhnlich die Vorzeit bezeichnen; ſie hatten ſämmtlich hohe gedrechſelte Rücklehnen im natürlichen Zuſtande, roh, ohne Firniß und Farbe; ſie waren auch nicht etwa mit einem Stoff überzogen, ſondern den Stühlen nicht unähnlich, worauf noch heutzutage die Biſchöfe öffentlich Platz zu nehmen pflegen. Dreieckige Tiſchchen in den Winkeln, viereckige vor dem Divan und dem Spiegel in ſchmalen Goldrahmen mit gedrechſelten Leiſten, von den Fliegen mit Millionen ſchwarzen Pünktchen überſäet — und vor dem Divan der Teppich mit Vögeln wie Blumen und Blumen wie Vögeln: dieß bildet faſt den ganzen Putz des genügſamen Häuschens, in welchem meine lieben Alten wohnten. — Die Geſindeſtube war vollgepfropft von jungen und nicht jungen Mägden in geſtreiften Unterröcken, denen Pulcheria zwar manchmal eine Kleinigkeit zu nähen oder auch Beeren zu leſen gab, die indeß meiſtentheils in der Küche müßig ſich umhertrieben, oder vor lauter Trägheit geradezu ſchliefen. Pulcheria hielt es für eine Nothwendigkeit, dieſelben in der Wirthſchaft zu haben, und wachte übrigens ſtreng über deren Sittlichkeit. Dennoch vergingen zu ihrem ungemeinen Erſtaunen ſelten einige Monate, ohne daß wieder einmal bei einem von den Mädchen der Leib auffallend vollkommener als gewöhnlich wurde, was ihr um ſo wunderbarer vorkam, als im ganzen Hauſe von ledigen Mannsperſonen faſt nichts war, den Knecht allein etwa ausgenommen, welcher in grauem Halbfracke barfüßig einherſchritt, und, wenn etwa augenblicklich nicht mit ſeinem Eſſen, ganz gewiß immer mit Schlafen beſchäftigt war. In ſolchem Falle ſchalt Pulcheria gewöhnlich die Schuldige und züchtigte ſie auch ſtreng, damit es künftig nicht wieder vorkomme. — An den Fenſterſcheiben ſummte eine ganz entſetzliche Menge der mehrgedachten Punktirkünſtler ihre harmloſen Weiſen, welche aber alle der tiefe Baß einer feiſten Hummel deckte und zuweilen das durchdringende Geſchwirre einiger Weſpen begleitet, — bis Licht gebracht wurde, worauf dieſe ganze Wataga*) zum Nachtlager abzog, indem ſie die Stubendecke wie eine ſchwarze Gewitterwolke verhüllte.

(Fortſetzung folgt.)

Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

(Fortſetzung.)

Nun kam das Rohr aus Indien, glatt und glänzend
Gefärbt von der Natur; zertheilt in Streifen,
Die ſich durchflechten, war es ein Erſatz
Des feſten Gitterwerks, und hielt das neue
Geräth zuſammen, und es ward ein Stuhl.
Doch Ruh gewährt' er nicht; der ſteile Rücken
War mißbehaglich für die müden Lenden,
Auf glattem Sitze glitt der Theil, der dort
Ausruhn wollt', und die Beine bammelten,
Nach dem entfernten Boden ängſtlich taſtend.
So ging's den Reichen; die vom Schickſal minder
Bedachten ſaßen, ſich an ſchlechterm Steff
Begnügend, auf gegerbten Fellen, nicht
Nachgebenden, nein harten, gläſernglatten.
Auch war das Kiſſen hin und wieder noch

*) An der Wolga eine Geſellſchaft Fiſcher; ein Fiſcherdorf — daher überhaupt eine Schaar, ein Haufe.

Mit Knopf und Quaſt von Scharlachgarn verſehn,
So fern man Kiſſen nennt, was härter als
Das Eichholz ſchien, drauf das Geſtell gemacht war.
Des Zimmerholzes Mangel fühlt' und ſcheute
Man damals nicht auf Englands ſel'ger Inſel.
Das Hausgeräth ſtand feſt durch eigne Schwere.
Noch fehlten Aerme, dieſe, wie man ſagt,
Erfand ein Krüppelthorer Bürgermeiſter,
Nach Anderen jedoch ein Prediger,
Ein dicker, ungeſchlachter und bequemer.
Sie waren roh erſt ohne leichte, weit
Geſchweifte Biegung, preßten, klemmten, ſchunden
Die Seit' und Rippen, oder hocherhoben
Bis zu den Schultern drohten ſie den Ohren.
Manch Jahr verlief, bevor ſich unſre rauhen
Ahnherr'n beklagten, daß es ſich darin
Auch nicht behaglich und bequem. Die Damen
Murrten zuerſt, wie's zartern Weſen ziemt.
Erfindungsreiche Phantaſie, nie froher,
Als wenn ſie huld'gen darf den holden Frau'n,
Vernahm den Klageruf mitleidig, ſchuf
Den ſanften Zweiſitz, links mit einem Arm
Und rechts, und einem Mittelarm, der ſo
Zwei Sitze ſchied und doch zugleich verband.
So nehmen Einen Thron zwei Könige
Von Brentford ein, zwei Bürger gleicherweiſe,
Luftſchöpfend nicht zuſammen, Einen Stuhl.
Erquickung doch das ganzen Knochgerüſtes
Durch ſanftes Ruhn der ausgeſtreckten Glieder,
Das Glück war ſchönern Jahren aufgeſpart
Langſam gedeiht das Trefflichſte; 's iſt ſchwer,
Vollkommenheit hienieden zu erzielen.
So ward die Noth Erfinderin des Schemels,
Darauf des Armſtuhls die Bequemlichkeit,
Der Luxus endlich des vollſtänd'gen Sofa's.

Süß ſchläft die Krankenwärterin und ſtört
Den Kranken durch ihr Schnarchen; ſüß nicht minder
Der Kutſcher, welcher Nachts den Bock verläßt,
Um in der Kutſche ſicherer zu ſchlafen,
Zur offnen Thür die Beine hängen laſſend;
Süß ſchläft der Pfarrgehülf' am Schreibepult,
Der läſ'ge Paſtor nickend über ihm,
Und ſüß der Küſter unten. Doch kein Schlaf
Der müden Wärt'rin, die den Kranken todtſchnarcht,
Des Kutſchers, welcher Nachts den Bock verläßt,
Um ſicherer im Kutſchenraum zu ſchlafen,
Kein Schlaf des Pfarrgehülfen an dem Pult,
Noch ſelbſt des Küſters Schlummer iſt zu gleichen
Der Ruhe, die das Sofa uns gewährt.

O bleib' ich ewig frei (ſo lang' ich mich
Nicht ſchuldig mache ſchnöder Eßbegier)
Vom Gliederſchmerze, der die Zehn der wüſten
Unmäßigkeit ergreift. Gichtiſchen Körpern
Geziemt das Sofa freilich; aber Gicht,
Selbſt auf dem Sofa, mag ich nimmer fühlen!
Ich liebte ſtets den Feldweg durch das dichte
Grasreiche Schwad, das Schafeslippen weidet,
Und eingefaßt iſt von verwohnen, feſten
Dornſträuchen, liebte ſtets ländliche Pfad'
Ob Berg und Thal und an des Baches Ufer,
Alt ich ein Tagdieb überſchritt die Gränzen,
Und mich umhertrieb an dem Strand der Themſe.
Und ich gedenke noch, nicht ohne Sehnſucht,
Der Stunden, die ſeitdem das Leid vertheuert,
Wo ich, den Taſchenvorrath aufgezehrt,
Noch hungrig, ſonder Geld und fern vom Hauſe
Scharlachne Butt' und ſtein'ge Dornfrucht ſpeiſte,
Rothbäckige Holzäpfel, Brombeern, ſchwarz
Wie Pech, und Schlehe, mundzuſammenziehend,
Kein Leckerbiſſen, doch auch nicht verſchmäht
Vom Knabenhunger, ja nicht übelſchmeckend
Dem Küchenkunſt noch unverdorbnen Gaumen.
Kein Sofa harrte damals meiner Heimkehr,
Kein Sofa braucht' ich auch.

Nun erinnert er ſich weiter an die kleinen Begebenheiten ſeiner Streifereien, ruft einen Zeugen derſelben auf, gibt eine Schilderung ſeiner heimathlichen Flur am Ufer des kleinen Fluſſes Ouſe, zuerſt der ſichtbaren Reize, dann auch der Genüſſe für das Ohr, ſowohl der lauten und heftigen, des waldburchſauſenden Sturms, des wogenden Oceans, als auch der ſanften, des flüſternden Zephyrs, des plaudernden Bachs, des tauſendſtimmigen Vögelgeſangs, ja ſelbſt auch der unangenehmen, z. B. des Geheuls der Eule, da auch dieſes Reiz habe, ſchon deßwegen, weil man es an Orten und in Stunden höre, wo Friede und Ruhe herrſche. Er nimmt nun den Leſer mit auf einen Spaziergang durch ſeine Heimathgefilde und führt ihn zuerſt zu einem in der Vertiefung eines Hügels liegenden Hauſe, dem Bauernneſt (the peasants nest), das ihm aber doch nicht als Wohnort gefällt, weil kein Quellwaſſer in der Nähe ſey, ſodann durch den Reſt eines Schattenganges, den er als Schutz gegen die Sonnenhitze lobt, wogegen man jetzt den Schatten, nämlich durch Sonnenſchirme, mit ſich trage, von da über einen bedrückten Teich eine Höhe hinauf, um einer weiten Ausſicht auf die Gegend und die ländlichen Geſchäfte zu genießen, ſodann zurück und zu einem ſolchen Geſchäfte ſelbſt, zum Dreſchen, wobei er Gelegenheit nimmt, ſich über die Anſtrengungen, aber auch über den Appetit und die Geſundheit des fleißigen Landmanns, ſo wie über die Thätigkeit als Panacee des menſchlichen und als Bedingung alles Lebens, als Triebfeder der ganzen Schöpfung auszulaſſen und den in unausgeſetzter mühevoller Beſchäftigung alternden Landmann glücklich preiſt als einen, der ſelbſt als Greis wenig von den Beſchwerden des Alters fühle, und „fröhlich, und faſt unverfallen dem Grabe zuwallen.“ Hiebei ein Seitenblick auf das Leben des verweichlichten Städters, der durch Kunſt die Genüſſe der Natur er-

Digitized by Google

ſehen wolle, ſeine Zimmer mit ſchönen Landſchaften ſchmücke, ſtatt ſelbſt in die ſchöne freie Natur hinauszugehen, die Allen offen ſtehe, für Alle Erheiterung und Freude bereit halte. Denn, wo Flora herrſche, könne der Spleen nicht feſten Fuß faſſen, der lieber zu Hauſe bleibe, ſich langweile und härme. Dann wird die Frage aufgeworfen:

Wen nennt man fröhlich? Dieſes Namens Ehre
Anmaßten Prahler ſich ſeit langer Zeit.
Unſchuldige ſind fröhlich; auch die Lerch' iſt's,
Die thaugeſättigt ihre Federn trocknet
Am roſ'gen Wolkenlicht, indeß der Strahl
Des Oſts ihr niedrig Bett noch nicht berührt.
Der Landmann auch, der ihre Lieder hört,
Iſt, ſelbſt ein Sänger, fröhlich ſo wie ſie.
Doch rette mich vor deſſen Fröhlichkeit,
Den Kopfweh Mittags an ſein Bette feſſelt,
Und deſſen auch, dem aus dem ſtieren Auge
Verzweiflung leuchtet, weil treulos das Glück
Ihn mit Verluſt des Eigenthums durchbohrt, —
Vor Fröhlichkeit, die Mark und Bein durchgraust,
Mit Pein das Herz, den Mund mit Läſtrung füllt.

Die Erde biete ſo mannichfache Genüſſe, auch abwechſelnde; und Abwechſelung müſſe man ſuchen, um den Genuß zu erhöhen, und daher auch wohl eine Weile das Minderangenehme, z. B. einen wilden, öden Ort beſuchen, den gewöhnlich nur der mit der Welt Zerfallene vorziehe, wobei er eines verzweifelnden und wahnſinnigen Mädchens erwähnt. Plötzlich macht er uns auf einen ungewöhnlichen Anblick aufmerkſam, auf eine Zigeunerhorde, deren Rohheit und Laſter er freilich nicht verſchweigt, aber doch ihr freies, geſundes, fröhliches Leben anerkennt. Er fährt fort:

Heil ihm, der, zwar vom Haufen nicht geſondert
Durch Stand' und Würd' und Reichthum, ſorglos lebt
Da, wo der Menſch, roh von Natur, die Rohheit
Ablegt, und, langſam lernend, doch gelernt hat
Des bürgerlichen Lebens Sitt' und Art.
Viel iſt's, was er bedarf; Befried'gung doch
Steht ihm vor Augen hier, liegt im Bereich
Von mäß'gen Wünſchen und von fleiß'gen Händen.
Tugend gedeiht hier wie im eignen Boden,
Nicht roh und finſter, und umhegt von Dornen,
Und ſchrecklich anzuſehn, wie ſie entſpringt,
Wenn je von ſelber ſie entſpringt, in fernen
Und wilden Zonen, wo Gewaltthat herrſcht,
Wo Stärke die Gebietrin iſt; nein, ſanft,
Durch Bildung mild, durch Freiheit friſch, gereift
All' ihre Frucht am hellen Strahl der Wahrheit.

Von der Bildung kommt er auf die Rohheit wilder Völker, die ſich im Kriegs- und Jagdleben zeige. Er bedauert ſie, zumal den Omai, der, nachdem er in England die Gemächlichkeiten des gebildeten Lebens kennen gelernt habe, auf ſeine vaterländiſche Inſel im ſtillen Ocean zurückgekehrt ſey, ſich dort aber nun wohl nicht mehr glücklich fühlen könne. Freilich ſey das gebildete Leben in großen Städten nicht zu empfehlen, und neben aller Bildung in England, wobei der Maler Reynolds, der Bildhauer Bacon und der Redner Chatham angeführt werden, herrſche Luxus, Laſter und Elend; London ſey ein Babylon; ſelbſt die engliſchen Geſetze ſeyen nicht durchaus löblich. Der Schluß des erſten Geſangs enthält eine Vergleichung des Stadt- und Landlebens.

Das Land iſt Gottes Werk, die Stadt des Menſchen.
Was Wunder, daß Geſundheit und daß Tugend,
Sie, die allein den bittern Trank verſüßen,
Den uns das Leben beut, in Feld und Hain
Am ungefährdetſten und reichſten blühn?
Bleibt denn, bleibt, die in Kutſchen ihr und Sänften
Euch tragen laſſend keine Mühe kennt
Als die der Läſſigkeit, kein Schauſpiel achtet
Als das die Kunſt erfindet, bleibet nur
In eurem Element! Ihr glänzt nur dort,
Nur dort ſind Seelen, wie die euren, harmlos. —
Hier pflanzten Haine wir, den müden Wandrer
Mittags zu ſchatten und zu kühlen. Abends
Genügt das Licht des Mondenſtrahles, der
Sich zwiſchen müde Blätter ſanft hineinſchleicht.
Genügt's an der Vögel Lied; wir brauchen nicht
Den Glanz von euren Lampen; ſie verdunkeln
Den ſanftern Fackelträger. Eure Sänger
Verwirren unſre Harmonien; die Droſſel
Flieht, und gekränkt verſtummt die Nachtigall.
Mit eurer Luſt ſtört ihr des Volkes Freude.
Verpeſtet euer Land. Und eure Thorheit,
Verſchönt durchs Schwert, doch würd'ger eines Fächers,
Sie machte, was kein Feind zu thun vermocht,
Die Arche unſers Reichs feſt — nur für euch.
Ein morſch verſtümmelt Bauwerk, nah' dem Sturz.

(Fortſetzung folgt.)

Zuſtand und Beruf der Frauen.

(Fortſetzung.)

Als eine weitere Probe laſſen wir noch eine Stelle folgen, welche den Sieg und Triumph Aurelians über die Königin Zenobia, die Herrſcherin von Palmyra, ſchildert, der ein großes Capitel gewidmet iſt:

„Die Königin des Oſtens hätte den Ruf ihrer Wachſamkeit und Vorſicht ſchlecht bewährt, hätte ſie den Imperator des Weſtens ſich auf hundert Meilen ihrer Hauptſtadt nähern laſſen, ohne Maaßregeln zu treffen, wie ſie die Klugheit eines Feld-

Digitized by Google

herrn und Staatsmannes erheiſchte. Ein Theil ihres Heers ward alsbald an den Küſten des Orontes, in der Nähe von Antiochien aufgeſtellt. Aurelian griff dieß Heer an und ſchlug es in die Flucht mittelſt einer Kriegsliſt, die ſeiner großen Kriegserfahrung würdig war; und Zenobia, unentmuthigt, erwartete ſein Anrücken in den Ebenen von Emeſa an der Spitze von ſiebzigtauſend Bewaffneten. Dieſe Streitmacht beſeelte ſie durch ihre Gegenwart und Beredſamkeit, während ſie die Ausführung ihrer Befehle ihrem oberſten Feldherrn, Zabdas, übertrug, welcher bei der Eroberung Aegyptens ſeine Tapferkeit bewahrt hatte.

„Auffallend durch den Glanz ihres Stabes (um im militäriſchen Sprachgebrauch der neueſten Zeit zu reden), noch ausgezeichneter aber durch ihre herrliche Haltung und unvergleichliche Schönheit, erſchien die Königin des Oſtens auf einem arabiſchen Pferd, in ihrer Perſon und ihrem Anzug alles vereinigend, was am charakteriſtiſchſten an ihr als Frau, als Fürſtin und Kriegerin war. Ueber ihr reiches Gewand trug ſie eine Rüſtung von gediegenem Gold, mit Juwelen beſetzt; ihr Helm mit Federn war eingefaßt mit einem Diadem von köſtlichen Edelſteinen, und ihr rechter Arm war bis zum Ellbogen entblößt, daß ſie ungehindert die ſchimmernde Lanze ſchwingen konnte, die ſie feſten Griffs gefaßt hielt. So zeigte ſie ſich dem furchtbarſten ihrer Feinde (der aber zugleich ihr leidenſchaftlichſter Bewunderer und Lobredner war). Ihr glänzendes Heer beſtand größtentheils aus leichten Bogenſchützen und einer Reiterei, ganz in polirten Stahl gehüllt. Arabiſche Truppen aber, leicht, raſch und intelligent, umſchwebten beſtändig in aufgelöſten Schaaren die Königin ihrer Wüſte. So waren ſie im Stande, die disciplinirteren und feſteren Legionen des römiſchen Heeres auf dem Marſch durch die Wüſte zu necken.

Aurelian rückte auf der Ebene von Emeſa heran mit einem mächtigen Heere, meiſt aus Veteranen beſtehend; eine tüchtige Schaar mauriſcher und illyriſcher Reiterei begleitete ihn. Die ganze Herrlichkeit eines römiſchen Heers, geführt von ſeinem Kaiſer, dem Sieger über die halbe Erde, trug bei zu dem Effect des glänzendſten Schlachtfelds, das die Sonne je beſchienen. Vor dieſer Scene, ihren Maſſen, Gruppen und den Geſtalten im Vorgrund verweilt die Einbildungskraft, die hier einen ihrer höchſten Genüſſe feiert; und bevor die feindlichen Heere ſich im entfeſſelten Kampfe maßen, mögen wohl auch die beiden, welche an ihrer Spitze ſtanden, einander mit prüfenden Blicken gemeſſen haben, mit einem Intereſſe, deſſen Ausdruck keine Kunſt, keine Poeſie erreichen und erſchöpfen kann! Aurelian und Zenobia mögen ſich hier zum erſtenmal Antlitz gegen Antlitz begegnet ſeyn, Auguſtus und Auguſta der beſtrittenen Welt, die ſie bisher zwiſchen ſich getheilt hatten. Sie begegneten einander in dem herrlichen Lande, wo nach der Sage Gott zuerſt den Menſchen erſchuf, und ihm das Weib zur Genoſſin gab; und ſie ſtellten in ihrer Perſon und in ihrer Organiſation die verſchiednen Attribute dar, durch welche die Geſchlechter fünftauſend Jahre lang ſichtlich charakteriſirt und beherrſcht worden waren.

Zenobia in ihrem hochſtrebenden Geiſt und ihren mütterlichen Gefühlen und Strebungen war die Verfechterin der moraliſchen Kraft und der menſchlichen Gefühle — ſie kämpfte den Kampf für Geiſt und Vaterland, für ihre Kinder und für die Philoſophie; Aurelian führte Krieg, um das Recht der Macht zu gründen, die Gewalt auf die breiteſte Baſis zu ſetzen, die Tyrannei auf die äußerſte Spitze zu treiben, und die innere Reform durch den Widerſtand ſoldatiſcher Kühnheit zu hemmen! Das Schickſal eines Reichs, und durch dieß Reich der Welt, hing ſo am Ausgang einer einzigen Schlacht, welche lang, blutig und ſchrecklich war. Der Angriff Zenobia's war der eines Weibes; leichtſinnig und glänzend; die Reiterei des Imperators wich; aber Aurelian, zürnend über den Erfolg des weiblichen Feldherrn, griff die Palmyrer wüthend an; Zenobia ermuthigte ihre Truppen mit ihrem Geiſt und ihrer Beredſamkeit. Das kaiſerliche Fußvolk hatte ſchon ſeine Pfeile verſchoſſen, und floh in wirklicher oder verſtellter Flucht; aber die unvorſichtigen Sieger wurden, erſchöpft vom Nachſetzen, plötzlich wieder angegriffen und in Unordnung gebracht; der Tag gehörte den Römern. Zenobia, geſchlagen, doch nicht entmuthigt, bewerkſtelligte einen geſchickten Rückzug nach Palmyra und brachte ihre noch übrigen Truppen innerhalb ſeiner Mauern in Sicherheit.“ — Erſt nach hartnäckigem Widerſtande ergab ſich die Königin und wurde im Triumph in Rom aufgeführt:

„Der Pomp ward eröffnet mit einem ungeſtümen Aufzug von vier Königstigern, zwanzig Elephanten, und zweihundert wilden und ſeltnen Thieren, den Geſchöpfen aller Klimate und Länder des Nordens, Oſtens und Südens. Auf dieſe furchtbaren Repräſentanten brutaler Kraft in ihrer zügelloſen Wildheit folgten ſechzehnhundert Männer, der Stolz der bildenden Natur, die, wegen ihrer Stärke und Schönheit unter den Gefangenen ausgewählt, den Triumph zu zieren, am andern Morgen von den Beſtien in Stücke geriſſen werden ſollten. Nach dieſen, deren Anblick wohl geeignet geweſen wäre, jedes Herz mit Schauer und Mitleid zu erfüllen, kamen die Wagen mit den spolia opima, dieſe Beute beſtand in den geplünderten Schätzen Aſiens, in den Waffen und Fahnen der beſiegten Nationen; unter dieſer Kriegsbeute aber befand ſich auch ein Wagen, beladen mit Hausſchmuck, mit Gegenſtänden königlicher, friedlicher Pracht, Gold- und Silbergeſchirr von griechiſcher und indiſcher Arbeit, perſiſche Tapeten, ägyptiſche Gefäße, Stühle von Elfenbein und Kannen mit koſtbaren Steinen beſetzt. All dieß war in kunſtvoller Unordnung aufeinander gethürmt. Das römiſche Volk muß auf dieſe Zeugniſſe barbariſcher Civiliſation mit Neid und Staunen geſchaut haben; während die Augen des weiblichen Theils der verſammelten Menge wohl dürften feucht geworden ſeyn, als ſie unter den glänzenden Prachtſtücken aus dem Hofhalt der Königin des Oſtens ſogar ihre eigene Garderobe erblickten, ihre reichen ſyriſchen Tuniken, ihr perſiſches Diadem und ihren kaiſerlichen Mantel, denn ſo klein dachte der Sieger, daß er ſelbſt die geringſten Beſtandtheile von Zenobia's Toilette dem Gaffen der Menge preis gab! Hierauf kamen die Geſandten aus den entlegenſten Theilen der Erde, von Aethiopien, China, Perſien, Arabien, Indien und Baktrien. Goldene

Digitized by Google

Kronen, die Geschenke dankbarer Städte, welche Aurelian geplündert und entvölkert, zogen dann das Auge an. Dann kam der Zug der Gefangenen, welche am kräftigsten zeugten von den großen Siegen Aurelians im Norden. Es waren Franken, Gallier, Sarmaten und Vandalen, jeder Stamm unterschieden durch eigenthümliche Fahnen und Inschriften. Auf einem dieser Banner war die Inschrift: „Die Amazonen," ein aus Ironie oder Politik einer kleinen Schaar von Weibern gegebener Name, welche sich durch ihre heroenmäßige Schönheit auszeichneten, und an der Seite ihrer Gatten fechtend, mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden; „denn unter barbarischen Völkern findet man dieß manchmal;" freilich eine der Natur angethane Gewaltthat, aber verübt von der Natur selbst und durch die Umstände geheiligt.

Dann folgte der unglückliche Kaiser Tetrikus — der Stellvertreter von ihr, die ihn zum Imperator gemacht, von Victoria, der Heldin des Westens. Aber jedes Auge, die übrigen Gefangenen alle übersehend, strengte sich an, um einen Blick zu werfen auf sie, die Größte unter allen, die römische Auguste, die Nebenbuhlerin Aurelians, die Königin des Ostens. Sie erschien zuletzt, zu Fuß, vor ihrem eignen prächtigen Wagen hergehend, dem Triumphwagen, auf welchem sie einst hoffte durch die Thore Roms als Kaiserin Mutter einzuziehen. Ihre schöne Gestalt war gefesselt mit schweren goldenen Fesseln, und die Ketten um ihren Hals waren so schwer, daß ein Sklave neben ihr her ging, um sie ihr zu erleichtern, während sie daherschritt in der Majestät ihres Unglücks und ihrer Erniedrigung. Sie schien beinahe zu erliegen unter der Last ihrer Juwelen, womit ihr geschwächter aber königlicher Leib geschmückt und überhäuft war. In einem Triumphwagen, von vier Elephanten gezogen, folgte in schmuckloser Tracht ihr Sieger. Senat, Volk und Heer schlossen den Zug; aber unter dem Freudejauchzen wurden einige Zeichen des Mißvergnügens von Seiten der Patres conscripti laut, welche in ihrem esprit de corps, als Männer und Magistrate, ein Murren nicht unterdrücken konnten, als der stolze Imperator, in der Person des Eximperators Tetrikus einen Römer, eine Magistratsperson, der Schmach preis gab. Für die römische Imperatorin aber, welche diese Schmach mehr als theilte, herrschte kein Mitgefühl! wenigstens ward keines an den Tag gelegt, obgleich unter den Frauen sich manches stolze Herz in Unmuth und Mitleid mag gehoben haben beim Anblick dieses edeln Wesens, dieses treuen Weibes, dieser zärtlichen Mutter und geistvollen Königin, welche in Ketten den schmerzlichen Gang nach dem Capitol machte, wo sie so sehr verdient hätte gekrönt zu werden! Wohl mögen sie bei ihren Unbilden sich des Unrechts bewußt geworden seyn, das sie selbst erduldeten, und geweint haben beim Anblick der gefallenen Größe dieser Zierde ihres Geschlechts! bei dieser großen Gelegenheit war der moralische Triumph auf Seiten des Weibes, wenn auch der schimmernde, theatralische Glanz des Gepränges ihrem Herrn und Gebieter zufiel! Die Nachwelt muß jetzt richten zwischen ihnen; aber es ist ein merkwürdiger Zug dieses einem Helden bewilligten Triumphes, daß er mit Tigern eröffnet ward und mit Sklaven schloß!"

Nunmehr gehen wir zu der zweiten Schrift, über den Beruf des Weibes, über. Diese stellt keine historischen Untersuchungen an, sondern geht aus von den in den civilisirten Ländern bestehenden Verhältnissen, und zwar hat sie es hauptsächlich, was freilich nicht ausdrücklich gesagt ist, mit den Frauen der höhern und mittleren Stande zu thun. Allerdings aber finden die aufgestellten Grundsätze, mit den nöthigen Modificationen, ihre Anwendung auch auf die niedern Volksclassen. Der Grundgedanke des Büchleins ist, daß die Frauen hauptsächlich auf den moralischen Einfluß angewiesen seyen, und in diesem, nicht in der Ausübung und Handhabung der Macht, ihren Ruhm zu suchen haben. Es ist, wie die Verfasserin in der Vorrede sagt, ursprünglich hervorgegangen aus dem Vorsatz, die Schrift von Aimé Martin: Sur l'éducation des mères ins Englische zu übertragen. Später wurde aus der Uebertragung ein mehr selbstständiges Werkchen, das jedoch die wichtigsten Ideen der französischen Schrift und manche einzelne Ausführungen in sich aufnahm. Dem einleitenden Capitel entnehmen wir Folgendes: „Unser Zeitalter ist ein Zeitalter der Neuheit, ein Zeitalter neuer Plane, neuer Entdeckungen, neuer Wahrheiten, oder wenigstens neuer Meinungen. Von diesen beziehen sich auch einige auf die politische und sociale Stellung der Frauen, deren Bedeutung im Reiche der Humanität kein Vernünftiger, zumal kein Christ, bezweifelt. Daß das weibliche Geschlecht, ausgezeichnet oft durch edle moralische Entwicklung, bestimmt ist, einen wichtigen Einfluß auf den politischen und socialen Zustand der Menschheit zu üben, müssen wir Alle glauben; das übereinstimmende Zeugniß der Jahrhunderte erhebt dieß über jeden Zweifel. Man erhebt häufig ein Geschrei über Ungerechtigkeit und Unterdrückung, welche sich das andre Geschlecht erlaube. Aber zu allen Zeiten haben die Männer sich bereitwillig genug gezeigt, den Frauen Einfluß, und zwar oft in ungebührlichem Maaß, zu gestatten. Es liegt keine Uebertreibung in dem Wort: „Siegerinnen der Sieger der Welt!" und dieser Einfluß ist so mächtig, so allgemein empfunden und anerkannt, daß sich die Frage erhebt, ob er so gebraucht wird, wie er sollte — zu guten Zwecken. Aber, sagt man, es ist entwürdigend durch Einfluß zu wirken, statt durch Macht — mittelbar statt unmittelbar — in der Eigenschaft von Untergeordneten statt von Hauptpersonen. Hier liegt die Hauptstreitfrage. Würde der Menschheit eine Wohlthat zu Theil, wenn der Einfluß der Frauen mit Macht vertauscht würde? Würde das größtmögliche Gute erreicht dadurch, daß man das Weib aus seiner jetzigen Sphare in die Arena des öffentlichen Lebens brachte, daß man in unsre Hauser, an unsre Herde die gewaltsamen Streitigkeiten und Fehden, die harten, erbitterten Gefuhle einführte, welche durch politischen Kampf erzeugt werden? Es ist in der That schwer, diesem Gegenstand in der Form, wie er von einigen Schriftstellern behandelt worden, mit einiger Ernsthaftigkeit nahe zu treten; und es gereicht dem andern Geschlecht zur Ehre, daß er nicht häufiger mit der scharfen und unzarten Satyre behandelt worden ist, die er verdient. Indeß stehen wir um kein Jota hinter jenen heftigen und feurigen Anwalten des weiblichen Geschlechts zurück, was hohe Begriffe von dessen

Würde und Beruf anbelangt. Uns liegt es mindestens so sehr als jenen am Herzen, daß die Frauen zum Bewußtseyn ihrer Bedeutung emporgehoben werden; aber wir behaupten: nicht so sehr liegt die Schuld an den socialen Institutionen, als an den Frauen selbst, wenn der Zustand der Frauen nicht ist wie er seyn sollte. Wir nehmen für sie ein nicht geringeres Amt in Anspruch, als das: Werkzeuge (unter göttlicher Leitung) zu seyn, zur Regeneration der Welt — Wiederherstellerinnen vom Bild Gottes in der menschlichen Seele. Können die wärmsten Verfechter der politischen Rechte der Frauen einen erhabeneren Beruf für sie aussprechen, ein würdigeres Loos? Daß das Weib diesen Beruf am besten erfüllt, wenn sie sich in der Sphäre bewegt, welche Gott und die Natur ihr angewiesen, und nicht, wenn sie diese Sphäre mit einer andern vertauscht, dieß zu zeigen ist die Aufgabe dieser Blätter."

Das nächste Capitel setzt den Unterschied von Macht und von Einfluß auseinander, zeigt, daß der letztere das tiefere, bedeutendere, nachhaltigere Princip sey, und daß im Besitze desselben vorzugsweise die Frauen seyen. Das folgende behauptet, daß ein Princip der socialen Regenerationen, nach der doch so viele Stimmen verlangen, fehle, daß es nicht in einer Veränderung der äußern, rechtlichen Institutionen liegen könne, daß der moralische Fortschritt der Menschheit auch nicht vom intellectuellen Fortschreiten bedingt sey, vielmehr oft mit diesem im umgekehrten Verhältniß stehe, daß das Besser- und Glücklicherwerden der Menschen abhänge von der Pflege und Bildung des religiösen und sittlichen Elements ihrer Natur, und daß diese Pflege und Bildung in der einflußreichsten Zeit des Lebens, in der Kindheit und Jugend, hauptsächlich den Frauen, den Müttern anheimfalle. „Napoleon sagte einmal zu Madame Campan: die alten Unterrichts- und Erziehungssysteme taugen nichts; was haben wir denn nöthig, damit die Jugend Frankreichs gut erzogen werde? — Mütter! antwortete Madame Campan. Ueber diese Antwort wurde der Kaiser betroffen. Das ist, sagte er, ein ganzes Erziehungssystem in Einem Wort. Man muß sich angelegen seyn lassen, Mütter heranzubilden, welche ihre Kinder zu erziehen wissen."

Vom mütterlichen Einfluß handelt ein weiteres Capitel. „Das Schicksal der Welt in moralischer Hinsicht beruht nicht sowohl auf Institutionen, oder auf Erziehung, als auf moralischem Einflusse. Der mächtigste unter allen moralischen Einflüssen ist der mütterliche. Von dem Charakter der Mütter hängen der Geist, die Vorurtheile, die Tugenden der Nationen, mit andern Worten, die Wiedergeburt der Menschheit ab. Sind mithin die zu Gunsten der Frauen hier geltend gemachten Ansprüche übertrieben? . . . Es ist von der höchsten Wichtigkeit sich einzuprägen, daß bei den Kindern die Empfindung der Intelligenz vorangeht; die erste Erwiederung auf das Lächeln der Mutter ist das erste Dämmern der Intelligenz; die erste Empfindung ist die erwiedernde Liebkosung. Das Verständniß fängt an im Gefühl; daher müssen derjenigen, welche zuerst die Gefühle weckt, zuerst die Zärtlichkeit anregt, die wohlthätigsten Einflüsse zukommen. Aber nicht lehren soll sie die Tugend, sondern sie einflößen. Dieß ist ganz besonders die Sphäre des Weibes. Wenn sie wünscht, daß wir etwas seyen und werden, so fängt sie damit an, uns Liebe einzuflößen zu dem, was wir werden sollen, und die Liebe erzeugt unbewußterweise die Nachahmung. Was ist ein Kind im Verhältniß zu einem Lehrmeister? Ein unwissendes Geschöpf, das er berufen ist zu unterrichten. Was ist ein Kind im Verhältniß zur Mutter? Ein unsterbliches Geschöpf, dessen Seele zur Unsterblichkeit zu bilden und zu leiten ihre Aufgabe ist. Gute Lehrer machen gute Schüler und Gelehrte — gute Mütter machen gute Menschen — das ist der Unterschied ihres Berufs. Daraus folgt, daß die Erziehung des Kindes im engern Sinne beinahe ganz von den Müttern abhängig ist, und wenn sie zu bereitwillig gewesen sind, fremden Händen diese Obliegenheit anzuvertrauen, so war es darum, weil sie Erziehung mit Unterricht verwechselt haben — zwei wesentlich verschiedne Dinge, welche zu unterscheiden sehr wichtig ist: denn der Unterricht kann unterbrochen werden und von einer Hand in die andre übergehen, aber die Erziehung soll aus Einem Stück seyn; was sie unterbricht, das hindert sie; welche Mutter sie, einmal begonnen, wieder aufgibt, die wird erleben, daß ihr Kind sich verirrt, oder völlig gleichgültig wird gegen die Tugend. . . Dieser mütterliche Einfluß ist überall vorhanden, in der Hütte des Armen wie im Palast des Reichen. Ueberall bestimmt er unsre Empfindungen, unsre Meinungen und unsern Geschmack. Das Schicksal eines Kinds, sagte Napoleon, ist immer das Werk seiner Mutter; und dieser außerordentliche Mann wiederholte es oft und gern, daß er seine Größe seiner Mutter verdanke."

Ueber die den Männern oft vorgeworfene Selbstsucht sagt die Verfasserin: „Man sagt, die Männer seyen selbstsüchtiger als die Frauen. Wie könnten sie anders? gibt man sich doch bei ihrer Erziehung keine Mühe, sie anders zu machen. Jene Streitfertigkeit, die man so bewundert als ein Zeichen von Feuer und Geist — ist die wahre Verkörperung des selbstsüchtigen Princips — ein Fechten für *ihre* Rechte, eine Behauptung *ihrer* Ueberlegenheit. Man lehrt sie in der Schule die Schwachen verachten, und das Erlernte bringen sie zu Hause in Ausübung in kleinen Quälereien gegenüber den Schwachen ihres Familienkreises — ihren Schwestern, und daneben empfangen sie von eben diesen Schwestern tausend kleine Dienstleistungen ohne Erkenntlichkeit und Dank. Ist es ein Wunder, wenn diese Knaben nachher selbstsüchtige Gatten und tyrannische Väter werden? Wenn man bedenkt, wie wenig die moralische Bildung der Knaben einen Theil ihrer Erziehung ausmacht, so ist nur das zum Verwundern, daß Einzelne den schlimmen Folgen eines solchen Systems entgehen, nicht, daß viele Opfer desselben werden."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

4 November 1840.

Boadicea.

Von Cowper.

Albions Heldenkönigin,
Die der Römer nieder trat,
Sucht mit unmuthsvollem Sinn
Bei den Heimathgöttern Rath.

In der Eiche Schatten dort
Eisgrau der Druide ruht;
Flamm' ist seines Mundes Wort,
Voll von Gram und voll von Wuth.

„Fürstin, wenn mein alter Blick
Weint um dein unendlich Leid,
Ist's, weil Zorn noch hält zurück
Meiner Worte Furchtbarkeit.

Rom muß fallen, — schreib dieß Wort
In das Blut, das sie vergoß,
Fallen, tiefgehaßt, verdorrt,
Ihre Schuld, ihr Umsturz groß.

Rom, die, ihrer Herrschsucht Raub,
Tausend Völker frech zertritt,
Küßt, die Stolze, bald den Staub;
Horch! am Thor des Deutschen Schritt!

Ein Geschlecht, das hier entspringt
Unsern Forsten, es durchzieht,
Donnertragend, raschbeschwingt
Ein noch größ'res Herrschgebiet.

Land, das Cäsar nie gekannt,
Deinen Enkeln beugt's das Knie,
Wo sein Adler niemals stand,
Der nicht unbesiegt, wie sie."

Also rief der Liedersohn
Ahnend mit des Himmels Feu'r,
So durchzitterte der Ton
Seine süße, heil'ge Leyr.

Sie im Stolz der Herrscherin
Fühlt' in sich der Worte Gluth,
Stürzt' in Kampf, focht, sank dahin,
Warf es zu dem Feind mit Wuth:

„Mörder, stolz und schonungslos,
Himmel zuckt den Rachestreich;
Herrschaft wird einst unser Loos,
Schmach und Umsturz harrt auf euch!"

Julius Krais.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Aphanasij bekümmerte sich nur sehr wenig um die Wirthschaft, doch fuhr er bisweilen zu den Mähern und Schnittern hinaus und beaufsichtigte dann ihre Arbeit ziemlich scharf; während der ganzen Einfahrt lag jene auf Pulcherien. Dieser letztern Wirthschaften bestand in einem unaufhörlichen Oeffnen und Schließen der Vorrathskammer, nebst Einsalzen, Trocknen und Einkochen einer unzählbaren Menge von Früchten und Kräutern. Ihr Haus glich vollkommen einem chemischen Laboratorium. Unter einem Apfelbaume wurde beständig ein Feuer unterhalten, und nie fast kam von dem eisernen Dreifuße der Kessel oder das kupferne Becken mit Gekochtem, Eingemachtem,

Marmelade, *) mit Meth in Zucker angemacht, und, ich weiß nicht, womit sonst noch.... Unter einem anderen Baume destillirte dann immer der Kutscher in einem kupfernen Bottich **) den Branntwein von Pfirsichblättern, Elzbeerbaumblüthen, Tausendguldenkraut und Kirschkernen, bis er am Ende dieses Processes, fast außer Stande die Zunge zu rühren, so erzalbernes Zeug schwatzte, daß Pulcheria durchaus nichts davon verstehen konnte und ihn eben in die Küche schicken mußte, damit er seinen Rausch verschlief. — Von allen jenen Sachen wurde eine solche Menge gesotten, eingemacht und getrocknet, daß sie gewiß den ganzen Hof überschwemmt haben würden, da Pulcheria immer gern außer dem zum Verbrauche Bestimmten noch etwas als Vorrath besorgte — wenn nicht die größere Hälfte davon durch die Mägde aufgezehrt worden wäre, welche sich in die Vorrathskammer schlichen und dort so entsetzlich einluden, daß sie nachher den ganzen Tag stöhnten und über Magendrücken zu klagen hatten. — Mit dem Feldbaue und den andern Wirthschaftsangelegenheiten sich zu befassen, hatte Pulcheria wenig Gelegenheit, denn, da der Verwalter hierin mit den Uebrigen gemeinsame Sache machte, stahlen sie unbarmherzig alles weg. Eben so war es alltäglich, daß sie in das herrschaftliche Holz gingen, als ob es ihr eignes wäre und daraus Schlitten fertigten, welche sie dann auf dem nächsten Markte verkauften. Außerdem aber verkauften sie auch alles starke Eichenholz an die benachbarten Kosaken zu Bohlenwänden für die Mühlen. Einmal nur wünschte Pulcheria ihr Holz zu besichtigen: die Droschke wurde daher angespannt, mit den prächtigen Schneedecken, von welchen, wenn der Kutscher die Zügel schüttelte, nicht sobald die Pferde, die noch in der Landwehr dienten, berührt wurden, als die Luft mit so seltsamen Tönen erfüllt ward, wie wenn plötzlich eine Flöte, Trommeln und eine Pauke erklängen. Jedes Nägelchen und eiserne Hufeisen ertönte, so daß es bei den Mühlen selbst vernommen werden konnte, wenn die Herrschaft vom Hofe abfuhr, obgleich die Entfernung nicht weniger als zwei Werst betrug. Pulcheria aber konnte nicht umhin, die entsetzliche Verwüstung im Holze und das Verschwinden der Eichen gewahr zu werden, die sie schon seit ihrer Kindheit als hundertjährige gekannt hatte, und wandte sich deßhalb zu ihrem Verwalter, welcher sich auch schon dort befand, mit der Frage: „Woher kommt es denn, Mitschipor, daß bei dir die Eichen so selten geworden sind? Nimm dich nur in Acht, daß bei dir nicht auch die Haare so selten werden!“ — Woher die so selten geworden? (erwiederte dann gewöhnlich der Verwalter) sie haben sich eben verloren. Nach und nach sind alle ausgegangen, theils von den Gewittern niedergeschlagen, theils von den Würmern zernagt, sind sie alle geworden, Herrin, meiner Treu', ganz alle geworden. — Durch diese Rechtfertigung vollkommen zufriedengestellt, gab Pulcheria, nach Hause zurückgekehrt, den Befehl, die Wächter im Garten bei den spanischen Kirschen und großen gelben Winterbirnen zu verdoppeln. — Ferner fanden es die würdigen Aufseher, der Verwalter und der Vogt, gänzlich überflüssig in das herrschaftliche Magazin alles dahingehörige Mehl zu schaffen; damit es aber an der Hälfte auch genug sey, brachten sie dieses bespritzt und angefeuchtet dahin, so daß sie dann auf dem Jahrmarkte als Ausschuß verkauft werden mußte. Wie viel aber auch der Verwalter und der Vogt wegstahlen — wie abscheulich auch im Hofe alles gefräßig zuschlang, von der Wirthschafterin bis zu den Schweinen, die eine entsetzliche Menge Pflaumen und Aepfel verwüsteten, und oft, mit den Rüsseln an die Bäume stoßend, einen ganzen Regen von Früchten herunterschüttelten — wie viel auch die Spatzen und Krähen wegpickten — wie viel das ganze Gesinde an Naschgeschenken für die Gevattern in andere Dörfer wegtrug und sogar an alter Leinwand und Garn aus den Scheunen fortschleppte, welches alles der Allerweltsquelle, d. h. der Schenke zuströmte — wie viel auch die Gäste, phlegmatische Kutscher und Diener mitnahmen — so brachte doch die gesegnete Erde jedwedes in solcher Menge hervor und bedurften Aphanasij und Pulcheria für sich selber so wenig, daß all' diese entsetzlichen Plünderungen in ihrer Wirthschaft ganz unmerklich schienen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Naumuroso —? Passtiloju —? Pulcheriens Küche und Vorrathskammer sind so reichhaltig, daß nicht nur Uebersetzer, sondern auch die russischen Landsleute selbst die Unbekanntschaft, sogar mit dem bloßen Namen der Delicatessen offen eingestehen und die Leser daher schon Nachsicht üben müssen, zumal der einzige Kleinrusse, der hier hätte aushelfen können, zugleich der Einzige Kleinlich genug war, dieß zu versagen. — Die große Schwierigkeit, welche dieses Idiom überhaupt bietet, mag wohl der Grund seyn, warum der treffliche Gogol uns noch so unbekannt geblieben, dessen Verbreitung bei uns doch sicher nicht wenig zur Ehrenrettung der vielfach verschrieenen und verkleinerten russischen Novelle beitragen müßte; denn eigenthümlicher, lebendiger, wahrhafter und gefühlreicher als Gogols Erzählungen sind kaum die beliebtesten aller andern jetzt lebenden europäischen Novellenerzähler mit Recht zu nennen. — —

**) Remdikei? Iembikae?

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

(Fortsetzung.)

Der zweite Gesang beginnt mit dem Wunsche, fern von der Welt zu leben, um nichts von ihren Zwisten und Grausamkeiten zu hören, zumal von der Sklaverei, die zwar in England nicht geduldet werde, „Sklaven dürfen in England nicht athmen; in demselben Augenblick, wo ihre Lungen englische Luft füllt, sind sie frei;“ aber sie sollte auch nicht seyn, so weit Englands Macht reiche. Die Fortdauer der Sklaverei und die Zertretung der Menschenrechte seyen auch wohl die Ursache, weßhalb sich jetzt alle Elemente empörten, Stürme, Ueberschwemmungen, schreckliche Meteore, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche herrschten, und weßhalb die Erde ein trübes trauerndes Auge habe (mit Rücksicht auf den Nebel, der Europa und Asien im ganzen Sommer 1783 bedeckte), Gott nahe in seiner Macht und mit seinen Schrecknissen, um die Sünden der Menschen zu strafen, was die Philosophie oft fälschlich übersehe und läugne. Auch England sey nicht schuldlos. Dennoch:

England! Mit allen deinen Fehlern, Heimath,
Doch lieb' ich dich, und muß dich lieben, muß,
So lange noch ein Winkel übrig, wo
Sich Englands Sitt' und Herzen finden. Sey
Dein Wetter unbeständig, regnerisch
Das Jahr zumeist, wenn nicht von Frost erstarrt, —
Ich tausche deinen düstern Himmel nicht
Noch blumenlose Au'n um Frankreichs Wärme
Und Rebenhügel, nicht um Welschlands Haine
Mit goldnen Früchten und mit Myrtenlauben. —
Zu schrecken deine Rathsherrn, und die Blitze
Der patriotischen Beredsamkeit
Auf deinen Feind zu schleudern, ist mein Werk nicht.
Doch fühlen kann ich dein Geschick, kann theilen
Dein Leid und deine Lust so wahr und herzlich
Wie jene Donnrer. Ja, ich kann auch deine
Thorheiten fühlen und den Weichlingen
Gerechten Unmuths grimmen, deren Blicken
Schand' ausstrahlt auf mein Land, das heißgeliebte.

Er wünscht, daß Männer wie der Redner Chatham und der Krieger Wolf wieder aufstehen mögen, und beklagt spottend die Täuschungen, welche England von Frankreich erlitten habe. Scheinbar verbindungslos fängt der folgende Abschnitt an:

'S gibt eine Lust auch in des Dichters Mühen,
Die nur der Dichter kennt. Die tausend Listen,
Schlingungen, Wendungen, Versuche, die
Der Geist erspäht, nachjagend den gemäßen
Ausdrücken, spröden und entweichenden,
Die Hemmung flücht'ger Bilder, die den Spiegel
Der Seele füllen, ihr Ergreifen, Fesseln,
Bis die Gestalten, die sein Auge sah,
Er nachgezeichnet hat in treuem Abriß,
Die künstliche Vertheilung aller Züge,
Daß sie in günst'gem Licht auffindet jeder,
Und strahlen sieht durch die Umgebung mehr noch
Als durch den angewandten Fleiß und Eifer —
Das sind Beschäftigungen, Dichters Geist
Anmuthend, und ob Angelegenheiten
Betrübter Art so hold hinüberleitend,
Daß er in sich vertieft, der Glückliche,
Des Lebens Aengsten, weil bei ihm sie keine
Freistätte finden, von sich weichen sieht —
Das sind des Sängers Freuden, aber auch nicht,
Nicht oder selten derer, die ihn hören,
Verächtlich und gleichgültig, nichts bemerkend
Von Schwierigkeit in Werken, die sie nie
Selbst übten, haben sie nicht Sinn für seine
Gefahr und Rettung, und, wo er das meiste
Vergnügen fand, vielleicht das mindste findend.
Doch nur Vergnügen? sag' ich. Saugdrüsen,
Voll Ehrtriebe doch, erfolglos nicht zu singen,
Möcht' ich nicht scherzen bloß, wenn gleich die Welt
Am laut'sten die preist, die nichts weiter thun.
Doch was vermag Spott, ernster oder heitrer?
Vielleicht den Schwächling bessern, züchtigen
Die Modenarrheit, Kleiderordnung machen,
Schönpflästerchen vertreiben, Klingen kürzen.
Doch wo sind seine höheren Trophä'n?
Welch Laster unterdrückt' er? O wen lachte,
Wen schalt er auf die Tugendbahn zurück?
So leicht ist Leviathan nicht zu zähmen.
Des Lachers lacht der, und dem Züchtiger
Streckt seine ehrnen Schuppen er entgegen,
Die keinen Streich von Menschenhänden fürchten.

Hiemit hat er an das Frühere angeknüpft: der Poet vermöge durch Spott wenig auf sittliche Besserung zu wirken; das müsse er der geistlichen Beredsamkeit überlassen, wiewohl wenige Prediger wahre Religionslehrer wären und durch ihr Leben ihren Lehren widersprächen. Ein Prediger müsse dem Apostel Paulus gleichen, kein Heuchler, kein Schauspieler seyn, nicht nach Beifall haschen. Daher wirke denn auch die englische Geistlichkeit so wenig. Thorheit und Verderbniß sey an der Tagesordnung, ehemals habe Zucht auf den Lehranstalten geherrscht, damals hätten auch die Theologen sich durch Gelehrsamkeit, Wahrheitsliebe, Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet; jetzt sey wenig davon zu finden, doch gäbe es Ausnahmen, z. B. einen Bruder des Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Beruf der Frauen.

(Schluß.)

Aus *Aimé Martin* führt sie dann im vierten Capitel, das vom Einfluß der Frauen auf die Gesellschaft handelt, Folgendes an: „Was auch immer die Gebräuche und Gesetze eines Landes seyn mögen, die Frauen geben immer den Sitten ihren Ton und ihre Farbe. Ob nun Sklavinnen oder frei, herrschen sie, weil ihre Herrschaft auf den Gefühlen und Neigungen des Herzens beruht. Dieser Einfluß indessen ist mehr oder weniger wohlthätig, je nach dem Grad der Achtung, womit sie behandelt werden. Sie machen die Männer zu dem was sie sind. Es ist als ob die Natur die Intelligenz des Mannes abhängig gemacht habe von ihrer Würde, so wie sie sein Glück abhängig gemacht hat von ihrer Tugend. Und dieß ist dann auch das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit; der Mann kann die Frau nicht herabwürdigen, ohne selbst auch in Herabwürdigung zu versinken; er kann sie nicht emporheben, ohne daß er selbst auch eine höhere Stufe erstiege. Werfen wir unsern Blick über den Erdkreis! Betrachten wir die zwei großen Theile des menschlichen Geschlechts, den östlichen und den westlichen. Die halbe Welt bleibt in einem Zustand der Schwäche unter dem Gepräge einer rohen Civilisation; dort sind die Weiber Sklavinnen; die andre macht Fortschritte in der Gleichheit und Intelligenz; hier sind die Frauen frei und geehrt. Wenn wir also den politischen und moralischen Zustand eines Staats kennen lernen

wollen, ſo müſſen wir fragen, welche Stellung die Frauen in ihm einnehmen. Ihr Einfluß umfaßt das ganze Leben. Weib — Mutter — zwei magiſche Worte, die ſüßeſten Quellen des männlichen Glückes in ſich begreifend. Ihnen gehört das Reich der Schönheit, der Liebe, der Vernunft. Immer ein Reich, eine Herrſchaft! Die Realität dieſer Macht wird nun nicht beſtritten; aber man kann einwenden, daß ſich ihre Wirkung auf den Familienkreis beſchränke; als ob nicht die Geſammtheit der Familien die Nation ausmachte! Der Mann nimmt aufs Forum mit die Ideen, die er am häuslichen Herde mit der Frau beſprochen. Seine Kraft und Stärke macht dort ihre ſanften Eingebungen ins Leben treten. Oft klagt man darüber, daß das Geſchäft der Frauen ſich auf die Leitung und Führung des Haushalts beſchränke, und man bedenkt nicht, daß von dem Haushalt der einzelnen Bürger die Vorurtheile und Irrthümer ausgehen, welche die Welt beherrſchen." — „Es wäre nicht unintereſſant, die Wirkungen und Gegenwirkungen zu verfolgen, durch welche die Weiber entwürdigt wurden und entwürdigten — abwechſelnd Quelle und Opfer mißverſtandener politiſcher Grundſätze."

Die Verfaſſerin rühmt die Zeiten des Ritterthums als diejenigen, wo die Frau dem Mann geiſtig gleich geſtanden, und von ihm mit ausgezeichneter Achtung, mit einer phantaſtiſchen Verehrung behandelt worden ſey: aber „auf die Ritterzeit folgte die Zeit der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften, und, ſeltſam! dieſe Wiedererſtehung war für die Sache der Frauen nichts weniger als vortheilhaft. Die Männer fanden andere Pfade zum Ruhm, als Uebung der Kraft und Tapferkeit, Pfade auf welchen ihnen zu folgen den Frauen verſagt war. In die neu entdeckten Regionen durften die Frauen nicht eindringen, und die Männer kehrten daraus zurück mit wirklicher oder erheuchelter Verachtung ihrer unintelligenten Genoſſinnen, ohne genug wahre Weisheit gewonnen zu haben, um zu erkennen, wie viel ſie durch ihre Aufklärung gewinnen könnten. Da dem Fortſchritt der Intelligenz bei den Männern kein ähnlicher Fortſchritt bei den Frauen entſprach, verloren die letztern das Gleichgewicht in ihrer ſocialen Stellung. Ehre und Ruhm knüpften ſich nicht mehr an das Lächeln der Schönheit. Die entthronten Herrſcherinnen wurden, weil ſie noch immer herrſchen wollten, gemein, und ſuchten durch ſchnöde Künſte die Herrſchaft zu behaupten, die ihnen nicht mehr als Recht zugeſtanden wurde. Einfluß beſaßen ſie noch immer, aber Einfluß von minder würdiger Ar Sie wurden nicht mehr geachtet und verehrt, und daher war auch ihr Einfluß nicht mehr wohlthätig. Die endlichen Folgen dieſer traurigen Verirrungen entwickelten ſich an den Höfen eines Louis XIV und Karl II, wo ſie ihren Gipfel erreichten. Der ſchlimme Einfluß war da auf ſeiner höchſten Höhe und die Entwürdigung der Frauen führte als unausbleibliche Folge auch die Entwürdigung der Männer herbei. Lange bereitete ſich ein Wechſel in den Anſichten und in den ſocialen Einrichtungen, welcher dieſe Uebel ganz beſeitigen ſollte. Daß dieß nicht geſchehen, rührt von einem großen Mißverſtändniß her. Nachdem die Frauen ihre moraliſchen und intellectuellen Rechte wieder erlangt, haben ſie auch ihre Bedeutung in den Augen der Vernunft wieder gewonnen; längſt ſind ſie die Zierden der Geſellſchaft geweſen, welche von ihnen ihren Ton annimmt, und es iſt zu ſehr der Hauptzweck bei ihrer Bildung geworden, die Talente an ihnen zu pflegen, welche ſie zu ſolchen Zierden machen. Ein zweifaches Uebel iſt daraus hervorgegangen; die Frauen haben ſich verblendet über die eigentliche Natur und den Zweck ihrer Exiſtenz und es iſt in ihnen ein Geiſt weltlicher Ehrſucht rege geworden, zuwiderlaufend der hingebenden Selbſtſuchtloſigkeit, welche ihnen weſentlich iſt. Dieß war der Irrthum der Gedankenloſeren — die Nachdenkenderen ſind in einen andern nicht minder ernſten verfallen. Weil man einſah, daß die Frauen mehr Würde und Werth beſitzen, als die Geſellſchaft und ſie ſelbſt an ihnen erkannten; weil ihre Talente und Tugenden ſie auf gleiche Stufe mit den Männern ſtellen, behauptet man, ihr gegenwärtiger Wirkungskreis ſey zu eng, und ſie ſollten an den öffentlichen Berufspflichten und Functionen des andern Geſchlechts Theil haben. Gleichheit, geiſtige und phyſiſche Gleichheit, wurde proclamirt!" — —

Aus dem Schlußwort heben wir noch Folgendes aus:

„Die Beſtimmung des Weibes iſt, wie wir ſehen, keine geringfügige; der Beruf des Weibs iſt kein geringfügiger, der Einfluß, den das Weib beſitzt und ausübt, iſt nicht klein und armſelig. Dürfen nun die Frauen kleinlich und auf Armſeliges gerichtet ſeyn? Darf ihre Bildung und ihre Beſchäftigung nur einen Kreis eleganter Armſeligkeiten umfaſſen? Sollte die Pflege und Ausbildung äußerer angenehmer Eigenſchaften der Hauptzweck ſeyn bei der Erziehung ſo einflußreicher, ſo großer Verantwortlichkeit ausgeſetzter Weſen? Eine ſolche Erziehung ſteigert ihren Einfluß, aber benimmt ihnen das Vermögen, ihn zu beherrſchen, vermehrt ihre Verantwortlichkeit, ohne ihnen die zu Erfüllung ihrer Pflichten erforderliche Tüchtigkeit zu geben. Nichts iſt gefährlicher als der Beſitz von Einfluß, der nicht durch Gewiſſenhaftigkeit beherrſcht wird, und es heißt mit dem Schickſal der Geſellſchaft ſpielen, wenn man eine ſolche Macht in Händen läßt, welche ſie ſo wenig zu bewältigen vermögen. Der Einfluß der Frauen iſt, oder ſoll ſeyn, ein moraliſcher; und damit er ganz ſeinen Zweck erreiche, ſollte der Hauptzweck bei ihrer Erziehung ſeyn: ihre moraliſche Natur zu erweitern und zu vervollkommnen, und ihnen das Bewußte ihres Einfluſſes, aber auch der damit verknüpften Verantwortlichkeit tief einzuprägen."

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128 u. 129.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 November 1840.

Balladen.

Von Robert Southey.

I. Rüdiger.

Hell fiel auf heid'gen Bergeshang
Des Tages letzter Schein
Und schwamm in reichem Farbenstrahl
Gar lustig auf dem Rhein.

Und mancher Mann aus Waldhorsts Thor
Ging wohl dem Fluß entlang,
Als kräuselnd durch die lichte Finth
Der Hauch des Abends drang.

Und wie sie gingen still und stark,
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Sein Wimpel in der sanften Luft
Flog flatternd weit hinaus
Und unter einem Scharlachdeck
Ein Ritter ruhte aus.

Gebognen Halses, hoher Brust
Zog hin der stolze Schwan,
Und mühlos auf der raschen Finth
Das kleine Boot kam an.

Und vor das Ufer legte sich's
Und ließ den Mann ans Land,
Und schnell dann abwärts mit dem Strom
Es jedem Aug' entschwand.

Dem fremden Gast in Waldhorsts Burg
Kein Ritter gleich es that,
Kein Jüngling hatte Glück und Ruhm,
Wo Rüd'ger zu ihm trat.

Der Mädchen keins in Waldhorsts Burg
Gleich Margareten war:
So hell die Wang', so schwarz das Aug',
So voll das seidne Haar!

Und mancher Jüngling reich und stolz
Um sie zu freien kam,
Doch keiner, noch so reich und stolz,
Mit Rüd'ger auf es nahm.

Bei jedem Stechen und Turnier
Der erste Dank ihm ward,
Dem Meister jeden Ritterspiels
Und seiner Ritterart.

Sein Schwert, sein Blick, sein Liebesten
Die Schöne schnell gewann,
Und Rüd'ger war in kurzer Zeit
Der jungen Margret Mann.

Ein Morgentraum voll Seligkeit
Floß Mond um Mond dahin,
Denn lieblich waren er und sie,
Und wer von frohrem Sinn?

Mitunter doch faß Rüdiger
Von stillem Traum erfaßt
Und im gesenkten Auge schien
Zu ruhn geheime Last.

Doch bald hob er den Blick und schlug
Den Gram sich aus der Brust,
Und keiner war dann fröhlicher
Im Saale voller Lust.

Und weiter rollte Mond um Mond,
Und zu der rechten Frist
Ward Rüdiger von Margaret
Als Vater froh gegrüßt.

Doch wortlos ſchaut Rüdiger
Das kleine Knäblein an,
Und finſter ſah er's noch einmal —
Er blieb ein düſterer Mann.

Und als zur Weihe für das Kind
Der heil'ge Prieſter kam,
Zu waſchen ihm die Sünden ab
In des Erlöſers Nam',

Da flog die Wange Rüdigers
Wohl Todtenbläſſe an
Und von der ſchweißbedeckten Stirn
Der Fieberthau ihm rann.

Und mit gebrochner Stimme bat
Den Abt er um Verzug,
Bis zum Genuß des Freudentags
Er Kräfte hab' genug.

Und als am roſ'gen Himmelszelt
Herab der Abend drang,
Rief Margret er, zu wandeln noch
Des Rheines Strom entlang.

„Und nehmen wir das Knäblein mit,
Sanft weht der laue Wind,
Der Wogen leiſe Stimme lullt
In Schlummer es geſchwind."

Und mit einander gingen ſie,
Der Abendhauch war lind
Und Rüdiger machte ſeinen Arm
Zum Pfühle ſeinem Kind.

Wohl Mancher ging aus Waldhorſts Burg
Ans Ufer jetzt hinaus,
Doch bald kam kühl der Abendwind
Und Jeder ging nach Haus.

Nur Rüdiger ſchritt in trübem Muth
Am Ufer ſtets hinaus,
Und Margrets Mund bewog ihn nicht
Zur Wiederkehr nach Haus.

„Kehr um, kehr um, mein Rüdiger,
Sieh wie der Nebel wallt!
Der Abendwind iſt feucht und rauh,
Dem Knäblein wird's zu kalt!"

„Sey ſtill, ſey ſtill, lieb Gretchen mein,
Im Nebel iſt kein Harm,
Und vor dem Winde liegt geſchützt
Das Kind in meinem Arm."

„O wende um, mein Rüdiger,
Wo willſt du noch hinaus?
Der Mond ging auf, die Nacht iſt kalt,
Und wir ſind weit von Haus!"

Er ſagte nichts, denn ſtill und ſtark
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Es ſtieß ans Land und in das Boot
Schnell mit dem Kind er ſprang,
Und nach ſprang Gretchen athemlos;
Ihr war ſo wirr und bang.

Gebognen Halſes, hoher Bruſt
Zog hin der ſtolze Schwan
Und mühlos durch die raſche Fluth
Das Schifflein brach ſich Bahn.

Der volle Mond goß bleich ringsum
Die Strahlen durch die Nacht,
Und warf durch's Scharlachdeck ſein Licht
In dämmeriger Pracht.

Und wortlos ging's den ſchnellen Strom
Hinunter, pfeilgeſchwind;
Der lange Wimpel ſchwankte ſchwer
Herab im ſcharfen Wind.

Und ſie war ſtumm aus Herzensangſt,
Stumm in Gedanken er,
Nichts als der Laut der raſchen Fluth
Kam ihnen zu Gehör.

Der Kleine fing zu weinen an,
Da wurde Margret wach,
Und ſchnell, mit hohlem Schreckenston:
„Gib mir das Kind!" ſie ſprach.

„Sey ſtill, ſey ſtill, lieb Gretchen mein,
Mach mir das Herz nicht bang,
Gezwungen nur zahl' ich den Preis
Für frühern Glücks Empfang.

Und ſtille ſey auch du, mein Kind,
Und wimmre mir nicht ſo,
Sey ſtill, ſey ſtill — nur kurze Zeit
Und du biſt wieder froh!"

So ſprach er und das Schiff ſtand ſtill,
Er ſprang raſch ans Geſtad,
Und Margrete hinter ihm
Verfolgte ſeinen Pfad.

Es war ein wüster öder Ort,
Nicht Haus noch Baum war da,
Ein Felsenberg nur, kahl und bleich
Und freudlos auf sie sah.

Am Fuße gähnte ihm ein Schlund,
Ungründlich jedem Blick,
Denn dieses Dunkel warf der Mond
Noch dunkelnder zurück.

Kalt schlich die Angst durch Gretchens Blut,
Der Herzschlag stand ihr schier,
Als Rüdiger zur Höhle trat
Und rief: „sieh, ich bin hier!“

Tief wie ein Grab die Höhle scholl
Zurück: „Sieh! ich bin hier!
Und dunkel kam aus ihrer Nacht
Ein Riesenarm herfür.

Und Rüd'ger trat hinzu und bot
Das Kindlein keck ihm an;
Da schrie Margret und alle Kraft
Der Todesangst gewann.

Und um das Knäblein fest und eng
Den Arm sie zitternd wand
Und krampfte, mit gewalt'ger Macht
Das Kindlein hielt umspannt.

„Hilf mir, Herr Jesu!“ schrie sie laut
Und rief zu Gottes Thron,
Und aus dem Arm des Rüdiger
Entglitt sein kleiner Sohn.

Und laut schrie sie als Rüdigern
Der Riesenarm umschloß
Und mit sich fort den Sünder zog
Tief in der Höhle Schoß.

F. Notter.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Beide Alten waren, wie jene Gutsherrschaften der alten Zeit gewöhnlich, große Liebhaber vom Essen und Trinken; kaum war die Morgenröthe heraufgetaucht — sie standen immer sehr früh auf — kaum hatten die Thüren ihr unharmonisches Terzett begonnen, so saßen jene schon hinter ihrem Tischchen, beim Kaffee. Nach dem Kaffee trat Aphanaßj in das Vorhaus und rief, indem er sein Schnupftuch dazu schüttelte: „kisch, kisch! fort, Gänse, zur Treppe!“ Dann kam ihm im Hofe gewöhnlich der Verwalter entgegen, mit dem er meist sogleich ein Gespräch anfing, indem er mit größter Umständlichkeit nach den Arbeiten fragte und ihm solche Beobachtungen mittheilte und Weisungen gab, wie sie gewiß jeden durch die ungewöhnlichen Wirthschaftkenntniß in Erstaunen gesetzt hatten, so daß ein Neuling wohl kaum gewagt haben würde, auch nur von weitem daran zu denken, daß es möglich sey, einen so scharfsichtigen Wirth zu bestehlen. Sein Verwalter aber war ein ausgewitzter Vogel; er wußte, wie man antworten, und noch viel besser, wie man wirthschaften müsse. — Hierauf ging Aphanaßj in die Stube zurück und sagte zu seiner Frau, indem er sich vor sie hinstellte: was meint Ihr, Pulcheria Iwanoffna, wär's nicht jetzt an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen? — Ja, was wollt Ihr denn zum Imbiß, Aphanaßj Iwanowitsch, vielleicht Brezelchen mit Fett — oder Pastetchen mit Mohn — oder lieber eingesalzene Brätlinge? — Und kaum hatte dann Aphanaßj ihr geantwortet: gut, gebt mir nur Brätlinge oder Pastetchen — so erschienen auch schon mit dem Tischtuche zugleich Brätlinge und Pastetchen. Eine Stunde vor dem Mittage nahm er wieder etwas zu sich, womit er gewöhnlich ein Schlückchen Branntwein aus einem altmodischen, silbernen Schälchen, und ein Gericht Pilze verband, so wie allerlei Dörrfischchen und dergleichen mehr. Um 12 Uhr setzte man sich zum Mittagsessen. Dabei kam außer den jedesmal erforderlichen Schüsseln, Tellern und Näpfen mit Brühe, eine Menge Töpfchen auf den Tisch, deren Deckel sorglichst verschmiert waren, damit ja nichts von den appetitlichen Erzeugnissen der so schmackhaften als altbewährten Kochkunst sich verriechen möge. Das Mahl begleitete in der Regel ein Gespräch über lauter Gegenstände, die eben einer Mahlzeit zunächst liegen. So sagte wohl Aphanaßj: mir scheint, als wäre der Grützbrei ein wenig angebrannt. Scheint's Euch nicht auch so, Pulcheria Iwanoffna? — und erhielt dann meist zur Antwort: „Nein, Aphanaßj Iwanowitsch, nehmt nur etwas mehr Butter dazu, so wird er euch auch nicht mehr angebrannt vorkommen. Oder, da, nehmt von der Pilzbrühe hier und gießt sie Euch drüber.“ — Nun, so seyd Ihr wohl so gut — erwiederte Aphanaßj, seinen Teller dazu hinhaltend — und laßt mich einmal versuchen, wie das seyn wird. — Nach dem Mahle richtete er sich gemeiniglich zu einem Stündchen Mittagsruhe ein, und dann brachte Pulcheria nicht selten etwa eine zierlich zerlegte Wassermelone und sprach freundlich einladend zu ihm: „Hier, Aphanaßj Iwanowitsch, kostet einmal, ob die Melone nicht prächtig schmeckt.“ — Aphanaßj aber bemerkte ihr darauf, indem er sich eine tüchtige Schnitte davon nahm, belehrend: glaubt das nur nicht deßhalb, weil sie inwendig roth ist; denn es kommt oft genug vor, daß dergleichen zwar roth, aber doch gar nicht gut sind. — Indeß verschwand die Melone unglaublich geschwind, und ihr folgten noch etliche Birnen, ehe er sich zu einem kleinen Spaziergange im Garten mit seiner Frau anschickte. Von diesem ins Haus zurückgekommen, ging sie an ihre Verrichtun-

Digitized by Google

gen, während er ſich unter dem Wetterdache nach dem Hofe hinaus niederſetzte und zuſah, wie die Vorrathskammer in unaufhörlichem Wechſel ihr Inneres zeigte und verſchloß, und die Mägde, jeden Augenblick einander ſtoßend, allerlei Abhub und Abfall in hölzernen Käſten, Sieben, Schwingen und andern Fruchtbehältern hinein- und herausbrachten. Gar bald jedoch ſchickte er nach ſeiner Frau, oder machte ſich ſelber zu ihr auf und fragte ſie: was könnt' ich denn wohl jetzt eſſen, Pulcheria Iwanoffna? — „Ja, was möchtet Ihr denn eigentlich eſſen? Soll ich vielleicht gehen und ſagen, daß man Euch die Quarkpaſtetchen mit Beeren bringe, die ich für Euch beſonders habe aufheben laſſen?" — Ja, gut, Mütterchen. — Oder — fuhr die Unermüdliche fort — kann ſeyn, ißt Ihr lieber Mehlbrei? — Auch gut das — antwortete der Fügſame; — vor dem auf der Stelle alles dieſes zuſammen hingeſtellt wurde und in der Regel nichts wieder weggebracht zu werden brauchte. Trotz dem pflegte er auch vor dem Abendeſſen noch etwas zu ſich zu nehmen, denn dieſes erfolgte erſt um halb zehn Uhr. Nach demſelben machte ſich aber alles ſogleich wieder zum Schlafengehen zurecht, und eine allgemeine Stille ſenkte ſich in dieſes rege und doch auch ſo ruhige Winkelchen hernieder. Die Stube, in welcher das Ehepaar ſchlief, war immer ſo warm, daß nur ſelten jemand Andres im Stande war, einige Stunden in derſelben auszuhalten. Aphanaſij aber ſchlief obendrein, um noch etwas wärmer zu liegen, gern auf dem Ofen,*) obgleich die ſtarke Hitze dort ihn nicht ſelten nöthigte, mitten in der Nacht manchmal aufzuſtehen und in der Stube umherzugehen. Bei dieſen Nachtwandler-Gängen geſchah es auch bisweilen, daß er gar vernehmlich ſeufzte und ſtöhnte; und wenn dann die aufmerkſame Gattin beſorglich fragte: „Aphanaſij Iwanowitſch, was ſeufzt Ihr denn ſo ſehr?" — ſo erhielt ſie meiſt die Antwort: Gott weiß es, Pulcheria Iwanoffna, mir iſt gerade als hätt' ich Leidweh. — „Möchtet Ihr vielleicht etwas eſſen?" forſchte die Heilkundige weiter. — Ja, ich weiß nur nicht, ob mir das gut wäre. Und übrigens, was ſollt' ich denn auch wohl eſſen? — „Nun, etwas ſaure Milch, oder halbflüſſige Fleiſchbrühe mit getrockneten Birnen." — Meinetwegen, laßt mich's wenigſtens verſuchen. — Die ſchläfrige Magd wird beauftragt, im Küchenſchränkchen nachzuſuchen, und Aphanaſij läßt ſich regelmäßig ohne alle Widerrede ein recht hübſches Tellerchen voll der empfohlenen Medicin gefallen und beruhigt dann ſeinen Arzt gemeiniglich, indem er ſich mit den Worten wieder hinlegt: jetzt iſt mir, als ob mir etwas leichter geworden wäre.

Zuweilen wenn das Wetter hübſch und in den Stuben gehörig eingeheizt war, gerieth derſelbe in ſo heitere Laune, daß er muthwillig genug war, die gute Pulcheria ein wenig zu necken, indem er eine Zeitlang ganz ſeltſame Reden verführte. So ſagte er z. B. manchmal: Pulcheria Iwanoffna, wenn nun plötzlich unſer Haus zu brennen anfinge — wohin würden wir uns wohl retten? — „Behüt' uns Gott davor!" — gab die fromme Pulcheria zur Antwort und ſchlug andächtiglich ihr Kreuz. Recht ſchön das, Pulcheria Iwanoffna! Aber ich ſetze nun den Fall, unſer Haus brennte doch ab — wohin möchten wir uns dann wohl flüchten? — „Gott mag wiſſen, was Ihr da ſagt, Aphanaſij Iwanowitſch! wie wär's denn nur möglich, daß unſer Haus abbrennen ſollte? Das ließe der liebe Gott ja nimmermehr zu." — Ja, ja, ganz gut; aber wenn's nun doch einmal abbrennte? — „Nun dann flüchteten wir uns gewiß in die Küche, und Ihr müßtet freilich eine Zeit lang die Stube nehmen, die jetzt die Ausgeberin hat." — Und wenn nun auch die Küche wegbrennte? — neckte der böſe Mann weiter. — „Der liebe Gott wird uns davor bewahren, daß er mit einemmale Haus und Küche abbrennen ließe! Oder wir müßten eben in die Vorrathskammer, während ein neues Haus gebaut würde." — Wenn aber auch die Vorrathskammer mit verbrennte? — „Weiß doch der liebe Gott, was Ihr da alles vorbringt! Jetzt werd' ich aber auch nicht länger auf Euch hören. Es iſt ſündhaft, ſolche Reden zu führen, und Gott ſtraft den Vorwitz." — Durch dieſen Erfolg ſeiner Neckerei ſchien Aphanaſij endlich befriedigt, denn er verhielt ſich nun ruhig in ſeinem Stuhle und lächelte.

Am beachtenswertheſten erſchien mir das gute Paar immer, wenn es Beſuch hatte; dann bekam in ſeinem Hauſe alles ein ganz beſonderes Anſehen: die wackern Leute, kann man ſagen, lebten nur für ihre Gäſte. Alles, was nicht ihr Beſtes war, wurde gleich von vorn herein über Seite gebracht. Sie waren um die Wette bemüht, euch mit allem zu bewirthen, was ihre Wirthſchaft nur irgend vermochte. Am angenehmſten jedoch war mir das, daß in all' ihrer Dienſtfertigkeit durchaus niemals etwas Widriges lag. Treuherzigkeit und Bereitwilligkeit, die ſchönen Folgen der heitern Einfalt ihrer guten argloſen Herzen, drückten ſich in ihren Zügen ſo anſprechend aus und ſtanden ihnen ſo hübſch, daß man ihren Einladungen unwillkürlich nachgab. Dieſe Treuherzigkeit war himmelweit verſchieden von derjenigen, mit welcher euch wohl der Beamte des Kronpalaſtes tractirt, den eure Bemühungen erſt zum Menſchen und zum Mann gemacht haben, der euch ſeinen Wohlthäter — ſeinen huldreichen Gönner nennt und jeden Augenblick bereit iſt, eure Knie zu umfaſſen und euch zu Füßen zu kriechen. — Bei unſerm Ehepaar wurde kein Gaſt am Tage ſeiner Ankunft wieder fortgelaſſen; über Nacht mußte jeder da bleiben: „Ihr nähmt uns ja ſonſt die Ruhe mit! Und wie wär's denn auch möglich, ſo ſpät zu einem ſo weiten Wege ſich aufzumachen?" ſagte Pulcheria immer, wenn gleich ihre Gäſte alle meiſt nur drei bis vier Werſte weit wohnten. Fügte dann aber Aphanaſij zu ihrer Unterſtützung etwa noch hinzu: „Ja, freilich, man kann nicht alles vorherſehen: wie leicht wird man nicht z. B. von Räubern angefallen, oder von einem andern böſen Menſchen — ſo nöthigte dieß die gute Pulcheria wiederum zu ihrem frommen Ausrufe: „Gott behüt' uns doch gnädig vor allen Räubern!" und zog

*) Ein Ruheplätzchen, zu dem die, den deutſchen Landbacköfen nicht unähnlichen, niedrigliegenden Oefen der gemeinen Leute ſo wohl geeignet ſind, daß ſelbſt Perſonen höhern Ranges daſſelbe keineswegs immer verſchmähen. So ſah z. B. Ueberſetzer in St. Petersburg, einmal nicht nur einen kaiſerlichen Hauptmann, ſondern auch eine junge Hauptmännin ſolchen Lagerplatz, aus gleichem Grunde wie der harmloſe Aphanaſij, beziehen.

Digitized by Google

dem gutmeinenden Warner obendrein den Vorwurf zu: „Warum sprecht Ihr aber auch von dergleichen bei Nacht! — Ach was, Räuber, Räuber — die Dunkelheit nur paßt durchaus nicht zum Reisen. Ja, und Euer Kutscher noch dazu — o, ich kenne Euren Kutscher; der ist ja ein so schwächlicher, kleiner Knirps, jede armselige Stute schlägt den ja. Uebrigens hat er auch schon gehörig geladen und schnarcht längst in irgend einer Ecke. — So mußte der Gast ohne weitere Widerrede da bleiben; doch wurde er dafür auch durch einen Abend im warmen Stübchen, bei traulichem, erwärmendem und Schlummer bringendem Geplauder im emporsteigenden Dufte des aufgetragenen, immer nahrhaften und meisterlich zubereiteten Mahles reichlich belohnt. Ich sehe noch, als wär's heute, Aphanaßj behaglich in sich zusammengekrochen, in dem Großstuhle sitzen, wie er mit seinem stehenden Lächeln aufmerksam, ja zu höchlichem Ergötzen, dem Gaste zuhörte. Kam dann, wie natürlich, auch die Politik aufs Tapet und trug der Gast, obschon er selber wohl nur sehr selten aus seinem Dorf gekommen seyn mochte, dabei mit wichtig verzogenen Mienen und geheimnißkündendem Ausdrucke im Gesicht seine Muthmaßungen, Conjecturen und unfehlbaren Combinationen vor, indem er wohl erzählte: daß er aus sicherer Quelle wisse und sich darauf todtschlagen lassen wolle, wie der schlechte Franzos mit dem treulosen Engländer übereingekommen, den Bonaparte, den Gott verdammen möge! wieder auf Rußland loszulassen — oder von sonst einem bevorstehenden Kriege schlechtweg sprach: dann sagt Aphanaßj oft schelmisch, als ob er Pulcheriens Anwesenheit nicht bemerkte: ich gedenke, auch mit in den Krieg zu gehen. Warum auch soll' ich denn das nicht? — Das konnte aber Pulcheria, die gute Seele, nie mit anhören, ohne ihm ins Wort zu fallen: „Ach, geht doch weg, Aphanaßj Iwanowitsch! Und Ihr, lieber Herr, glaubt ihm nur ja nicht! Wie sollt' er, ein so alter Mann, noch mit in den Krieg ziehen? Der erste beste Soldat — daß Gott erbarm'! schöss' ihn ja gleich todt! Ach Gott, mausetodt schöss' er ihn! Seht nur selber, wie er da zielt und mir meinen armen Aphanaßj niederschießt." — O! (prahlte dann Aphanaßj noch weiter) ich schöss' ihn dann aber auch nieder! — „Da hört nur einmal, wie er spricht! (eiferte die treue Einfalt dagegen) Wie sollt er denn in den Krieg ziehen? Seine Pistolen sind ja schon lange verrostet und liegen längst in der Rumpelkammer. Wenn Ihr sie nur sehen solltet: wie sie da sind, möchten sie wahrlich eher vom Pulver zerspringen, als losgehen. Die Hände würde er sich abstoßen und das Gesicht zerreißen, zeitlebens sich unglücklich machen!" — Aphanaßj aber, noch immer nicht aus dem Felde geschlagen, entgegnete ihr mit wohlgetroffen kecker Winddeutelei eines ächten Hans Hasenfuß: o, ich kaufe mir neue Waffen! Ich schnalle mir einen Säbel um, oder mach' mir eine Kosacken-Pike. — „Welche Possen! (nahm Pulcheria, nun ärgerlich, das Wort) da kommt ihm plötzlich etwas in den Kopf, und da fängt er an, drauf los zu schwatzen. Ich weiß wohl, daß er nur scherzt; aber alles das ist doch unangenehm anzuhören. So macht er's aber auch immer! So hört man ihn manchmal, daß Einem darüber ordentlich ganz grauslich wird." — Aphanaßj aber, zufrieden damit, Pulcherien doch ein wenig bange gemacht zu haben, kauerte sich in seinem Stuhle noch mehr zusammen als gewöhnlich, und lächelte.

Pulcheria erschien mir am eigenthümlichsten dann, wenn sie den Gast zum Imbiß nöthigte: „Hier ist — sagte sie dann z. B., indem sie den Stöpsel von der Karaffe nahm — hier ist ein Kirschen- und Salbei-Aufguß: wenn Jemanden die Schultern oder das Kreuz schmerzen, so hilft dieß außerordentlich. — Das hier ist Tausendguldenkraut: wenn Ihr Ohrenklingen, oder im Gesicht Flechten bekommt, so ist dieses ganz vortrefflich. — Und dieß hier ist auf Pfirsichkernen doppelt destillirt. Nehmen Sie nun einmal ein Gläschen davon — wie schön das riecht! Stoß' ich mich etwa beim Aufstehen aus dem Bette an eine Tisch- oder Schrank-Ecke auf der Stirn eine Bräuche, so brauch' ich nur ein einziges kleines Spitzgläschen hiervon vor dem Mittage auszutrinken, und alles ist wie mit der Hand weggewischt — ja, ja, noch in derselben Minute ist alles vorbei, als ob gar nichts gewesen wäre!" Hierauf folgte eine gleiche Aufzählung für die übrigen Karaffinen, welche fast immer auch mit irgend einer heilsamen Eigenschaft ausgestattet waren. Hatte sie den Gast endlich mit der ganzen Apotheke beladen, so führte sie ihn zu einer Menge von aufgestellten Tellern und sagte: „Hier sind Pilze mit Thimian, hier mit Gewürznagelein und Wolaer Nüssen; die hat mich eine Türkin einlegen gelehrt, zu der Zeit, als die Türken noch bei uns in Gefangenschaft gewesen sind. Das war eine so gute Türkin, daß man's rein gar nicht merkte, daß sie den türkischen Heidenglauben hatte. Sie ging auch schon ganz und gar so, wie Unsereine; nur Schweinefleisch aß sie durchaus nicht. Sie sagte: das wäre bei ihnen — als wie dort, in ihrem Lande — verboten. — Hier diese Pilze sind mit Johannisbeerblättern und Muskatennuß angemacht. Und hier habe ich auch größere Fischchen; die habe ich aber zum erstenmale marinirt. Ich weiß dieserhalb auch noch nicht, wie sie etwa ausgefallen seyn mögen. Das Recept dazu ist ein Geheimniß, ich habe es von Vater Iwan. Ihnen kann ich's aber wohl sagen: man nehme ein kleines Fäßchen und lege zuerst eine Schicht Eichenblätter; die bestreut man mit Pfeffer und Salpeter; dann thut man noch Mitschuriter-Blüthe daran, und zwar diese Blüthe so, daß die Schwanzchen (Stiele) nach oben kommen. Und darauf legt man die Fischchen. — Hier sind auch Pastetchen: die hier mit Käse, und jene dort, Aphanaßj's Lieblinge, von Kohl und Buchweizenbrei." — Dieß bestätigte Aphanaßj immer sehr bereitwillig: „Ja, die ess' ich ganz erschrecklich gern; sie sind so mürbe und hübsch säuerlich!" — So war Pulcheria jederzeit recht eigentlich in ihrem Elemente, wenn sie Besuch hatte. Das gute Mütterchen! für ihre Gäste lebte und webte sie ordentlich. Wie so gern doch war ich immer bei euch! Obgleich ich mich gewöhnlich eben so gut, wie all' eure anderen Gäste toll und voll, ja manchmal geradezu krank gegessen, immer doch war ich wieder gleich bereit, zu euch zurückzukehren. Fast aber möchte ich glauben, daß in Klein-Rußland die Luft selbst irgend eine besondere Eigenschaft zur Beförderung der Verdauung besitze, denn, wollte man sich etwa hier einmal einfallen lassen, so entsetzlich, wie dort, darauf los zu essen — gewiß, man

Digitized by Google

würde bald, anſtatt am Tiſche, auf dem Tiſche ſeinen Platz haben. *)

Ihr guten Alten! Jetzt nähert ſich meine Erzählung von euch einem ſchmerzlich betrübenden Verfalle, welcher das Leben dieſes harmloſen Aſyls für immer aufs bitterſte veränderte, und um ſo erſchütternder erſcheint, als er durch einen ganz kleinlichen Zufall herbeigeführt wurde. Nach dem wunderlichen Laufe unſerer Welt erzeugen ſich immer aus den nichtigſten Urſachen die verhängnißvollſten Begebenheiten, ſo wie umgekehrt auch gerade die gewaltigſten Unternehmungen auf die unbedeutendſten Folgen hinauslaufen: ein Eroberer, der durch eiſernen Willen und weltſtürmende Gewalt, über die Reiche hinweg, von Sieg zu Sieg, durchs Leben getragen, ſelbſt ſeine unterſten Krieger bis auf die Throne der unterjochten Völker erhoben, behält am Ende kaum ein Fleckchen Erde, das hinreichte, nur für einen Einzigen ſeiner tauſend und aber tauſend Invaliden den nöthigen Kartoffelbedarf zu erzeugen — brauchte es auch der Weltherrſcher nicht ſelber . . . zu ſeinem Grabe. — Dagegen zauſen ſich vielleicht einmal ein paar Wurſtſtopfer aus zwei verſchiedenen Städten, irgend einer erbärmlichen Alderheit wegen, hin und her — und der Hader ergreift ihre Städte ſelber, und dieſe ziehen die Dörfer und Weiler, zuletzt das ganze Land mit hinein. — — Doch laſſen wir jetzt dieſe Betrachtungen, die nicht weiter hieher gehören. Ueberdieß lieb' ich auch die Betrachtungen gar nicht, wenn es bei den bloßen Betrachtungen bleibt.

(Fortſetzung folgt.)

Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortſetzung.)

Im dritter Geſang tadelt der Verfaſſer ſich ſelbſt zu Anfange wegen ſeines Eifers am Schluſſe des zweiten; ſatyriſch zu werden paſſe ſich für den Sänger des Sofa's nicht, eher das häusliche Glück zu beſingen.

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieſes, die uns übrig blieb,
Wiewohl nur Wenige dich rein genießen.
Und den Genuß ſich ſichern, weil ſie ſchwach
Und unvorſichtig deine Süßigkeit
Nicht ſchirmen vor dem Wermuth, den Gereiztheit
Und Laßheit dem kryſtallnen Tranke zumiſcht.
Du biſt der Tugend Amme, welche lächelt
In deinem Arm, erſcheinend, wie ſie iſt,
Als Himmelskind, und dorthin wiederkehrend.
Dich kennen nicht, die dem Vergnügen huld'gen,
Der gürtelloſen Göttin auf dem Rade
Mit irrem Blick, die ſtets dem Arm ſich anſiehnt
Der Neuheit, ihrer ſchwachen, morſchen Stütze;
Denn du biſt ſanft, beſtändig, haſſeſt Wechſel,
Suchſt Freuden in der Ruh' erprobter Liebe,
Die nie der Sturm der Leidenſchaft gewährt.
Dich laſſend, welchen Schiffbruch litten wir
An Ehr' und Würdigkeit und goldenem Ruf!

Hiebei geräth er denn doch wieder in gerechten Unmuth, kommt auf ſich ſelbſt, auf ſeine früheren Entwürfe, und auf die eitlen Entwürfe der Menſchen überhaupt, ſelbſt der ſich weiſe dünkenden, und vertheidigt ſich wegen ſeiner ſcheinbaren Tadelſucht. Der Philoſoph müſſe nie ſtolz auf ſeine Weisheit ſeyn, ſondern Gott die Ehre geben. Solch ein frommer und kindlicher Weiſer ſey Newton geweſen. Hierauf wendet er ſich mit neuem Preiſe an das häusliche Leben:

O du, des Menſchen beſtem Streben hold,
Der Tugend, der Betrachtung und dem Frieden,
Du Häuslichkeit, vereint mit Ländlichkeit,
Nur Wen'ge kennen deinen Werth und Reiz,
Obwohl mit deinen Freuden Manche prahlen,
Als hätten ſie aus Kenntniß dich gewählt.
Der thör'ge Menſch vergißt ſein eignes Wohl,
Gleichwie ſein Urahn, und verläßt, wiewohl
Ins Paradies geſetzt, (denn ſtets behielt
Die Erde Spuren ihrer Jugendſchönheit)
Um flücht'ge Freuden weſenhaftes Glück.

Zu den ländlichen Vergnügungen rechnet er aber nicht die Jagd, wovor er wenigſtens einen Haſen gerettet habe (den er jung aufzog und auf den er auch ein paar beſondere kleine Gedichte gemacht hat).

Wie mannichfach ſind deß Genüſſe, den
Müßig die Welt nennt, der dann zur Vergeltung
Die ſo geſchäft'ge Welt für müßig hält.
Buch, Garten, Freund, vielleicht auch eine Feder,
Befliſſenheit, mit Luſt daheim genoſſen,
Natur in ihrer Bildung Schmuck, nach ſeinem
Geſchmack gekleidet, ihn ins Freie lockend —
Wer dieß hat, kann's dem an Beſchäftigung fehlen?
Wie, wem ſo viel Genüſſe freiſtehn, müßig ſeyn?
Mich drum, der ich nach thör'ger Muße ſtrebe,
Nicht nach dem trägen Glück, die Zeit zu täuſchen
Und zu verſchwenden, wiſſend, Menſchenleben
Sey nur ein Pfand, mit Zinſen rückzuzahlen,
Wenn er zur Rechnung ſeine Schuldner ruft,
Dem alles Heil entſpringt, mich findet hier auch
Die Arbeit. Emſig ſuch' ich zu verbeſſern,
Zum mindeſten nicht unbenutzt zu laſſen
Den mir verliehnen Geiſt, ihn ſpornend, zwar
Oft ſchlaff, und viel in meinem Werk gehindert
Durch Gründe, nicht vergebens auszuplaudern,
Zu ſeinem rechten Ziel — dem Dienſt der Menſchen.
Wer auf ſein eignes Innres achtſam iſt,
Ein Herz hat und es wahrt, und einen Geiſt hat,

*) d. h. als Leiche — nach Landesſitte.

Der hungert und ſich ſättigt, wer ein nicht
Zerſtreutes, doch geſell'ges Leben führt,
Der hat zu thun und fühlt zu einem ſtillen,
Doch nicht geringen Werke ſich verpflichtet.
Ein Leben voll Geräuſch und Wirrwar mag
Dem, der es leitet, weiſ' und löblich ſcheinen;
Doch eine Perl' iſt Weisheit, die man findet
Im ſtillen Waſſer und bei klarem Himmel.
Wer ſich im Sturm ſtets umtreibt, taucht danach
Hinab nicht, oder bringt ſtatt ihrer, eitel
Geſchäftig ſchlechte Muſcheln nur herauf.

Nun werden beſonders die gärtneriſchen Geſchäfte geprieſen, wobei man ſelbſt Hand anlegen müſſe, das Beſchneiden, Pflanzen u. ſ. w. nebſt einer Entſchuldigung, daß er auch von Miſtbeeten ſprechen müſſe. Die Gewächshäuſer werden nicht vergeſſen. Auch im Winter habe die Natur ihre Reize, obgleich ſie dann meiſt verlaſſen und die Stadt vorgezogen werde, wo man leider dem Eigennutze, der Ehrſucht und unedlen Vergnügungen huldige. Der Geſang ſchließt mit einer Anrede an die Hauptſtadt, wo der Dichter manches ſieht, das er liebt, mehr, was er bewundert, aber alles, was er verabſcheut; die er belacht und beweint, und in welchem Sodom er doch zur Rettung desſelben noch mehr als zehn Gerechte kennt.

Der gegen das Ende des dritten Geſanges vorkommende Gedanke, daß auch der Winter auf dem Lande ſeine Reize habe, wird in den letzten drei Geſängen, obgleich mit vielen Abſchweifungen, ausgeführt. Der vierte beginnt mit der Ankunft der Poſt im Dorfe, welche die Zeitungen mitbringt, zu deren ruhigem Genuß der Landbewohner ſich auf das Sofa ſetzt (damit doch auch deſſen einmal wieder gedacht werde), die Vorhänge herabläßt und das Feuer im Ofen anſchürt. Die Zeitungen veranlaſſen zu einer Betrachtung der Welt, oder der weltlichen geſchäftigen Unruhe, und zu einer Begrüßung des Winters, beſonders des ländlichen.

O Winter, Herrſcher ungewandten Fußes,
Dein aſchengleich von Schloſſen rauhes Haar,
Dein dir am Mund vereiſter Hauch, und deine
Mit nicht von Alterſchnee geweißtem Bart
Umſtarrten Wangen, deine Wolkenſtirn,
Ein trockner Zweig dein Scepter, und dein Thron
Ein gleitend Fuhrwerk, Rädern unverſchuldet,
Vom Sturm den glatten Weg entlang getrieben, —
Ich liebe dich trotz unliebſamem Schein,
Trotz deinem Grau'n! Du hältſt die Sonne feſt
Im dämmerloſen Oſt, verkürzeſt zwiſchen
Morgen und Mittag ihren Weg, und ihrem
Verweilen zimmer hold beſchleunigſt du
Sie zu dem roſigen Weſt, doch den Verluſt
Aufwägend freundlich durch die größre Zahl
Geſell'ger und belehrungsvoller Stunden,
Und die zerſtreute Hausgenoſſenſchaft
Unſchwer verſammelnd, auch dem Denker hold,
Den dann nicht Tag noch Tagesſorgen ſtören.
Ich preis als König dich der innigſten
Der ſüßen Freuden am Kamin im Zimmer,
Aller Behaglichkeiten, die die Hütte
Der ruhigen Zurückgezogenheit
Und abendliche Feierſtunden kennen.
Kein raſſelnd Rad hält ſtill vor dieſer Thür u. ſ. w.

Nun werden die ländlichen Vergnügungen dieſer Jahrszeit, die weiblichen häuslichen Beſchäftigungen des Nähens und Stickens, die männlichen des Leſens und Vorleſens, und die gemeinſchaftlichen des Singens und der Unterhaltung durchgegangen, und das einfache Mahl mit dem des Städters zum Nachtheil des letztern verglichen. Selbſt das wehmüthige Inſichverſinken zur Zeit der Abenddämmerung wird geprieſen, während es draußen friert und ſchneit, und am nächſten Morgen die Oberfläche der Erde weiß bedeckt erſcheint, zugleich aber auch theilnehmend des Wandrers und des Fuhrmanns und der winterlichen Strapatzen derſelben gedacht, ſo wie des armen Landmanns, der freilich mit Noth und Elend zu kämpfen hat; wie denn auch die Winterabende und Nächte dem Diebe, dem Trunkenbolde und dem Tanzluſtigen und Ueppigen unter den gemeinen Leuten willkommen ſeyen. Hiebei gehen beſonders die weibliche Sittſamkeit und Keuſchheit zu Grunde, ſo daß dieſe Tugenden auf dem Lande nachgerade ſelten würden. Der Soldatenſtand habe viel dazu beigetragen, wobei ein Recrut und ſeine Umwandelung beſchrieben wird. Trotz dieſer zunehmenden Verderbniß kennt der Dichter nichts Süßeres als das Landleben und ergießt ſich am Schluß des Geſanges in die Worte:

Heil, Pflegrin des Geſundheit und des Wohlſeyns
Und der Betrachtung, herzerquickender
Harmloſer Freuden, unbekannt im drangen
Gewirr der Menge, Heil dir, ländlich Leben!
Mag, wem's beliebt, nachjagen Ehr' und Würden,
Dem Geld und Gut, dem Beifall und dem Ruhm!
Ich werde dieſer Jagd mich nicht geſellen,
Doch nicht ſie ſtören, nicht ihr Glück beneiden,
Es muß auch Große geben. Großes Werk braucht
Große Talente. Und Gott gibt Jedwedem
Die Tugend, den Verſtand, Geſchmack, die Gabe,
Die ihn ins Leben hebt, und fallen läßt
In den von Gott ihm anvertrauten Kreis.
Befreiern eines unterdrückten Landes
Gibt er Beredſamkeit, ein fühlend Herz,
Muth abzuwehren Unbild und Gewalt,
Monarchen Würdigkeit, Verſtand den Richtern,
Den Künſtlern Urgedanken und Geſchick,
Mir einen ehrſuchtloſen Geiſt, der hier
Im niedern Thal des Lebens genügſam früh
Muß' und Gemächlichkeit ſich wünſcht' und längſt
Holde Gemächlichkeit und Muße fand.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schnee.

Von Alfred de Vigny.

1.

Wie ſüß, wie ſüß iſt es, Geſchichten anzuhören.
Geſchichten der Vergangenheit,
Wenn ſchwarz im Walde ſtehn die Tannen und die Föhren,
Wenn ſtarr der Boden iſt, und rings das Land verſchneit!
Wenn ſich vom Sturm umtost die ſchlanke Pappel bieget,
Wenn ſo mit Schnee bedeckt, daß ihr ihn kaum noch ſeht,
Der Rabe ſchläfrig ſich auf ſchwankem Zweige wieget,
Wie auf dem Kirchenthurm der Wetterhahn ſich dreht!

Gar klein und einſam ſind die beiden Füß' im Schnee
Im Erker dort verſteckt, daß ihn kein Aug' erſpähe,
Wie gerne wär' er blind — gibt doch der Kaiſer Acht,
Und fürchtet ſeinen Zorn und mehr noch ſeine Macht.

Unter der Kron' hervor die weißen Locken quellen
Um ſeine braune Stirn, darin die Adern ſchwellen;
Des Mantels Purpurſammt, der auf die Füß' ihm fällt,
Ein mächtig Bärenfell in dichte Falten hält.

Den Kopf weit vorgeſtreckt, daß auf die Fenſterſcheiben
Die Seufzer, die der Bruſt entfliehen, Wolken treiben,
Stampft er wohl zwanzigmal den Boden mit Gewalt,
Daß von dem röm'ſchen Schuh der Marmor wiederhallt.

Du fränkſches Königskind, o Emma, ſchöne Maid,
Welch' wunderſame Laſt drückt deine Schultern leid'?
'S iſt Eginhard der Knab, den vor dir auf den Knie'n
Im heimlichen Gemach der junge Tag beſchien.

Den Schwanenhals umſchlingt er ſanft mit ſeiner Rechten,
Drückt einen heißen Kuß auf ihre ſchwarzen Flechten,
Auf die geſenkte Wang', die Bruſt, die weißer iſt,
Als ſelbſt der Hermelin, der blendend ſie umfließt.

Sein ängſtlich Athmen ſucht er ganz zu unterdrücken,
Und denkt, er preſſe dann, nicht ſo den zarten Rücken,
Klagt über ſein Gewicht und über ihren Fuß,
Der dieſen Abend noch belohnen ſoll ſein Kuß.

Jetzt nur ſteht Emma ſtill, um ihre Kraft zu loben,
Hebt ihre weiße Stirn, blickt ſchelmiſch bös nach oben
Und ſchließt mit einem Kuß des lieben Schwätzers Mund,
Eilt ſchwankend weiter dann über den ſchnee'gen Grund.

Doch rauher Stimmen Ton dringt plötzlich durch die Hallen,
Wohin ſie wenden ſich, hör'n ſie ein „Halt" erſchallen,
Und Eginhard, der ſchnell von ſeinem Sitze ſpringt,
Entzieht ſich Emma's Arm, die in den ſeinen ſinkt.

2.

Ein reicher Wappenſchmuck prangt an dem Baldachine,
Darunter Kaiſer Karl ſich ſetzt; die Paladine
Umgaben rings den Thron, und ihrer Mäntel Pracht
Erhöhet noch den Glanz, indem hier Alles lacht.

Ein breit und langes Schwert ſtützt ihre ſtarke Rechte,
Das oft der Sachſen Blut geröthet im Gefechte;
Auf ihrem Schilde, der beſiegte Kön'ge nennt,
Die gothiſche Deviſ' in dreien Farben brennt.

Gelehnt an Säulenreihn 'mit goth'ſchem Capitale
Stehn Krieger, groß und ſtark, rings in dem weiten Saale.
Durch den geſchloſſnen Helm, darauf die Feder nickt,
Sieht man das Auge kaum, das kühn und trotzig blickt.

Die beiden, auf den Knie'n in demuthvoller Haltung,
Sie beten jeder um des Anderen Erhaltung.
Die Stirne ſcheu geſenkt, erzitterte das Paar,
Das jetzo roth vor Scham, jetzt bleich vor Schrecken war.

Ein jeder war verſtummt; es herrſchte tiefe Stille.
Im Innern hocherfreut ob ſeiner Lockenfülle,
Verſuchte Eginhard, die Augen wendend ſcheu,
Ob ihm nicht auf ſein Lieb ein Blick geſtattet ſey.

Schön Emma barg ihr Haupt in ihren weißen Händen,
Und lauſchte weinend, wie der Sturm ſich möchte wenden;
Doch da man immer ſchweigt, verſucht ſie endlich kühn
Die Finger vom Geſicht allmählich wegzuziehn

Der Kaiſer lächelte, ſtill eine Thräne weinend,
Und dadurch jedem Aug' nur ſchöner noch erſcheinend;
Er rief Turpin herbei, der Hauscaplan ihm war,
Und ſprach ſo ſanft er konnt': „Nun ſegne nur das Paar!"

Wie ſüß, wie ſüß iſt es, Geſchichten anzuhören,
Geſchichten der Vergangenheit.
Wenn ſchwarz im Walde ſtehn die Tannen und die Föhren,
Wenn ſtarr der Boden iſt und rings das Land verſchneit!

G. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130 u. 131.

Blätter
für Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 November 1840.

Beatrix.

Von H. de Balsac.

Zu den gelungensten Gebilden der neuesten französischen Roman-Literatur gehört unstreitig: Beatrix ou les amours forcés von Balsac. Wir geben dem Leser davon einige Auszüge, die wir mit der eigenthümlichen Beschreibung einer altadeligen Familie in der Bretagne, ihrem einfachen Leben, Wünschen und Hoffen, das sich wie Epheu treu und fest um das Stammschloß rankt, während dicht daneben die Giftpflanzen der Pariser Cultur aufsprossen, beginnen wollen, weil dieß die ersten Perlen an dem Faden dieser Geschichte sind, der zu fein, zu künstlich gesponnen und mit seinen Verzierungen zu fest verwebt ist, um seinen Ablauf dem Auge bei raschem Darüberhinschauen zeigen zu können.

Nachdem die alterthümliche Stadt Guérande in der Bretagne und das Haus der Familie du Guénic mit seinen Thürmen und Spitzbogen, seinen Wappenschildern und Heiligenbildern treu ausgemalt ist, eine versteinerte Poesie des Mittelalters, werden wir ins Innere der Familie geführt und uns in dem Baron du Guénic, Mademoiselle Zephirine du Guénic, seiner älteren Schwester, seiner jugendlichen Gattin und seinem einzigen Sohn Gaudebert-Calyst-Louis die interessantesten lebenden Bilder gezeigt.

„Der Baron war einer der kühnsten Chouans gewesen; 1802 mußte er fliehen und wählte Irland zu seinem Exil, treu dem altbretagnischen Hasse gegen England. Während seines Aufenthalts in Dublin verliebte er sich trotz seiner fünfzig Jahre in eine reizende ein und zwanzig jährige Irländerin, Miß Fanny O'Brien, mit der er sich vermählte und 1814 nach seiner Heimath zurückkehrte, wo ihm seine Gattin an demselben Tage einen Sohn schenkte, an welchem Louis XVIII in Calais landete, weßhalb das Kind zu den üblichen Familiennamen: Gaudebert-Calyst noch den Namen Louis erhielt.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte beginnt, in den letzten Tagen des August 1836, war der Baron dreiundsiebenzig Jahr alt, aber die Strapatzen seines Kriegerlebens hatten sein Haupt gebeugt, als wenn schon ein Jahrhundert darüber hergezogen wäre. Er war von hoher, grader, dürrer und muskulöser Gestalt; sein länglichtes Gesicht war mit tausend Falten überzogen, die wie Franzen die Backenknochen und Augenbrauen umschweiften und ihm Aehnlichkeit mit den Greisen verliehen, die Van Ostade, Rembrandt, Mieris und Gerard Dow so wundervoll zu malen verstanden, und die man durch eine Loupe sehen muß, um sie gehörig zu würdigen. Die festen Umrisse des Ovals, die Zeichnung der Stirn, die ernstgebogene Nase, die strengen Linien des Knochenbaues, die nur durch Blessuren zerstört werden können, bezeugten seine Unerschrockenheit ohne Ueberlegung, seinen Glauben ohne Gränzen, seinen Gehorsam ohne Widerwort, seine Treue ohne Berechnung und seine Liebe ohne Unbeständigkeit. Der unerschütterliche Granit der Bretagne war in ihm verkörpert. Der Mund ist zahnlos, die früher rothen, jetzt bläulichen Lippen werden nur durch sein hartes Zahnfleisch gehalten, mit dem er noch Brod essen kann, weil seine Frau es sorgfältig für ihn in einer feuchten Serviette erweicht. Das Kinn strebt die Nase zu erreichen. Seine Haut, die röthlich marmorirt durch die Runzeln schimmert, deutet auf ein sanguinisches, heftiges Temperament, das den Strapatzen Trotz bieten konnte und den Baron vor Schlaganfällen schützte. Der Kopf war mit schneeweißen Haaren geschmückt, die lockig auf die Schultern fielen. Das schon zum Theil erloschene Gesicht empfing sein einziges Leben aus zwei schwarzen Augen, die in ihren dunklen Höhlen die letzten Flammen einer großmüthigen treuen Seele ausstrahlten. Die Wimpern und Brauen fehlten ganz, der Bart wuchs fächerartig um das Gesicht. Ein Maler würde aber mehr als alles Andere an diesem alten Löwen der Bretagne, mit breiten Schultern und nervichter Brust, die prächtigen Soldatenhände bewundert haben; Hände, wie sie ein du Guénic haben mußte, breit, kräftig, rauh behaart; Hände, die den Säbelgriff umfaßten und ihn nicht wieder los ließen, wie Jeanne d'Arc bis zu dem Tage, wo das königliche Banner von der Kathedrale zu Rheims wehte; Hände, die von Dornen blutig geritzt waren in den Nächten der Flucht, die das Ruder

führten auf offenem Meere, um die Landung George's zu beschützen. Die Hände waren zwar jetzt weiß und unthätig, obwohl die ältern Bourbons im Exil lebten, aber wenn man genauer zusah, konnte man noch frische Spuren bemerken, die bezeugten, daß der Baron kürzlich erst zu „Madame" in der Vendee gestoßen war: jetzt braucht man die Sache nicht mehr zu verheimlichen, diese Hände waren die lebendigen Commentare zu der Devise der du Guénic's: Fac! —

Die Stirn zog die Aufmerksamkeit an durch einen Anflug von Goldfarbe an den Schläfen, wodurch sie merkwürdig abstachen gegen diese harte, zusammengedrückte, braune Stirn, die jedoch durch das Ausfallen der Haare groß genug erschien, um dieser schönen Ruine noch mehr Würde zu verleihen. Die ganze Physiognomie trug jedoch den Stempel von Wildheit, die den Bretagnern eigen ist, und jene fast thierische Ruhe oder Stumpfheit, die vielleicht eine Folge zu großer Anstrengungen ist. Das Denken schien hier selten und schwierig zu seyn, der Verstand lag mehr im Herzen als im Kopfe und richtete sich mehr auf die That als auf die Idee. Aber wenn man diesen schönen Greis genauer betrachtete, so erkannte man den Grund seiner auffallenden Verschiedenheit mit dem Geiste der Zeit. Seine Religion war ihm gleichsam angeboren und machte das Nachdenken überflüssig. Seine Pflichten hatte er auswendig gelernt vom ersten Athemzuge an. Die Gesetze und die Religion dachten für ihn. Er bewahrte seinen Verstand für seine Handlungen und zersplitterte ihn nicht für die unnützen Dinge, womit sich andere beschäftigen. Zur rechten Zeit aber weiß er seinen Scharfsinn aus dem Herzen, wie sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, seine Entschlüsse sind durchdacht, rein und fleckenlos wie der Hermelin seines Wappens. Die Charakterschönheit beider Alten — denn die Schwester lebt nur durch und für den Bruder — kann fast nicht mehr gehörig verstanden werden von uns, die wir durch die Unbeständigkeit und Ungewißheit unserer Zeit so egoistisch geworden sind. — Seit einem Jahre war der Baron von einem Halbschlummer befallen, der ein Vorläufer des Todes zu seyn pflegt, dessenungeachtet wurden weder seine Frau noch seine blinde Schwester oder seine Freunde davon beunruhigt, die sich sämmtlich sehr wenig auf medicinische Kenntnisse verstanden. Sie fanden dieß ehrfurchtgebietende Ausruhen seiner fleckenlosen, aber müden Seele ganz natürlich: der Baron hatte immer für seine Pflicht gelebt, das war hinreichend, um alle zu beruhigen. — In diesem Hause waren die einzigen Interessen des Tages: das Schicksal der entthronten Bourbons, ihre Zukunft, die katholische Religion und die Einflüsse der neuen Politik auf die Bretagne. Alles Uebrige ward vergessen über der Zärtlichkeit Aller für den einzigen Sohn, für Calyst, den Erben und die letzte Hoffnung des alten Namens du Guénic. Der alte Vendeer hatte noch einmal seine Jugendkraft belebt gefühlt, als er seinen Sohn selbst in den Waffenübungen eines Edelmannes unterrichtete und ihn lehrte so wenig die Gefahr zu scheuen, als hätte er zehn Söhne daran zu wagen. Er hatte sein einziges Kind ins Feuer geführt wie zu einem Feste, als für „Madame" der unnütze Kampf geschlagen wurde.

Gegen sechs Uhr Abends war der Baron über dem Lesen der Quotidienne eingeschlafen, sein Kopf ruhte auf der Sessellehne neben dem Kamine. Diese Pause verstattet uns Fanny O'Brien und die alte Zephirine du Guénic zu zeichnen.

Neben diesem knotigen Stamme des adeligen Hauses saß die Baronin auf einem hochlehnigen Sessel vor dem Kamine und stellte den Grundtypus jener reizenden Geschöpfe dar, wie sie nur in England oder Schottland und Irland zu finden sind. Dort allein werden diese Mädchen geboren, aus Milch und Blut, mit goldenem Haar, das von Engelhänden gelockt zu seyn scheint, denn das Licht des Himmels zittert durch diese Ringeln, wenn die Luft damit spielt. Fanny O'Brien war eine Sylphide, aber stark durch Zärtlichkeit, unüberwindlich im Unglück, sanft wie die Musik ihrer Stimme, rein wie das Blau ihrer Augen; eine zarte, elegante, liebliche Schönheit noch in ihrem zwei und vierzigsten Jahre. Viele Männer würden es für ein Glück halten sie noch zu heirathen, beim Anblick dieses reichen Herbstes voller Blumen und Früchte von himmlischem Thau, ewigen Jugendschimmers erfrischt. Die Baronin hielt die Quotidienne in der Hand, die von Grübchen und schlanken Fingern geziert war. Halbausgestreckt lag sie mit natürlicher Anmuth im Stuhle und wärmte sich die kleinen Füße. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid, das die köstlich gebildeten Schultern und den reichen Busen verhüllte, der durch das Stillen ihres einzigen Sohnes nicht entstellt worden war. Sie trug das Haar nach englischer Mode in langen Ringeln an der Wange hinab und oben mit einem einfachen Schildplattkamm festgehalten; diese schönen Haare waren nicht von unbestimmter Farbe, sondern glänzten im Sonnenschein wie broncirte Goldfäden. Die kleinen krausen Haare im Genick, die ein Zeichen der Race sind, ließ die Baronin besonders einflechten und in der Masse ihrer sorgfältig gekämmten Haare sich verlieren, wodurch die Wellenlinie des schönen Nackens vollkommen sichtbar wurde, auch bewies dieser einzige Zug, wie viel Sorge sie auf ihren Anzug verwendete, sie wollte die Augen dieses Greises ergötzen. Welche reizende, zarte Aufmerksamkeit! Ueberhaupt könnt ihr immer überzeugt seyn, daß eine Frau, die ihre Koketterie darein setzt, das häusliche Leben zu verschönern, eine ebenso gute Mutter als edle Gattin ist, die Blume und Freude des Hauses, denn sie hat ihre weiblichen Pflichten vollkommen begriffen. Die Eleganz ihres Aeußern erstreckt sich bis auf ihre Seele und ihre Neigungen, sie thut das Gute im Stillen, sie achtet und liebt ohne Berechnung, sie liebt die Ihrigen, wie Gott, um ihrer selbst willen. Auch war es, als wenn eine Himmelsjungfrau das heilige Leben, die keusche Jugend dieser Frau neben dem edlen Greise mit einer Glorie umgeben hätte, sie vor den Verwüstungen der Zeit zu beschützen. Die Veränderungen ihres Aeußern würde Plato vielleicht als neue Schönheiten gefeiert haben. Ihre früher so weiße Haut hat jene warme röthliche Farbe angenommen, die die Maler entzückt; ihre hohe schöngeschnittene Stirn überzog das Tageslicht mit einem Atlaßschimmer; ihr Augapfel, blau wie ächter Türkis, glänzte unter hellen Sammtwimpern mit unendlicher Sanftmuth. Die gebogene kleine Nase erinnerte an die fürstliche Abkunft des edlen

Digitized by Google

iriſchen Mädchens; ihr Mund, rein und ſchöngeſchnitten wurde durch ein ruhiges Lächeln verſchönt, das von dem reinſten unerſchöpflichſten Wohlwollen zeugte. Von den weißen kleinen Zähnen hat ſie noch keinen einzigen verloren. Die klare, offene, roſig angehauchte Phyſiognomie drückte vollkommen ihren Charakter aus, die Sanftmuth und Zärtlichkeit eines Engels.

Ihr gegenüber am Kamine ſaß die alte achtzigjährige Schweſter des Barons, außer der Kleidung ihrem Bruder in Allem ähnlich, und hörte dem Vorleſen der Quotidienne zu, während ſie Strümpfe ſtrickte — eine Beſchäftigung, bei der das Augenlicht überflüſſig iſt. Sie hatte ſich immer ſtandhaft geweigert, ſich operiren zu laſſen, trotz den Bitten ihrer Schwägerin. Den geheimen Grund ihres Widerſtandes gab ſie nicht an, ſie ſagte nur es fehle ihr an Muth dazu, aber ſie wollte nur dadurch verhindern, daß zehn Louisd'or für ſie ausgegeben wurden, um ſie dem Hauſe nicht zu entziehen. Dieſe beiden Alten hoben die Schönheit der Baronin doppelt hervor; welche Frau würde nicht jung und hübſch ſcheinen zwiſchen ihnen? Die blinde Zephirine ahnte nichts von den Veränderungen, die achtzig Jahre in dem Geſichte bewirken. Ihr bleiches, gefurchtes Antlitz erſchien durch die lichtloſen Augen wie eine Todtenmaske, drei oder vier hervorſtehende Zähne gaben dem Munde etwas Drohendes und am Kinn ſproßten einzelne ſchneeweiße Zeichen der Männlichkeit. Dieß ruhige, kalte Antlitz war von einem braunen Häubchen, mit weißen Strichen beſetzt, umſchloſſen, die Bänder waren unter dem Kinn zugebunden und immer etwas alt und ſchmutzig, die gefältelte Halskrauſe, welche ſie trug, war nebſt den Mützenbändern der einzige Gegenſtand des Streites mit ihrer Schwägerin, die darauf drang, öfter damit zu wechſeln. Die Hände der Mademoiſelle du Guénic waren gekrümmt von unaufhörlichem Stricken; es wäre ein Wunder geweſen, wenn ſie jemals ſich ausgeruht hätte von dieſer Strumpfmaſchinerie. Sie hielt ſich grade wie ein Thurm und war ſtolz auf ihre Haltung; dergleichen gehört zu den letzten Koketterien des Greiſenalters und beweiſt, daß der Hochmuth nothwendig für das Leben iſt. Heiterkeit lag auch auf ihrem Angeſicht, denn auch ſie hatte ihre Pflicht gethan. — Die Baronin hatte aufgehört zu leſen als der Baron eingeſchlafen war, ſie verſank in tiefes Nachſinnen während der melancholiſchen Abenddämmerung, die blinde Schwägerin belauſchte ſie ängſtlich; ſchon ſeit vierzehn Tagen hatte ſie keine Frage darüber an Fanny gewagt, aber ſie las wie alle Blinden auf dunklem Grunde mit leuchtenden Buchſtaben die Seelenzuſtände Anderer. Die Blinde fuhr fort eifrig zu ſtricken, ſie merkte nicht, daß es dunkel geworden war, und daß Mariette die alterthümliche Lampe anzündete, ſie auf den viereckigen Tiſch vor den Kamin hinſetzte und dann mit ihrem Spinnrocken in einer Fenſterniſche Platz nahm, wie gewöhnlich jeden Abend zu ſpinnen. Gaſſelin, der Diener, war noch im Stall, um nach den Pferden zu ſehen und die beiden ſchönen Jagdhunde zu füttern. Das freudige Geheul der beiden Thiere war das letzte Geräuſch, das in dieſen dunklen alten Mauern widerhallte.

(Fortſetzung folgt.)

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Koſaken.

(Fortſetzung.)

Pulcheria hatte ein graues Kätzchen, das faſt immer in ein Knäulchen zuſammengerollt zu ihren Füßen lag. Sie ſtreichelte es bisweilen und krauete es mit der Fußſpitze an dem Hälschen, welches das verzogene Kätzchen nach Möglichkeit ihr entgegen in die Höhe reckte. Indeß kann man nicht gerade ſagen, daß Pulcheria das Thierchen förmlich liebte, nur eben zugethan war ſie ihm, weil ſie gewohnt geworden, es beſtändig um ſich zu ſehen. Ueber dieſe Anhänglichkeit machte ſich aber Aphanaſi oft luſtig, indem er ſagte: ich weiß gar nicht, Pulcheria Iwanoſſna, was Ihr an der Katze da findet. Wozu nützt ſie denn? — Ja, wenn Ihr noch einen Hund hättet, das wär' ein Anderes: den kann man doch mit zur Jagd nehmen — ſo 'ne Katze aber, wozu iſt die wohl gut? — Pulcheria dagegen vertheidigte ſich: „Ach, ſeyd nur ſtill, Aphanaſi Iwanowitſch! Ihr wollt nur immer etwas zu reden haben, und weiter iſt's nichts! Der Hund iſt nicht reinlich, der Hund beſudelt, der Hund zerſchlagt alles. Mein Kätzchen dagegen iſt ein ſtilles, ſanftes Geſchöpf und thut Niemanden was zu Leide." — Im Grunde war es Aphanaſi übrigens alles eins — Katz' oder Hund — er pflegte auch nur deßhalb ſolche Reden zu führen, damit er ſich mit ſeiner Frau wieder einmal ein wenig necken könnte. — Hinter ihrem Garten nun befand ſich ein großer Wald, der von dem dreiſten Verwalter noch immer völlig verſchont geblieben war — vielleicht, weil aus dieſem der Klang der Axtſchläge leicht bis in Pulcheriens Ohren gelangen konnte. Der Forſt war ganz finſter und vernachläſſigt, alte Baumſtämme ſtaken da, durch dicht verwachſene Haſelbüſche verſteckt, wie rauhe Taubenpfoten: darin hauſten wilde Kater. Solche wilde Buſchkater ſind nicht mit den Wagehälſen zu verwechſeln, welche auf den Dächern der Häuſer zu luſtwandeln pflegen; dieſe in Städten befindlichen ſind, abgeſehen von ihrer heimtückiſchen Gemüthsart, weit civiliſirter als ihre Waldbrüder, die vielmehr ein finſteres, unbändiges Geſchlecht ſind. Sie bleiben ſtets mager und dürr und miauen rauher, heiſerer, mit durchaus uncultivirten Stimmen. Bisweilen untergraben ſie mit unterirdiſchen Gängen ſogar die Scheunen, und ſtehlen dort den Speck; ſelbſt in die Küche wagen ſie ſich, mit einem kühnen, unvermutheten Sprunge durch das unvorſichtig offen gelaſſene Fenſter hereinſchlüpfend, ſobald ſie merken, daß der Koch etwa hinter einen Strauch gegangen. Edlere Gefühle ſind ihnen überhaupt völlig fremd: ſie leben vom Raube und erwürgen die kleinen Sperlinge in ihren eignen Neſtchen. — Solche Kater beſchnüffelten ſich ſchon lange durch ein Loch unter der Scheune mit Pulcheriens ſanftem Kätzchen und lockten es durch ihre Verführungskünſte endlich an ſich, wie ein Detaſchement Soldaten eine unerfahrene, einfältige Bauerndirne verlockt. Als Pulcheria den Verluſt ihres Kätzchens gewahrte, ließ ſie es aller Orten ſuchen; aber Minzchen war nirgend zu finden. So

Digitized by Google

vergingen drei Tage; Pulcheria betrübte ſich zwar darüber, allmählich indeß dachte ſie nicht mehr daran. Da wurde eines Tages, gerade als ſie von der Beſichtigung ihres Küchengartens mit einer Hand voll junger grüner Gurken, die ſie für Aphanaſij abgenommen hatte, nach dem Hauſe zurückkehrte, ihr Ohr von einem höchſt kläglichen Miauen getroffen. Wie inſtinctmäßig rief ſie: kiß! kiß! — und im Nu ſprang hinter einem Strauche ihr graues Kätzchen hervor — aber ſo abgezehrt und abgemagert, daß es augenſcheinlich ſchon mehrere Tage keinen Biſſen mehr in den Mund bekommen haben mußte. Pulcheria fuhr fort, es herbei zu locken, das Thierchen blieb aber vor ihr ſtehen, miaute, und wagte nicht, ihr näher zu kommen: offenbar war es inzwiſchen äußerſt verwildert und ſcheu geworden. Als nun Pulcheria ihm ſich näherte, fortwährend es anlockend, lief es furchtſam vor ihr davon, bis zum Plankenzaune. Hier indeß mochte es wohl die alten wohlbekannten Stellen wiedererkannt haben, denn es ſchoß plötzlich in eine der Stuben hinein. Dort ließ ihm Pulcheria ſogleich Milch und Fleiſch hinſetzen und ergötzte ſich herzlich, neben ihm hingekauert, an dem Heißhunger, mit welchem ihr verkümmerter Liebling Biſſen auf Biſſen hinunterſchlang und die Milch gierig auflectte, ſo daß derſelbe faſt zuſehends dicker und immer dicker wurde und auch bald nicht mehr ſo heißgierig wie anfangs ſich zeigte. Doch, als nun Pulcheria die Hand ausſtreckte, den lieben Flüchtling wieder einmal ein wenig zu ſtreicheln und zu krauen, da ſprang das undankbare Geſchöpf — das ſich ſchon ganz nach Art ſeiner wilden Brüderſchaft gewöhnt, oder auch weil es von der romantiſchen Schule den Grundſatz angenommen: daß Armuth bei Liebe beſſer, denn Füll' im Palaſte — (die Kater waren ja auch kahl, wie die Pater) —*) mit Einem Satze zum Fenſter wieder hinaus, und war im Fluge ſpurlos verſchwunden: Niemand im ganzen Hauſe hat das wilde Kätzchen jemals wieder zu ſehen bekommen! . . . .

Da dachte die gute Pulcheria bei ſich: das iſt mein nahes Ende — und ſprach zu ſich ſelber: „der Tod iſt mir über's Grab gelaufen!" — Hiervon war ſie nicht wieder abzubringen.

Dieſen ganzen Tag über blieb ſie ſchwermüthig ernſt. Vergebens ſcherzte Aphanaſij mit ihr und fragte, warum ſie ſich plötzlich ſo ſehr grämе. Pulcheria ſchwieg, oder antwortete ſo, daß es ihren Gatten unmöglich zufrieden ſtellen konnte. Am nächſten Tage erſchien ſie ſchon merklich abgefallen. Nun fragte Aphanaſij: aber was iſt Euch denn, Pulcheria Iwanoffna? Ihr ſeyd mir doch nicht etwa gar krank? — Er bekam zur Antwort: „Nein, krank bin ich nicht, Aphanaſij Iwanowitſch. Ich will Euch aber jetzt ein beſonderes Ereigniß mittheilen: ich weiß, daß ich in dieſem Jahre ſterben werde. Ich habe meinen Tod geſehen: mein Ende iſt mir ſchon ganz nahe." — Mit ſchmerzlich verzogenem Munde, und doch, um die Wehmuth ſeines Herzens zu beſchwichtigen und zu bemänteln, lächelnd, ſagte Aphanaſij: Gott weiß, was für Einbildungen Ihr habt, Pulcheria Iwanoffna! Gewiß habt Ihr anſtatt Eures gewöhnlichen Tränkchens vom Perſiko getrunken. — „O nein, Aphanaſij Iwanowitſch, ich habe nicht vom Perſiko getrunken" — war Pulcheriens ganze Erwiederung. Da blickte der gute Alte, dem es ſchon leid geworden, daß er ſich dieſen Scherz gegen ſein Mütterchen erlaubt hatte, die in ihr Schickſal demüthig ſtill Ergebne an, und von ſeinen Augenwimpern hingen ein paar große Thränen herab, während die Gattin weiter zu ihm ſagte: „Aphanaſij Iwanowitſch, ich bitte Euch, daß Ihr meinen Willen erfüllet: wenn ich todt ſeyn werde, begrabt mich im Kirchengarten, und zieht mir hübſch das graue Kleid an, das mit den kleinen niedlichen Blümchen auf zimmetfarbenem Grunde, in dem Ihr mich immer ſo gern geſehen habt. Das Atlaßkleid mit den himbeercarmoiſinrothen Streifchen müßt Ihr mir nicht anziehen. Die Todte braucht kein ſolches Kleid mehr: wozu ſoll's ihr denn? Euch aber wird es ſchon noch zu Statten kommen: laßt Euch daraus ein Feierkleid machen, für den Fall, daß Gäſte kommen, damit Ihr geziemend erſcheinen möget und Ihr ſie mit Ehren gebührend empfangen könnet." . . . .

So mag doch der liebe Gott wiſſen, was Ihr da wieder einmal ſprecht, Pulcheria Iwanoffna! Wer weiß, wenn Ihr ſterben werdet; und Ihr macht einem nur bange mit ſolchen Reden! — „Nein, Aphanaſij Iwanowitſch, ich weiß ſchon recht gut, wann ich ſterben werde. Ihr müßt aber meinetwegen nicht bekümmert ſeyn: ich bin ja ſchon alt, und habe lange genug gelebt. Ja, und Ihr ſeyd auch alt — wir werden uns gewiß recht bald wiederſehen, in jener Welt." — Aber Aphanaſij ſchluchzte und weinte bitterlich in einem fort, wie ein Kind. Da ſchalt ihn Pulcheria: „Es iſt Sünde, Aphanaſij Iwanowitſch, ſo zu jammern! Verſündigt Euch doch nicht und erzürnt nicht den lieben Gott durch Wehklagen. Seht, ich bedaure ja auch gar nicht, daß ich jetzt ſterben ſoll, nur das thut mir weh, daß ich gar nicht weiß, warum ich Euch verlaſſen ſoll, und wer Euch pflegen wird, wenn ich todt bin. Ihr ſeyd wie ein kleines Kind: Euch muß lieb haben, wer Euch pflegen ſoll." — Bei dieſen Worten zeigte ſich auf ihrem Geſichte eine ſo tiefe, herzinnige Betrübniß, daß ich Niemand wüßte, der ſie damals mit Gleichgültigkeit hätte anſehen können. — Dann ſprach ſie zu ihrer Dienerin gewendet, die ſie deßhalb ausdrücklich herbeirufen ließ: „Gib Acht, Awdocha, wenn ich ſterbe, daß du hübſch für den Herrn ſorgeſt. Du mußt ihn bewahren wie deinen Augapfel, wie dein eigen leiblich Kind. Sieh auch immer darauf, daß in der Küche gekocht werde, was er gern hat — du weißt ja: Brätlinge, Pilze, Klöß mit Kohl und Buchweizengrütze und alles das Andere.... Halt' ihn auch immer hübſch rein in Wäſche und Kleidern, hörſt du, Awdocha? damit, wenn ja Gäſte kommen, du ihn anſtändig putzeſt, wie ſich's gehört. Und das, bitt' ich dich, nimm auch recht in Acht: Er geht mitunter in ſeinem alten Rocke aus, weil er jetzt manchmal vergißt, wenn's Feiertag iſt, und wenn ein Werktag iſt. Verlaß mir ihn mit keinem Auge, Awdocha! Ich werde auch in der andern Welt für dich beten, und Gott wird dir's ganz gewiß vergelten. Awdocha, vergiß nicht, du biſt auch ſchon alt, du wirſt nicht lange mehr leben und darfſt keine Sünde auf deine Seele laden! Wenn du ihn nicht recht pflegen wirſt, ſo wirſt du auch kein Glück in der Welt haben. Ich ſelber müßte dann Gott bitten, daß er dir

*) Wörtlich: kahl, wie die Falken — hier geändert, um den Reim wiederzugeben.

kein seliges Ende schenke. Und du wirst nicht glücklich seyn und deine Kinder werden es auch nicht seyn, und deine ganze Familie wird nimmermehr des göttlichen Segens theilhaftig werden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Im fünften Gesang wird zuerst ein kalter Wintermorgen, das Füttern des vierfüßigen Stallviehes, der Gang des Holzschlägers mit seinem Hund in den Wald durch den tiefen Schnee, und das Füttern des häuslichen Federviehes beschrieben. Zu dem letzteren gesellen sich auch ungebetene Gäste, z. B. die Sperlinge, denn die Natur gewährt ihnen dann keine oder wenige Nahrung, der Frost hat die Erde und auch die Gewässer erstarrt. Die Flüsse sind mit Eis belegt, selbst der Wasserfall stockt und bietet Eisgebilde dar in seltsamen Formen. Die Erwähnung des Eises erinnert den Dichter an den Eispalast der russischen Kaiserin, und hiemit an die Einfälle und kostspieligen Lustbarkeiten der Großen und Reichen, deren schlimmste der Krieg sey. Durch Kriege wird Alleinherrschaft begründet mit allen ihren Uebeln, besonders die Sklaverei; denn

Weß Freiheit nur geduldet wird nach Willen
Von einem Obern, der ist nimmer frei.
Wer lebt, und Ekel nicht am Leben fühlt,
Das Kett' und Banden lassen, der verdient sie.
Der Staat, der Freiheit anringt, sink' er auch,
Verlier' er auch, was edel er gesucht,
Verdienet Beifall schon für den Versuch,
Und Mitleid sein Mißlingen. Solch Bestreben
Glückt aber meistens. Anmaßung wird feig,
Wenn man sie angreift; Unrechts sich bewußt
Neigt sie sich leicht zum Kleinmuth und zur Flucht.
Doch Sklaven, die der Freiheit Gluthgedanken
Einmal erfaßt, besitzen in der Hoffnung
Jedwede Widerstandskraft, Geist und Dauer,
Verachtung der Gefahr, Herzeinigkeit,
Ein sichres Pfand des Guten, das sie suchen.

Sodann eine Vergleichung Frankreichs mit seiner Bastille und den Gefangenen darin mit der englischen Freiheit. Denn:

Freiheit allein ist's, welche Glanz und Würzduft
Der schnellverwelkten Lebensblüthe gibt,
Und Unkraut sind wir ohne sie. Der Zwang,
Nur der nicht, den die Weisheit Bösen auflegt,
Ist übel, schadet dem Talent, verhindert
Den Fortschritt auf der Bahn des Wissens, blendet
Den Scharfblick der Entdeckung, und erzeugt
Bei dem, der ihn erduldet, Schmutzigkeit,
Thierische, hageren Verstand, nicht fähig,
Des Menschen edle Wohnung zu verwalten.
Dich drum, so tadelhaft du seyst, bei allem
Verlust der Herrschaft, und wenn gleich bedrängt
Durch öffentlichen Mangel, daß dem Hunger
Des Staates fehlt der Jahresunterhalt,
Dich preis' ich dennoch glücklich als das Haupt
Von allen Völkern, weil ich frei dich sehe,
Mein Heimathwinkel! Deine Luft ist rauh,
Voll Dunst und Nebel, Aller Herzen leicht
Zum Mißmuth stimmend, und zumal das meine,
Und deiner Sitten Aechtheit minder sanft
Und schmeichelnd, als Geselligkeit es heischt,
Und du bedarfst der Zucht und Kunst, um dir
Zu geben, was dem feinern Frankreich günst'ge
Natur verleiht, die mild'e Freundlichkeit
Und Anmuth, ohne die die Unterhaltung
Nicht froh macht, durch Zurückhaltung erstickt,
Durch Streitlust stammend, sinnberaubt Geschrei —
Doch lieb' ich dich als frei! Zufriedenheit
Kann dieser einz'ge Zug dir leihn, wie unschön
Du sonst auch seyn magst, oder arm, um nicht
Hier unterm Monde volle Ruh zu suchen.
Doch einmal Sklav' — leb wohl dann! — Ketten könnt'
Ich nirgends ruhig dulden, doch daheim,
Wo Freiheit mein Geburtsrecht ist, am mindsten.

Doch sey England nicht mehr das alte, und die besten menschlichen Einrichtungen könnten leider wanken und weichen. Es gebe aber eine unvergängliche Freiheit.

Doch gibt noch eine Freiheit, unbesungen
Von Dichtern, unbelobt von Senatoren,
Die kein Monarch zu leihen, und der Bund
Der Erd' und Hölle nicht vermag zu rauben,
Die Freiheit, der Gefängniß, Unterdrückung,
Verfolgung, List zu schaden viel zu schwach ist,
Die, wer sie schmeckt, nie mehr einbüßen kann;
Des Herzens Freiheit, die vom Himmel kommt,
Erkauft mit deß Blut, der sie gab der Menschheit,
Und sie besiegelt mit demselben Zeichen.
Sie ist verbrieft, und dieser Brief geheiligt
Durch eines Gottes hocherhabnen Eid
Und sein Versprechen. Seine andern Gaben,
Sie tragen alle seines königlichen
Besitzes Stempel, all' abzagt doch diese.
All seine andern Werk, als wahrnehmbare
Entwicklung seiner schöpferischen Macht,
Sind groß fürwahr und würdig jenes Wortes,
Das sonder Inhalt findend unbegränzte
Raumweiten, diese Leere füllt', und was
Einst dunkel war, glanzhell erleuchtete;
Doch das ist seine Glorie nicht. Der Mensch,
Berauscht von solcher Schönheit, möchte leicht
Vermeinen, daß der hohe Künstler sie
Für ew'ge Dauer schuf, hätt' er nicht selbst sie
Trotz ihrer Pracht bezeichnet als vergänglich,
Und unsern Blick zuwendend höhrer Pracht

Digitized by Google

Verurtheilt ſie, als ſeinem Preis nicht gnügend.
Zufällig und vergänglich drum ſind jene Schätze,
Der Widerlegung dargereicht des Thoren,
Deß trugvoll Herz ſich auflehnt wider Gott:
Sie werden weggeſchwemmt durch ſolch Bemühn.
Nicht ſo die Thaten ſeiner Liebe, die
In andern Himmeln glänzen, als wir ſchaun,
Und nimmer ſchwinden, in dem Paradies,
Das nimmer welkt, und von deß Früchten er
Oft ſeinen Heiligen hier Vorſchmack ſendet.
Von dieſen iſt die höchſt' an Rang und aller
Der andern zuverläſſig Pfand die Freiheit,
Ein Ring iſt ſie in ſeinen Arm, noch eh
Die Fäden reißen dieſer Sterblichkeit;
Flucht iſt ſie aus der Tyrannei der Luſt,
Befreiung, völlige, vom Schmerz der Strafe.

Von Natur neige ſich der Menſch der Sinnlichkeit, und alſo der Sklaverei zu; nur die göttliche Gnade mache ihn wahrhaft frei. Vergleichung der Hingabe für das Vaterland mit der für den Glauben. Der religiöſe, der durch Gott begnadigte, der an Gottes Werken Freude und Genuß findende Menſch iſt der Freie. Der Geſang ſchließt mit einer Anrede an Gott.

Der ſechste Geſang beſchreibt zu Anfang die Wirkung ſanfter Töne auf das Gemüth, wozu ein ländliches Glockengeläute aus der Ferne Veranlaſſung gibt. Ein winterlicher Mittagsſpaziergang an einem geſchützten Orte wird beſchrieben, wo man ſich dem ſtillen Nachdenken überlaſſen könne, das wohl den Büchern vorzuziehen ſey; denn Kenntniſſe und Weisheit ſeyen nicht eins.

Kenntniß und Weisheit, anſtatt eins zu ſeyn,
Sind oft ganz unverbunden. Kenntniß wohnt
In Köpfen, voll von anderen Gedanken,
Weisheit in Geiſtern, die auf eigne merken.
Kenntniß, als rohe und unnütze Maſſe
Als bloßer Stoff, mit dem die Weisheit baut,
Hemmt, ungeglättet, ungeordnet, unrecht
Vertheilt, den, der dadurch bereichert ſcheint.
Kenntniß iſt ſtolz, daß ſie ſo viel gelernt hat,
Weisheit beſcheiden, daß nicht mehr ſie weiß.
Ein Buch iſt oft ein Talisman und Zauber,
Wodurch böswill'ger Witzlinge Magie
In Feſſeln ſchlägt leichtgläub'ge Pöbelmenge.
Vor eines Namens Blendung gibt ſein Urtheil
Mancher gefangen. Andere bethört
Der Styl, und führt ſie irr durch Labyrinthe
Und Wüſten, hingeriſſen von dem Ton.
Laßheit verführt noch mehrere, ſie fühlen
Zu ſchwach ſich für die Anſtrengung des Denkens,
Und ſchlingen deßhalb ohn' Anſtand und Wahl
Den ganzen Brei ſammt Hülſen ungeſiebt.

Bekanntſchaft mit der Natur führt auf eine richtigere Betrachtung derſelben.

Es heißt, daß in dem Anbeginn der Dinge,
Als alle Schöpfung anebrach in Geburt,
Die jungen Stoffe ein Geſetz empfingen,
Von dem ſeitdem ſie nicht abwichen, daß
Kraft dieſes Ordnungszwangs ſie ſich bewegen,
Nicht der unmittelbaren Hand bedürftig
Für ihren Lauf deß, der ihn einmal vorſchrieb.
So träumten ſie ſpitzfindig, um die Mühe
Der eignen Arbeit Gott zu ſparen, und
Dem großen Meiſter jeglicher Bewegung
Der ſteten Sorge zu entledigen
Und unaufhörlich ew'ger Wirkſamkeit,
Als ob ihn die zu ſehr anſtreng' und mühe.
So ſcheut der Menſch nicht, wie es ſcheint, die Motte,
Die Allmacht zu umſpannen mit dem eignen
Armſel'gen Richtmaaß, er, das Eintagsweſen,
Das, eh die Sonne morgen ſinkt, dahin iſt. —
Doch wie ſoll ein Geſchäft der Stoff verwalten,
Vernunftlos, wie er iſt, nach ſolchem weit
Umfaſſenden Geſetz, wenn nicht getrieben
Zu ſtetem Dienſt durch eine ſtete Kraft,
Und unterm Zwang von ſelbſt bewußter Urſach?
Der Herr des Alls, durchs All verbreitet, hält
Und iſt das Leben alles Lebenden.
Natur iſt nur ein Name für die Wirkung,
Von der die Urſach Gott iſt.

Statt ſolcher Betrachtungen liebe der Städter Spiele, Schachſpiel, Billard, oder treibe ſich bei Händlern und auf Auctionen umher. Ein Spaziergang ſey vorzuziehen; man könne ſich dabei mit der Pflanzen- und mit der Thierwelt befreunden. Glückliche Thiere ſeyen ein erfreulicher Anblick, grauſame Behandlung derſelben Sünde. Bei dieſer Gelegenheit flicht der Dichter eine ſehr eigenthümliche Erzählung ein.

Wo England, ſchmal und eng zum Niedergang
Geſtreckt, die Fluth des Weſtens überſchaut,
Dort lebte Miſagathus, ein Verächter
Der Tugend, Atheiſt in Worten, Frevler
In Thaten, und an Sitten ein Barbar.
Einſt reiſt er, und durch Zufall unterweges
Traf einen Wandrer er, ſein Gegenbild.
Evanders Frömmigkeit war weit berühmt,
Sein Seelenadel, gleich wie ſeine Weisheit.
Kund waren ihm die Sitten Miſagathe,
Des Jünglings, ſein Geſicht ſogar nicht fremd.
Ihr Weg lief am Geſtad' hin auf dem grünen
Vorſprung des Felſens, deſſen Fuß die Woge
Laut anſchwoll, wenn gleich oben kaum gehört.
Evanders warmes Herz ward bei dem Anblick
Des Wütherichs bewegt. Mit ſanftem Lächeln,
Leutſelig, anmuthreich und ängſtlich ſorgſam
Bei dem nicht anzuſtoßen, den zu rühren
Er ſehnlich wünſchte, richtet' er an ihn
Wahrheiten, nicht in ſtrafend rauhem Ton,

Digitized by Google

Nein, freundlich, hold und mild, dem Zweck gemäß.
Wie? Träumſt du, rief der Störrige, daß dein,
Des kind'ſchen alten Mannes Gipayeln,
Daß Hirngeſpinſte, wie die dein'gen, mich
Nur einen Augenblick erſchrecken könnten?
Schau, zeigen will ich gleich dir, daß der Brave
Die Hülfe nicht des Aberglaubens braucht,
Um ſich zu ſtählen gegen Todesfurcht. —
Er ſprach's, und zu dem nahen Abgrund ſpornt' er
Das Pferd mit toller Wuth. Die Seel' erbebt,
Das Blut ſtockt und gerinnt ſchon beim Gedanken
Des Orts, den er zu ſeinem Grab beſtimmte.
Doch, wenn der Grimme ſich des Sprungs vermaß,
So ſcheut' ihn das vernünftigere Thier,
Auf dem er ſaß, und ſchnell ſich drehend, eh
Sein Huf den morſchen Rand berührte, ſpottet
Es ſein, ihn wider ſeinen Willen rettend. —
Des Hirnes Wahnſinn läßt durch Arzenei
Zur Zeit ſich heilen; toller Will' indeß
Verſtattet ſonder Gnade keine Heilung. —
Noch raſender durch das, was zur Vernunft
Ihn hätte bringen ſollen, ſucht' aufs neu er
Sich zu vernichten, eifrig zu vernichten
Mit Peitſchenhieb und blut'gem Stich des Sporns.
Umſonſt jedoch. Das Auge Gottes, das
Dem edlern Thier das Leben friſten wollte,
Verſchonte deßhalb den unedlen Reiter,
Der, als er ſeine Kühnheit, ſeinen ganzen
Unheilbartollen Eigenſinn bewieſen,
Nun kühler ward, und auch vergnügt wohl, ſeine
Verwegenheit wohlfeil bewährt zu haben,
Mit ſelbſtgefäll'gen Blicken ſeinen Weg
Fortſetzte, höhniſchlachend, ob des guten
Evanders Schrecken, der bewegungslos
Auf ſelbem Flecke wie verſteint noch ſtand. —
Sie ritten weiter, nun von Andrem ſprechend,
Als ob ſie, was geſchehn, vergeſſen wollten,
Und zahmer nach ſo wilder Tollheitsäuß'rung,
Wie brauſende Gemüther ſind, erſchien
Der Wütherich umgewandelt, lächelnd ſelbſt.
Doch täuſchte dieſe Ruh'. Ein Sturm war nah,
Ein unverhoffter. Seine Stunde ſchlug.
Der göttlichen Gewalt Ausforderer ſollte
Jetzt lernen, daß der Himmel, zwar voll Langmuth,
Doch nimmer ungeſtraft ſich ſpotten läßt.
Sein Pferd, als führ' in dieß des Reiters Sinn,
Ergriffen plötzlich wie von Tollheit, ſchnob,
Und ungeheißen, nun nicht aufzuhalten,
Stürzt' es zur Klipp', und angekommen ſtand es,
Der Stillſtand hob ihn aus dem Sattel, hin
Fliegt in den Abgrund er, und von der Fluth
Verſchlungen fand er den vorhergeſuchten,
Nun wohlverdienten Untergang — allein. —
So übte Gott zwiefach Gerechtigkeit,
Den Thoren ſeinem grimmen Vorſatz opfernd,
Und ſichern Rachemeg dem Thiere zeigend.

(Schluß folgt.)

Mauriſche Romanzen.

Von Don Joaquin de Mora.

Das Vergißmeinnicht.

Blümchen voller Sittſamkeit!
Das verſchämt ſich birgt dem Tageslichte,
Weil's der Vögel Blicke ſcheut,
Der verdammten räuberiſchen Wichte,
Blümchen, Troſt in fremdem Land,
Das nie dient als Siegesband,
Das ſich's macht zur Pflicht,
Nur zu zieren zarte Damen:
Sage Blümchen! deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an ſchöner Bruſt
Weckt der Liebe Götterluſt,
Während ungerecht verbannt,
Von dem ſüßen Heimathſtrand verſchlagen,
Zu dem fernen Vaterland
Der Geliebte ſendet ſeine Klagen;
Das du ſchüchtern ſchaffſt den Duft,
Den du ſchüttelſt in die Luft
Und in Waldes Dicht:
Sage, wie ſie dich benamen,
Nenne, Blümchen, deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an ſüßes Glück
Mahnt geheimnißvoll zurück,
Wieder weckt der Hoffnung Strahl,
Und bei deſſen Anblick wiederkehren
Wonneſtunden ohne Zahl,
Welche nun das Schickſal läßt entbehren,
Schmerz und Freude, Luſt und Leid,
Gluth und kalte Sprödigkeit,
Finſterniß und Licht,
Halb erloſchne Liebesflammen:
Blümchen! ſage deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Der Fiſcher.

Seit mich deine Schönheit hat gefangen
Und dein ſpröder Unverſtand,
Während dieſem kummervollen Bangen
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Nicht umwölke Himmel! deine Sterne
Mit der trüben Wolken Flucht;
Sturm genug erregt mir meine Dirne,
Sturm genug die Eifersucht,
Von den Liebenden verflucht.

Nicht die Wunderklänge der Sirenen
Hab' ich wohl zu meinem Schmerz
Nicht den Sang der zauberischen Schönen;
Schon dein Hohn, dein kalter Scherz,
Deine Schönheit bricht mein Herz.

Gab ich sonst der Wuth der grimmen Winde
Preis mein Fahrzeug, leck und kühn,
Blieb doch Eine Hoffnung mir am Ende;
Denn am Land mit heiterm Sinn
Traf ich meine Schäferin.

Doch vollkommen ist nun meine Plage,
Keine Hoffnung kenn' ich mehr,
Gram leid' ich bei Nacht und Gram bei Tage—
Hier gewisser Qualen Heer,
Dort Gefahren auf dem Meer.

Was wird wohl aus meiner Kühnheit werden,
Wenn zur See sie wieder geht?
Lachen wird mit höhnischen Gebärden,
Wie's im Meer mir immer geht,
Wer am Strand behaglich steht.

Bis ich dich in meinen Armen wiege,
Bis du mir dich gibst ins Band,
Bis ich deinen spröden Sinn besiege,
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Der Schmetterling.

Wie in einem holden Munde
Sich erzeugt das süße Lächeln,
Welches den erfüllt mit Wonne,
Der ihm huldigt als ein Sklave,
So hast du im zarten Busen
Einer Maienrose, zwischen
Ihren Blättchen deine bunten
Schwingen zeitig ausgebreitet.
Aus dem unbewegten Sitze,
Wo, versenkt in Grabesstille,
Du den ungeschlachten Jänner
Ohne Sorg und Noth verschliefest,
Wareſt du nicht auszutreiben.
Doch, wie kommt es nun beim Himmel!
Daß du aus des Grabes Dunkel
Auf einmal erstehst zum Lichte?
Herrlich Wunder Eines Tages!
O Geheimniß ohne Gleichen!
Viel zu hoch dem schwachen Wissen,
Dessen sich die Menschen rühmen.
Welch ein Zauber! welch ein Wunder!
Kaum hat sich dein Leib entwunden
Der unförmlichen Behausung,
Deinem Ruhsitz für den Winter,
Stehen dir bevor Genüsse,
Ohne Zahl, von enger Dauer,
Auf dem schönsten Hochzeitbette,
Schillernd in den buntsten Farben.
Unversiegbar ist die Fülle
Deiner flüchtigen, leichten Wünsche
Deiner feurigen Liebesflammen.
Gehst auf nichts aus, als Genüße;
Die Gewährung deiner Wünsche
Reget in dir neue Sehnsucht,
Welche wiederum gekrönt wird
Von der glänzendsten Erhörung.
Schwimmst in Wonne und Entzücken,
Ledig aller Kümmernisse,
Die uns unser Glück entleiden
Bist du satt der Zärtlichkeiten,
Lockt zur wonnereichen Ruhe
Morpheus dich, so beut dir seinen
Purpurkelch die Tulipane,
Der Jasmin sein Blorgewinde,
Ihrer Düfte Strom die Nelke.
Aber ach! schon wirft der Juli
Seine gluthentbrannten Strahlen,
Und beraubt die schönen Hügel
Ihres goldnen Farbenschmuckes.
Dich, o Schmetterling, erschreckt nicht
Der Gefahr entsetzlich Antlitz,
Faltest deine matten Flügel
Vor der Sonne glühnden Strahlen,
Läſſt als Ruhesitz dich nieder
Auf dem Saume einer Rose.
Glücklich Ende! siehst doch mind'stens
Nicht entkleidet ihres Schmuckes,
Ihres Pompes Thal und Wiesen,
Siehst nicht graufe Dürre herrschen,
Wo die schönsten Rosen blühten.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 132.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 November 1840.

Beatrix.

(Fortsetzung.)

Mariotte und Gaſſelin waren die beiden einzigen Dienſtboten des Hauſes, ächte Bretagner von ſo großer Aehnlichkeit, daß man ſie für Geſchwiſter hielt; ſeit fünfundzwanzig Jahren hatten beide im Hauſe gedient für einen geringen Lohn, aber ſie würden für nichts in der Welt ihren Dienſt verlaſſen haben, ſie gehörten zum Hauſe und liebten es ſo, als gehörte es ihnen an. Mademoiſelle du Guénic hatte beide eingelehrt, weil ſie immer das Hausweſen geführt; als ihr Bruder heirathete, gerieth ſie zwar in große Bewegung und fürchtete den Scepter des Hauſes niederlegen zu müſſen, um die erſte Untergebene der jungen Frau zu werden, aber ſie ward angenehm überraſcht durch die Bitte ihres Bruders, nach wie vor zu regieren, da Fanny, die hochgeborene Irländerin, lieber alles ertragen könne, als eine alltägliche niedrige Beſchäftigung, lieber trocknes Brod eſſen wolle, als ſich ſelbſt eine köſtliche Mahlzeit bereiten. Zephirine betrachtete von dieſem Augenblick an die junge Baronin mit der Zärtlichkeit einer Mutter, ſie betete ſie an, aus lauter Freude ihr Schlüſſelamt behalten zu können, dem ſie mit Strenge und unglaublicher Sparſamkeit vorſtand, nur bei höchſt wichtigen Fällen wich ſie davon ab; bei dem Wochenbett und dem Stillen ihrer Schwägerin und bei allem, was Calyſt betraf, das angebetete Schooßkind des ganzen Hauſes. — So gab es niemals mehr Einigkeit, mehr Frieden und mehr Uebereinſtimmung als in dieſer edlen frommen Familie. Herrſchaft und Diener waren für einander geſchaffen. Seit fünfundzwanzig Jahren hatte keine Unruhe oder Uneinigkeit ſie gequält, die einzigen Bekümmerniſſe waren durch die gewöhnlichen und ganz natürlichen Unpäßlichkeiten des Kindes entſtanden, die einzigen Unruhen durch die Ereigniſſe von 1814 und 1830. — Als es völlig dunkel geworden war draußen, trat Gaſſelin ein und fragte ehrfurchtsvoll ſeinen Herrn, ob er noch etwas zu befehlen habe: „Du kannſt ausgehen oder dich zu Bette legen nach dem Gebet," ſagte der Baron, „es wäre denn, daß meine Schweſter oder die Baronin...." Die beiden Frauen machten ein Zeichen der Zuſtimmung. Gaſſelin kniete nieder, als er ſah, daß ſeine Herrſchaft ſich von ihren Sitzen niedergeworfen hatte, Mariotte kniete ebenfalls in ihrer Fenſterecke. Die alte Blinde ſagte mit lauter Stimme das Gebet her. Als ſie geendet, hörte man an der Hofthüre klopfen, Gaſſelin ging um zu öffnen. „Das iſt gewiß der Herr Pfarrer, der kommt immer zuerſt," ſagte Mariotte. Und wirklich erkannten alle den Schritt des Pfarrers von Guérande in der Vorhalle. Herr Grimont, der Pfarrer, begrüßte die Anweſenden ehrfurchtsvoll und mit jener ſalbungsreichen Freundlichkeit, welche die Prieſter allein in ihre Rede zu legen wiſſen. Auf den zerſtreuten „guten Abend" der Baronin antwortete er mit dem forſchenden Blick eines Beichtvaters. Er war fünfzig Jahr alt, von mittlerer Größe, ſein Abtsgeſicht ſchwankte zwiſchen der Aehnlichkeit mit einem holländiſchen Bürgermeiſter durch die Fülle und den Glanz ſeines Fleiſches, oder mit einem Bauern aus der Bretagne durch die glatten ſchwarzen Haare und die feurigen braunen Augen, deren Lebhaftigkeit jedoch durch die prieſterliche Würde im Zaum gehalten wurde. Seine Heiterkeit ging oft in Scherz über, es war die dauerhafte Heiterkeit der Leute, deren Gewiſſen ſo rein und klar wie ein Spiegel iſt. Sein Benehmen war nicht ſauertöpfiſch oder peinlich wie bei jenen armen Prieſtern, die von ihren Pfarrkindern als Feinde behandelt und angefochten werden, ſtatt nach dem erhabenen Ausſpruch Napoleons ihr moraliſches Oberhaupt, ihr natürlicher Friedensrichter zu ſeyn. Auch der ungläubigſte Reiſende würde Hrn. Grimmont für den Beherrſcher dieſer katholiſchen Gegend anerkannt haben, wenn er ihm einmal in Guérande begegnet wäre; aber der Pfarrer beugte ſeine prieſterliche Oberherrſchaft vor der Feudalgewalt der du Guénics. Er war in ihrem Hauſe wie ein Caplan der alten Zeit. In der Kirche, wenn er den Segen ertheilte, ſtreckte er immer zuerſt die Hand nach der Capelle der Familie du Guénic aus, über deren Eiſengitter ihr Wappen und Wahlſpruch in Stein gehauen prangte. — „Ich glaubte, Mademoiſelle de Penhoël wäre ſchon hier," ſagte der Pfarrer ſich niederſetzend und der Baronin die Hand küſſend. „Sie wird zerſtreut, die Zerſtreuungsſucht nimmt überhand, denn ich ſehe, der junge Herr Chevalier iſt

wieder heute Abend in Touches." — „Sprechen Sie nicht von ſeinen dortigen Beſuchen, wenn Mademoiſelle de Penhoël hier iſt," unterbrach ihn die Blinde, beſorglich. — „Oh, Mademoiſelle Zephirine," rief Mariotte, „können Sie der ganzen Stadt das Plaudern verbieten?" — „Und was ſagt man denn?" fragte die Baronin. — „Die jungen Mädchen, die alten Baſen, kurz alle Welt hält ihn für verliebt in Mademoiſelle des Touches." — „Ein gewandter Junge, wie Calyſt, übt ſein Talent, wenn er den Frauen die Köpfe verdreht," ſagte wohlgefällig der Baron. — „Da kommt Madmoiſelle de Penhoël," rief Mariotte, dem Baron das Wort abſchneidend. Der Sand in der Vorhalle kniſterte wirklich unter den vorſichtigen Schritten dieſer Dame, die von einem kleinen Bedienten mit einer Laterne begleitet wurde. Mariotte ging hinaus, um mit dieſem zu plaudern und beim Schein ſeines Lichts, das auf Koſten der geizigen aber reichen Mademoiſelle Penhoël brannte, das Licht ihrer eigenen Herrſchaft zu erſparen. — Mademoiſelle Jaqueline de Penhoël war klein und mager, etwas ſchief, vielleicht verwachſen, gelb wie Pergament und gefurcht wie ein See, den der Wind kräuſelt; ſie hatte graue Augen, große vorſtehende Zähne und Männerhände. Gekleidet war ſie im Geſchmack ihrer Freundin Zephirine, nur trug ſie ſtatt des Häubchens einen grünſeidenen Hut, mit dem ſie in den Garten ging, um ihre Melonen zu beſehen; er war gleich ihnen vom Grün zum Gelb übergegangen, wovon ſich Jaqueline nicht überzeugen wollte, denn er war erſt kürzlich, vor zwei Jahren, mit neuem grünem Florence überzogen worden. — Sie und eine jüngere Schweſter waren die letzten Zweige des alten Stammes Penhoël, einer der älteſten Familien der Bretagne, die jüngſte Schweſter hatte einen Kergarouët geheirathet, der trotz der Mißbilligung des Landes den Namen Penhoël an den ſeinigen hing und ſich Vicomte de Kergarouët-Penhoël nannte — „Der Himmel hat ihn dafür beſtraft, pflegte die alte Jungfer zu ſagen, er hat nur Töchter und der Namen Kergarouët-Penhoël wird erlöſchen." Mademoiſelle de Penhoël war reich und wegen ihres Geizes in der ganzen Umgegend berühmt, aber nicht getadelt. Die Familie ihrer Schweſter überhäufte ſie mit Schmeichelei und Aufmerkſamkeit, weil man wußte, ſie würde einer ihrer Nichten ihr ganzes Vermögen vermachen. Die Sache verhielt ſich ſo: Jaqueline war Zephirinens beſte Freundin und war ſeit früheſter Jugend von der Würde und dem Anſehen der du Guenics durchdrungen; als Calyſt geboren wurde, beſchloß ſie gleich, ihm ihr ganzes Vermögen zu hinterlaſſen wenn er eine ihrer Nichten heirathete; dann wollte ſie die bedeutendſten Güter der du Guénics einlöſen. Wenn der Geiz einen Zweck hat, hört er auf ein Laſter zu ſeyn, er kann das Mittel zu einer Tugend werden. Vielleicht war Zephirine die Bundesgenoſſin ihrer Freundin, vielleicht errieth die Baronin auch etwas von dem Plan, wenn ſie ſah mit welcher ſchlauen Ausdauer Mademoiſelle de Penhoël ihre Nichten mitbrachte. Der Pfarrer war gewiß in das Geheimniß gezogen, er half der alten Jungfer ſchon lange ihr Geld gut anzulegen. Aber hätte Mademoiſelle de Penhoël auch doppelt ſo viel beſeſſen, als ſie beſaß, die Familie du Guénic würde ſich nie zu Aufmerkſamkeiten gegen ſie herabgelaſſen haben, die auf die Vermuthung führen könnten, man rechne auf ihr Vermögen. Jedoch behandelte Jaqueline den jungen Chevalier, als hätte ſie Rechte auf ihn, ihre Plane zu ſeinen Gunſten berechtigten ſie über ihn zu wachen, nicht mit Engherzigkeit in Betreff ſeiner etwaigen galanten Abenteuer, nein, ſie hatte noch die Nachſicht der Frauen des ancien régime, aber ſie fühlte einen Abſcheu gegen die Sitten der Neuerung; Calyſt hätte in ihren Augen gewonnen durch Avanturen mit ſeinen jungen Landsmänninnen, ſie würde ein Capital aufgenommen haben, um ein verführtes Mädchen zu beruhigen, aber ſie würde außer ſich gerathen, wenn Calyſt ſich ein Tilbury hielte oder nach Paris reiſen wollte, und Gott weiß was ſie ſagen würde, wenn ſie ihn bei der Lecture von Revuen oder raiſonnirenden Journalen träfe. — „Wird heute Abend der Capitän du Halga kommen?" fragte Mademoiſelle de Penhoël und zog ihre kurzen geſtrickten Baumwollenhandſchuhe aus, nachdem ſie die üblichen Begrüßungen gewechſelt hatte. — „Ja, Mademoiſelle, er führte ſeinen Hund ſpazieren, als ich kam," antwortete der Pfarrer. — „Unſere mouche wird heute munter werden," ſagte ſie, „geſtern waren wir nur vier." — Bei dem Worte mouche *) ſtand der Pfarrer auf, um aus einer Schublade ein altes vergilbtes Spiel Karten und von der Zeit gebräunte Würfel zu nehmen, er zählte jedem Mitſpieler die nöthigen Würfel zu und ſtellte den panier neben die Lampe mitten auf den Tiſch mit einer kindlichen Eilfertigkeit und den Bewegungen eines Mannes, der gewohnt iſt dieſe kleinen Einrichtungen vorzunehmen. Ein militäriſches Klopfen tönte durch die ſtille Hausflur, der kleine Bediente der Mademoiſelle Penhoël eilte höflich zu öffnen, und alsbald erſchien die lange dürre Geſtalt des pedantiſch nach der Mode früherer Zeit gekleideten Capitän du Halga in der dunklen Thüre. — „Nur näher, Capitän!" rief Mademoiſelle de Penhoël. — „Der Altar iſt bereit," ſagte der Pfarrer. — Der Capitän hatte eine ſchwächliche Geſundheit, er trug Flanell gegen den Rheumatismus und ein ſchwarzſeidenes Käppchen gegen die Kopfgicht und einen großen Stock mit goldenem Knopfe, um die Hunde zu verjagen, die ſeine Lieblingshündin Thisbe verfolgten. Dieſer Mann, jetzt ſo ängſtlich wie eine alte Jungfer, leiſe redend, um den Reſt ſeiner Stimme zu ſchonen, wie auf Eiern gehend, war früher der kühnſte und gebildetſte Marineofficier; er hatte ſich die Achtung des Bailli du Souffren und die Freundſchaft des Grafen d'Eſtaing zu erwerben gewußt, und das Zeugniß ſeiner tapfern Führung war deutlich in den zahlreichen Säbelhieben zu leſen, die ſein Antlitz durchzogen. Jetzt ſprach er nie von ſeinen Heldenthaten, er rauchte nicht und fluchte nicht, er klagte nur über ſeine Geſundheit und über das Wetter, das es ihm nie recht machen konnte; wenn man aber ſeine weißen Zähne in dem rothen Zahnfleiſch ſah, ſo beruhigte man ſich über ſeine Krankheit, die jedoch etwas koſtbar war, denn ſie erforderte täglich vier Mahlzeiten mit mönchiſcher Ueppigkeit bereitet. Sein Knochenbau war, wie der des Barons, unzerſtörbar und die Haut wie Pergament ſo ſtraff über die Sehnen geſpannt, wie die Haut eines arabiſchen Pferdes. Seine Hautfarbe war noch ſchwarzbraun von ſeinen Expeditionen nach Indien, von denen

*) la mouche, ein veraltetes Kartenſpiel in Frankreich.

er weder einen Gedanken noch eine Erzählung mitgebracht hatte. Seit zwanzig Jahren hatten diese drei Personen jeden Abend im Hôtel du Guénic zugebracht, wo auch zuweilen einige adelige Familien aus der Nachbarschaft sich einfanden. Jeder wird errathen, daß dieser Kreis ein kleiner Faubourg-Saint-Germain war, der keine Mitglieder aus dem Beamtenstande der neuen Regierung zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Das arme Weib! Nicht an den großen Augenblick, der ihrer harrte, nicht an ihr eigenes Seelenheil im künftigen Leben, dachte sie damals; nur für ihren trostlosen Gefährten war sie besorgt, mit welchem sie durch das Leben gegangen und den sie nun verwaist und hülflos zurücklassen sollte. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit ordnete sie alles so an, daß Aphanasij ihre Abwesenheit nachher nicht empfinden möchte. Die Ueberzeugung von dem Herannahen ihres Endes war bei ihr so stark, und ihre ganze Seele dazu so gestimmt, daß sie wirklich mehrere Tage hindurch im Bette liegen blieb und es nicht über sich vermochte, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Aphanasij war wie verwandelt, die Aufmerksamkeit selbst für sie, und kam von ihrem Lager nicht weg. Voll Beklemmung und Unruhe in ihr Auge blickend, fragte er: Pulcheria Iwanoffna, hättet Ihr vielleicht etwas genossen? — Aber er bekam keine Antwort. Endlich, nach einem langen Schweigen, wie wenn sie etwas sagen wollte, bewegte sie die Lippen — da entschwebte ihre Seele im letzten Athemzug.....

Ihr Gatte war völlig zu Boden geschlagen. Ihm schien das so fremd, daß er auch nicht Eine Thräne mehr vergoß. Mit trüben Augen blickte er auf sie nieder, als wüßte er gar nicht, was eine Leiche sey.

Die Entschlafene ward auf einen Tisch gelegt, in das nämliche Kleid gehüllt, welches sie selber dazu bezeichnet hatte, und ihr in die übers Kreuz zusammengelegten Hände eine Wachskerze gegeben; — er aber sah alles dieses regungslos mit an. Eine Menge Leute aus allen Ständen erfüllte den Hof; eine Menge Gäste kam zur Beerdigung herbei; lange Tische wurden im Hofe aufgestellt und gekochtes Fleisch, Beeren, Liqueur, Pasteten in Ueberfluß aufgetragen; die Gäste sprachen unter einander, weinten, sahen sich die Selige an, gedachten ihrer Eigenschaften und blickten dann nach ihm hin; — er aber sah dem Allen, wie befremdet zu. Endlich wurde die Leiche herausgetragen; schaarenweis folgte das Volk, und er ging dicht hinter dem Sarge; die Priester waren in vollem Ornate; die Sonne leuchtete in vollem Glanze; die Säuglinge weinten in den Armen ihrer weinenden Mütter; die jungen Lerchen sangen; die Kinder in ihren Hemdchen liefen und schäkerten unschuldig am Wege. Jetzt setzen sie den Sarg über dem Grabe nieder, jetzt führen sie Aphanasij an ihn hinan, damit er der Hingeschiedenen den letzten Kuß auf die bleichen Lippen drücken könne: da tritt er hinzu und küßt sie; und in seinen Augen perlen wieder Thränen — aber es sind Thränen wie ohne alle Empfindung. — Jetzt senken sie den Sarg hinab; der Priester nimmt die Schaufel und wirft die erste Erdscholle hinunter; der tiefe, langgedehnte Chor des Vorsängers und der beiden Küster singt das ewige Gedächtniß unter dem unbewölkt heiteren Himmelsdome; die Todtengräber greifen nach ihren Schaufeln; und jetzt ist das Grab schon mit Erde gefüllt und geebnet. — In diesem Augenblicke drängte er sich vor; betroffen machten Alle ihm Platz. Da erhob er seine Augen und sprach mit einem Ausdrucke des tiefsten Seelenkummers im feuchten Blicke: „So, da habt ihr sie also schon eingescharrt! Warum denn?....“ Hier brach er ab, ohne seine Rede zu enden. — Als er aber wieder nach Hause gekommen war und nun sah, wie es in seiner Stube ganz leer war, und daß sogar schon der Stuhl, auf welchem sie immer neben ihm gesessen hatte, weggenommen worden war — da weinte er bitterlich, laut schluchzend und jammernd, und stromweis rannten ihm die Thränen aus den matten Augen.

Doch, welchen Schmerz nähme die Zeit nicht mit sich hinweg — welches Leid blieb ganz ungeschwächt in dem so ungleichen Kampfe mit ihr? Ich kannte einst einen Mann in höchster Blüthe der Jugendkraft, voll des wahrsten Adels und Verdienstes; ich sah ihn zärtlich, leidenschaftlich, rasend, kühn, bescheiden verliebt; und vor mir, fast unmittelbar vor meinen Augen wurde der Gegenstand seiner Leidenschaft: ein Engel an Lieblichkeit, Schönheit und Zärtlichkeit — vom unersättlichen Tode hinweggerafft! — Nie vorher und nie wieder sah ich so fürchterliche Stürme eines Seelenschmerzes, so wild glühender Qual und Angst, so verzehrender Verzweiflung, wie sie diesen unglücklich Liebenden durchtobten. Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß sich ein Mensch solch' eine Hölle schaffen könne, in der auch nicht der Schatten von einem Bilde oder sonst etwas, das einer Hoffnung nur im Geringsten ähnlich gewesen wäre, auftauchen durfte!.... Man war daher aufmerksam darauf bedacht, den Leidenden nicht einen Augenblick lang unbeobachtet zu lassen; sorgfältigst verbarg man vor ihm jedes Werkzeug, mit dem er sich etwa hätte umbringen können. Da überwand er sich, nach Verlauf von zwei Wochen, ganz unvermuthet. Er begann wieder zu lächeln — selbst zu scherzen, so daß man ihm unbedenklich seine Freiheit wieder gab. Das erste, wozu er diese benutzte, war, daß er sich eine Pistole kaufte. Eines Tages erschreckte die Seinigen urplötzlich ein Schuß, der in seinem Zimmer fiel. Sie stürzten hinzu und fanden ihn dort mit zerschmettertem Hirnschädel am Boden hingestreckt. Ein zufällig herbeigekommener Arzt von großem Rufe bemerkte noch Lebenszeichen an ihm, fand auch die Verletzung überhaupt nicht tödtlich und stellte, zur höchsten Verwunderung und Freude Aller, den Kranken völlig wieder her. Die Aufsicht über diesen wurde nun noch vermehrt: nicht einmal ein Messer ließ man vor ihn auf den Tisch kommen, indem man aufs ängstlichste Sorge trug, Alles von ihm fern zu halten, womit er sich nur hätte verwunden können. Alles dessen ungeachtet fand der Unglück-

Digitized by Google

ſelige nur zu bald eine neue Gelegenheit für ſein entſetzliches Vorhaben: er warf ſich unter die Räder eines vorüberrollenden Wagens. Ihm wurden Hand und Fuß zermalmt, doch wurde er abermals vollkommen geheilt. — Zum letztenmale ſah ich, ein Jahr ſpäter, dieſen unerſchütterlichen Märtyrer der verzweifeltſten Liebe in einem zahlreich gefüllten Saale: er ſaß an einem Tiſche mit drei andern Perſonen, und rief eben, als ich ihn erblickte, indem er ein Kartenblatt verdeckt weglegte, während hinter ihm, mit dem Ellbogen auf die Lehne ſeines Stuhles ſich ſtützend, eine junge blühendſchöne Dame ſeine Marken ſortirte, ganz munter: „Petite misère ouverte!“ und fragte dann traulich rückgewendet: „Meinſt du nicht auch, Mütterchen?“

(Schluß folgt.)

Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

(Schluß.)

Es folgt eine Vergleichung der erlaubten und unerlaubten Vertilgung der Thiere. Freilich iſt der Menſch von Gott vor den Thieren ausgezeichnet, aber er preiſt ſich zu ſehr, und zwar wegen falſcher Verdienſte. Es wird eine Zeit kommen, die den Seufzern der Schöpfung ein Ende macht, wo Gott erſcheint, wo die Herrſchaft der Genußſucht, Ehrſucht und Gewinnſucht aufhört.

Der iſt der Glückliche, deß Leben jetzt ſchon
Von glücklicheren Künft'gen etwas zeigt,
Dem das ihm zugetheilte dunkele,
Doch ſtille Loos genügt; der, dürft' er wählen,
Sich dieſes wählen würde; welchen Friede,
Der Tugend Frucht, und Tugend, Frucht des Glaubens,
Zum Glücke vorbereiten und bezeichnen,
Als einen, der zufrieden ſeine Zeit
Hier unten weilt, doch dort die Heimath weiß.
Ihn überflieht die Welt bei ihrer Jagd
Nach augenfälligeren Gegenſtänden,
Und er, ſo ernſtlich auch wie ſie beſchäftigt,
Jedoch erhabner, überflieht die Welt.
Sie mißſchätzt aus Unkunde ſeine Freuden,
Er ſucht die ihren nicht, er fand ſie eitel.
Er kann am Boden nicht, gleich Sommervögeln,
Nachjagen goldnen Fliegen; dafür hält
Er ihre Güter, Ehren und Genüſſe.
Drum fühlt er ſich glückſelig in Betrachtung
Der ſo gewalt'gen, die, wen ſie emporhebt,
Mit unſichtbarem Himmel ihn vertraut macht,
Und noch verhüllte Glorien ihm zeigt.
Nicht träg' iſt er, wenn gleich geſchäftlos ſcheinend,
Getadelt auch als thatlos. Stille Waſſer
Bewäſſern oft die ſchönſten Wieſen; Vögel,
Die mindeſt flattern, haben ſtärkſte Flügel.
Frag' ihn, was für Trophäen er erwarb,
Und welche Thaten ew'gen Ruhmes er
Sich vorgeſetzt; er wird antworten — keine.
Sein Thun iſt innerlich. Dort unermüdet
Schafft ſein entflammter Geiſt. Dort ficht, erkämpfte er
Ueber ſich ſelbſt ſtets neue Sieg' und nie
Welkende Siegkräng' im Vergleich mit denen
Die Lorbeern eines Cäſar Unkraut ſind.
Die ſelbſtgefäll'ge ſtolze Welt, die ihm
Vorbei ſchwirrt mit dem ſeidnen Prachtgewand,
Und kaum des Blicks ihn würdigt, eher doch
Ihn nur für eine Null der Schöpfung hält,
Empfängt von ſeinen ſtillen Stunden Vortheil,
Von dem ihr wenig träumt. Vielleicht verdankt
Sie Sonnenſchein und Regen, Frühlingsblüthen
Und Herbſtesfälle ſeinem Flehen, wenn
Der heil'ge Eremit gleich Iſaak
Hinwandelt in Gedanken, abendlich
Gedenkend ihrer, die für ſich nicht denkt.
Verzeih' ihm dann, du Lärmer in Geſchäften
Von wen'gem Werth, aufs beſt' ein Müßiggänger,
Wenn, von nichts Böſem und von ein'gem Guten
Urheber, er ſein Glück durch Mittel ſucht,
Die deins befördern, nie es hindern können.

Das Gedicht ſchließt folgendermaßen:

So gleitet hin mein Leben; ſo zuletzt,
Wenn ich geziemend meine Pflicht erfüllt,
Mag eine Krankheit eilen zu vollbringen
Ihr angewieſ'nes Amt, doch ſanften Drucks
Mich Müden zu der ſichern Zuflucht ſenden,
Dort unterm Raſen, den ich oft betrat.
Dann ſoll's mich trüben nicht, daß, einſt ermuntert
Das Sofa mit des Verſes Glanz zu ſchmücken,
Ich ſcherzt' ein Weilchen, Damenwink gefällig,
Mit jenem Spiel; doch, mehr ihr zu gefallen,
Da Blumenflor allein ihr kaum gefiele,
Bald fallen ließ den Kranz, nach Früchten ſtrebend,
Und weiterſtrebend viel' einerunter' ein'ges
Rauhbittres von dem Dornenſtrauch des Tadels,
Doch, wohlverdaut, Heilſames, ein'ges Holdes
Für Gaumen die erhabne Wahrheit lieben,
Für Andre Schales und Verächtliches.
Doch Alles iſt in deß Hand, den ich preiſe.
Vergebens ſingt der Dichter, hört die Welt ihn,
Wie heilig auch der Stoff, wenn Gott nicht mit ihm.
Nicht kunſtgemeſſ'nen Weiſen, nicht dem eitlen
Geſchwirr des Minſtrelſangs, gelingt es, deſſen
Ohr zu erfreun, deß Aug' im Herzen iſt,
Deß Runzeln auch das kühnſte Lied verwirrt,
Durch deſſen Beifall — meins ſogar gedeiht.

Aus dieſen Mittheilungen geht der Werth des Gedichtes ſchon einigermaßen hervor. Der Dichter nimmt die Aufgabe nur als eine Veranlaſſung, um ſeinen Gedanken freien Lauf zu geben, hin und wieder zwar auf das Thema zurückzukommen, eigentlich aber das Landleben, das häusliche Glück, die edle Muſe zu preiſen. Cowper iſt von ſeinen Landsleuten der religiöſe Dichter genannt; dieſen Namen verdient er auch, doch vielleicht mehr noch den des patriotiſchen. England mit allen ſeinen Mängeln und Fehlern, die er gar nicht verſchweigt, iſt ihm theuer und werth — eine Tugend, mit welcher manche der jetzigen deutſchen Dichter am wenigſten geſchmückt ſind, und ſchon deßwegen iſt es alſo wohl nicht überflüſſig, an den patriotiſchen Cowper zu erinnern.

K. L. Kannegießer.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 133 u. 134.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

18 November 1840.

Jack Sheppard.

Von Harrison Ainsworth.

Die große Popularität, welche in England seit einigen Jahren die Erzählungen von Dickens (Boz) sich erworben haben, theilt bis zu einem gewissen Grade das oben genannte Buch. Wie die Helden der Boz'schen Erzählungen aus dem Rahmen des Romans heraus und auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, geschritten sind, so ist auch Jack Sheppard sofort für die Bühne eingerichtet worden und hat auch in dieser Metamorphose den Enthusiasmus des Publicums (von welcher Stufe der Bildung wissen wir freilich nicht anzugeben) erregt. Zwischen den Boz'schen Büchern und Ainsworths Jack Sheppard besteht indessen, außer der beiden zu Theil gewordenen Popularität, eine innere Verwandtschaft, und dieß ist hauptsächlich der Grund, warum wir sie zusammen genannt haben. Beide Autoren haben der Lesewelt durch ihre Bücher solche Gesellschaftsclassen und Individuen nahe gebracht, welche zuvor vom Roman, von der Kenntnißnahme der literarisch Producirenden und Genießenden beinahe ganz ausgeschlossen waren — wenigstens insoweit, daß man nur hin und wieder eine einzelne solche Person als einen Helfer und Retter in der Noth, als einen im rechten Augenblick auftauchenden Deus ex machina, gebrauchte, im Uebrigen war das Hauptinteresse vorzüglich auf reiche, vornehme, gebildete und angesehene Leute gerichtet. Walter Scott hatte es in seinen vielgelesenen und vielfach nachgeahmten Romanen mit Königen und Fürsten, mit Grafen und Lords, mit Edelleuten aller Abstufung, mit Rittern und Soldaten, und mit schönen, liebenswürdigen Frauen jeder Classe vorzugsweise zu thun, wozu gelegentlich auch ehrsame Bürger, tüchtige Bauern und treue Knechte, und überhaupt ein unendliches Personal, kommen; wenn er aber auch dann und wann Leute aus der Classe der Zigeuner, der Schelme, der halben oder ganzen Diebe und Spitzbuben vorführt, so ist es wohl nur in wenigen Fällen, ein großes Interesse auf sie zu lenken, da er die Hauptaufmerksamkeit für die vornehmen oder liebenswürdigen Personen seiner Erzählungen in Anspruch nimmt. Personen jener Art sind in seinen Romanen gleichsam Meteore, die sich aus einer fremden Sphäre in die seinige verirren, die allerdings Aufmerksamkeit und Verwunderung erregen, aber deren Wesen zu ergründen außer der Absicht des Autors liegt. Sie treten auf als seltsame Phänomene, die einen auffallenden Contrast bilden mit den übrigen Personen, die aber der Dichter sich mehr Mühe gibt bis ins Einzelnste ihrer Erscheinung nach zu schildern, als sie psychologisch zu erklären, was freilich mehr Sache des reflectirenden und philosophischen Erzählers, als des malerischen Poeten ist.

An die Stelle des Scott'schen, historischen, Romans traten dann bald, oder gingen wenigstens neben ihm her, die sogenannten fashionabeln Romane oder Novellen, wie Herbert Milton, Pelham, die Romane von Lord Mulgrave, Lady Blessington, Lady Charlotte Bury u. A., worin das Leben und Treiben, die Genüsse, die Freuden und Leiden, die Armseligkeiten und Thorheiten der vornehmen englischen Welt halb spöttisch, halb bewundernd geschildert wurden, und die Poesie einen guten Theil ihres Interesses von der Medisance und vom Skandal entlehnte. Eine Zeitlang fand dieß Genre viel Beifall und darum auch viele Bearbeiter; nachgerade aber erschöpfte sich doch das Interesse an den durch drei Bände oft mühsam und breit genug sich hinschleppenden aristokratischen Intriguen, Erbschaftsansprüchen, Klatschereien, Geburtsnachweisungen u. s. w. sowohl bei den höchsten Classen selbst als bei den Mittelclassen, und die Aufmerksamkeit lenkte sich mehr auf den lehrhaft-praktischen und socialen Roman hin. Cooper hatte ein glänzendes Beispiel im Seeroman gegeben; Marryat trat in seine Fußstapfen, mit der praktischen Absicht, wie er selbst versichert, auf die vielfachen Gebrechen im englischen Marinewesen hinzuweisen. Seine berühmte Gegnerin aber, Miß Martineau, behandelte in ihren Erzählungen Gegenstände der Nationalökonomie. Damit war allerdings eine große Nüchternheit in den Roman gekommen, entsprechend dem herrschenden Geist der Zeit überhaupt, welche nach den von großem Aufschwung der Poesie be-

gleiteten Aufregungen des Kriegs ſich mit Vorliebe den materiellen Intereſſen zuwendete. Der faſhionable Roman ſollte aber auch ſein gerades Gegentheil hervorrufen; den reichlichen Schilderungen des engliſchen high life ſollte ein gefliſſentliches Hinabſteigen in die unterſten Tiefen des engliſchen Lebens, bis unter das Niveau der Geſellſchaft ſogar entſprechen. Die Extreme berühren ſich und rufen einander hervor. Schon Bulwer in ſeinem Pelham hatte, von den ſchimmernden Höhen der vornehmſten Geſellſchaft vom feinſten Ton und raffinirteſter Frivolität ſtrad, einige Blicke thun laſſen in die finſterſten Abgründe der mit Armuth und Elend gepaarten, in cauſalem Wechſelverhältniß damit ſtehenden Verworfenheit und Ruchloſigkeit; aber Andern war es vorbehalten, dieſen Schacht, von dem man freilich nicht viel poetiſches Gold erwarten darf, förmlich auszubeuten.

Dickens eigentliche, ſeinem Talent am meiſten zuſagende Domäne ſcheint das Leben und Treiben der untern und unterſten Volksclaſſen Englands, oder Londons (denn London für ſich iſt ſchon ein eigenes Volk), zu ſeyn. Zwar ſind wir weit entfernt, ihm komiſches Talent und Humor überhaupt nur in einer beſchränkten Sphäre zugeſtehen zu wollen; aber er wird dieſe Gaben doch am ausgezeichnetſten nur in den Lebensgebieten bethätigen, deren er ſonſt ſchon vollkommen Meiſter, mit denen er durch Anſchauung und lange Beobachtung vertraut iſt. Gaſthäuſer, Kneipen, Armenhäuſer, Schulkerker, Gefängniſſe der Verbrecher und Schuldner, Werkſtätten, Gäßchen und Winkel, Diebshöhlen u. ſ. w. mit all den Perſonen, welche an ſolchen Orten verkehren, welche daſelbſt thätig oder leidend auftreten, ſchildert er ganz vortrefflich, mit einer Lebendigkeit, einem individualiſirenden Talent und einer liebenswürdigen Humanität, welche ſeine wenig vornehmen Helden ſofort zu Lieblingen des Publicums gemacht haben. Zu beachten iſt, daß ſeine Schriften entweder wirklich eine praktiſche philanthropiſche Abſicht verfolgen, oder daß man wenigſtens eine ſolche ſehr leicht darin finden kann; daß es ſcheint, er habe ſich, ungefähr wie Marryat in Bezug auf das engliſche Seeweſen, vorgenommen, die Aufmerkſamkeit des Publicums auf eine Menge Uebelſtände und Gebrechen in den ſocialen Verhältniſſen hinzulenken, die freilich leichter einzuſehen als zu verbeſſern ſind. Dem ſey wie da wolle, gewiß iſt, daß Dickens dem faſhionablen Roman einen neuen Stoß verſetzt, und den Erzählungen aus dem gemeinen Leben die Gunſt des Publicums zugewendet hat. Doch wir haben es hier mit Ainsworths Jack Sheppard zu thun und wollen daher auf Boz' Schriften nicht weiter eingehen.

Ainsworth iſt mit ſeinem Jack Sheppard noch einen Schritt weiter gegangen, noch eine Stufe tiefer hinabgeſtiegen, als Boz. Die Helden des letztern ſind, wenn ſie auch von niedriger Herkunft ſind und in geringen, unglücklichen Verhältniſſen aufwachſen oder leben, doch ehrliche und redliche Menſchen, welche von bösgeſinnten, von rohen, eigennützigen oder geradezu verbrecheriſchen Leuten mißhandelt und verfolgt werden, und die Bosheit und das Laſter treten bei ihm jederzeit in abſchreckender, wenn auch durch Komik und Humor einigermaßen gemilderter, Geſtalt auf. Ainsworth dagegen hat zu ſeinem Helden, der dem Buch den Namen gibt, einen Dieb, Räuber, Hauseinbrecher gewählt, und nimmt für dieſen das Intereſſe ſeiner Leſer in Anſpruch. Dieß erinnert an die, nunmehr freilich ziemlich vergeſſenen deutſchen Räuberromane, welche einen Rinaldo Rinaldini, Abelino, Hannickel, Schinderhannes u. ſ. w. als ihre Helden feierten, und ihrer Zeit ein großes Publicum fanden. In England ſelbſt iſt der Patron dieſer Menſchenclaſſe der bekannte, romantiſche Robin Hood, der vielfach ſchon poetiſch verherrlicht worden iſt. Die Abenteuer eines noblen und unternehmenden Räuberhauptmannes und Highwayman machte Bulwer zum Thema ſeines Paul Clifford; James hat einen Roman: der Räuber, geſchrieben, in welchem der Räuber zwar nicht die erſte, aber doch eine wichtige Rolle ſpielt. An unſers Schillers Drama: die Räuber, brauchen wir kaum zu erinnern; machte ſich in dieſem berühmten Drama eine kühne Oppoſition gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge, ein gewaltſamer und zügelloſer Weltverbeſſerungsdrang Luft, ſo iſt dagegen Schillers: Verbrecher aus verlorner Ehre, das Ergebniß der Reflexion über den moraliſchen Zuſtand und über das Schickſal der unglücklichen Menſchen, die, von der Geſellſchaft ausgeſchieden und ausgeſtoßen, uns ſo leicht als eine ganz andre Claſſe von Weſen erſcheinen, die faſt keinen Zug mehr mit uns gemein haben; Schiller faßte ſeinen Gegenſtand als ein pſychologiſch-ſociales Problem, das er mit viel Kunſt und Scharfſinn löſte; er verſchmähte es aber, durch Erzählung und Ausmalung der einzelnen Thaten ſeines Sonnenwirths dem gewöhnlichen Leſepublicum ein ausgiebigeres Material zu liefern, da es ihm hauptſächlich um die Fortſpinnung des pſychologiſchen Fadens zu thun war, und deßwegen gehört ſeine Erzählung nicht in die Kategorie der eigentlichen Räubergeſchichten. Die Lehren, welche Schiller einzuſchärfen ſuchte, und die ſchon im Titel angedeutet ſind, werden jedoch, wie wir beiläufig bemerken wollen, in ſeinem Vaterland ſelbſt wenig beherzigt, und wir wollen Ainsworth wünſchen, daß er, falls er auch Zwecke der Humanität bei ſeinem Buch im Auge hatte, dieſelben glücklicher erreichen möge!

(Fortſetzung folgt.)

Beatrix.

(Fortſetzung und Schluß.)

Während nun der Pfarrer die Karten gab, wiederholte die Baronin die geſtrigen Fragen über des Capitäns Geſundheit, wodurch das Signal zu einer allgemeinen, aber gutmüthigen Neckerei über ſeine eingebildeten Leiden gegeben wurde. Der Capitän vertheidigte ſich ſo zierlich und warf ſo feine Blicke auf die Damen dabei, daß man auf die Vermuthung kam, er habe früher klug ausſehen können und vielleicht viele Herzen erobert; wer weiß, wie viel lebenswarme Erinnerung unter ſeinem verſteinerten Daſeyn begraben liegt! — „Wie de-

Digitized by Google

findet ſich Thisbe?“ fragte Mademoiſelle Penhoël den Capitän, als die Karten gegeben waren. — „Es geht dem armen kleinen Thiere wie mir,“ antwortete er, „es hat Nervenzucken: ſehen Sie ſo!“ und um ſeinen Hund nachzuahmen, hob er den Arm in die Höhe, wodurch ſeine kleine ducklichte Nachbarin in ſeine Karten ſehen konnte, denn dieſe vortrefflichen Leute betrogen ſich gern etwas und trauten ſich gar nicht untereinander beim Spiel; ſie wollte gar zu gern wiſſen, ob der Capitän Mistigris*) habe. — „Oh, ſagte die Baronin, die Naſenſpitze des Herren Paſtors wird weiß: er hat Mistigris!“ — Das Vergnügen Mistigris zu haben iſt ſo lebhaft bei allen Spielern, daß der arme Pfarrer es nicht verbergen konnte; in jedem menſchlichen Geſicht iſt eine Stelle, wo ſich die geheimſten Regungen des Herzens verrathen. Die Mitſpieler hatten nach jahrelanger Beobachtung den ſchwachen Punkt des Pfarrers entdeckt: wenn ſeine Naſenſpitze erblaßte, hütete ſich jeder gegen ihn zu ſpielen. — „Sie haben Beſuch gehabt?“ fragte der Capitän Mademoiſelle de Penhoël. — „Ja, einen Vetter meines Schwagers — der hat mir aber die wunderlichſten Dinge über unſere Nachbarin Mademoiſelle des Touches erzählt, ſo wunderlich, daß ich ſie nicht glauben kann. Calyſt würde dann nicht ſo von ihr eingenommen ſeyn können, er iſt doch zu klug um an ſolchem Ungeheuer Geſchmack zu finden.“ — „Ungeheuer?“ fragte der Baron, der bei dieſem Worte erwachte. Die Baronin und der Pfarrer warfen ſich einen Blick des Verſtändniſſes zu. Die Karten waren gegeben, die alte Jungfer hatte Mistigris und war froh ihre Freude darüber der Geſellſchaft verbergen zu können, die durch ihre Worte in Staunen geſetzt war. — „Sie müſſen ausſpielen, Herr Paſtor,“ rief ſie athemlos. — „Mein Neffe gehört nicht zu den jungen Leuten, die etwas Ungeheures lieben,“ ſagte die alte Zephirine verweiſend. — „Mistigris!“ ſchrie Jaqueline, ohne ihrer Freundin zu antworten. Der Pfarrer ſchien von der Angelegenheit Calyſts mit Mademoiſelle des Touches genau unterrichtet zu ſeyn, er vermied den Wortſtreit. — „Was thut Mademoiſelle des Touches denn ſo Ungeheures?“ fragte der Baron. — „Sie raucht.“ — „Das iſt ſehr geſund,“ ſagte der Capitän. — „Und ihre Güter?“ fragte der Baron wieder. — „Sie jagt ſie durch die Gurgel,“ erwiederte die alte Jungfer. — „Sie haben alle verloren,“ unterbrach die Baronin das Geſpräch, „ich habe den König, die Dame, den Buben und Mistigris, der ganze Einſatz gehört uns, liebe Schweſter,“ ſagte ſie zu der Blinden, mit der ſie gemeinſchaftlich ſpielte und ihr unter dem Tiſche durch Fußtritte immer die Zahl der Stiche anzugeben pflegte. — Dieſes gewonnene Spiel in der Hand machte die alte Jungfer ganz zerſtreut, ſie vergaß darüber Calyſt und Mademoiſelle des Touches.

Um neun Uhr war Niemand mehr im Saal, als die Baronin und der Pfarrer. Die vier Greiſe hatten ſich zur Ruhe begeben. Der Capitän hatte Mademoiſelle de Penhoël wie gewöhnlich bis zu ihrem Hauſe am Markt zu Guérande begleitet, wobei er ſich mit ihr über das Glück und die Feinheit ihres Spiels unterhielt oder ſich über die Gier luſtig machte, womit die alte Blinde rückſichtslos ihren Gewinn in die Taſche geſteckt hatte. Dießmal aber drehte ſich die Unterhaltung um die Zerſtreutheit der Baronin; der Capitän hatte die Träumerei ſeiner ſchönen Irländerin beſorglich bemerkt. Auf der Thürſchwelle wendete ſich die alte Jungfer nochmals vertraulich zu dem Capitän und ſagte: „ich weiß die Urſache von dem Benehmen der Baronin!“ —

Als ſich kein Geräuſch mehr hören ließ, ſah die Baronin fragend auf den Pfarrer, der gedankenvoll mit den Würfeln ſpielte. „Ich habe bemerkt,“ ſagte ſie, „daß Sie endlich meine Sorge um Calyſt theilen.“ — „Ja wohl, nur zu ſehr,“ antwortete er, „ich fürchte Mademoiſelle de Penhoël wird zurücktreten, dieſe gottloſe Perſon in Touches wird unſere ſchönſten Plane verderben, die wir zu Calyſts Glück erſonnen.“ — „Nun was haben Sie über Mademoiſelle des Touches gehört?“ fragte die Mutter Calyſts, geſpannt. — „O ſie iſt eine ſchlechte liederliche Perſon!“ ſchrie der Pfarrer, „eine Frau von zweideutigen Sitten, die ſich mit dem Theater und mit Schauſpielern abgibt, ihr Vermögen mit Schreibern, Malern, Muſikanten und Teufelsgeſellſchaften verpraßt. Sie nimmt einen Mannsnamen an auf ihren Büchern. Sie iſt eine wahre Landſtreicherin, die ſeit ihrer erſten Communion nur in die Kirche ging, um Gemälde und Bildſäulen zu beſehen. Sie hat ihr Geld verſchleudert um Touches, wie man ſagt, auf die unanſtändigſte Weiſe auszuputzen. Es wird dort in einem Tage mehr feiner Wein getrunken als in einem ganzen Jahre in Guérande. Eine ſolche Perſon verehrt Calyſt, unſer junger Herr Chevalier! Sie wollte neulich eins jener gottloſen Bücher haben, worin heutigen Tages die Atheiſten ſich über Alles luſtig machen, der Chevalier ließ ſein Pferd ſatteln, um es ihr im Galopp aus Nantes herzuholen. Ich weiß nicht ob Calyſt ſich eben ſo viel Mühe um die Kirche geben würde. Ganz Guérande iſt außer ſich über die Leidenſchaft des jungen Chevalier für dieſe Amphibie, die nicht Mann nicht Weib iſt, wie ein Huſar raucht, wie ein Verrückter ſchreibt und dieſen Augenblick den allergiftigſten, verdorbenſten Schriftſteller beherbergt, der ein Liberaler iſt und die Journale lieſt, wie mir der Poſtdirector geſagt hat. Man ſpricht ſchon in Nantes davon, die Verwandten der Mademoiſelle de Penhoël haben ſie ſchon gegen Calyſt gewarnt. Jetzt ſchlägt es ſchon drei Viertel auf zehn und er kommt noch nicht zurück, er bleibt vielleicht bis gegen Morgen in Touches.“ — Die Baronin hörte ſtumm und bebend zu, Thränen ſtanden in ihren ſchönen Augen und rührten den eifrigen Pfarrer. „Beruhigen Sie ſich,“ ſagte er mit tröſtender Stimme, „das Uebel wird nicht ſo ſchlimm ſeyn, ich will morgen mit Mademoiſelle de Penhoël reden, ſie wird ſich von mir ſagen laſſen, ſie hat Vertrauen zu mir. Auch iſt Calyſt ja unſer Zögling, der Dämon wird keine Gewalt über ihn haben, alſo weinen Sie nicht, Frau Baronin, es iſt noch nicht Alles verloren, ein Fehler iſt noch kein Laſter.“ — „Oh Sie haben ja meine Vermuthungen nur beſtätigt, ich war ja die erſte, die Calyſts Veränderung bemerkte, eine Mutter fühlt den Schmerz zu tief, nur den zweiten Rang im Herzen

*) Die höchſte Karte in dieſem Spiel.

ihres Sohnes zu beſitzen; dieſer Wendepunkt im Leben des Mannes iſt der Kummer des Mutterherzens, ach ich dachte nicht, daß er ſchon ſo bald über mich kommen ſollte. Und wenn es noch ein edles ſchönes Geſchöpf wäre, aber ſolch eine Abenteurerin, Schauſpielerin und Schriftſtellerin, die gewohnt iſt, ihre Gefühle zu heucheln, die ihn betrügen und unglücklich machen wird. Aber iſt es denn auch wahr? Ach freilich, welche Frau würde meinem Calyſt widerſtehen können." — „Der ſicherſte Beweis iſt, daß die Landſtreicherin ſo lange in Touches bleibt," ſagte der Pfarrer, „ſeit den vierundzwanzig Jahren, die ſie mündig iſt, war ſie noch nie ſo lange Zeit in Touches." — „Was, eine Frau von vierzig Jahren!" rief die Baronin, „ich habe zwar in Irland ſagen hören, das ſey die gefährlichſte Geliebte für einen jungen Mann." — „Ja, davon weiß ich nichts und werde auch wohl in meiner Unwiſſenheit ſterben," antwortete der Pfarrer. — „Ich auch," ſagte die Baronin naiv, „ich wollte jetzt, daß ich mit wirklicher Liebe geliebt hätte, damit ich meinen Calyſt jetzt beobachten und tröſten könnte." Der Pfarrer ging, die Baronin begleitete ihn bis auf den Hof, ſie hoffte auf der Straße Calyſts Schritte zu hören, aber ſie vernahm nichts, als den ſchwerfälligen Schritt des Pfarrers, der ſich nach und nach in der Entfernung verlor, bis die Baronin durch die Stille der Nacht noch die Thüre des Pfarrhauſes zumachen hörte. Die arme Mutter kehrte tief betrübt zurück, ſie hatte nun erfahren, daß die ganze Stadt von dem ſprach, was ſie allein zu wiſſen glaubte. Sie ſetzte ſich, ſchnitt den Lampendocht mit der Scheere zurecht und nahm ihre Stickerei zur Hand, um ihren Sohn zu erwarten, ſie hoffte ihn dadurch zum ſchnelleren Wiederkommen zu zwingen. Die Berechnung der mütterlichen Eiferſucht war falſch. Die Baronin nähte eifrig, auf ihre Arbeit gebeugt in tiefes Nachſinnen verloren; wer ſie ſo hätte ſehen können, vom Schein der Lampe hell beleuchtet, von dieſen dunklen vierhundertjährigen Mauern umgeben, der hätte dieß ſchöne ſtille Bild gewiß erhaben genannt. Fanny's Haut war ſo durchſichtig, daß man die Gedanken auf ihrer Stirn leſen zu können glaubte. Gereizt von der Neugier, die ſich reiner Frauenſeelen in ſolchen Fällen oft bemächtigt, dachte ſie darüber nach, welche geheime Zauberkünſte dieſe Baalstöchter wohl anwendeten, um die jungen Männer zu feſſeln, daß ſie Mütter und Verwandte, Vaterland und Wohlſtand darüber vergeſſen. Dann wünſchte ſie wieder dieſe Frau kennen zu lernen, um ſie richtig zu beurtheilen. Sie bangte vor den Zerſtörungen der Neuerungsſucht, die der Pfarrer ſo gefährlich geſchildert hatte und denen ihr einziges Kind anheimfallen ſollte, ihr Calyſt, der bis dahin ſo arglos, ſo rein, wie ein unſchuldiges junges Mädchen und eben ſo friſch und ſchön war. Für ſeine Erziehung war die ängſtlichſte Sorgfalt verwendet worden, Fanny hatte den Sohn, der aus ihrem Blute entſproſſen, mit ihrer Milch genährt, ihm alſo zweimal ihr Herzblut eingeflößt; ſie hatte ihn behütet, daß er ein fleckenloſes Lamm war, als er dem guten Pfarrer übergeben wurde, unter deſſen Aufſicht er in den Schulwiſſenſchaften unterrichtet ward, in Latein und Griechiſch, wie es die Seminariſten erlernen, Geſchichte, wie ſie in Mädchenpenſionen gelehrt wird, Geographie und alter franzöſiſcher Literatur. Natürlich blieb Calyſt unerfahren in den Fortſchritten der Wiſſenſchaft und der Literatur. Die Kirche hatte eben ſo mütterlich über ihn gewacht wie ſeine leibliche Mutter, er war mit ſechzehn Jahren noch eben ſo rein und fleckenlos als zehn Jahre früher. Ohne ein Frömmler zu ſeyn, war er ein eifriger Katholik geworden. Für dieſen ſchönen und unſchuldigen Sohn wollte die Baronin ein glücklicheres, wenn auch geräuſchloſes Leben gründen. Sie hatte einiges Vermögen zu erwarten und wollte für Calyſt eine reiche Frau ſuchen, es war ihr gleichgültig, ob es eine kleine Kerzaroukt oder eine iriſändiſche Erbin ſey, ſie kannte die Liebe nicht und betrachtete die Ehe als ein Mittel zum Glück und zum Wohlſtand, wie ihre ganze Umgebung dieß glaubte. Die Leidenſchaft war dieſen katholiſchen Seelen fremd, dieſen alten Leuten, die nur mit ihrer Seligkeit, ihrem Könige und ihrem Vermögen beſchäftigt waren. Niemand wird ſich alſo wundern über den Ernſt, womit das Mutterherz, das nur in der Zärtlichkeit für den Sohn lebte, dieſe Angelegenheit betrachtete. — Die Baronin hörte Mitternacht ſchlagen zu ihrem Schrecken, Calyſt kam nicht: eine ganze Stunde brachte ſie unter grauſamer Angſt hin, ein Uhr ſchlug langſam vom Thurm.

— „Wird er dort bleiben?" fragte ſie ſich, „es wäre das erſtemal! — armes Kind!"

In demſelben Augenblick tönte Calyſts Schritt auf der Straße; die arme Mutter, in deren Herz die Freude auf die Angſt folgte, flog die Treppe hinab, um ihrem Sohne zu öffnen. — „Oh meine Mutter, rief Calyſt ſchmerzlich überraſcht, *warum* mich erwarten? Ich habe ja den Hauptſchlüſſel und Feuerzeug." — „Du weißt wohl, mein liebes Kind, daß ich nicht ſchlafen kann, wenn du nicht zu Hauſe biſt," ſagte ſie, ihn küſſend. —

Als ſie wieder im Zimmer waren, betrachtete die Baronin ihren Sohn, um nach dem Ausdruck ſeines Geſichts die Ereigniſſe des Abends zu errathen, aber ſie empfand die Bewegung dabei, die nicht durch Gewohnheit abgeſtumpft wird und die alle Mütter empfinden, wenn ſie das Meiſterwerk der Natur, das ihnen gelungen iſt, anſehen, es blendet ſie für einen Augenglick. Außer den ſchwarzen Augen voll Energie und Sonnenſtrahlen, hatte Calyſt ſeine ganze Schönheit ſeiner Mutter zu verdanken, die ſchönen blonden Haare, die kleine Adlernaſe, den reizenden Mund, die feinen Hände und die weiße zarte Haut. Obwohl er einem verkleideten Mädchen glich, ſo hatte er doch herculiſche Jugendkraft. Sein Bart war noch nicht ſichtbar, dieſe ſpäte Entwickelung iſt ein Zeichen langen Lebens. Seine ſchneeweiße Stirn ſchien die Spuren großer Ermüdung zu tragen oder das Gewicht trauriger Gedanken. Die Mutter war unfähig die Kümmerniſſe ſeines Herzens zu errathen und hielt dieſe flüchtige Veränderung ſeiner Züge für Folge ſeines Glücks. Calyſt war ſchön wie ein griechiſcher Gott, aber ſchön ohne Geckenhaftigkeit, er machte ſich nichts aus ſeiner Schönheit, die er für unnütz hielt. Dieſe reinen ſchönen Wangen, in die das reiche junge Blut aus tauſend Quellen fließt, und die Mädchenſtirne gehören alſo einer Andern? ach, ihre Leidenſchaft kann Alles zerſtören, dieſe ſchönen Augen trüben, die feucht und glänzend ſind wie Kinderaugen. Dieſer bittere Gedanke preßte

Fanny's Herz zuſammen und ſtörte ihre Freude über ihn. — „Du biſt heute noch länger als geſtern in Touches geblieben, mein theures Kind," ſagte ſie mit bewegter Stimme. — „Ja, Mutter," antwortete er, ohne die mindeſte Entſchuldigung hinzuzufügen.

Die Kürze dieſer Antwort verdüſterte die Baronin, ſie verſchob eine Erklärung bis auf den andern Morgen. Wenn die Mütter ſolche Beſorgniſſe fühlen, wie die Baronin in dieſem Augenblicke, ſo zittern ſie faſt vor ihren Söhnen, ſie ahnen inſtinctmäßig die Wirkungen von jener großen Emancipation der Liebe, ſie ahnen, was ihnen durch dieß einzige Gefühl geraubt werden wird, und zu gleicher Zeit empfinden ſie eine Art von Freude ihre Söhne glücklich zu wiſſen, es iſt ein Streiten der Gefühle in ihrem Mutterherzen.

— „Du biſt müde, mein Kind, geh' zu Bett," ſagte Fanny, ihre Thränen unterdrückend. — Eine Mutter, die nicht Alles weiß, was ihr Sohn thut, glaubt auch ſchon Alles verloren, wenn ſie ſo liebt und geliebt wird wie Fanny.

Lewin Schücking.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Koſaken.

(Schluß.)

Seit Pulcheriens Tode waren fünf Jahre verſtrichen, als ich zum erſtenmale wieder in die Nähe ihres Wohnſitzes kam. Ob ich wohl ſäumte, meinen alten Nachbar wieder einmal zu beſuchen, bei dem ich ſo manchen angenehmen Tag zugebracht und an den untadeligen Gerichten der trefflichen Hausfrau ſo oft mich übernommen hatte? — als ich in den Hof einfuhr, erſchien mir das Haus noch einmal ſo alt, wie vorher: die Geſindeſtuben lagen auf der Seite, ohne Zweifel nach dem Beiſpiele ihrer Inhaber; — der Stangen und Ruthen-Zaun lag ganz zerſtört im Hofe darnieder, und ich ſah ſelbſt, wie die Köchin Pflöcke davon zur Heizung verbrauchte, um nur den überflüſſigen Weg bis zu den dazu zwei Schritte von ihr aufgeſchichteten Reiſigbündeln nicht machen zu müſſen. Von Wehmuth durchdrungen fuhr ich unter der Treppe vor, wo noch dieſelben Hofhunde, unterdeß aber freilich erblindet, mit gebrochenen Beinen, ihre zottigen, klettenbehangenen Ruthen und zugleich ein heiſeres Gebell erhoben. Da trat, mich zu bewillkommnen, der gute Alte mir entgegen. Ja, er war's! Ich erkannte ihn auf den Blick wieder, obſchon er noch einmal ſo gebückt erſchien, als früher. Als er auch mich erkannte, hieß er mich mit dem wohlbekannten Lächeln willkommen. Ich folgte ihm in die Wohnung, worin anſcheinend noch alles beim Alten geblieben war; doch bemerkte ich durchgehends eine gewiſſe Unordnung, eine gewiſſe empfindliche Verlaſſenheit und Oede: kurz, es kam jenes ganz eigene Gefühl der Befremdung über mich, welches in uns aufzuſteigen pflegt, wenn wir zum erſtenmale die Wohnung eines Wittwers wieder betreten, nachdem wir denſelben immer nur als unzertrennlich von ſeiner Ehehälfte, die ihn durch das Leben geleitete, gekannt haben. Dieſe Empfindungen ſind denjenigen ähnlich, welche uns beim Anblick eines Menſchen befallen, den wir bis dahin ſtets nur kerngeſund kannten, wenn derſelbe nun plötzlich ſeiner Beine beraubt vor uns liegt. Ueberall war die Abweſenheit der ſorglichen Hausfrau wahrzunehmen: bei Tiſche wurde uns nur ein Meſſer, und ohne Bänkchen hingelegt, und auch die Gerichte waren lange nicht mehr ſo ſchmackhaft zubereitet, wie ehemals. Nach der Wirthſchaftsverwaltung mochte ich mich gar nicht erſt erkundigen, ich fürchtete mich geradezu nach den wirthſchaftlichen Einrichtungen zu ſehen.

Als wir uns zu Tiſch geſetzt hatten, band Awdocha ihrem Herrn eine Serviette um, woran ſie ſehr wohl that, denn ſonſt hätte er ſehr bald ſein ganzes Kleid mit Brühe über und über beſchmutzt. Um ihn durch etwas zu zerſtreuen, erzählte ich ihm verſchiedene Neuigkeiten. Da hörte er mir zwar wieder mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln zu, dabei blieb aber ſein Blick faſt immer völlig gleichgültig, und ſeine Gedanken ſchienen, anſtatt ſich zu erheitern, vielmehr ihm ganz und gar auszugehen. Kaum hatte ihm Awdocha bemerklich gemacht, daß er mit dem erhobenen Löffel Grützbrei, anſtatt ihn zum Munde zu bringen, an die Naſe gerathen war, ſo mußte ſie ihm ſchon wieder die Hand führen, welche mit der Gabel, anſtatt ſie in einen Biſſen des kleinen Kuchens zu ſtechen, auf eine der Flaſchen vor ihm losſtach, als ob er dieſe anſpießen wollte. Mehr als einmal mußten wir mehrere Minuten lang auf die nächſte Schüſſel warten; ſo daß ſelbſt Aphanaſj es gewahr wurde und ſagen mußte: „Warum wird denn ſo lange nichts zu eſſen gebracht?" — Sah ich dann etwa durch eine der Thürſpalten, ſo konnte ich wohl gewahr werden, wie der Burſche, der uns die Schüſſel bringen ſollte, mit keinem Gedanken daran dachte, ſondern vielmehr den Kopf auf ſeinen Schemel hinunterhängen ließ und nickte. — „Hier dieſe Speiſe — ſagte Aphanaſj, als Pulcheriens Lieblingsgericht aufgetragen wurde, zu mir — dieſe Speiſe (wiederholte er, und ich merkte, wie ſeine Stimme zu zittern anfing und Thränen nahe daran waren, aus ſeinen bleifarbenen Augen herauszutreten, während er alle ſeine Kraft aufbot, ſie zurückzudrängen) — dieſe Speiſe hier hat die Eut . . . Eut . . . Entſchla . . . ." Aber, noch ehe er vollends auszuſprechen vermochte, ſchoſſen die Thränen hervor, und ſeine Hand fiel auf den Teller, ſo daß dieſer umſchlug, ein Stück wegflog, zerbrach und Aphanaſj zugleich in ſeinen Thränen und in ſeiner Brühe, wie gebadet, übergoſſen vor mir ſaß. Empfindungslos blieb er ſitzen, bewußtlos behielt er ſeinen Löffel in der Hand und die Thränen floſſen wie ein Bach, wie eine unaufhörlich ſich ergießende Quelle auf die ihm vorgebundene Serviette.

Gott! — dachte ich da, indem ich ihn betrachtete — nur fünf Jahre Zeit, und dieſer Greis iſt ſchon empfindungslos — dieſer Greis, deſſen Leben vorher kaum ein einzigesmal durch

Digitized by Google

ein allzustarkes Gefühl der Seele aufgeregt worden — dessen ganzes Leben vielleicht in seinem Großstuhle, nur getheilt zwischen den Mahlzeiten von gedörrten Fischen und Birnen, und zwischen harmlosem Geplauder verstrichen — jetzt in so entsetzlich lange, in so fürchterlich heiße Qual verkehrt! — — Was ist stärker über uns: Leidenschaft oder Gewohnheit? Oder all' die gewaltigen Stürme und hinreißenden Wirbel unserer gährenden Begierden und Leidenschaften sind nur Folgen unseres hellauflodernden Jugendmuthes und erscheinen uns nur deßhalb tief und erschütternd. — Wie dem nun aber auch sey, damals erschienen mir all' unsere Leiden und Leidenschaften, jener endlos langen, schleichenden, fast bewußtlosen Gewohnheit gegenüber, eitel und kindisch. Noch einigemale strengte er sich an, den Namen der Entschlafenen auszusprechen, schon in der Hälfte des Wortes aber verzog sich der sanfte, gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts krampfhaft, und ein Weinen, wie klägliches Jammern eines Kindes, traf mich schneidend im Tiefinnersten meines Herzens. Nein, das waren nicht solche Thränen, wie die, womit alte Leute oft so freigebig sind, wenn sie euch ihre beklagenswerthe Lage und Trübsal vorstellen — nicht solche Thränen waren es, wie sie sie ins Punschglas fallen lassen. — Nein, das waren Zähren, die unwillkürlich flossen, Bitterkeit des Schmerzes eines schon absterbenden Herzens.

Nachher hat Aphanaßj nicht mehr lange gelebt: vor kurzem habe ich seinen Tod erfahren. Sonderbar war dabei das, daß die Umstände seines Ablebens eine gewisse Aehnlichkeit mit denen bei Pulcheriens Ende hatten: eines Tages nämlich entschloß er sich, ein wenig in den Garten zu gehen. Wie er nun so langsam mit seiner gewöhnlichen Gedankenlosigkeit durch den Garten schlenderte, trug sich ein ganz besonderes Ereigniß mit ihm zu: Er hörte nämlich unversehens hinter sich Jemand mit ganz lauter Stimme ihm zurufen: „Aphanaßj Iwanowitsch!" Als er sich aber umwandte, war Niemand zu sehen. Er blickte nach allen Seiten hin, und guckte sogar hinter die Sträucher — doch nirgend war Jemand zu finden. Der Tag war mild und still; die Sonne leuchtete unbewölkt. Da sann er einige Augenblicke lang nach, immer mehr belebten sich seine Züge, und endlich brach er in die Worte aus: „Pulcheria Iwanoffna hat mich gerufen!" —

Wem wohl wäre es nicht auch schon einmal so vorgekommen, als ob ihn eine Stimme so geisterhaft bei Namen gerufen — was der Volksglaube dahin auslegt: daß eine Seele um Jemand sich grämе und ihn rufe, wonach dessen Tod unvermeidlich bald erfolge. — Mir ist, die Wahrheit zu gestehen, diese geheimnißvolle Ladung stets gar schauerlich gewesen. Noch recht gut erinnere ich mich, wie ich in meiner Kindheit solche vernommen: mehr als einmal sprach es zu jener Zeit hinter mir plötzlich ganz deutlich meinen Namen aus — und das meist an einem recht hellen und sonnigen Tage, wenn kein Blättchen an den Bäumen im Garten sich regte, rings um mich weit und breit alles grabesstill war, selbst die Grashüpfer ruhten und außer mir keine menschliche Seele im ganzen Garten war. Ja, ich gestehe: ob die tollste Sturmnacht mit der ganzen Hölle aller Elemente, mitten in der Einsamkeit des unwegsamsten Walddickichts mich überfallen hätte — ich würde dadurch doch nicht so gewaltig erschreckt worden seyn, wie bei jener entsetzlich unheimlichen Stille am hellen lichten Mittage. In der allergrößten Bangigkeit und mit angehaltenem Athem lief ich dann immer sporenstreichs aus dem Garten hinaus und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis mir irgend Jemand begegnete, dessen Erscheinen die Schrecknisse der entsetzlichen Seelenöde rings um mich her verscheuchte.

Aphanaßj überließ sich voll Ergebung der Ueberzeugung seines Herzens, daß Pulcheria ihn zu sich gerufen; mit der Willigkeit eines folgsamen Kindes überließ er sich ihr. Er magerte ab, fing an zu husten, schmolz ein wie ein Licht und verlosch auch endlich so, als nichts mehr übrig war, was sein kümmerlich glimmendes Flämmchen hätte nähren können. „Legt mich neben Pulcheria Iwanoffna" — war der einzige Wunsch, den er vor seinem Ende noch aussprach.

Sein Verlangen wurde erfüllt; man beerdigte ihn an der Kirche, dicht neben seiner Gattin Grabhügel. Der Gäste waren weniger bei seinem Leichenbegängnisse, doch von armen Leuten und Bettlern fanden sich eben so viele ein, wie bei Pulcheriens Beerdigung.

Nun stand das Herrschaft-Häuschen ganz verödet. Der dreiste Verwalter und der Voigt schleppten alle noch hinterbliebenen Sachen und das Hausgeräth, so weit es die Ausgeberin noch nicht für sich hatte über Seite bringen können, in ihre Stuben. Bald nachher erschien irgend woher ein unbekannt gewesener weitläufiger Verwandter als Erbe des Vermögens. Er hatte, glaub' ich, früher als Porutschik, ich weiß nicht in welchem Volk, gedient: ein erschreckbar gewaltiger Reformator! Er hatte nicht sobald die entsetzliche Verwirrung und Vernachlässigung der Wirthschaftsangelegenheiten erkannt, als er sich auch schon eifrigst bemühte, alles dieß mit der Wurzel auszurotten, zu „amelioriren" und völlig in Ordnung zu bringen. Dazu kaufte er auf der Stelle sechs Stück englische Sicheln, schlug an jeder Stube eine besondere Nummer an, und war zuletzt so vortrefflich in Ordnung, daß sein Vermögen richtig nach einem halben Jahre unter Sequestration gestellt war. Die weise Vormundschaft, aus einem Assessor und irgend einem Stabscapitäne in längst verschossener Montur bestehend, beseitigte in einer nichts weniger als ungebührlich langen Frist alle Hähne und Hennen nebst sämmtlichen Pertinenz-Eiern des Gutes. Die Stuben, fast alle zu ebener Erde belegen, verfielen gänzlich; die Gutsbauern wurden liederliche Trunkenbolde und kamen mit der Zeit mehrentheils in die Zahl der Deserteurs.

Der gegenwärtig regierende Herr, der übrigens ganz friedsamlich mit seinem Vormunde lebte, und einträchtiglichst mit ihm punschte, kam nur höchst selten auf sein Gut und verweilte niemals lange daselbst. Dafür bereist er noch heutzutage jeden Jahrmarkt in Klein-Rußland, um sich nach den Preisen der verschiedenen Haupterzeugnisse, wie sie im Großen verkauft werden, als da z. B. sind: Mehl, Hanf, Meth, Honig

u. s. w. sorgfältig zu erkundigen — immer indeß nur ganz unbedeutende Kleinigkeiten einkaufend, wie etwa: einen Feuerstein, einen Nagel zum Pfeifenräumer — und überhaupt lauter solche Dinge, die auch en gros gekauft den Betrag von 1 Rubel niemals übersteigen.

Wolkoff.

Lord Ronalds Kind.

Von John Wilson.

Drei Tage sind's — im Walde sprang
Lord Ronalds Kind noch frisch und frank
Durch Sonnenschein und Regen;
Dazwischen Regenbogenglanz,
Der Thau netzt' ihrer Füße Tanz
Auf blumenreichen Wegen.
Doch fröstelnd kam der Abendwind —
Der Thau ward eisig kalt geschwind —
Sie sprang nach Haus im Lauf;
Und von dem Bett, drin jetzt sie ruht,
Die Augen zu, in den Wangen kein Blut,
Steht nimmermehr sie auf.

Sie ist nun wie ein Bild von Stein —
In seiner Schöne liegt's allein;
Ein Lächeln spielt um seinen Mund —
Für immer ruht's auf heil'gem Grund
Im Chor an einer Marmorwand —
Auf weißer Brust die weiße Hand —
Ein ähnlich Bildniß, ohne Glanz,
Von Einem, der vergessen ganz!

Siehst du die zarten Füße nicht?
Sey still! es nahet ein Gesicht.
In Weiß gekleidet — lauschend späh! —
Von Waisenkindern kommt ein Zug
Mit Schritten leis wie fall'ner Schnee,
Zu legen in das Leichentuch
Die schöne Maid, die lächelnd sah
Zurück auf die, die sie umgeben —
Verlassen stehn die Waisen da,
Indeß um sie schon Engel schweben.

Ein Gaisblatt pflücket die zum Strauß,
Die füllt mit Blumenduft das Haus,
Die schmückt das Bett — die Rose lehnt,
Erglühend in ihrer Schönheit Licht,
Das gold'ne Köpfchen, thaubekränt,
Fest an des Todes bleich Gesicht,
Und weint wie ein verlassen Kind
Vor Augen, die geschlossen sind. —
Auf Aller Wangen Thränen glänzen;
Sie decken mit den Blumenkränzen
Den kalten, weißen Busen zu!
Da liegt sie! — Alles still und kalt —
Und welker Duft nur noch durchwallt
Den Platz der tiefsten Ruh.

Im hellen Morgenlichte trug
Den Sarg hinaus der schöne Zug,
Und bis ein leis Gebet man sprach,
Ruhn mit der Last sie aus am Haag,
Beschützt von dichtem Flieder.
Das Haupt gesenkt, den Hut herab,
Ob golden noch, ob greis das Haar,
Stehn All', dann lassen vor dem Grab
Lord Ronald und der Diener Schaar
Auf einem Knie sich nieder.
Und rings auf den Gebirgen ruht
Ein tiefes Schweigen, gleich der Schwüle
Von eines Sommertages Gluth —
Nur leise tönt aus Waldeskühle
Des Bergstroms schaumbedeckte Fluth. —
Sacht aus der Waisenschaar dann schleicht
Ein weinend Mädchen sich und neigt
Ihr Köpfchen auf des Sarges Rand.
Ein Trauerlied dem Mund entquell,
Ihr Aug' ist starr und thränenvoll
Geheftet auf das Grabgewand.

O schön die Quellen, schön
In unserm Thal die Bronnen
Singen und springen sehn
Im Strahl der Sommersonnen!

Die schönste allermal
Ging von dem grünen Rain,
Der murmelnde Wasserfall
Verließ den stummen Stein.

Da oben auf den Höhn
In weichen, mooſigen Zellen,
Wo die Quellen und Bäche entstehn,
Die wilden Blumen schwellen.

Im Wald die Königin kehrt
Die Ros' hat der Sturm gebrochen,
Und nimmer hat der Schäfer mehr
Der Blumen Duft gerochen.

Die Vögel gerne ziehn
Im Hain mit prächtgen Schwingen,
Wenn sie in Lieb' erglühn,
Wie herrlich sie da singen!

Und eine Stimme immer sang
Die schönsten, tiefsten Lieder —
Doch verstummet ist der holde Klang,
Du hörst ihn nimmer wieder!

Hoch auf dem Eibenbaum
Da sah ich eine Taube;
Auf ihrer Federn Silberflaum
Die Sonne spielt' im Laube.

Es war, als wollt' der Hain
An die weiche Brust sich schmiegen —
Die Taub' ist fort; um's Nest allein
Nur weiße Federn fliegen.

Es lag im weiten Wald
Ein Rudel Rehe, scheue —
Wie schlank und prächtig die Gestalt,
Schalkheit im Aug' und Treue!

Der Jäger in der Nacht
Hat nachgespürt den Rehen,
Die sprangen vor der Jagd
Durch Thäler bald und Höhen.

Viel Sterne scheinen schön
Mit reinen, feuchten Strahlen,
Bis Morgenlüfte wehn
Und roth die Berge malen.

Ach! eitel ist der Himmel ganz
Ist's dort auch noch so hell und klar —
Erloschen des Abendsternes Glanz,
Geschoren sein goldenes Haar!

Und leis verklingt der Trauersang —
Und plötzlich packt's die knieende Menge,
Sie klagen, weinen, schluchzen bang —
So treibt ein Wind des Garbenz Gänge
Das fall'nde Land entlang. —
Still! Still! der Sang beginnet wieder!
Und an der Todtenbahre nieder
Die jüngste Waise züchtig kniet,
Die Wang' ist roth, ihr Auge glüht
Gleich Sonnenschein an Sommertagen.
Wie Hoffnung auf des Kummers Klagen
Singt sie mit than'ger Stimm' ihr Lied:

Und ob der Strom verronnen,
Ob dürr und dürr der Rain:
Er murmelt mit lieblichern Brunnen
Jetzt in des Himmels Hain.

Und ob auch in die Gruft
Die Rose sank hinab:
Mit schön'rer Blüth' und süßrem Duft
Erstand sie aus dem Grab.

Und ob mit prächt'gem Gefieder
Auch todt der Vogel liegt,
Ich höre' seine Jubellieder,
Ich sah ihn im Himmelslicht.

Ob auch des Haines Lächeln
Mit der Taube Tod verschwand:
Jetzt fliegt bei des Westes Fächeln
Sie auf sonn'gem Inselland.

Ob auch das Reh gestorben
In Waldes Einsamkeit:
Den Himmel hat's erworben
Und liegt an Jesus' Seit'.

O Stern, zu früh gesunken,
Was weinen wir um dich!
Es spiegeln deine Funken
In andern Meeren sich!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 November 1840.

Frau von Soubiſe.

Von A. de Vigny.

„Den Haken ladet mir, Arkebuſire!
Landsknechte ziehn vorbei! deckt endlich ihre
Harniſch' ein rothes Kreuz? Wie ſteht's ſo gut!
'S iſt doppelt, glaub' ich, und ſo roth von Blut.
Zu ſpät iſt's jetzt; bin ich bei dem Geläute
Von Notre Dame denn nur halb erwacht?
Bei Gott! wir zechten viel zu lange heute,
Doch galt's Bartholomäusnacht.

Mein Schwert mit goldnen Griffen
Gebt mir, doch ſcharf geſchliffen,
Dann bringet mir Gewehr
Und Roſenkranz hieher.
Schon ſeh' ich's dämmern, tagen
Fern auf des Louvre's Dach.
Und Aufſchluß bringt der Tag.
— Laßt's meiner Tochter ſagen,
Daß ſchnell ſie werde wach.“

So hört man's aus des Schloſſes Fenſter tönen;
Wer kennt nicht ſeiner Stimme mächtig Dröhnen?
Lauft Pagen, Schweizer, Schenken, lauft geſchwind!
Ihr Armbruſtſchützen lauft! ruft das Geſind!
Schon ſeh' ich von des hohen Thurms Altane
Maria Anna nahn; ſie geht vorbei;
Senkt bis aufs Pflaſter eure Partiſane,
Grüßt ſie voll Ehrfurcht jeder nach der Reih!

Das ſanfteſte der Roſſe
Steht für ſie vor dem Schloſſe,
Da ſie gefürchtet längſt
Des Vaters ſchwarzen Hengſt.

Die Linke an den Mähnen,
Schwingt der ſich auf das Pferd,
Und ſeine Hand am Schwert,
Spricht er: „O Schande! Thränen?
Wer hat dich das gelehrt?

„Mein Kind, bedenk', du biſt von hohem Adel;
In meinem Stamme trifft ein ſtrenger Tadel
Ein Weib, das weint, und denk' ich, das mit Recht,
Sie könnt' uns Feigling bringen ins Geſchlecht.
Sey ſtark! Birg mit dem Schleier deine Thräne!
Vorwärts, Geſind' des Hornes Schmettern tön'!
In dieſem Nebel hüllt vor mir die Seine
Die blut'gen Wellen..... Ich will mehr noch ſehn.

Seht düſter ihr ſich heben
Des Kloſters Thurm und Streben
Und dort vom Königsbau
Die Mauern hoch und grau?
Ins Louvre laß uns ſteigen:
Ich glaub', du zitterſt ſchon
Bei dieſer Glocken Ton?
Den König ſieh' ſich neigen,
Grüß ihn! — ſpricht der Baron.

Und dann, bekreuzend ſich mit frommer Miene,
Geht er hinein zur Kön'gin Katharine,
Indeß im Hof die Tochter bleiben muß.
Sie ſetzt ſich; einen Leib berührt ihr Fuß:
— „Ich lebe noch, ich lebe noch, Erbarmen!
O wartet, helft mir, neiget zu mir euch!
Mich rettend, rettet ihr den Geiſt mir Armen,
Denn morgen hör' ich eine Meſſe gleich.“

— „Unheil'ger Hugenotte,
Beug' dich dem wahren Gotte!

Spricht ſie verlegnen Blicks,
Hier iſt ein Crucifix,
Der Jungfrau gib dein Herze,
Den König bitte ich;
Hier iſt ein Pferd für dich.
Vor Allem nimm die Kerze
Und dann begleite mich."

Drauf ſagt ſie dem Gefolge ihren Willen,
In eines Pagen Mantel ihn zu hüllen,
Läßt löſen ihm des Panzers ſchwer Gewicht,
Deckt mit der Sammetkappe ſein Geſicht.
Ein Tuch legt ſie ihm dann auf ſeine Wunde
Mit einem Kreuz und ſpricht ſo feſt ſie kann
„Daß er kein Ketzer iſt, wird euch zur Stunde
Hier in der Kirche zeigen dieſer Mann."

Von Sanct Euſtach ihr Hallen!
Wie ſich die Haufen ballen,
Die in dem düſtern Gang
Die Pfeiler ziehn entlang,
Die hier auf Karren ſchleppen
Leichname, ſargesbar,
Die mit zerzaustem Haar
Schier bilden dichte Treppen
Vom Söller zum Altar!

O gnädig, gnädig ſey Gott dieſen Zeiten!
'S ſind Menſchen, welche ſolche Schmach bereiten!
Ein laut Tedeum brüllt der wilde Chor,
Und wühlt im Blut und holt ein Herz hervor;
Das Herz iſt's des ermordeten Admirales,
Ein Herz, das um Calvin erlitt den Tod;
Die Menge ißt's und trinkt, freut ſich des Mahles,
Schickt's um und ſpricht: der Wein iſt's und das Brod.

Ein Mönch, deß Stirn verſtecket
Der Helm, der ſie bedecket,
Lieſt von dem hohen Chor
Die heil'ge Meſſe vor.
Wie er am Pulte ſinget,
Daß durch den Dom es bebt.
Die Hand zum Segen hebt,
Da von den Fingern ſpringet
Blut, das daran noch klebt.

„Platz! ruft er, damit wir nicht das Verſprechen,
Die Kirchengänger zu verſchonen, brechen;
Macht Platz! Zwei Kinder ſeh' ich nahn da vorn:
Ihr tödtet ſie noch nicht, bei meinem Zorn!
In meinem Schutz ſind die, ſo hier verweilen,
Für All' iſt, ſagt Sanct Paul, das Gotteshaus:
Wir müſſen unſre Aemter ſtrenge theilen,
Und euer ſind ſie, gehen ſie heraus."

— „Ich komme ohne Vater,
Doch ihr ſeyd mir ein Rather:
(Spricht Anna zweimal ſchon
Mit zitternd leiſem Ton)
Hinein zur Königin ſchritt er,
Doch ich muß hieher gehn
Um Gnade zu erflehn
Für dieſen jungen Ritter,
Den hier ihr ſehet ſtehn.

„Nicht lange Zeit iſt's mehr, ſpricht er im Sterben,
Ich ſterbe, um den Himmel zu erwerben;
Wenn du die Hand mir gibſt — du haſt nicht Friſt —
So ſterbe ich als guter römſcher Chriſt.
Vermähl' dich mit dem Herzog von Soubiſe,
Es ſoll dich nicht gereun, wirſt du mein Weib:
Ein Tag iſt's. Weh! es trugen meine Füße
In eure Kirche mich, daß ich drin bleib'.

Wie's vor den Augen grauet!
Biſt du mir angetrauet?
— „O weh! ſpricht ſie drauf, ja!
Und beugt ſich zu ihm nah.
Ein Wort ſchließt ihre Ehe.
Die Augen, angeſtrengt
Zum letztenmale, lenkt
Er auf Marie, ehe
Er ſie für immer ſenkt.

So kam's, daß Anna Herzogin geworden.
Ihr ganzes Leben gab ſie drauf dem Orden
Der Väter Jeſu, dem ſie auch verſchrieb,
Was ihr noch ſonſt an eignen Gütern blieb.
Ein ſchwacher Leib von Kummer untergraben,
Er widerſteht, doch er erlieget bald.
Im Kloſter zu Saint-Onge liegt begraben
Die Frau und Jungfrau, zwanzig Jahre alt.

F. W. Dralle.

Jack Sheppard.

(Fortſetzung.)

Die Frage: woher das Intereſſe an Räubergeſchichten, welches auch dem Jack Sheppard zum Theil ſeine Popularität gewann? läßt ſich leicht beantworten. Nicht nur in den Büchern, auch im Leben ſelbſt, machen Criminalfälle wichtiger Art ein großes Intereſſe rege; ein Mörder, ein Räuber iſt immer eine wichtige Perſon; in London riſſen ſich vornehme Perſonen um die Haare des Meuchlers Edward Orford, der neulich erſt die Königin von England und Prinz Albert hatte ermorden wollen.

Seltsamkeit der Schicksale, außerordentliche Leidenschaften, ungewöhnliche Kühnheit und Verwegenheit, nicht selten auch ausgezeichnete Intelligenz und eine gewaltige Willenskraft verleihen solchen Menschen ein Interesse, welches zunächst zwar mehr nur ein psychologisches ist oder seyn sollte, das aber in manchen Fällen, wenn dem betreffenden Individuum günstige Umstände, empfehlende Züge zu Statten kommen, sich zu einem romantischen und poetischen Interesse steigert, und den Missethäter beinahe im Licht eines Helden oder gar eines Märtyrers erscheinen läßt. Und gab es nicht Zeiten, wo der Räuber und der Held in der Person des Raubritters so ziemlich zusammenfielen? Ueberhaupt, sobald man sich den Uebertreter der gesellschaftlichen Ordnung und Gesetze in einer Art von Kriegszustand gegenüber den Gesetzen und der bürgerlichen Ordnung denkt, kann man sich auch geneigt fühlen, die im Krieg geltenden Regeln und Begriffe zu seinen Gunsten anzuwenden. Es läßt sich gar wohl denken, daß der glückliche Dieb und Einbrecher, dessen gesetzlose und kecke Unternehmungen doch hauptsächlich die Wohlhabenden und Reichen treffen, und welcher mit der nirgends sonderlich beliebten Polizei auf gespanntem Fuß lebt, bei dem gemeinen Volk eine Art von Popularität gewinnt, gleichsam als ein Bundesgenosse und Vertreter seiner Interessen. Es darf aber gewiß behauptet werden, daß eine solche, über das poetische Interesse hinausgehende, so zu sagen politisch-moralische Parteinahme für den Verbrecher (wohl zu unterscheiden von der humanen Theilnahme und dem Mitleiden!) auf bedeutende Fehler und Gebrechen in den Institutionen eines Staates schließen läßt. Man wird annehmen dürfen, daß die sittliche und religiöse Bildung in einem solchen Lande vernachlässigt sey; daß für die Armen und Verwahrlosten nicht gehörig gesorgt werde; daß die zur Wahrung und Aufrechthaltung der Ordnung bestimmten Behörden und Personen in geringer Achtung stehen, oder auch wohl, daß ein redlicher Erwerb des Lebensunterhalts erschwert sey. Am schlimmsten freilich ist es, wenn ein Räuber und Mörder nicht nur den Pöbel auf seine Seite bekommt, sondern auch unter den Vornehmen und Gebildeten Eroberungen macht und Gunst findet, wie dieß erst kürzlich bei dem berüchtigten Lacenaire in Paris der Fall gewesen.

Doch wir müssen jetzt auf Jack Sheppard kommen. Ob dieser Mensch eine historische Person ist, d. h. dem Namen nach, wissen wir zwar nicht mit Gewißheit zu sagen, doch ist es uns im höchsten Grade wahrscheinlich, da so viele Details über seine verschiedenen Entweichungen aus genau geschilderten Gefängnißlocalen mitgetheilt werden, und der Erfolg des Buches nur gesichert werden konnte, wenn es einen historischen Namen an der Stirne trug. Der Verfasser gibt sogar öfters Jahr und Tag einzelner Vorfälle, namentlich der Execution seines Helden (16 November 1724) an, was bei einer totalen Fiction lächerlich wäre. Der Verfasser scheint im Ganzen darnach zu streben, und sich etwas darauf zu Gute zu thun, Sitten und Zustände aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu schildern, und man muß gestehen, daß es seinen Schilderungen meist nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit fehlt.

Die Erzählung zerfällt in drei Abschnitte oder Epochen. Die erste führt die Ueberschrift: Jonathan Wild, und fällt in das Jahr 1703. Die zweite Abtheilung führt den Titel: Thames Darrell (dessen Schicksal mit dem Jack Sheppards eng verflochten ist), und das darin Erzählte fällt in das Jahr 1715. Die dritte Epoche, 1724, enthält endlich die merkwürdigen Ausbrüche Jack Sheppards aus verschiedenen Gefängnissen, die Aufklärung seiner Herkunft, seine letzte Verhaftung und seine Hinrichtung.

Erste Epoche. Der ehrliche, wohlhabende Schreinermeister Wood sucht die Wittwe Sheppard, deren Mann früher Arbeiter bei Wood, kürzlich am Galgen gestorben, in ihrer erbarmlichen Wohnung, einem Loch in einem verrufenen Quartier, einem Asyl der Schuldner und schlechter Subjecte, in der sogenannten alten Münze, auf, mit dem Entschluß, sich ihrer und ihres Knaben hülfreich anzunehmen. Er will das Kind zu sich in sein Haus nehmen, aber die arme Mutter kann sich trotz ihres Elends nicht zu dieser Trennung entschließen und der gute Mann, gerührt über ihre Mutterliebe, tröstet sie und verspricht ihr, für beide sonst zu sorgen. Wie er gehen will, hält sie ihn zurück, um ihm einen Schlüssel zu holen, welchen ihr Mann vor längerer Zeit dem Meister entwendet hatte. Sie übergibt ihm ihr Kind, um auf dem obern Boden den Schlüssel zu suchen; Wood, dem die Zeit mit dem Kinde lang wird, tritt vor die Thüre hinaus; da hört er hastige Schritte, und ein Mann in verzweifelter Eile stürzt, in einen Mantel gehüllt, daher. Er wirft seinen Mantel über Wood, bittet ihn auf keine Fragen, die man an ihn richten würde, zu antworten, und eilt in das Haus davon. Alles dieß begibt sich spät in einer Novembernacht. Bald stürzen ein paar Männer daher; eine Kugel saust an Woods Ohr vorbei; sie glauben den Verfolgten ereilt zu haben, entdecken aber bald mit Verdruß, daß sie sich getäuscht. Das Kind jedoch, auf welches der Flüchtige seine Hoffnung gesetzt, erregt wieder ihren Verdacht; sie machen Anstalt es zu erdrosseln; die Frau Sheppard tritt, ganz verstört und mit einer Wunde am Kopf, aus dem Hause, und begreift gar nicht die Gefahr, in der das Kind schwebt; Wood aber wehrt sich für dasselbe, erhebt seine Stimme, und die Bewohner der „alten Münze," ihre Privilegien bedroht glaubend, eilen mit Fackeln und Waffen herbei. Auf dieß ziehen sich Sir Rowland und Sir Cecil (so reden sie einander an), mit ihrem Genossen Davies, der das Kind hatte erwürgen wollen, aber von Wood verhindert worden war, in das Haus zurück und schleppen die Wittwe mit sich hinein. Der ehrliche Wood wird von den durch seinen Hülferuf herbeigezogenen unholden Bewohnern der Münze arg mißhandelt, weil er ihre Geldforderungen nicht befriedigen will und entkommt endlich mit Mühe. Der Flüchtige, der sich Darrell genannt, hat eine Zuflucht auf dem Dach gefunden; dort spürt ihn, während unten Alles durcheinander geht, Jonathan Wild auf und gibt ihm Mittel zur Flucht; eine Frau hat sich eingefunden in großer Angst und Bestürzung, welche das Kind der Wittwe Sheppard aus den Händen eines der unholden Gesellen, Blueskin, gegen eine reiche

Belohnung erkauft, und es dann der Wittwe übergibt; hocherfreut, weil sie aus Wilds Worten, der sie in der Finsterniß für die Wittwe hält, entnimmt, daß Darrell mit seinem Kinde glücklich entkommen ist. Die Verfolger Darrells aber bedrohen jetzt die unbekannte Dame; sie will sich vor ihnen durch ein Fenster retten, verfehlt aber eine Leiter und stürzt hinunter. Sie wird besinnungslos und blutend weggetragen. Jonathan Wild entdeckt den Verfolgern Darrells, wohin dieser sich gewendet hat, und diese eilen ihm nach.

Nachdem sich der Tumult gelegt, hat die Wittwe Sheppard einen harten Kampf zu bestehen mit dem rohen, wilden Bluestin, welcher kommt, ihr seine Hand anzubieten; wie sie ihn abweist, droht er, ihr Kind zu ermorden, und wird an seinem Vorhaben, dem sich die Wittwe voll Verzweiflung aber vergebens zu widersetzen sucht, nur gehindert durch die Dazwischenkunft Jonathan Wilds, welcher den Bluestin mit einem Faustschlag zu Boden schlägt. Aber auch Wild hegt keine freundlichen Gesinnungen gegen sie und das Kind; er findet es nur seinem Vortheil angemessen, demselben das Leben zu fristen, und schwört, daß er es seiner Zeit doch an den Galgen bringen wolle, wie er dessen Vater daran gebracht habe, weil dieser seinen Groll sich zugezogen, ihn früher schon schwer beleidigt und später verrathen habe. Trostlos und verzweifelnd sinkt die arme Mutter, erschreckt schon durch eine andere Prophezeyung eines holländischen Schmugglers und Spitzbuben: daß ihr Kind am Galgen sterben werde, zu Boden nieder.

Der ehrliche Meister Wood und Darrell haben den gleichen Weg eingeschlagen; beide lassen sich in verschiednen Fahrzeugen über die Themse übersetzen. Aber in dieser Nacht bricht ein seit Menschengedenken unerhörter Sturm los, während sie und ein drittes Schiff auf dem Wasser sind. Dieß dritte Schiff noch trägt die Verfolger Sir Rowland und Sir Cecil. Sie ereilen Darrells Boot; dieser wird von ihnen erstochen und stürzt in den Strom, reicht aber sterbend das Kind, das er im Arme gehalten, dem Meister Wood, welcher mit seinem Schiff in der Nähe ist. Jetzt machen sie auf Woods Schiff Jagd, aber währenddem bricht die ärgste Wuth des Sturmes los und treibt beide Boote den Strom hinunter. Wood gelingt es, auf einen Vorsprung der Londoner Brücke mit einem Satz sich zu retten, während sein Schiffer bei demselben Versuch umkommt, auch das Kind rettet er so und bringt es nach unendlichen Mühen und Gefahren in Sicherheit. Weil er es aus der Themse (Thames) gerettet, nennt er es Thames Darrell. Von dem Schicksal der Verfolger weiß Wood nichts; doch glaubt er auf der Brücke eine Gestalt neben ihm sich heraufschwingen gesehen zu haben. Erst am andern Tage jedoch erreichte Wood sein Haus, und überall in der Stadt begegnete er den Spuren der Zerstörung, die der Sturm angerichtet. Seiner Frau übergab er dann den kleinen Findling.

(Fortsetzung folgt.)

Feldblumen.

Von Campbell.

Feldblumen, den Garten beschämt ihr fürwahr,
Wildlinge der Schöpfung, entzückt ihr mich gar
Zu Sommern, die längst hingerollt,
Wenn die Erde verhieß rings ein feenhaft Glück,
Schmelz- und Gänseblümchen erfreuten den Blick,
Gleich Schätzen von Silber und Gold.

Ich lieb' euch, ihr lullt mich zurück in den Traum
Von den Hügeln des Hochlands und Strömen voll Schaum,
Wo der Birkenhain Balsam ergießt,
Wo der Hirsch fern im Sonnenschein glänzend geirrt,
Die Waldtaube tiefschmachtende Töne gegirrt,
Musik, die die Ruhe versüßt.

Kein Kirchengesang hat mit holderem Laut,
Als ihr Junuswildlinge, je mich erbaut,
Auf alten Burgtrümmern, da spricht,
Wo ich gerne gesucht eurer Lieblichkeit Spur,
Ihren Reiz mir zuerst angehaucht die Natur,
Eurer Blüthen bezauberndes Licht.

Der Neigungen Spiel läßt das Veilchen entstehn,
Kleine liebliche Inseln, gespiegelt in Seen,
Zeigt die wilde Fluthlilie mir,
Landschaften das Auge der Primel so hell,
Gemälde von fließendem fischreichem Quell
Die Wicken des Ufersaums Zier.

Wilde Knospen der Erde, mein Herz war euch gut,
Eh die Kälte der Sorge, der Leidenschaft Gluth
Noch streifte die Blüthe mir ab;
Willkommener, wenn nach der Leidenschaft Flucht
Ihr mit Träumen der Jugend mein Alter besucht,
Und einst sollt ihr schmücken mein Grab.

Julius Krais.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136 u. 137.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 November 1840.

Coſima, oder der Haß in der Liebe.

Von George Sand.

Ueber den ſchlechten Erfolg dieſes Drama's bei der Aufführung auf dem Théâtre Français, ſo wie über den Inhalt und Gang desſelben im Allgemeinen haben vor einigen Monaten ſchon die öffentlichen Blätter berichtet. Die ungünſtige Aufnahme wurde von allen Berichterſtattern, in gröberen oder feineren Ausdrücken und Wendungen, ziemlich einſtimmig zugeſtanden, aber die Gründe, welche ſie dafür angaben, lauteten ſehr verſchieden. Der eine fand die Schuld davon im Stücke ſelbſt, der andre in den Schauſpielern, der dritte im Publicum; und innerhalb der erſten Erklärungsweiſe gab es wieder zwei Anſichten, indem man das Drama entweder für literariſch mangelhaft, beſonders für undramatiſch, oder indem man es für unmoraliſch erklärte. Die Verfaſſerin proteſtirt in der Vorrede gegen gehäſſige, unſchickliche Auslegungen einiger in dem Stücke vorkommenden Ausdrücke; aber hat ſie nicht ſelbſt durch Darſtellungen und Behauptungen, die einer weiblichen Feder im höchſten Grad unwürdig ſind, ſolche Auslegungen und Conjecturen einigermaßen berechtigt? Man erwartete allerdings wohl von vielen Seiten von der Verfaſſerin der Lelia und Judiana etwas Wilderes, Ungeſtümeres; man ſah ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, und nun ſuchte leicht der eine oder andre ſich durch zweideutige Interpretationen ſchadlos zu halten. Trotz des ungünſtigen Theatererfolgs läßt die Verfaſſerin ihr Stück nicht fallen; hinter den beſcheidenſten, anſpruchsloſeſten Aeußerungen über den Werth ihres Stücks ſchimmert doch das Bewußtſeyn hindurch, etwas Bedeutendes geſchaffen zu haben, und ſie ſcheint ganz geneigt, die Schuld des Durchfalls in dem Mangel an Sinn und Verſtändniß beim Publicum zu ſuchen. Sie thut ſich etwas zu Gute auf die Einfachheit ihres Plans, der nur ein höheres pſychologiſches und moraliſches Intereſſe zu erregen ſuche und keine Theatereffecte beabſichtige. Sie ſagt: „Ein Theil des Publicums, der überall Anmaßung und Rivalität ſieht, weiſt mit übereiltem Ungeſtüm Alles zurück, was ſeinen Gewohnheiten zuwiderläuft und nicht knechtiſche Nachahmung der Meiſter iſt. Das Publicum wird mit der Zeit aufgeklärter werden, und wenn der Verſuch mit Coſima zurückgewieſen worden iſt, ſo wird er doch das Thor eröffnen zur Einführung der dem Theater nöthigen Freiheit.“ Und dann: „Die Verfaſſerin von Indiana und Jacques wollte das Innere einer Familie auf die Bühne bringen. Sie hat das oft gethan und wird es noch oft thun, einerlei unter welcher Form und vor welchem Publicum. Es liegt gar Vieles in dieſem Sujet, es liegt darin etwas, das man ſich nicht ſcheuen darf immer zu wiederholen, auf die Gefahr hin, der Unfruchtbarkeit oder Hartnäckigkeit angeklagt zu werden. Der Schriftſtellerruhm iſt wohl ſehr leicht zu opfern, wenn man einen ernſten Gedanken und einen ruhigen Willen in der Seele hat.“ Sie ſagt dann, ſie habe außer den Mißbilligungen und den verdammenden Urtheilen auch günſtige, aufmunternde Stimmen vernommen, welche ſie über die Zukunft ihrer Ueberzeugungen beruhigt: „Nein, nicht alle Männer der jetzigen Zeit hegen deſpotiſche und grauſame Geſinnungen! Nein, die Rache iſt nicht das einzige Gefühl, die einzige Pflicht des in ſeinem häuslichen Glück, in ſeinen innerſten, zärtlichen Gefühlen verwundeten und betrogenen Mannes! Nein! Geduld, Verzeihung und Güte ſind nicht in Aller Augen lächerlich; und wenn in der Zeit, worin wir leben, das Weib noch ſchwach, leicht allerlei Eindrücken zugänglich und der Verirrung ausgeſetzt iſt, ſo iſt der Mann, der ſich als Beſchützer, als Freund und Seelenarzt an ihre Seite ſtellt, weder niederträchtig noch ſtrafbar; das iſt die Immoralität, die ich ſoll gepredigt haben! Dieſe Idee iſt nicht neu; die Religion Chriſti hat ſie vor mir gepredigt, und wenn ich den Charakter eines wahrhaft apoſtoliſchen Gatten dargeſtellt hätte, ſo würde ich wohl ein ganz andres Murren erregt haben. Ich habe es nicht gethan, weil ich, ich geſtehe es, nicht katholiſch bin. Wäre ich es, ſo hätte ich auch wohl den Muth, es frei zu bekennen, ſelbſt auf den Brettern des Theaters. Aber wenn ich auch auf die Zukunft begierigere Blicke geworfen habe, als die Kirche geſtattet, ſo habe ich doch den ſchönſten Theil der evangeliſchen

Wahrheiten nie abgeſchworen: denjenigen, der die berechtigten Gefühle veredelt und reinigt, und die ungeſtümen Antriebe der Natur bekämpft."

Die Intrigue des Stücks darf als ziemlich bekannt vorausgeſetzt werden; es iſt in der Kürze dieſe: Coſima, die Gattin des florentiniſchen Bürgers und Kaufmanns Alviſe Petruccio, wird von dem reichen Venetianer Ordonio Eliſei mit Liebesnachſtellungen verfolgt, und er macht Eindruck auf ſie, ſo wenig ſie, die ihren Gatten nach ſtrengſter Pflicht zu achten und zu lieben glaubt, ſich deſſen bewußt iſt. Er belauſcht ihre Beichte, worin ſie den Zuſtand ihres Herzens geſteht, und iſt nun entſchloſſen, ſeine Beute nicht mehr loszulaſſen. Coſima's guter Genius iſt Neri, den ſie wie einen Bruder betrachtet, ein von Alviſe gleichſam an Kindesſtatt angenommener junger Menſch. Alviſe merkt die Bewerbungen, aber ſein Vertrauen bleibt feſt. Ordonio reiſt nach Venedig, läßt aber ſeinen Pagen zurück, der in der Dämmerung ſeine Rolle ſpielt; eines Abends aber wird dieſer von Banditen ermordet; man hält ihn für Ordonio, und der Verdacht fällt auf Alviſe, welcher gefangen geſetzt wird; Neri gibt ſich, um ihn zu retten, als Mörder an. Durch Ordonio's rechtzeitiges Erſcheinen werden ſie gerettet und die Familie ſtrömt von Dank über. Er wird der tägliche Hausfreund, bleibt während einer Reiſe Alviſe's in Florenz zurück, und quält die zwiſchen Liebe und Pflicht, Neigung und Abſcheu vor dem Edelmann hin und her ſchwankende Coſima auf den Tod. Der rückkehrende Alviſe belauſcht eine Scene zwiſchen den beiden, die ſein Vertrauen ſehr erſchüttert; nach einiger Zeit ſucht er Ordonio in ſeinem Hauſe auf, von ihm Genugthuung zu verlangen; Coſima, die ſich eben mit Abſcheu und Haß von Ordonio losgeriſſen, hört ihre Unterredung und lernt jetzt erſt den Edelmuth und Werth ihres Gatten recht ſchätzen. Sie bietet Allem auf, um das Duell zu hintertreiben, erbietet ſich ſogar dem Ordonio mit ihm zu fliehen, um nur das Leben ihres Gatten zu retten; Alviſe, der mit dem zur Rettung von Coſima aufgerufenen Herzog gelauſcht hat, erkennt jetzt die verhältnißmäßige Unſchuld ſeiner Gattin und tritt hervor, aber zu ſpät — ſie hat ſchon Gift verſchluckt und ſtirbt in ſeinen Armen. Neri ſchwört ſie zu rächen.

Was nun eigentlich der Gedanke, die Moral dieſes Stücks ſeyn ſoll, will uns nicht ſo ganz leicht und ungeſucht ſich ergeben; etwa: daß eine Frau, ohne im ſtrengſten Sinn zurechenbare Schuld, doch allen Schein der Schuld auf ſich laden kann? oder: daß der Mann zur Nachſicht und Verzeihung gegen die Gattin verpflichtet iſt? oder allgemeiner: die Verhältniſſe ſind ſtärker als der menſchliche Wille? Aber dieſe Sätze ſind eben alle ziemlich vag, durchaus nicht bündig und concludent, und das Ganze erſcheint uns als eine Verkettung von unglücklichen Zufällen und Situationen, die wohl Mancherlei zu denken geben, aber zu keinem eigentlichen Ergebniß hindrängen; daß Coſima ſich am Ende wirklich vergiftet, iſt ein reiner Zufall, denn wären die Verſteckten einen Augenblick früher hervorgetreten, ſo wäre es hintertrieben worden; und eine innere Nothwendigkeit ihres Todes kann nach der Intention der Verfaſſerin wohl ſchwerlich angenommen werden. So bleibt der Eindruck das ganze Stück hindurch ein unſicherer und peinlicher, das Ende aber durchaus unbefriedigend. So konnte es denn nicht wohl fehlen, daß das Drama mißfiel, wenn ſchon wohlwollende und milde Kritiker ſich alle Mühe gaben, ſeine Vorzüge in Anlage und Motivirung des Einzelnen und in der allgemein als ausgezeichnet anerkannten Sprache der Verfaſſerin hervorzuheben.

Wir wollen nun ein paar Scenen aus dem Drama überſetzen, damit der Leſer auch ſelbſt über den Dialog ſich ein Urtheil bilden kann. Aus dem erſten Act (dem ein Prolog in der Kirche vorangeht), wählen wir die dritte Scene.

Scene drei. Neri. Coſima.

Neri (bei Seite). Immer an dieſem Fenſter! (Laut.) Fürchtet Ihr nicht krank zu werden? Die Luft iſt kalt dieſen Abend, Madame.

Coſima (ſchrickt zuſammen und verläßt plötzlich das Fenſter, ſobald ſie Neri erblickt). Ihr beunruhigt Euch allzuleicht, Neri; ich fühle keine Kälte.

Neri. Doch ſind Eure Züge verändert!

Coſima (ungeduldig). Was macht das?

Neri. Ich verſichere Euch, Ihr ſeyd verändert ſeit einiger Zeit.

Coſima. Ha, dann iſt es nicht beſonders galant, es mir zu ſagen.

Neri. Es iſt wahr, ich bin freilich kein Höfling!

Coſima. Nun, Ihr, was denn?

Neri. Ihr grollt mir, Coſima, ſeit jdem Abend wo ich ſo ſeltſam mich täuſchen ließ von einer Frau, die ich für Euch nahm, und der ich den Arm gab, ſie aus der Kirche herauszuführen.

Coſima. Wahrhaft, ich rathe Euch mich an das Stückchen zu mahnen! Es macht Eurem Scharfblick Ehre!

Neri. So wie Eure Art mir zu antworten unſerer Freundſchaft Ehre macht.

Coſima. Ei, Neri, Ihr wißt wohl, ich grolle Euch nicht darum, daß Ihr Euch ſo artig getäuſcht habt. Aber ich kann nicht vergeſſen, welche bittre Laune Ihr mir bei jener Gelegenheit gezeigt habt, als wäre ich an Eurer Ungeſchicklichkeit ſchuld, und als hätte nicht vielmehr ich Euch einen Vorwurf zu machen über eine ſo ſeltſame Zerſtreutheit.

Neri. Bald werft Ihr mir Nachläſſigkeit, bald zu viel Eifer vor.

Coſima. Weil Ihr mir bald folgt, wie ein Stallmeiſter, und bald Euch vor mich hinſtellt wie ein Großſprecher.

Neri. Und immer bin ich lächerlich und mißfällig. Ach, was habe ich denn gethan? Ihr habt mich ſonſt geliebt wie einen Bruder und jetzt verachtet Ihr mich wie einen Wächter, wie einen Kerkermeiſter!...

Coſima. Aber warum übernimmſt du auch ein ſolches Amt, mein armer Neri?

Neri (mit Schmerz). So bin ich also Euer Wächter!... ich bin Euer Kerkermeister ich! Mein Gott! (Coſima nimmt ihn bei der Hand.) Aber was ſagt Ihr mir denn, Coſima? (Mit Thränen.) Was habt Ihr denn gegen mich?

Coſima. Ich habe nichts gegen dich, mein guter Neri, nichts, ich verſichere dich... Ich bin ein wenig aufgeregt... Du haſt es errathen, ich bin ein wenig unwohl, mein Freund!

Neri. Ach ja! ich ſehe es wohl, ſonſt würdet Ihr Euch nicht ſo täuſchen... Ich, der ich mein Leben hingäbe, um Euch einen langweiligen Augenblick zu erſparen...

Coſima (auf einen Stuhl ſinkend). Langweilig? ach ja, du haſt es geſagt! die Langeweile verzehrt mich und ſie iſt, das weiß ich jetzt, das ärgſte unter allen Uebeln! Ich lebe hier nicht, ich erſticke... (Sie verbirgt das Antlitz in den Händen.)

Neri (ſich ihr nähernd und mit Zärtlichkeit aber mit Ehrfurcht ihre Hände ergreifend). Theuerſte Coſima! woher dieß plötzliche Leiden? Seit den zwei Jahren, die Ihr vermählt ſeyd, habe ich immer in Eurer Nähe gelebt und nie habe ich Euch ſo leiden ſehen. Was kann denn zu Eurem Glück fehlen? Euch, der Gattin Aloiſe's, Euch, die Ihr angebetet ſeyd!

Coſima. Warum mich erinnern an die Liebe meines Gatten? Beklage ich mich über Aloiſe? Klage ich ihn an?

Neri. Kann es für Euch andere Arten des Kummers geben, als in Herzensſachen? Gibt es andre in unſerm Alter, Coſima?

Coſima. Ich ſpreche dir von meiner Langweile, *) mein armer Neri! Wenn man die Urſache dieſes Uebels kennte, würde man davon geneſen, denn man würde ein Gegengift dafür finden.

Neri. Langeweile! ich weiß nicht was das iſt! Mir ſcheint die Zeit immer nur zu kurz und zu wenig zur Arbeit.

Coſima. Ach, das iſt eben deßwegen, weil du arbeiteſt! Ihr wißt nichts von der Pein und Qual des Müßiggangs, ihr Männer! Ihr habt Ehrgeiz, ihr habt Pflichten. Aber wir, mit was können wir die Leerheit unſerer Tage anfüllen? Die Geſchäfte des Hausweſens, ſagt man? Aber die gehen klein zuſammen, wenn wir nur ein wenig Ordnung in unſre Thätigkeit bringen. Wißt Ihr, daß ich, ohne irgend eine meiner Pflichten zu verſäumen, täglich drei bis vier Stunden übrig habe, mit denen ich nichts anzufangen weiß? Wißt Ihr, wie unſchmackhaft dieſe Art Arbeit iſt (ſie zeigt ihm ihr mit Seide umwickeltes Rad), und wie ich jede Minute Luſt habe, dieß Rad zu zertrümmern? Ach die Seide, die ich da ſpinne, dient nur dazu, daran die Stunden meiner langſamen Todesqual zu meſſen. Ha! jeder dieſer Stränge ſtellt eine Woche meines Todeskampfes dar!.. (Sie ſtößt den Haſpel zurück, der zu Neri's Füßen fällt. Unter den herumrollenden Knäulen erſcheint ein Brief, den er aufhebt.) Was macht Ihr da? Warum nehmt Ihr dieß Papier?

*) Ennui wird freilich mit Langeweile nicht ganz erſchöpft; es liegt darin auch der Begriff des Verdruſſes und Lebensüberdruſſes, doch iſt jene erſte Bedeutung hier wenigſtens die überwiegende, wie aus Neri's Antwort hervorgeht.

Neri. Es war in Eurem Seidenkörbchen; es iſt ein Brief an Euch adreſſirt, Coſima, Ihr hattet ihn alſo noch nicht geöffnet?

Coſima. Ich weiß nur gar nicht was das ſeyn kann. Gebt!

Neri (immer den Brief betrachtend). Ihr wollt ihn leſen?

Coſima. Welches Intereſſe habt denn Ihr daran?

Neri. Und Ihr ſelbſt — kann Euch dieſer Brief von unbekannter Hand ſehr intereſſiren? Vielleicht wäre es beſſer, ihn ungeleſen zu verbrennen. (Er tritt damit an eine Kerze.)

Coſima (reißt ihm den Brief weg und zwingt ſich zu lächeln). Warum denn? er kann mich wohl in einem müßigen Augenblick unterhalten. Man muß auch den geringſten Gegenſtand der Zerſtreuung nicht verſchmähen, wenn man an Langeweile leidet. (Sie ſteckt den Brief in die Taſche.)

Neri (nach einem kurzen Schweigen). Ihr leidet alſo ſehr an Langeweile?

Coſima. Zum Sterben!

Neri (traurig). Warum kann ich Euch doch nicht ein reizendes Daſeyn verſchaffen. Aber jedes Leben iſt traurig, Coſima, jede Seele hat ihre Wunde! Indeſſen tragt mir auf, was Ihr nur wollt! Ihr wißt, um Euren geringſten Einfall zu befriedigen, würde ich Euch mein Herz zu Füßen legen. Ich kann mich aufopfern...

Coſima. Euch aufopfern! warum denn?

Neri. Mich aufopfern, ja! Aber Eine Perſon würde ich nie, ſelbſt für Euch nicht opfern, Coſima!

Coſima. Wahrhaftig! Und darf man Euch um den Namen dieſer Perſon fragen?

Neri. Mein Wohlthäter! der Mann, der mich auferzogen, unterrichtet, mich gewiſſermaßen an Kindesſtatt angenommen hat, den ich wie einen Vater liebe, Aloiſe, Euer Gatte, Madame. Sein Glück iſt mir nicht theurer als das Eurige, aber ſeine Ehre...

Coſima (bitter). Immer, wenn von mir die Rede iſt, die Ehre meines Gatten!... Wahrhaftig, ich bewundre die Sorgfalt, welche Jedermann hier zeigt für dieſen allem Anſchein nach ſo zerbrechlichen Schatz. Aber ich fürchte, es iſt damit wie mit allen den koſtbaren Dingen, die man nur verderbt, wenn man ſie mit unbeſcheidner, ungeſchickter Hand anrührt.

Neri (bei Seite, niedergeſchlagen). Sie haßt mich!

(Fortſetzung folgt.)

Jack Sheppard.

(Fortſetzung.)

Dieß ſind die wichtigſten Facta der erſten Epoche; aber nicht die Facta, ſondern die Schilderung der Perſonen und der Localitäten, zwiſchen welchen in dieſem Buch eine enge Verknüpfung

statt findet, iſt das Weſentlichſte; und daher wollen wir auch ſogleich einige Proben davon geben, und wählen hiezu Einiges aus dem erſten Capitel, das die Ueberſchrift führt: die Wittwe und ihr Kind.

„In der Nacht des 26 Novembers 1703 an einem Freitag, um eilf Uhr, ging die Thüre einer elenden Wohnung in einem obſcuren Quartier des Fleckens Southwark, bekannt unter dem Namen der alten Münze, auf, und ein Mann mit einer Laterne in der Hand zeigte ſich am Eingang. Dieſe Perſon, etwa vierzig Jahre alt, war bekleidet mit einem braunen Friesrock mit doppelter Bruſt, mit weiten Schößen und einem ſehr ſchmalen Kragen, einer hellen Drogettweſte, mit Taſchen die bis auf die Kniee reichten, ſchwarzen Plüſch-Hoſen, grauen wollenen Strümpfen und Schuhen mit runden Zehen, hölzernen Abſätzen und hohem Perſenleder, befeſtigt mit kleinen ſilbernen Schnallen. Er trug einen dreiſpitzigen Hut, eine röthliche Stutzperücke und hatte um den Hals ein dickes wollenes Tuch. Seine Kleider hatten allem Anſchein nach ſchon Dienſte geleiſtet und waren reichlich bedeckt vom Staub der Werkſtatt. Doch aber hatte er ein anſtändiges Ausſehen, und das Weſen eines Mannes, dem es in der Welt gut geht. Von Statur war er kurz und unterſetzt, wohlbeleibt, und ſein Geſicht war glatt, ehrbar und mit einer Stumpfnaſe geziert.

„Unmittelbar hinter dieſem Individuum kam ein blaſſes, von Armuth niedergedrücktes Weib, deſſen verwahrlostes Ausſehen einen ſcharfen Contraſt bildete mit ſeiner derben und wohlhäbigen Phyſiognomie. Sie war bekleidet mit einem zerlumpten Rock von ſchwarzem Zeug, verfärbt durch verſchiedentliche Flecken, und ſollte, nach den Ueberreſten von verſchoſſenem Flor zu ſchließen, womit er da und dort beſetzt war, ein Wittwentrauerkleid vorſtellen; in den Armen trug ſie ein ſchlafendes Kind, in die Falten eines halbwollenen Shawls gewickelt.

„Trotz ihrer Magerkeit hatten ihre Züge doch noch einen bis auf einen gewiſſen Grad einnehmenden Ausdruck, und hätten ſogar ſchön genannt werden können ohne jene widerliche Friſche des Mundes, welche habiturlichen Schnappstrinkern eigen zu ſeyn pflegt, und welche bei ihr ſich um ſo ſchauerlicher ausnahm wegen der beinahe leichenfahlen Farbe des übrigen Geſichts. Sie konnte nicht über zwanzig Jahre alt ſeyn, und obgleich Mangel und anderes Leiden das Werk der Zeit ausgerichtet, ihren Körper verzehrt und ihre Wange der Blüthe und Rundung beraubt hatten, hatten ſie doch nicht den Glanz ihrer Augen ausgelöſcht, noch ihr Rabenhaar dünn gemacht. Einen bösartigen Huſten unterdrückend, der ſie von Zeit zu Zeit plagte, richtete die arme Frau zum Abſchied ein paar Worte an ihren Begleiter, der vor der Thüre zögerte, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, das er nicht recht vorzubringen wüßte.

„Nun, gute Nacht, Mr. Wood,“ ſagte ſie in dem tiefen, heiſern Tone der Schwindſucht, „und möge Gott der Allmächtige Euch für Eure Güte ſegnen und belohnen! Ihr waret immer meinem armen Mann der beſte Meiſter; und jetzt habt Ihr Euch als der beſte Freund ſeiner Wittwe und ſeines verwaisten Kindes gezeigt.“

„Pah, pah! ſprecht nicht weiter davon,“ verſetzte der Mann haſtig. „Ich habe nicht mehr gethan als meine Pflicht, Mrs. Sheppard, und weder verdiene noch verlange ich Euern Dank! Wer den Armen gibt, leiht dem Herrn! das iſt mein Troſt. Und das bißchen Hülfe, das ich Euch leiſten kann, hätte ich Euch früher angeboten, hätte ich gewußt wo Ihr ein Unterkommen gefunden nach Eures unglücklichen Mannes — —“

„Hinrichtung, wollt Ihr ſagen, Herr,“ fuhr Mrs. Sheppard fort, mit einem tiefen Seufzer, als ſie merkte, wie ihr Wohlthäter bei dem Worte ſtockte. „Ihr zeigt mehr Rückſichten für die Gefühle der Wittwe eines Gehenkten, als zu zeigen nöthig iſt. Ich bin an Schimpf gewöhnt, wie an Unglück, und bin hart geworden gegen beides; aber ich bin nicht gewohnt an Mitleid, und weiß nicht, wie ich es zu nehmen habe. Mein Herz würde ſprechen, wenn es könnte, denn es iſt ſehr voll. Es war eine Zeit, vor langen, langen Jahren, wo mir die Thränen aus dem Auge geſtürzt wären bei der bloßen Erwähnung einer Großmuth wie die Eurige, Mr. Wood; aber jetzt kommen ſie nicht mehr. Ich habe ſeitdem nicht mehr geweint.“

„Und ich hoffe, Ihr werdet auch nie mehr Anlaß haben zu weinen, arme Seele,“ verſetzte Wood, indem er ſeine Laterne niederſetzte und ſich ein paar Tropfen aus den Augen wiſchte, „außer Freudethränen. Ha!“ fuhr er fort und ſuchte ſeine Bewegung zu bemeiſtern, „ich kann Euch nicht in dieſer Stimmung verlaſſen. Ich muß noch eine Minute bleiben, wenn auch nur, um Euch lächeln zu ſehen.“

Mit dieſen Worten trat er wieder in das Haus, ſchloß die Thüre, und trat, von der Wittwe gefolgt, an den Herd, wo einige, dem Anſchein nach eben erſt angezündete Späne brannten.

Das Gemach, worin dieſe Unterredung ſtatt fand, ſah unſauber und armſelig aus. Verfault und mit einem dicken Ueberzug von Schmutz bedeckt, boten die Dielen des Bodens dem Fuß einen unſichern Anhalt; die nackten Wände waren ganz mit grotesken Zeichnungen bedeckt, deren vornehmſte die Strafe Nebukadnezars vorſtellte. Das Uebrige waren hieroglyphiſche Charaktere, mit Röthel und Kohle ausgeführt. Die Decke war an vielen Orten zerriſſen; die Latten waren weg, und wo noch die Bekleidung da war, war ſie von der Feuchtigkeit angegriffen oder mit ſtaubigen Spinngeweben bekränzt. Ueber eine alte, krachende Bettſtelle war eine ſchmutzige, zuſammengeflickte Bettdecke geworfen, und auf der Bettdecke lag eine ſchwarze Haube und ein Halstuch, eine Schnürbruſt von jener gewaltig großen Art, wie ſie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Sitte waren, und ein paar andere Artikel des weiblichen Anzuges. Auf einem ſchmalen Brett unten am Bett ſtanden ein paar leere Phiolen, eine gebrochene Waſſerkanne und Becken, ein braunner Krug ohne Handhabe, ein kleiner, zinnerner Kaffeetopf ohne Röhre, ein Schminknäpfchen, ein Bruchſtück von einem Spiegel und eine Flaſche mit der Aufſchrift: Rosa Solis. Zerbrochene Pfeifen lagen auf dem Boden umher, der ohnehin ſchon eine Maſſe von Schmutz und Koth war.

Digitized by Google

Ueber dem Kamin war ein Zettel angeklebt, welcher enthalten sollte: „die letzten Reden und Beichte von Tom Sheppard, dem berüchtigten Einbrecher, der in Tyburn den Tod litt am 25 Februar 1703.“ Dieser Zettel war geschmückt mit einem rohen Holzschnitt, den unglücklichen Missethäter auf dem Richtplatz vorstellend. Auf der einen Seite dieses Zettels hing das Bild der regierenden Königin Anna, über das William des Dritten geklebt, und auf der andern ein elender Kupferstich des Chevalier de Saint George, oder wie er in der Unterschrift hieß: Jakob III, was vermuthen ließ, daß die Insassin des Hauses einigermaßen jakobitisch gesinnt seyn möchte.

Unter diesen Bildern formte eine Anzahl von Schuhnägeln, in die Wand eingeschlagen, einige Buchstaben, welche, gehörig entziffert, die Worte gaben: Paul Groves, Schuhflicker; und unter dem Namen erzählten folgende Worte, mit Kohle geschrieben, das Schicksal des armen Teufels: „Erhenkte sich in dieser Stube aus Liebe zum Schnapps,“ begleitet von einem anschaulichen Conterfei des unglücklichen Selbstmörders, wie er an einem Balken hing. Ein Pfennlicht, in einen Flaschenhals gesteckt, goß sein schwaches Licht auf den Tisch aus, der, Dank der freundlichen Fürsorge Meister Woods weit besser mit Eßwaaren besetzt war, als man hätte erwarten sollen.“ —

Das Gespräch auf das Kind lenkend, sagte Meister Wood: „Es ist sündhaft, so zu jammern und zu verzweifeln, da Ihr doch dieses Kind zu Eurem Troste habt. Gott helfe ihm! es ist das wahre Abbild seines Vaters. Gleiche Schreiner, gleiche Späne!“

„Diese Aehnlichkeit ist die Hauptursache meines Jammers,“ versetzte die Wittwe schaudernd. „Wäre das nicht, so wäre das Kind in Wahrheit ein Trost und ein Segen für mich. Es schreit nie und ist nie unruhig, wie Kinder gewöhnlich, sondern liegt so sanft und ruhig an meiner Brust oder auf meinem Knie, wie es Ihr jetzt seht. Aber wenn ich sein unschuldiges Gesicht betrachte, und sehe wie er seinem Vater so ähnlich ist — wenn ich an dieses Vaters schimpfliches Ende denke, und mich erinnere, wie rein von Schuld er einst war — da, Mr. Wood, überkommt mich oft die Verzweiflung; und so theuer mir dieß Kind ist, viel theurer als mein eignes Leben, das ich jede Minute für es hingäbe, habe ich doch schon den Himmel gebeten, es mir lieber zu nehmen, als daß es heranwachse und auch seines Vaters Versuchungen ausgesetzt sey, als daß es so elend lebe und so schmachvoll sterbe wie sein Vater. Und wenn ich es vor meinen Augen dahin schwinden, und jeden Tag magerer und magerer werden sah, hab' ich oft gedacht, mein Gebet sey erhört worden.“

„Heirathen und gehenkt werden geht nach dem Beschluß des Schicksals,“ bemerkte Wood nach einer Pause; „aber ich denke Euer Kind ist zu etwas Besserem bestimmt als zum einen oder andern.“ Die letztern Worte sprach er mit solcher Betonung, daß man leicht auf die Vermuthung hätte kommen können, Mr. Wood lebe nicht in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen.

„Gott allein mag wissen, wozu er bestimmt ist,“ versetzte die Wittwe im Tone muthloser Niedergeschlagenheit; „aber wenn Monheer van Galgebrok, dem ich vorige Nacht begegnete, die Wahrheit gesprochen, so wird der kleine Jack nie in seinem Bette sterben.“ — „Gott behüte uns!“ rief Wood. „Und wer ist denn dieser van Gal — Gal — wie heißt der ausländische Name?“ — „Van Galgebrok,“ versetzte die Wittwe. „Es ist der berühmte holländische Beschwörer, der König Wilhelms Unfall und Tod im vorletzten Februar vorausgesagt hat, einen Monat ehe es sich so begab, und prophezeite, ein andrer Fürst über dem Wasser werde bald wieder zu dem Seinigen kommen; wofür er nach Newgate geschickt und durchgepeitscht wurde. Seine Mitgefangenen nannten ihn nur den Galgenschauer, wegen der Eigenschaft, die er hatte, alle diejenigen herauszufinden, welche für den Galgen bestimmt waren. Man wußte keinen Fall, wo er geirrt hätte, und man fürchtete ihn daher so arg wie das Gefängnißfieber. Er fand meinen armen Mann unter einem Haufen andrer Delinquenten heraus; und Ihr wißt, wie Recht er in diesem Fall hatte, Sir.“

„Ja, wahrhaftig!“ versetzte Wood mit einer Miene, welche seine Meinung auszudrücken schien: es habe wohl keine außerordentliche Kunst der Weissagung dazu gehört, um das Schicksal des fraglichen Individuums zu errathen; indeß fragte er nur: „Und aus was schloß denn der alte Kerl das, he, Joan?“ — „Aus einem schwarzen Mal unter des Kindes rechtem Ohr, wie ein Sarg gestaltet, was ein böses Zeichen ist; und aus einer tiefen Linie gerade über die Mitte des linken Daumens hin, welche sich in Gestalt einer Schlinge windet, was ein noch schlimmeres Zeichen ist,“ versetzte Mrs. Sheppard. „Wahrhaftig es ist kein Wunder, wenn das arme kleine Wesen so gezeichnet ist; denn als ich in dem Gefängniß für Delinquentinnen in Newgate lag, wo er das Licht zuerst erblickte — das Licht wenigstens, das seinen Zugang zu einem so finstern Ort findet — da hatte ich im Schlafen und Wachen nichts als Stricke und Galgen und Särge und dergleichen schreckliche Gesichte immer um mich herum tanzen! Und dann wißt Ihr, Sir — oder vielleicht wißt Ihr es nicht, daß der kleine Jack einen Monat zu früh geboren ist, gerade an dem Tag, wo sein armer Vater den Tod litt.“

„Gott tröste uns!“ rief Wood aus, „wie gräßlich! Nein, das wußte ich nicht!“

„Ihr könnt die Zeichen an dem Kind selbst sehen, Sir, wenn Ihr wollt,“ fuhr die Wittwe eifrig fort. — „Sehe sie der Teufel, ich nicht!“ schrie Wood unwillig; „ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr euch so leicht narren ließet, Joan.“ — „Genarrt oder nicht,“ erwiederte das Weib geheimnißvoll; „der alte Van hat mir Eines gesagt, was schon eingetroffen ist.“ „Was denn,“ fragte Wood mit einiger Neugier. — „Er hat mir gesagt, um mich zu trösten, glaube ich, nach dem Schrecken, den er mir zuerst verursachte, das Kind würde binnen vier und zwanzig Stunden einen Freund finden, der sein langes Leben hindurch ihm beistehen würde.“ — „Ein Freund ist nicht so bald gewonnen als verloren,“ versetzte Wood; „aber wie ging

Digitized by Google

denn die Weiſſagung in Erfüllung, he?" — „Ich dachte, Ihr würdet es ſchon errathen haben, Sir," verſetzte die Wittwe ſchüchtern. „Gewiß hat der kleine Jack außer mir nur Einen Freund auf der Welt, und das iſt mehr, als ich noch geſtern für ihn zu hoffen mir getraut hätte. Indeß ich habe Euch noch nicht Alles geſagt; der alte Van hat nämlich auch etwas davon geſagt: das Kind würde ſeinem neugefundnen Freund das Leben retten bei dem erſten Zuſammentreffen, aber wie das geſchehen ſoll, kann ich nicht errathen." — „Und gewiß kann es kein vernünftiger Menſch," verſetzte Wood mit Lachen. — —

Nachdem Meiſter Wood der Wittwe den Vorſchlag gemacht, ihr Kind von ihr zu nehmen, und ſie ſich mit der Beredſamkeit der mütterlichen Liebe dagegen geſträubt, und der ehrliche Owen Wood ihr die Verſicherung gegeben, daß er nicht auf ſeinem Vorhaben beſtehe: — „mit dieſen Worten klopfte der Schreiner dem kleinen Gegenſtand ſeiner wohlwollenden Betheuerungen auf die Wange und weckte hiedurch unabſichtlich das Kind aus ſeinem Schlummer. Ein paar große ſchwarze Augen aufſchlagend, heftete das Kind ſie einen Augenblick auf Wood; dann, erſchreckt durch das Licht, ſtieß es einen leiſen traurigen Schrei aus, der jedoch ſogleich beſchwichtigt ward durch die Liebkoſungen ſeiner Mutter, gegen die es, wie ſchutzſuchend, ſeine magern Aermchen ausſtreckte. „Ich glaube, er würde mich nicht verlaſſen, auch wenn ich mich von ihm trennen könnte," ſagte Mrs. Sheppard, durch ihre Thränen lächelnd. „Ich glaube auch ſo, Mrs. Sheppard," ſtimmte Wood bei. „Kein Freund wie eine Mutter, denn der Säugling weiß von keinen andern Freunden." — „Und das iſt wahr," ſagte die Wittwe, „denn wäre ich nicht Mutter geweſen, ich hätte den Tag nicht überlebt, an dem ich Wittwe wurde." — „Ihr müßt nicht daran denken, Mrs. Sheppard," ſagte Wood in tröſtendem Tone. „Ich kann nicht anders als daran denken," verſetzte ſie. „Ich kann mir den letzten Blick des armen Tom nie aus dem Sinn bringen, wie er im Steinſaal in Newgate ſtand, nachdem man ihm ſeine Eiſen abgenommen, wenn ich mich nicht irgend wie betäube. Das unheilvolle Geläute der Armſünderglocke tönt mir immerfort in den Ohren — oh!" — „Wenn das iſt," bemerkte Wood, „ſo wundert es mich, wie Ihr immer ein ſo entſetzliches Bild, wie das über dem Kamin, vor Augen haben mögt." — „Ich hatte gute Gründe, es hier aufzuhängen, Sir; aber fragt mich nicht weiter darüber, oder Ihr macht mich noch wahnſinnig," erwiederte ſie in wildem Tone. „Gut, gut, wir wollen nicht mehr davon ſprechen," antwortete Wood, „und um auf einen andern Gegenſtand überzugehen: laßt mich Euch rathen, doch ja nicht Eure Zuflucht zu gebrannten Waſſern zu nehmen, um daraus Troſt zu ſchöpfen. Ein Nagel treibt zwar den andern heraus; aber der ſchlimmſte Nagel, zu dem Ihr greifen könnt, iſt der Sargnagel. Das Branntweingaſchen iſt der nächſte Weg zum Kirchhof." — „Das mag ſeyn; aber wenn es die Entfernung abkürzt und den Weg erleichtert, ſo kümmre ich mich um ſonſt nichts," verſetzte die Wittwe, welche durch dieſen Vorwurf zu plötzlicher Beredſamkeit aufgeregt zu werden ſchien. „Für ſolche, die, wie ich, nie aus den dunkeln und traurigen Lebensfaden haben heraus kommen können, iſt das Grab in Wahrheit eine Zuflucht; und je balder ſie dahin gelangen, deſto beſſer. Das geiſtige Getränke, das ich zu mir nehme, mag wohl Gift ſeyn — es mag mich wohl tödten — es tödtet mich vielleicht ſchon; aber das würde Hunger, Kälte, Elend — das würden meine eigenen Gedanken auch thun. Ohne daſſelbe wäre ich ſchon wahnſinnig geworden. Branntwein iſt der armen Leute Freund — das Einzige, was ſie der Ueppigkeit der Reichen entgegen zu ſtellen haben. Er tröſtet ſie in ihrem größten Elend. Er mag verrätheriſch und tückiſch ſeyn, und den Grund legen zu einer Menge künftigen Leides; aber für den Augenblick gewährt er Glück, und das iſt genug. Wenn ich die Straßen durchzog als eine heimathloſe Flüchtige, mit Flüchen von jeder Thür weggewieſen, wo ich um Almoſen bat, und mit Stößen und Schlägen von jedem Thor, wo ich um ein Obdach flehte; wenn ich in einen öde ſtehenden Bau kroch, und meinen müden Leib auf einen Haufen Holz oder Steine ausſtreckte, in der nichtigen Hoffnung auf Ruhe, aber, noch ſchlimmer als Alles, wenn ich, wahnſinnig vor Entbehrung und Elend, fürchterlichen Verſuchungen unterlag und auf die einzige nur mögliche Weiſe mir eine Mahlzeit erwarb, wenn ich zu ſolchen Zeiten mein Herz in mir verzagen fühlte, trank ich von dieſem Getränke, und vergaß auf einmal meinen Kummer, meine Armuth, meine Schuld. Alte Gedanken, alte Empfindungen, alte Geſichter und alte Scenen kehrten mir zurück, und ich träumte mich glücklich — ſo glücklich wie ich jetzt bin." Und ſie brach in ein wildes, krampfhaftes Gelächter aus.

„Armes Geſchöpf!" rief Wood. „Nennt Ihr dieſe unſinnige Luſtigkeit Glück?"

„Es iſt alles Glück, das ich ſeit Jahren gekannt habe," verſetzte die Wittwe, plötzlich ruhig werdend, „und es iſt freilich von ſehr kurzer Dauer, wie Ihr wohl einſeht. Ich will Euch Etwas ſagen, Mr. Wood," fuhr ſie fort in hohlem Tone und mit einem geiſterhaften Blick, „Branntwein mag Verderben bringen; aber ſo lange Armuth, Laſter und Mißhandlung auf Erden exiſtiren, wird man ihn trinken!" — —

(Fortſetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

überſetzt im Versmaaße der Originale von Kraus.

Danzig bei Gerhard, 1859.

Der Herr Ueberſetzer hat ſich die gewiß dankenswerthe Aufgabe geſtellt, einige Poeſien von zwei in England ſehr geachteten und beliebten Dichtergenien in Deutſchland bekannter, oder ſeiner Meinung nach eigentlich erſt bekannt zu machen, denn er ſpricht im Vorwort ſein Befremden darüber aus, daß Coleridge's Gedichte bisher nicht in unſrer Sprache abgeſpiegelt worden, und glaubt daß die Dichtungen der weiland Miß L. E.

Digitized by Google

Landon noch weniger bekannt bei uns seyen. Letzteres mag auch richtig seyn; doch wurden in diesen Blättern, Jahrgang 1839, Seite 93, 555, Proben aus ihren Gedichten mitgetheilt und auch ihr Roman, Ethel Churchill, im Jahrgang 1838, S. 289 und flg. besprochen. Von Coleridge aber wurden in diesen Blättern Uebersetzungen des: „Alten Matrosen" (welcher auch in vorliegender Sammlung aufgenommen ist), der „drei Gräber" und kleinerer Gedichte mitgetheilt. Indeß enthält Krantz's Sammlung immerhin gar manches in Deutschland noch nicht Bekannte, und namentlich das in England so viel besprochene größere Gedicht: „Christabel." Schon das muß dem Herrn Uebersetzer zum Verdienst angerechnet werden, daß er den Muth hatte, sich an eine gewiß nicht leichte Aufgabe zu wagen, denn man darf voraussetzen, daß er weder die Schwierigkeiten verkannte, noch die Größe und Strenge der Anforderungen an eine solche Uebersetzung sich verhehlte, da er ja in seinem Vorwort über alle bisher versuchten Uebertragungen Byrons so ziemlich den Stab bricht. Coleridge aber dürfte, wenigstens in manchen Gedichten und einzelnen Abschnitten, trotz mancher Geistesverwandtschaft mit den Deutschen, dem Dolmetscher nicht geringere Schwierigkeiten darbieten als Byron.

Vermuthlich würden wir die Leser schlecht unterhalten, wenn wir eine kritische Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original anstellen wollten; wir begnügen uns daher mit der Erklärung, daß wir bei genauer Vergleichung vieler Abschnitte die Uebersetzung im Allgemeinen richtig, treu, fließend, dem Ton des Originals entsprechend, kurz mäßigen und vernünftigen Anforderungen genügend gefunden haben und sie mit gutem Gewissen den Liebhabern der englischen Poesie empfehlen können. Daß aber eine Uebersetzung von Poesie immer im Ganzen hinter dem Original zurücksteht, das hat sich der Verfasser ohne Zweifel selbst gesagt; er weiß es selbst, daß die Uebertragung „den zartesten und schönsten Farbenhauch" nicht immer zu retten vermag. Gleich das erste übersetzte Gedicht: „die Mahr vom alten Seemanne," enthält Schilderungen, die schwerlich in ihrer originellen und kecken Kürze wieder gegeben werden können. Die Strophe:

The ice was here, the ice was there,
The ice was all around:
It cracked and growl'd, and roar'd and howl'd,
Like noises in a swound!

ist so übersetzt:

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war rings herum;
Es krachte und prasselt', und heulte und rasselt',
Wie Ohnmachts-Blut-Gesumm.

Tadeln ist freilich leichter als Bessermachen; indeß wird schwerlich Jemand diese Uebertragung als befriedigend loben; die zweimalige Unterdrückung des e ist gar zu hart, und das Wortungeheuer: Ohnmacht-Blut-Gesumm kann schwerlich einem seine Muttersprache sprechenden Matrosen in den Mund gelegt werden. Doch wir theilen jetzt lieber einige Stellen aus „Christabel" mit, worin der Leser gewiß das Geschick und die Sorgfalt des Uebersetzes anerkennen wird. Wir wählen gleich den viel besprochenen und vielverspotteten Anfang des Gedichts, das ganz eigentlich darauf berechnet scheint, die Gefühle des Schauerlichen und Unheimlichen in der Seele des Lesers zu erwecken.

'S ist Mitternacht, sagt die Schloßuhr an,
Und die Eulen weckten den Göckelhahn
Tu — whit! — Tu! whu!
Hört noch einmal dem Göckelhahn —
Wie kräht er schläfrig! — zu.

Herr Leoline, der reiche Baron,
Hat eine Dogge, zahnlos schon;
Dort unterm Fels, aus ihrem Stall,
Antwortet die dem Glockenschall;
Viermal bei Vierteln und zwölfmal bei Voll,
Heult sie, ob's regnen ob's klar seyn soll,
Sechzehnmal, kurz, nicht überlaut. —
Ob sie den Geist der Baronin erschaut?

Ist die Nacht frostig und schwarz?
Die Nacht ist frostig, doch nicht schwarz.
Dünn grau Gewölk dort oben deckt
Der Himmel, den es nicht versteckt;
Der Mond steht dahinter, und voll ist er;
Er schaut so klein, so matt daher,
Die Nachtkühle sagt's, der graue Flor:
Es ist der Monat dem Mai bevor,
Und langsam tritt der Lenz hervor.

Und Christabel, die holde Maid,
Ihres Vaters Lust und Freud' —
Was macht's, daß sie im Wald so spät
Viel Klafter fern vom Schloßthor geht?
Des verlobten Ritters dacht'
Viel im Traum sie gestern Nacht;
Nun will sie beten im nächtigen Wald
Fürs Wohl des Geliebten, der ferne ihr weilt. u. s. w.

Dann wird erzählt, wie sie eine Frauengestalt im Walde findet, welche wimmert und ächzt, ihr sagt, sie heiße Geraldine und sey ihrem edeln Vater von fünf Kriegsleuten geraubt worden, und sie um Hülfe bittet. Christabel nimmt sie mit ins Schloß, das sie selbst leise mit dem Schlüssel öffnet, um keinen Lärm zu machen, und ihren halb kranken Vater nicht zu wecken.

— Christabel rief andächtiglich
Der Dame zu, die neben ihr schlich:
„Preisen wollen Marien wir
Die dein Unglück gewendet hat." —

Digitized by Google

„Ach, ach!“ rief Geraldine hier,
„Ich kann nicht ſprechen, ich bin ſo matt!“ —
Die alte Dogge lag vor dem Stall,
Und ſchnarchte beim kühlen Mondlichtsfall;
Nicht ward die alte Dogge geſtört,
Doch wohl ein mürriſch Winſeln gehört.
Was mochte der alten Dogge ſeyn?
Sie ließ ja ſonſt Gebeul, Gebell
Unterm Auge der Chriſtabel,
Es war vielleicht der Eule Schrei'n —
Was mochte der alten Dogge ſeyn?

Sie ſchritten durch die Halle — die ſchallt
Wenn ihr noch ſo leiſe wallt,
Das Feuer lag platt, dem Sterben nah,
In eigner, weißer Aſche da;
Doch als die Dame vorbeiſchritt, da kam
Eine Zunge von Licht, der Zuck einer Flamm';
Und Chriſtabel ſah beim Blitze des Lichts
Das Auge der Dame und weiter nichts,
Als den Buckel von Herr Leoline's Schild,
Der eine düſtere Wandniſche füllt.
„O bitte,“ ſprach Chriſtabel, „tritt doch recht leicht!
Des Vaters Schlaf iſt ſchnell verſcheucht.“

Die Fremde ſinkt in Chriſtabels Zimmer erſchöpft nieder; Chriſtabel ſagt zu ihr:

„Trink', bitt' ich, dieſen herzſtärkenden Wein!
Aus wilden Blumen, die tugendſam ſind,
Und kräftig macht ihn mein Mütterlein.“
„Und hätte dein Mütterlein wohl mit mir
Mitleiden — mit der Verlaſſenen Noth?“
„Ach!“ Chriſtabel ſeufzt, ich brachte ihr,
Als ſie mich eben geboren, den Tod.
Mir ſagte der Vater mit grauem Gelock,
Wie auf dem Todbett ſie noch ſprach:
Vernehmen werd' ſie zwölf Schläge der Glock'
Des Schloſſes Uhr wann ich Hochzeit mach';
Ach, Mütterlein lieb, ach wäreſt du hier!“
„Das wünſch' ich,“ ſprach Geraldine, „mit dir!“
Doch gleich mit veränderter Stimme rief ſie:
„Fort, wandernde Mutter! mußt weichen und fliehen!
Ich habe die Macht und gebiete dir. Flieh!“
Was fehlt der armen Geraldinen?
Was irrt ihr Auge ſo unſtät, voll Grauen?
Kann ſie leibloſe Todte ſchauen?
Was ſoll mit hohler Stimme ihr Schrei'n?
„Fort Weib! Jetzt iſt mein Stündlein erſchienen!
Und magſt du auch ihr Schutzgeiſt ſeyn,
Jetzt fort, fort, Weib! Jetzt iſt ſie mein!“

Geraldine legt ſich mit Chriſtabel zu Bette und übt einen böſen Zauber an ihr aus, deſſen ſich aber letztere beim Erwachen nicht mehr bewußt iſt. Am Morgen ſuchen ſie Herrn Leoline auf, der in Geraldinen die Tochter ſeines älteſten Freundes erkennt, mit dem er ſich aber längſt entzweit hat. Die darauf bezügliche Stelle iſt in England ſehr berühmt; wir ſetzen daher die Ueberſetzung her:

Ach! Freunde waren ſie, als ſie noch jung,
Doch auch Treue vergiftet die Flüſterzung';
Beſtändigkeit lebt ja nur droben allein,
Und Dornen hat's Leben, und Jugendſinn ſchwankt,
Und vom Geliebten verletzt zu ſeyn,
Macht oft daß unſer Herz erkrankt! —
So ging's — falls recht mein Ahnen ſchiene,
Mit Roland und Herr Leoline.
Es kränkten beide, die beſten der Brüder,
Mit bittern Worten das Herz ſich ſchwer.
Sie ſchieden, und fanden nimmer ſich wieder;
Doch keiner fand einen Zweiten mehr.
Durch den ihm die Oede vom Herzen vertrieben —
Sie ſtanden vereinſamt — die Narben blieben!
Gleich Felſen, die von einander geſpalten,
Nun ſchaurig durchſtrömt ein Fluthenmeer.
Doch ob Hitze, ob Froſt, ob Donner mag walten —
All das vertilgt nicht — ich weiſſe ſehr —
Die Spur der Vergangenheit jemals mehr!

Das Gedicht blieb unvollendet; zu den zwei fertiggewordenen Geſängen ſollten noch drei kommen; vielleicht macht es aber gerade in ſeiner räthſelhaften Grauendaftigkeit den größten Eindruck. Die Ueberſetzung dieſes Gedichts iſt weniger gelungen als die des alten Seemanns; beim Schluß des erſten Geſangs iſt der Verfaſſer ſeinem Grundſatz: Folge und Wechſel des Reims treu beizubehalten, nicht nachgekommen. Auch ſtößt man auf einzelne Flickreime.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138 u. 139.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 November 1840.

Gedichte von Don Joaquin de Mora.

Aldina.

Höre, sprödes Maurenmädchen,
Was ein Liebender dir singt,
Welcher kommt aus fernen Landen,
Dir zu klagen seine Noth.

Bin ein Fürst von mächt'gen Reichen,
Jung und von erlauchtem Blut,
Hab Juwelen, dich zu schmücken,
Hab Gewande dir zur Zier.

Tausend Araber, voll Kriegesmuth,
Folgen meinem Banner nach,
Und so lang ich war ihr Führer,
Wurden niemals sie besiegt.

Meine stolzen Thürme zieren
Capitäle von Smaragd;
Goldne Pomeranzenhaine
Sind der Gärten reicher Schmuck.

Dein ist Alles, schöne Maurin,
Und wenn Alles nicht genügt,
So ist dein auch dieses Leben,
Das dein spröder Sinn mir raubt.

Sieh auf meine Qual, o Jungfrau!
Die dein hartes Herz mir schafft;
Nicht um Liebe fleh' ich jetzt dich,
Nur, daß du nicht Haß mir trägst.

Kehr' vor meinem Blick nicht ab dich,
Nicht vom Erker gehe weg,
Wenn auf meinem Andalusier
Ich stolzier' in deiner Straß'.

Nicht die Blumen wirf zu Boden,
Zeichen meiner Liebesqual,
Schüchtern, wie der Liebe Sprache,
Und vergänglich wie mein Glück.

Sende nicht zurück die Gaben,
Die in Körbchen, reich von Gold,
Mit den ausgesuchtsten Decken
Meine Pagen bringen dir.

Kenne den, den du mißachtest,
Weise nicht mit sprödem Trotz
Huldigungen ab, nicht wissend,
Wer es ist, der sie dir weiht.

In des Walds geheimstem Dickicht
Birgt die Nelke, tief versteckt,
Unter schatt'ger Aeste Laubdach,
Ihrer Düfte köstlichste.

In den tiefsten Felsengründen,
Unter Bergen heißen Sands,
Findet der gewandte Maure
Des kostbaren Demants Strahl.

Wenn du mir Gehör nicht weigerst,
Sieg ich über deinen Stolz;
Denn auch andre stolze Schönen
Zwingt der Liebe Gluth und Treu.

Also sang Albemarino
Aus des Mauren Tarfe Stamm,
Vor Aldina's Gitterfenster,
Einer Maurin edeln Bluts,

Tochter eines wackern Kriegers,
Burghauptmanns von Aztellon,
Weise in der Rathe-Versammlung,
Furchtbar, wenn's den Feinden gilt.

„Kenne wohl dich, gibt sie Antwort,
„All dein Mühen hilft dir nichts,
„Denn Unmögliches verlangen,
„Heißt sich nähren von der Luft.

„Weiß wohl, daß du in Sevilla
„Ueber Alle ragst hervor,
„Weiß wohl, daß die Christen zittern,
„Wenn du deinen Säbel ziehst.

„Daß dich fürchten alle Jungfrau,
„Daß dir flucht der Mütter Schaar,
„Weil bei dir mit Heldensinne
„Frechheit sich und Wollust paart:

„Daß im ganzen Andalusien
„Niemand ist, der gleich dir kommt
„Im Turnier, treulosem Wesen,
„Heldenthaten, Liebeleia.

„Daß du Schwüre brichst und Eide,
„Deine Rache nichts versöhnt,
„Daß du schmeichelst stolzen Mädchen,
„Dreist bist gegen schüchterne.

„Dieß erwiedr' ich deinem Sange:
„Eher wendet wiederum
„Der Krystall der klaren Wasser
„Sich zurück zu seinem Quell;

„Eher nisten Turteltauben
„Bei des Falken Brut sich ein,
„Als daß ich mich, dummer Weise,
„Fangen ließe in dein Netz."

Schlug das Fenster zu in Eile;
Wie des Abends schwacher Schein,
Wenn er hinterm Berg versinkt,
Schwand sie vor des Mauren Blick.

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Fortsetzung.)

Aus dem zweiten Act wählen wir die erste und zweite Scene.

Cosima (allein, Seide haspelnd). Es war eine Zeit, wo ich mich für unglücklich hielt, weil mein Leben sich in friedlichem Müßiggang verzehrte, wo ich mitten in meiner Familie Vereinsamung, wo ich Furcht empfand unter dem Schutze der zärtlichsten Besorgnisse, Ungeduld in Betreff der Zukunft mitten in einer reinen und ruhigen Gegenwart. Wie haben sich die Zeiten geändert! An die Stelle der Langeweile ist der Kummer, an die der Familie die Einsamkeit, an die der Sicherheit die Angst und das Entsetzen getreten! O wie viel Unglück in wenigen Tagen! Mein Gatte im Gefängniß, Neri ein Verbrecher, beide auf dem Punkte, vielleicht ein entsetzliches Urtheil zu empfangen! Alle unsre Freunde bestürzt, fürchtend als Mitschuldige des Verbrechens angesehen zu werden, das auf uns lastet, oder mich im Herzen anklagend, die Ursache davon zu seyn!... Ich selbst verstört, entsetzt bis ins Heiligthum meines Gewissens hinein, nicht mehr wagend mir Kraft zu suchen in den heiligen Uebungen einer Religion, welche meine Gedanken verdammt, selbst noch ehe sie ans Licht getreten sind!... Ist es denn so schwer, in seinem eignen Herzen zu lesen? — Ach, wenn sich nichts geändert hätte an dem Leben, das ich verfluchte, ich glaube ich hätte nie die Reue gekannt.... Aber jetzt, wo sie ihn getödtet haben, diesen Mann, kann ich jetzt die Mörder lieben? Und wo wird meine Zuflucht seyn, wenn eine strafbare Sehnsucht sich zu dem Entsetzen in meinem Sinne gesellt? (Sie zieht einen Brief aus dem Busen.) Der einzige Fehler, den ich begangen, fällt in die Zeit, seit er nicht mehr ist.

(Ein in einen Mantel gehüllter Mann erscheint an der Tapetenthüre, die er geräuschlos aufhebt; er tritt vorsichtig näher, bis hinter den Stuhl Cosima's.)

Nie hätte ich diesen Brief geöffnet, ohne das Verbrechen des wahnsinnigen Neri! Alle andern hatte ich meinem Beichtiger ungelesen übergeben; aber jetzt wo ich keine mehr empfangen werde, kann ich mich nicht entschließen, das letzte Pfand einer so kurzen und so verhängnißvollen Neigung zu vernichten! (Sie öffnet den Brief und sieht ihn an). Sie sagen mir Alle, er sey ein schändlicher, gottloser Mensch gewesen! Es findet sich nichts dergleichen in seinen Ausdrücken. Im Gegentheil! wie edel, rührend und ehrfurchtsvoll sind sie!... und welche Gluth in dieser verschleierten Leidenschaft! Ach! wenn diese Liebe ein Verbrechen ist, warum hat Aloise die seinige nie mit der gleichen Beredsamkeit auszusprechen verstanden? und woher kommt es, daß die Sprache der Schmeichelei gewinnender ist als die der Wahrheit? Mein Gott, vergib mir! das sind thörichte Gedanken; aber du hast ja gestraft, ehe du gerichtet!... Du hast ihn schwer gebüßt, unglücklicher Jüngling, diesen Traum eines strafbaren Glücks, und du hast die Strafe dafür erlitten, ohne daß ein Wort, ohne daß ein Blick von mir sie dir versüßt hätte! Du hast es gewollt, mein Gott! ich bin ohne Erbarmen gewesen, wie du; verlangst du jetzt, daß ich kein sehnsüchtiges Bedauern empfinde, so gib mir auch die Kraft eines Engels! (Sie verbirgt schluchzend das Gesicht in den Händen. Ordonio Cilfi wirft sich vor ihr auf die Knie nieder; sie sieht ihn, erhebt sich, und sinkt wieder zurück, halb betäubt vor Freude.) Oh! mein Gott!

Ordonio. Deine Thränen vermöchten die Todten aus den Gräbern zu erwecken... aber ich lebe, Cosima!

Cosima (sich ihm nähernd und seine Hände berührend). Du!..

Ordonio (ihre Hand mit Küssen bedeckend). Ich lebe um dich zu lieben, und die Zeit meines Lebens das Glück zu vergelten, das du mir in diesem Augenblick schenkst.

Coſima (ſich ſeinen Armen entreißend und allmählich wieder ihre Zurückhaltung annehmend). Ihr am Leben! mein Gott.. ſey dafür geprieſen!.. Iſt es ein Traum? mein Gatte iſt unſchuldig?...

Ordonio. Ach! Ihr denkt nur immer an ihn!

Coſima. Ha! ich ſollte an ihn denken, aber ich weiß nicht mehr, ob ich lebe oder träume; Ihr alſo, Ihr ſeyd es, Ordonio!

Ordonio. Oh! jetzt kann ich ſterben!...

Coſima. Sterben! Mein Gott, vielleicht iſt Euch ein Unglück zugeſtoßen! Ihr ſeyd von Mördern angefallen, ſeyd vielleicht geſtochen worden! Sprecht! was iſt Euch denn zugeſtoßen? Warum hat man Euch todt geglaubt? Oh! ſprecht!

Ordonio. Ein Andrer iſt ſtatt meiner umgekommen; aber was liegt Euch daran? Es iſt dieß ein Kummer nur für mich allein, und ein Kummer, für den ich jetzt mich verſucht fühle dem Himmel zu danken!

Coſima. Alviſe iſt gerettet, nicht wahr?

Ordonio. Er wird es bald ſeyn; ich arbeite daran... Ich habe mich für einen Augenblick losgemacht, um es Euch zu ſagen.

Coſima. Das hättet Ihr nicht ſollen; Ihr hättet Euch bloß mit Alviſe beſchäftigen ſollen. Euer Platz iſt nicht hier, Herr, und ich bin ſtrafbar, daß ich Euch nicht zurückweiſe!

Ordonio. Ach! ich werde bald genug zurückgewieſen werden durch die Gegenwart deſſen, nach dem Ihr Euch ſo innig ſehnt!

Coſima. Ha! ſchweigt, Herr! durch ſolche Thorheiten habt Ihr das Unglück auf mein Haupt herabgezogen! Ich weiß nicht, wer Ihr ſeyd, aber ſeit ich Euch das erſtemal ſah, iſt das Unheil über meine Familie gekommen und hat das Entſetzen meine Seele ergriffen!.. Ach! rettet Alviſe! Entfernt Euch von hier! laßt mich, ſeht mich nicht ſo an! Es iſt mir, als wäre ich vor Gott verantwortlich für die Martern, welche Alviſe geduldet hat und für die, die er noch duldet!

Ordonio. Seine Martern ſind zu Ende, ſeine Ehre iſt gerechtfertigt.

Coſima. Aber er iſt noch immer im Gefängniß. Warum iſt er noch nicht hier, da doch Ihr hier ſeyd?

Ordonio. Das fragt Ihr mich? Er wird hier ſeyn in einem Augenblick; und um Euch nie mehr zu verlaſſen; und ich, ich ſehe Euch vielleicht nie mehr!... und Ihr macht mir Vorwürfe, daß ich heimlich Einmal gekommen, Eure Züge zu beſchauen, Eure Hände mit meinen Lippen zu berühren, als ob das zu viel Glück wäre, nachdem ich ſo viel gelitten!

Coſima. So viel gelitten! Alſo habt Ihr auch gelitten?

Ordonio. Ich war fern von Euch, ich wußte nichts mehr von Euch; ich war wie nicht mehr am Leben, und jetzt, wenn ich Euch wieder verlieren ſoll, wollte ich lieber ſterben!

Coſima. Ordonio, verliert den Muth nicht ſo; lebt — lebt für... um meinen Gatten zu retten!

Ordonio. Ich werde ihn retten, Madame, aber dann werdet Ihr mich doch wenigſtens wie einen Freund behandeln?

Coſima. Wie einen Bruder, wenn Ihr Mitleid habt mit unſern frühern Leiden, und wenn Ihr hinfort die Ruhe meiner Familie, die Ehre meines Hauſes achtet...

Ordonio. Immer Beſorgniſſe und Vorwürfe, während ich mich aufopfere, während ich an der Rettung Alviſe's mit einem Eifer arbeite, als ob es ſich um mein Glück, und nicht um meine Verzweiflung handelte!

Coſima. Ach nein! keine Vorwürfe! denn gewiß, Ihr ſeyd redlich, Ihr ſeyd edel, ich glaube das; ſo, geht denn und Gott..

Ordonio. Vollendet, Coſima.

Coſima. Gott hat mich verſtanden. Geht, Ordonio. (Ordonio küßt ihr die Hand.)

Ordonio (allein). Sie hat Furcht! Die Furcht iſt die Tugend der Frauen von dieſer Gattung. Und Gott weiß, ob ihre Männer hellſehend ſind! Dieſer gute Alviſe hat an meine Rechtfertigung geglaubt mit einer Gutmüthigkeit! und ich, ich habe gelogen mit einer Zuverſicht! Nur zu, die Liebe entſchuldigt Alles! (geht ab.)

Zweite Scene.

Coſima (durchſchreitet die Bühne und ſchaut zum Fenſter hinaus, indem ſie ſich hinter dem Vorhang verſteckt). Nein! es iſt kein Geſpenſt! er, ja er iſt es! Mein Gott, verzeihe mir, daß ich geläſtert!

Aus dem dritten Act, zweite und dritte Scene.

Coſima (nach dem Hintergrund der Bühne blickend). Er kommt nicht! Oh! mit welcher Ungeduld erwarte ich ihn! und wenn er hier iſt, dann werde ich leiden, denn Reue und Entſetzen wohnen in meiner Seele! Das iſt die Strafe für mein Verbrechen! — Wenn nur wenigſtens Ordonio glücklich wäre! Aber er leidet auch und beklagt ſich über mich! Meine Liebe iſt für ihn nichts ohne völliges Vergeſſen meiner Pflichten... Ach, manchmal fühle ich mich verſucht zu glauben, er liebe mich nicht! Und doch! wie er ſich haſtig losreißt von dem glänzenden Hofe, der ihn bewundert und ihm ſchmeichelt, um mich zu beſuchen, mich, die arme Einſiedlerin... die niedrige, unbekannte, im Dunkel lebende Bürgerin, die Niemand kennt!.. Nicht Eitelkeit kann es ſeyn, was ihn hieher zieht! Und wie er ſich, um mich zu beſuchen, auf den gefährlichen Wegen des Nachts ausſetzt!.. Aber woher denn doch jene Augenblicke voll Bitterkeit, Ironie, man möchte beinahe ſagen Anklagung? Warum hat er dann Worte, die das Herz zu Eis verwandeln und Blicke, die einem Angſt machen. Ach! warum läßt mich Alviſe ſo allein? Er hat Vertrauen zu mir, er ſchätzt mich! Aber er hat meiner Stärke zu viel zugetraut! Und mein Oheim, warum hat er mich getäuſcht? Er hat mir ja geſagt, die Verführung könne mich nicht erreichen! Er hat mich getäuſcht! Ach, ich Unſinnige! ich klage ſie an, und ich verhehle ihnen, was in mir vorgeht, ich vermeide ein Fragen meines Beichtigers, ich fliehe das Tribunal der Buße... Ich werde gottlos, ich werde toll!.. Ach, ich leide! es iſt Zeit daß Alviſe zurückkommt. Und wenn er jetzt ſchon zurückkäme? Die Schritte, die ich jetzt höre, wenn das die ſeinigen wären! (Ordonio tritt ein.) Ordonio! ach ich habe gezittert, er möchte es ſeyn!

(Schluß folgt.)

Jack Sheppard.

(Fortſetzung.)

Der zweite Abſchnitt nimmt den Faden der Erzählung nach Verfluß von zwölf Jahren wieder auf. Jack Sheppard, deſſen Mutter, von Mr. Wood unterſtützt, in Willsdon, nahe bei London, zurückgezogen und anſtändig lebt, und Thames Darrell, ſind beide bei dem ehrlichen Schreinermeiſter als Lehrlinge. Beide ſind in ihrem Geſchäft geſchickt, aber in ihrem Aeußern, wie in ihrem Weſen und Charakter ſehr verſchieden. Thames Darrell iſt ſchön, groß und hat in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Vornehmes; ſeine Neigungen und Geſinnungen ſind großmüthig, edel, ritterlich; Jack dagegen hat in ſeinem Weſen etwas Gemeines, Abgefeimtes und Verſchlagenes, er iſt unanſehnlich von Geſtalt, obgleich kräftig und gewandt; ſeine Lieblingslectüre ſind die Thaten und Schickſale von Dieben und Räubern; er iſt faul und iſt auch ſchon in ſehr ſchlechte Geſellſchaft gerathen. Dieſem entſpricht auch die Gunſt, welche die beiden Knaben im Hauſe genießen; Thames hat bei weitem den Vorzug nicht bloß bei dem Meiſter, ſondern auch bei der keineswegs als liebenswürdig und muſterhaft geſchilderten Frau Meiſterin, die, während ſie ſelbſt mit dem ſtattlichen Tuchhändler Mr. Kneebone ein ziemlich zweideutiges Verhältniß pflegt, ihren Gatten immer mit Eiferſucht plagt, und beſonders auf Mrs. Sheppard, die ſie übrigens noch nie geſehen hat, ſehr ſchlimm zu ſprechen iſt; und beſonders bei der lieblichen kleinen Winifred, einem etwa zehnjährigen Mädchen. Eine ziemlich lebhafte Scene, welche Mr. Wood mit ſeinem faulen und unordentlichen Lehrling Jack Sheppard hat, bringt dieß alles nach und nach zur Anſchauung. Der unverſehens eintretende Meiſter ſchilt den faulen Jungen, welcher ſtatt zu arbeiten ſeinen Namen in die Wand ſchneidet und Spitzbubenlieder ſingt, und droht ihm. Jack antwortet mit Trotz, und Wood, der es gut mit ihm meint, zieht gelindere Saiten auf; das rührt den Knaben, und er liefert ſeinem Meiſter einen Schlüſſel aus, den ihm Jonathan Wild gegeben, um ihn an den Schlöſſern ſeines Meiſters zu probiren. So erfährt Wood, in welche ſaubere Geſellſchaft der Knabe, der auch den Namen Blueskin nennt, kommt. Er warnt ihn und verzeiht ihm, wozu die Fürbitte des dazugekommnen Thames, des treuen Freundes von Jack, auch beiträgt. Jack, geheißen eine Arbeit, ein Kiſtchen für eine Dame zu fertigen, klettert unvorſichtig in der Werkſtatt herum, hängt ſich an einen Balken, welcher nachgibt, und hätte leicht großen Schaden genommen ohne das Dazwiſchentreten von Thames, deſſen Arm dabei verletzt wird. Wood nimmt den geliebten Pflegeſohn mit ſich, damit Frau und Tochter ſeinen verletzten Arm behandeln, und hier zeigt ſich die Geſinnung von dieſen beiden gegen Thames, und der erſteren Abneigung gegen Jack, indem ſie Reden von natürlichen Kindern ihres Mannes fallen läßt, welche den zuhörenden Thames bitter kränken, ſo daß er den Entſchluß faßt, das Haus ſeines Meiſters zu verlaſſen, was ihm jedoch die freundliche Winifred mit den ſchmeichelndſten Bitten wieder ausredet.

Der Friede zwiſchen den beiden Eheleuten wird um ſo leichter wieder hergeſtellt, als die Frau Wood für den Abend ihren Freund den Tuchhändler, Mr. William Kneebone, erwartet. Dieſer iſt ein rüſtiger, hübſcher, unternehmender Mann, in die Jakobitiſchen Intriguen verflochten, und ſchon mit einem Hauptmannspatent verſehen, für den Fall, daß ein beabſichtigter Aufſtand zu Gunſten der Stuarts ausbrechen würde. Er war auch ſchon ſehr geſchäftig, Leute anzuwerben; und jetzt erſchien er im Hauſe des Meiſter Wood in Geſellſchaft von zwei ſeltſam ausſehenden, halbvermummten Individuen, welche er ſo eben für die Sache der Stuarts gewonnen hatte, und die er mit ſeiner Freundin, Mrs. Wood, bekannt machen wollte. Das ungenirte und kecke Benehmen dieſer Herren Jackſon und Smith, wie ſie ſich nannten, ihr plumpes Lachen und ihre kecken Reden mißfielen der Frau Wood nicht wenig, und ſie äußerte auch ihr Mißfallen deutlich genug, bis Mr. Kneebone ihr leiſe zu verſtehen gab, daß es vornehme franzöſiſche Edelleute ſeyen, die herübergekommen, um die Sache der Stuarts zu unterſtützen, worauf ſie mit größtem Eifer Anſtalten zu einer reichlichen Collation machte, der auch die Fremden alle Ehre anthaten. Auch der Schreinermeiſter ſtutzte über das Benehmen ſeiner Gäſte und witterte Unrath. Mittlerweile treten auch die Lehrjungen ein; Jack hatte ſeine Arbeit vollendet und erhält Befehl, das Kiſtchen in das Haus von Sir Rowland Trenchard der Lady Trafford zu bringen. Mr. Kneebone gibt dem Jungen ein Glas Wein und fordert ihn auf, die Geſundheit König Jakobs III, deſſen Geburtstag heute ſey, zu trinken. Der Knabe thut es, ungeachtet der Proteſtationen ſeines Meiſters gegen einen ſolchen Toaſt. Thames, erbittert über Jacks unloyale Geſinnungen, bringt die Geſundheit Georgs I aus. Jack hat indeſſen die beiden Gäſte ſcharf beobachtet und fängt an zu zittern, was dieſen auffällt. Er wendet ſich an ſeinen Meiſter, mit der Bitte ihm einen Augenblick ſein Ohr zu leihen; Mr. Wood, erbittert über das Vorgefallene, ſchlägt es ab. Thames, dem er jetzt ruft, wendet ſich auch ab, und die Meiſterin gibt dem zudringlichen Jungen eine derbe Ohrfeige. Der Junge entfernt ſich, indem er vor ſich hin brummt: „Ich will verdammt ſeyn, wenn ich je wieder verſuche ehrlich zu ſeyn!“

Die Zurückbleibenden tranken indeß tüchtig und ließen dann auch noch Punſch holen. Die Rede kam auf den jungen Thames Darrell, deſſen Rettungsgeſchichte von der Frau Wood erwähnt worden war; Mr. Jackſon erkundigte ſich angelegentlich darnach und Mr. Wood erzählte die ſeltſamen und ſchrecklichen Abenteuer jener Sturmnacht. Mr. Jackſon brach zuweilen in ein Gelächter aus, was dem Meiſter Wood auffiel, und er geſtand dem Fremden, daß ihn ſein Benehmen und beſonders ſein Gelächter an eine mit jenen Abenteuern verflochtene Perſon erinnere, welche ſeither eine ſchmachvolle Berühmtheit erlangt habe als Diebsfänger — an Jonathan Wild. Die Gäſte fuhren auf — nahmen ſich des Genannten an, ein Wort gab das andere, und Mr. Jackſon erklärte, er habe Wild ſein ganzes Leben lang ſchon gekannt; Mr. Kneebone erzählte, wie er gehört, daß der berüchtigte Diebsfänger Wild und ſein Spießgeſelle Blueskin einmal Verdruß bekommen, und der letztere geſchworen habe, ſeinen Meiſter bei der geringſten Spur von Verrätherei ums

Leben zu bringen — worüber die beiden Gäſte ziemlich verdutzt waren. Die Rede kam dann wieder auf Thames und ſeine Herkunft — Wood ſprach von den Rechten und Anſprüchen des Knaben, in deren Beſitz er wieder geſetzt werden ſollte, und Jackſon ſuchte ihn ſo viel als möglich auszuholen. Thames ſelbſt ließ einen Wink fallen, daß er einen Mitſchuldigen an jenem Meuchelmord zu nennen wüßte. Jackſon machte Wood Hoffnung, ihn unter günſtigen Bedingungen auf eine Spur zu bringen. Plötzlich aber ſtand er auf, rüttelte ſeinen eingeſchlafenen Begleiter, beide zogen Piſtolen aus der Taſche, und machten, einen Verhaftbefehl vorweiſend, Anſtalt, ſich Mr. Kneebone's als eines Rebellen und Hochverräthers zu bemächtigen. Die Schreinerin kreiſchte laut auf; ihr Mann aber hatte zuvor ſchon ſeinen Conſtabelſtock ergriffen; Kneebone hatte mit einem Schlag den Mr. Smith (der kein andrer war als Blueſtin) zu Boden geſtreckt und eine Piſtole auf Jonathan Wild angelegt. Dieſer forderte den Mr. Wood auf, ihm zur Verhaftung des Hochverräthers behülflich zu ſeyn; Mrs. Wood gab ihm Gegenbefehl; der ehrliche Schreiner war in großer Noth; da kam ihm, nachdem Mr. Jackſon, von Thames und Wood gedrängt, ſich ſelbſt als Eine Perſon mit Jonathan Wild bekannt hatte, ein Gedanke; er rief ihm mit lauter Stimme zu, in ſeiner Eigenſchaft als Conſtabel, Kneebone, den er mit Hülfe des wieder aufgeſtandenen Blueſtin feſſeln wollte, frei zu laſſen, und als er ſich deſſen weigerte, kündigte er ihm an, daß er ihn und ſeinen Genoſſen wegen eines gemeinen Vergehens verhafte, und hieß Thames zum Fenſter hinaus um Beiſtand rufen. Jonathan, der die Sache nicht zu weit zu treiben wünſchte, erbat ſich ein Wort mit Mr. Wood; dieſer zeigte ihm einen Schlüſſel; darüber ward der Diebsfänger verdutzt, gab nach einigem Beſinnen ſeinem Geſellen Befehl, Kneebone frei zu laſſen, und entfernte ſich, nachdem ſie dem ehrlichen Meiſter ein Päckchen Briefe von der Hand ſeiner Ehehälfte, die ſie bei Mr. Kneebone gefunden, vorgelegt, unter der halb laut gemurmelten Drohung: „Vor morgen Nacht ſoll der Knabe das Schickſal ſeines Vaters theilen." — —

Thames Darrell entfernte ſich bei der unangenehmen Scene zwiſchen ſeinen Pflegeeltern, die jedoch bald mit einer Verſöhnung ſchloß, und zog ſich auf ſein und Jacks Zimmer zurück; hier traf er Winifred, welche eben eine Zeichnung von ihm zu entwerfen ſuchte, was ihr nicht ganz übel gelang. Er erbat ſie ſich von ihr und erhielt nicht nur ſie, ſondern auch eine Haarlocke. Es kam zu einer zärtlichen Ergießung zwiſchen den Kindern, während welcher Jack zurück kam, der ſeinem eiferſüchtigen Verdruß in einem ſpöttiſchen Lied und in ſpitzigen Worten Luft machte. Ein Wort gab das andere und bald kam es zu einem Kampf zwiſchen den beiden Knaben, der mit Jacks Niederlage endete, worauf dieſer brummte, es ſey nicht angenehm, das Mädchen das man liebe, in den Armen eines Andern zu ſehen. Dann fiel ſein Blick auf Winifreds Zeichnung, die ihn von neuem mit Verdruß, aber auch mit Staunen erfüllte — mit Staunen darüber, wie ähnlich dieſe Zeichnung einem Miniaturbild ſey, das er in der Taſche habe. Auf Thames Befragen geſteht er, daß er es der Lady Trafford entwendet; es iſt ein reich in Diamanten gefaßtes Bild, das, wie Jack vermuthet, Thames Vater darſtellen ſoll. Thames verlangt, er ſolle es zurückgeben; deſſen weigert ſich Jack; nun will Thames es der Dame wieder zuſtellen, aber Jack, von dieſem Schritte das Schlimmſte für ſich beſorgend, widerſetzt ſich ihm, das Meſſer in der Hand, und es hätte übel ablaufen können, hätte ſich nicht Winifred, welche zuvor davongeeilt war, jetzt wieder eintretend zwiſchen die Knaben geſtürzt, Jack auffordernd: lieber ſie als Thames zu tödten. Auf ihre Frage, was denn zu dem Streit Anlaß gegeben, verſetzt Jack: „Du!" was ihr jedoch Thames auszureden ſucht. Er verſichert ſie, ihr Streit ſey abgemacht, und auf ihre ängſtliche Frage beſtätigt ihr dieß auch Jack; Thames möge thun was ihm beliebe — ſogar ihn (Jack) an den Galgen bringen, wenn ſie es wünſche. Darauf entfernt ſich das Mädchen; Thames bietet Jack die Hand, verſichert ihn, daß er ihn gewiß nicht in Verlegenheit bringen werde, erklärt ihm aber ſeinen Entſchluß, zu der Lady Trafford zu gehen, von der er zu erfahren hoffe, wen das Bild vorſtelle. Dazu gibt Jack ſeine Zuſtimmung, und erzählt, wie er das Bild entwendet, das die Dame vor ihrem eben anweſenden Bruder, Sir Rowland Trenchard, zu verheimlichen geſucht habe. Die Dame, krank auf dem Sopha liegend, habe ihn mit ihrem blaſſen Geſicht und ihren ſchwarzen Augen ſehr an ſeine Mutter erinnert, und deßwegen habe ihn auch ſeine That gleich hinterher gereut. So machen ſich die zwei Knaben auf den Weg, obgleich Winifred ſie zurückzuhalten ſucht, welche gehört hat, wie Mr. Kneebone ihren Vater gewarnt, in Betreff des Thames vor Jonathan Wild auf der Hut zu ſeyn und den Knaben nicht aus dem Auge zu laſſen. Als Wood herbeikommt, ſind die Knaben ſchon aus dem Geſichte.

Als die Knaben im Hauſe des Sir Rowland Trenchard ankamen, hatte dieſer eine ſehr heftige Scene mit ſeiner ſehr kranken und ſchwachen Schweſter, Lady Trafford, gehabt. Aufs roheſte und gewaltthätigſte hatte er ſie mißhandelt, ſie über ihr Teſtament befragt und von ihr den Namen ihres frühern Geliebten zu erpreſſen geſucht. Sie hatte ihm geantwortet, ihr Teſtament ſey zu Gunſten ihres Sohnes, des Sprößlings einer rechtmäßigen Verbindung, gemacht, dieſer Sohn lebe vielleicht noch; den Namen ihres Gatten aber weigerte ſie ſich ihm zu nennen; in höchſter Wuth ſuchte Sir Rowland ſie hiezu zu zwingen; er verſicherte ſie, er habe Vater und Kind in der Themſe ertrinken ſehen, und zog endlich ſein Schwert, worauf Lady Trafford in Ohnmacht fiel. Da entfernte ſich Sir Rowland; und ſobald die unglückliche Lady Trafford wieder zum Bewußtſeyn kam, gab ſie Befehl, unverzüglich Anſtalten zur Reiſe nach ihren Gütern in Lancaſhire zu machen. Sir Rowland aber erhielt bald darauf einen unerwarteten Beſuch von einem Unbekannten, der ihn mit widerlicher Vertraulichkeit anredete und ihn an die Nacht des 26 Novembers 1703 erinnerte, und daß ſie ſich in jener Nacht in der alten Münze getroffen hätten. Sir Rowland gab vor, damals gar nicht in London geweſen zu ſeyn, aber der Fremde lächelte ungläubig, fand ſein Mißtrauen natürlich und erklärte ihm dann: er ſey gekommen ihm zu dienen. Zum Beweis daß er dieß könne, nennt er ihm

Digitized by Google

seine Familienverhältnisse; er weiß daß Sir Rowland zwei Schwestern hatte, von welchen die ältere, Constance, durch die Nachlässigkeit einer Dienerin als Kind verloren ging; die jüngere ist die Lady Trafford, Wittwe. Der Vater enterbte den Sohn, dessen Jakobitische Gesinnung ihm mißfiel, zu Gunsten seiner Tochter Aliva; jetzt suchte Jener die Verbindung Sir Cecil Traffords mit seiner Schwester zu vereiteln, ohne doch dessen Freundschaft zu verlieren. Aliva aber knüpfte ein Liebesverhältniß hinter dem Rücken ihres Bruders an und verheirathete sich heimlich. Sir Rowland beredete den Sir Cecil, seine Schwester sey verführt, und beide eilten nach London. Sie erkundeten die verborgene Wohnung der jungen Gatten und erbrachen die Thüre. Aliva's Gatte empfing sie mit gezücktem Schwert; endlich aber raffte er ihr Kind auf und floh mit diesem, wie Aliva, mehr für das Leben des Kindes als das ihrige besorgt, ihm zu thun zurief. Sir Rowland und seine Leute verfolgten darauf die Flüchtigen in die Münze. Eine gewisse Person war zuerst dem verfolgten Gatten Aliva's zur Flucht behülflich und brachte dann seine Feinde auf seine Spur. Aliva stürzte aus einem Fenster und ward besinnungslos weggetragen, überlebte jedoch den Fall. Ihr Gatte ward auf der Themse von Rowland eingeholt und erstochen; Rowlands Leute kamen durch den Sturm um; er ward wie durch ein Wunder gerettet, und wußte nachmals seine Schwester zu einer Ehe mit Sir Cecil Rowland unter unerhörten Bedingungen zu bewegen.

Alles dieß hörte Sir Rowland mit Wuth und Entsetzen und wußte nicht, für was er den nehmen sollte, der ihm dieß so kaltblütig vorerzählte, und ihm erklärte, er wisse wohl, daß er, Sir Rowland, sich jetzt alle Hoffnung mache, das Vermögen seiner Schwester werde bald an ihn zurückfallen. Auf die Frage Sir Rowlands gestand der Fremde sehr unbefangen, er sey Jonathan Wild. Jetzt nahm Sir Rowland eine verächtliche, dann eine drohende Miene an und bezeigte Lust, sich des Diebsfängers, der um so gefährliche Geheimnisse wußte, mit Gewalt zu entledigen; aber Wild blieb kalt und unerschrocken, zeigte sich auf alles gefaßt und gerüstet als ein persönlich tapferer und starker Mann, und außerdem von seinen Begleitern im Vorzimmer bewacht, und deutete dem Sir Rowland zuletzt darauf hin, daß er sogar ermächtigt sey, ihn als Jakobiten und Verschwörer zu verhaften. Doch dieß liege, fügte er kaltblütig hinzu, nicht in seinem Interesse, er habe vielmehr auch eine erlittene Unbill zu rächen, und ihr Vortheil gehe hier Hand in Hand; er verlange nur tausend Pfund dafür, daß er ihn des Sohns und Erben seiner Schwester, der noch am Leben sey, entledige. Sir Rowland war wie vom Blitz getroffen bei der Kunde, daß dieser Knabe noch lebe; eine Weile weigerte er sich, Befehl zu seiner Hinwegräumung zu geben — er fragte, wo er sey? Bei dem Schreiner Wood, antwortete Wild. Ein Junge aus seiner Werkstatt sey vor kurzem da gewesen; ob der es sey? fragte Sir Rowland. Nein, war Wilds Antwort; und in diesem Augenblick meldete ein Diener, daß wieder ein Lehrling von Mr. Wood draußen sey und nach Lady Trafford frage, nicht derjenige, der vor einer Weile dagewesen, sondern ein viel schönerer Knabe. Darüber jubelte Jonathan; leise fragte er Sir Rowland, ob er seine Bedingungen annehme, und leise antwortete Trenchard mit Ja! — Genug! rief Wild. Er soll nicht zurückkehren.

Thames Darrell wurde, nachdem sich Jonathan Wild mit Trenchard eilig besprochen und einen Plan entworfen hatte, hereingeführt, und Befehl gegeben, Jack Sheppard, der mitgekommen war, draußen festzuhalten. Der Knabe, der das Bild zurückgeben wollte, wurde nun ohne Weiteres, ohne daß man ihn nur anhörte, als dessen Dieb behandelt, und der später hereingeführte Jack Sheppard bestätigte, zu Thames größtem Erstaunen, die Anklage. Wie man gerade den seine Unschuld betheuernden Knaben weg und ins Gefängniß führen wollte, brachte man Lady Trafford sterbend zurück. Ueberrascht und erschüttert von dem Anblick der Sterbenden, welche nur noch ihr Kind zu sehen wünschte, dessen Tod Sir Rowland so eben verabredet hatte, entdeckt ihr der Bruder, daß der Knabe da sey und führte ihr Thames zu. Eine erschütternde Erkennungsscene folgte, Mutter und Sohn schwammen in Thränen. Da bereute aber Sir Rowland wieder was er gethan; er drang in seine Schwester, ihm den Vater des Knaben zu nennen, was sie beharrlich verweigerte. Jonathan flüsterte ihm Drohungen ins Ohr; der Knabe entdeckte jammernd seiner Mutter, daß man ihm nach dem Leben trachte. Alles stand für Sir Rowland auf dem Spiel, und er gab Jonathan Erlaubniß, mit Thames nach Gutdünken zu verfahren. Jonathan ergriff Thames, die Lady sah mit Entsetzen ihren Sohn bedroht — schon wollte sie das Geheimniß offenbaren, als der Tod sie ereilte. Vom Leichnam seiner Mutter, den Sir Rowland mit düsterm Zorn betrachtete, wurde Thames, und mit ihm Jack, fortgeschleppt und unter Obhut zweier Spießgesellen Jonathans in einem Wagen nach dem Gefängniß gebracht.

Unterwegs suchte Jack einmal zu entwischen, wurde aber daran gehindert, und Thames fand Mittel, einen Polizeidiener an seinen Pflegevater zu schicken, mit der Nachricht, daß er als Wilds Gefangener in St. Giles sey.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

übersetzt im Versmaaße der Originale von Kranz.

(Schluß.)

Von den Gedichten Coleridge's heben wir noch folgendes, komisch-satyrische aus, welches zugleich für den originellen Mann charakteristisch ist:

Des Teufels Gedanken.

Vom Schwefelbett hub der Teufel sich
Früh Morgens spazieren zu gehen;
Er wollte sein kleines Pachtgut, die Erd',
Den Stand seines Stockes besehen.

Digitized by Google

Er ſchritt durch Thäler, der Hügel Kranz,
Schritt durch die Ebene vor,
Und ſchlenkerte hin und her mit dem Schwanz —
So ſchlenkert ein Stutzer ſein Rohr.

Und wie war der Teufel denn angethan?
Oh! beſten Sonntagsſtaat hatt' er an;
Die Jacke roth, blaue Unterkleider;
Drin ließ ein Loch für den Schwanz der Schneider.

Er ſahe, wie ein Juriſt erſchlug
'Ne Viper auf dem Miſt ſeines Stalles;
Da ſchmunzelt der Teufel; er denkt hiebei
Des Cain- und Abel-Falles.

Er ſahe — ein Bader auf weißem Roß
Ritt nach ſeines Berufes Wahrung;
Und der Teufel gedachte des alten Freunds,
Des Tods in der Offenbarung.

Er ſahe ein „Landhaus," zwei Säle dabei,
Solch „Hüttchen" wie oft ihr es treffet;
Da grinzte der Teufel; ſeine Lieblingsſünd'
Iſt Hochmuth, der Demuth nachäffet.

Er trat in ein Buchhändlergewölb',
Und rief: „Die Weisheit zu freſſen
Hab' ich ja mit dir auf Einer Bank
Am Baum der Erkenntniß geſeſſen."

Stromab glitt geſchwind, mit Fluth und dem Wind,
Ein Ferkel, Zeit ſchien ihm zu reuen;
Da machte der Teufel ein weiſes Geſicht —
Das Ferkel ſchnitt ſich den Hals ab — Er ſpricht:
„Fahr wohl Englands Handelsgedeihen."

Er ſahe, als er durch Cold-Bath-Field ging,
Eine ganz einſame Zelle,
Und die gefiel dem Teufel, als Wink
Zur Verbeſſerung der Kerker der Hölle.

Er ſahe, ein Schließer entfeſſelte ſie
Einen ſchlimmen, unruh'gen Geſellen;
„Wie rühren die Finger ſich beſten Schicks,
Steht ein Mann an der rechten Stellen!"

Der Schließer ſchloß los einen andern Mann,
Doch langſamer ging die Verrichtung;
Das mahnt ihn an Sklavenhandel und an
Die Debatte zu deſſen Vernichtung.

Er ſah eine alte Bekanntſchaft ſtehn
Bei der Schule der Methodiſten,
Die einen geweihten Schüſſel hielt;
Se. Hoheit, der Teufel, grüßten.

Sie rümpft die Naſe, ruft: „Fort! ich bin
Religion, der Glaube!"
Blickt dann auf Herrn...., und ſchielt
Wie 'ne liebekranke Taube.

Nun ſah er General Fairfax Geſicht,
Das conſternirte ihn ſehr;
Und eilig zur Hölle der Teufel ſich zieht,
Denn irrig glaubt' er, daß, was er dort ſieht,
Ein Generalweltbrand wär'.

Von L. E. Landon hat Herr Kranz außer zwei kleinen Balladen ein größeres Gedicht überſetzt: „Das Goldveilchen." Es iſt dieß ein Cyklus von Liedern und Balladen, zuſammengehalten durch den Rahmen eines Preis- und Wettgeſanges:

„Goldveilchen ſoll der Preis allein
Für provençal'ſche Sänger ſeyn!
Es öffne ſich mein Schloß der Menge
Von Harfen und dem Feſtgedränge;
Und Barden, nah- und ferner, Mund
Geb' Minnelied und Kriegsgeſang kund.
Aufs Siegerhaupt drück' ich zum Lohne
Mit eigner Hand die Veilchenkrone!"

So ſpricht die Gräfin Clemenze im wonnigen Maimonat, und dieß iſt die Loſung zu einer Reihe von Geſängen. Des erſten Minſtrels Sang heißt:

Der gebrochene Zauber.

Wo iſt auf Erden noch Treue zu ſchauen,
So ſtille und dauernd, wie Treue der Frauen?
Männer wohl liebten und ſtarben als Krieger
Für die Geliebte, den Preis der Sieger;
Gab doch gar Einer der Welt Gewinn
Für ein Paar Weiberaugen dahin.
Das iſt die Lieb' nicht, die Probe hält
In Schmerzen, und wenn der Glücksſtern fällt —
Iſt nicht der Regenbogen, der funkelt
Je trüber Gewölk den Himmel umdunkelt;
Die Treue der Frauen zieht eben aus Leid,
Was Kraft dem Leibe, dem Geiſte verleiht;
Ihr ſchärfet die Trennung der Liebe Werth,
Weil dann ſie vom eigenen Vorrath zehrt.
Klopft nicht das Herz in Frauenbruſt
Vor Stolz und Freude ob eignem Verluſt?
Wird trüber ihr Auge, die Wange bleich —
Spricht beides nicht von Zärtlichkeit gleich?
Dort ſind erloſchen der Liebe Kerzen
Zu brennen, zu ſterben im geſuchten Herzen.
Ach! muß ſo oft der Grabesſtein
Der Weibestreue Siegel ſeyn?
. . . . . .
Ein ſchöner Garten iſt's; Mandelbäume
Streun ſilberne Gaben durch duftige Räume.

Und Lilien im weißen Brautgewand,
In deren Kelch ein Goldschatz sich fand,
Gleich Marmorschlössern, wie Kön'ge sie bau'n
Und vor der eignen Pracht scheint zu grau'n
Der Hyacinth die am Stengel sich neigt,
Lieblicher, weil sie schüchtern sich beugt;
Doch in der Mitte ein Rosenstock lacht,
Der Winde Liebling, des Gartens Pracht;
Kein Wunder, daß so viel Blüthen er hat,
Trägt deine Thränen doch jegliches Blatt.
Und, Miezala! dir sagt dein Herz:
Nur das währt, was sich nährt vom Schmerz!'

Ein Rosenzweig war's, den des Liebsten Hand
Ihr in die Rabenlocken einst wand,
Als sie beim Scheiden mit zärtlichen Sorgen
Seufzend sich riefen: wir sehen uns morgen!
Doch das Mädchen weiß nicht, wenn die Thräne ihr quillt,
Ob sie dem Todten, dem Treulosen gilt;
Nie seit der Nacht sah sie sein Angesicht
Wo sein Schatten ihr schwand im Mondenlicht;
Und der Zweig, der theure, war Alles, was blieb
Als Erinnerung des Raubes von Hoffnung und Lieb'.

An einem Sommerabend hatten
Zur Ruh sie geladen des Tulpenbaums Schatten,
Als schwebend vom Lieblingsrosenstock nun
Ein Wölkchen gleich Morgenwölkchen brach;
Auf sieht sie die Silberblätter sich thun
Wo strahlend eine Gestalt drin lag.
Sanft, wie Abendhauchsgekose
Murmelt in des Sees Schooße,
Sprach zu ihr der Geist der Rose:
„Miezala, es liegt im Schlummer
Der, den du beweinst voll Kummer;
Starker Zauber ihn umflicht,
Den nur Frauenliebe bricht.
Folg' mir! Deine Treue kann
Lösen seinen starken Bann!
Doch erwäg', ob ohne Grauen,
Was du sehn magst, du wirst schauen.
Laß nicht Hoffnung, Furcht dich wenden
Von des Marmorschlosses Wänden;
Dort zeigt dir dein Liebster sich
Todt fürs Leben, Lieb' und dich;
Treue nur so rein wie deine,
Darf sich nahn dem Zauberscheine;
Er erwacht, sobald dein Mund
Küßt den kalten Stein, zur Stund',
Gleicht der Lieb' dein muth'ger Glaube:
Folge dann der weißen Taube!"

Eine weiße Taube führt Miezala zu einem Nachen, er sie an eine fremde Küste bringt und ans Thor eines Schlosses.

Sie saß beim Baume, der verdorrt,
Und harrte ihres Schicksals dort;
Doch das Thor flog auf zur Mitternachtesstund
Dröhnend als spalte der innerste Grund,
Und sie schritt fürder; kaum genügte die Helle
Zu sehen die Kluft, das Dunkel der Stelle —
Ein Licht — so zuckt über Mörders Grab
Die Todtfackel bläulich hinauf und hinab.
Besetzt war der Weg mit gaukelnden Schemen
Die Beute im Dunkel gefangen zu nehmen,
Ein Blick, bei dem das Auge mehr litt,
Weil Licht und Zweifel sich hier stritt;
Doch Miezala furchtlos sich weiter wandt',
Bis der letzte gräuliche Spuk verschwand.

Plötzlich wird es wieder Tag und ein köstlicher Garten empfängt sie, aber auf Miezala macht seine Schönheit keinen Eindruck, hält sie nicht auf. Jetzt kommt sie an einen Marmortempel, worin zwei königliche Gestalten; der einen Lächeln schien zu sagen: nur Gold erzwinge den Einlaß. Die andre aber:

Aus der Lilienkrone reißt
Rasch ein Knöspchen hier der Geist,
Reizend wie's kein Sommer kannt'
Gab's dem Mädchen und verschwand.

Und Miezala stand am verschlossenen Thor,
Der Löwenkönig hielt Wache davor,
Die Knospe berührt ihn, sie zähmt ihn und schafft
Daß weit das verkettete Thor nun klafft,
Tiefdunkel war es im Zaubergebiete,
Doch holdes Licht schafft die Lilienblüthe;
Und Miezala schaute des Liebsten Gesicht,
Erweckt von dem Arme, der zart ihn umflicht;
Heil, Heil dir Mädchen! der Bann ist zerronnen,
Gethan ist dein Werk, dein Liebster gewonnen!

Bei viel Zartheit und Lebhaftigkeit der Schilderungen stehen doch diese Dichtungen der Lalla Rookh von Th. Moore, welche ohne Zweifel ihr Vorbild waren, bedeutend nach, und dieß Urtheil könnte auch durch eine noch glättere und kunstreichere Uebersetzung schwerlich umgestoßen oder modificirt werden.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 140 u. 141.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 December 1840.

Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer.

Im vorigen Jahrgang, Nro. 96 flg., besprachen wir das Buch der Lady Bulwer, Cheveley, oder der Mann von Ehre, als dessen Hauptmotiv, gleich bei seinem Erscheinen, die Herabsetzung ihres, von ihr getrennt lebenden, Gatten in der öffentlichen Meinung, von vielen Stimmen bezeichnet wurde, was sich auch vollkommen bestätigt hat. Wir bemerkten damals, im Widerspruch mit einem französischen Kritiker, daß das Buch für Bulwer schwerlich gleichgültig seyn, daß es ihn unangenehm und empfindlich berühren werde, und auch dieß ist uns von guter Hand bestätigt worden. Da Bulwer viele politische Gegner und Feinde, wohl auch viele literarische Widersacher und Neider hat, so ist der große Absatz, welchen das Werk seiner Gattin in dem skandalsüchtigen England hatte, keineswegs schon als eine Anerkennung der darin gegen ihn enthaltenen Anklagen, noch weniger als eine Billigung des Schrittes der Schriftstellerin selbst, anzusehen. Ein förmliches Lob von „Cheveley" ist uns in englischen Blättern nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen aber erhoben sich stark mißbilligende Stimmen, theils das Unweibliche dieses Verfahrens rügend, theils Bulwer gegen die Anklage in Schutz nehmend, und schon im April 1839 schrieb ein junger Engländer von Paris aus ein, Bulwer von allen jenen Anklagen freisprechendes, die Handlungsweise der Lady Bulwer aufs schärfste rügendes und verdammendes Gedicht: „Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre;" das so rasch verkauft wurde, daß augenblicklich eine zweite Auflage erforderlich wurde. Vielleicht kommt die Mittheilung des wesentlichen Inhalts dieses Schriftchens auch jetzt noch unsern Lesern nicht zu spät. Das Vorwort zur Uebersetzung sagt: „Die Uebertragung dieses Werkchens wurde veranlaßt durch eine dringende Aufforderung, hierdurch den ungünstigen Ansichten und Vorurtheilen zu begegnen, welche sich in Deutschland in Betreff des berühmten Romandichters, Sir Edward Lytton Bulwer, in Folge des Buchs seiner Gattin verbreitet haben möchten, da derselbe auf das Urtheil und die Gunst Deutschlands einen hohen Werth legt. Gewiß ist es vielen Freunden der Bulwer'schen Muse in Deutschland interessant und erwünscht, diese Ehrenrettung des berühmten Schriftstellers kennen zu lernen, und schon der Umstand legt ein wichtiges Zeugniß für seinen Charakter ab, daß er einen so enthusiastischen, poetischen Anwalt fand. Sind wir in Deutschland auch nicht im Stand', über Recht und Unrecht der Parteien in jenem traurigen Zwist uns ein ganz sicheres Urtheil zu bilden, so werden wir doch gern von den Acten unparteiische Einsicht nehmen."

Die Vorrede rügt den doppelten Frevel gegen den Geschmack und gegen das sittliche Gefühl der Gesellschaft, der durch dieß Buch begangen worden sey; doch übergehen wir das hier Gesagte, da das Wesentliche im Gedicht selbst schon ausgesprochen wird. Der Verfasser schlägt das literarische Verdienst von Cheveley äußerst gering, und wohl in seiner Entrüstung über die Tendenz zu gering an; er wirft der Verfasserin viele Sünden gegen Grammatik und Sprache vor und macht sich besonders auch über die Schnitzer im Französischen lustig, die er nicht galant genug ist, für Druckfehler passiren zu lassen. An der Composition ist gewiß viel auszusetzen; die ganze Tendenz des Buches, Verunglimpfung des Gatten, ist dem Gefühl zuwider, und man kann sich leicht denken, daß der Freund Bulwers, der den Cheveley liest, in beständiger Vergegenwärtigung der eigentlich gemeinten Personen, vom bittersten Ingrimm erfüllt werden mag; aber viel Geist und lebendige Darstellung lassen sich doch der Dame nicht absprechen.

Daran hat der Anwalt Bulwers jedenfalls, unsers Erachtens, nicht ganz gut gethan, daß er den Namen, unter welchem Lady Bulwer ihren Gatten dem Spott, der Verachtung und dem Hasse preis zu geben suchte, selbst auch geradezu für Bulwer adoptirte; daß er so gleichsam eine Ehrenrettung de Cliffords versuchte, statt geradezu jede Spur von einer Identität Bulwers, des rechtschaffenen und ehrenwerthen Dichters, und de Cliffords, eines willkürlich fingirten, derzlosen Heuchlers und Bösewichts, zu läugnen. Auch scheint er uns das poetische Ver-

dienſt Bulwers etwas zu hoch zu ſtellen, wenn er ihn als den Hauptſtolz Englands, als einen Ebenbürtigen Shakſpeare's bezeichnet.

Das Gedicht iſt in gereimten Jamben geſchrieben, in zwei Geſängen, welchen ein Gedicht an Bulwer voranſteht.

An Sir — [E. L. Bulwer.]

Die Stimme eines Volks rauſcht in der Luft,
Mit Flüſtern, horch! ſpricht ſie, verworren, lang;
Jetzt klagt ſie, jetzt zur Freude ſie dich ruft!
Ihr Widerhall ſey dieſer mein Geſang!

Sie ſagt: du leertest aus den Kelch der Weh'n,
Und bitter war der Trank, den er dir bot!
Doch in den gift'gen Hefen iſt zu ſeh'n
Die Liebe eines Volks — ein Prachtkleinod!

Ja, Millionen, dankbar daß durch dich
Der Erde grünſte Lorbeern uns erfreu'n,
Sammeln um dich voll Mitgefühles ſich,
Dir Blumen auf den rauhen Pfad zu ſtreu'n.

Den Menſchen deines Geiſtes Schatz gabſt du,
Reich wie ein König, mit neidloſer Gunſt,
Und holde Weisheit, himmliſch lächelnd zu,
Schmückt deiner Feder friſche Zauberkunſt.

Wähn' uns undankbar nicht! wenn in dem Streit
Um Ruhm den Vorplatz unſer Volk einnahm,
Wenn uns die Welt, beſiegt, den Kranz hindeut:
Unſres Triumphes Loſung iſt dein Nam'!

Fürſt des Gedankenreichs! o ſieh, es weint
Ein Volk, wenn Seufzer dir entlockt ein Schmerz!
Dem Leid der Kön'ge wird Mitleid verneint —
Doch, ha! des Dichters Reich iſt ja das Herz;

Wer liebt den Dichter nicht, deß Himmelslied
Aus Jammers Tiefen das Gemüth erhöht?
Und wer entbrennt nicht, wenn ihm Leid geſchieht,
Leid, das kaum ein alltäglich Herz verſteht? —

Ja, Troſt ſey dir es, daß dich liebt dein Land!
Verſchmäh dieß Lied nicht; für des Dichters Scele
Gilt die Waldroſ' in Hirtenknabens Hand
Gleich eines morgenländ'ſchen Schachts Juwele!

Die zwei Geſänge ſelbſt lauten, mit einigen Abkürzungen, wie folgt:

Erſter Geſang.

Iſt dieß das Land, auf das die Völker ſchaun,
An unſrer Häuslichkeit ſich zu erbaun?
Das Ruhmesland, wo mit Schönheit gepaart
Das Weib ein fleckenloſes Leben fährt?
Wo es begabt mit heil'ger Engelsmacht
Der Armuth Bett, des Stolzes Pfühl bewacht,
Dem Sonnſtrahl gleich, der tröſtend ſich drängt ein
In Clauſen, wo das Elend wohnt, die Pein —
Oder der Blume, bunt der Erd' entſprungen,
Erheiternd des Einſamen Wanderungen?
Wo, wenn des Manns Herz Leidenſchaft verführt,
Sie, weinend, ihm das Herz zur Umkehr rührt;
Wo um den Hausherd Tugenden erblühn,
Die von des nähern Himmels Reife glühn;
Wo weltbefleckten Wandrern milde Hand
Verzeihung winkt und gewährt Beiſtand?
Wo vor dem eitlen Lärm und Prunk Zuflucht
Der Mann bei Einem treuen Herzen ſucht;
Wo er vom falſchen Unbeſtand getrennt,
Kehrt zu der Liebe, welche raſtlos brennt,
Die ſchützend, wo Schmähung und Tadel regnen,
Lehrt ſeine Kinder ſeinen Namen ſegnen?

Iſt dieß das Land, wo's Frau'nherz treu ſich gleich?
Erröthet Englands Töchter! denn auf Euch
Fällt auch ein Theil von Jener ew'ger Schmach,
Die von dem Ruf des Gatten Lügen ſprach!
Ja! wenn ihr lächelt ob dem gift'gen Blatt,
Das unſre Zeit mit Schmutz geſchändet hat;
Lächelt, wo die Verräth'rin, böegeſinnt,
Aus Hausesheimlichkeit Verleumdung ſpinnt,
Wo ſie die ſtolze Zärtlichkeit des Sohns
Zu ſeiner Mutter macht zum Ziel des Hohns;
Der Mutter ſpottet, die er liebt ſo heiß,
Als ſtets verdient, und er zu lieben weiß:
Oh! wenn ein Weib, das mit Mordwaffen ſpielt,
Durchs Herz der Mutter nach dem Gatten zielt,
Oh! wenn ihr nicht einmüthig da verdammt;
Theilt ihre Sünd' und Schmach ihr allzuſammt!

Ihr Gatten, kehrt mein Wort bei euch auch ein,
So viele ſchuldhaft, und ſo wen'ge rein?
Die ihr, ſey's Neid nun, ſey's der Thorheit Fluch,
Lächelt ob dieſem frevelſchwangern Buch,
Hoffend, zu ſchau'n den Mächt'gen ſchmachbedeckt,
Oder weil Weh des Andern ſüß Euch ſchmeckt,
Im beſten Fall das Wahnbild eines Rechts
Vertheidigend, des ſchwächeren Geſchlechts:
Seyd klug bei Zeit, weil die Vergeltung leicht
An Euern Herd ſich unerwartet ſchleicht!

Zwar dieſes Buch Beifall vielleicht entreißt
Dem ungebildeten, dem ſchwachen Geiſt.
Und leicht nimmt ein falſchritterlicher Wahn
Sich einer Frau, ob ſie auch irre, an!
Sie iſt wohl ſchön! Ob euer Herz wohl rührt
Ein bunt Inſect, das einen Stachel führt?

So ſchön von Farben iſt's und ſchwach — Doch trifft
Tödtlich ein trauend Herz des Stachels Gift!
Oh! wenn den Stachel wirgt die Farbe auf:
Dann laßt den ſchnöden Thränen freien Lauf,
Doch hört: Ihr Lächelt, wenn des Weibs Verrath
Zerfleiſcht ein größres Herz — beklatſcht die That;
Lacht, wenn entweiht des Andern Haus ihr ſeht,
Den Vater ihres Kinds die Mutter ſchmäht, —
Ihr ſeht durch Jahre nicht, die weit ſich dehnen,
Der Tochter Schamglut, ihre heißen Thränen,
Ihr wißt nicht, wie der Mehlthau ſolcher Lügen
Verderblich junger Schönheit holden Zügen!
He, wenn ſie zum geſchmähten Vater eilt,
Ihr Aug' voll töchterlichen Stolzes weilt
Auf ihm, deß Name wird mit Recht geehrt,
Wo man die Wahrheit hält, den Genius werth:
O denn, denkt euch, wie ihre Wange brennt,
Wenn ihr der Neid dieß traur'ge Denkmal nennt,
Wie ſie dann weinend ihr Geſchick klagt an,
Verdammend, die ſie doch nicht haſſen kann!
Bedenkt euch dieß, Empfindſamkeitsheroen,
Zur Unzeit aus Arkadien entflohen!
Und ſticht ins Herz euch eine Buſenſchlange;
Lullt euch in Schlaf mit taumelndem Geſange,
Indeß am Hausaltar ſich Nattern dehnen,
Dann ſprecht im ſchwachen Weibesang' von Thränen.
. . . . . .
Doch wahr bleibt wahr! Dieß Mordgeſpinnſt, — geſponnen
Ward's aus dem Gift, durch Weibes Tück' gewonnen;
Sie liebte nicht; für keinen Buhlen brannte
Sie, die ſich mit ſo ſtolzem Namen nannte;
Sie war ganz Haß, doch wohl war ihr bewußt,
Wo zu verwunden ſeine ſtolze Bruſt!
Sie wußt': eh wird' ihr Herr ſich ſchlafen legen
Dort, wo die Würmer ekeln Fraßes pflegen,
Als glauben, daß auch nur im Traum untreu
Sein Weib, die Mutter ſeines Kindes, ſey.
Erdichtet ſo die Liebesgeſchichte ſcheint,
Wie Julia lächelt und wie Cheveley weint;
Doch hört jetzt eine ungeſchminkte Kunde,
Stark durch der Wahrheit Nerv, aus meinem Munde.

Ein altes Schloß iſt, deß maite Bäume
In ſtolzen Wipfeln ſäuſeln Sommerträume;
Wie alte Krieger, ritterlich geſinnt,
Trotzen dem Sturm ſie, ſchmeicheln lauem Wind.
Ein Sitz, ächt engliſch, mit ſmaragdnen Matten,
Zierliche Reh' und Hirſche ruh'nd im Schatten;
Die alte Zeit an grauen Mauern wacht,
Doch freundlich jungem Reiz entgegen lacht;
Früchte aus jedem Himmelſtrich hier glühn,
Blumen aus jedem Land balſamiſch blühn;
Reichthum führt' aus, was der Geſchmack erfand,
Kunſt und Natur — ſie gehn hier Hand in Hand!

Fern von der Welt, pflegt' eine Wittwe dort,
Noch jung, ihrer gleichten Waiſen Hort,
Das ächte Bild von einer brittſchen Frau,
Eh unſer Land traf Frankreichs böſer Thau;
Demüthgen Herzens, aber ſelbſtbewußt
Der reinen Würde ihrer edeln Bruſt;
Von Haus und Kindern war erfüllt ihr Herz —
Wohl wußten's, die ihr ſchufen ſolchen Schmerz!
Wie ſchön der Mutter ſolche Liebe ſteht!
Wie rein zum Himmel ſchwingt ſich ihr Gebet;
Wie ſchlaflos ihre Nacht, wenns Kind wird bleich!
An Schreckniſſen die rauhe Luft wie reich!
Mit Treu und Fleiß, der nichts läßt unverſucht,
Sät ſie und erntet des Gemüthes Frucht;
Wie mild die Kinder ſie anhält, daß ſie
Der Waiſen Vater droben ſuchen früh!
Und als ward einer Mutter treuem Fleiß
So ſchöne Blüthe, reiche Frucht zum Preis,
An Anmuth und an Tugend zu ſie nahmen,
Schmückend mit unſer Zier den alten Namen;
Des Einen Augen ſchwarz, die Wange bleich —
Ein Held er! Doch von ihm nicht ſprech' ich Euch!
Des Ruhmes Strahlen um das Haupt ihm glühn;
Verleumdung geifert — doch ſein Kranz bleibt grün!

Doch ſchlank und ſchön er, den wir ſingen, war,
Von ſtolzer Stirn, mit reichem, gelbem Haar;
Natur ziert mit dem Schmucke, dem glanzvollen,
Gern, die des Ruhmes Goldreif tragen ſollen,
Und oh! wie oft Schönheit ſich den erwählt
Zum Liebling, den der Genius dann beſeelt!
Und Augen hatt' er, groß und ſchwermuthsvoll,
Ein Blau, als ob's vom dunkeln Himmel quoll —
Die feinſten Züge, einen Mund — die Waffen
Dem Neid mit einem Lächeln zu entraffen,
Schöne Geſtalt, und eine Hand, gemacht
Kränze zu winden in der Feſtesnacht,
Doch auch geübt, das feur'ge Roß zu zwingen,
Den Preis in Männerkämpfen zu erringen.
Wie reich der Leib, blieb auch das Herz nicht arm:
Empfindlich, ſtolz, in ſeiner Neigung warm;
Der Genius ſprach: Zu ſeinem Schickſal fehle
Die Kunſt des Sangs nicht, des Gefühles Seele!
Wohl mochte frohſtolz ſeine Mutter ſehn
Die ſchönſte Blüthe ſeines Geiſts aufgehn,
Und lächeln, als er ihr gelegt zu Füßen
Den Kranz, der früh ihn ſollt' als Sieger grüßen.
Wenn Fehler ſchlugen aus am Stamm der Tugend,
So waren's die des Genius: kecker Jugend.
Begabter Knab'! von ſeinem Ruf erſcholl
Die Welt; die Weiſen waren Staunens voll.
O des Geſchicks des Genius; blind zu trauen,
Dem Staubeswesen Tempel zu erbauen!
Des Geiſts Gebild in eine Form zu hüllen,

Digitized by Google

Die, unwahr, Liebeskraft nie kann erfüllen!
O Loos, zu dem der Genius oft verdammt!
Kein solch Gefühl sein todt Idol entflammt!
Sein Ruf und sein Vermögen lockte sie,
Und eines Namens mächtige Magie;
Von edler Abkunft, aber arm, gedrückt,
Hätt' gern sie mit siegreichem Hohn geblickt
Auf die, die lang zu kosten ihr gegeben
Die Prüfungen, die stets der Armuth Leben.
Ihr Leiden machte Cliffords Herz sie theuer;
Mit ihrem Druck stieg sein Vergötterungsfeuer;
Von edlem Jünglingsungestüm er glühend, —
Sie in der Frauenschönheit Reife blühend.

Schön war sie! ihre Schönheit von der Art,
Wo sich der Geist lebendig offenbart;
Spöttisch ihr Lächeln — das doch Grübchen schuf,
Wie sie zu bau'n der Grazien Beruf;
Manchem zu amazonenhaft vielleicht —
Doch der Musik nichts ihrer Stimme gleicht!
Ja, sie war schön und jeden Reiz sie zählte —
Nur eine Kleinigkeit — das Herz! — ihr fehlte.
Ihr junger Freund, der sie bestrahlte ganz
Mit seiner Feuerseele Wiederglanz,
Er, blind, bethört, verschmähend deren Rath
Die warnend seiner Wahl entgegentrat,
Reichthum nur schätzend, um ihr Glück zu schaffen,
Bezwungen von des mächt'gen Gottes Waffen,
Gewann sie — führte stolz sie in sein Haus —
Oh! daß ihm bald kroch eine Schlange aus!

(Zweiter Gesang folgt.)

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Schluß.)

Dritte Scene. Cosima. Ordonio.

Ordonio. Ihr erwartetet mich! und doch hattet Ihr mir nicht erlaubt, heute zu kommen, Madame!

Cosima. Ich hatte es Euch sogar verboten; diese allzu häufigen Besuche gefährden meinen Ruf, Ordonio!

Ordonio. Ach, freilich. Das ist die einzige Gefahr, der sie Euch aussetzen; aber ich werde Euch nicht lange lästig fallen, Madame, denn ich komme heute in der ausdrücklichen Absicht, von Euch Abschied zu nehmen.

Cosima (bestürzt). Abschied!

Ordonio. Ja, Madame, ich verlasse Florenz.

Cosima. Nicht auf lange Zeit, hoffe ich?

Ordonio. Für immer!

Cosima. Welch grausames Spiel ist das, Ordonio? Welche Lust findet Ihr daran, mich so leiden zu machen?

Ordonio (bitter). Euch leiden zu machen? Gebt Ihr selbst dieß Spiel auf! Niemand hat Euch je leiden gemacht, Cosima, und... gewiß, Ihr werdet nie leiden!

Cosima. So hat mich noch Niemand beurtheilt!

Ordonio. Nun so beurtheile ich Euch jetzt so.

Cosima (unter Thränen). Oh! doch! ich leide!...

Ordonio. Sie leidet! Hört! ich verlange nur Ein Wort von Euch, und dieß Wort... es ist Zeit daß Ihr mir es sagt, wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt.

Cosima. Ihr zweifelt daran!

Ordonio. Oh! ich kann mich nicht mehr mit doppelsinnigen Worten begnügen. Wie liebt Ihr mich? So wie ich Euch liebe, oder wie Euch Euer Beichtiger mich zu lieben erlaubt hat?

Cosima. So wie Euer Gewissen und das meinige es vorschreiben, Ordonio.

Ordonio. Dann liebt Ihr mich eben nicht, und ich verlange nichts weiter von Euch!

Cosima. Ach, wenn Ihr mich liebtet, meine so reine und ergebene Neigung würde genügen, Euch glücklich zu machen!

Ordonio. Hätte ich glauben können, Ihr liebet mich, als lebend, so wie Ihr mich als todtgeglaubt geliebt, und Eure Freundschaft habe Eurer Liebe nichts benommen: so hätte ich fortwährend das Märtyrerthum ertragen, das ich mir auferlegt; aber ich sehe daß jene Liebe, so rein und schüchtern sie war, doch als verbrecherisch verdammt und unwiderruflich abgeschworen ist. Die Tugend hat, man muß gestehen, ohne allzu großen Kampf den Sieg in Eurer Seele davongetragen. Vielleicht hat die Liebe Neri's bei dem Kanonikus Gnade gefunden, und vielleicht erschien es auch Euch leichter, an ihm Barmherzigkeit zu üben. Wie dem sey, ich kann nicht länger die Rolle spielen, die Ihr mir zutheilt, und meine ehrliche Gesinnung sträubt sich dagegen einen Nebenbuhler zu quälen, der, wie mir scheint, besser behandelt wird als ich.

Cosima. Neri, ein Nebenbuhler! Ihr, der ihm so oft ungerechtes Mißtrauen vorwarft, seyd Ihr nicht ungerechter und mißtrauischer als er? Oh, mein Freund, kommt wieder zu Euch selbst. Seit einiger Zeit ist es mir, als wäret nicht Ihr es, der mit mir spricht. Wollt Ihr das Glück zerstören, das Ihr mir geschenkt? Ebenso gut könntet Ihr mir das Leben nehmen, denn erst seit dieser Zeit fühle ich mein Daseyn recht.

Ordonio. So sagt mir denn, daß Ihr mich anders liebt als ihn?

Cosima. Ich liebe Euch tausendmal mehr, das wißt Ihr.

Ordonio. Tausendmal mehr! aber in derselben Weise?

Cosima. Ich verstehe Euch nicht.

Ordonio. Ist Eure Neigung für mich Freundschaft? sprecht, nichts als Freundschaft?

Cosima. Ordonio, welchen Sinn sollen solche leere Unterscheidungen haben vor Gott, der im Innersten der Herzen liest?

Ordonio. Nun also, Eure Neigung für mich ist Liebe? (er sinkt sanft vor ihr auf die Knie.) Oh! du empfindest wirkliche Liebe

für mich! ſag' es mir nicht, wenn du dich ſcheuſt, das ſchreckliche Wort auszuſprechen, aber laß mich mein Glück in deinen Augen leſen! Wende dein Angeſicht nicht von mir ab!

Coſima (will aufſtehen). Scheiden wir, mein Freund! Solche Gemüthsbewegungen könnten uns der Verſprechungen vergeſſen machen, die wir Gott gethan.

Ordonio (ſie zurückhaltend und mit den Armen umfaſſend). Noch einen Augenblick ſo! Heißt denn das zu viel verlangen nach ſo vielen Leiden und Opfern?

Coſima (ſucht ſich loszumachen). Ja, es iſt zu viel, es iſt mehr als wir ſollen.

Ordonio. Kind! Wer wird denn mit ſo ſtrenger Hand die Gränze ziehen, wo unſre Rechte aufhören und unſre Pflichten anfangen? Worin läßt denn du die Tugend beſtehen? Ein Blick, ein Wort, ein Kuß ſollte ſie beflecken können, während das Geſchenk deines Herzens ſie rein läßt?

Coſima (ſich aus ſeinen Armen losmachend). O laßt mich, laßt mich, ſage ich Euch! Habe ich nicht ſchon Reue genug in der Seele? Habe ich nicht ſchon meinen Gatten, meinen Oheim getäuſcht? Wußte ich nicht, daß Ihr loget, als Ihr mir ſagtet, daß Ihr mich wie eine Schweſter liebet?

Ordonio. O du! ſage du mir, daß du mich nicht wie einen Bruder liebſt! (Er wird Neri's anſichtig.) Neri! verdammt ſeyſt du, überläſtiger Aufpaſſer!

Coſima. Er iſt ein Schutzengel, den mir der Himmel ſendet.

Ordonio. Seyd ruhig, Madame; dieſer Engel hat nichts geſehen, was ihm die Hoffnung rauben könnte, den Himmel auf Erden zu finden.

Coſima. Oh, ſchweigt!

Aus dem vierten Act und deſſen dritter Scene.

——Alviſe. Alles um mich her ſchien glücklich; Ihr ſelbſt ſchienet Euch glücklich zu fühlen, unter einem beſcheidnen Dach eine Familie redlicher Menſchen gefunden zu haben, die Euch die Ehre anthaten, Euch als Ihresgleichen zu behandeln. Ehrenſachen, nicht Geſchäftsſachen, riefen mich in die Ferne. Ich dachte wohl, daß meine Abweſenheit nicht ohne Gefahr bleiben würde; aber ich wollte nicht den Anſtrengungen der Reiſe und den Gefahren des Meeres ein Weſen ausſetzen, das ich mehr liebe als meine Ruhe, als mein Leben! Nach drei Monaten kam ich zurück... Ihr waret an jenem Abend auf Beſuch in meinem Landhaus... Ich durchſchritt meinen Park, ich überſchritt die Schwelle meines Hauſes... dort ſprachen in der Dunkelheit, unter den Kaſtanien der Terraſſe, bei einer Bank zwei Perſonen lebhaft.. die eine dringend und drohend, die andere abweiſend und abwehrend.. Ich ſah, ich hörte Alles...

Ordonio. Genug, Meſſire! Es liegt mir jetzt ob, nicht mich zu rechtfertigen, ſondern die Perſon zu reinigen...

Alviſe. Erſpart Euch die Mühe, ſie bedarf deſſen nicht. Ich habe Euch geſagt, ich wiſſe Alles. Ich weiß ſelbſt mehr als Ihr, denn Ihr glaubt Euch geliebt und ſeyd es nicht.

Ordonio (mit ironiſcher Beſcheidenheit). Gott bewahre mich davor, zu glauben.

Alviſe. Ruft nicht den Himmel an! Ihr habt das Recht verloren, einen Schwur zu thun. Ich ſage Euch, ich, daß Ihr nicht geliebt ſeyd, denn Euch achten iſt hinfort unmöglich. Große Herzensgüte, Jugendträumerei, ein wenig Eitelkeit vielleicht, haben einen Augenblick das reinſte Bewußtſeyn, das es je gab, verſtört; aber in dieſen letzten Zeiten habt Ihr die Maske abgeworfen, und habt Euch zu ungerecht, zu grauſam, zu niederträchtig gezeigt, als daß man Euch nicht von Grund des Herzens verachten müßte. (Indem er Ordonio aufhält, welcher die Hand an ſeinen auf dem Tiſche liegenden Degen legt.) Oh! ſeyd ruhig, ich werde Alles behaupten, was ich ausſpreche, aber ich will Alles ſagen, und Ihr müßt es wohl hören; es iſt Eure Pflicht und die meinige.

Ordonio (bei Seite). Was für Pedanten dieſe Bürger ſind! Braucht es denn ſo viele Vorbereitungen um ſich zu ſchlagen?

Alviſe. Es liegt mir daran Euch zu ſagen, warum ich, anſtatt Euch auf der Stelle zu züchtigen, meinerſeits mich verſtellt habe, indem ich Euch ebenſo behandelte wie zuvor. Der Kanonikus wollte wohl, ich ſollte ſtrenger ſeyn; als Jünger des Evangeliums hatte er nur Einen Zweck, den: Euch zu entfernen, um das zu verhindern, was nun eintritt. Aber ich, ich wollte die Wahrheit im Grunde der Herzen leſen. Ich konnte nicht aus Religion meiner Rache entſagen; ich hätte vielleicht darauf verzichtet aus Liebe. Wäret Ihr geliebt worden (hättet Ihr deſſen würdig ſeyn können), ich weiß nicht, was ich dann gethan hätte.... ich hätte mich entfernt, ich hätte mir vielleicht das Leben genommen... denn ich empfinde in meiner Seele ein ſolches Erbarmen gegen die Leidenden, ein ſolches Unvermögen, Leiden zu verurſachen, daß ich überall lieber das Opfer als der Henker ſeyn möchte. Euer jetziges Betragen macht mir die Sache leicht, und ich kann ohne Reue einen Lügner und Elenden züchtigen! denn ſeit zwei Monaten habt Ihr viele koſtbare Thränen fließen machen... ich rede nicht von den meinigen, ich habe ſie verſchluckt und meine Haare ſind in einigen Nächten weiß geworden, ohne daß man es beachtete; ich ſpreche von einem edeln Herzen, das Ihr bluten macht; von einem gerechten und heiligen Stolz, den Ihr auf die Folter ſpannt; von einer Tugend, die über Euern Angriffen ſteht und die Ihr zerſtören wollt... Ihr ſeht, daß ich Alles weiß!... Ich weiß, daß Ihr, um ihre keuſchen Gedanken zu beunruhigen, meinen beſten Freund, den edelſten, den reinſten unter den Menſchen, angeklagt habt, eben ſo treulos, eben ſo verdorben zu ſeyn wie Ihr. Ich weiß endlich, daß ihr ein Quälgeiſt geworden ſeyd für die großmüthige, leichtgläubige Seele, die Euch immer verzeihen wollte und Euch zu bekehren hoffte; und jetzt iſt es dahin gekommen, daß dieſe unglückliche Seele nicht mehr den Schutz irgend eines der Freunde anzuflehen wagt, welche der Himmel an ihre Seite geſtellt hat, und daß ſie, fürchtend neues Unheil über ihre Familie herabzuziehen, ſich nicht mehr ihrem Bruder Neri, noch ihrem Oheim, dem Prieſter, noch mir, ihrem treueſten und zuverläſſigſten Freunde, anvertraut. Aber

wißt auch, daß dieß Opfer Eurer Verkehrtheit weder vom Himmel noch von den Menſchen verlaſſen, und daß es nicht ſo leicht iſt, unter dem wachen Auge der Vorſehung ein armes Herz zu zerbrechen! Ihr verſteht mich jetzt! die Schwachheit muß geſchützt, der Uebermuth muß geſtraft werden!

Ordonio. Und die Beleidigung gerächt! Ich habe Euch, wie mich dünkt, geduldig angehört, und in Allem was mich perſönlich betrifft, denke ich Euch nicht mit Worten zu antworten. Aber ich wiederhole, es liegt mir daran Signora Coſima zu rechtfertigen....

Alviſe (beſtig). Schweigt! Sprecht nicht einen Namen aus, den zu nennen ich mich in dieſen Mauern enthielt. Eure Lakaien haben ihn vielleicht gehört.

(Man hört in dem verborgenen Gang ein Geräuſch. Ordonio unterdrückt eine Bewegung der Unruhe. Beiſeite). Wäre ſie noch hier? (Laut.) So folgt mir denn in ein andres Gemach. Man übt dermalen gegen die Duelle hier eine ſo ſtrenge Polizei, daß man nicht vorſichtig genug ſeyn kann bei der Verabredung... die kleinſte Unvorſichtigkeit könnte unſre Begegnung unmöglich machen. (Führt ihn ab.)

Hiemit mögen es der Proben genug ſeyn, und ſie werden das Urtheil begründen helfen, daß die Verfaſſerin im Roman ihr Talent weit glänzender entwickelt, als in der Form des Drama's. Ihre Erfindungskraft zeigt ſich viel weniger reich; gar manche Motive ſind aus ihren eigenen Erzählungen, z. B. aus Jacques und dem Uskoken entlehnt. Sollte es überhaupt den Frauen noch ſchwieriger ſeyn, das Drama zu bewältigen, als den Roman? oder geradezu unmöglich? Das letztere zu behaupten, wäre vielleicht allzu ungalant, und hieße die Leiſtungen einer Johanna Baillie z. B. unter den Zeitgenoſſinnen zu wenig würdigen. Das erſtere wird ſich wohl durchfechten laſſen, aber es gilt auch von den Männern, weil es an ſich ſchwerer iſt, einem Ereigniß, einer Handlung das unmittelbare Leben der Wirklichkeit einzuflößen, als dieſelbe lebendig und anſchaulich erzählen.

Jack Sheppard.

(Fortſetzung.)

Als die beiden Knaben in ein dunkles Loch gebracht waren, erfolgte zuerſt eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen, nachdem Jack Sheppard ſeinen Leidensgenoſſen verſichert, daß er durchaus nicht gemeint geweſen ſey, ihn zu verrathen, ſondern daß er in ſeinem Intereſſe ſo gehandelt habe; er macht ihn näher mit den ſchlimmen Planen Wilds gegen ihn bekannt und entwarf einen Plan zur Flucht, welcher auch ausgeführt wurde. Jack entkam aus dem Gefängniß, Thames aber wurde wieder ergriffen, mißhandelt und zurückgeſchleppt. Jonathan Wild übergab ihn dann einem holländiſchen Schmuggler, auf deſſen Schiff er ihn ſelbſt geleitete, mit dem Auftrag ihn unterwegs zu ertränken. Der ehrliche Wood, zu welchem gerade Jacks Mutter gekommen war, um ſich nach der Aufführung ihres Sohns zu erkundigen und von Seiten der Meiſterin eine ſehr ſchlimme Aufnahme gefunden hatte, machte ſich, als ihm die Nachricht zukam, ſogleich mit der geängſteten Mutter auf den Weg. Sie erfuhren, daß Thames bei dem Verſuch zur Flucht wieder ergriffen und ins Gefängniß geſchleppt worden, Jack aber mit Blueſkin der alten Münze zugeeilt ſey. Wood verſchaffte ſich Einlaß in das Gefängniß, wurde aber, durch ein ſcheinbares Verſehen, eingeſperrt, bis Thames weggebracht war, und kehrte dann troſtlos nach Haus. Frau Sheppard aber eilte nach der Münze, um dort ihren Sohn Jack den ihm drohenden Gefahren zu entreißen. Hier laſſen wir den Verfaſſer ſelbſt erzählen.

„In unglaublich kurzer Zeit, denn die Angſt lieh ihr Flügel, erreichte Mrs. Sheppard das Schuldnerquartier. Von einer am nördlichen Eingang aufgeſtellten Schildwache, die ſie in dem ihr aus frühern Zeiten geläufigen Rothwalſch des Platzes anwendete, erfuhr ſie für gewiß, daß Blueſkin von einem Jungen begleitet, in dem ſie nach der Schilderung ihren Sohn erkannte, vor ungefähr drei Stunden hier angekommen und nach Creß Shovels gegangen ſey. Das war genug für die arme Wittwe. Sie fühlte, daß ſie jetzt in der Nähe ihres Kindes ſey, und nicht zweifelnd daß ſie im Stande ſeyn würde, ihn aus ſeiner gefährlichen Lage zu befreien, ergoß ſie ſich in einem brünſtigen Gebet um ſeine Rettung. Sie wußte wohl, daß ſie mit Vorſicht zu Werke gehen müßte. Daher begab ſie ſich nicht ſogleich in das Hauptzimmer der genannten Schenke, welches von Leuten beiderlei Geſchlechts voll war, ſondern trat in ein kleines Gemach links vom Schenkzimmer und forderte etwas zu trinken. Von hier konnte ſie unbeobachtet ſehen, was in dem Hauptzimmer vorging, nur daß gerade der Gouverneur des Platzes, Baptiſt Kettleby, auf einen Stuhl geſtiegen war, um eine Rede zu halten, und durch ſeine anſehnliche Perſon die Ausſicht beſchränkte. Wider Willen mußte Mrs. Sheppard dieſe Rede anhören, welche von den Bedrängniſſen der Schuldner unter der dermaligen Regierung handelte, und endlich ſo ſchloß: „Inzwiſchen aber, bis der gefürchtete Tag kommt, der vielleicht entfernter iſt, als wir glauben, iſt es unſere Pflicht, die Gegenwart, ſo viel wir können, uns zu Nutze zu machen. Habt Acht auf euch, ihr Herren, und Euer Meiſter wird auch Acht auf euch haben. Ehe ich mich ſetze, habe ich einen Toaſt vorzuſchlagen, der gewiß, wie er es verdient, mit Begeiſterung aufgenommen worden. Es iſt die Geſundheit eines Gaſtes — des Mr. John Sheppard. Sein Vater war einer meiner alten Kunden und Zechgäſte, und ich ſehe mit Freuden, daß ſein Sohn in ſeine Fußſtapfen tritt. Er könnte in keinen beſſern Händen ſeyn, als in denjenigen, in welche er ſich begeben. Ihr Herren — Mr. Sheppards Geſundheit und gutes Glück!“

Baptiſt's Toaſt wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und als er ſich unter dem zuſtimmenden Ruf der Geſellſchaft und einem allgemeinen Klirren mit Krügen und Gläſern ſetzte, war die Ausſicht der Wittwe nicht mehr verſperrt. Ihr Auge wanderte raſch hin über dieſe lärmende, wüſte Geſellſchaft, bis es auf einer noch lärmenderen und unordentlicheren Gruppe

Digitized by Google

verweilte; deren Hauptfigur ihr Sohn war. Die geängſtete Mutter konnte bei dem Schauſpiel, das ſich ihrem Auge darbot, kaum einen Schrei unterdrücken. Da ſaß Jack, offenbar im letzten Stadium der Betrunkenheit, den Kragen offen, ſeine Kleidung in Unordnung, eine Pfeife im Mund und eine Bowle Punſch und einen halb geleerten Becher vor ſich — da ſaß er, die Schmeicheleien und Liebkoſungen von ein Paar Weibsperſonen annehmend und, ſo viel er im Stande war, erwiedernd — denn er war beinahe bewußtlos — deren eine ihren Arm um ſeinen Hals ſchlang, während die andre ſich über die Lehne ſeines Stuhles beugte und nach ihren Gebärden zu ſchließen, ihm faulen Unſinn ins Ohr flüſterte.

Die beiden Frauenzimmer hießen Edgeworth Beß und Poll Maggot, und beide beſaßen nicht geringe Reize, jedoch ſehr verſchiedner Art; die erſtere war zierlich und fein, und war erſt ſiebzehn Jahre alt; die zweite war eine wahre Amazone, beinahe ſechs Fuß groß und verhältnißmäßig corpulent, verband aber mit der Statur einer Thaleſtris oder Tralla die regelmäßigen Züge einer mediceiſchen Venus. Beide waren auffallend glänzend gekleidet, und verſchmähten die Hülfsmittel der Schminkbüchſe nicht. Auf einem Schrank, der ihm als Stuhl diente, Jack Sheppard gegenüber, deſſen raſche Fortſchritte in der Schlechtigkeit ihn mit der größten Zufriedenheit erfüllten, ſaß Blueſkin, die beiden Weiber aufmunternd in ihrer widrigen Geſchäftigkeit, und ſein Opfer zum Trinken nöthigend, ſo oft es ihm gut dünkte. Schon hatte er, allem Anſchein nach, ſeine Zwecke vollkommen erreicht; denn er entzog die Flaſche Jacks Bereich, eignete ſie ganz ſich zu, und überließ den Jungen ganz den beiden Weibern. Einige von den an andern Tiſchen ſitzenden Perſonen ſchienen ein Intereſſe zu nehmen an dem Verfahren und Treiben Blueſtins und ſeiner Geſellſchaft, wie etwa die Umherſtehenden einem Spiele zuſehen; die meiſten aber waren zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, um viel auf anderes zu merken. Die Verſammlung beſtand größtentheils, wo nicht ganz aus Perſonen, denen das Laſter in allen ſeinen Geſtalten zu vertraut war, um in irgend einer Form ihnen den Reiz der Neuheit zu bieten. Auch war Jack nicht der einzige Junge in dem Zimmer. Nicht weit entfernt von ihm war eine Gruppe von Buben, welche tranken, fluchten und Würfel ſpielten, ſo gut wie die Alten. Aber die Aufmerkſamkeit der Mrs. Sheppard feſſelte nur Ein Gegenſtand; und ſobald ſie ſich einigermaßen erholt hatte von dem Entſetzen über die Geſunkenheit ihres Sohns, rannte ſie, an nichts mehr denkend, als an ſeine augenblickliche Befreiung aus der beſleckenden Geſellſchaft die ihn umgab, und gänzlich der beabſichtigten Vorſicht vergeſſend, in das Zimmer, und forderte ihn auf mit ihr zu gehen. „Hollah!“ rief Jack, indem er ſich umſah und ſein trunkenes Auge auf die Sprechende zu heften ſuchte — „Wer iſt da?“ — „Deine Mutter,“ verſetzte Mrs. Sheppard; „komm heim im Augenblick, Junge.“ — „Mutter, geh — —!“ verſetzte Jack; „wer iſt es denn, Beß?“ — „Wie ſollt' ich's wiſſen?“ antwortete Edgeworth Beß; „wenn es aber Eure Mutter iſt, ſo ſchickt ſie heim an ihr Geſchäft.“ — „Das will ich, das will ich,“ lallte Jack. — „Das freut mich, Euch einmal wieder in der Münze zu ſehen, Mrs. Sheppard,“ brüllte Blueſlin, der ſich Hoffnung auf einen guten Spaß machte; „kommt, ſetzt Euch zu mir!“ — „Nehmt ein Glas Branntwein, Frau,“ rief Poll Maggot, eine Flaſche emporhebend; „es war einſt Euer Lieblingsgetränke, wie ich gehört habe.“ — „Jack, mein Lieber,“ rief Mrs. Sheppard, den Hohn nicht beachtend, „komm mit mir fort!“ — „Ich nicht!“ rief Jack, „mir behagt's vortrefflich wo ich bin. Macht Euch fort!“ — „Jack!“ rief die unglückliche Mutter. „Mr. Sheppard, wenn Ihr ſo gut ſeyn wollt, Frau,“ unterbrach ſie der Bube, „ich laſſe mich von niemand Jack nennen; nicht wahr Beß?“ — „Von keinem Menſchen auf der Welt,“ verſetzte Edgeworth Beß, „als von mir, Lieber.“ — „Und von mir,“ warf Mrs. Maggot dazwiſchen. „Mein kleiner Liebling hat mich eben ſo gern wie dich, Beß. Nicht wahr, Jacky?“ — „Nicht ganz, Poll,“ antwortete Mr. Sheppard; „aber ich habe dich nächſt ihr am liebſten, und euch beide lieber als die da!“ und er deutete mit der Pfeife auf ſeine Mutter.

„O Himmel!“ rief Mrs. Sheppard. „Bravo!“ brüllte Blueſkin; „Tom Sheppard hat in ſeinem Leben nichts Beſſeres geſagt. Ha! ha!“ — „Jack!“ ſchrie ſeine Mutter in Verzweiflung die Hände ringend, „du brichſt mir das Herz!“ — „Pah, pah!“ erwiederte ihr Sohn, „den Weibern bricht nicht ſo leicht das Herz. Nicht wahr Beß?“ — „Gewiß nicht,“ antwortete die Gefragte; „zumal nicht um ihre Söhne.“ — „Elende!“ ſchrie Mrs. Sheppard, im bitterſten Ton. — „Ich erkläre,“ rief Edgeworth Beß mit einem ſehr unweiblichen Fluch, „ich will dieſen Unſinn nicht länger ertragen. Was meint Ihr damit, Frau, daß Ihr mich eine Elende nennt?“ fuhr ſie fort, indem ſie auf Mrs. Sheppard zuging und ſie mit einem übermüthigen und drohenden Blicke betrachtete. „Ja, was meint Ihr damit, Weib?“ rief Jack, hinter ihr her taumelnd. — „Komm mit mir, mein Lieber, komm, komm!“ rief ſeine Mutter, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn fortzuſchleppen ſuchte. „Er ſoll nicht fort!“ ſchrie Edgeworth Beß, ihn bei der andern Hand haltend; „komm, Poll, hilf mir!“

Auf dieſe Aufforderung hin lieh auch Maggot ihren mächtigen Beiſtand, und inmitten dieſer beiden ſah ſich Jack bald von aller Furcht befreit, wider ſeinen Willen weggeführt zu werden. Nicht zufrieden mit dieſer Bethätigung ihrer Kraft hob ihn die Amazone ſo leicht in die Höhe, wie wenn er ein Kind wäre, und ſetzte ihn auf ihre Schultern, zum unendlichen Entzücken und Jubel der Geſellſchaft und zu neuem Leidweſen für ſeine Mutter. „Jetzt laßt ſehen, wer es wagen darf, ihn herunter zu holen!“ ſchrie ſie. „Kein Menſch ſoll und darf es!“ rief der junge Sheppard von ſeinem hohen Standpunkt herunter; „Ich bin jetzt mein eigner Herr und will thun was mir gefällt. Ich will ein Schlöſſererbrecher werden wie mein Vater, den alten Wood berauben; er hat Kiſten voll Geld, und ich weiß wo ſie ſind — ich will ihn berauben und euch das Zeug geben, Poll, ich will —“ Jack wollte noch weiter ſprechen, aber er verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden, und als man ihn wieder aufhob, war er völlig bewußtlos. In dieſem Zuſtand

ward er auf eine Bank gelegt, um seinen Rausch auszuschlafen, während seine unglückselige Mutter trotz ihrer leidenschaftlichen Bitten und ihres Widerstands, auf Bluestins Befehl, mit Gewalt aus dem Hause geworfen und aus der Münze gejagt wurde."

Dann wird weiter erzählt wie die Wittwe noch einen Tag und eine Nacht trost- und rathlos herumirrte, und endlich, Sonntag in der Frühe, nach ihrem Hause in Willesden zurückkehrte. Sie schlief einige Stunden; als sie erwachte, läuteten die Glocken, und sie ging in die Kirche, um dort Trost zu sammeln. Zu ihrem Verdruß saß ihr gegenüber Mr. Kneebone, der sie mit zudringlichen Blicken verfolgte; aber peinlichere Gefühle erwachten in ihr, als sie hinter ihm einen Knaben herschleichen sah, in dem sie sogleich ihren Sohn erkannte; in einiger Entfernung, halb von einer Säule versteckt, stand Jonathan Wild. Während der Geistliche die Gebete sprach, sah sie Jack sich dem Tuchhändler nähern und ihm etwas wegnehmen; und sie sah den triumphirenden Blick Jonathans, welcher deutlich sagte: „Euer Sohn hat gestohlen! er ist mein für immer!" Sie sank mit einem herzzerreißenden Schrei ohnmächtig nieder. Dieser Schrei gerade führte zur Entdeckung des Thäters, der sofort festgenommen und in ein neuerbautes Gefängniß gebracht wurde. Aber nachdem er hier einen Tag zugebracht, bewährte sich schon sein Talent im Ausbrechen; und wie er schon so ziemlich los war, kam Jonathan Wild zu seiner Hülfe herbei. Ehe er Willesden verließ, bestand er jedoch darauf, noch seine Mutter zu sehen. Ungern gestattete es Jonathan, der ihm endlich unbemerkt folgte. Die arme Mutter wollte ihren Sinnen nicht trauen, als sie die Stimme ihres Sohns wieder hörte. Nachdem er ihr erzählt, wie er frei geworden, sagte sie, ihn mit einer vom Fieber brennenden Hand festhaltend: „Jack, ich bin krank gewesen — fürchterlich krank — ich glaube ich habe phantasirt — ich glaubte in der vorigen Nacht zu sterben — ich möchte dir nicht sagen, welche Todesqualen du mir verursacht hast — ich möchte dir keine Vorwürfe machen. Versprich mir nur dich zu bessern, deine heillose Gesellschaft zu verlassen — so will ich dir verzeihen, will dich segnen. Oh mein lieber, lieber Sohn, laß dich warnen für die Zukunft. Du bist in den Händen eines verruchten, eines schrecklichen Mannes, der nicht ruhen wird, bis er dich ganz zu Grunde gerichtet. Höre deiner Mutter Bitten und laß sie nicht gebrochenen Herzens sterben." — „Es ist zu spät," versetzte Jack trotzig; „ich kann nicht mehr ehrlich seyn, wenn ich auch wollte." — „O sage nicht so," antwortete seine unglückliche Mutter: „Es ist nie zu spät. Ich weiß, du bist in Jonathan Wilds Gewalt, denn ich sah ihn in der Kirche neben dir; und wenn je der Erzfeind menschliche Gestalt annehmen durfte, so sah ich ihn da. Hüte dich vor ihm, mein Sohn, hüte dich vor ihm! du weißt nicht, welcher Verruchtheit er fähig ist! Sey ehrlich, und du wirst glücklich seyn. Du bist noch ein Kind; und obgleich du vom rechten Weg dich verirrt hast, hat dich doch eine stärkere Hand als die deinige dazu verleitet. Kehre zurück, ich flehe dich, zu deinem Meister, Mr. Wood. Bekenne deine Fehler. Er ist ganz Güte, und wird sie deines Vaters und meinethalb übersehen. Kehre zu ihm zurück, sage ich —" — „Ich kann nicht," antwortete Jack finster. „Kannst nicht?" wiederholte seine Mutter; „warum nicht?" — „Ich will es Euch sagen," rief eine tiefe Stimme hinter dem Bette. Und gleich darauf ward der Vorhang weggezogen und zeigte sich das satanische Gesicht Jonathan Wilds, der unbemerkt sich in das Haus geschlichen. „Ich will Euch sagen, warum er nicht zurück kann zu seinem Meister," rief der Diebsfänger mit boshaftem Grinsen. „Er hat ihn bestohlen." — „Ihn bestohlen!" kreischte die Wittwe; „Jack!" — Ihr Sohn wandte sein Gesicht ab. „Ja, ihn bestohlen. Vorletzte Nacht wurde Mr. Woods Haus erbrochen und beraubt. Des Schreiners Weib sah Euren Sohn bei den Räubern. Kommt jetzt," fuhr Wild fort im herrischen Tone zu Jack sich wendend, „Ihr seyd schon zu lang hier." — „Geh nicht mit ihm Jack!" schrie seine Mutter, „geh — geh nicht nicht." — „Er muß!" donnerte Jonathan; „oder er muß ins Gefängniß." — „Wenn du ins Gefängniß mußt, will ich mit dir!" rief Mrs. Sheppard; „aber meide diesen Mann wie eine Schlange." — „Kommt fort!" donnerte Jonathan. „Höre mich, Jack!" jammerte seine Mutter. „Du weißt nicht, was du thust. Der Elende dem du vertraust, hat geschworen dich an den Galgen zu bringen. So wahr ich auf Gottes Gnade hoffe, ich spreche die Wahrheit. Er läugne es, wenn er kann!" —

„Pah!" sagte Wild, „ich könnte ihn jetzt hängen lassen wenn ich wollte. Aber er kann bei Euch bleiben wenn er Lust hat; ich will ihn nicht hindern." — „Hörst du, mein Sohn!" sagte die Wittwe lebhaft; „erwähle zwischen Gut und Uebel! zwischen ihm und mir! und bedenke, dein Leben, mehr als dein Leben, hängt von deiner Wahl ab." — „So ist es," sagte Wild. „Wähle Jack." Der Junge antwortete nicht, sondern verließ das Zimmer. „Er ist hin!" rief Mrs. Sheppard verzweifelnd. „Für immer," sagte der Diebsfänger, sich anschickend ihm zu folgen. „Teufel!" schrie die Wittwe, seinen Arm packend und mit wahnsinniger Heftigkeit ihm ins Gesicht stierend: „Wie viel Jahre wollt Ihr meinem Sohn geben, ehe Ihr eure gräßliche Drohung vollzieht?" — „Neun!" antwortete Jonathan finster.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 December 1840.

Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer.

Zweiter Gesang.

Wer hübe, ach! den Schleier ohne Schmerz
Zu schauen bloß ein mißgeartet Herz?
Wer bebte nicht, wenn er unter der Blende
Der Schönheit, des Gemüths Verkehrtheit fände?
Ach! unsers Herdes Prüfstein Zeugniß gibt
Zu oft nur, daß wir falsches Gold geliebt!
So thun jetzt Cliffords bleiche Wangen kund
Das Weh, das nicht ausspricht sein stolzer Mund.
Eisge Entfremdung schnürt das Herz zusammen,
Das lodert einst in edler Liebe Flammen.
Gehörte sein Idol zu dem Gezücht,
Das auch noch schwärzt, wenn es blutgierig sticht?
Ja, ihrer nimmersatten Eitelkeit
Thet selbst verschmähter Liebe Theilung leid;
Sie trug's nicht, daß sich die getäuschte Liebe
Hielt an der Mutter Herz mit Kindestriebe;
Ihr Hohn traf jedes frühre Band mit Lust,
Nichts Heil'ges hatte Freundschaft ihrer Brust; *)
Die Schmeichelei der Welt hielt, tief bethört,
Sie mehr als ihres Gatten Liebe werth;
Der Ruhm selbst, der ihr Stolz hätt' sollen seyn,
Ward dem verkehrten Weib zum Fluch, zur Pein;
Der Neid sich fest an ihre Seele hing
Und spann die Schlinge, drin sie selbst sich fing.

In Cliffords Brust neue Gefühle wallen:
Den Vaternamen holde Kinder lallen;
Die Tück'sche hat das Mittel aufgefunden
In jeglichem Gefühl ihn zu verwunden;
Ein Mund — Orakel sonst der Wahrheit — Tugend,
Vergiftete mit Lug das Ohr der Jugend,
Geheim bemüht stets mit Verrätherstücken,
Die Lieb' im Herz der Kinder zu ersticken.

Weh! weh! wie kalt und freudlos ist das Haus,
Wo junge Zärtlichkeit erschöpft lischt aus!
Wo nie ins Ohr des Zuspruchs Balsam quillt,
Und wo kein Aug' des Mitleids Thräne füllt!
Von seinem kalten Herde Clifford floh,
Hin zu des Ruhmes ew'ger Flammenloh',
Wo er, in großer Todten Kreis gezogen,
Vergaß, daß weg des Herzens Regenbogen.
Senate lauschten seinem Wort betroffen,
Und Freiheit lächelte mit neuem Hoffen.
Haßsücht'ge Julia, kränkt's dich, daß sein Geist
Feststand im Sturm, der seine Ruh zerreißt?
Daß ihn willkommen hießen doch die Musen
Trotz deinem Haß, der floh von deinem Busen?
In Mutterlieb' hat Balsam er gefunden,
Zu lindern tiefe, unheilbare Wunden;
Wohl wußte sie's: die Mutter hatt' gewarnt
Den Sohn, vom Zauber dieser Wahl umgarnt,
Und grimm'ge Rache lechzte nach dem Tage,
Wo sie die Opfer träf' mit argem Schlage;
Sie wußte: dieser Mutter härt'ster Schmerz
Ist der um dessen Leid, den liebt ihr Herz;
Des Sohns Herz trifft kein Pfeil getränkt mit Gift,
Wie der, so ihn durchs Herz der Mutter trifft;
Und sie konnt' lächeln selbst im Haß, die Tücke
Verhüllen in des Kinds harmlosem Blicke;
Ihr eigneten die unentfliehbar'n Waffen,

*) Vergleiche den niederträchtigen und kindischen Angriff auf die geschätzten und schätzbaren Freunde de Cliffords, die hochbegabten Schriftsteller und achtungswerthen Männer, die in Eberley als die Herren Fonnoir und Fuzboz figuriren. Eben so die feige, strafbare Verunglimpfung einer schönen Novellendichterin, deren makelloser Name dadurch so wenig gefährdet wird, als unsers junge Königin durch den Pfennig-Satyrist, oder der Herzog von Wellington durch eine bekannte Carricatur.

Des Schalksnarrn Hauptstolz: das Talent des Affen! *)
Lang hatt' sie nach des Gatten Herz gezielt,
Der mit der Sanftmuth Schild gedeckt sich hielt;
Zuletzt äfft sie mit herzlosen Gebärden
Die nach, die ihm das Heiligste auf Erden;
Sie selbst erschrack, denn er, aus Herzens Grunde
Sprach ernst das Wort: „Wir sind getrennt zur Stunde!"
In seinem Geist, nach Stolzes langem Schlaf,
Ward Zorn wach, als die Mutter Unbild traf.
Bestreut mit Asche, feucht von Thränen ganz,
Wer neidet jetzt des jungen Genius Kranz?
. . . . . .
Vergebens vor häuslichem Gram Zuflucht
Sein Geist jetzt in des Ruhmes Tempel sucht. —
Einst Abends in sein einsam Haus er kehrt,
Mit einem Kranz, wie Shakspear sonst geehrt,
Und zu dem Einsamen die Echos kamen
Lauten Triumphs, gemischt mit seinem Namen!
Sein Herz ist schwer, sein Aug' in Thränen schwimmt,
(Kalter Triumph, dran Liebe Theil nicht nimmt!)
Zu stolz zur Trauer, in erdichtetem Leid
Wollt' er vergessen trübe Wirklichkeit.
Er blättert — ha! traf ihn ein Natterstich?
Bleich wird die Wang', die Stirn' verdüstert sich;
Die Mutter seines Kindes warf, o gräßlich!
Auf seinen Namen Lügen schwarz und häßlich!
Ueber sein edles Herz die Trauer kam,
Nicht sein-, nein ihrethalb die tiefste Scham!
Die Witzelei, der Spaß der plumpsten Art,
Die Lüge, halb verdeckt, halb offenbart,
Verleumdungen im Uebermaaß, zu schwärzen
Die Mutter, die er betet an im Herzen!
Zu heilig ist sein Schmerz für ein Gedicht,
Doch stark ist Wahrheit und im Himmel Licht!
Fand er doch seine Mutter noch beseelt
Von Mitgefühl, wofür das Wort uns fehlt!
Noch ist sein reiner Name England theuer!
Freundschaft zollt seinem Herzen reiche Steuer!
Doch Kämpfe hatt' er, welche Keiner singt;
Die Natter schonen, die sich um ihn ringt!
Den Hausaltar mit Füßen sehn getreten!
Für sie, die Mutter seines Kinds, erröthen!
In stummem Stolz grausame Unbill tragen!
Ein Wort, das sie zermalmen könnt', nicht sagen!
Fühlend, daß er nur stummen Stolz dem Bellen
Der Lüge durfte gegenüber stellen!

O du, die aus dem Hinterhalt bethaft
Schoßt in des Gatten Herz den giftgen Schaft,
Die du zu Plänen, die vom Teufel kamen,
Entweiht der Religion ehrwürd'gen Namen;
Die, während die Geschichte du erdacht,
Die, plump und frech, die Tugend schamroth macht,
Und, während dir die Hand vom Frevel raucht,
Den Namen unsers Heilands selbst mißbraucht:
Jetzt dringt bei dir kein Tugendwurfspeer ein,
Du mit der ehrnen Stirn, dem Herz von Stein:
Dennoch heb' warnend, Muse, Stimm' und Haupt,
Daß nicht der Neid frohlockt, der Schmache glaubt!
Ja! weil er einst aus warmem Edelmuth
Einem Dorfmädchen schenkt' ein Heirathgut, *)
Ward diese That, die seiner so ganz werth,
Zu einer Schmachgeschichte frech verkehrt;
Sie glimmt, wie Moderlicht, unholden Scheins,
In Ihrem Buch, besteckten würd' sie mein's.

Von Rache satt, Verräth'rin sind'st du Ruh?
Nein! schon verfallen bist dem Fluche du!
Die Reu' schon in der Einsamkeit dich plagt,
Als nimmer satter Geier am Herzen nagt.
Dem welken Reiz zieht mehr kein Schmeichler nach;
Im abgewandten Aug' lies deine Schmach!
Die Stunde trat, die kommen muß, jetzt ein,
Wo Häuslichkeit des Weibes Glück allein;
Zermalmt unter der Flüche Bergeslast
Wein' um das Haus, das du entweihet hast!
Doch horch! die Muse soll dich lehren, wo
Der schuld'ge Geist des Trosts kann werden froh!
Einer kann von der Sünden Angst befrei'n,
Er, der da sprach: „Bringt sie zu mir herein!"
Wasch', Falsche, du in der Bußthränen Pein
Von diesen Flecken, Jahre lang, dich rein;
Vorm Gatten knie! Dann, wenn er dir verzeiht,
Wohl auch ein Engel die sein Fürwort leiht!

*) Man vergleiche Shewley's absurdes Lob der Nachäffung, und Lord de Enfords gerechte Verdammung dieser gemeinen und verrätherischen Unart.

*) Man sehe die übertriebene und unwahrscheinliche Geschichte von der Mary Lee, der zu widersprechen überflüssig ist, da sie sich selbst so oft widerspricht.

Jack Sheppard.

(Schluß.)

Die dritte Abtheilung führt den Titel: der Gefängnißdurchbrecher und spielt im Jahr 1724. Die darin erzählten Ereignisse sind, laut den Ueberschriften der Capitel, kurz folgende. 1. Die Rückkehr — nämlich des wunderbar geretteten Thames Darrell aus Frankreich, wo er einen ehrenvollen Posten bekleidet, zu seinen Pflegeeltern und Winifred, die ihn mit offnen Armen aufnehmen in Dollis Hill, wo sich der reiche Schreinermeister zur Ruhe gesetzt hat; in der Nacht nach seiner Rückkehr begibt sich 2. der Einbruch in Dollis Hill durch Jack Sheppard und Blueskin, welcher letztere, dem ausdrücklichen Befehl Jacks zuwider, die Frau Wood, wie sie Lärm machen will, umbringt. Beide entkommen. 3. Jack Sheppards Ent-

zweiung mit Jonathan Wild, in Folge deren ihn der letztere verhaften und ins Gefängniß bringen läßt. 4. Jack Sheppards Flucht aus dem neuen Gefängniß. 5. Die Verkleidung. Hier wird erzählt, wie Jack einem Spießgesellen Wilds auflauert, ihn seiner Briefschaften beraubt und in seinen Kleidern zu Jonathan Wild geht, den er durch Nachahmung der Stimme täuscht, und daselbst Ohrenzeuge höchst wichtiger Verhandlungen Wilds mit Sir Rowland ist. Hier müssen wir die Verwicklung und den Knoten des Ganzen kurz angeben. Die Mutter Jacks ist die als Kind von einer Zigeunerin gestohlene Schwester Sir Rowlands und der Lady Trafford, Constance, welche ihr Vater zuerst zur Erbin eingesetzt. Wild hat eine Neigung für sie gefaßt, aber sie heirathet Tom Sheppard, den Wild dann aus Rachsucht zu Diebstahl und Raub verführt und an den Galgen bringt. Wilds Antheil an den Ereignissen jener stürmischen Novembernacht läßt ihn neue Blicke in die Verhältnisse der Familie Trenchard thun, wobei ihm jedoch der eigentliche Name und Stand des sich so nennenden Darrell noch verborgen bleibt, von dem er erst später ausmittelt, daß er der Marquis de Chatillon gewesen, ein Freund Sir Rowlands, der ihn, ohne ihn zu kennen, ermordete — und macht ihn, neben seinen sonstigen Kenntnissen als Spion und Diebsfänger, zum Meister von Sir Rowlands Schicksal. Von Thames' Rückkehr unterrichtet, erbietet er sich gegen Sir Rowland, seinen Neffen gegen ein Drittheil seines Vermögens aus dem Wege zu schaffen und Trenchard willigt ein. Dieß hört Jack aus Wilds Munde, wie auch daß seine Mutter wahnsinnig und in Bedlam sey, wo Jonathan Wild sie bald durch Schrecken und Angst zu tödten hofft. Nachdem er sich zu erkennen gegeben, entflieht Jack. 6. Winifred bekommt zwei Heirathsanträge, von Mr. Kneebone, der mit Schmach abgewiesen, und von Thames Darrell, der freudig erhört wird. 7. Jack Sheppard warnt Thames Darrell vor Jonathan Wild. 8. Alt-Bedlam; hier besucht Jack, verkleidet, seine unglückliche, wahnsinnige Mutter, die eben wieder zum Bewußtseyn erwacht, als ihr Sohn von Jonathan Wild überfallen und verhaftet wird. 9. 10. Alt-Newgate, und: wie Jack Sheppard aus dem Condemned Hold loskam. 11. Ein Blick auf Dollis Hill. Mrs. Sheppard ist aus Bedlam dahin gebracht worden, und ist wieder im Besitz ihrer Geisteskräfte, aber in tödtlicher Angst um ihren Sohn, der zum Tode verurtheilt ist; Thames kommt ohne Trost von London zurück; aber gleich darauf kommt der dem Gefängniß entsprungene Jack selbst. Aber Wild hat seine Spur verfolgt und erscheint gleich darauf, ihn zurückzuholen; unter Einer Bedingung will er ihn freilassen: wenn Mrs. Sheppard mit ihm gehe und seine Frau werde — (weil er dann Erbe des Vermögens der Trenchard wäre). Schon hat die verzweifelnde Mutter eingewilligt, als sie ein Abscheu vor dem satanischen Menschen erfaßt; Wood und Thames Darrell eilen zur Hülfe herbei und befreien die Wittwe und Jack; Jonathan entspringt durchs Fenster. 12. Die Brunnenhöhle. Diese ist in Jonathan Wilds unheimlichem Haus. Sir Rowland kommt zu ihm und bringt ihm das bedungene Blutgeld für Thames' Ermordung. Er ist im Begriff das Land zu verlassen; aber Wild hält es für sicherer, ihn ganz aus dem Wege zu räumen, ermordet ihn mit Beihülfe des Juden Abraham Mendez, und stürzt ihn in die Brunnenhöhle hinab. Durch die Ungeschicklichkeit des Juden aber sperren sie sich selbst in den dahin führenden Gang ein. 13. Das Nachtessen bei Mr. Kneebone. Dieser Ehrenmann hatte Jack im Gefängniß besucht und ihn im Scherz zum Nachtessen eingeladen; Jack nahm die Einladung an und kam ihr wirklich nach, begleitet von Blueskin und seinen beiden Geliebten. Ein Schließer hat so etwas vermuthet und hat sich mit Kneebone's Vorwissen unter den Tisch versteckt, um Jack wieder einzufangen, aber Jack entdeckt es und schickt ihn selbst gebunden und geknebelt an Jonathan Wild. 14. Wie Jack Sheppard wieder gefangen ward. Auf zwölf Uhr Nachts hat Jack seinen Vetter Thames in eine Straße Londons bestellt, um ihm wichtige Mittheilungen zu machen und führt ihn in das ihm wohlbekannte Haus Jonathan Wilds, wo ein paar Stunden zuvor der Mord vorgefallen; Blueskin begleitet sie. Sie entdecken das Blut und das von Sir Rowland mitgebrachte Geld, so wie viele wichtige Papiere; Blueskin aber stößt unvorsichtig an die Feder der verborgenen Thüre, aus welcher jetzt die Eingesperrten, Jonathan und der Jude, hervorspringen, und mit Hülfe dazukommender Polizeileute Jack wieder einfangen. Blueskin und Thames waren von Jonathan niedergeschlagen worden und blieben besinnungslos liegen. Der erstere erholte sich folglich wieder und machte sich mit dem Geld und den Papieren auf einem geheimen Wege davon. Thames aber ward von Wild in ein schwarzes elendes Loch eingesperrt. 15. Wie Blueskin die schwere Folter erstand; er ward nämlich bald wieder eingefangen, doch ohne daß man das Geld und die Papiere bei ihm fand. 16. Wie Jack Sheppard im Gefängniß gemalt wurde; Jack ist eine berühmte Person geworden und wird von einer Menge Menschen besucht; Sir James Thornhill kommt, ihn auf Befehl der Königin zu malen; William Hogarth zeichnet ihn und der Dichter Gray unterhält sich mit ihm. 17—21. Jack Sheppards wunderbarer Ausbruch aus seinem Gefängniß. 22. Herüber, hinüber. Jonathan Wild hat Jacks Mutter von Dollis Hill entführt, hält sie in seinem Hause gefangen, und dringt in sie, daß sie sein Weib werde; unter dieser Bedingung wolle er ihren Sohn retten; sie will einwilligen, wenn er zuvor ihren Sohn befreie; er aber kündigt ihr an, daß er binnen einer Stunde mit dem Priester da seyn werde. 23. Die letzte Begegnung von Jack Sheppard und seiner Mutter. Jack, aus dem Gefängniß entsprungen, eilt in Wilds Haus, befreit Thames Darrell, der sechs Wochen in seinem Loche geschmachtet hat, wie er eben von einem Spießgesellen Wilds ermordet werden soll, und bringt zu seiner unglücklichen Mutter. Diese glaubt Wild sey es, und ersticht sich, erkennt jedoch vor ihrem Tode noch ihren Sohn. Er trägt ihren Leichnam fort und bittet Thames, sie in Willesden nächsten Sonntag beerdigen zu lassen. 24. Die Verfolgung Jacks durch Wild und die Polizei, die ihm auf die Spur gekommen. 25. Wie Jack Sheppard seiner Eisen los wurde. 26. Wie Jack Sheppard seiner Mutter Leichenbegängniß anwohnte, wo er wieder verhaftet wurde. 27. Wie Jack Shep-

Digitized by Google

pard nach Newgate zurückgebracht wurde. 28. Was ſich in Dollis Hill begab. Aufklärung der Familienverhältniſſe von Thames durch Papiere, welche Blueſkin ablieferte, Verheirathung der Liebenden. 29. Wie Jack Sheppard nach Weſtminſter-Hall gebracht wurde — ins Verhör. 30. Wie Jonathan Wilds Haus niedergebrannt wurde. 31. Die Proceſſion nach Tyburn. 32. Schlußſcene. Die Execution. Jack wird von Blueſkin abgeſchnitten, aber beide von den Soldaten erſchoſſen. Jacks Leichnam wird von Thames in Sicherheit gebracht und in Willesden neben ſeiner Mutter beerdigt — Ein Halbjahr ſpäter folgte Jonathan Wild ſeinem Opfer auf dem Gang nach Tyburn.

Aus dem Bisherigen wird der Leſer erſehen, daß es dieſer Erzählung nicht an ſpannendem Intereſſe noch an Abwechslung fehlt, obgleich wir natürlich die Erzählungen von dem liſtigen und gewandten Ausbrechen aus den Gefängniſſen und von den genialen Streichen Jacks nur ganz flüchtig berühren konnten. Wir können uns wohl denken, daß dieſe Art von Spannung durch Gaunersabenteuer, durch Liſten und Gegenliſten, durch Ueberfälle und Befreiungen, Mordverſuche und Vereitlungen vielen Leſern vollkommen genügt, geben auch gern zu, daß immerhin eine Erfindungkraft und Darſtellungsgabe erfordlich iſt, um dergleichen anziehend zu ſchildern, aber wir geſtehen auch, daß wir daran doch nichts eigentlich Poetiſches und Künſtleriſches finden können. Was dergleichen Erzählungen einem gebildeteren Geſchmack annehmlich machen kann, iſt eigentlich nur das pſychologiſche und das ſociale Intereſſe; die Wahrheit, die Möglichkeit, die Conſequenz der Charaktere, und die Erklärung und Veranſchaulichung der Stellung ſolcher Verbrecher und negativer Helden gegenüber von der Geſellſchaft. In pſychologiſcher Hinſicht enthält der Charakter von Jack Sheppard ohne Zweifel manche richtige und gute Züge; ſo iſt es gewiß ſehr wahr, daß die Zurückweiſung guter Gefühle und Regungen ſehr leicht den Jüngling auf die Bahn des Laſters führen kann; auch die Liebe zu ſeiner Mutter ſcheint uns nicht unwahrſcheinlich, nur iſt ſie vielleicht kaum vereinbar mit der Rohheit, welche Jack in der von uns mitgetheilten Scene, freilich im Rauſch, an den Tag legt, und in Bezug auf das erſtere dürfte es ein Mißgriff des Verfaſſers ſeyn, daß er ſeinen Helden ſo zu ſagen durch ein Fatum zum Dieb und Räuber werden läßt. Freilich wirkt die abſichtliche Verführung Wilds und Blueſkins ein; aber wie dieſe Verführung begann, was ſehr wichtig wäre zu wiſſen, erfährt man nichts, und eben ſo übergeht der Verfaſſer die neun Jahre, während welcher Jack zum Meiſter in ſeinem Gewerbe ſich heranbildete. So tritt das Pſychologiſche hinter dem Factiſchen und Abenteuerlichen viel zu ſehr zurück. Ja, während Jack in den neun Jahren nothwendig moraliſch immer mehr ſinken mußte, wird er in der That während derſelben beſſer, menſchlicher, nobler — ſein edles Blut von mütterlicher Seite gewinnt, ſo ſcheint es, die Oberhand über das Spitzbubenblut von väterlicher Seite. Iſt das wahrſcheinlich?

Nicht billigen können wir auch das, was freilich bei einer derartigen Erzählung kaum zu vermeiden iſt, daß Jack Sheppard in ein ſo gar günſtiges Licht geſtellt wird, und zumal neben dem teufliſchen Jonathan Wild faſt wie ein unſchuldiges Kind, als ein muthiger Jüngling erſcheint, dem man überall Rettung und Erfolg wünſcht oder wünſchen ſoll. Das iſt freilich bei verſtändigen Leſern unverfänglich; aber das Buch iſt ſehr geeignet, in die Hände einer Menge, beſonders junger Leute ohne viel Bildung und feſte Grundſätze zu fallen, welche von der Schilderung Jacks leicht ungebührlich beſtochen werden dürften. Doch muß man dem Verfaſſer zugeben, daß er durch Schilderung der Geſellſchaft Jacks auch wieder dafür geſorgt hat, daß das Laſter in ſeiner wahren Geſtalt erſcheine.

Der wahre Verbrecher und Böſewicht des Buchs iſt Jonathan Wild, und Jack mehr nur ſein Opfer. Die Schilderung der kaltblütigen, überlegten Bosheit, Tücke, Habgier und Grauſamkeit dieſes Menſchen iſt wirklich grauenhaft, und beſtärkt uns in der Anſicht, daß die Engländer die größten Meiſter darin ſind, vollendete, verſtockte, gewiſſenloſe Böſewichte darzuſtellen. Trägt hiezu vielleicht die Charakterſtärke und Energie bei, welche den Engländer überhaupt auszeichnet, ſo daß er es, wenn er ſich aufs Laſter wirft, auch hierin zu einer abſoluten Virtuoſität bringt? Die Kaltblütigkeit des engliſchen Charakters iſt vielleicht der krönende Zug in der Schilderung der höchſten Verruchtheit. Zu loben iſt es am Verfaſſer, daß er auch die Bosheit und Rachſucht Wilds aus einer unverwerflichen Leidenſchaft, *aus ſeiner* Neigung für Jacks Mutter, entkeimen läßt; aber doch erfährt man auch von ſeiner Schule und ſeinen Lehrjahren zu wenig; man findet ihn ſchon als den ausgelernten Schurken. Wenn ein ſo verruchter Menſch möglich iſt, ſo iſt freilich wahr, daß das combinirte Gewerbe eines Räubers und eines im Dienſt der Polizei ſtehenden Diebsfängers am eheſten zu ſolchem Gipfel der Verworfenheit führen kann. Bei Blueſkin findet ſich doch wenigſtens noch der menſchliche Zug der aufopfernden, treuen Anhänglichkeit an Jack Sheppard. Das übrige Geſindel, die Gefängnißdiener u. ſ. w. eingerechnet, iſt mit grellen, aber, wir fürchten, nicht unwahren Farben gemalt, und dieß iſt ein Verdienſt des Buches. Der ehrliche Wood iſt eine willkommne Erſcheinung, aber ſeine Frau iſt ſehr ſtörend. Das ganze Buch macht den Eindruck eines häßlichen und grauenvollen Nachtſtücks; und die Ereigniſſe, wenn ſchon mit Geſchick erfunden und verflochten, und eng zuſammenhängend, haben doch beinahe die Unwahrſcheinlichkeit eines Traumes. Da die Deutſchen ihren Räubern ſo ziemlich den Abſchied gegeben, werden ſie wohl den engliſchen Jack Sheppard nicht nationaliſiren wollen. *)

*) Wir laſen in den öffentlichen Blättern, daß Courvoiſier, der Mörder von Lord Ruſſell, ausgeſagt habe: er ſey zu ſeiner That auch durch die Lectüre des Jack Sheppard veranlaßt worden! „Ich beklage den Augenblick, wo das Buch Jack Sheppard in meine Hände fiel.“

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 143 u. 144.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 December 1840.

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

Übersetzt von Roman Freih. Rudberg-Benninghausen.

Erstes Capitel.

Er eilt zu leben und beeilt sich zu empfinden.
Wjasemsky.

1.

Er bleibt ein Ehrenmann vor Allen
Mein Oheim, da er ernstlich krank,
Er konnte nie auf Bessres fallen,
Und zwingt mir Achtung ab und Dank.
Sein Beispiel sey den andern Lehre!
Doch welche Langweil, Gott, auf Ehre,
Beim Kranken Tag und Nacht zu wachen
Und keinen freien Schritt zu machen!
Und dann — welch' kleinliches Bemühn:
Das Kissen wird zurecht gerückt,
Der Sterbende mit Witz erquickt,
Man reicht ihm traurig Medicin:
Und denkt im Herzen ganz verstohlen,
Wenn wird denn dich der Teufel holen?

2.

So dacht', indeß die Pferde rannten,
Von Stand umhüllt, ein junger Fant,
Doch den zum Erben der Verwandten
Nach höchstem Willen Zeus ernannt.
Ludmillens Freunde und Rußlan's. *)
Laßt mich den Helden des Romans
Ohn' alles Vorwort, allsogleich
Bekannt, befreundet machen euch.

Mein Freund Onegin ward geboren,
Du Leser, an der Newa Strand,
Den, wenn dort nicht dein Heimathland,
Du doch zum Glanzpunkt dir erkoren.
Auch ich ging dort in früh'ren Tagen,
Doch kann den Nord ich nicht vertragen. *)

3.

Sein Vater diente brav und ehrlich
Und lebte jetzt von Schulden noch;
Drei Bälle gab er immer jährlich,
Und ruinirt sich endlich doch.
Das Schicksal hütete Eugen;
Erst mußt' Madame ihn übersehn,
Dann löste Monsieur sie ab.
Er war ein wilder, hübscher Knab', —
Monsieur l'Abbé, ein Krüppelwesen,
Der brachte ihm Alles spielend bei,
Damit's dem Kind nicht lästig sey; —
Plagt nie ihn mit Moralienlesen,
Schalt kaum mit Worten ihn, mit harten,
Und — führt ihn in den Sommergarten. **)

4.

Doch als die Zeit der Jugendfreuden
Eugen genaht, mit Lust und Braus,
Der Hoffnung Zeit und süßer Leiden:
Warf man Monsieur zum Haus hinaus.
Frei ist Onegin! Wie's gebührt
Nach neu'ster Mode schön frisirt,
Wie'n Londner Dandy ausgeschmückt
Hat endlich er die Welt erblickt.

*) Eines der ersten Gedichte Puschkin's, doch nicht weniger schön als seine spätern.

*) Eine feine Anspielung auf seine Verbannung nach Odessa durch den Kaiser Alexander, in Folge mancher zu liberaler Gesinnungen und Aeußerungen des Dichters.

**) Versammlungsort der Kinder aus den vornehmen Ständen, die unter Aufsicht ihrer Bonnen und Erzieher sich hier belustigen.

Sich auf franzöſiſch auszudrücken
Verſtand er mit Vollkommenheit,
Er grüßte ohne Steifigkeit
Und tanzt Maſurka zum Entzücken:
Sagt ſelbſt, was wär' noch mehr nothwendig?
Er galt für hübſch und ſehr verſtändig.

5.

Man lernt allmälich, ohn' Bemühung,
Doch was, auf irgend eine Art,
So daß, Gott Lob! durch die Erziehung
Zu glänzen keinem ſchwierig ward.
Eugen war nach der Richter Spruch
(Die ſchnell entſchloſſen ſtreng und klug)
Zwar ganz geſcheidt, jedoch Pedant,
Der bloß die ſchöne Kunſt verſtand:
Er konnt' auf jedem Feld ſich zeigen
Mit ungezwungner Leichtigkeit,
Und wußt bei jedem wicht'gen Streit
Mit tiefgelehrtem Blick zu ſchweigen;
Auch ſah man's ſeinem Witz gelingen
Bei Frauen Lächeln zu erzwingen.

6.

Latein iſt längſtens aus der Mode,
Doch wußt er, um ganz wahr zu ſeyn,
Für die Kritik zu mancher Ode
Doch immer noch genug Latein;
Sprach über Juvenal's Satyren,
Konnt' Epigraph analyſiren,
Er fügte mit verſtänd'gem Sinn
Am Schluß des Briefes „valo" hin,
Und kannt', wenn auch nicht ganz gewiß
Zwei Verſe aus der Aeneis;
In Schätzen, die die Sagen hüten
Von Staub umhüllt, wühlt er nicht gern,
Auch die Geſchichte ließ er fern,
Doch wußt er alle Anekdoten
Von Romulus zu unſern Tagen,
Die ohne Anſtoß herzuſagen.

7.

Er ſuchte jede Kunſt zu meiden
Die ſtörend wirket im Genuß,
So lernt er nimmer unterſcheiden
Den Jambus von dem Dactylus.
Er ſchalt Homer und Theokrit
Und las dafür den Adam Smith
Und war als Staatswirth muſterhaft,
Das heißt: er ſprach mit Urtheilskraft,
Wie ſich der Staat bereichern könne,
Wovon er lebt, warum und wie
Des Geldes er bedürfte nie,
Wenn er Naturproduct' gewönne. —
Sein Vater konnt' dieß nicht verſtehen
Und ließ ſein Gut zu Wuchern gehen.

8.

Doch wenn ich Alles wollte nennen
Was er verſtand, ſo fehlt die Zeit;
In einem noch, muß ich bekennen,
War er Genie, Vollkommenheit,
Was in der zarten Kinderbruſt
Ihm Mühe, Qual und Schmerz und Luſt,
Was ihn nicht raſten ließ noch ruhn
Im kummervollen Nichtsthun:
Es war die holde Kunſt im Lieben,
Für die einſt Naſo's Lied erſcholl,
Deſſ' Leben, glanz- und unruhvoll,
Für ſie als Märtyrer geblieben,
Dort in der Moldau Steppen-Oeden
Wo fern Italia's Lüfte wehten. *)

9.

. . . . . .
. . . . . .

10.

Wie früh verſtand er ſchon zu heucheln:
Bald hoffnungslos — und voller Gluth, —
Verſtellung dann und ſüßes Schmeicheln —
Voll Wehmuth und voll Siegesmuth:
Bald wieder ſtolz, gehorſam bald,
Und aufmerkſam und eiſig kalt! —
So ſchmachtend blickt er, wenn er ſtill
Und wenn er ſprach: voll Gluth, Gefühl.
Wie läſſig konnt' er, wie vermeſſen
In ſeinen Liebesbriefen ſeyn;
Durch ſie nur athmend, ſie allein
Schien er ſich ſelber zu vergeſſen!
Sein Blick ſo kühn und ſchnell erbötig
Für Thränenglanz — wenn er ihm nöthig.

11.

Wie weiß den Neuling er zu ſpielen,
Die Unſchuld ſtaunt bei ſeinem Scherz,
Erbebt bei ſeinen Gramgefühlen
Und ſchenkt dem Schmeichelwort das Herz.
Er faßt der Gnade Augenblick,
Der Vorurtheile Unſchuldsglück
Beſiegt Vernunft, und Gluth erzwingt,
Daß ſich der Liebe Wort entringt.
Er lobt und fleht und will nicht weichen,
Belauſcht des Herzens erſten Ton,
Verfolgt die Liebe, die entflieht,
Und wird ein Rendez-vous erreichen
Und gibt, wo keine Zeugen ſtören —
Im Stillen dann ihr gute Lehren.

---

*) Der Dichter Ovidius Naſo wurde 7 Jahre n. Ch. vom Kaiſer Auguſtus in das Land der Geten (Beſſarabien) verbannt, wo er 10 Jahre lebte und 17 n. Ch. in Tomi ſtarb. D. U.

12.

Selbst der Koketten Herzen beben,
Trotz längst bewährter Kunst und Kraft;
Doch galt es Kampf auf Tod und Leben
Mit einer Nebenbuhlerschaft:
Wie griff er dann sie beißend an,
Wie schlau sein Netz sie da umspann!
Ihr aber, sel'ge Ehemänner,
Ihr bleibt ihm immer Freund und Gönner!
Ihm schmeichelte der listige Gatte,
Der selbst im Dienst Faublas' ergraut,
Der schwache Greis, der keinem traut
Und stattlich seine Hörner hatte,
Der stets zufrieden unterdessen
Mit sich, der Frau und seinem Essen.

13. 14.

. . . . . .
. . . . . .

15.

Zuweilen liegt er noch im Bette,
So bringt man Karten schon herein;
Von dreien Seiten gar, ich wette,
Läd't man ihn heut zum Abend ein.
Hier ist ein Ball — dort thé dansant!
Sagt selbst, was fängt der Gute an?
Wohin zuerst? O seyd doch klug,
Man kommt noch immer früh genug.
Im Morgenrocke unterdessen
In einem breiten Bolivar, *)
So fährt Eugen auf's Boulevard
Und wandelt ruhig und gemessen
Bis ihn die Breguetuhr bedeutet,
Und ihn zur Mittagstafel läutet.

16.

Es dunkelt schon! — Die Rosse jagen —
„Vorweg," so ruft der Kutscher wild,
Wie Silber glänzt sein Biberkragen
Vom Staub des Reises eingehüllt.
Er eilet rastlos zu Talon, **)
Man wartet seiner sicher schon;
Zur Decke spritzt, kaum tritt er ein,
Hell strömend der Kometenwein.
Der Roastbeef winkt mit blut'ger Röthe,
Der Kochkunst Blüthe; Trüffeln, zart
Und theuer, nach der Jugend Art,
Und frische Straßburger Pastete
Und Limburger voll regem Leben,
Mit goldner Ananas daneben.

*) Ein Hut à la Bolivar.

**) Eine Restauration in Petersburg.

17.

Noch löschten durstige Pokale
Gar gern des heißen Roastbeef's Fett,
Da mahnt mit leisem Glockenschalle
Die Uhr, daß heut ein neu Ballet.
Nun fliegt Eugen ohn' Aufenthalt,
Thalia's leitende Gewalt,
Ein Ehrenbürger der Coulissen,
Und flücht'ger Gönner der Actricen, —
Bis er in jenes Tempels Hallen
Wo hier beklatscht ein Entrechat,
Dort ausgezischt Kleopatra:
Ja, wo Kritik geübt von Allen,
Und wo Moïna sie beehren *)
Um ihren eignen Ruf zu hören,

18.

O Zauberort! Stets wird dich zieren
Von Wiesen's Ruhm, der stolz und kühn
Hier einst Beherrscher der Satyren, **)
Und der gelehrige Knjäschnin, ***)
Wo Oserow ****) der Thränen Fluth
Als unfreiwilligen Tribut
Des Volkes und des Beifall's Ruf
Mit der Semenow †) sich erschuf.
Ja, dort wo einst Katenin ††) blickte,
Er, den entflammt Corneille's Genie,
Wo Schachowskoi †††) die Komödie
Belebt und Didlo ††††) uns entzückte,
Dort, in dem Schatten der Coulissen
Sah ich die Jugendzeit verfließen.

19.

Werd' ich Euch Holde wiederschauen?
Hört meine Stimme klagend, weich!
Seyd Ihr noch jene schönen Frauen?
Vertrat auch keine Fremde Euch?
Darf wieder ich den Chören lauschen,
Darf meine Seele sich berauschen

*) Moïna ist eine Person aus dem Trauerspiele: Fingal, vom russischen Dichter Oseron.

**) Denis von Wiesen — wahrscheinlich deutscher Abstammung — lebte unter der Regierung Catharina II und erwarb sich einen großen Ruf durch den kernigen Witz seiner Lustspiele und Fabeln.

***) Ein Zeitgenosse Wiesens, und gleichfalls dramatischer, wenn auch weniger origineller Dichter.

****) Gleichfalls Dramatiker.

†) Eine beliebte Schauspielerin unter Catharina II

††) Der Cid des Corneille ist mit vielem Geschick von ihm nachgebildet worden.

†††) Ein guter Lustspieldichter. D. U.

††††) Ein ausgezeichneter Balletttänzer damaliger Zeit. Seine Ballette sind voll lebendiger Einbildungskraft und ausgezeichneter Schönheit. Einer unserer Romanschreiber fand in ihnen mehr Poesie als in der ganzen französischen Literatur. A. Puschkin.

An Rußland's Terpſichorens Sieg?
Doch war es nur des Wahnes Trug,
Seh ich Euch nimmer auf der Bühne:
Dann ſchau' die Fremden ich mit Haß
Durch mein entzaubert Operuglas! —
Man jauchzt! Ich ſteh mit kalter Miene
Und gähn', und will mich ſtill verſenken
In früh're Zeit und Euter denken.

20.

Und des Theaters Logen prangen,
Parterre und Lehnſtuhl ſind beſetzt,
Das Paradies klopft voll Verlangen
Und aufwärts rollt der Vorhang jetzt,
Da ſchwebt, wie eine Glanzgeſtalt
Des Bogens zaubriſcher Gewalt
Gehorſam, in der Nymphen Schaar
Istomena, *) ſo wunderbar.
Sie dreht ſich langſam in die Runde,
Indeß ein Fuß die Erd berührt,
Und ſchwingt ſich auf, vom Sturm entführt,
Wie Daunen vor des Aeols Munde,
Verſtrickt ſich in harmon'ſchen Schaukeln
Und läßt die Füßchen wirbelnd gaukeln.

21.

Da tritt Onegin zwiſchen Stühlen
Und über Füße läſſig ein,
Und läßt ſein doppelt Glas beſchielen
Die Damen in den Logenreihn.
Er muſtert rings mit ſtrengem Blick
Und kehrt ihn mißvergnügt zurück;
Sie ſind ihm gar nicht nach dem Sinn;
Er grüßt die Herr'n, ſpricht her und hin,
Schaut auf die Bühn', zerſtreut und müſſig
Sieht wieder weg und gähnt und ſpricht:
„Auf Ehre, ich begreif es nicht,
Wie man ſie längſt nicht überdrüſſig?
Auch Didlo will mir nicht behagen,
'S iſt Zeit, ſie alle fortzujagen;

22.

Noch ſpringen Amor, Teufel, Schlangen
Wild auf der Bühne, mit Gebraus,
Noch ruh'n die Diener, ſchlafumfangen,
Auf Pelzen bei der Einfahrt aus;
Noch währt das Stampfen lange Zeit,
Man huſtet, ziſcht und klatſcht und ſchreit;
Von innen, außen überall
Glänzt hell noch der Laternen Strahl,
Noch ſcharren Roſſe, halb erfroren,
Im läſt'gen Joch voll Uebermuth,
Der Kutſcher ſchilt bei Feuersgluth
Den Herrn, und reibt ſich Fauſt und Ohren:
Onegin nur ſah längſt man ſcheiden —
Er eilt nach Haus, ſich anzukleiden.

23.

O könnt' ich das Gemach beſchreiben
Mit treueſter Genauigkeit,
Wo ſtill der Freund vom Modetreiben,
Sich aus- und an- und wiederkleid't.
Ja Alles was uns London ſchafft
So knauſerig und launenhaft,
Und uns für Holz, auf bal'ſcher Eisth,
Und Fett, zu bringen hat geruht,
Was in Paris nur Schönes immer
Der ewig hungrige Geſchmack
Sich zum Erwerbszweig wählen mag
Für Müßiggang und Modeſchimmer:
Das Alles zierte Tiſch und Ofen
Des achtzehnjähr'gen Philoſophen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die erſte Balletänzerin zu dieſer Zeit.

Louis Peiſſe,

über den Senſualismus in Frankreich.

In einer Vorrede, womit er die Ueberſetzung „philoſophiſcher Fragmente" des ſchottiſchen Profeſſors William Hamilton begleitet, ſpricht ſich L. Peiſſe über den Zuſtand der Philoſophie in Frankreich und insbeſondere auch über die ſenſualiſtiſche Schule daſelbſt aus. Seine Bemerkungen dürften nicht ohne Intereſſe geleſen werden.

„Die ſenſualiſtiſche Schule iſt gewiß die zahlreichſte, die populärſte und gewiſſermaſſen die nationalſte. Ihre Dogmen ſind bekannt und haben im Weſentlichen nur wenige Modificationen erfahren. Sie herrſcht in allen gelehrten Berufen. Die phyſikaliſchen und Natur-Wiſſenſchaften, die phyſiologiſchen und ſelbſt die ökonomiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ſind noch ganz von ihrem Geiſt getränkt. Und wenn man hauptſächlich nach dem Umfang der praktiſchen Anwendung, nach ihrem Einfluß auf die Richtung des intellectuellen Strebens und Wirkens, überhaupt nach den praktiſchen Reſultaten die Wichtigkeit einer philoſophiſchen Lehre ſchätzen muß, ſo ſtellen wir mit allem Recht dieſe Schule voran.

„Dennoch gilt dieſe Schule für eine aufgegebene und verlaſſene, und theilweiſe iſt dieß wahr; ihr Geiſt iſt noch vorhanden in latenter Form, aber ihre poſitiven Principien, ihre Pſychologie, Moral und Politik haben keine offenen Vertheidiger mehr; die letzten ihrer Theoretiker ſind geſtorben, ohne nur den Verſuch gemacht zu haben, ſie zu vertheidigen; ſie hat ſeit zwanzig Jahren kein bedeutendes Buch hervorgebracht, und unter ihren

erklärten Anhängern trifft man nicht Einen Geiſt, nicht Ein Talent, das ſich über das Gewöhnliche erhöbe. Vertrieben von der Sorbonne, von der Univerſität und von der philoſophiſchen Welt im eigentlichen Sinne, hat ſie ſich in die Medicin geflüchtet, welche ſie nun als ihr Eigenthum anſpricht. Da, immer mehr zuſammenſchrumpfend, iſt ſie nun ein bloßer Zweig der Phyſiologie geworden und, von Stufe zu Stufe herunterſinkend, hat ſie ſich endlich mit der Phrenologie identificirt; denn das iſt heutzutage der wahre Name der Philoſophie Locke's, Condillac's, d'Alemberts, Helvetius', Deſtutt de Tracy's. Die Phrenologie iſt das letzte Wort und die letzte der Beurtheilung fähige Form der ſogenennten ſenſualiſtiſchen Schule; wenn dieſe Schule irgendwo exiſtirt, ſo iſt es hier; anderswo würde man ſie vergebens ſuchen. *) Bei dieſer Umgeſtaltung hat ſie alles verloren, was ihre Stärke, ihr Anſehen, ihre Größe und Autorität ausmachte; ſie hat nichts behalten als ihre Zuverſichtlichkeit und Heuchelei.

Es iſt aber leicht zu ſehen, daß in dieſer letzten Verſchanzung der Senſualismus, als philoſophiſche Schule, nur einen ſehr untergeordneten Rang einnimmt. Seit ſeinen letzten Häuptern, die ſelbſt, wie ihr Landsmann Mesmer, nur eine Art wiſſenſchaftliche Abenteurer waren, die jedoch, man muß es geſtehen, mehr die Narren ihres eigenen Syſtems waren, als man zu glauben geneigt ſeyn möchte, nach der Art und Weiſe, wie ſie es gelehrt und marktſchreieriſch angeprieſen haben, kann man unter dieſer Secte kaum mehr einen Namen von einiger Bedeutung, Autorität oder Glanz nennen. Man hat in den letzten Jahren einen, in andrer Beziehung mit Recht berühmten Mann die Phrenologie unter ſeinen Schutz nehmen ſehen; aber ohne daß ich mir anmaße, nur ſo im Vorübergehen abzuurtheilen über eine ſo große Reputation, werde ich doch nur etwas behaupten, was jedem Urtheilsfähigen bekannt iſt, wenn ich ſage, daß Broussais durch und durch unfähig war zu der Rolle eines Philoſophen, die er annahm; er hatte nur den Geſchmack oder vielmehr die Manie für die Philoſophie, ohne alles Talent dazu; ſeiner gänzlichen Unzulänglichkeit kam nichts gleich als ſeine unglaubliche Keckheit und die ebenſo unfaßliche Toleranz des competenten Publicums. Was vorzüglich befremden darf, das iſt nicht ſowohl, daß die Phrenologie einigen Lärm gemacht und einiges Terrain gewonnen hat, denn die Gemeinheit ihrer Formen und ihrer Sprache, verbunden mit dem geheimen, bisher unerklärlichen Reiz ihrer Conſequenzen, erwarben ihr Popularität, als vielmehr, daß ein als Theorie ſo abſurd formulirtes Syſtem, vertheidigt mit einer ſo ſkandalöſen Unwiſſenheit und einem ſo lächerlichen Mißverſtehen der Hauptfragen, ein Syſtem, das ſich unter Formen von ſo ſchmählicher Trivialität darſtellte, ſich in Akademien, Schulen, und in der denkenden und gebildeten Welt geltend machen konnte, ohne daß die beleidigte Vernunft und der Geſchmack den geringſten Verſuch gemacht hätten, dieſen Einfall des Pöbels in das Gebiet des Gedankens zurückzuweiſen. Auch glaubte dieſer Pöbel, wie man dieß bei andern Gelegenheiten ſchon erlebt hat, das Recht zu haben, weil er die Macht hatte, man ließ ihn ſchreien: die Phrenologie ſey die franzöſiſche Philoſophie, und vielleicht glaubte das gelehrte Europa einen Augenblick an dieſe Erniedrigung des Vaterlands eines Descartes und Mallebranche. Ich ſuche vergebens einen triftigen Grund für dieſes Schweigen; was auch die Urſache davon ſey, ſie iſt verdammenswerth; im Reich der Ideen wie in der Politik hat Niemand das Recht abzutreten und ſeinen Poſten zu verlaſſen, wer auch der Gegner oder Prätendent ſey.

Handelte es ſich nur um einen Kampf der Eigenliebe, um ein eitles Gezänke der Literatur, ſo wäre dieſe Gleichgültigkeit verzeihlich und ſelbſt löblich; aber die Philoſophie wäre die ärmlichſte aller intellectuellen Beſchäftigungen, wenn man ſie zu einer bloßen wiſſenſchaftlichen Curioſität herabſinken ließe. Die größten Intereſſen dieſer Welt ſind in Wahrheit an ihr Schickſal geknüpft. Sie iſt es, die am Ende die praktiſche Lenkung und Richtung der Geſellſchaft regelt und beſtimmt, weil ſie es iſt, die überall die Principien des Glaubens und in Folge hievon die vernünftigen Motive des Handelns darbietet. Der Menſch, als vernünftiges Weſen, handelt in der That immer nach Vernunftgründen; und ſelbſt wenn er der Leidenſchaft oder dem Trieb folgt, was oft geſchieht, ermangelt er nicht, ſich unter den Schutz eines Sophisma oder eines Vorurtheils zu ſtellen, d. h. eines Princips, wenn auch eines falſchen. Das vergeſſen die Staatsmänner, welche die Ideen den ſogenannten Intereſſen unterzuordnen Luſt haben. Es liegt eine Politik, eine Moral, eine Religion verborgen unter jeder Pſychologie und jeder Metaphyſik, und nur der ewige und unwiderſtehliche Reiz dieſer großen Objecte iſt es, was die Speculation beſtändig im Gang erhält, und den menſchlichen Geiſt niemals ſein Gewebe der Penelope verlaſſen läßt. Es gibt zwar heutzutage Philoſophen, welche die Entfernthaltung dieſer Fragen als den höchſten Aufſchwung philoſophiſcher Weisheit empfehlen. Wenn dieſe Behauptung das Ergebniß einer directen und tiefen Kritik der Geſetze, Bedingungen und der Competenz der menſchlichen Vernunft wäre, ſo ließe ſich nichts dagegen ſagen. Ich gebe gern die Befugniß und ſelbſt die Nothwendigkeit dieſer Unterſuchung zu, trotz den Drohungen des Skepticismus, oder vielmehr eben wegen dieſer Drohungen. Aber es handelt ſich hier nicht um dieß. Ich ſpreche nur von jener, heutzutage auch bei ausgezeichneten Geiſtern ſehr häufig vorkommenden Tendenz, aus der Philoſophie einen bloßen Anhang zur Anthropologie zu machen, d. h. den Theil für das Ganze zu nehmen; während ſie doch in der That über und außer allen beſonderen ſpeculativen oder praktiſchen Wiſſenſchaften ſteht, da ihre eigenthümliche und hohe Function die iſt: die Principien, die Bedingungen und die Möglichkeit aller Richtungen und Beſtrebungen des Menſchengeiſts zu beſtimmen. Dieſe Anſicht iſt in Frankreich begünſtigt worden durch die Entwicklung und den geräuſchvollen, (ſo übel verſtandenen!) Succeß der Natur-

*) Die Phrenologie läugnet zwar dieſe Abſtammung und macht ihrer Mutter den Krieg. Aber das kommt häufig in der Philoſophie vor. Es iſt ſelten, daß ein Syſtem ganz klar weiß, woher es ſtammt und wohin es führt; aber die Ignoranz der Phrenologie in dieſer Beziehung iſt beiſpiellos.

wissenschaften und durch den Einfluß der schottischen Philosophie, deren Unentschiedenheit man für kluge Umsicht nahm. *)

Wenn ich ein Gewicht lege auf diese falsche Ansicht von dem Beruf und dem Wesen der Philosophie, so ist es darum, weil sie hauptsächlich dazu beigetragen hat, die Phrenologie in Aufnahme zu bringen, und gewissermaßen die unerhörte Toleranz begünstigt, deren sie sich zu erfreuen gehabt. Indem die Phrenologie sich darstellte als eine Sammlung von Thatsachen, die sich auf die intellectuelle und sittliche Natur des Menschen beziehen sollte, mit einem umfassenden Apparat materieller Erfahrungen und positiver Beobachtungen, wußten die Psychologen nicht, was sagen. Sie glaubten die sensualistische Schule mit ihren Metaphysikern ausgestorben, vergaßen aber, daß Gassendi, Hobbes, Locke, Condillac, Diderot, Helvetius, Destutt de Tracy zu Bundesgenossen hatten: Hartley, Priestley, Darwin, Bonnet, Cabanis, Gall, Beaussais, d. h. die Anatomen und Physiologen; und als diese auftraten, ließen die Philosophen sie ungestört, statt aller Gründe anführend: die Anatomie und die Physiologie gehörten nicht in ihren Bereich: cuique in sua arte credendum. Die Physiologie war, wie bekannt, weniger bescheiden und großmüthig. Sie erklärte: Alles was den Namen Philosophie trage (Psychologie, Ideologie, Metaphysik), gehöre von Rechtswegen ihr, und setzte sich sofort in Besitz.

Indeß darf man hieraus nicht schließen, daß die sensualistische Schule noch ihre alte Autorität behaupte. Sie ist im Gegentheil ziemlich gesunken. Seit langer Zeit hat kein ausgezeichnetes Talent, kein Mann von gründlichem Wissen ihre Sache verfochten. Sie recrutirt sich beinahe ausschließlich in den physischen und Natur-Wissenschaften, und besonders in der Medicin; und auch in diesen Kategorien ist sie mehr eine hergebrachte Angewöhnung des Geistes, als eine systematische, **) durchdachte Ansicht. Der alte Materialismus Holbach's, de Lamettrie's und Cabanis', einige verbrauchte Sätze aus Bacons Logik und Condillacs Phraseologie, großer Respect vor allem, was man betasten, zählen und wägen kann, und große Furcht vor dem Geiste — das ist bei vielen der allgemeine Fonds philosophischen Glaubens. Setzen wir noch hinzu, daß in Folge der von Tag zu Tag specieller und getheilter werdenden Richtung und Organisirung der wissenschaftlichen Studien die gelehrten Berufe heutzutage beinahe ganz jener hohen intellectuellen Bildung ermangeln, welche die Kenntniß der classischen Sprachen, der allgemeinen Literatur und Philosophie gibt. Unter diesem Gesichtspunkt steht die gelehrte Classe unsers Jahrhunderts weit zurück gegen die des siebzehnten und selbst des achtzehnten Jahrhunderts, deren Erziehung und Bildung weit literarischer, umfassender, encyklopädischer und überhaupt liberaler war. Die Philosophie, die sonst die erste Bildnerin und Amme der Intelligenz bei jeder Laufbahn der Gebildeten war, ist heutzutage in den Augen unserer meisten Gelehrten nur eine der übrigen analoge, aber natürlich weit untergeordnete, Specialität. Daher die Geringschätzung oder wenigstens Gleichgültigkeit, die sie in der Regel gegen metaphysische Speculationen an den Tag legen; daher besonders die auffallende Unwissenheit und Unzulänglichkeit, die sie kund geben, wenn sie sich je einmal darein mischen wollen.

Mithin ist die sensualistische Schule unstreitig vergleichungsweise in einem Zustand sehr fühlbarer Gesunkenheit. Aber dabei behauptet sie doch noch eine ziemlich starke Stellung. Der Sensualismus ist überhaupt seinem Wesen nach unvergänglich. Alle seine Lösungen und Consequenzen sind so zu sagen seit der Entstehung der Philosophie im Orient wie im Abendlande aufgestellt worden. Er ist eines der drei oder vier großen Systeme, zu welchen die Speculation nothwendig gelangt, wenn sie sich von der Logik führen und leiten läßt. Unaufhörlich bekämpft und geschlagen von den entgegengesetzten Schulen, erhebt er sich unaufhörlich wieder unter dieser oder jener Gestalt. Trotz der philosophischen Inferiorität seiner Lehren und seiner Meister zu allen Zeiten, trotz seiner traurigen Consequenzen, besitzt er eine Art oberflächliche Klarheit, einen Anstrich von derber Wissenschaftlichkeit, und ich weiß nicht was für einen Schein von Unabhängigkeit, welche mittelmäßigen Gemüthern und Geistern, d. h. der großen Mehrzahl der Menschen, unglaublich schmeicheln. Er ist und wird es noch lange seyn, die Philosophie aller Welt in einem Lande, das fünfzig Jahre lang zu seinem Lehrer — Voltaire gehabt hat!"

Ueber die socialistische Schule spricht sich Louis Peisse so aus:

„Es handelt sich hier von einer ziemlich gemischten Kategorie von Schriftstellern, welche eine Philosophie des Fortschritts ankündigen, und die sich viele Mühe geben, um ihr eine regelmäßige Verfassung zu geben. Bisher konnten die aus dieser heranwachsenden Schule hervorgegangenen Werke, obwohl ziemlich zahlreich, uns keine hinlänglich klare Idee geben von dem Ziel, der Methode und den Principien ihrer Lehre. Diese Schule ist im Allgemeinen außerordentlich streng gegen andere gleichzeitige philosophische Doctrinen, sie behandelt sie mit einer Vornehmheit, einer Miene der Autorität und der Verachtung, wodurch man sehr begierig werden muß, das System kennen

*) Es finde hier auch die Bemerkung Platz, daß wenn es unter den Anhängern dieser Meinung manche Aufrichtige gibt, auch viele Heuchler darunter sind. So z. B. geben sich die materialistische Schule und die Phrenologie insbesondere den Schein, als ließen sie die Fragen, deren Lösung doch insgeheim das Ziel aller ihrer Bestrebungen ist, als müßig und einer positiven Wissenschaft unwürdig bei Seite liegen. Das ist eine alte Sünde dieser Secte, von Epikur, ihrem Meister, an, bis auf die Encyklopädisten. Nur selten hat sie so viel Offenheit gehabt, ihre Absichten zu bekennen, und sie weigert sich immer die Consequenzen ihrer Prämissen zu ziehen, obgleich sie im Grund nur darum mit solchem Eifer ihre Prämissen aufstellt, weil sie diese Consequenzen selbst im Auge hat.

**) Die Phrenologie, welche das einzige materialistische System ist, das heutzutage in einer dogmatischen Gestalt gelehrt und bekannt wird, hat demnach in den höhern Sphären der physischen und medicinischen Wissenschaften sehr wenige Anhänger gewonnen; sie ist selbst von allen namhaften Physiologen und Naturforschern verworfen oder verachtet worden, von Cuvier, Delamarck, de Blainville, Magendie, Geoffroi, Saint-Hilaire, Serres u. A. Sie bleibt der Ausdeutung der Mittelmäßigkeit, der Unwissenheit und der Marktschreierei überlassen.

zu lernen, das ſie erſetzen ſoll. Aber dieſe Neugier iſt nicht ganz leicht zu befriedigen; hier nur, was wir davon begriffen haben.

Dieſe Lehre ſcheint offenbar ein Abſenker vom St. Simonismus zu ſeyn; ihr Grundcharakter, in ihrem Namen ſchon ausgeſprochen, iſt der, daß ſie eine ſociale Theorie ſeyn will, im umfaſſendſten Sinne des Worts. Für ſie beſtände das philoſophiſche Problem weſentlich in der Fortſetzung der Beſtimmung, nicht des Individuums, ſondern der Menſchheit, und dieſem Geſichtspunkt alle pſychologiſchen, metaphyſiſchen und religiöſen Fragen unterzuordnen, oder vielmehr ſie damit zu identificiren. Die Menſchheit als ein Individuum betrachtend, das ſich ſucceſſiv durch eine Art geiſtiger Ernährung entwickelt, und in ſtetiger Progreſſion von einem Zuſtande relativer Vollkommenheit zu dem einer noch größeren übergeht, immer aber in gerader, in beſtimmter Linie, verknüpft ſie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch eine unauflösliche Kette. Alle großen Phänomene der moraliſchen Welt, wie die Religionen, die philoſophiſchen Revolutionen und die großen bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen der Völker, ſind nur in gegebenen Momenten der Ausdruck des Standes der innern Entwicklung des Lebens der Menſchheit. Jeder dieſer Zuſtände iſt gleichſam auf den vorhergehenden gepfropft. Das Reſultat dieſes ſtetigen aber unmerklichen Fortſchritts im geiſtigen und materiellen Leben der Menſchheit (denn dieſe beiden Ausdrücke verſchmelzen in der Einheit des ſocialen Lebens) iſt einestheils die immer reichere und klarere Entwicklung der Idee Gottes (Religion und Philoſophie) im menſchlichen Bewußtſeyn; und andrerſeits die immer vollſtändigere Realiſation der ſocialen Beſtimmung durch Sitten, Geſetze, Verfaſſungen. Nach dieſer Vorſtellung bezeichnet die Fortſchrittsidee (l'idée progrès) nicht bloß einen beſtimmten Bezug zwiſchen bekannten äußerſten Punkten, ſondern ſie wird ein abſolutes Erklärungsprincip und gibt allen kosmologiſchen, metaphyſiſchen, moraliſchen und religiöſen Fragen ihre Löſung. Was aber die einzelnen Folgerungen betrifft, zu welchen die Anwendung dieſer Formel ihre Entdecker geführt hat, ſo wäre es eine große Wagniß, eine befriedigende Aufzählung und Erklärung zu verſuchen.

„Dieſe Schule, welche vom Socialen ausgeht, befindet ſich übrigens allem Anſchein nach auf der großen Bahn des Erfolgs und der Popularität, ſie ſtützt ſich auf das lebendigſte Intereſſe unſrer Zeit — die Politik. In der That hat die Philoſophie (welche Definition man von dem geben mochte, was dieſen Namen trug) immer nur durch ihre Allianzen Wiederhall, Anſehen, Macht gewonnen. Im Alterthum trat ſie aus den Schulen heraus, nur ſofern ſie durch ihren praktiſchen Einfluß auf die öffentliche und Privat-Moral einwirkte als Epikuräismus, Stoicismus, Myſticismus. (?) Im Mittelalter ſetzte ſie die Welt in Bewegung durch ihre Verbindung mit der Religion und Theologie. Nach der Carteſianiſchen Reform identificirte ſie ſich mit der wiſſenſchaftlichen Bewegung und ging darin faſt auf; die Philoſophen jener Zeit waren Copernicus, Descartes, Leibnitz, Newton, Galilei, Bacon, Gaſſendi, Hugenau, die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris und die königliche Geſellſchaft in London. Im 18ten Jahrhundert trat die Philoſophie überall in die Politik ein; ſie iſt das Zeichen, der Name, das Panier und der Hebel der revolutionären Bewegung, in welcher wir noch leben. Die drei großen Philoſophen dieſer Zeit ſind Publiciſten; der eine ſchrieb die Abhandlung über den Geiſt und die Sitten der Völker; der andre den Geiſt der Geſetze; der dritte den Contrat social. Dann kamen Turgot und Condorcet, die Oekonomiſten und Mitglieder der Conſtituante. Die theologiſche Schule miſchte ſich auch in den Geiſt der Zeit, aber ſchlug die Bahn der Reaction ein; ſie hatte nur durch ihren Widerſtand Werth. Die eklektiſche Schule gab zu bald und zu vollſtändig ihre thätige Rolle auf, indem ſie ablehnte oder vernachläſſigte die ſocialen Fragen zu löſen, und ſo ihren Einfluß, ſelbſt ihre Exiſtenz aufs Spiel ſetzte. Die St. Simoniſtiſche Schule dagegen und alle ihre Abſenker, der Fourierismus und was dazu gehört, nahmen die Erbſchaft des vorigen Jahrhunderts wieder auf; und trotz ihrer Verirrungen, Abſurditäten und Tollheiten haben dieſe Secten tiefe Wurzeln geſchlagen. Sie haben die Phantaſie der Menſchen erhitzt, den Geiſt der ökonomiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften influencirt, die Staatsmänner und Regierungen eingenommen, der allgemeinen Literatur theilweiſe ihre Farbe gegeben, und in die Sprache ſelbſt neue Wörter eingeführt, welche beinahe ſchon nicht mehr für barbariſch gelten.“

Billaud von Varenne.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ein düſtrer Mann geht an des Urwalds Saum
Fern von der Menſchen Straß', doch merkt' er's ſaum;
Den Papagei nur ſcheint er zu gewahren
Auf ſeiner Hand; zu ihm das Wort er ſpricht:
Wie ſchön von dir, daß den Verlaſſnen nicht
Du auch verläſſ'ſt, wie ich's ſo ſchwer erfahren!

Sie haben mich vom Heimathland verbannt,
Hinausgeſtoßen ins Barbarenland,
Der Frevel Menge in der Fern zu büßen;
Und weil's gedonnert, als ich hier ankam,
Das Volk mich für der Argen Aergſten nahm,
Und keiner wagt, den Antwürfling zu grüßen.

Doch trag' ich wohl der Lebenden Verſchmähn,
Könnt' ich der Todten Larven nur entgehn,
Der Todten, die durch mich dem Beil verfallen.
Des Urwalds Schrecken kann mich nicht zerſtreu'n,
Des Landes Wunder können mich nicht freun,
Ich fühl' in mir des hölliſchen Feindes Krallen.

Ich ſuchte wohl, doch fand ich keinen Rath.
Was hälf' auch Rath, wo einzig frommt die That?

Mein Herz läßt Blut zwar noch durch Adern fließen,
Doch iſt's nicht mehr der Lebensflamme Herd,
Sein Segen iſt zum Fluche mir verkehrt,
Und ach! nicht eine Thrän' kann ich vergießen!

Da ſtößt aus dunkler Höh' herab ein Weih',
Und trifft auf Villands Hand den Papagei,
Reißt ihn mit fort und ſitzt auf ſichern Zweigen.
Und Villand ſieht von Krallen ihn gepackt,
Von gier'gem Schnabel grauſam ihn zerhackt,
Er ſieht's und ſtarrt hinauf in bangem Schweigen.

Und als des todten Freundes buntes Kleid
Der Wind zu Villands Füßen hingeſtreut,
Hat ihn ein namenloſes Weh durchdrungen;
Und ſeines Herzens finſtre Bande ſprang
Und aus dem Aug' ein Thränenſtrom vordrang,
Sein Schluchzen iſt im Wiederhall erklungen.

„O trautes Thier, du meine letzte Freud'!
Die Welt mir armen Mann nichts weiter beut!
Doch du haſt auch im Tod mir noch gedienet;
Du treues Thier, bei deinem Todesſchmerz
Erquoll von Thränen neu mein kaltes Herz:
Nun will ich weinen, bis mein Thun geſühnet.

Courtois.

„Wieder haſt du angezogen,
Schöne Blum', das weiße Kleid!
Daß die Biene kommt geflogen,
Sich der Falter um dich freut;
Und auch ich, den Kopf voll Fragen,
Bring' dir meinen Gruß getragen,
Freu' mich deiner Blüthezeit."

„Daß dein Odem iſt ſo ſüße
Und ſo feindlich herb dein Saft;
In der Blume Honig ſprieße,
Deren Blatt nur Wehe ſchafft:
Dieß der Pfarrer Wunder nennet,
Deren Grund er nicht erkennet,
Außer daß es Gottes Kraft."

„Wiſſen möcht' ich, ob der Erde,
Die den edlen Helmert ſpeiſt,
Auch das Gift entſogen werde,
Das in deinen Adern kreiſt;
Wiſſen, wie dein ſtilles Leben
Dir Befriedigung mag geben,
Und wie in dir webt der Geiſt."

Und den Knaben rief ein Reiter
Daß er halte ihm das Roß;
Er zu Fuße ſchreitet weiter,
Auf den Helmert geht er los,
Und dabei die Anemone
Pflückt er mit der weißen Krone,
Und der Pulſatille Sproß.

Und der Knabe, froher Ahnung
Einem Kenner nah zu ſeyn,
Fühlt in ſich des Geiſtes Mahnung,
Sich den Forſchern anzureihn:
„Wißt, daß auf der Bergeswieſe
Noch viel höh'rer Helmert ſprieße,
Bleibt beim Pferd, ich bring' ihn ein!"

Und mit Staunen ſieht der Reiter,
Wie den Knaben Freude ſchmückt;
Wie, die Arme voller Kräuter,
Er ſich ſtets nach neuen bückt:
„Nimm dieß Geld für deine Mühe,
Und beſorg' jetzt deine Kühe,
Weil die Sonn' hinunterrückt."

Aber den ergreift Entſetzen,
Als entflöh' das nahe Glück;
Thränen ihm die Augen netzen,
Und das Geld gibt er zurück:
„Herr, nicht Geld iſt's, was ich brauche,
Doch zu euerm Knecht ich tauge,
Hab' zu Kräutern gut Geſchick."

Und mit Staunen ſieht der Reiter
Wie der Schmerz das Kind verſchönt:
„Nun wohlan, ſey mein Begleiter!"
So ſein güt'ger Ruf ertönt.
„Der Natur, die dich empfohlen,
Letzt Geheimniß auszuholen,
Sey dir mehr, als mir gegönnt!"

Fr. Ad.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 145 u. 146.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 December 1840.

Moſes.

Von A. de Vigny.

Die Sonne ſandte nach der weißen Zelte Spitze
Den ſchrägen, gelben Strahl, die grellen Flammenblitze,
Den breiten, goldnen Saum, der rings die Luft umzieht,
Wenn ſie zum Wüſtenrand — ihr ſand'ges Bett — entflieht.
Nur Gold und Purpur ſind, ſo weit die Augen ſehen;
Da hält im Steigen auf des rauhen Nebo Höhen
Moſes, der Gottesmann, und lenkt den Blick vergnügt
Hin auf den Horizont, der ihm vor Augen liegt.
Phogor ſieht er zuerſt, drin Feigen üppig reifen,
Dann hinter dem Gebirg, drauf ſeine Blicke ſchweifen,
Dehnt ſich Manaſſe aus, Galaad, Ephraim.
Deß reiches Fruchtgefild jetzt liegt zur Rechten ihm.
Nach Mittag zeigt Juda die große, ſtein'ge Wüſte,
Bis wo im Weſten ſich verliert des Meeres Küſte.
Entfernt in einem Thal, das Dämmerung ſchon deckt,
Liegt Nephtali, faſt im Olivenhain verſteckt.
Aus reichem Blüthenmeer und goldner Aehren Halmen
Ragt Jericho hervor, die große Stadt der Palmen.
Von Phogors Ebenen ſieht man, wie dichtbelaubt
Der Maſſix bis Segor erhebt ſein ſtrupp'ges Haupt.
Und das gelobte Land ſieht er in reichem Frieden,
Drin, wie verheißen einſt, kein Grab ihm iſt beſchieden.
Er ſieht's, hebt ernſt empor die Hand auf Iſrael,
Steigt weiter dann bergauf durch Dickicht und Geröll.

* * *

Im Moabiterland, das ſich im weiten Bogen
Lehnt an des heil'gen Bergs gewalt'gen Rücken, wogen
Die Kinder Iſrael geſchäftig hin und her,
Wie wenn im Sturme wogt ein dichtes Aehrenmeer.
Seitdem der Abendthau den dürren Sand befeuchtet,
Und an dem Ahornbaum in klaren Perlen leuchtet,
War der Prophetengreis, den Ehren reich umfahn,
War Moſes fort von hier, um ſich dem Herrn zu nah'n.
Es folgt ihr Blick dem Glanz, der ſeinem Haupt entglommen,
Und als er nun des Bergs gewalt'ge Höh erklommen,
Als nun ſein Angeſicht durch Gottes Wolke brach,
Die blitzezuckend ſchwer auf dem Gebirge lag,
Da hob des Weihrauchs Flamm' hoch vom Altar ſich brauſend,
Da lagen tief im Staub an ſechsmalhunderttauſend
Hebräer, die, gehüllt im Duft, darauf ergübt
Die Sonne, ſtimmten an das heilig hehre Lied.
Die Söhne Levi, hoch ſich hebend aus der Menge,
Wie aus dem wehenden Sand ſich hebt der Ceder Länge,
Begleiteten das Volk mit ihrer Harfen Klang,
Dem Herrn der Herrn zu Ehr' ſtieg hoch der Lobgeſang.

* * *

Und Moſes, der vor Gott tief ſeine Kniee beugte,
Sprach im Gewölk mit ihm, der ihm ſein Antlitz zeigte.

* * *

Er ſprach zum Herrn alſo: ſoll noch ich enden nicht?
Soll ich denn tragen ſtets des Lebens ſchwer Gewicht?
Soll ich denn wandern ſtets ſo mächtig und verlaſſen?
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfaſſen.
Daß du mich auserwählt — was hab' ich denn gethan?
Dein Volk hab' ich geführt auf vorgeſchriebner Bahn,
An des gelobten Lands Gemarkung ſteht es heute,
Nimm einen Andern jetzt, daß er es ferner leite;
Das Roß von Iſrael lenk' er jetzt Schritt vor Schritt,
Ich geb' ihm auf den Weg mein Buch und Scepter mit.
Was mußteſt du mir auch mein ſüßes Träumen rauben?
Was ließeſt du mir nicht den frommen Kinderglauben?
Da von des Horeb Höh' bis an des Nebo Höh'
Nicht einmal für mein Grab ich eine Stätte ſeh'!
Du haſt mich, Herr, gemacht zum Weiſeſten der Weiſen,
Mein Finger kann dem Volk die rechte Straße weiſen.

Auf Königshäupter ſandt' ich Feu'r und Blitz herab,
Verehren wird man ſpät Geſetze, die ich gab;
Der älteſten Gräber Nacht kann deutlich ich ergründen,
Des Todes Stimme wird in mir ein Echo finden;
Groß bin ich; meinem Fuß dient alles Volk als Knecht,
Mit meiner Hand zerſtör' — erſchaff' ich ein Geſchlecht.
Weh! Wehe! Herr! ich bin ſo mächtig und verlaſſen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfaſſen!

Des Himmels Heimlichkeit iſt mir verborgen nicht,
Denn du haſt mir verliehn, Herr, deiner Augen Licht.
Ich ſpreche zu der Nacht — ſie öffnet mir ihr Dunkel,
Ich zähl' bei Namen her jedweden Sterns Gefunkel,
Und wie am Firmament mein Finger auf ſie zeigt,
Eilt jeder ſchnell heran, bis er mich hat erreicht;
Auf dunkler Wolken Stirn' leg' ich die beiden Hände,
Damit in ihrem Schooß der Wetter Keim verende;
Die Städte hüll' ich ein in gelben, wehenden Sand
Und fehr' in Stürmen um der höchſten Berge Wand;
Gewalt'ger, als der Raum ſind meine ſtarken Füße,
Es öffnen, wo ich geh', vor mir ſich mächt'ge Klüfte.
Es ſchweiget ſelbſt das Meer vor meines Rufs Gebot.
Iſt in Gefahr mein Volk, iſt weiſer Rath ihm noth,
So heb' ich meinen Blick, und deine Näh' erfüllt mich,
Die Erde zittert dann, der Sonne Licht verhüllt ſich,
Die Engel neiden's mir und achten mich ſich gleich —
Und dennoch bin ich, Herr, an wahrem Glück nicht reich,
Du ließeſt altern mich ſo mächtig und verlaſſen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfaſſen!

Als deines Geiſtes Hauch den Hirten angeweht,
Da ſprach der Menſchen Volk: wer iſt's, der ihn verſteht?
Sie ſenkten ihren Blick vor meinen Flammenblicken,
Sie mochten mehr wohl dein als meinen Geiſt erblicken.
Ich ſah, wie Lieb' erloſch, wie Freundſchaft war vorbei,
Die Jungfrau barg ihr Haupt und war voll Todesſcheu.
Da hüllte ich mich dicht in eine ſchwarze Wolke,
Und ging in meinem Ruhm allein vor allem Volke,
Und ſagte zu mir ſelbſt: was willſt du jetzt denn mehr?
An einer Bruſt zu ruhn iſt doch dein Haupt zu ſchwer,
Die Hand, die du berührſt, ſie zieht zurück ſich blöde,
Denn deine Stimm' iſt Sturm und Blitz iſt deine Rede.
So, ſtatt zu lieben mich, erſchrecken ſie vor mir,
Und öffne ich den Arm, ſo fuhren ſie, wie vor dir.
— Ich hab', o Herr, gelebt, ſo mächtig und verlaſſen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfaſſen!

* * *

Das Volk, es harrt indeß, und mit geheimem Grauen
Wagt, betend, es den Berg des Herrn nicht anzuſchauen;
Denn, wenn's das Aug' erhob, ſah man die Wolken zittern,
Und toben hin und her voll Stürmen und Gewittern;
Es machte jedes Aug' der Blitze Zucken blind,
Und ſenkte jede Stirn zur Erde hin geſchwind.

Bald ohne Moſes ſah des Berges Haupt man wieder.
Er ward beweint, zu dem verheißnen Lande nieder
Ging Joſua entſetzt, erbleicht und halb entſeelt,
Denn er war's, welchen der Allmächt'ge auserwählt. *)

F. W. Dralle.

Volupté.

Von Sainte-Beuve.

(Fortſetzung von Nro. 127, Jahrgang 1839.)

Amaury erzählt nun weiter, wie er in Augenblicken, wo er die Liebe zur Frau von Couaën mächtiger in ſich aufkeimen fühlte, manchmal wirklich geflohen ſey; wie der Gedanke an eine Heirath wieder in ihm rege geworden, aber er dabei nicht an das Fräulein von Liniers gedacht habe, an die ihn doch ſtillſchweigende Verpflichtungen beinahe gebunden, ſondern an irgend eines der Mädchen, die er ſonſt geſehen, ſo daß ſein Vorſatz eigentlich eine reine Phantaſie geblieben. Dann ſey er, ſich nunmehr ſicher und gegen alle Gefahren gewaffnet glaubend, wieder nach Couaën geeilt, um die heimlich Geliebte um ihr einſichtsvolles Urtheil zu bitten. „Sie gab ſich gutwillig zur Beſprechung dieſer widerſprechenden Plane, dieſer tollen Entwürfe her, die ich hauptſächlich nur verfolgte, um mich ihrer Liebe deſto näher und blinder anzuſchmiegen, um mich mit ihr in tauſend vertrauliche Details zu vertiefen und einzuweihen, deren Ziel und Gegenſtand immer ſie ſelbſt war. *Wenn wir* zur Genüge von den ländlichen Schönheiten geſprochen, zwiſchen welchen meine Wahl ſchwankte, machte ſie ſich lachend daran, mir Gelegenheit zu verſchaffen, ihnen zu begegnen. Dieſe ſchmeichelnden Freundſchaften ſind ihrer ſelbſt ſo gewiß, daß ſie nie eiferſüchtig werden." Indeß habe er ſeine Liebe hauptſächlich empfunden, wo ſie in Gegenſatz getreten mit andern Empfindungen, welche ſie hätten durchkreuzen können, namentlich wie er einer lebhaften Frau von etwa ſechsunddreißig Jahren, die ſich ſehr um ihn bemühte, feſt widerſtanden. In der Ungeduld, die ihn manchmal ergriff, faßte er den Plan, auf einer nahe liegenden kleinen Inſel ganz als Einſiedler dem Gedanken ſeiner Liebe zu leben, und ihren lebendigen Gegenſtand nur etwa einmal in der Woche zu ſehen. Der Plan ward ausgeführt; aber die tödtlichſte Langeweile zwang ihn nach zwei Tagen zur Rückkehr. Dann dachte er an eine Flucht nach Kildare, in Irland, zur Mutter der Frau von Couaën und ſchmeichelte ſich mit der Vorſtellung, als ihr Bote dahin zu reiſen und an dem Aufenthaltsort ihrer Jugend zu verweilen, und nur der Gedanke an die Gefahr, worin er die Frau von Couaën, zurückließe, hielt ihn noch. Doch war er entſchloſſen, als unerwartete Ereigniſſe eintraten. Während einer Abweſenheit des Herrn v. Couaën landete ein Fahrzeug mit Depeſchen an ihn, von England. Amaury verabredete mit den Matroſen, daß ſie ihn mitnehmen ſollten, und ſetzte in einem Brief, den er zurücklaſſen wollte, die beiden Gatten von ſeinem Plan in Kenntniß. Gegen Mitternacht begab er ſich auf einen der Felſen am Meere,

*) Vergl. „Rebe" von F. Freiligrath.

der Schiffsleute harrend, und versank in tiefe schwermüthige Gedanken. „Die Welle, der Schatten, meine Seele — Alles um mich her, wie in mir, gewann doppelte Tiefe und Unendlichkeit. Es war eine kalte und dunkle Nacht, ohne Wolken, die Sterne leuchteten schwach, die hüpfenden Wogen glichen einer schwarzen Heerde, und am Himmel drang wie ein magisches Zeichen der kleinste und blässeste Neumond hervor. In dieser Stunde eines feierlichen und beinahe zärtlichen Lebewohls enthüllte sich der Genius dieses Orts meinem Blick imposanter als je, und ohne an Strenge und Großartigkeit zu verlieren, personificirte er sich unvermerkt in der Gottheit meines Herzens. Entfernte Zeiten, die wunderbaren Priesterinnen, das beständige, heilige Band zwischen Armorika und Irland, jene heiligen Männer, die, wie man sagt, auf dem glatten Spiegel der Fluthen hin und her wanderten und sich kaum die Sandalen netzten — das Alles empfand ich wie etwas Gegenwärtiges, Vertrautes, wie etwas zu meiner Liebe Gehöriges. Unzählige neblige Kreise auf dem sichtbaren Ocean und auf dem Ocean der Jahrhunderte schwebten zitternd um einen einzigen Punkt meiner Gedanken und umschlossen mich mit einem mächtigen Zauber. Plötzlich schien es mir da, als ob aus den Lüften und Wassern eine Stimme sich erhöbe, die meinen Namen rief. Die Stimme kam näher und wurde mitunter ganz vernehmlich; dann folgte wieder tiefe Stille. Aber zuletzt ließ sich wieder ein Schrei hören, der mit Jammer meinen Namen nannte; es war ein wirklicher, menschlicher, herzzerreißender Ton. Ich stand entsetzt auf, und was sah ich?" Es war die Frau von Couaën, die von einer traurigen Ahnung ergriffen, das versiegelte Packet an ihren Gatten geöffnet, darin die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter gefunden hatte, und jetzt in ihrem Jammer instinctmäßig den Freund aufsuchte, um bei ihm Trost zu finden. „Ich suchte sie zu beruhigen: ihre Brust hob sich; ich entlockte ihr Antworten und Thränen. Nachdem ich sie genöthigt, sich eine Weile zu setzen, kehrten wir langsam zurück, wie wir so oft miteinander zurückgewandelt waren. Um ihren Schmerz eher zu erfüllen, um ihr zu zeigen, wie in dem Augenblick der traurigen Nachricht meine Gedanken ebenso wie die ihrigen ganz mit jenem Gegenstand beschäftigt gewesen, erzählte ich ihr den durch ihr Kommen vereitelten Vorsatz: sie las den Brief, den ich geschrieben; ihre Aufregung war groß, wir vermischten unsere Seelen. „Oh! versprechen Sie mir, daß Sie nie von uns gehen wollen!" sagte sie; „Herr von Couaën liebt Sie so sehr. Sie sind uns unentbehrlich. Meine Mutter ist nicht mehr; ich bedarf Ihrer, um mit Ihnen von ihr zu sprechen und von den Dingen, die nur Sie anzuhören und zu verstehen vermögen." Am andern Tage, nach einer unerschöpflichen Unterhaltung über den geliebten Gegenstand, rief sie plötzlich, ohne einen sichtbaren Zusammenhang, indem sie mich mit jenem ihr so ganz eigenthümlichen langen Blick ansah: „Sagen Sie, Sie bleiben immer bei uns, Sie vermählen sich nie!" Ich konnte nur mit heftigem Schluchzen antworten, und mit Thränen, womit ich ihre Hände, die ich küßte, überströmte."

Einen Abschnitt, in welchem der Charakter und die Denkweise des Herrn von Couaën dargestellt werden in einem langen Gespräch, das er mit Amaury hatte über Freiheit, Nothwendigkeit, Schicksal, Anlagen und Bestimmung der Menschen, und worin sich die heimliche Erbitterung des großsinnigen, tüchtigen, aber ganz am Alten hängenden Edelmanns darüber zeigt, daß er sich überall gehemmt, auf eine obscure und verlorene Thätigkeit angewiesen sieht, übergehen wir, und kommen zu dem Abschnitt, worin eine Reise nach Paris in Gesellschaft der werthen Familie geschildert wird. „Die Reise war für mich das, was immer die erste Reise außerhalb der nächsten Umgebungen der Heimath, eine Reise mit dem geliebten Wesen, ist; zuerst die selige Trunkenheit, wenn man sich in aller Bequemlichkeit und in rascher Eile dem Schicksal entgegengeführt werden fühlt; der naive Stolz, daß man angestarrt, beneidet wird, wenn man durch die Dörfer, an den Häusern vorbei fährt, von den Bewohnern derselben; die lustige Verwirrung, wie bei einem Fest, über die gewöhnlichsten Thätigkeiten und Vorkommnisse des Lebens; eine Neugier, ähnlich der des Kindes, das man zwischen den Knieen hat, das laut aufjauchzt, und dessen Freude man innerlich theilt, während man sich gleichgültig stellt; viele Anhöhen, die man zu Fuß auf dem kürzesten Pfad ersteigt, mit einer Art, als sey man dessen ganz gewohnt, und unter dem neuen Reiz von Entdeckungen; endlose Gespräche an dem herabgelassenen Wagenfenster unter allen Beleuchtungen des Himmels, die aber doppelt anziehend werden, wenn der aufgegangene Mond die Landschaft verklärt und der Schlaf nicht kommt; dann, wenn der Schlummer sich eingestellt, die Stille, deren der Wachende sich erfreut; die Phantasien, die er an die vorüberfliegenden Bäume knüpft; eine flüchtige Ahnung von Gefahr, die er begierig verfolgt; tausend köstliche, nicht gewußte Unbequemlichkeiten, die er sich auferlegt, und welche bald durch die fröhlichen Unterbrechungen des Abendessens und Nachtlagers beendigt werden, diese ganze, bunte Feerei der Reise ging zu Ende am Abend des fünften oder sechsten Tages, in Erschöpfung, Nebel und Tumult, wir befanden uns in der Vorstadt von Paris."

Der Aufenthalt in der Hauptstadt wird geschildert; das Getümmel, der Glanz derselben in der Napoleonischen Zeit, und der Eindruck, den das Imposante solcher Scenen auf Amaury's junges Gemüth machte: „O Jammer! ich fühlte mich da gar so klein, so ärmlich, und in jedem Gliede mehr zermalmt, als der Staub unter den Hufen der Pferde. Der Athem versagte mir. Es fiel mir in diesem Augenblick wieder ein, wie ich im Plutarch gelesen von Raben, welche todt aus den Lüften gefallen bei dem unsinnigen Jubelgeschrei, womit Griechenland seinen angeblichen Befreier begrüßte. Der Marquis schien mir noch bejammernswerther. Eine fahle, gelbliche Trostlosigkeit lagerte sich, wie der Flügel eines unsichtbaren Geyers, auf seiner Stirne, er nagte sich an der entfärbten Lippe; sein Auge sprühte Haß. Ich hatte keinen Haß, wohl aber empfand ich ein eifersüchtiges, bedauerndes Sehnen, ein innerliches, erstickendes Bluten. Aber wenn man jung ist und wenn man liebt, wirft sich alles gleich auf die Liebe. Jedes Leiden bereichert sie, jede ihr auch fremde Leidenschaft steigert sie. Der Ehrgeiz beklagt sich über Dürftigkeit nur, weil er ihr seine Throne anbieten möchte. Die Neu-

gier, welche ſich neuer Plätze und Anſichten erfreut, erſpäht neue, friſche Aſyle, um in Gedanken ihr ein Schattenplätzchen zu bereiten. Beneidet, erſehnt, erträumt immer zu zwanzigjährige Herzen! erweitert euch! dehnt eure Horizonte aus! laßt eure Blicke in die Ferne ſchweifen! das Ende der Sehnſucht, Ziel und Palme der Beſtrebung iſt immer die Liebe. Hätte ich damals die Liebe in ihrer Wahrheit und Gewißheit beſeſſen; hätte mich das allzu reine Weſen, dem ich ein Feuer ohne Nahrung und ohne ſichtbare Flamme widmete, nicht immer im Innerſten zweifeln laſſen an dem beſeligenden Wort: Ich liebe dich! hätten doch in den Tuilerien ein paar verhängnißvolle Worte ſich zu entzünden und hervorzubrechen gewagt! hätte ich doch, ſtrafbar und glühend wie ich damals war, an mein Uebel feſt geglaubt: wie hätte es alles Andre verdunkelt! der Menſch, der liebt und deſſen gewiß iſt, gleicht, wenn er durch eine berauſchte und prächtige Menge dahinwandelt, dem geizigen Juden, der einen unſchätzbaren Diamant auf ſeiner Bruſt eingenäht trägt, womit er hundertfach das Feſt kaufen könnte, das er als ärmlich verſchmäht, wie die, die es bewundern und die es geben, während er mittelſt eines Blicks auf den magiſchen Kryſtall beliebig darin größere Eroberungen als die eines Cyrus, größere Pracht als die eines Salomo entdecken kann."

„Die Bewegungen, die meine Liebe erfuhr, und die verſchiedenartigen Erſchütterungen, verſtärkten ſie und gaben ihr mehr Körperhaftigkeit und Realität. Die Ortsveränderung zumal ſchlägt, wenn man anfängt zu lieben, zum Vortheil der Liebe aus. Die Aufregung der Sinne, die Erhitzung der Phantaſie, wovor die Haine von Couaën mich nur ſchlecht bewahrt hatten, und welche durch die jetzigen täglichen Schauſpiele, tödtlich für Gewiſſensbedenklichkeiten, in mir verdoppelt wurden, waren eine weitere, minder delicate Urſache leidenſchaftlichen Ungeſtüms, die hauptſächlichſte und ach! die blindeſte. — Ich begleitete zuweilen Abends den Marquis an den Ort ſeiner politiſchen Zuſammenkünfte, verließ ihn in der Nähe von Clichy und kehrte allein zurück. Von der Kirche de la Madelaine an durchſchnitt ich, wie ſchwimmend, das unreine Meer. Ich ſtürzte mich zuerſt in die tiefſte Mitte, indem ich in meiner feſſelloſen Neugier die wenigen freien Augenblicke zu vervielfachen befliſſen war. Die Nacht iſt dunkel, die Menſchenmaſſe unbekannt; die trügeriſchen Lichter des Abends blenden ohne zu erhellen; kein Auge, das ich fürchten müßte, ſieht mich, ſo ſagte ich bei mir ſelbſt und ſtürzte mich mit ſcheuer Wuth hinein. Ich verirrte mich und fand mich immer wieder. Die engſten Gäßchen, die gedrängteſten Plätze zogen mich am meiſten an; ich entdeckte ſie mit Sicherheit; ein verhangnißvoller Inſtinct leitete mich. Es waren ſeltſame, unerklärliche Kreiſe, ein ſich drehendes Labyrinth. Ich kam mehrmals, keuchend, an denſelben Straßenecken vorbei. Tauſend honigſüße und widrige Einladungen kamen mir entgegen; tauſend tödtliche Bilder berührten mich; ich trug ſie in meinem zuckenden Körper mit mir fort, rennend wie ein gehetzter Hirſch, die Stirne in Schweiß gebadet, die Füße erlahmt, die Lippen lechzend. Kaum behielt ich Klarheit der Ideen und Kraft genug, mich der verpeſteten Anziehung zu erwehren, um den verſtrickenden Kreis zu durchbrechen. Als ich endlich, dem Schiffbruch entronnen, das Ufer erreicht hatte, und in dem Kloſter ankam, wo die guten Schweſtern und Frau von Couaën noch nicht zu Nacht gegeſſen, da fand ſich's, daß mein erſchöpfender Lauf durch jene Welt der Verderbniß nicht länger als eine Stunde gedauert hatte. Bei meinem Eintritt bot ſich mir der friedlichſte Anblick dar; aber keine wohlthätige Furcht ward in mir gewirkt, die heiligen Quellen öffneten ſich nicht mehr. Es blieb in meinem Innern eine ſträfliche Dürre zurück, eine ungeſtillte Erinnerung, die ich den ganzen Abend, ſelbſt unter jenem keuſchen und milden Blick nährte. Der Widerſchein dieſer ſittſamen Lampe, welche nur ein von gewiſſenhaften Bedenken verhülltes Herz hätte beleuchten ſollen, fiel ohne es zu wiſſen auf entweihte Regionen."

Er erzählt wie er mit der Familie des Marquis Paris wieder verlaſſen, zwar noch nicht beſiegt von den Verlockungen, die ſich an ihn drängten, doch ohne ſich derſelben kräftig zu erwehren. Sie kehrten nach Couaën zurück, aber bald wurde der Marquis wegen politiſchen Verdachts verhaftet, nach Paris gebracht, und Amaury folgte ihm bald mit der Marquiſin dahin. Sie beſuchten ihn täglich in ſeinem Gefängniß, und auch ſonſt war Amaury häufig in der Geſellſchaft der verehrten Frau. Vor der Abreiſe von Couaën jedoch hatte er eine ziemlich peinliche Abſchiedsſcene mit Amelie, die er, halb mit Bewußtſeyn, in falſche Hoffnungen wiegte.

„In Paris hatte ich eine Wohnung in der Nähe des Kloſters genommen; ich ging regelmäßig dorthin gegen Mittag, das heißt gegen Ende der Morgenmahlzeit, die man daſelbſt hielt. Bei jeder Witterung begaben wir uns, meiſt zu Fuß, in das Gefängniß. Um drei Uhr waren wir zurück, und nach einem kleinen weitern Geſpräch verließ ich ſie gewöhnlich, um dann erſt um ſieben Uhr, gegen Ende des Abendbrods, wieder mich einzufinden. Frau von Curſy und einige der Schweſtern leiſteten uns während der erſten Hälfte des Abends Geſellſchaft. Aber wenn ſie ſich zurückgezogen hatten und die Kinder ſchliefen, blieben wir ſehr ſpät, bis weit in die Nacht hinein beiſammen an der erloſchenen Aſche, unter tauſenderlei Beſprechungen, Erinnerungen und unendlichen Vermuthungen über das Loos, die ſeltſamen Begegnungen und Lagen, die Beweglichkeit des Drama's des Menſchenlebens. Endlich mußte man doch ein Ende machen, und mit einem leichten, freundſchaftlichen Gutenacht! brach ich das nicht erſchöpfte Geſpräch ab, wie man ein halb offnes Buch vor dem Schluß eines Blattes wegelegt. Während meines kurzen Wegs von dem Kloſter nach meiner Wohnung ſchlug es manchmal auf den Uhren der benachbarten Kirchen ein Uhr, ein noch feierlicherer und nächtlicherer Stundenſchlag als ſelbſt der um Mitternacht! Wie viele zuſammengedrängte Empfindungen, welche Herzensfülle in mir während des Ganges von wenigen Minuten, oft bei Regen oder Eis! Ich war nicht hochmüthig prahleriſch, denn kein Auge eines Lebendigen ſah mich; ich war vielmehr ruhig; zufrieden, daß ich ſie allein ließ, vielleicht mit dem Gedanken an mich beſchäftigt; innerlich ganz erfüllt von ihrem Wort, das mir in einem köſtlichen Nachgeſchmack immer wiederkehrte; im Gleichgewicht mit

Digitized by Google

mir ſelbſt, und nicht begreifend, daß dieß Glück ſich ſollte ändern können, nichts darüber erſehnend. O! dieſe Augenblicke waren wohl die ſchönſten meines damaligen Lebens und die beſten! Am Ende zählen die Herzen ſelbſt der glücklichen Liebenden keine längeren, und dieſe Erinnerung macht mich wenigſtens nicht allzuſehr erröthen. Aber das begründete keinen bleibenden Zuſtand; dieſe zwei oder drei überſtrömenden Minuten, welche meinen Tag beſchloſſen, machten ſich nicht bemerklich genug, um mein Leben im Ganzen zu beſtimmen; mein trocknes Herz hatte dieſen Thau bald wieder eingeſogen. Und, wie ſtand es denn mit meinen Empfindungen? in welchem neuen Wechſel waren ſie begriffen? unter welchem Widerſchein meiner anwachſenden Wolke ſtanden ſie? dieß zu verfolgen wird mir immer ſchwerer."

Er erzählt weiter, wie die Freundin bald durch ihr Vertrauen und ihre Freundlichkeit ihn erfreut, bald aber auch durch anſcheinende Zerſtreutheit und Inſichverſunkenheit ihn verletzt; wie er ſich dann ſelbſt geſagt, daß er in ihrem Herzen nicht die erſte, nicht die zweite, ſondern nur eine untergeordnete Stelle einnehme, und wie ihn dieß verſtimmt und gedemüthigt habe. Dann aber richtete ihn ein Beſuch von ihr mit ihren Kindern in ſeinem Zimmer wieder auf — der Ort war ihm von nun an wie geheiligt; er ſchreibt darüber: „Kindiſches Weſen! kleinliche Götzendienerei! Seufzer! ſtörende Bilder, die mir wider Willen immer wieder kehren, die ſich beim Schreiben um meine Feder drängen, wie nach dem Dichter das Heer der Schatten um den Nachen! Allzu leichte, allzu duftige Blumen, die unverſehens auf mein unkluges Haupt herunter regnen auf jenen Pfaden früherer Zeiten, wo ich unter den Cypreſſen nur Warnungen im Staube und einige Gräber zu finden dachte! Erinnerungen, die beinahe meinem Zweck widerſtreiten, mein Freund! Wo bin ich daran mit mir ſelbſt? ſoll ich ſie austilgen? ſoll ich trotz ihnen weiter ſchreiben und vollenden, und ſollſt du einſt dieß leſen? . . . . Aber was, von ferne geſehen, in ſeiner Ganzheit, ſich wie ein Roſengewölk darſtellt, war damals, wie ich mitten darin lebte, ſo dünn geſäet und leer, daß ich Muße hatte, den wenigſt ſchmeichelhaften Ausſichten in die Zukunft nachzuhängen. Es war vorauszuſehen, daß der Marquis des Kerkers ledig, ſogleich Paris verlaſſen, und ſich in Couaën oder ſonſt wo für immer begraben würde; ſeine Gattin, ſeine Kinder, eine Zeitlang allein und ohne Führer, kehrten dann für immer zu ihm zurück; ſollte ich ſelbſt dann auch bleiben? ſollte ich mich ihm anſchließen, ein beſchämter und feigherziger Rival? In ſolchen Viertelſtunden, wo mir dieſe Gedanken kamen, ſprach ich das Gelübde aus, dieſen erſtickenden Banden zu entfliehen, mich auf eigne Fauſt in der Welt zu verſuchen und unter dem weiten Himmel mir meine Jugend zu Nutze zu machen. Die ganze neue Thätigkeit, die ſich in mir entwickelt, ſtachelte mich zu dieſer halb hochmüthigen halb ſinnlichen Emancipation. Oft in den Augenblicken ihrer größten Güte, wenn ich ihre Hände mit Thränen benetzt und mich glücklich geprieſen hatte, ſtand ich plötzlich auf — trocken, verſtimmt; ich wünſchte mir etwas Anderes, nicht etwas Andres von ihr, ſondern etwas Anderes als ſie . . . meine Freiheit zuerſt . . . und ich weiß ſelbſt nicht was. Ich war meiner Rolle müde, abgeſpannt und ohne Friſche an der Schwelle des Glückes, das ich doch mit dem Munde pries. So ſind aber die Herzen der Männer; je zärtlicher und feiner organiſirt, deſto früher ſind ſie abgeſtumpft, überſättigt und am Ziel. Wer von euch, die ihr geliebt, hat nicht mitten unter den höchſten Entzückungen Ueberdruß empfunden? . . . . Die menſchliche Liebe, ſelbſt da wo ſie tief zu ſeyn ſcheint wie das Meer, hat ihre plötzlichen, unerhörten Untiefen; es iſt daran die Armuth unſrer Natur ſchuld; dieſe Adamstochter erhebt manchmal plötzlich in uns ein häßliches Haupt und zeigt ſich wie eine bettelnde Mutter dem verſchwenderiſchen Sohn, der am Hochzeittag aus goldnem Becher trinkt und ſich vergißt. In der Liebe zu Gott, die auch vor Sinnlichkeit und Berauſchung ſich zu hüten hat, haben die größten Heiligen wohl auch ihre Zeiten der heilſamen Dürre und Trockenheit des Herzens empfunden." . . .

„Beſſer noch iſt eine offene Leidenſchaft, als eine verborgene Liebe; kann der Menſch das Feuer in ſeinem Buſen tragen, ohne daß ſeine Kleider Feuer fangen? Auch ich konnte mich nicht bewahren, mein Freund. Wenn ich ſchon bei der erſten Reiſe von den verpeſteten Pfeilen getroffen worden war, was mußte ich bei dieſem neuen, langen Aufenthalt erfahren? Mein Morgen blieb noch rein genug, gewidmet der Arbeit, verſchiedenartiger Lectüre, den edeln natürlichen Inſtincten, der Bildung des Geiſtes; es iſt nichts Seltenes, daß man den Tag gut anfängt. Dann kam ſie an die Reihe; ich ging zu ihr, ich umringte ſie, ich lebte von der Luft die ſie athmete, und meine erweichte Seele blieb immer noch rein. Aber wenn ich ſie verließ, unbeſchäftigt, aufgeregt, während der lang und dämmernd ſich hinſchleppenden Stunden, die, gut ausgefüllt, ſo friedlich dem Nachdenken gewidmet, ſo fruchtbar ſeyn konnten, aber die nur zu oft, ähnlich den ihnen entſprechenden ſchwerfälligen Jahren des Lebens, wo die Friſche des Morgens verloren iſt, allmählich dem Andrang der materiellen Welt erliegen... in dieſen Stunden, welche den Tag beſchließen, welche der Rückkehr in die Wohnung am Abend vorangehen, was da anfangen? Ich ſtürzte mich gewöhnlich in die Stadt Paris, in die mittleren Quartiere hinein; ich ſpeiſte dort gewöhnlich, wenn man mich nicht im Kloſter erwartete; und vor dem Eſſen, und beſonders nachher, verſchaffte ich mir nach Genügen die Aufregung meiner heftigen Gänge und Streifereien." Dann beſchreibt er, wie er eines Tages nicht etwa einer unvorhergeſehenen Verlockung unterlag, ſondern vermöge eines unbegreiflichen Trotzes, gleichſam mit aller Abſicht die Gelegenheit zum Fall aufſuchte. „Von dieſem verhängnißvollen Tage an hatte ſich ein furchtbares Element in mein Weſen eingeſchlichen; meine lange gezügelte Jugend trat aus ihren Gränzen. Es gibt zwei Arten von Jugend, deren eine auf die andre in uns folgt; die eine ungeſtüm, überſchäumend, ſich immer genügend, an keine Erſchöpfung glaubend, ſie nicht achtend, auf einmal das Widerſprechende ergreifend, alle Renner im gleichen Laufe loslaſſend. Es gibt eine zweite, ſchon erſchöpft und gewarnt, die beinahe die gleiche äußere Geſtalt behält, aber der oft eine Stimme im Innern zuruft: Halt! die nur mit Bedauern nach-

gibt, bald bereut nachgegeben zu haben und Geiſt und Körper nicht mehr an gleichen Zügeln lenkt. Ich trat damals in die ganze Fülle der erſten ein. Mein doppeltes Leben geſtaltete ſich von jetzt an; auf der einen Seite ein niederes, verſunkenes, der Materie verfallenes Leben, auf der andern ein kräftigeres Leben des Kopfes und des Herzens. Am Morgen ſuchte gewöhnlich der Geiſt die Intelligenz in mir durch lebhaftes, begieriges Studium Erſatz für die Erniedrigung des vorigen Tages. Selbſt an den Abenden, wenn ich zurückkehrte, folgte das feinere Leben des Herzens, an der Seite meiner Freundin, unmittelbar auf die wüſte Verſtörung der vorangegangenen Stunde. Manchmal, wenn ich eben von der Sünde Abſchied genommen, klärte ſich, während ich die Sterne und den klaren Mond betrachtete, auch mein Denken auf; befangen von einem ſchmeichleriſchen, ſchwächenden Zauber ſah ich, empfand ich beſſer die Natur, den Abendhimmel, das vorüberziehende Leben; ich ließ mich, wie die Heiden des Alterthums, auf der Oberfläche des Abgrunds im leichten Schaume wiegen, und ich brachte zu den Füßen derjenigen, deren Sinnen und Traumen immer heilig blieb, eine Schwermuth mit, deren Quelle nur ſtrafbar war.“

„Dieß Herz, dieß ſo unbeſtändige und widerſpruchsvolle Menſchenherz, von dem man ſagen muß, was der Dichter vom Centauren ſagt: daß die zwei Naturen ſich darin verbinden, dieß beklagenswerthe Herz ſchüttelte in einem Augenblick die Schmach ab, wechſelte ſeine Rolle und kehrte mit Einem Schlag von der gewaltſamen Aufregung zur platoniſchen Begeiſterung zurück. Ich tödtete wie willkürlich meine Reue, und ſo fein und ſpitzfindig war ich in der Liebe! Verderbliche Leichtfertigkeit und Gewandtheit! tödtlich für alle Treu' und Glauben in uns, und für die wahre Liebe! Die menſchliche Seele, unterworfen dieſer unſeligen Angewöhnung, wird bald, ſtatt ein ſich gleichbleibender, lebendiger Fokus zu ſeyn, ſo zu ſagen eine ſinnreich angelegte Maſchine, welche in weniger als einem Augenblick, je nach der Verſchiedenheit der Umſtände, mit entgegengeſetzter Elektricität ſich ladet. Das Centrum exiſtirt, weil es von einem Pol zum andern eilt, nirgends; der Wille hat keinen Stützpunkt mehr. Unſre moraliſche Perſönlichkeit bleibt nur noch ein aufgelöstes Compoſitum von Strömungen und Flüſſigkeiten, ein beweglicher kreiſender Haufen, eine Scene zu tauſend Spielen tauglich — eine Art Natur, nicht eigentlich heuchleriſch, aber immer nur halb aufrichtig und halb hohl.“

„Nachdem die erſte Betäubung vorüber war, gewann ich ſehr an Wiſſen, gewann ich eine feine Erkenntniß des Guten und Böſen auf dem doppelten Weg, den ich wandelte, bald in dem Gewühl der Straßen, bald in den Gewölken des Aethers. Eine geheimnißvolle, theuer genug bezahlte Analyſe belehrte mich jeden Tag über irgend eine neue Eigenthümlichkeit unſrer doppelten Natur, über den Mißbrauch, den ich mit der einen wie mit der andern trieb, über das Geheimniß ihrer Einheit ſelbſt. Unfruchtbare und für ſich allein ohnmächtige Erkenntniß, die ſchon Mittel und Theil der Strafe war!! Ich begreife beſſer was der Menſch iſt, was ich bin, was ich zurück laſſe, im Verhältniß als ich vorſchreite auf den Pfaden, die zum Tode führen!

(Fortſetzung folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Verſen von Alexander Puſchkin.

(Fortſetzung.)

24.

Bernſtein am türkſchen Pfeifenſtiele,
Bronz', Porcellane, überall
Der Troſt verzärtelter Gefühle,
Parfüms im blinkenden Kryſtall,
Und Kamm und Feile, blank von Stahl,
Und Scheeren, grad und krumm zumal,
Und dreißig Arten Bürſten ſchier,
Für Nägel dort, für Zähne hier.
Rouſſeau (ich hab's bloß ſagen wollen),
War hoch erzürnt, weil einſt ſich Grimm *)
Die Nägel reinigte vor ihm,
Vor ihm, dem ſo beredten Tollen;
Der Freiheit Sprecher und der Rechte,
Hat Unrecht doch, wenn man's bedächte.

25.

Wohl mancher dient der Welt mit Nutzen,
Wohl mancher iſt ein Ehrenmann,
Und mag ſich gern — die Nägel putzen,
Gewohnheit bleibt nun mal Tyrann. —
Ein zweiter X war mein Eugen,
Aus Furcht vor eiferſücht'gem Schmähn
War in der Kleidung er Pedant,
So was man Stutzer hat genannt.
Er mußte wenigſtens drei Stunden
In ſeinem Spiegel ſich beſchau'n
Und trat heraus, ſo glänzend, traun,
So ſchön wie Venus man gefunden,
Wenn ſie, in Männerkleidern g'rade,
Wo Leichtſinn fährt zur Maskerade.

26.

Nun eure Neugier ich mit Bildern
Der neueſten Toilett' ergötzt,
So könnt' ich ſeinen Anzug ſchildern
Der tiefgelehrten Welt anjetzt.
Ich wage viel und längu' es nicht!
Beſchreiben aber iſt mir Pflicht:
Es hat für Frack, Gilet jedoch
Der Ruſſe keine Wörter noch.

*) Grimm iſt ſeinem Jahrhundert zuvorgekommen; jetzt reinigt man überall die Nägel mit einer beſondern Bürſte.

Ob zwar ihr eure Stirne faltet,
Daß, ach mein sonst schon armer Styl
Durch fremder Wörter bunt Gewühl
Nur fleckiger sich stets gestaltet.
Und doch hab ich in frühern Tagen
Das Lexikon wohl aufgeschlagen.

27.

Das Alles läßt sich später sagen!
Wir eilen lieber zu dem Fest,
Wohin Eugen, im Fuhrmannswagen,
Hals über Kopf sich jagen läßt.
Vor dunklen Häusern, Thor und Gang,
Die schlafgemäde Straß' entlang
Da stehen der Carossen Reihn
Mit doppelter Laternen Schein,
Die farbig sich gespiegelt hatten
Im Schnee, und feenartig fast
Strahlt unter Lampen der Palast;
An Spiegelfenstern gleiten Schatten,
Und aus dem modischen Gewühle
Da tauchen Köpfe und Profile.

28.

Jetzt ist Onegin vorgefahren
Und fliegt wie eines Pfeiles Lauf
Die Marmortreppen rasch hinauf —
Wühlt mit der Hand noch in den Haaren —
Tritt ein; — Der Saal voll Menschen schon
Und müde klingt der Tänze Ton.
Man tanzte grade die Mazur
Und hörte Lärm und Drängen nur.
Es klirr'n der Leibgardisten Sporen,
Der Holden Fuß durchschwebt den Saal,
Verfolgt vom feur'gen Augenstrahl
Der in den Fesseln sich verloren,
Und die Malicen neid'scher Schönen
Verhallen in der Geige Tönen.

29.

In frührer Zeit — hört mein Bekenntniß! —
War durch die Bälle ich verrückt!
Kein Ort ist sichrer zum Geständniß,
In Briefen keiner so geschickt!
Du ehrenwerther Ehemann,
Ich biet' dir meine Dienste an,
Vernimm, was meine Stimme spricht,
Und spotte meiner Warnung nicht!
Ihr Mütter, wollt ihr Töchter hüten,
So hört auch ihr auf meinen Rath:
O haltet die Lorgnette grad!
Nicht daß — mich wolle Gott behüten,
Ich mag's nur deßhalb euch verkünden,
Weil ich schon lange frei von Sünden!

30.

O weh! Ich gab zu bunten Freuden
Gar viel von meinem Leben hin,
Doch würden nicht die Sitten leiden,
Ich würd' noch jetzt für Bälle glühn.
Ich lieb' die tolle Jugendzeit
Voll Glanz und Drang und Heiterkeit,
Der Damen Anzug, wohl studirt,
Ich lieb' die Füßchen zartgeschnürt;
Doch ach, in Rußlands weiten Gauen
Setzt ihr drei schön geformte Paar',
Ja, glaubt mir's Freunde, kaum fürwahr!
Nur eines, eines konnt' ich schauen
Und jetzt verkühlt und gramverfallen
Wacht's noch im Traum das Blut mir wallen.

31.

Sprich, Thor, wann wirst du es vergessen?
In welcher Oede wirst du ruhn?
Wo weilt ihr Füßchen unterdessen,
Welch Frühlingsblümchen knickt ihr nun?
Erblüht in Ruh des Morgenlands
Ließt auf des Nordens Schneeglanz
Ihr nimmer eure zarte Spur,
Den weichen Teppich liebt ihr nur!
O sprecht, war je mein Herz Verräther?
Ist's lange her, daß ich um euch
Den Ruhm vergaß und Ehr' zugleich,
Verbannung und das Land der Väter?
Der Jugend Glück sah ich entschwinden,
Wir eure Spur auf Wiesengründen.

32.

Dianens Brust, die Wangen Florens
Sind schön, ihr Freunde, sicherlich,
Jedoch das Füßchen Terpsichorens
Bleibt immer reizender für mich!
Denn es verspricht dem trunknen Blick
Des ungemess'nen Lohnes Glück,
Und lockt durch Schönheit wunderbar
Der eigensinn'gen Wünsche Schaar.
Ich lieb' es, reizende Elvine,
Vom langen Tischtuch still bewacht,
Im Lenze auf der Wiesen Pracht,
Im Winter ruhend am Kamine,
Auf dem Parket, dem spiegelhellen,
Auf Felsgranit, an Meereswellen.

33.

Ich denk' des Meers bei Sturmesmühen,
Als tosend sich der Wogen Reihn
Zu ihren Füßen brausend mühten,
Um dort zu liegen, dort zu seyn.
Wie gerne mit der Fluth zugleich,
Ihr schönen Füße, küßt' ich euch.

Nein, nie in wilder Jugend Tagen,
Selbſt in den brauſendſten Gelagen
Fühlt nimmer ich ein gleich Verlangen,
Zu küſſen der Armiden Schwarm,
Den feſten, ſchwellend vollen Arm
Und junge Roſen glühnder Wangen,
Nie fühlt' ich ſolche Flammengluthen
Verzehrend durch die Seele fluthen!

34.

Ich ſeh's in der Erinn'rung Spiegel
Welch ſelig Glück ich einſt gekannt!
Ich halte träumend ihr den Bügel —
Ich fühl' das Füßchen in der Hand: —
Und Phantaſie wagt feſſellos,
Ach einzig ſein Berühren bloß
Entflammt das Blut in weller Bruſt,
Und Liebesgram und Liebesluſt.
Doch laß ſie ſchweigen, deine Leyer,
Die jene Stolzen rühmend ſingt,
Sie ſind's nicht werth, daß ſie erklingt,
Und der Begeiſtrung Liederfeier;
Der Zauberinnen Wort und Blicke
Wie ihre Füßchen, ſind voll Tücke.

35.

Indeſſen hat Eugen vom Balle
Halb ſchlummernd ſich ins Bett geſtreckt,
Als längſt ſchon von dem Trommelſchalle
Das rege Petersburg geweckt.
Es ſchreit und rennt die Höckerin,
Der Fuhrmann fährt zur Börſe hin,
Das Milchweib eilt mit ihrem Krug
Hin über'n Schnee, der's knarrend trug;
Des Morgens froh Geräuſch beginnt,
Geöffnet wird die Fenſterlade,
Der blaue Rauch ſteigt ſäulengrade,
Der Bäcker, Deutſchland's fleißig Kind,
Schaut in der weißen Baumwollkappe
Schon oftmals durch die Fenſterklappe.

36.

Doch von dem Ballgeräuſch ermattet
Verwandelt Tag zur Mitternacht
Und ſchläft, von Dämm'rung mild umſchattet,
Das Kind der Freude und der Pracht.
Als er nach Mittag ſich erhebt,
Hat er bis Morgen abgelebt,
Denn einerlei und wechſelreich
Iſt Morgen ſeinem Geſtern gleich.
Doch war Onegin auch zufrieden,
Er, in der Jugend Blüthenkranz,
Er, mitten in des Sieges Glanz,
Dem täglich neue Luſt beſchieden?
War er bei Bällen unvorſichtig?
War er geſund? was gleichfalls wichtig.

37.

Nein, es erſtarb in frühen Jahren
Sein Herz, erſchöpft vom Weltgewühl;
Die holden Frau'n — nicht lange waren
Sie des gewohnten Dankes Ziel.
Verrath verdroß ihn nachgerade,
Ihm dünkten Freund- und Feindſchaft fade,
Und weil er's endlich auch verſchmähte
Beef-ſteaks und Straßburger Paſtete
Stets im Champagnerwein zu näſſen,
Und ihm das Witzeln nicht behagt,
Zumal, wenn ihn das Kopfweh plagt,
So — wenn auch ſtürmiſch und vermeſſen,
Verſiegt auch dieſe Freudenquelle,
Das heißt: des Biers und der Duelle.

38.

Ein böſes Uebel, deſſen Gründen
Uns längſt ſchon Pflicht war, nachzugehn,
Lernt' ihn allmälich überwinden,
Ein Uebel, ähnlich England's Spleen:
Er lag an Rußland's „Chandre" krank,
Sich zu erſchießen, Gott ſey Dank,
Danach verlangt ihm nicht ſo bald,
Doch ward' er für das Leben kalt;
Gleichwie Childe-Harold grimmig ſchmachtend,
So ging Eugen durch's Weltgewühl,
Nicht das Geſchwätz und Boſtonſpiel
Und Blick und Seufzer nicht beachtend,
Und wenn er noch ſo unanſtändig; —
Er ſchien mehr todt doch als lebendig.

39. 40. 41.

. . . . . .
. . . . . .*)

*) Ruſſiſche Cenſurſtriche, wie man ſagt, in Puſchkin's Gedichten von Kaiſer Nikolaus eigenhändig beſorgt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147 u. 148.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 December 1840.

Eine Vertheidigung der modernen Poesie.

Von dem Korngesetzdichter Ebenezer Elliott.

Vor längerer Zeit schon übersetzten wir einen Theil einer Vorlesung über das eigentliche Wesen und die Wirkungsweise der Poesie von dem bekannten Corn-law-rhymer, E. Elliott, die er vor einem Kreise junger Handwerker in Hull hielt, und worin sich eine kräftige Originalität des Geistes und Unabhängigkeit von Autoritäten ansprechend kund gab. Es dürfte nicht unwillkommen seyn, wenn wir hier Einiges aus einem ähnlichen Vortrage desselben Mannes mittheilen, woraus ersichtlich ist, in welch engen Zusammenhang er, dem allgemeinen Geist der Combination folgend, der ein Hauptcharakter unsrer Zeit ist, Poesie und Leben, Fiction und Wirklichkeit, die Bedürfnisse der geistigen und die der physischen Natur zu setzen weiß. Auch wer seinen Ansichten entfernt nicht beistimmt, wird nicht ohne Interesse die Herzensergießungen des poetischen Radicalen lesen.

„Ich kann nichts lehren, denn ich weiß selbst nichts," war meine Antwort an den Ausschuß des Huller Arbeitervereins, als ich von ihm um eine Vorlesung angegangen wurde. „Was!" versetzten sie, „könnt Ihr uns nicht eine Vorlesung über die modernen Dichter halten?" — „Ja," antwortete ich, „das kann Jeder." Aber als ich mir meinen Gegenstand ernstlich ansah, fand ich, daß er Kenntnisse erfordert, die ich nicht besitze; denn nicht nur ist die Poesie einer Nation das Seelenmaaß dieser Nation, sondern sie ist auch aufs engste verflochten mit der wichtigsten Gattung von Geschichte, der des Fortschritts des menschlichen Geistes; eine Geschichte, die ich hätte studiren sollen, aber die ich nicht Zeit gehabt habe zu lesen. Nie hatte ich ein so schmerzliches Gefühl meiner Schwächen, und davon, was der Mangel einer bildenden Erziehung ist, „wenn die Zeit gesprochen hat, und der Mandelbaum Blüthen getrieben, und die große Zahl der Jahre nicht Weisheit gelehrt hat!"

Es gibt Gegenstände, über die ich etwas sagen könnte, das der Mühe werth wäre anzuhören, wenn eure Gesetze es gestatteten. Hoffentlich wird ein Tag kommen, wo es mir erlaubt seyn wird zu euch zu reden ohne das Gefühl, daß ich im Begriff stehe, euch eine Stunde eurer Zeit zu verderben; und er wird, hoffe ich, kommen, ehe zehn Millionen menschlicher Wesen sich in unsern Straßen und Gassen drängen, der Beschäftigung, und in Folge davon auch des Lohns und der Nahrung entbehrend.

Aber selbst wenn keine Veränderung eintritt in euren Gesetzen, wird es mir vielleicht erlaubt seyn, euch zu unterhalten oder zu ermüden mit einem Cursus von Vorlesungen über Crabbe, Southey, Wordsworth, Coleridge, Scott, Byron und unsre kleinern modernen Dichter — wenn es je einen kleinern Dichter gab. Auch werden solche Vorlesungen nicht ganz ohne Belehrung seyn. Wer würde nicht mit Jubel die Auffindung eines alten griechischen oder römischen Autors begrüßen, der uns Schilderungen, nicht von der griechischen oder römischen Aristokratie, sondern von dem griechischen oder römischen Volk gäbe, so treu und genau, wie die, welche uns Crabbe von seinen Landsleuten hinterließ? Welch einen Schatz wird an ihm die Nachwelt haben! Aber man wird ihn lesen mit Erstaunen und Entsetzen. Wie wird man die Mittel verfluchen, durch welche eine große Nation der Seele beraubt wurde! die Gewalt, welche nicht Macht, die Schlauheit, welche nicht Weisheit ist; die verworfene Nichtswürdigkeit an hohen Plätzen, welche jeden Flecken, jedes Dorf, jede Stadt, und beinahe jede Hütte in diesem Reich angefüllt hat mit den Originalen solcher Gemälde, wie sie Crabbe so gräßlich, weil so wahr, entworfen? Wie wird man beklagen die wahrhafte Armuth dieses auf seinen Reichthum pochenden Landes, wo der Zustand selbst derjenigen, die etwas zu besitzen scheinen, ähnlich dem einer Maus ist, die im Ohr einer Katze zu schlafen sucht? Crabbe wird ihnen unfehlbar die Ursache unsrer Herabwürdigung aufdecken. Wir sind ein Volk ohne Besitz und Eigenthum. Wir haben keinen Landbesitz; unsre Wurzeln sind in der Luft. Wir haben in der Gesetzgebung Rückschritte gemacht; denn alle alten Gesetzgeber, und vor Allen Numa und Moses — gründeten die Wohlfahrt der Staaten nicht auf das Monopol des Grunds

und Bodens (Gottes heilige Gabe an Alle!), sondern auf dessen Vertheilung unter die große Masse des Volks! Wenn ihr euch daher durch Crabbe's Text wollt belehren lassen, so leset die Bibel als Commentar dazu!

Und sollte es nicht interessant seyn, jenen großen schottischen Kritiker, der an der modernen Poesie kein Verdienst anerkennen will, zu fragen, ob das gesammte Alterthum ein halb so schönes beschreibendes Gedicht aufzuweisen habe, wie Wilsons Unimore? Ihr habt vielleicht nie davon gehört; denn der Professor ist als Poet zu poetisch um populär zu seyn; und wunderbar ist es in der That, daß ein Schriftsteller, als Satyriker unerreicht, und seinem Körper nach einer der stärksten Männer, uns in diesem und in andern Gedichten das Fleisch, das Blut und die Farbe der Poesie geben mußte, ohne die Knochen und Sehnen. Doch ist dieß nicht durchaus und immer sein Verfahren; dieß bezeugt der Charakter seiner Magdalena und ihre Begegnung mit Frankfort in der „Peststadt," und andre Stellen in jenem erhabnen Drama, welches von einem zweiten Händel in Musik gesetzt werden und um Mitternacht unter dem gestirnten Himmel gesungen werden sollte, wenn Gott die Wolken zu seinen Harfensaiten macht.

Und sollte ich nicht eine traurige und schöne Geschichte euch zu erzählen haben von Keats, der, wäre er am Leben geblieben, wohl der größte Dichter der Zeit geworden wäre? Gott, vergib denen, die ihn in sein zu frühes Grab stürzten. Als er die Kritik las, die ihn tödtete, sagte er: „Ich fühle schon die Maßlieben über mir wachsen;" und nach einer Pause: „Mein Name wird in Wasser geschrieben seyn!" Er irrte sich; sein Name wird nicht in Wasser geschrieben seyn! Er hat in seinem Hyperion ein seltsames und trauriges Denkmal hinterlassen — ein unsterbliches Fragment — unvollendet und eine Ruine!

Ich glaube wir können auch philosophische Lust und Belehrung schöpfen daraus, daß wir den Geist eines Scott, Wordsworth, Byron ihren Werken gegenüber stellen. Wie kommt es, daß Geister, dem Anschein nach Antipoden von einander, sich in ihren Resultaten einander nähern? Genauere Prüfung wird uns zeigen, daß die Ichsucht oder Selbstbespiegelung Byrons oder Wordsworth's nicht selbstsüchtiger ist, als die Universalität eines Shakspeare oder Scott; es ist eine andre Gestalt derselben Kraft. Und ich denke unfehlbar seiner Zeit zu beweisen, daß diejenigen irren, welche die erzählenden Gedichte Scotts unter seine Novellen stellen. Vielleicht sind die Verse schlechter als die Prosa; und gewiß ist, daß Scott seine Poesie herabwürdigte, indem er Zeug nachahmte, das er hätte verachten sollen; aber, Blatt gegen Blatt, ich glaube bei Scott findet sich mehr von dem ächten Geist der Poesie, als bei Homer. Er mag kein Gedicht geschrieben haben, das, als einzelnes, der Ilias gleich stände; ich behaupte das nicht; aber wenn ihr euch ein Gedicht denken wollt, vorgetragen von der Person des letzten Minstrel, dieses ganz Shakspear'schen Charakters, enthaltend, als wesentliche Theile eines großen Ganzen, die schönsten Stellen aus Scotts gereimten Erzählungen: so werdet ihr mit mir glauben, daß kein alter oder neuer Dichter ein Werk geschaffen, das die Vergleichung mit jenem aushielte, denn die Literatur der ganzen Welt kann nichts Schöneres aufweisen, als die Verhörscene und Schlacht in „Marmion;" die plötzliche Erscheinung und das Verschwinden des Heers von Roderick Dhu und den Tod dieses Häuptlings in der „Jungfrau vom See;" als die Besprechung von Risingham und Wycliffe, den Brand von Rokeby-Hall und Bertrams Tod in „Rokeby."

Und welch einen belehrenden Commentar über unsre schlimmen Institutionen und ihre übeln Tendenzen kann man aus dem Leben Byrons und Scotts heraus lesen! Byron war wider Willen bemüht, jene Tendenzen zu unterdrücken, Scott dagegen, sie zu ermuntern. Die Wahrheit ist über Byron noch nicht gesagt worden; Heuchelei, Tücke und Trug haben ihn bis jetzt nur in seinem schlimmsten Licht sehen lassen, als ob sie ängstlich bedacht wären, in seinem Grab den stummen Vorwurf ihres Opfers zu begraben. Aber an dem kürzlich erschienenen authentischen Leben Scotts haben wir wirklich einen Schatz! Es zeigt uns in ihrem wahren Lichte die häßlichen Götter, auf deren Altären er sich selbst opferte. Es läßt uns ganz hinter die Bühne schauen. Es zeigt uns, daß unsre großthuenden Armen — ja, und ihre Affen dazu! — sich mit dem Recht geboren glauben, unserm Fleiß Alles aufzuladen, und daß ihre Gesinnungen gegen uns genau die eines Sklaventreibers gegen seine Sklaven sind. Es zeigt uns auch, daß, was Handel und Gewerbe für unsre Unterdrücker gethan, der Ruin des Handels vernichten kann. Auf einem seiner Ausflüge in das Hochland als Knabe traf Scott die Frau und die erwachsenen Töchter eines großen Gutsherrn, wie sie einen Wagen mit Dünger beluden, während der Herr und seine Söhne unter einem Halbduzend Hunden schnarchten. Begebenheiten wie diese sind in Wahrheit voll philosophischer Belehrung und Lust! Wenn nur Ein Leser unter hundert recht nachdenkt über das was er liest, so wird Lockharts Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters mehr zur Aufklärung des Volks beitragen, als irgend ein in den letzten zwanzig Jahren erschienenes Buch. Denn lieber wollte Scott sterben, als nicht ein großer Landbesitzer werden. Und warum das? Weil in unserm Land Landbesitz Alles ist, Armee, Flotte, Religion und Recht; Thron, Altar, Gerichtsbank und Galgen.

In meiner ersten Vorlesung suchte ich zu zeigen, daß die Poesie, in ihrem Ausdruck, Gemüthserregung, oder ein Ganzes von Gemüthsbewegungen ist, indem das Herz mit sich selbst Zwiesprache hält; daß die Poesie in der Wirklichkeit und im Leben ernste, selbstständige Redlichkeit und Tüchtigkeit ist; und daß Poesie, als geschrieben, ernste und wahre Composition, in Prosa oder in Versen, ist. Nun schreiben unsre modernen Dichter solche ernste, wahre Composition; und meine Aufgabe ist jetzt, die Ungerechtigkeit der Angriffe zu zeigen, welche auf die moderne Poesie von ihren Widersachern, besonders von den Kritikern Edinburgs gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kaiſer Heinrich VI.

Nach dem Engliſchen.

Beim Dämmerlicht der Sterne
Stieg durch den Buchenhain
Aufwärts zu Trifels Wällen
Ein Rittersmann allein.

Und wo am dickſten Thurme
Ein Fenſter auswärts ſteht,
Da unten ſteht der Ritter
Und ſingt zur Laut' ſein Lied:

„O Englands edle Blüthe!
Held Richard Löwenherz!
Schläfſt du, des Kerkers müde?
Hält dich noch wach dein Schmerz?"

Und Richard: „Mit den Sternen
Wacht ein Gefangner gern;
Willkommen mir, o Sänger!
Sucht Blondel ſeinen Herrn?"

„„Mag Blondel deine Ketten
Zu löſen bald ſich nahn!
Nicht komm' ich, dich zu retten,
Mein Lied nur hier' ich an.""

„Ich nehm' es an, ſprach Richard,
Denn edel ſcheinſt du mir —"
„„Das wolleſt du mir glauben,
Drum kam ich her zu dir.

Und wer ich ſey, das ſage
Die ebenfalls mein Sang;
Und hab' ich ihn geſungen,
Lohn Beifall meinen Gang!"" —

Ich grüße mit Geſängen
Die Süße, die, entbehrt,
Mich bald zu ſolchen Klängen
Erregt, bald tief beſchwert.

Wer meine Lieder hörte,
Wer mir ſie je nachſang:
Rühm' mein Herz, das bethörte,
Bei ihr, um die ich rang.

Mir dienen alle Reiche
So lang ich bei ihr bin;
Und wenn ich von ihr weiche,
Iſt alle Herrſchaft hin.

So auf der Freuden Leiter
Stieg' ich bald auf, bald ab;
Bald gramvoll und bald heiter,
So wechſelt's bis zum Grab.

Doch ohne alles Wanken
Trag ich im Herzen ſie;
Ob ſie mir's könnte danken,
Bezweifelt' ich noch nie.

Sie, die ich nimmer laſſe,
Die Kron' ich eher ließ —
Sie, derethalb ich haſſe,
Wer mir ſie meiden hieß.

Die Freundſchaft aller Großen
Des Reichs ſetz' ich hintan;
Die ſich daran erboſen,
Daß ſie mein Herz gewann.

Die päpſtlichen Ungnaden
Vergeſſe ich bei ihr;
Wenn ſie mir jenſeits ſchaden,
War ich entſchädigt hier.

Es ſündigt, wer nicht glaubet,
Daß ſie mein beſtes Glück;
Es ſündigt, wer mir raubet,
Was mir gab das Geſchick.

Ich taugte wahrlich nimmer
Dem Weibe, noch dem Mann,
Ließ ich ſie, und für immer
Wär' ich in Acht und Bann!

Nur eines Königs Seele
Fühlt meiner Liebe Kraft;
Iſt ſie nicht ohne Fehle,
Ihm iſt ſie ehrenhaft.

Und du, dem ich dieß ſinge,
Du haſt mich wohl erkannt;
Wie feindlich ihre Tage,
Die Sänger ſind verwandt." —

Drauf Richard: Kaiſers Minne
Der König wohl verſtand!
Doch ſolches Sängers Nähe
Sey meiner Freiheit Pfand!

Beim Dämmerlicht der Sterne
Stieg durch den Buchenhain
Hinabwärts nach Annweiler
Der Rittersmann allein.

Fr. Ad.

Volupté.

(Fortſetzung.)

„Ich lernte zuerſt auf meinen Wanderungen durch das Reich der Sünde unterſcheiden, verfolgen, fürchten und begehren jene Gattung von Schönheit, die ich die verhängnißvolle nennen möchte, diejenige, die immer eine tödtliche Schlinge,

nie ein himmliſches Symbol iſt, die ſich nicht in dem idealen Ausdruck des Angeſichts, noch im Spiegel der Augen, noch im Liebreiz des Lächelns, noch in dem feinſchattirten Schleier der Augenlieder ausſpricht; das menſchliche Antlitz iſt nichts, beinahe nichts, bei dieſer Art Schönheit; das Auge und die Stimme, die, mit Milde und Sanftmuth ſich vermählend, der Seele ſo nahe ſind, gelten hier nichts; es iſt dieß eine reelle, aber eine niederſchlagende, ganz fleiſchliche Schönheit, welche in gerader Linie abzuſtammen ſcheint von den Töchtern der erſten, entarteten Geſchlechter; eine ſolche, die man nicht nach dem lebendigen Geſpräch, nach dem Antlitz beurtheilt, wie es ſich beim Menſchen gebührt, ſondern vielmehr von ferne, nach dem Nacken und der Gliederbewegung, etwa wie ein Jäger das Wild ſchätzt; oh! ich habe dieſe Schönheit begriffen! Ich habe auch gelernt, wie gar nicht dieſe Schönheit die wahre iſt; daß ſie dem Geiſte geradezu widerſpricht; daß ſie tödtet, zermalmt, aber nicht an ſich bindet; daß ſie die verlockendſte für die Sinne, am wenigſten Bundesgenoſſen in der Seele findet.. Ich lernte, daß durch das Auge die Wunde eindringt, und die ſtrengen Regeln in dieſer Hinſicht offenbarten ſich mir in ihrer buchſtäblichen Wahrheit: beherrſche dein Auge! bewahre es wie mit einem Scheuleder, wie man den Maulthieren thut! Die Augen ſind die Fenſter der Seele, durch welche die Pfeile aus und einfliegen. Ich lernte, mein Freund, daß die wahre Liebe ganz und gar nicht in den Sinnen zu Hauſe iſt; denn wenn man eine reine Frau wahrhaft liebt, und wenn man dazwiſchen einer unwürdigen begegnet, ſo glaubt man wohl, dieſe letztere zu lieben, ſie drängt die andere in Schatten, verdunkelt ſie; aber wenn man der falſchen Verlockung gefolgt iſt, verſchwindet das, was die Unwürdige einem eingeflößt, ſogleich wieder wie ein Rauch, und nachdem die Sinnengluth erloſchen, zeigt ſich das Bild der erſten wieder ſchöner, herrlicher und glänzender.

„In Augenblicken, wo ich am meiſten einer unbeſiegbaren, blinden Nothwendigkeit zu weichen ſchien, erfuhr ich, daß der Menſch frei, und in welchem Sinne er es wahrhaft iſt; denn die Freiheit des Menſchen, das erfuhr ich damals in meinem Innerſten, beſteht hauptſächlich in dem Vermögen das er beſitzt, ſich mit den Gegenſtänden in Verhältniß zu ſetzen oder nicht, in den Bereich ihres Wirbels zu treten oder nicht, je nachdem er dafür zu ſehr oder zu wenig empfänglich iſt. Du fühlſt dich lau und kalt in Beziehung auf Menſchenliebe: gehe an Orte hin, wo Arme ſind! Du weißt, daß du verwundbar und ſchwach biſt: meide jeden gefährlichen Platz!

„Ich lernte, daß die unerlaubte Luſt bei aufrichtigen und zärtlichen Gemüthern der Uebergang, die Einweihung iſt zu Laſtern und andern gemeinen Leidenſchaften, an die ſie von Anfang nicht entfernt gedacht hätten. Sie hat mich die Völlerei, die Trunkſucht begreifen machen. Ich lernte, daß für den Menſchen jeder Morgen eine Wiederherſtellung, und jeder Tag ein fortwährendes Verderben iſt; aber die Wiederherſtellung wird immer unzureichender, und das Verderben nimmt immer zu. Ich verſtand den tiefen Sinn jenes Wortes, welches warnt: dem Weibe ſein Weſen hinzugeben; und das andre Wort eines Alten, das ich zuerſt ohne ſonderliche Beachtung geleſen, fiel mir lebhaft wieder ein: „Ich habe das wilde Thier in mir getödtet!“ Ja, das wilde Thier iſt in uns; es triumphirt während der erſten ſchlimmen Jugend, es nagt einem an den Eingeweiden, wie der Fuchs dem jungen Spartaner, der ihn unter ſeinem Kleide trug. Ich lernte, daß wenn die Wolluſt gewöhnlich die Demüthigung zur Folge hat, ihre zeitweilige Abweſenheit leicht den Stolz erweckt. In Wahrheit, eine umgekehrte Wechſelwirkung, ein eigenthümliches Gleichgewicht der beiden menſchlichen Hauptſünden, der äußerlichen, thätigen, ehrgeizigen, ruhmſüchtigen und lärmenden, und der verborgenen, trägen, verſtohlenen, lüſternen und geheimnißvollen Sünde! Haſt du ſchon dieß doppelte Spiel beobachtet, mein Freund? Wenn die Luſt in mir ſich mindert und es mir gelingt ſie abzuweiſen, ſo ſteigt um eben ſo viel der Stolz, die frohe und ſtolze Selbſtzufriedenheit; ſobald aber jene wieder die Oberhand gewinnt, ſo tritt allmählich wieder Niedergeſchlagenheit und Selbſtverachtung ein. Bei jedem Menſchen hat die eine oder die andre Sünde Ausſicht zu herrſchen, jedoch nicht mit völligem Ausſchluß der andern, obwohl es einige ſolche monſtröſe Fälle gibt, wo eine von beiden die Seele ganz erfüllt. Es ſind wie zwei Pole an den äußerſten Gränzen der bewohnbaren Erde; die Mehrheit der Menſchen ſchwankt in der Mitte, und neigt ſich mehr hier- oder dorthin. Die Seele, die auf die Dauer auf dem einen oder andern Extrem ſich anſiedelte, würde von moraliſchem Tode betroffen und gleichſam ſtumpf werden. Der Pol des Stolzes iſt der in unſern Tagen mehr bewohnte; ich habe mehr als Einen Nebukadnezar geſehen. Man hat ſelbſt verſucht, die Wolluſt auf die andere gewaltige Leidenſchaft zurückzuführen und ſie in einem chimäriſchen Ehebund zu vereinigen. Don Juan, das lügenhafte Idol, gehört einem Jahrhundert an, das noch weit mehr Stolz als Sucht zur Luſt hat.

„Wenn es wahr iſt, daß der Stolz ſehr häufig der Antagoniſt der Wolluſt iſt, ſo iſt die Eigenliebe noch viel mehr die Feindin der Liebe. Ich lernte jedoch, daß, wenn man nicht zum mächtigſten Bundesgenoſſen die reine, göttliche Liebe zu nehmen vermag, wenn man nicht genug den Leib als einen Tempel des heiligen Geiſtes, die Glieder als Glieder Chriſti betrachtet, es gut ſeyn dürfte, ſeine menſchliche Liebe nicht zu ſehr von aller menſchlichen Rückſicht und aller Eigenliebe zu reinigen. Denn wenn die Liebe zu der Geliebten zu demüthig, zu zerknirſcht, zu aufopfernd iſt, ſo kann ſie, in Ermanglung der göttlichen Liebe, die darbenden Sinne ganz ſich ſelbſt überlaſſen und dadurch unwiederbringlichen Schaden anrichten.

„Ich lernte endlich (und das, mein Freund, iſt der einzige Punkt in dieſer finſtern und traurigen Wiſſenſchaft, bei der ich ſo lange verweilen muß, der unmittelbar fruchtbar für mich geweſen), ich lernte abwägen und verbeſſern, was der alte Salomo in ſeiner königlichen Ueberſättigung von dem Weibe geſagt, lernte ſchätzen das milde Wort des unbekannten Philoſophen, dieſes neuen, unſichtbaren und ſanfteren Salomo; lernte, ſoll ich es geſtehen? begreifen und ausüben was Chriſtus an der Samariterin übte: nicht fluchen! Salomo, der das Weib

bittrer gefunden als den Tod, ruft aus: es gebe einen Mann unter Tausend, aber es gebe keine Frau unter allen! Der tiefsinnige Philosoph, der in verhülltem Dunkel lebte, schrieb auch in einem Augenblick heiligen Schauders: es gebe keine Frauen mehr; so sehr schien ihm das eigentliche Wesen des Weibes in noch höherem Grade als das des Mannes entartet und furchtbar. Aber bald sich besinnend, daß Christus in die Welt gekommen, daß Maria geboren, fügt er die tröstenden Worte hinzu: „Wenn Gott in seiner Liebe ein Maaß kennte, so würde er das Weib mehr lieben als den Mann. Was uns betrifft, wir können uns nicht entbrechen, sie mehr als uns selbst zu lieben und zu schätzen; denn das verdorbenste Weib ist leichter auf den rechten Weg zurückzuführen, als ein Mann, der auch nur Einen Schritt auf der Bahn des Bösen gemacht." Und ich habe euch auch nie geflucht, ihr armen Geschöpfe, die man niedertritt und die man nicht nennt. Ich habe euch nicht ausgestrichen aus der Liste der Menschheit, euch alle, die ihr ein zahlloses, zügelloses Volk bildet! Ich habe euch oft besser gefunden als mich selbst! Mein inneres Elend, meine unendlichen Ausflüchte und Sophismen halfen mir die eurigen erklären. Lachend, zerrissen oder bereuend — habe ich euch beklagt, habe mich in euch erkannt, und über mich geseufzt. Wie waren die Abgründe eurer Herzen, die Aegernisse eurer Sinne auch die meinigen! Aber nie werde das Mitleiden mit diesen Geschöpfen zur Nachsicht mit ihrem Thun! Die Art wie das Jahrhundert über diesen Punkt, wie über viele andre, urtheilt, hängt zusammen mit einer Gleichgültigkeit, die im Uebrigen sich nichts versagt, mit einer toleranten Verachtung, welche sich befriedigt und die Augen schließt. Die Materialisten (und in unsern Tagen sind es die meisten Menschen wenigstens praktisch) betrachten jenes Laster als beinahe unabhängig vom ganzen übrigen Lebenswandel, als nur physisch wirkend. Die Väter, die ältern Brüder, die Vormünder machen bei den Vorschriften, die sie in dieser Beziehung geben, in der Regel eine Sache der Gesundheitsrücksicht, der Sparsamkeit, der regelmaßigen Lebensart daraus. Bei all diesem zeigt sich eine tiefgehende Mißachtung der wesentlichsten und zartesten Seite. Der Kaiser, der in den Zwischenzeiten der Feldzüge nicht unzufrieden darüber war, daß unser Capua die überströmenden Ideen seiner Krieger verschlang, ahnte diese Wahrheit besser. Nicht in Bezug auf äußere, oberflächliche Thätigkeit machen sich die nachtheiligen Folgen einer untergeordneten, sinnlichen Lebensweise bemerklich. Soldaten, Beamte, Commis oder Höflinge werden immer noch tüchtig genug seyn zur Schlacht, zum Spaziergang auf dem Boulevard, zur Conversation', zu Finanz- und Bureaugeschäften. Aber tritt man in die Sphäre des höhern, geistigen Lebens, in die der Ideen, so ist hier jede Verirrung ein hemmendes Unglück, jede Vergeudung ein Verderben. Einer, der geboren war mit der Anlage, etwas Großes auszuführen, wird sein Denken zerstückeln und nur Fragmente in die Welt schleudern. Mancher, in dem eine erhabene Geistesschöpfung bei strenger Sammlung sich entwickelt hätte, wird die Stunde, den Aufgang des Gestirns, den begeisterten Augenblick, der nie wieder kommt, versäumen. Mancher, von Natur zur Güte, zur Wohlthätigkeit, zu liebevoller Weichheit geschaffen, wird mattherzig, träg oder selbst hart. Ein Charakter, der nahe an der Beharrlichkeit war, bleibt zerstreut und flüchtig. Eine Phantasie, die bald in weichem Schmelz geglänzt hätte, bringt es nicht zur lebhaften Farbe. Ein Herz, das spät und warm geliebt hätte, verschleudert unterwegs seine Empfindungsfähigkeit. Der Mann, der rechtschaffen und unbestechlich geblieben wäre, lernt, wenn er mit fünfundzwanzig Jahren aus dem Becher der Lust trinkt, mit vierzig sich biegen und den Mächtigen bequemen." — —

Gegen das Frühjahr wurde dem Marquis erlaubt, ein Gesundheitshaus in der Nähe von Passy zu beziehen, und seine Gattin bezog eine Wohnung in Auteuil, wo sie ihm nahe war, und zugleich in der Gesellschaft einer Madame R., Gattin des geheimen Secretärs R., leben konnte. Amaury blieb in seiner Wohnung, machte tägliche Besuche in Auteuil oder Passy, und lag außerdem mit Eifer den Studien ob; interessant ist, wie er sich über Lamarck ausspricht: „Meine Morgenstunden waren eifrig der Lecture, den Studien gewidmet, um mich mit den zahlreichen Quellen des Wissens bekannt zu machen, welche Paris damals bot; die Lebhaftigkeit der Jugend umfaßt Alles, ist Allem gewachsen. Ich besuchte mehreremale in der Dekade im Jardin des Plantes die Vorlesungen Lamarcks über Naturgeschichte; diese Lehrvorträge, deren hypothetische Paradoxen und deren Widersprüche mit anderen positiveren und vorgerückteren Systemen ich mir übrigens nicht verhehlte, hatten für mich etwas gewaltig Anziehendes, vermöge der gewichtigen Fragen, e Entstehung der Wesen betreffend, die er immer erhob, und des leidenschaftlichen, beinahe schmerzlichen Tons, der sich der Wissenschaft beimischte. Lamarck war damals gleichsam der letzte Repräsentant jener großen Schule von Physikern und Beobachtern, welche von Thales und Demokritus an bis auf Büffon geherrscht hatte; er war ein tödtlicher Feind der Chemiker, der Experimentatoren und Analytiker im Kleinen, wie er sie bezeichnete. Sein philosophischer Haß und seine Feindseligkeit gegen die Sündfluth, gegen die Schöpfungsgeschichte in der Genesis, und gegen Alles was er die christliche Theorie nannte, war nicht geringer. Seine Anschauungsweise der Dinge war sehr einfach, sehr nackt und sehr trüb und arm. Er construirte die Welt mit so wenig Elementen, so wenig Krisen und so langer Dauer als nur möglich. Nach ihm mühten sich die Wesen von selbst, ganz allein, durch bloße Continuität, mittelst Verstreichens hinlänglicher Zeiträume, und ohne rasche Uebergänge und Umwandlungen mittelst Krisen, Kataklysmen oder allgemeiner Erschütterungen, ohne Centra, Knotenpunkte oder Organe eigens bestimmt ihnen zu Hülfe zu kommen und sie zu verdoppeln. Eine lange, blinde Geduld — das war sein Genius des Universums. Die wirkliche Gestalt der Erde war nach ihm einzig die Folge des langsamen Abfließens des Regenwassers, der täglichen Schwankungen und der Ortveränderung der Meere; er ließ keine gewaltsame Umwühlung der Eingeweide in dieser Cybele gelten, keine Veränderung ihrer äußern Gestalt durch ein wanderndes Gestirn. Ebenso im Reich des Organischen — nachdem er einmal die geheimnißvolle Macht

Digitized by Google

des Lebens ſo klein und ſo elementariſch als nur immer möglich vorausgeſetzt, nahm er an, daß es ſich von ſelbſt entwickle, ſich mit der Zeit allmählich zuſammenſetze und bilde; das dumpfe Bedürfniß, die bloße Gewohnheit in verſchiedenen Medien brachte in die Länge Organe hervor, ganz zuwiderlaufend dem beharrlichen, eigentlichen Streben der Natur, die ſie wieder zerſtörte; denn Lamarck trennte das Leben von der Natur. Die Natur war in ſeinen Augen Stein und Aſche, der Granit des Grabes, der Tod! Das Leben kam dazu nur wie ein ſeltſames und beſonders geſchäftiges Accidens, als ein langer Kampf, mit mehr oder weniger Erfolg und Gleichgewicht herüber oder hinüber, wurde aber immer am Ende beſiegt; die ſtarre, kalte Unbeweglichkeit herrſchte am Ende wie am Anfang.“ Außerdem wurde er auch mit andern Philoſophen, Cabanis, Deſtutt-Tracy, Garat, Chenier bekannt und kam in ihre Geſellſchaft; „wenn ich dann nach Auteuil oder in das Geſundheitshaus kam, friſch weg von dieſen Studien und Vorleſungen, ſo war ich davon erfüllt, ſprach davon oft der Frau von Conaëa, ſelbſt wenn wir allein waren; ich bezeichnete ihr das Haus der Madame Helvetius, an dem wir vorbei gingen. Sie lächelte über meine Vorurtheile, wie ſie ſie nannte, und ſchalt mich wegen meiner neuen Syſteme. Wenn ich ihr die Bildung der Erdoberfläche durch den Regen und durch die Einwirkung der Meere zu erklären ſuchte, hörte ſie lebhaft zu, gab ſich zuerſt Mühe mich zu verſtehen, und ſchüttelte bald nachdenklich den Kopf als wollte ſie ſagen: „Wie können Sie an ſolche Mährchen glauben?“

Eine kleine Entzweiung und Verſtimmung nebſt darauf folgender Verſöhnung wird ſo erzählt: „Es war ein ſchöner Abend, als wir einen unſerer gewohnten Spaziergänge machten; ſtatt aber glücklich zu ſeyn und uns der Schönheit der Natur zu erfreuen, wie dieß natürlich geweſen wäre, indem wir unſer Herz ihnen hingegeben hätten, geriethen wir in einen kleinen Wortwechſel; Frau von Conaëa ſetzte mir mehr zu, als ſie je gethan, wegen der Anzeichen von Veränderlichkeit und unbeſtändigem Geſchmack, die der neue Aufenthalt in Paris in mir entwickle; ich komme ihr ſeit kurzer Zeit ganz verändert vor, ſagte ſie; ſie leſe in dem Ungeſtüm meines Geiſtes und in meinem vielfachen Gewinn von Kenntniſſen nur die traurige Möglichkeit einer Veränderung, die künftig mit mir vorgehen würde. Ob ich wohl, wenn wir morgen abreiſen könnten, ſo leicht wieder ein Bewohner von Conaëa, der beſcheidene Pilger nach St. Pierre-de-Mer werden würde? Ich hatte Mühe ihr begreiflich zu machen, daß der Durſt nach Wiſſen ſehr verſchieden iſt von der Treue im Lieben; daß im Mann ein unruhiger Drang zu lernen wohnt, der in die Weite ſchweifen, der ſich nach außen werfen muß, um nicht ſein Innres zu verzehren; daß ich bei meinem Mangel einer feſten Ueberzeugung, bei der Offenheit meines Sinnes, da mir die Ideen zuerſt von ihrer plauſibeln und verſtändigen Seite ſich darböten, die Miene hätte, als glaubte ich ſie, als nehme ich ſie blindlings und entſchieden an, während ich ſie in der That nur gründlich kennen zu lernen und ſie lebhaft zu entwickeln ſuchte, wobei ich mir vorbehielte, ſie, nachdem ich ſie begriffen, zu beurtheilen und wegzuſchleudern. Die Namen Lamarcks und der andern Philoſophen kamen mir bei dieſem Geſpräch oft in den Mund, und ſie wurde müde ſie zu hören. Noch etwas muß ich aber erwähnen. Am Tage vorher war ich ſpäter als gewöhnlich in dem Geſundheitshaus angekommen, weil ich unterwegs einen Beſuch bei der jungen Frau A. gemacht hatte, die von einer leichten Unpäßlichkeit in Paris zurückgehalten wurde. Dieſer Beſuch, den unter den obwaltenden Umſtänden Frau von Conaëa unnöthig gefunden, lag dem allgemeinen Vorwurf, den ſie mir machte, zu Grunde; ihre Reden hatten mehr auf dieß, als auf alles andre Bezug. War ſie wirklich und eigentlich argwöhniſch? Hatte ich Unrecht? Was war wirklich daran? Es war gar nicht das Mindeſte, was man mit irgend einem Namen benennen konnte, und doch, als ſie, nachdem ſie lange in den Lüften und im Allgemeinen mich bekämpft und gedrängt, plötzlich ſich auf dieſe Beſchwerde warf, beſchämt ſelbſt und verwirrt über das ihr entſchlüpfte Wort: da verletzte ſie der Ton, in dem ich mich darüber erklärte, durch eine gewiſſe Schärfe. Sie rief mir mit innerem Leiden ein: ſtill! zu, als wollte ſie noch bei Zeiten meine Worte hemmen: „Was für einen unerhörten Ton Sie annehmen!“ ſagte ſie. Ich konnte mich nicht enthalten zu antworten: „Dem Inhalt deſſen, was ich ſagte, galt Ihr Still! weit mehr als dem Ton!“ Wir brachen durch Verſtummen ab. Einen Augenblick darauf fand ich noch einmal Gelegenheit hart zu ſeyn in Betreff der Kinder, von welchen ſie mir ſprach; in den Erziehungsregeln war ich gerne hart, ſtreng wie einer der ſchon die Verderbniß des Herzens kennt; ſie war nachſichtig und voll Vertrauen in die natürlich gute Anlage, wie die Unſchuld es iſt. Wir ſchieden nicht gut, oder wenigſtens nahm ich keinen guten Abſchied von ihr.

(Schluß folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Verſen von Alexander Puſchkin.

(Schluß.)

12.

Euch Holden, die die Launen plagen,
Euch iſt mein Held zuerſt entflohn;
Und wahrlich iſt in unſern Tagen
Recht ennuyant der große Ton.
Wenn eine Frau auch hochgelehrt
n Say und Bentham uns erklärt,
Es bleibt doch Unſinn, was ſie ſpricht
Voll Unſchuld zwar — erträglich nicht.
Dazu ſind ſie ſo frei von Sünden,
So ſtolz, ſo witzig, immer klug,
So voller Anſtand, ohne Trug,

So voller Umſicht ſtets zu finden,
So für die Männer unzugänglich —
Daß ſchon ihr Blick zum Spleen hinlänglich. *)

43.

Auch euch, auch euch, hat er verlaſſen,
Euch Schönen, die bei dunkler Nacht
Schnell durch die Petersburger Gaſſen,
Von flücht'gen Droſchken fortgebracht.
Die ihr ſo jung und hold und ſchön
Auch euch verließ mein Freund Eugen,
Und konnt' der Luſt Verräther ſeyn;
Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein,
Und griff, der ſchlimmen Langweil' Beute,
Zur Feder, der kein Wort entfloß,
Weil ihn die arge Müh verdroß,
Und kam nicht in die Zunft der Leute
Voll Zank, von der ich nimmer ſchreibe,
Weil ich mich ihnen einverleibe.

44.

Und ſo ein Müßiggänger wieder,
Von geiſt'ger Leere tief gedrückt,
Setzt er ſich in der Abſicht nieder,
Daß fremde Weisheit ihn beglückt;
Stellt Bücher auf in Reih' und Glied,
Und lieſt ſie durch ohn' Unterſchied;
Doch Langweil' hier, dort Trugsgewinn,
Hier kein Gewiſſen, dort kein Sinn,
Faſt aller Angeln ſind verſchieden,
Veraltet iſt das Alterthum,
Das Neue wie das Alte dumm,
Und Frau'n und Bücher ſind gemieden,
Und um der letztern ſtaub'ge Glieder
Zieht einen Trauerflor er nieder.

45.

Gleich ihm war ich der Welt verfeindet,
Und hatt' dem läſt'gen Joch entſagt;
So ward' ich damals ihm befreundet;
Mir hatte ſein Geſicht behagt,
Die willenloſe Schwärmerei,
Die Eigenheiten all dabei;
Der kühle, präſende Verſtand,
Ich war erhitzt, er zornentbrannt,
Wir kannten beid' des Schickſals Spiele,
Das Leben hatte uns gedrückt
Und beider Herzen Gluth erſtickt;
Der Bosheit dienten wir zum Ziele,
Dem blinden Zufall und der Plage
Vom früh'ſten Morgen unſrer Tage.

46.

Wer recht gedacht, gefühlt im Leben,
Verachtet, ach, die Menſchheit ganz!
Ein bitt'rer Schmerz muß ihn umſchweben
Bei hingeſchwundner Tage Glanz.
Die Schlange der Erinnerungen,
Die Reue, hat ihn feſt umſchlungen;
Nichts reizt ihn mehr, weil er nichts hofft.
Doch Alles dieß verleihet oft
Erſt dem Geſpräche ſein Bedeuten.
Zwar, mich verwirrte erſt ſein Wort,
Doch ich gewöhnte mich hinfort
An ſein verwundrend ſcharfes Streiten,
An ſeinen Scherz voll gall'ger Flamme
Und an die bittern Epigramme.

47.

Wie oft berauſchte uns im Schweigen
Der Hauch der uns geneigten Nacht,
Wenn nicht mit goldnem Sternenreigen
Geſchmückt des hellen Himmels Pracht,
Wenn auf der Newa heitern Fluth
Dianens Antlitz nimmer ruht. *)
Und die Romane früh'ſter Zeit,
Der erſten Liebe Seligkeit,
Sie tauchten auf aus der Bedrängniß
So ſorgenlos, voll heil'gem Glühn; —
Dem Schläfer gleich, in Waldesgrün
Verſetzt aus düſterem Gefängniß:
So wähnten wir im Geiſt zu ſchweben
Zum Morgenroth, ins junge Leben.

48.

Mit ſtill betrachtendem Gemüthe
Die Seele ernſt geſtimmt und trüb,
So lehnt Eugen an dem Granite;

*) Dieſe ganze ironiſche Strophe iſt nichts weiter als ein feines Lob unſerer ſchönen Landsmänninnen. So lobt Boileau in Form eines Vorwurfs Ludwig XIV. Unſere Damen vereinigen Bildung mit Anmuth und ſtrenge Sittenreinheit mit jener morgenländiſchen Schönheit, die Madame Staël ſo ſehr bezauberte. (Siehe dix ans d'exil.)

*) Die Leſer erinnern ſich der ſchönen Beſchreibung einer Petersburger Nacht in der Idylle von Gnedítſch:

„Und jetzt iſt es Nacht, doch nicht dunkeln die goldnen Säume
„Der Wolken. Es hellet ſich mondlos und ſternlos die Weite.
„Dort fern auf der Bucht, da erſcheinen die ſilbernen Segel
„Kaum ſichtbarer Barken, wie ſchwimmend in himmliſcher Bläue.
„Ein dämmerndes Licht nur erhellet den nächtlichen Himmel,
„Der Purpur des Abends verſchmilzt mit dem Golde des Oſtens,
„Als führe den roſigen Morgen der Tag auf den Spuren
„Des Abends herauf. Es war eben die goldne Jahrszeit
„Des Sommers, wo Nacht von dem Tage der Herrſchaft beraubt wird.
„Die Zeit, wo den Fremdling am nordiſchen Himmel entzücket
„Ein zauberiſch Verſchmelzen von Schatten und lieblichem Lichte,
„Mit welchem den ſüdlichen Himmel man nimmer geſchmückt ſieht.
„Ein Leuchten, den Reizen der nordiſchen Jungfrau vergleichbar,
„Bei welcher die roſige Wang' und die Bläue der Augen
„Nur linde die Wogen der bräunlichen Locken beſchatten.

(Ueberſetzt von K. F. v. d. Borg.)

(Wie ſich der Dichter ſelbſt beſchrieb.) *)
Ringsum ſo ſtill. — Der Ruf der Wacht
Erklang nur durch die Mitternacht
Und ferner Droſchken dumpfer Ton
Erſcholl noch aus der Million. **)
Ein Boot, ſanft mit den Rudern ſchlagend,
Zog durch die Fluthen ſchlummermüd,
Von Ferne tönt ein muntres Lied,
Die Hirtenflöte wieder klagend —
Doch ſüßer, mitten in Orgien
Sind Taſſo's weiche Melodien.

49.

O Adriat'ſcher Fluthen Rauſchen!
Dich, Brenta, ſoll ich wiederſehn,
Und neu begeiſtert, wieder lauſchen
Auf deine Stimme, zaubriſch ſchön,
Die heilig bleibt Appollo's Sohn,
Die mir bekannt, verwandt mir ſchon
Durch England's ſtolzer Leyer Klang! ***)
Italia's Nächte, weich und lang,
Ich darf mit Muße ſie verſcherzen
Mit ihm, Venedigs jungem Kind,
Das ſchwatzhaft bald, bald ſtumm geſinnt,
In ſtiller Gondel mir am Herzen,
Und lern' von ihm, in ſüßem Triebe,
Petrarca's Sprache und der Liebe.

50.

Wird meiner Freiheit Stunde ſchlagen?
O komme bald! Ich irr' am Meer,
Und harre günſt'gen Wetters Tagen,
Und wink' der Schiffe Segel her!
Wann, unter wilder Stürme Kleid,
Die in der Wellen ewigem Streit,
Wann fang' den freien Lauf ich an
Hin auf des Meeres freier Bahn?
Wie flög' ich dieſe Küſten gerne
Zu meiner Berge heißem Sand,
Wo Afrika, mein Vaterland,
Und dächte Rußlands, dämmernd ferne,
Wo ich geliebt, gelitten habe
Und wo ein Herz ich trug zu Grabe.

51.

Zu einer Reiſe in den Süden
Mit mir, war jetzt Eugen bereit,
Doch wurden leider wir geſchieden
Durch das Geſchick auf lange Zeit.
Sein Vater ſtarb — und kaum geſchehn,
Umringelte auch ſchon Eugen
Ein gieriger Schwarm der Gläubiger;
Ein jeder iſt ſein freier Herr:
Onegin, den Proceß verſchmähend,
Gab jetzt, mit ganz zufriednem Sinn
Sein ganzes Erbtheil ihnen hin,
Grad keinen Schaden darin ſehend; —
Auch möglich, daß ſchon in der Weite
Der Erbſchaft Ausſicht ihn erfreute.

52.

Und wirklich kam ihm bald die Kunde
Von dem Verwalter zu: nicht fern
Sey ſeines Oheims letzte Stunde
Und ihn noch ſprechen möcht' er gern.
So bald Eugen das Trauerſchreiben
Durchlieſen, war für ihn kein Bleiben,
Er flog mit Extrapoſt davon
Und gleich im voraus gähnt' er ſchon,
Des Geldes halb auf lange Weile
Gefaßt, auf Seufzer und Betrug,
(Womit ich anfing dieſes Buch; —)
Doch als das Dorf erreicht in Eile
Da lag, ſchon frei vom Erdenleide
Sein Oheim in dem Todtenkleide. *)

---

*) „Milde Göttin, klar erblicket
Der entzückte Sänger dich,
Welchem, am Granit gebücket,
Schlummerlos die Nacht entwich.

(S. Ode an die Newa von Muramjew; überſetzt in „Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen von K. F. von der Borg." Erſter Theil. S. 109.

**) Die Million heißt eine der Hauptſtraßen Petersburgs.

***) Wenn auch Puſchkin im Verlaufe dieſes Gedichtes jeden Vergleich zwiſchen Lord Byron und ſich ablehnt, ſo verräth ſich ſeine Verliebe für dieſen großen Dichter und ſein Stolz auf dieſen Vergleich nur zu oft.

*) Zur Vollendung des erſten Capitels fehlen noch eigentlich acht Strophen, doch habe ich in der Ueberſetzung als Probe dieſen Schluß vorgezogen, weil es dem Ganzen ein mehr abgerundetes Aeußere gibt.
R. B.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149 u. 150.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Volkslieder.

I.
Der Entschluß.

Nicht des schattenreichen Baumes
Erste goldne Frucht, geschmückt,
Bey der Morgenröthe Aufgang,
Mit des Reifes Perlenthau,
Kann mein Aug' erfreuen,
Kann mein Herz entzücken,
Wie mein Schäfer, wenn er mit mir
Traute Worte wechselt.
Sagt mir, ob ich auf den Frühling
Mich mit ihm vermählen wolle,
Daß ich seine Liebe sähe.
Sag' ich ja, so werd' ich roth
Von den Wangen bis zur Brust;
Sag' ich nein, so muß ich nachher
Mich beinah' zu Tode härmen.
Doch nun geb' ich tausend Ja
Ihm das erstemal zur Antwort,
Wenn er wieder mich befragt,

II.
Ländlich sittlich.

Ein Paar Turteltauben,
Die Alexis haschte
Bei der Sonne Aufgang,
Hat er mir verehrt,
Und ich mach' es weit
Durch ein Honigtäfchen,
Welches ich ihm sende;
Gerne gäb' ich ihm
Reichere Geschenke,
Wenn ich sie nur hätte,
Doch der süßeste
Honigwaben ist,
Wenn ich sehen kann
Meinen lieben Schäfer,
Und noch mehr, wenn freudig
Er ein Körbchen mir
Schenkt von frischen Aepfeln,
Wo der Thau dran blinkt.
Wenn er sieht, daß ich's
Hab' in meinen Armen,
Lacht er und sagt mir —
Aber nein! ich schweige.

III.
Liebesgluth.

Am San Juans Tage
Morgens frühe setzte
Ich mich hin zum Fischen,
An dem Rand von einem
Bächlein, welches über
Rothen Kieseln rollte,
In der Hand die Angel
Mit der grünen Schnur.
Da erscheint am Bache
Mein geliebter Schäfer,
Und fängt an, auf diese
Weise mich zu necken:
„Grimme Schäferin!
Welcher Fisch wird nicht
In die Angel beißen,
Um zu sterben solches
Süßen Todes?“ Drauf
Nehm ich an der Hand ihn,

Sage: „willſt auch du?
Dieſer Fiſch wird mir
Sicher nicht entkommen.“

IV.

Liebesfeuer.

Schon vernehme ich
Den Geſang der Schäfer,
Unter ihnen auch
Meines Schäfers Stimme.
Müde kommen heim
Die erſchöpften Stiere,
Und die Pflugſchaar liegt
Auf dem krummen Joche.
Der verſchwundene
Phöbus läßt zurück
Ausgedehnten Schatten,
Der mit ſchnellem Schritt
Berg und Thalgrund deckt.
Doch nicht merke ich,
Doch nicht fühle ich,
Daß die heiße Gluth
Meiner Lieb' ſich kühlet.

V.

Die Umarmung des Alexis.

Was that nicht, o Mutter,
O Mutter, ſag's mir,
Die Umarmung des Kleinen,
Des Alexis mir an?
Denn von ungefähr geſtern,
Als auf ſchmalem Pfad
Wir trafen einander,
Umarmte er mich,
Und von da an verzehret
Ein Feuer mein Herz,
Ob ich wohl weiß, der Gute
That es nur im Scherz.
Bald will ich am Kleinen
Mich rächen mit Wuth,
Bald erfüllt mich mit Mitleid
Der zärtliche Schelm;
Bald muß ich erliegen
Der vernichtenden Gluth,
Bald verzehrt mich die Flamme,
Die im Buſen mir tobt.

VI.

Meine Ahne ſagt,
Wenn ich mich verliebe,
Werde mir zu Theil
Unluſt und Verdruß
In dem reichſten Maaß;
Liebe ſey ein Feuer,
Dem allein kein Menſch
Feſtes Ziel könn' ſetzen,
Feſte Gränze ſtecken.
Doch die gute Alte
Faſelt, wie im Fieber,
Ihr Geſchmack iſt ſtumpf
Vor der Jahre Zahl.
Denn wenn ich mit meinem
Zärtlichen Alexis
Mich beluſtige,
Froh den Feſtreihn tanze,
Fühle ich, daß Amors
Ganze Gluth ſich legt,
Merke, daß ſich kühlt
Meines Buſens Feuer.

VII.

Mein von mir gepflegter,
Blumenreicher Garten,
Pflegt zu ſeyn der Zeuge
Der verliebten Stunden
Zwiſchen mir und meinem
Schäfer, dem ich günſtig.
Und der erſte Apfel,
Kaum mit Roth bemalt,
Soll allein gehören
Meinem theuren Schatze.
Ob ich gleich dem Gaumen
Des verliebten Schäfers
Schöne Aepfel noch
Zärtlichſt aufbewahre.
Und mit ihnen lohnen,
Wett mit ihnen machen
Will ich ſein getreu
Artiges Bezeigen:

VIII.

Ein kleines Geſchenk.

Weiß nicht was ich ſoll
Meinem ſchönen Liebling
Zum Geſchenke geben,
Welches in die Arme
Mir ihn führen möchte.
Wohl wünſcht' ich für ihn
Etwas auszuleſen,
Das entſprechen möchte
Dem Geſchmacke deſſen,
Der mir ſo viel werthe
Liebesgaben ſchenkt.
Käſe, Honig, Sahne
Und dergleichen Dinge,
Die das Feld hervorbringt,

Regen ihm das Blut auf,
Doch jetzt läßt mir ein:
Zehn Citronen heute,
Morgen andre zehn,
Will ich alsobald
Ihm zur Kühlung geben.
Wenn er hie und da
Liebesfieber hat,
Sind sie ohne Zweifel
Sehr gut angelegt.

IX.

Das Täubchen.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz.
Tief schmerzt mich die Wunde."

Täubchen! sprich! warum
Schlägst du schwere Wunden
Dessen Seele, welcher
Dich von Herzen liebt?
Sonst gewährt dein holdes
Schnäbelchen Genuß,
Doch in meiner Brust
Läßt es Spuren nach
Wie vom Natternstich.
Sprich! warum vergiftst du
Gutes mir mit Bösem?
Wehe! traue Niemand
Losen Vögelchen,
Denn je mehr sie schmeicheln,
Desto tiefere
Wunden schlagen sie.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz,
Tief schmerzt mich die Wunde."

Eine Vertheidigung der modernen Poesie.

(Schluß.)

Wenn diese Kritiker unser Zurückstehen gegen die alten Classiker behaupten, so sind sie sehr befliffen zu bemerken, daß die letztern für Jedermann, außer für die Gelehrten, ein versiegeltes Buch sind. „Die Schönheit von Homers Styl," sagen sie uns, „und die Anmuth von Horaz's Sprache sind unübersetzbar." Dieser Umstand, wenn er wahr ist, beweist weiter nichts, als daß Homer und Horaz nicht englisch dichteten: Aber warum sind Homer und Horaz unübersetzbar? Das ist ein elendes Bier, das das Verfüllen nicht ertragen kann. Und wie tief auch die Spießbürger Londons unter den Griechen des alten Joniens stehen mögen: die Fischweiber des alten Griechenlands, vermuthe ich, waren nicht beredter als die des modernen Billingsgate.

„Southey, Wordsworth, Coleridge," sagen sie uns, „haben sämmtlich alte Poeten copirt." Wahrhaftig! Und wo sollen wir denn das Vorbild finden für „Thalaba," oder den „alten Matrosen?" Ich nehme kühnlich für die Dichter dieser Werke das Verdienst absoluter, gänzlicher Originalität in Anspruch!

„Der größte Beweis von Genie," sagt einer jener Herren, „ist ein großes Gedicht, in einem civilisirten Zeitalter producirt." Wenn dieß ist, so sind wir Zeugen von vielen Wundern gewesen, denn die Novellen Scotts gehören zu den größten Gedichten der Welt.

„Die Sprache," sagt ein Andrer, „das Werkzeug der Poeten" (und der Prosaisten auch) „ist für ihre Zwecke am besten geeignet in ihrem rohesten Zustand." Wenn ein zehnjähriges Kind dieß behauptete, so verdiente es Schläge. „Im Verhältniß," fährt er fort," als die Menschen mehr wissen und denken, machen sie bessere Theorien und schlechtere Gedichte." Wäre dieß wahr, so hätten Scott und Shakspeare nie existirt. Und doch ist gewiß, daß sie gelebt haben!

„In einem aufgeklärten Zeitalter," belehrt uns der Kritiker, „können sich die Menschen kaum eine Vorstellung machen von dem Eindruck, den die Poesie auf unsre rohen Voreltern hervorbrachte." Aber welchen Beweis haben wir dafür, daß unsre rohen Voreltern überhaupt eine ihren Namen verdienende Poesie hatten? Man hört so viel von der Schönheit unsrer alten Balladen; aber wie kommt es denn, daß man kaum eine schöne Strophe oder Zeile daraus anführen kann? Wenn Schottland, ehe Burns dichtete, sich einiger guten Lieder zu rühmen hatte, so sind doch die besten darunter verhältnißmäßig modern.

„Die Poesie," sagt der Kritiker, „bringt eine Illusion hervor für das Auge des Geistes, und erreicht daher ihren Zweck am besten in einem dunkeln Zeitalter." Ich weiß von keinem Auge des Geistes, außer dem leiblichen Auge, und wenn die Poesie, wie die Religion, ein Princip unsrer Natur, wenn sie Wahrheit und Liebe zur Wahrheit ist, so muß sie mit unsrem geistigen Wachsthum auch wachsen, und, wie wir dieß auch in der Erfahrung verwirklicht sehen, in einem aufgeklärten Zeitalter am meisten blühen; und ich wage die Behauptung: wenn in einem aufgeklärteren Zeitalter als dieses die Natur einen zweiten Shakspeare hervorbringen wird, so wird er größer seyn und Größeres leisten, als er könnte, wenn er jetzt geboren würde.

„Die frühern Poeten," sagt uns der Kritiker, „bemächtigten sich der ausgesuchtesten Materialien ihrer Kunst, und arbeitend ohne Furcht vor Vergleichungen eigneten sie sich ganz natürlich einen freien und anmuthigen Styl an; spätere Dichter aber konnten weder die natürlichsten Gegenstände wählen, noch sie mit der ungesuchten Bequemlichkeit derer behandeln, welche noch den ganzen unbenützten Schatz zu ihrer Verfügung hatten." — „Würmer und Insecten," sagt Linné, „haben kein Gehirn;" und so scheint dieser Kritiker kein Bewußtseyn zu haben

davon, daß Aeſchylus ein früherer Dichter war als Shakſpeare und daß Shakſpeare unendlich über Aeſchylus ſteht. „Nie," verſichert er uns, „wird England einen zweiten Hamlet hervorbringen!" Warum nicht? Hat doch Deutſchland einen Fauſt und Wallenſtein hervorgebracht. Wenn Halidon Hill ein mißlungenes Stück iſt, ſo iſt es dieß in nicht höherem Grade als Shakſpeare's Perikles; und Shakſpeare in ſeiner Jugend dichtete kein Stück, das ſich mit Otway's gerettetem Venedig vergleichen ließe. Wenn die dramatiſche Kraft darin beſteht, ſo zu ſagen fremde Individualitäten zu beleben, und die eigene zu vergeſſen, ſo haben wir an Scott einen Dramatiker, einen zweiten Shakſpeare, dem erſten wenig nachſtehend, deſſen Werke, obgleich keine Dramen, beweiſen, daß die Quellen des dramatiſchen Intereſſes, weit entfernt erſchöpft zu ſeyn, vielmehr unerſchöpflich ſind. Wäre er nur ein Mann des Volks geweſen, wie viel hätte er und hätten wir gewonnen! Seine Werke würden dann den Ruhm von Griechen und Römern und von Allen überſtrahlt haben! Er hätte ſeine armſeligen ariſtokratiſchen Götzen verachtet!

Wenn die Edinburger Kritiker uns unſer modernes Drama mit dem des Eliſabethiſchen Zeitalters vergleichen heißen, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ſie da im Ton des abſoluteſten Triumphs ſprechen. Aber wenn ihr einen zweiten Shakſpeare haben wollt, ſo müßt ihr eben warten, bis die Natur ihn hervor bringt: und wenn ihr dann Stücke haben wollt wie die ſeinigen, ſo müßt ihr ihnen einen freien Markt gönnen. Wie kann das Drama blühen, wo ihm ein Probibitivſyſtem wehrt? Blüht etwa euer Handel? Nein! Warum nicht? Weil eure ſelbſtmörderiſchen Geſetzgeber es nicht dulden wollen, ſie hemmen gleicherweiſe, durch Parlamentsbeſchluß, gute Schauſpiele und guten Handel. Daß ſie letzteres thun, wäre zum verwundern, wenn ſie nicht wären was ſie nun einmal ſind; aber wenn das Drama das mächtigſte Beförderungsmittel der öffentlichen Bildung iſt, das je erfunden wurde, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß es von den Feinden der Menſchheit mehr gefürchtet iſt, als irgend ein anderes Beförderungsmittel, und daß es in dem Lande der Kaſten unter ſpecielle Aufſicht und Obhut geſtellt wird. Der Deſpotismus machte dem Drama Griechenlands ein Ende; und der Deſpotismus hat in den Zeiten Karls II das engliſche Drama dadurch vernichtet, daß er es corrumpirte; aber die zwei tödtlichſten Feinde des Drama's exiſtiren in unſern Tagen: der eine iſt das Monopol, und mit dem andern ſeyd ihr wohl bekannt: es iſt der Steuereintreiber! Wenn ihr deren los ſeyd, werdet ihr ſo gedeihen, daß ich das nächſtemal am Vormittag zu euch werde reden können, wenn ihr dann noch es der Mühe werth achtet, mich anzuhören. Aber wenn die Regierungen ſich werden genöthigt ſehen, weiſe zu ſeyn, wird man von den Dramen denſelben Nutzen ziehen, wie jetzt von Vorleſungen; das heißt, ſie werden nach dem Lancaſter'ſchen Princip zur Belehrung der Maſſen dienen. Daher freue ich mich, wenn ich ein ſtattliches öffentliches Gebäude aufführen ſehe. Welch prächtige Theater werden ſolche Gebäude abgeben in den ſpätern Tagen unſrer Kinder, wenn das Drama Millionen in einem Monat mehr nützliche Kenntniſſe beibringen wird, als jetzt in einem Jahre Tauſenden beigebracht werden! Wie leicht z. B. würde es ſeyn, dadurch, daß man in einem Schauſpiel nicht bloß den Inhalt einer wichtigen Frage darſtellte, ſondern den Gegenſtand ſelbſt mit allen unheilvollen Folgen lebendig veranſchaulichte, wenn das die ſiegreiche Gewalt bewegende Princip ein falſches iſt; wie leicht, ſage ich, würde es ſeyn, durch eine ſolche, an vielen Orten zugleich erfolgende Darſtellung dem Geiſt und Gemüth von Millionen ſchnell die ernſte Wahrheit einzuprägen, daß die Wohlfahrt, ja die ſociale Exiſtenz eines großen Handelsſtaates in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet werden kann durch die Wirkungen eines einzigen Geſetzes, das Wilde in ſeidnen Strümpfen, und alte Weiber in Hoſen decretirt haben!

Alles was die Edinburger Kritiker gegen die moderne Poeſie vorgebracht haben, würde einen großen Band füllen; aber um alles zu widerlegen, haben wir nur den Namen irgend eines unſrer großen modernen Dichter zu nennen, oder irgend eine der Productionen eines unſerer Dichter zweiten Rangs, wie man ſie nennt, zu recitiren. Der einzige Name Coleridge, der nicht einmal zu den größten neuern Dichtern gehört, oder irgend eines ſeiner Gedichte, genügt für dieſen Zweck. Aber ihr habt den Mann gehört, der allein ganz würdig war, die Gedichte Coleridge's vorzutragen; dieſer Mann iſt jetzt fern weg, fliehend vor dem Tode, aber mit einem tüchtigen Herzen; wahrſcheinlich ſeht ihr ſein Antlitz nie mehr, und warum ſollte ich euch an ihn mahnen durch meine, unendlich gegen ſein Talent zurückſtehende, Declamation? Aber Pemberton *) hat euch nicht die Gedichte von Nicoll, von Bamford oder Hemans vorgetragen. Was ſoll ich euch vortragen von Robert Nicoll? Robert Nicoll! Wer iſt der? So iſt er alſo ſchon vergeſſen, oder habt ihr gar nie von ihm gehört? Robert Nicoll iſt ein neues Beiſpiel der Selbſtaufopferung für die Pflicht, oder vielmehr in dem Todeskampf der Concurrenz, veranlaßt durch Geſetze, welche die Nahrung der Nation beſchränken, deren Zahl ſie nicht beſchränken können. Rein und makellos ſtarb, dreiundzwanzig Jahre alt, Schottlands zweiter Burns." (Es werden nun zwei Gedichte angeführt, welche wir nicht eben für vortrefflich und der Verdeutſchung werth halten, obgleich dem einen, von Nicoll, eine anſprechende Naivetät, dem andern, von Bamford, eine männliche Kraft nicht abzuſprechen iſt, und dann geht Elliott über auf Felicia Hemans.) „Griechenland hatte ſeine Sappho; England hat deren viele. Aber wenn das ganze Alterthum ſich einer Dichterin zu rühmen hat, welche den Vergleich mit Einer der unſrigen aushalten kann — wo iſt ſie? Warum zeigt ſie ſich nicht im Ring? Ich fordere die Verächter der modernen Poeſie auf, aus irgend einer alten Dichterin eine gleiche Anzahl von Strophen zu citiren, an Verdienſt gleich denen, welche unſre Landsmännin Hemans gedichtet hat: „Auf die Krönung des Leichnams der Inez de Caſtro." Die Fiction kann freilich nichts mehr hinzuthun zu einem ſolchen Gegenſtand; denn welches erdichtete Schauſpiel könnte ſchauerlicher ſeyn als jenes hiſtoriſche, wirk-

*) Scheint der Name eines flüchtigen (oder deportirten?) Ebartiſten zu ſeyn.

liche Factum, daß die ſchuldbewußten Mörder einer unſchuldigen und ſchönen Frau von ihrem königlichen Gatten gezwungen wurden, ihrem Leichnam ihre Huldigung darzubringen und ihre lebloſe Hand zu küſſen? Aber eben ſo wahr iſt es, daß der Gegenſtand ein ſolcher iſt, dem nur wahrhaft Inſpirirte ungeſtraft nahe treten können, und daß unſre Felicia nicht hinter der Größe und Würde desſelben zurückgeblieben iſt. Ich habe ſchon das Gedicht eines Mannes über den Tod vorgetragen, [Bamfords Gedicht iſt auf Cannings Tod], jetzt ſollt ihr fühlen, wie verſchieden, und mit welcher erſchütternden Grazie ein weiblicher Genius den König der Schrecken verherrlicht; und ihr müßt nicht vergeſſen, daß dieß Weib nicht eine aus dem claſſiſchen Alterthum, keine Römerin oder Griechin, ſondern eine moderne Brittin iſt.

Die Krönung der Inez de Caſtro.

Um Mitternacht Muſik tönt
Vom Königstempel her —
Dazwiſchen eine Glocke ſchallt,
Dröhnend ſo dumpf und ſchwer.
Seltſam ihre Miſchung in der Luft!
Wer's hört, der athmet nicht;
Denn die Muſik Triumph anſtimmt —
Von Tod die Glocke ſpricht!

Um Mitternacht Geräuſch war
Von Schritten viel und gedrang;
Doch ſchollen ſie von Scheu gedämpft
Die nächtliche Straß' entlang:
Und leiſer, ſchwächer ſchallten ſie,
Sich nähernd des Tempels Thor,
Wo auf die Königsceremonie
Brach feſtlich Licht hervor.

Es glühte ein rothes Glanzmeer
Inmitten von dem Dom;
In Falten der Purpurbaldachin
Gleich wogte wie ein Strom;
Aufs Marmorpflaſter er niederrollt
Mit ſchwerer, trüber Pracht;
Denn Etwas lag in dem ſtarren Gold,
Wie ein Schatten aus Grabesnacht!

Im köſtlichen Gezelte,
In greller Lichter Schein,
Saß ſchweigend eine Frau'ngeſtalt
Auf ſchimmerndem Thron allein.
Ihr Perlenkleid fiel ſo ſeltſam ſtill;
Auf der Bruſt die Juwelenſchnur
Von keinem Herzſchlag ſich heben will,
Als deckt' einen Stein ſie nur.

Doch der Muſik wild Schmettern
Jetzt ſelbſt den Staub durchzückt;
Als das Diadem auf die blaſſe Stirn
Ward von brennendem Gold gedrückt!

Das ſtarb hinweg das laute Getoſ'
Von plötzlicher Stille gebannt:
Fürſt trat und Baron aus der Menge Schooß
Hervor und küßt' ihre Hand.

Warum packt kalter Schauer
Den unverzagteſten Mann,
Als ein Edler nach dem andern trat,
Die Hand berührend, heran?
Saß ſie nicht würdevoll ganz und gar?
Zierte Fürſtinnenmuth nicht
Unter'm getheilten Rabenhaar
Das bleiche, ſtille Geſicht?

Tod! Tod! wie wärſt du lieblich
Dem Auge des Lebens je?
Thut nicht dein kalter Anblick ſchon
Lebend'gem Pulsſchlag weh?
Ein Anblick war es, grauſig ganz,
Auf dieſem Haupt die Kron',
Das Prachtgewand, der Lichter Glanz —
Um ſie, die todt doch ſchon!

Stumm, mit gleich blaſſer Stirne,
Ein Mann zur Seit' ihr ſteht,
Die weißen Lippen feſt gepreßt,
Daß ihn ſein Herz nicht verräth —
König Petro, der mit Eiferſucht
Die Huldigung bewacht,
Daß ſie vom Adel mit Ernſt und Zucht
Seiner Martyrin werde gebracht.

Doch ſchaut' er nicht ins Antlitz,
Das einſt geweſen ſein Stern;
Sein irrer Blick, wie er auch ſchweift,
Bleibt der ſtillen Königin fern;
War auch von der Schönheit gerettet noch
Etwas, eh ganz ſie zerbricht:
Ihre Farben verriethen den Grabhauch doch!
Er konnt' es ertragen nicht!

Die Krone, ach, und Scepter,
Der Erde Schätze geſammt,
Und die Liebe, die ſolche Gaben verlieh,
Zu gleichem nichts verdammt!
Aus iſt das Amt — tragt die Todte nun
Hin in das Grabgezelt!
Das fürſtliche Haupt laßt wieder ruhn!
Staub ſchlaf' dem Staub geſellt!

Um Mitternacht Muſik tönt,
Ein Requiem traurig ſchön,
Wie die Trauerleute durchs Kirchenſchiff
In dunklem Zuge gehn;

Die Sternenkrone, den Goldring,
All die Schätze verſchlang als Raub
Das ſtille Haus, das wieder empfing
Die Königin von Staub!

Voran dem Zug, feſt, thränlos
Pedro die Schritte lenkt;
Doch birgt er im falt'gen Mantel 's Geſicht,
Als wieder der Staub wird verſenkt.
Still wird's zuletzt — die Menge verſchwand —
Der Sterbgeſang ſinkt zur Ruh —
Wer hat, Liebe! dich ſtark wie der Tod genannt?
Oh! mächtiger noch biſt du!

Volupté.

(Schluß.)

„Morgen wird ſie nicht mehr daran denken, ſagte ich zu mir ſelbſt auf dem Rückweg, um mich zu betäuben; und ich ging meines Wegs, bald mich kränkend, daß ich ihr vielleicht Schmerz verurſacht, bald mich ärgernd bei dem Gedanken, wie leicht ſie vergeſſen würde. Am andern Tage war ich, gegen meine Gewohnheit, ſchon am Morgen früh in Auteuil; als ſie mich eintreten ſah, kamen ihr die Thränen: „Ich habe Unrecht gehabt," ſagte ſie, „Ihnen ſolche Vorwürfe zu machen; aber Sie ſind ein wenig hart in der Form geweſen. Aber doch habe ich ſehr Unrecht gehabt;" und ſie klagte ſich ſelbſt an wegen ihres Charakters, indem ſie meine Freundſchaft lobte; ſie gab ſich Schuld, die beſten Augenblicke durch ihre trüben Launen zu verbittern. „Ach nein!" rief ich jetzt, „ich allein habe Unrecht gehabt; verſprechen Sie mir zu glauben, daß ich allein Unrecht gehabt!" Und nachdem ſie Ja! geſagt, gingen wir hinaus in das Gehölz, wo noch überall der Thau glänzte, jedes noch mit einer Thräne an den Wimpern. Im Gehen drückte ich ihr die Hand und flüſterte ihr ins Ohr: „Wie gütig Sie ſind!" „Oh," ſagte ſie mit einer milden Freude, „gegen Sie bin ich ſo; gegen Jemand anders, wiſſen Sie, wäre ich es nicht." Dann zog ſie ihre Hand zurück, die Thränen in ihrem Auge trockneten, und ſie kehrte zurück zu ihrem unſchuldsvollen Frieden und ihrer anſcheinenden Harmloſigkeit. Wir brachten dieſen Tag zuſammen zu; ich begleitete ſie zu ihrem Gatten und führte ſie bald nach dem Eſſen wieder zurück. Mehr als einmal im Laufe dieſes Tags ſah ich ſie, da ich ſie blaß und ihre Züge etwas verändert fand, aufmerkſam und ſtarr an; aber ſie lächelte ganz ruhig bei meinem Blick, und beklagte ſich nicht." — —

Einige Monate verfloſſen; da fand eines Tags Amaury bei dem Marquis in dem Garten des Gefängniſſes den berühmten Georges Cadoudal, der ſich mit dem Marquis über einen kühnen Plan gegen Napoleon beſprach. Amaury, von dem Marquis ins Vertrauen gezogen, ſuchte Georges auf, fand ihn nach vielen vergeblichen Nachforſchungen, und erbot ſich gegen ihn zur Theilnahme an dem auszuführenden Schlag. Georges ſagte es ihm zu, und dieſer Schritt hatte auf ſein Weſen einen großen Einfluß: „Zuerſt trat in mir eine große Ruhe, eine völlige Zufriedenheit ein. Ich war von dem innern Gewichte befreit, das mich am meiſten drückte, von der unbeſtimmten Sorge um die Zukunft. Eine Art Säule, glänzend oder düſter, aber großartig und ruhig, begränzte meinen Horizont; es ſchien mir, daß ich von nun an das Recht hätte zu leben, mich zu tummeln und zu vervielfältigen. Alle Lebhaftigkeit meines Alters, alle Strahlen der Jugend glänzten von neuem auf. Meine Freunde ſahen mich anſchließender, offener, beſliſſener ihnen zu gefallen. Ich konnte von nun an die Paraden, die militäriſchen Schauſpiele ohne Haß und Bitterkeit anſehen; mein Blick war der eines Rivals, der ſich rüſtet, und im Vorübergehen die Höhe des feindlichen Lagers mit einer Art von Stolz mißt. Als Vorſpiel und Vorübung beſuchte ich einen Fechtſaal und legte mich leidenſchaftlich auf die Fechtkunſt. Bei meiner Liebe zu Contraſten gewannen ſelbſt meine Studien bei dieſer neuen Ermannung; nie war meine Lectüre ſo mannichfach und zahlreich, nie ſo fruchtbar an Betrachtungen und Erinnerungen geweſen. Ein zarteres, feineres Licht, ſo zu ſagen, erleuchtete unter meinen Händen die Blätter. Um dieſe Zeit, glaube ich, war es, daß, gleich einem Traume Endomions, die Gemälde Bernardin de St. Pierre's mir die Milchſüße ihres Himmels, die weißlichen Haine ihrer Landſchaften darboten, und jene melodiſche Monotonie unter dem Mondlicht in den Wäldern, die dem Ton der Flöte gleicht. Die ganz neuen Schriften eines ſchon berühmten Mitbürgers, des Herrn von Chateaubriand, erſchütterten mich noch mehr als die von St. Pierre, und zogen mich vielleicht anfangs weniger an, da ich oft von ſo vielen Blitzen wie betäubt und außer Faſſung gebracht wurde. Aber als ich eines Abends die ſchöne Epiſode von René geleſen, ſchrieb ich auf mein Denkbuch ein ungeſtümes Urtheil, das, ſo viel ich mich erinnere, mit den Worten anfängt: „Ich habe René geleſen und habe gebebt und geſchaudert, ich habe mich ganz in ihm erkannt;" u. ſ. w. Wie viele Andere haben ſeit zwanzig Jahren auch geſchaudert und gebebt, und glaubten ſich ſelbſt gegenüber zu ſtehen bei dieſem unſterblichen Bilde! Das iſt das Eigenthümliche dieſer magiſchen Spiegel, worin der Genius ſeinen wahren Schmerz concentrirt hat, daß Generationen hindurch alle diejenigen, die ſich nähern um hineinzuſchauen, darin der Reihe nach ſich ſelbſt erkennen. Und doch war mein Leiden ganz individuell, weniger unbeſtimmt, weniger erhaben und ideell als das, das ich bewunderte, und bezog ſich in ſeinen verſchiedenen Wandlungen auf ein entſchiedeneres Motiv. Lieben, geliebt werden, den Genuß mit der Liebe verbinden, mich frei fühlen, indem ich treu blieb, meine verborgene Kette ſelbſt bei vorübergehenden Untreuen bewahren, meinen Geiſt verfeinern, ihn mit Einſicht oder Anmuth ſchmücken, nur um mich als Liebender angenehmer und theurer zu machen, um dem geliebten Gegenſtand mehr geben, ihm die Welt erklären zu können — das war der weichliche Lebensplan, an den ich am Ende alles Glück knüpfte; das war die kranke Geneſung, die mir genügt hätte. Den Ruhm des Schriftſtellers oder des Kriegers, der mir manchmal zuflüſterte, hätte ich, auf einem andern Gebiet ganz zufriedengeſtellt, bald überhört; jeder

Digitized by Google

Saphir des Waldes hätte meine Sehnsucht darnach verscheucht. Die ehrgeizige Thätigkeit hätte ich leicht demüthiget; vom Studium hätte ich nur die süße Blume abgenüßt. Für den Sklaven der Liebe ist es süß, das Vergessen zu pflegen. Die Religion, ach! ich hätte sie ohne Zweifel nach meinem Herzen und meinen Sinnen zurecht gemacht; ich hätte von ihr so viel entlehnt, um meine matte Reue zu nähren und zu wiegen; ich hätte sie zu einer profanen Krönung meiner Zärtlichkeit benützt. So weit war ich, von Traum zu Traum, damals gekommen. Außer der Lust, o mein Freund, habe ich während jener Zeit nichts um seiner selbstwillen gewollt; wenn ich in anderm Sinne zu wollen und zu handeln schien, so lag immer jene geheime Triebfeder zu Grunde. Was der Philosoph Helvetius gesagt hat von der einzigen, den Menschen überhaupt bestimmenden Triebfeder, war von mir individuell ganz wahr. Und das Alter, das so frühe kommt für die Liebenden, und die ernsten Jahre, und der Tod, was fing ich damit an? Welche Rolle sollte ich in meinen Gedanken diesen furchtbaren Boten anweisen? Oh, in meinem Plan eines irdischen Elysiums sah ich mein Idol und mich selbst nie lange die schmeichelnden Jahre überleben. Und es liegt in dem langsamen Zerfall einer Schönheit, die man liebt, in den tausend Erinnerungen, die sich an diesen bald gewelkten Glanz knüpfen, eine schwermüthige Süßigkeit, die ich hinlänglich ahnte, um sie bis aufs Aeußerste durchkosten zu wollen. Aber nachdem auch diese letzte Melancholie geschlürft war, und vor dem äußersten Ende dieses Herbstes der Jugend, dachte ich mir immer den sanften, langsamen Tod meiner Freundin erfolgend im Schooße der Religion, welche verzeiht — ich selbst, auf den Knieen liegend, Zeuge davon. Und nach wenigen Jahren, in schweifender Einsamkeit mit verwittwetem Herzen verlebt, dachte ich auch selbst fromm zu sterben, im dreiundvierzigsten Jahre spätestens. Dieß war ein Termin, über welchen hinaus ich nicht mehr auf der Erde zu seyn glaubte. Eine raffinirte Mischung, nicht wahr? von Epikuräismus und Glauben an die Seele, von Vergessen und Erkenntniß Gottes! ein treuloses Bild, das aber doch nicht ganz Lüge war, und auf dem sich ein unbegreifliches Licht der Zukunft abspiegelte. Ich hatte nicht nöthig, um diesen Roman von Glück zu nähren, ihn für irgend realisirbar zu halten, denn er schwebte fortwährend vor meinen Augen selbst in Stunden, wo ich einen ganz andern Ausgang hoffte."

Er erzählt, wie seine Stimmung ungleich und wechselnd gewesen, und seine Freundin dieß auch nicht selten empfunden habe; „wenn sie, die gewöhnlich mich ruhig gewähren ließ, solche Veränderungen an mir bemerkte, wenn sie darüber unruhig zu werden schien (was öfters geschah), daß sie mich anders sah, daß sie mich Drohungen ausstoßen oder den Wunsch fortzureisen oder zu sterben, aussprechen hörte, wenn sie mir dann sanfte Vorwürfe darüber machte, daß ich nicht genug, nicht über alles liebe, daß ich unbeständig sey und nach geringeren Gütern trachte, dann sagte ich wohl, mich ihrer Worte bemächtigend: „Aber Sie, würden Sie ohne gleichen lieben, wer Sie ohne Maaß liebte? Würden Sie über Alles lieben, selbst über Gatten und Kinder hinaus?" Gerade solche Tage, wo meine Sinne mich am meisten hinreißen, waren es, wo ich mich so egoistisch und hart zeigte. Dann verdroß mich ihre Anhänglichkeit an Gatten und Kinder; bei der geringsten Unpäßlichkeit der letztern, bei dem Gedanken an die bevorstehende Befreiung von jenem fand ich sie ganz erfüllt von einem Gegenstand, der nicht ich war. Der Thron, den ich in ihrem Herzen für mich begehrte, schien mir, soll ich es sagen? gröblich usurpirt von jenen. O! wie ist doch die menschliche Liebe so unduldsam, so ungerecht, sobald sie sich ganz die Zügel schießen läßt! In den Augenblicken wo sie nach Eroberung zielt, wo sie über Hindernissen erbittert wird, möchte ich sie mit jenen Despoten Asiens vergleichen, die, um sich den Weg zum Thron zu bahnen, all ihre nahen Angehörigen und Brüder erwürgen. So würde die brutale, despotische Liebe, wenn man sie ganz dem Instinct folgen ließe, wenn sie ganz barbarisch bliebe in ihrer Eifersucht, und wenn das Christenthum sie nicht berührte, gern zum Vortheil ihres Altars jede andre Liebe erwürgen. Aber wenn ich mich in solch einem egoistischen, anspruchsvollen Sinn aussprach, mit einiger Schonung in den Ausdrücken, obgleich der Sache nach offen genug, so verstand sie mich nicht, sie konnte nicht diese erbitterte Ausschließlichkeit in meinem Gemüth gelten lassen, sie begriff nicht, daß das Lieben der Feind des Liebens seyn, daß aus verschiednen, verwandten Arten von Liebe etwas Anderes entspringen sollte als ein Wetteifer in Wärme und Zärtlichkeit. Alle Arten der wahren Liebe entkeimten, nach ihrer Art zu denken, aus Einem Stengel, wie die Arme des goldnen Leuchters. Ich sah sie so leiden durch meine heftigen Ansprüche und sich darüber beunruhigen.

„Zu andern Zeiten dann, wenn die Sinne und in Folge davon der Egoismus weniger laut sprachen, wenn die letzten Abende besser gewesen waren, und die wahrhafte Liebe sich ein wenig in mir läuterte, dann wurde ich wieder mild, duldsam in ihrer Gegenwart, dann opferte ich mich gerne auf, trat willig zurück. Und sie beeilte sich so, mich in dieser Stimmung zu erfassen, sie dehnte sich gleichsam aus in einer so leichten Luft, und wir verstanden uns mit solchem Einklang der Seelen! Einst traf ich sie eines Nachmittags, wie sie alte Briefe aus der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem Marquis in tiefer Rührung durchlas; auch mir gab sie einige solche Briefe zu lesen und dann sagte sie: „Bald, wenn Hr. v. Couaën los seyn wird, dann werden wir friedlich, für lange Zeit vereinigt leben. Wir werden sein Unglück segnen, werden es mildern. Wir werden eines Tags Couaën wieder sehen, was sie auch dazu sagen; Sie werden dort mit uns seyn. Meine Kinder werden heranwachsen, und Sie werden sie bilden helfen; meine Kindheit wird neu erblühen. Wir werden fromm werden in lebendiger That, wir werden mit einander die Jahrestage des Todes meiner Mutter feiern; wir werden Gutes thun. Das ist das sicherste Mittel, aus dem Herzen den Haß zu verdrängen, der ein Gift in uns ist. Schon sind Sie ruhiger und ergebener, nicht wahr? so wird auch er werden; wir werden ihn zwingen, seine Leiden dankbar zu segnen. Wir werden alle an ein andres Leben glauben, denn das jetzige wird nie der Ausdehnung unserer Gefühle und unseres Glückes genügen." So

ſprach das reine Weib, und ich hörte ſie in ſtummer Entzückung an. Das reine Weib glaubt an ſolche Plane für die Zukunft, ſie wäre im Stande, mit Glück bis ans Ende darnach zu leben, und deßwegen ſtelle ich die Frau über den Mann. Der Mann aber, der liebt, und der ſolche glückliche Einrichtungen von einem überredenden Mund in Ausſicht ſtellen hört, daran glaubt und ſich fähig wähnt, ſein Leben dazu herzugeben, hat in der That dann doch nicht die Kraft dazu, wie er glaubt. Während das geliebte Weib, mit ſittſamem Herzen, vertrauend und ohne Wunſch, völlig befriedigt iſt, ihren Freund neben ſich zu ſehen, ihm höchſtens einen Augenblick ihre Hand zu überlaſſen, und ihn zu behandeln wie eine Schweſter ihre geliebte Schweſter, leidet der Mann, wäre er auch ein zweiter Abel oder Johannes, insgeheim unausbleiblich in Folge ſeiner falſchen Stellung; die anſcheinend harmoniſchſten Augenblicke werden ihm bald ein Schmerz, eine Gefahr, eine Schmach, daher Anfälle von Reizbarkeit und Grauſamkeit. Aber wenn die innere opfernde Hingebung mächtiger würde, wenn das, was der ſchwachen Natur angehört, allmählich verſchwände und erlöſche; wenn der Mann dazu gelangte, rein zu lieben, wie das reine Weib es vermag; wenn man ſich die Bitterkeit, die Verderbtheit der Sinne, die neidiſche Dürftigkeit einer ausſchließlichen Liebe allmählich bekämpft und beſiegt, denkt durch Frömmigkeit, Wachſamkeit, Betrachtung des andern Lebens, durch großmüthige Thätigkeit, die man für das geliebte Weſen aufbietet, und durch Wohlthaten, die man zu jeder Stunde in ihrem Namen um ſich her verbreitet; dann hätte man ſicherlich auf Erden ein Schattenbild von der großen Liebe, welche droben waltet, und von jener Einmüthigkeit im Reiche Gottes, denn in jenem erſehnten Reiche erhalten ſich, ſo hoffe ich, die individuellen Mittel- und Brennpunkte früherer Zärtlichkeit. Die Mutter, die Schweſter, die Gattin, die heiligende Freundin hören nicht auf, unter dem Auge Gottes von uns erkannt, mit Namen genannt zu werden. Die entrückte Seele findet in ſchönern Verhältniſſen alle ihre Gegenſtände edler Liebe wieder, denn ſie dienten alle einander als Ermunterung, als unerſchöpflicher Aufſchwung zu der Liebe, die ſie krönt zugleich und rechtfertigt." —

Da es uns weniger darum zu thun iſt, den Faden der Erzählung bis ans Ende zu verfolgen, als dem Leſer die Geſinnung, die Darſtellungsweiſe, den Ton dieſes Buches zu veranſchaulichen, brechen wir hier die Auszüge ab, und berichten nur noch in der Kürze, daß Amaury, in Folge eigenthümlicher Umſtände, beſonders weil er dem nahen Ausbruch der Verſchwörung von Georges entgegenſieht, wobei er faſt mit Sicherheit darauf zählt den Tod zu finden, und weil er ſich ſehnt, vor ſeinem Tode doch noch das freie Bekenntniß aus dem Munde einer Frau zu vernehmen: „Ich liebe dich!" was er bei Madame R. eher als bei der Frau von Couaën hoffen kann, ſich mehr und mehr der erſtern zuwendet, nach und nach von der letztern, welche Paris verläßt und nach einiger Zeit ihren Sohn verliert, abkommt, und ſich auch mit dem Marquis einigermaßen abwirft. Nach vielen Verwirrungen und Bedrängniſſen wird Amaury — Prieſter; als ſolcher kommt er nach einigen Jahren einmal nach Couaën, wohin gerade auch die Familie des Marquis, die in Blois in einer Art Verbannung lebt, auf einige Zeit zurückzukehren Erlaubniß erhalten hat — in Folge eines ſehnſüchtigen Wunſches der längſt kränkelnden, jetzt ſterbenden Marquiſin. Amaury verſieht ſie mit den Sterbeſacramenten und hört ihre letzte Beichte.

Gewiß iſt dieß Buch eines der bedeutendſten und ernſteſten unter den Erzeugniſſen der neuern franzöſiſchen Literatur. Ein reicher, gebildeter Geiſt, ein tiefer Ernſt bezeichnet das ganze Gepräge dieſes philoſophiſchen Romans, dem man nur einen andern Titel wünſchen möchte, da der von dem Verfaſſer gewählte, ſpäter von ihm ſelbſt bereute, allzuleicht Vorurtheile gegen den Inhalt erwecken könnte, und wie er ſelbſt erkennt, Unberufene anlocken und Andere dagegen zurückſchrecken dürfte. Vielleicht hat ſich der Verfaſſer auch durch den Titel ſeines Buchs den Horizont einigermaßen verengt, denn die von ihm mit ſo großer Kunſt und Einſicht entwickelten pſychologiſchen Phänomene laſſen ſich doch nicht unter jenen Einen Begriff ſubſumiren. So tief und ſcharf indeß Sainte-Beuve's Gedanken und Entwicklungen ſind, ſo kann man doch zweifeln, ob eine ſo ſubtile Analyſe und Dialektik eine erfreuliche Erſcheinung auf dem Gebiete der Poeſie zu nennen iſt; eß iſt bekannt, daß Michel Angelo viele Jahre die Anatomie ſtudirte, um der große plaſtiſche Künſtler zu werden, als der er die Bewunderung der Welt iſt; mögen immerhin auch die Dichter die Anatomie der Empfindungen, der Triebe, des Gemüths, der Leidenſchaften ſtudiren, aber wir wünſchen doch, daß ſie uns in ihren Werken vielmehr ihre plaſtiſche Kunſt, als ihr anatomiſches Wiſſen zeigen, welches verborgen bleiben und nur unſichtbar wirken ſollte.

Die Charaktere im Einzelnen verdienen das größte Lob — beſonders, außer Amaury, Frau von Couaën und Madame R., der mit kräftigen Zügen gezeichnete Marquis und der gewaltige Georges Cadoudal. Die Sprache iſt äußerſt gebildet und fein — vielleicht manchmal etwas zu ſtudirt; der Verfaſſer mußte alle Hülfsquellen aufbieten, um für die feinen Diſtinctionen, Andeutungen, Nuancirungen, für ſeine leiſen Hauche und Tinten die entſprechenden Ausdrücke zu finden. Je einfacher die Geſchichte, deſto reicher iſt die innere Entwicklung und Darſtellung, und das Buch enthält einen wahren Schatz von anziehenden oder anregenden Betrachtungen, Bemerkungen, Gedanken, Blicken.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 151.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 December 1840.

Ellen.

Von Crabbe (aus seinen Tales of the Hall).

Schwer war der Morgen — seufzend Richard sprach
„Ich muß nun geh'n!“ — „O, Bruder, nur gemach,“
Sagt' Georg — „Du kannst; doch warum mußt du? sag!“

Der Punkt ward oft zuvor besprochen, doch
Fügte sich stets der Gast dem Wirthe noch,
Doch jeder Tag rief Furcht und Zweifel auf,
Er hört jetzt nicht, daß Alles noch wohl auf,
Wie sonst geschehn! wie wenig auch geschrieben,
Schien ihm die Schreib'rein doch von Gram getrieben,
Beengt! Er sah gesuchtes Streben, zu erfreun;
— Mathildens Frohsinn nicht — nur Angst und Pein!
Der Liebe Sprache fand er auch nicht mehr
So frei wie sonst — An Deutung — o wie schwer!
„Einbildung!“ sprach Georg, „nur selbstgeschaffne Pein.“
Und da zu bleiben willigt Richard ein.

„Reitst du?“ sagt Georg; „der Morgen ist so schön.
Ihr's, nach 'nem Kauf hab' ich mich umgesehn,
Doch sind gefällig es im voraus schon:
Südlich zuerst, mein Richard, nimm den Weg.
Dann über Hilton Bridge, durch Brekes Clay,
Bei Dunham Wood dich fein nach Osten wende,
Und vor dir liegt der Ocean ohn' Ende;
Dann reit' den Berg hinauf, reit' unten hin,
Da wirst entzückt, ich kenne deinen Sinn;
'S ist eine Aussicht, daß ein Mann würd' stehn,
Und sollt' am Hochzeittag zur Braut er gehn.
Bei Aldburn Sluice steig nochmal auf und dann
Ein artig Haus, und einen Garten d'ran,
Groß, wohlbepflanzt, siehst du — ein freundlich Bild — alsdann;
Ein wenig Kunst, ein wenig Pracht dabei,
Ein trüber Mann, seines Gewerbes frei,
Zog sich dahin — er kam, als Landmann wohl bereit
Und Kosten waren's nicht, die er geschaut.
Viel Bücher kauft' er, las auch ein'ge wohl,
Und stand oft auf, den Kopf Projecte voll.
Von Ernten, die im Laufe er erzielt,
Und Heerdenzucht, die er noch nicht erhielt.
Wir hatten eben den Hamer gefunden,
Gesehn — er sah nicht — wie die Sachen stunden,
Als Nachbarn uns begrüßt, die gern sich sehn,
Gehört, wie es in Dowling-Street mag gehn,
Bedachten, was die Freundinnen gesagt,
„Wir wußten nicht, was wohl dem Mann behagt;
Der reich und herzlich gut“ — wahr mocht 's wohl seyn!
Er wünscht etwas, doch war die Zeit nicht fein.
Erkältung traf ihn noch vorm Herbst! gering
Im Anfang, doch ward tödtlich sie für ihn; —
Kurz war nur der Besitz des Hauses sein —
Geh, aber hüte dich vor'm Herbste fein.

Merk' auf die Zimmer, nimm ihr Maaß wohl Acht,
Sieh, ob verbraucht sie, ob sie schön gemacht,
Besuch' den Garten, die nutzbare Hecke,
Und finde etwas, das dir Beifall wecke.
Dann lobst du es mit einem Kenner Blick,
Es wär' mir lieb! — genug — komm froh zurück.
Doch, bei der Schleuße, geh' der Hütte nicht
Vorbei, bis sich dein Auge hingerichtet
Aufs kleine Geißblatt-Fenster und gesehn,
Ob da, durch Glückes Gunst den Geist magst sehn;
Doch nur ein Blick und du magst weiter gehn,
Er flieht die Fremden und er kennt dich nicht.“

Richard kehrt wieder, und trat zum Bruder hin,
Nicht nachdenklich, doch auch nicht froh sein Sinn;
Ein heftiges Gefühl hatt' ihn zur Ruh' gebracht
Als denk' er nichts oder hab' zu viel bedacht,

Gleich einem Mann auch, der gern ſprechen möchte,
Doch wünſcht, daß ihn der Hörer dazu brächte.

Drauf Georg — „Was mochteſt du verbergen, wie?
Was mir geſtehen, Bruder?“ — „Wer, fragt er, iſt ſie?
Der Engel, den ich ſah, mit wem iſt ſie verwandt?
Mit dieſem ſchönen Weſen mache mich bekannt,
Und gern lob' ich dir Kauf und Haus und Land.“

„Ihr war das Landhaus auf der Höhe und
Weſtlich vom Meer, gerad jenſeits dem Sund.
'S iſt größer als das andre, das wohl eh'r
Zur Wohnung einer Dame paſſend wär'.
Doch ach! das Weſen, ſo weit mir bekannt,
Wird bald ſich wenden in ein andres Land.
Du zartes Kind! ſagt ich, als mein Blick ſie
Zuerſt geſehn, breit'ſt du die Flügel aus zu fliehn?
Willſt du verſchwinden? ſchöner Geiſt, verweil' —
Denn wird er nicht (ſo fragte ich) verwehn?
Nein, er war ſterblich — nahe ungeſehn,
Seh' ich des Buſens Schmerz, im Aug' die Thrän';
Sie dachte tief, denn lauſchend blieb ich ſtehn;
Sie las anfangs, legte das Buch dann weg,
Stützt dann ihr ſchönes Haupt auf ihre Hand
Und unbewußt ihr Thrän' auf Thrän' entrann.

„Biſt du,“ ſagt' ich, „des Kummers Raub ſo ſehr?“
Und ritt hinweg, das Herz von Mitleid ſchwer.

„Sag, Bruder, mir, iſt's Furcht, die ſie bewegt,
Vor jener Stunde, die zum Tod ſie trägt?
Hat ſie Verwandte? liebt ſie? — Ich fühl' Schmerz
Und Mitleid, willſt enthüllen mir ihr Herz?“

„Es wird nicht dauern, Richard, denn 's iſt rein
Und ſanft ihr Leid, ſie ſingt's zur Ruhe ein;
Wo nicht, ſie ſpricht ihm zu; und bleibt es doch,
Hat Mittel ſie, die Keinem fehlten, noch.

Ob ihr aus Sehnſucht erſt die Krankheit kam,
Ob von Natur ſie ſchon den Keim entnahm,
Bleibt ungewiß; zu zart war die Geſtalt,
Und dieſer Schmerz — ſie unterliegt wohl bald.

„Doch wenn auch willig aus der Welt zu gehn,
Kann ich bei ihr getäuſchte Lieb' nicht ſehn.
Und nicht behaupten möcht ich, daß das Herz,
Gebrochen einmal, nie beſiegt den Schmerz.“

(Schluß folgt.)

Legende von der Schweſter Beatrix.

Von Charles Nodier.

O meine Freunde, die das himmliſche Feuer, das den Menſchen am Tage ſeiner Schöpfung beſeelte, noch nicht ganz verlaſſen; die ihr noch eine Seele habt um zu glauben, zu empfinden und zu lieben; die ihr noch nicht verzweifelt habt an euch und eurer Zukunft in dieſem Chaos von Nationen, wo man an Allem verzweifelt: kommt und nehmt Theil mit mir an dieſen Entzückungen des Worts, welche dem Gedanken wieder aufleben machen das glückliche Leben der Jahrhunderte der Unwiſſenheit und Tugend; aber verlieren wir keine Zeit, ich beſchwöre euch! Morgen vielleicht wäre es zu ſpät! Der Fortſchritt hat zu euch geſagt: ich ſetze mich in Bewegung, und wirklich ſetzt ſich das Ungeheuer in Bewegung. Wie der phyſiſche Tod, von welchem der lateiniſche Dichter ſpricht, ſo pocht der Elementarunterricht, dieſer häßliche Tod der Intelligenz und der Einbildungskraft, an den Schwellen der geringſten Hütten an. Alle die Plagen, welche die Schrift nach ſich zieht, alle Plagen der Buchdruckerkunſt, ihrer verkehrten, fruchtbaren Schweſter, drohen die letzten Freiſtätten der alterthümlichen Ehrbarkeit, Unſchuld und Frömmigkeit anzugreifen, unter einem Geleite finſterer Pedanten. Einige Tage noch, und dieſe erſtehende Welt, welche die Wiſſenſchaft des Uebels in der Wiege ergreifen wird, wird ein lächerliches Alphabet, aber keinen Gott mehr kennen; noch einige Tage, und was noch übrig iſt von Kindern der Natur, ach! wird ſo dumm und boshaft ſeyn wie ihre Lehrmeiſter. Eilen wir ein Ohr zu leihen den köſtlichen Geſchichten des Volks, ehe es ſie vergeſſen hat, ehe es darüber erröthet, und ſeine keuſche Poeſie, ihrer Nacktheit ſich ſchämend, ſich mit einer Hülle bedeckt ſieht, wie die aus dem Paradies verbannte Eva.

Nicht weit vom höchſten Gipfel des Jura, an ſeinem weſtlichen Abhang ſah man noch vor etwa einem halben Jahrhundert einen Haufen Ruinen, welche der Kirche und dem Kloſter Notre-Dame des Épines fleuries angehörten, am Ende einer engen und tiefen Schlucht, die jedoch gegen Norden ſehr geſchützt iſt, und alljährlich vermöge ihrer günſtigen Lage die ſeltenſten Blumen der Gegend hervorbringt. Eine halbe Stunde davon läßt das andre Ende der Schlucht ebenfalls Trümmer eines alten Herrenhauſes ſehen, das wie das Haus Gottes verſchwunden iſt. Man weiß nur, daß es bewohnt geweſen von einer Familie, die in den Waffen ſehr berühmt geweſen ſeyn ſoll, und daß der letzte der edeln Ritter, von denen es den Namen hatte, bei der Eroberung des Grabes Jeſu Chriſti umkam, ohne einen Erben zu hinterlaſſen zur Fortpflanzung ſeines Stammes. Die troſtloſe Wittwe wollte einen Ort nicht verlaſſen, der ſo ganz geeignet war ihre Schwermuth zu hegen, aber das Gerücht ihrer Frömmigkeit verbreitete ſich weithin mit ihren Wohlthaten, und eine glorreiche Tradition weiht für immer ihr Gedächtniß der Verehrung der chriſtlichen Generationen. Das Volk, das alle ihre andern Titel vergeſſen, nennt ſie noch die Heilige.

An einem jener Tage, wo der Winter, seinem Ende nahe, plötzlich in seiner Strenge nachläßt unter den Einflüssen eines gemäßigten Himmels, wandelte die Heilige, wie sie pflegte, in dem langen Baumgang ihres Schlosses auf und ab, den Geist beschäftigt mit frommen Betrachtungen. So kam sie bis an die Dorngesträuche, welche noch jetzt den Ausgang desselben bilden, und war nicht wenig überrascht zu finden, daß einer dieser Sträuche schon in seinem vollen Frühlingsschmuck prangte. Sie trat eilends darauf zu, um sich zu versichern, daß es nicht eine Täuschung sey, bewirkt durch zurückgebliebene Reste wiederspenstigen Schnees, und entzückt, als sie sah, daß er wirklich von einer unzählbaren Menge schöner, weißer Sternchen mit rothen Strahlen übersäet war, pflückte sie vorsichtig einen Zweig ab, um ihn in ihrem Betsaal an einem Bild der heiligen Jungfrau aufzuhängen, der sie von Jugend an tiefe Verehrung weihte, und ging freudig zurück, daß sie ihr dieß unschuldige Opfer darbringen könne. Sey es nun, daß dieser schwache Tribut der göttlichen Mutter Jesu wirklich angenehm war, sey es daß eine ganz eigenthümliche Freude, die man nicht genau schildern kann, die kleinste Ergießung eines zärtlichen Herzens gegen den Gegenstand seiner Liebe begleite: nie hätte sich die Seele der Schloßfrau unaussprechlicheren Gefühlen und Rührungen geöffnet, als an diesem süßen Abend. Auch gelobte sie sich mit einer kindlich harmlosen Freude, jeden Tag zu dem blühenden Strauch zurückzukehren und alle Tage einen frischen Kranz davon mitzubringen. Man kann glauben, daß sie dieß Versprechen hielt.

Eines Tags jedoch, als die Pflege der Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich zurückgehalten, kam ihr, wie sehr sie sich auch beeilte, ihr Blumenbeet in der Wildniß zu erreichen, doch die Nacht zuvor, und es heißt, sie habe schon angefangen zu bereuen, daß sie sich so weit in die Einsamkeit gewagt, als eine sanfte und reine Helle, ähnlich der des werdenden Tages, ihr plötzlich alle Sträuche in voller Blüthe zeigte. Sie blieb einen Augenblick stehen, weil sie dachte, dieß Licht könne von einem Räuberlager herkommen, denn es war unmöglich anzunehmen, es werde verursacht durch Myriaden von Leuchtkäfern, die vor ihrer Zeit ausgeschlüpft. Das Jahr war damals noch zu weit entfernt von den lauen, friedlichen Sommernächten. Indeß stellte sich ihr die Obliegenheit, welche sie übernommen, wieder dar und belebte wieder ein wenig ihren Muth, so daß sie leichten Schrittes weiter ging, den Athem anhaltend, auf das Gesträuch mit den weißen Blüthen zu, mit zitternder Hand einen Zweig faßte, der von selbst ihren Fingern zu folgen schien, so wenig leistete er Widerstand, und den Weg ins Herrenhaus wieder einschlug, ohne daß sie wagte sich umzusehen.

Während der ganzen nächsten Nacht sann die heilige Dame über diese Erscheinung nach, ohne daß sie sich dieselbe erklären konnte, und da es ihr am Herzen lag, das Geheimniß zu ergründen, begab sie sich am folgenden Tag zur gleichen Stunde des Abends zu den Sträuchen, in Begleitung eines treuen Dieners und ihres alten Caplans. Das sanfte Licht war daselbst ausgegossen wie am Tage zuvor, und schien, je naher sie kamen, um so lebhafter und strahlender zu werden. Jetzt blieben sie stehen und beugten die Kniee, weil ihnen das Licht vom Himmel zu kommen schien; sodann stand der gute Priester allein auf, machte ehrfurchtsvoll einige Schritte gegen die blühenden Sträuche hin, indem er eine Kirchenhymne sang, und bog sie ohne Mühe bei Seite, denn sie öffneten sich wie ein Schleier. Das Schauspiel, das sich in diesem Augenblick ihren Blicken darbot, erfüllte sie mit solchem Staunen, daß sie lange Zeit unbeweglich stehen blieben, ganz durchdrungen von Dankbarkeit und Freude. Es war ein Bild der heiligen Jungfrau, einfach und kunstlos aus grobem Holz geschnitzt, mit frischen Farben belebt durch einen nicht sehr kunstreichen Pinsel, und in Kleider gehüllt, welche nur einen naiven Luxus offenbarten; aber von diesem Bild ging der wunderbare Glanz aus, von dem der Ort erhellt war. „Ich grüße dich, Maria, Gnadenreiche!“ sagte endlich der Caplan, sich zu Boden werfend, und bei dem harmonischen Geflüster, welches sich in allen Büschen erhob, als er diese Worte gesprochen, hätte man glauben können, sie würden von einem Chor von Engeln wiederholt. Er sprach dann mit feierlicher Stimme die wunderbaren Litaneien, worin der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie gesprochen, und nach neuen Handlungen der göttlichen Verehrung hob er das Bild mit seinen Händen empor, um es nach dem Schloß zu tragen, wo es ein seiner würdigeres Heiligthum finden sollte, während die Dame und der Diener, die Hände gefaltet und die Stirne gesenkt, ihm langsam folgten, in seine Gebete mit einstimmend.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das wunderbare Bild in eine schöne Nische gestellt, daß es mit wohlriechenden Kerzen umstellt, mit Düften gebadet, mit einer reichen Krone geschmückt, und bis Mitternacht von dem Gesange der Andächtigen gefeiert wurde. Am Morgen aber fand man es nicht mehr und eine lebhafte Unruhe entstand unter den Christen, welche dessen Erlangung mit so reinem Glück erfüllt hatte. Welche unbekannte Sünde konnte diese Ungnade der Heiligen dem Herrenhaus zugezogen haben? Warum hatte die himmlische Jungfrau es verlassen? Welchen neuen Aufenthaltsort hatte sie gewählt? Man erräth es leicht. Die selige Mutter Jesu hatte den bescheidnen Schatten ihrer Lieblingssträuche dem Glanz einer weltlichen Wohnung vorgezogen. Sie war in die Frische des Waldes zurückgekehrt, um den Frieden ihrer Einsamkeit und die süßen Düfte ihrer Blumen zu genießen. Alle Bewohner des Schlosses begaben sich Abends dahin und fanden sie dort strahlender als am vorigen Tag. Sie fielen in ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Kniee.

„Mächtige Königin der Engel!“ sagte die Schloßfrau, „dieß ist der Aufenthaltsort, den du vorziehst. Dein Wille geschehe!“

Und bald darauf erhob sich wirklich ein Tempel, reich an all dem Schmuck, welchen in jenen Jahrhunderten der Phantasie und tiefer Empfindung der begeisterte Baumeister verschwendete um das angebetete Bild. Die Großen der Erde wetteiferten, es mit ihren Geschenken zu bereichern; die Könige begabten es mit einem Tabernakel von lauterm Gold. Das Gerücht seiner Wunder verbreitete sich weithin über die christliche Welt, und zog in das Thal eine Menge andachtiger Frauen, die sich dort einer Klosterregel unterwarfen. Die heilige Wittwe,

Digitized by Google

mehr als je ergriffen von dem Licht der Gnade, konnte den Titel einer Superiorin dieſes Hauſes nicht ablehnen. Sie ſtarb darin hochbetagt, nach einem Leben, reich an guten Werken, Beiſpielen und Opfern, das ſie wie einen Wohlgeruch zu den Füßen der Altäre der Jungfrau aushauchte. Das iſt, nach den handſchriftlichen Chroniken der Provinz, der Urſprung der Kirche und des Kloſters Notre-Dame des Épines fleuries.

Zwei Jahrhunderte waren verſtrichen ſeit dem Tode der Heiligen, und eine jugendliche Jungfrau aus ihrer Familie war noch, nach dem Gebrauch, Schweſter Cuſtodin des heiligen Tabernakels; d. h. ſie hatte die Aufſicht darüber, und hatte das Tabernakel an den feſtlichen Tagen aufzuſchließen, wo das wunderthätige Bild der andächtigen Menge gezeigt wurde. Sie hatte die Obliegenheit, deſſen Anzug und Schmuck immer glänzend zu halten, Staub und Inſecten davon zu verſcheuchen; zum Kranze oder zum Schmuck des Altars die anmuthigſt geformten und in der Farbe keuſcheſten Blumen zu pflücken, daraus Sträuße, Gewinde, Guirlanden zu fertigen, welche dann wieder durch das große nach Oſten offene Fenſter eine Menge purpur- und azurfarbigen Schmetterlinge, fliegende Blumen der Einſamkeit, herbeilockten. Unter dieſen unſchuldigen Tributen hatte die Weißdornblüthe in ihrer Zeit immer den Vorzug; und für die übrigen Jahreszeiten alle nachgemacht mit einer Kunſt, deren Geheimniß die andächtigen Schweſtern der Natur abgelauſcht hatten, ruhten ſie an der Bruſt der ſchönen Madonna in einem dichten Strauß mit einem Silberband umwunden. Die Schmetterlinge ſelbſt hätten ſich manchmal täuſchen laſſen können, aber ſie wagten nicht auf dieſe himmliſche Blumen ſich niederzulaſſen, die nicht für ſie gemacht waren.

Die Schweſter Cuſtodin nannte ſich damals Beatrix. Höchſtens achtzehn Jahre alt, hatte ſie kaum je gehört, daß ſie ſchön ſey, denn ſie war mit fünfzehn Jahren in das Haus der heiligen Jungfrau getreten, ſo rein wie ihre Blumen.

(Fortſetzung folgt.)

St. Trutbert.

Nach dem Engliſchen.

St. Trutbert ſtrebte himmelan
Und kam, ſo weit man kommen kann.
Saß in der Klauſ' in guter Ruh',
Doch ſchel ſah der Verſucher zu.
Es hatte juſt am Firmament
Der Hund ſein hitzig Regiment;
Der Tag war heiß, der Abend ſchwül,
Den Heiligen ein Durſt befiel.
Er ſtieg hinab zum Quell gemach,
Doch rückwärts ihm der Krug zerbrach.
St. Trutbert ſprach: iſt ſo auch gut,
Die Hand dieſelben Dienſte thut.
Die Nacht blieb warm, der Durſt nahm zu,
St. Trutbertens floh Schlaf und Ruh.
Neunmal ſtieg er zum Quell hinab,
Der Stärkung für die Rückkehr gab;
War er aufs Lager hingeſtreckt,
Die trockne Zung' ihn bald erweckt.
Und als der kühle Morgen ſchien,
Da war des Heil'gen Muth dahin.
Da kam das Fräulein Tenta her
Mit einem Krug und bat ihn ſehr:
Der Krug, den ich am Wege fand,
Wird Euch zur rechten Zeit geſandt!
St. Trutbert ſprach: was Eva gab,
Den Adam brach' es in das Grab.
Und müßig ſtand der Krug am Tag,
Doch wieder ſchwül die Nacht anbrach.
St. Trutbert ſprach zum Krug gekehrt:
Der Durſt mir Nachts die Andacht ſtört!
Er ſchöpft noch zwier mit hohler Hand,
Doch in der Fern' ein Wetter brannt.
Er ſpricht: Noth kennet kein Gebot,
Ich brauch den Krug, das Wetter droht!
Er füllt den Krug mit kühlem Quell,
Er trägt ihn ſicher in die Zell';
Doch kaum ſtellt er ihn an die Wand,
So taumelt er herab in Sand.
Der Klauſner merkt, der Fuß ſey lahm,
Und alſobald zu Hülfe kam.
Von neuem füllt er ſeinen Krug,
Von neuem in die Zell ihn trug
Mit einem Scherben ſtützt er ihn
Und legt ſich zuverſichtlich hin.
Doch Stützen hier nicht helfen wollt',
Das Waſſer floß, das Krüglein rollt'.
Neunmal der Klauſner ſich bemüht
Und keine Frucht der Mühe ſieht;
Vergaß Gebet, vergaß Kaſteiun,
Fiel immer ihm das Krüglein ein,
Zuletzt zerriß er 's Scapulir
Und band den Krug an ſeine Thür.
Doch neckiſch ihm der Krug entſprang
Und rollte ſach die Zell entlang.
Da brach dem Klauſner die Geduld,
Da fühlt' er das Gewicht der Schuld.
Er wirft das Krüglein auf das Feld,
In tauſend Stücke es zerſchellt:
Verfluchter Krug! zum Teufel fahr!
So bin ich aller Sorgen bar!
St. Trutbert ſtrebte himmelan,
Er fing von vorn' die Büßung an.

Fr. Ab.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 152 u. 153.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Romanzen.

I.

Am Johannestages-Morgen,
Wenn um Eisenkraut und Blumen
Sich zu pflücken, Liebende
Auf die luft'gen Auen ziehen;
Wenn voraus die Dämmerung
Der ersehnten Herrscherin
Der Aurora tanzt den Reihen,
Dann nimm Schäferin, gut auf
Meinen Baum, den ich dir setze,
Den ich spielend in dem Thale
Von Osuna gepflanzt.
Nimm gut auf ihn, meine Herrin,
Laß dir gnädigst ihn gefallen,
Deinen Blick heft' auf die Blätter,
Unter seinen Schatten setz' dich,
Meiner Liebe Erstlingsgabe,
Deiner hohen Schönheit Lorbeer,
Deiner Straße Pomp und Pracht,
Deines Fenstres Schmuck und Zier.
Wenn dir's gut dünkt, kommt er leer
Von Guirlanden holder Blumen.
Halte ihn an deine Schönheit,
Höhern Reiz wird er gewinnen.
Deinem Mund entnehme er,
Wie auch ich thun würde, seine
Nelken, seine Lilien deiner
Stirne, deiner Hand Jasmin,
Sauge ein für seine Blätter
Deines Hauches Perlenthau,
Deines Busens süße Düfte.
Dann schwör ich dir, Schäferin,
Ist er König aller Bäume,
Welchem ihre Huldigung
Nachtigallen bringen werden.
Wer dich liebt mir zu Leide,
Wird dich mit Vergnügen anschaun;
Wer sich nicht um dich bewirbt,
Wird Bewunderung dir zollen,
Und ich singe, holdes Mädchen,
Diese Strophe dir zum Gruß,
Die ich schrieb am Fuß des Baumes,
Wenn du sie nicht hören solltest:
Wie blühend bist du!
Wie glücklich bist du!
O Bäumchen, voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

Vermeide der Rose
Vom beglückten Baum
Meiner Liebe Traum;
Und Amor, der Lose,
Ruft aus Wald und aus Moose
Seinen Gruß zu entbieten:
O Bäumchen voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

II.

Die Genugthuung der Liebe.

Schütze Gott dich, Schäferin,
Meiner Augen Morgenröthe,
Deines Schäfers holde Göttin,
Seiner Lämmer Königin.
Wie entzückend, wie bezaubernd
Bist du, Mädchen, meinem Auge!
Woher kommst du so erfreut,
Mit der Venus Reiz geschmückt?

Deine Augen sprühen Blitze,
Süßen Honig schenkt dein Mund,
Weiß wie Schnee ist deine Brust,
Deine Tritte schaffen Rosen.
Ach! warum kann denn dein Schäfer,
Ob er gleich dich zärtlich liebt,
Deiner Flamme nicht entsprechen?
Weil du ihn viel stärker liebst?
Deine Locke strahlet Gold aus,
Und auf deiner Stirne Schnee
Bricht der Morgen für mich an,
Deine Wange gibt mir Blumen,
Deine Lippe Perlenthau.
Weißt du auch, wie süß du liebst?
Weißt, mit welcher Gluth du küssest?
Welch ein Strahl im Aug dir blitzt?
Welche Grazie dich ziert?
Also sprach Arcadius,
Ein verliebter junger Schäfer,
Am Vermählungstag zu seiner
Holden Amaryllis, welche
Mit der Scham der Braut ihn anhört.
Sehr wohl weiß ich, sagt er weiter,
Daß ich nicht bezahlen kann
Deine Liebe, holdes Mädchen,
Aber das weiß ich gewiß,
Daß ich laß die ganze Welt
Um die Schlingen deiner Arme,
Deßhalb gönne, holdes Mädchen,
Meiner heißen Liebesflamme,
Daß ich deine Zärtlichkeit
Dir mit einem Kuß bezahle.

III.

Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Fünfzehn Jahre hast du, Mädchen,
Und ich zweifle, ob sie voll sind,
Eine Schönheits-Blume, welche
Strenger sich bewachen sollte.
Noch nicht lange ist es her,
Daß du warst ein winzig Täubchen,
Das noch schnäbelt mit der Mutter,
Das aus Furcht es noch nicht wagte,
Sich vom Neste zu entfernen.
Jetzt doch liebelst du mit Jedem,
Welcher in den Wurf dir kommt,
Gleich als ob ein funfzehnjähriges
Mit dem zwanzigjährigen
Mädchen gleiches Recht genösse,
Sich mit Schäfern abzugeben.
Eine Blume die heranwächst,
Mit den Schäferinnen, welche
In den Dreißigen schon stehen,
Und die krummen Wege lieben,
In der Mitte ihres Alters,
Legst du dich auf Schönheitsmittel.
Nimm in Acht dich, sie verleiten
Dich zu Dingen, deren Anfang,
Süß wie Honig, deren Ende
Bitterer als Galle ist.
Tausend Schäfer wirst du treffen,
Ihren Worten nach voll Liebe,
Doch von so verruchten Herzen,
Wie die mörderische Schlange.
Wölfen gleich im Schafsgewande
Werden sie dir Schlingen legen,
Bis sie dir die Perle rauben,
Die du nicht zu wahren wußtest.
Schon genug hab' ich gesagt,
Wenn dein Schöpfer, welcher dich
Mit solch hohem Reiz begabte,
Auch Verstand dir schenkte, meinem
Weisen Rathe nachzukommen.

Damit machte Delis
Einer schlichten Schäferin
Warm den Kopf, und wie er sah,
Daß sie weg das Antlitz wandte,
Lag er schmeichelnder ihr an:
Nicht traue den Männern,
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut.

Wie Gold bewahre
Die Blüthe der Jahre,
Sonst pflücket dir
Deines Blümchen Zier
Der Mann, der Barbare;
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut!

Dir selber verschrieben
Ist, o Mädchen, dein Glück;
Hältst du's fest am Genick,
Werd' als Freund ich dich lieben;
Doch nicht wende den Blick;
Sey, Mädchen, gescheidt,
Denn sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut! (!!)

Lieder.

I.

Auf des Orients Altan
Läßt Aurora ſich erſchauen,
Zeiget ſich der Wieſen Plan,
Und den blumenreichen Auen.
Thut mit neuem Glanze an
Ihres Schleiers Azurbläue,
Scheucht des Dunkels finſtre Macht
Durch des goldnen Wagens Pracht.
Mond und Sterne ohne Scheue
Senkt ſie in das Graus der Nacht.
Von der Vögel hellen Chören
Wird ſie tauſendfach begrüßt,
Wenn ſie in der Blume Röhren
Ihre holden Perlen gießt,
Jeden duft'gen Kelch erſchließt,
Sanft den Strahl regt in der Luft,
Zephyre in Licht zu baden,
Blumen in des Balſams Duft. —
Wenn ſie voller Huld und Gnaden
Zu Cupido's Dienſte ruft
Alle Schäfer nah und fern,
Und wenn ſie in harten Herzen
Weckt der Liebe ſüße Schmerzen:
Dann erkenne du, mein Stern!
O Alexis! ſie als Herrn,
Wie die andern Liebenden,
Sehe, wie von ihren vollen
Wangen Thränenſtröme rollen;
Doch reicht dieſes noch nicht hin,
Zu erweichen deinen Sinn,
Dann ſeh' dich in meinem Blick,
Welcher unter heißen Zähren,
Denen du allein kannſt wehren,
Liebend wirft dein Bild zurück.

II.

Komm, o komm, Eilene mein!
Schon iſt Phöbus untergangen,
Kehr' in meiner Hütte ein,
Denn der Nord erregt mir Bangen,
Der friert uns durch Mark und Bein.
Schon verſorgte ſeine Thiere,
Mit der ſchönen Schäferin,
Jeder Schäfer im Reviere.
Komm, o meine Königin,
Gib dich meinen Armen hin,
Wo der Liebesqual Beengen,
Wo die Sehnſucht, die durchdringt
Deines Schäfers Herz, bezwingen
Meine Gluth, die ſtets ſich jüngt,
Meiner Liebe feur'ge Schlingen,
Da uns ſolche heitre Nacht
Amor gütigſt zugedacht.
So komm eilig auf dein Röſchen,
Komm, o komm, Eilene,
Und ein andrer ſing das Reſtchen
Dieſer Cantilene.

III.

Rings um einen ſchatt'gen Baum,
Wo, verſenkt in ſüßen Traum,
Lag mein Liebchen in der Kühle,
Trieb ein Stieglitz ſeine Spiele,
Doch bemerkte er ſie kaum,
Als er keinen Augenblick
Wollt' von ihrer Seite weichen,
Hielt es für das größte Glück
Ihr zu weihn der Liebe Zeichen.
Bald ſetzt er ſich ihr in Schooß,
Bald entfernet er ſich wieder,
Bald, ſo ſchnell als ein Geſchoß,
Läßt aufs neu ſich ſein Gefieder
In der Holden Schooße nieder;
Bald ſingt er trotz Cypripor
Als der Huld'gung Angebinde
Schmeichleriſch ihr in das Ohr
Seine holden Lieder vor.
Doch geweckt von ſeinen Tönen,
Oeffnet ſie der Augen Schloß.
Und getroffen von der ſchönen
Flammenſprühendem Geſchoß
Fällt er todt ihr in den Schooß.

Legende von der Schweſter Beatrix.

(Fortſetzung.)

Es gibt ein glückliches oder unheilvolles Alter, wo das Herz eines Mädchens ſich bewußt wird, daß es geſchaffen ſey zu lieben, und Beatrix hatte dieß Alter erreicht; aber jenes zuerſt unbeſtimmte und unruhige Bedürfniß hatte ihr nur ihre Pflichten noch theurer gemacht. Unfähig damals ſich die geheimen Empfindungen zu erklären, von denen ſie bewegt wurde, hatte ſie dieſelben für den Inſtinct einer frommen Inbrunſt genommen, die ſich anklagt, nicht glühend genug zu ſeyn, und die in der Schuld gegen den geliebten Gegenſtand zu ſeyn wähnt, ſo lange ſie nicht bis zur Schwärmerei und zum Wahnſinn liebt. Der unbekannte Gegenſtand ihrer Entzückungen entging ihrer Unerfahrenheit; und unter denjenigen, die in den Geſichtskreis ihrer unſchuldig kindlichen Seele kamen, ſchien ihr die heilige Jungfrau allein jener leidenſchaftlichen Anbetung werth, der ſie kaum mit ihrem Leben genug thun zu können meinte. Dieſer unabläſſige Cultus war die einzige Beſchäftigung ihrer Gedanken, der einzige Reiz ihrer Einſamkeit ge-

worden; er erfüllte ſelbſt ihre Träume mit geheimnißvollem Schmachten und unausſprechlichen Verzückungen. Man ſah ſie oft vor dem Tabernakel daliegen, ihrer himmliſchen Beſchützerin von Schluchzen unterbrochene Gebete zuſendend, oder den Eſtrich mit ihren Thränen benetzend, und die himmliſche Jungfrau lächelte ohne Zweifel von ihrem ewigen Thron herab über dieſe glückliche und zärtliche Täuſchung der Unſchuld, denn die heilige Jungfrau liebte Beatrix und freute ſich von ihr geliebt zu werden. Und vielleicht hatte ſie auch in dem Herzen der Beatrix geleſen, daß ſie immerdar von ihr geliebt werden werde.

Um dieſe Zeit trat ein Ereigniß ein, welches den Schleier hob, unter dem das Geheimniß der Beatrix bisher für ſie ſelbſt verborgen geweſen. Ein junger Edelmann der Umgegend ward von Mördern angegriffen und war für todt im Walde geblieben; und obgleich er höchſtens noch durch ganz leiſe Spuren das Vorhandenſeyn eines dem Erlöſchen ganz nahen Lebens verrieth, brachten ihn doch die Diener des Kloſters in ihr Krankenzimmer. Da die Töchter der Schloßherren zu jener Zeit von der früheſten Jugend an im Beſitz der Kunſt der Recepte und des Verbandes waren, wurde Beatrix von ihren Schweſtern abgeſchickt, dem mit dem Tode Ringenden beizuſtehen. Sie bot Alles auf, was ſie von dieſer nützlichen Wiſſenſchaft gelernt hatte, aber mehr noch zählte ſie auf die Hülfe und Verwendung der wunderthätigen Jungfrau; und ihre langen und mühſeligen Nachtwachen, getheilt zwiſchen den Sorgen und Geſchäften der Krankenwärterin und den Gebeten der Dienerin Maria's, hatten all den Erfolg, den ſie davon gehofft hatte. Raymond öffnete ſeine Augen wieder dem Licht und erkannte ſeine Retterin; er hatte ſie einigemal in dem Schloſſe geſehen, wo ſie geboren war.

„Ha!“ rief er aus, „Beatrix, ſeyd Ihr es, die ich wieder finde? die ich in meiner Kindheit ſo ſehr geliebt, und die als meine künftige Gattin zu denken mir das zu ſchnell wieder vergeſſene Verſprechen Eures und meines Vaters mir geſtattete! durch welches traurige Verhängniß ſehe ich Euch wieder hier, gefeſſelt durch die Bande eines Lebens, das nicht für Euch gemacht iſt, und unwiederbringlich geſchieden von jener glänzenden Welt, deren Zierde Ihr waret? Ach! wenn Ihr ſelbſt dieſen Stand der Einſamkeit und der Selbſtverläugnung gewählt habt, Beatrix, ich ſchwöre es Euch, ſo war es, weil Ihr Euer Herz noch nicht kanntet. Die Verpflichtung, die Ihr eingegangen, unbekannt, wie Ihr es waret, mit den natürlichen Empfindungen aller athmenden Geſchöpfe, iſt nichtig vor Gott wie vor den Menſchen. Ihr habt, ohne es zu wiſſen, verläugnet und preisgegeben Eure Beſtimmung als liebende Braut, als Gattin und Mutter! Du haſt dich, armes, theures Kind, verdammt zu einem Leben der Langeweile, der Bitterkeit und des Verdruſſes, deſſen lange Traurigkeit hinfort keine Freude lindern und verſüßen wird. Iſt es doch ſo ſüß zu lieben, ſo ſüß geliebt zu werden, ſo ſüß dadurch, daß man liebt, wieder aufzuleben in den Gegenſtänden, die man liebt! Die reinen Freuden einer Neigung, die das Leben verdoppelt, vervielfacht; die Zärtlichkeit eines Freundes der dich anbetet, der dir alle Augenblicke verſchönert durch neue Feſte, der nur lebt, um dich zu erheitern und dir zu gefallen; die unſchuldigen Liebkoſungen holder, friſcher, anmuthiger Kinder, ſo froh ihres Daſeyns, die eine barbariſche Laune dem Reich des Nichts als Raub gelaſſen — ſiehe, das iſt es, was du verloren haſt! Das iſt es, was du verloren hätteſt, meine Beatrix, wenn eine verblendete Hartnäckigkeit dich in dem Abgrund zurückhielte, in welchen du dich geſtürzt haſt! Aber, nein!“ fuhr er mit noch lebhafterer Aufregung fort, „du wirſt nicht verkennen die Abſichten deines und meines Gottes, der uns nur ſo zuſammengeführt, um uns für immer zu vereinigen! Du wirſt dich ergeben den Wünſchen der Liebe, die dich anfleht und dich erleuchtet! Du wirſt die Gattin deines Raymond ſeyn, wie du ſeine Schweſter und ſeine Geliebte biſt! Wende nicht deine thränenvollen Augen von ihm ab! Entreiße ihm nicht deine Hand, die in der ſeinigen zittert! Sag' ihm, daß du bereit ſeyſt, ihm zu folgen und ihn nicht mehr zu verlaſſen!“

Beatrix antwortete nicht; ſie hatte keine Ausdrücke finden können, um ihre Empfindungen wieder zu geben. Sie wand ſich aus Raymonds ſchwachen Armen los, ſie entfernte ſich verſtört, ſinnverwirrt, bebend, und ſank der Jungfrau, ihrem Troſt und Schutz, zu Füßen. Da weinte ſie wie ſonſt auch; aber nicht mehr in einer unverſtandenen und gegenſtandloſen Rührung; es war ein Gefühl, mächtiger als die Frömmigkeit, mächtiger als die Scham, mächtiger, ach! als die heilige Jungfrau, deren Beiſtand ſie vergebens anrief; und ihre Thränen waren dießmal bitter und heiß. Man ſah ſie mehrere Tage nach einander in brünſtigem Flehen daliegen, und man verwunderte ſich nicht darüber, weil Jedermann im Kloſter ihre leidenſchaftliche Andacht und Verehrung für Notre-Dame des Épines fleuries kannte. Ihre übrigen Stunden brachte ſie in dem Gemache des Verwundeten zu, deſſen Heilung inzwiſchen nicht mehr ſo unabläſſiger Sorgfalt und Pflege bedurfte.

Eines Abends, zu der Stunde, wo die Kirche geſchloſſen iſt, wo alle Schweſtern ſich in ihre Cellen zurückgezogen haben, wo Alles, ſelbſt das Gebet, ſchweigt, — ſiehe da Beatrix, welche mit langſamen Schritten den Chor gewinnt, die Lampe auf den Altar ſetzt, mit zitternder Hand die Thüre des Tabernakels öffnet, die mit Stöhnen und die Augen niederſchlagend ſich abwendet, als fürchtete ſie, die Himmelskönigin möchte ſie mit einem Blick zerſchmettern, und ſich auf die Kniee wirft! Sie will ſprechen, und die Worte erſterben ihr auf den Lippen, oder erſticken in ihrem Schluchzen. Sie bedeckt ſich die Stirne mit ihrem Schleier und mit den Händen; ſie ſucht ſich zu beruhigen und zu kräftigen; ſie macht eine letzte Anſtrengung; ſie entreißt endlich ihrem Herzen einige verworrene Laute, ohne zu wiſſen, ob ſie ein Gebet oder eine Läſterung ausſpricht.

„O himmliſche Wohlthäterin meiner Jugend!“ ſprach ſie, „o du, die ich ſo lange einzig geliebt habe, und die immer die theuerſte Beherrſcherin meiner Seele bleibt, zu welcher unwürdigen Theilung ich dich auch herabziehe, — o Maria, göttliche Maria, warum haſt du mich verlaſſen? Warum haſt du geſtattet, daß deine Beatrix den gräßlichen Leidenſchaften der Hölle zum Raub ward? du weißt, ach! ob ich ohne Kampf derjenigen unterlag, die mich verzehrt! Heute iſt es aus, Maria, und es iſt aus

für immer! Ich werde dir nicht mehr dienen, denn ich bin nicht mehr würdig dir zu dienen. Ich will gehen, fern von dir zu verbergen die ewige Reue über meine Sünde, die ewige Trauer um meine Unschuld, welche du, selbst du, nicht mehr die Macht hast mir wieder zu geben. Dennoch aber dulde, o Maria, daß ich dich noch anbete! Habe Mitleid mit den Thränen, die ich vergieße, und die wenigstens beweisen, wie fremd ich dem schnöden Verrath meiner Sinne geblieben; nimm meine letzte Huldigung an, wie du alle angenommen; oder vielmehr, wenn mein Eifer für deine Altäre einige Erkenntlichkeit verdiente, sende den Tod der Unglücklichen, die dich darum flieht, ehe sie dich verlassen!"

Als sie diese Worte vollendete, erhob sich Beatrix, näherte sich zitternd dem Bilde der heiligen Jungfrau, schmückte es mit neuen Blumen, ergriff diejenigen, die sie mit den neuen ersetzte, und zum erstenmal sich schämend des frommen Gebrauchs, den sie davon zu machen nicht mehr das Recht hatte, drückte sie sie an ihr Herz in dem geweihten Säckchen des Scapuliers, um sich nicht mehr davon zu trennen. Dann warf sie einen letzten Blick auf das Tabernakel, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und floh.

In der folgenden Nacht führte ein schnelles Fuhrwerk den schönen verwundeten Ritter und eine junge, ihren Gelübden ungetreue Schwester, die ihn begleitete, fern von dem Kloster weg.

Das erste Jahr, das nach diesem verfloß, ward beinahe ganz ausgefüllt von der Trunkenheit befriedigter Leidenschaft. Die Welt selbst war für Beatrix ein neues im Genuß unerschöpfliches Schauspiel. Die Liebe vervielfältigte um sie her alle Mittel der Verlockung, alle Reize, die ihre Verirrung fortdauernd machen, ihr Verderben vollenden konnten; sie schüttelte die Träume der Lust nur ab, um unter dem Entzücken der Feste, unter den Spielen der Tänze und Gaukler und den Concerten der Minstrels zu erwachen; ihr Leben war ein fast bewußtloses Fest, wo die ernste Stimme der Besinnung erstickt durch das Geschrei der Orgie, sich umsonst vernehmlich zu machen versucht haben würde; und doch war Maria nicht ganz aus ihrer Erinnerung verschwunden. Mehr als Einmal, während sie sich ankleidete und schmückte, hatte sich ihr Scapulier unwillkürlich unter ihrer Hand geöffnet; mehr als Einmal hatte sie auf den gewelkten Blumenstrauß der Jungfrau einen Blick und eine Thräne fallen lassen. Mehr als Einmal war ihr das Gebet bis an die Lippen getreten, wie eine verborgene Flamme, welche die Asche nicht zu hemmen vermochte, aber da war es erloschen unter den Küssen ihres Bezauberers, und in ihrem Wahnsinn selbst sagte ihr immer noch eine Stimme in ihr: ein Gebet würde sie gerettet haben.

Sie machte nach nicht gar langer Zeit die Erfahrung, daß es keine dauernde Liebe gibt, außer der, welche durch die Religion gereinigt ist, daß die Liebe zum Herrn und zur Maria allein den Wechseln unserer Gefühle entgeht; daß sie allein unter allen unsern Neigungen zu wachsen und sich zu verstärken scheint mit der Zeit, während die andern so lebhaft brennen und so schnell sich verzehren in unsern Herzen von Asche. Inzwischen liebte sie Raymond so sehr, als sie lieben konnte, aber es kam ein Tag, wo sie erkannte, daß Raymond sie nicht mehr liebe. Dieser Tag ließ sie den noch schrecklichern Tag voraussehen, wo sie ganz verlassen werden würde von dem, um dessen willen sie den Altar verlassen hatte, und dieser gefürchtete Tag kam auch. Beatrix fand sich ohne Schutz und Hülfe auf der Erde, ach! und ohne Schutz und Hülfe im Himmel. Vergebens suchte sie einen Trost in ihren Erinnerungen, eine Zuflucht in ihren Hoffnungen. Die Blumen des Scapuliers waren verdorrt und gewelkt wie die des Glücks. Die Quelle der Thränen und des Gebets war vertrocknet. Das Schicksal, welches Beatrix sich geschaffen, begann sich zu erfüllen. Die Unglückliche empfing ihr Verdammungsurtheil. Je höher man herabfällt auf der Bahn der Tugend, um so mehr Schmach bringt der Fall, um so weniger ist er gut zu machen, und von einer großen Höhe war Beatrix gefallen. Anfangs entsetzte sie sich über ihre Schmach, und am Ende gewöhnte sie sich daran, weil die Springfeder ihrer Seele gebrochen war. Fünfzehn Jahre verflossen so, und fünfzehn Jahre lang hüllte sich der Schutzengel, welchen die Taufe ihrer Wiege gegeben, der Engel mit dem Bruderherzen, der sie so sehr geliebt, in seine Flügel und weinte.

Oh! welche Schätze nahmen diese flüchtigen Jahre mit fort! die Unschuld, die Scham, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, diese Rosen des Lebens, die nur Einmal blühen, und selbst das Gefühl des Bewußtseyns, das für alle andern Verluste entschädigt! Die Kleinode, welche sie sonst geschmückt hatten, der ruchlose Tribut, welchen die Ausschweifung dem Verbrechen zollt, lieferten ihr eine Zeitlang eine Hülfsquelle, die nur zu bald erschöpft war. Sie blieb allein, verlassen, der Gegenstand der Verachtung für andere wie für sich selbst, preis gegeben dem höhnischen Uebermuth des Lasters und verhaßt der Tugend, ein abschreckendes Beispiel der Schande und des Elends, auf das die Mütter ihren Kindern deuteten, um sie von der Bahn der Sünde fern zu halten. Sie ward es müde, dem Mitleiden zur Last zu fallen, nur Almosen zu empfangen, die ein frommer Widerwillen oft an den Händen der christlichen Liebe klebe machte, heimlich unterstützt zu werden nur von Leuten, welche die Schamröthe im Gesicht hatten, wenn sie ihr ein wenig Brod reichten. Eines Tages hüllte sie sich in ihre Lumpen, welche in ihrer Frische und Neuheit ein reicher, glänzender Anzug gewesen waren; sie beschloß den Unterhalt bei Tage und eine Freistätte des Nachts bei solchen zu betteln, die sie nicht gekannt hatten! Sie schmeichelte sich ihre Schmach in ihrem Unglück verbergen zu können; sie machte sich auf den Weg, die arme Bettlerin, ohne einen andern Besitz, als die Blumen, die sie einst dem Strauß der Jungfrau entnommen, und die unter ihren trockenen Lippen nach einander in Staub zerfielen.

Beatrix war noch jung, aber die Scham und der Hunger hatten ihrem Antlitz jene häßlichen Spuren aufgedrückt, welche ein frühes Alter verrathen. Wenn ihr blasses und stummes Antlitz schüchtern die Vorübergehenden anflehte, wenn ihre weiße und zarte Hand zitternd sich öffnete, ihre Gaben zu empfangen, so war Niemand, der nicht geahnt hätte, daß sie wohl schon bessere Tage auf Erden erlebt haben müsse. Die leichgültigsten blieben vor ihr stehen mit einem bittern Blick, welcher zu sagen schien: O meine Tochter, wie seyd Ihr gefallen!... Und ihr Blick antwortete ihnen nicht mehr, denn längst konnte sie nicht mehr weinen. Sie wanderte lange, lange fort, ihre Reise schien kein Ziel finden zu sollen als am Grabe. Eines Tages zumal war sie von Son-

Digitized by Google

zenaufgang an über einen kahlen Berg auf einem rauhen, ſteinigen Pfad gewandert, ohne daß auch nur Ein Haus ſich zeigte, ſie in ihrer Ermüdung zu tröſten; ihre einzige Nahrung waren einige geſchmackloſe Wurzeln geweſen, die ſie an Felſenſpalten gepflückt; ihre zerriſſene Fußbekleidung ließ ihre nackten, blutigen Füße ſehen; ſie fühlte ſich von Hunger und Erſchöpfung ohnmächtig werden, als ihr mit einbrechender Nacht plötzlich eine lange Reihe von Lichtern auffiel, welche eine große Wohnung verkündigten, und auf welche ſie zuging mit allen Kräften, die ſie noch aufbieten konnte; aber beim Zeichen einer ſilbernen Glocke, deren Ton in ihrem Herzen eine ſeltſame, unbeſtimmte Erinnerung weckte, erloſchen auf Einmal alle Feuer, und es herrſchten nur noch Nacht und Schweigen um ſie her. Sie machte jedoch noch einige Schritte, mit ausgebreiteten Armen, und ihre zitternden Hände ſtützten ſich an einem geſchloſſenen Thor. Hieran hielt ſie ſich einen Augenblick, wie um Athem zu ſchöpfen; ſie verſuchte ſich daran anzuklammern, um nicht zu fallen; ihre ſchwachen Finger verſagten ihr; ſie glitten aus unter dem Gewicht ihres Körpers. „O heilige Jungfrau!“ rief ſie aus, „warum habe ich dich verlaſſen!“ und die unglückliche Beatrix ward auf der Schwelle ohnmächtig.

Möge der Zorn des Himmels leicht werden der Schuldigen! Solche Nächte ſühnen ein ganz ſündiges Leben! Die durchdringende Kühle des Morgens begann kaum in ihr ein verworrenes, ſchmerzliches Gefühl des Daſeyns wieder zu beleben, als ſie bemerkte, daß ſie nicht allein war. Eine neben ihr knieende Frau hob vorſichtig ihr Haupt empor und betrachtete ſie ſtet und aufmerkſam mit der Miene unruhiger Neugier, abwartend bis ſie wieder ganz zu ſich gekommen wäre.

„Gott ſey ewig geprieſen!“ ſagte die gute Laienſchweſter, „daß er uns ſo bald Gelegenheit ſchickt, eine Handlung der Frömmigkeit zu thun, und einer Unglücklichen Hülfe zu leiſten! Das iſt ein glückverkündendes Ereigniß für das glorreiche Feſt der heiligen Jungfrau, das wir heute begehen! Aber wie kommt es, mein liebes Kind, daß Ihr nicht daran gedacht habt, die Glocke zu ziehen oder mit dem Hammer zu pochen? Es gibt keine Stunde, wo Eure Schweſtern in Jeſus Chriſtus nicht bereit geweſen wären, Euch zu empfangen! Gut gut!.. Antwortet mir jetzt nicht, armes verirrtes Schaf! Stärkt Euch mit dieſer Fleiſchbrühe, die ich Euch in der Eile gewärmt, ſobald ich Euch erblickte; koſtet von dieſem edeln Wein, der Eurem Magen die Wärme und Euern erſtarrten Gliedern wieder Gelenkigkeit geben wird. Gebt mir ein Zeichen, daß Ihr euch beſſer fühlt. Trinkt, trinkt Alles, und jetzt, ehe Ihr aufſteht, wenn Ihr dazu noch nicht die Kraft habt, hüllt Euch in dieſen Mantel, den ich um Eure Schultern geworfen; gebt mir Eure kleinen, erſtarrten Hände zwiſchen die meinigen, daß ich das Blut und das Leben wieder in ſie zurückrufe. Fühlt Ihr ſchon, daß Eure Finger unter meinem Anhauch gelenkiger werden? Oh, es wird Euch bald gut ſeyn!“

(Schluß folgt.)

Ellen.

(Schluß.)

Sie war 'ne einz'ge Tochter; des Wiſſens Trieb
War ihrem Vater nicht an Mädchen lieb;
Doch hatt' er Söhn' und Ellen ſchnell begreift,
Was von den Lehrern jenen wird gereicht.
Als dieß der Vater ſah — „'s iſt ihr Gemüth,
Sagt' er, das ſeltſam ſie zum Lernen zieht.
Es iſt faſt Schade um ihr hübſch Geſicht! —
Doch es iſt Mode und bringt Unglück nicht.
Frau'n ſchrieben längſt ſchon Verſ' und Komödien
Für das Theater; jetzt Philoſophien,
Und wollen ernſter Forſchung ſelbſt nicht fliehn.
Wenn das ihr Ernſt, bin ich umſonſt entgegen.
Wo nicht, ihr Streben wird von ſelbſt ſich legen.

Ellen, ſo fand man, hatt' Talent, Stolz nicht,
Durch Sanftmuth ward von ihr der Neid beſiegt;
Daß Ellen lernte, zeigte ihr Verſtand,
Sanftmuth in Wort und Blick, daß ſie empfand.
Er, der die Brüder lehrte, fand in ihr
Ausdauer, Eifer, Wißbegier;
Das ſah er und verhehlte nicht ſein Glück,
Die Stimme ſprach's, es glänzt in ſeinem Blick.

Nicht jung mehr, auch nicht eben ſchön, fürwahr,
Paßt er doch gut zu einem Abelard,
Sein ſanftes Weſen wiegt Beſorgniß ein,
Nur Ellen — Ellen fühlt den Reiz allein.
Erſt war es „Kindesliebe,“ ſie fühlt Entzücken,
Des Geiſtes theuern Vater anzublicken.
Doch bald entſagt' ſie dem geborgten Licht,
Er war — ſelbſt ihrem Geiſte — Vater nicht.

Doch Ellen tröſtet ſich — „Er ſpricht wohl noch,
Sagt ſie, ſieht liebend er und ſchwach mich doch;
Liebend, deßhalb kann er ſo ſichrer reden,
Schwach, drum iſt ſeine Stärke mir vonnöthen;
Und gern vertraut mein Vater Ellen ihm,
Denn er kennt ja als gut und rechtlich ihn.“

Gewiſſenhaft, zu wohl ihr Freund erwägt
Das, was des Vaters, was ihr Herz bewegt.
Er fühlet die Gefahr und ſeine Pflicht,
Zu fliehen, ehe er ihr unterliegt.
Was ſoll der Vater, was die Schüler denken?
O er ſteht an des Abgrunds drohendem Rand,
Und Flucht nur bietet ihm die Rettungshand,
Und kann er, ſo gefeſſelt an Flucht denken?
Er weiß, ſie liebt; ſie ſucht nicht zu verhehlen
Die Hoffnung, die die Tugend ſelbſt kann wählen.

Digitized by Google

Für ſie und ihre Offenheit beſorgt
Mißtrauend ſich, von Trennung Hülf' er borgt.
Er will ſie fliehn, doch zögert er's zu thun,
Gern möcht' er ganz von ſeiner Qual ausruhn;
Doch unentſchloſſen ſchwankt er, was zu thun?

Und Ellen, welche ihn in Kummer ſieht,
Iſt ſanften Blicks zu tröſten ihn bemüht,
Doch gleich wie Waſſer, das ins Feuer ſprüht,
Es mehr erhitzt, ſo wächst auch ſeine Pein,
Und düſter läßt erſtaunt er ſie allein.
Beleidigt wohl, doch auch beſorgt zugleich —
„Geh nicht," ruft ſie, und zögernd er verweilt,
„Biſt du denn krank, mein Freund? dein Blick, wie bleich!"
Spricht ſie und faßt die willenloſe Hand.
„Und du biſt kalt und zitterſt — bitte, ſprich
Zu deiner Ellen, wie befund'ſt du dich?
Laß ſorgend ihre Liebe das zerſtreun,
Was ihrem Freunde Unruh kann verleihn."

„Nein, Theure, Sorgen haben wir ja Alle,
Auch mir iſt mein Theil Trübſal zugefallen;
Du kannſt nicht helfen, Ellen; könnt' es ſeyn,
Und dürft' es, ſucht' bei dir ich Hülf' allein.
Doch trennt uns unſre Pflicht und wär's auch ſchwer,
Wir müſſen handeln nur, wie ſie begehrt —
Geſetzt, die Prüfung wär' die deine jetzt:
Könnt'ſt du entſagen, was dich hoch ergötzt,
Nach ſtrenger Pflicht Gebot?" — „Wärſt du bei mir,
Ich würd's verſuchen!" ſagt das Mädchen hier,
Und ſeufzend antwortet ein Seufzer ihr.

Und drauf ermannt er ſich und ruft: „Leb wohl!"
Und flieht von Ellen und von ihren Schmerzen;
Zum Vater geht er, blutend Weh im Herzen
Und ſpricht von ſeinem Weh und, des Entſchluſſes voll,
Von Kränklichkeit und er geſteht dabei,
Daß er nicht kalt für ſeine Tochter ſey.

Des Vaters Stolz gibt ſchnellem Zorn ſich hin —
„Das Mädchen liebt? Das woll'n Sie doch nur ſagen —
Und Sie, voll Ehr' und Stolz woll'n ihr entfliehn! —
Herr, ich bewundre und beneide Ihr Betragen."

Doch als der Vater ſeinen Unmuth ſieht,
Beſänftigt ſich ſein heftiges Gemüth.

„Vergebt dem Vater! — Gern verzeihe ich
Dem Mädchen, das, den Werth erkennend, ſich
Ihm zugeneigt. Nicht, was das Herz begehrt,
Erfüllt ſich ſtets; — ſelbſt Bitter wird bethört!
Wo Sieg nicht winkt, iſt Rückzug oft von Werth."

Dann mit der Güte, Weltleuten wohl eigen,
Lobt er die Strenge, die er konnte zeigen;
Findet's nicht wunderbar, daß Jugend liebt,
Nur, daß die Wahl unthulich, ihn betrübt;
Bedauert den Verluſt von ſolch 'nem Mann,
Fragt, ob er ſonſt ihn unterſtützen kann —
Schließt ſeine Rechnung endlich mit ihm ab,
Und zieht nicht einen Pfennig vom Betrage ab.

Alſo verläßt Cecil das Haus und flieht
Nach fernen Küſten; darf Ellen nicht mehr ſehn,
Darf ſcheidend ihr nicht, daß er liebt, geſtehn.

Lang war er fern, im Kampf mit ſeinem Gram
Nach Wahrheit ſtrebend, ſucht' er Frieden jetzt,
Vergeſſenheit, deß, was das Glück ihm nahm.

Ein Freund in England gab von Allem Kunde,
Was ihn betrübt, und immer noch ergötzt,
Erzählt, daß Ellen krank, und daß verbannt
Sie bei den Seen leb', wo viele ihr verwandt,
Dort ſchweife ſie in Thal und Fels umher,
Dem Schmerz ergeben, der Verbannung Loos,
Und ſammle Kieſel aus dem Bach, vom Felſen Moos,
Verfolge Käfer und ſo vergingen ſchwer
In Einſamkeit die trüben Stunden.

Und wieder ſchrieb er — todt ſey der Vater jetzt,
Und Ellen in ihr Heimathdorf verſetzt,
Geſinnt wie früher — und offen nun ihr Haus
Den Armen, Kranken, theile Segen aus
Mit Herz und Hand — und ſo vergeh' die Zeit
Verdienſtlich, doch nicht lautem Lob geweiht;
Ihr Ziel, ſich ſelbſt zu führen; doch ſtets bereit,
Gefallne zu erheben. Auch leg' ſie nicht
Auf Fehler und Verdienſt ein groß Gewicht;
Gehorche gern dem Ruf in ihrem Herzen,
Hör' alle Bitten, ſehe alle Schmerzen
Und wende ſich nur ab von Liebesflehn;
Denn, wenn voll Liebe auch, und hülfbereit,
Sie denk' an Cecil, dem ſie ſich geweiht.

a s hört ihr Freund ſo lange, bis zurück
Er kehrt, zu ſehn mit eignem Blick.
Er hatte klug geſpart und reicher kam
Er wieder, als er ſeine Flucht begann;
Etwas ließ ihm ſein Vater, und er kehrt
Ins Land, wo er zu ſterben einſt begehrt.

„Und dürfte ich, ſagt er, jetzt nicht mehr hoffen?
Das Mädchen, das ſo gut einſt war, ſo offen,
Wär' ſie's nicht mehr? — Den einſt ſie Freund genannt,
Wird ſie es noch, wenn ſie ihn treu erkannt?
Sie kann nicht zürnen, daß ich ſie verließ,
Der Tugend opfernd Hoffnung, Lieb — gewiß,
Was mich vertrieb, war ihr ja ſelbſt bekannt."

So dacht' er; doch in Furcht ſucht er den Freund,
Daß er die Zweifel löſe; dann vereint
Sie beide zu der Wohnung kamen
Und ſandten ihr des Freundes Namen
Durch einen Diener, dem ſie einſt gewogen,
Weil er ihn damals vorgezogen.

An Ellens Thür die Diener ſprachen
Von ihrer Güte — ſie hörten es im Wagen.
„Sie könnte bannen allen meinen Schmerz!
Und ſie verwirft mich! Das ſagt mir mein Herz!“
„Muth!“ ruft ſein Freund, die Furcht der Liebe
Kennt keinen Grund!“ jedoch Cecil blieb trübe,
Er ahnte, ſchien's den ernſten Spruch zuvor,
Und blickt' furchtſamen Auges auf das Thor,
Nach Antwort bang verlangend — jenem Laut,
Der ihm ſein künftiges Geſchick vertraut.
Und ſieh! er kam! kalt wie des Todes Hand —
„Dem Fräulein ſey der Name nicht bekannt!“ —
Im Wagen ſank der Liebende zurück
Schwach, ohnmächtig nicht — „Bring mich zurück!
Sprach er, 's iſt gut! Mein Urtheil iſt geſprochen!“
Und kein Laut weiter hat ſein Schweigen unterbrochen.

Schnell ordnet er, was mit der Welt ihn band,
Und flieht, dem wildern Schmerz entgeh'nd, das Vaterland.
Mit wen'ger Müh' konnt' er die Sehnſucht pflegen
Und in der Einſamkeit die Liebe hegen,
Die ihn nur ſchmerzlich, froh nicht konnt' erregen.

Er wählte Griechenland, dort, mit der Welt
Zerfallen, leb' er in Trümmern einer frühern Welt.
Dort las und ſann und ging er — und weinte, betet, liebt',
Doch ſchrieb er nicht, nicht Hoffnung ihn umgibt;
Nur auf die Wiſſenſchaft richt't er ſein ganz Gemüth,
Bis ihm, mit Todten lebend, allgemach
Des Lebenden Gewohnheit ſelbſt gebrach.
Nur, wo er Unglück ſah, da half er gern.
Die Zweifelnden ſucht ſanft er zu belehr'n;
Auch war ſein Geiſt nicht ohne Heiterkeit
In dieſem Zuſtand, der den Tod nicht ſcheut.
Wir wiſſen nicht, was hier die Zeit gethan;
Doch ruhig ſah den Tod er nahn.
Wohl dacht' er ſeufzend noch der frühern Zeit,
Doch wünſchte er den Tod — er war bereit.

Indeſſen denkt arm Ellen, mit ſich ſelbſt allein,
„Er ſucht mich auf — gewiß, wie könnt' es ſeyn?
Ich dachte nicht — 's war eine böſe Stunde,
Ganz unbedacht ſprach ich's nur mit dem Munde,
Und für ein Wort, leichtſinnig ausgeſprochen! —
Hab' keinen Freund ich, der ihn mir verſöhnt?
Er kommt gewiß — und wieder mir verſöhnt
Wird nie das Band der Herzen mehr gebrochen.“

Doch als ſie hört, daß er in fremdem Land
Verlornen Frieden ſucht, iſt ihrer auch verbannt;
Noch immer lebt die Hoffnung ihr, daß Liebe
Die leichten Wolken bald vertriebe.
„Sagt ihm kein Freund, daß nur ein Augenblick
Uns Stolz beſeelt und daß ein Blick,
Sobald das Opfer ihm gebracht,
Daß eine Thräne uns verſöhnlich macht?
Sagt ihm kein Freund von mir: „O kehr' zurück!
Enthülle deinen Wunſch und bring' ihr Glück?“

So ſieht die Jungfrau ſchmerzlich auf die Zukunft hin,
Die ſtündlich wechſelt mit dem wechſelnden Sinn
Und da nun Tag' und Wochen, Monat, Jahr vergehn,
Krankt ihre Hoffnung und läßt Furcht entſtehn.

Kein Cecil kam! — „Komm, komm! ruft Ellen trüb,
Wie haſt du deinen Unmuth alſo lieb?
Zählſt du nichts mehr von deiner Ellen Lieb'?“;

Sie hatte Recht; das Grab umſchloß ihn nun,
Und ließ ihn jetzt von ſeinem Leiden ruhn.
Sie hörte es und ſie erwiedert drauf
Mit ſeinem Wort: „Vollendet iſt mein Lauf!“

Des Freundes Nachlaß wird ihr überbracht,
Was ihm geblieben, hat er ihr vermacht.
Hievon erkauft ſie Bücher, die ihr werth,
Erfreut mit ihm, wo ſie von Armuth hört,
Und wo ein Blick, ein Wort ihr Herz gerührt,
Das iſt der Quell dem jeder Dank gebührt.

So ſind zehn Jahre Ellen ſchon verſchwunden;
Und ob auch ihre Körperkraft entſchwunden,
Ob ſie auch nicht mehr ſuchen kann das Leid
In ſeiner Hütte, ſtill iſt ſie noch bereit,
Zu thun, was Troſt und Milderung der Sorge leiht,
Und hört der Sterbende auch nicht mehr ihr Gebet,
Sie zeigt, wie duldend man dem Tod entgegengeht.

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 December 1840.

Neugriechisches.

Einnahme von Konstantinopel.

Genommen haben sie die Stadt,
Genommen Thessalonich,
Genommen Sanct Sophien-Dom,
Das hochgethürmte Münster,
Das einst dreihundert Glöcklein hatt'
Und zwei und sechzig Glocken,
Und einen Priester jede Glock'
Und einen Knecht der Priester!
Kaum war das Heiligthum enthüllt,
Der hohe Herr der Welten,
Da scholl vom Himmel her ein Ruf,
Der ihnen so verkündet:
„Laßt immerhin den Psalmgesang,
„Das Heiligthum setzt nieder!
„Schickt Kunde nach der Franken Land,
„Auf daß man komm' und hole,
„Daß man das Evangelium,
„Das goldne Kreuz entführe,
„Und auch den heil'gen Speisetisch,
„Damit kein Türk' ihn schände."
Als dieß die heil'ge Jungfrau hört,
Da weinten ihre Bilder. —
„Sey ruhig, hohe Herrscherin,
„Und weine nicht und klage!
„Nach langen Jahren, langer Zeit,
„Wird Alles neu dein eigen!"

Einnahme von Tripolitza.

Es war ein regenvoller Tag,
Und eine Nacht voll Schneesturm,
Als sich der Bei Kamillis jüngst
Begab nach Tripolitza.
Er sattelt in der Nacht sein Pferd,
Läßt's in der Nacht beschlagen,
Und auf dem Ritte ruset er
Zu seinem Gott und redet:
„Herr, laß mich ihre Häupter dort,
„Und ihre Oberpriester
„Vorfinden, daß mit ihrem Kopf
„Sie für die Rajas bürgen,
„Daß sie nicht greifen zum Gewehr
„Und mit den Räubern ziehen!" — —

Er kam heran, da überfiel
Das Griechenvolk die Veste.
Eng schlossen sie die Türken ein,
Bedrängten sie gewaltig.
Kolokotronis ruft ihm zu
Aus den Umschanzungsgräben:
„Ergib dich, o Kamillis Bei,
„Dem Herr Kolokotronis',
„Daß dir das Leben sey gewährt,
„So dir wie deinen Kindern,
„So dir wie deiner Harem-Schaar
„Und alle deinem Hause!" —
„Wenn's euch beliebt, ihr Griechen dort,
„Und ihr, o Rottenführer,
„Ergeben wir uns alsogleich
„Dem Herr Kolokotronis'."
Ein Bulukbaschi rief sofort
Von der Bastei herunter:
„Ungläub'ge, nie ergeben wir
„Uns euch, armsel'ge Rajas.
„Wir haben eine starke Burg
„Und bei uns einen Fürsten.
„Wir haben ein erprobtes Heer
„Und Türken als Soldaten.

„„Fünf tödtet jeder mit dem Schwert,
„„Und zehen mit der Flinte,
„„Und fünfzehn jeder auf dem Roß,
„„Und von der Schanz aus dreißig.““
„Nun denn, wohlauf! und schaut,“ — ſo rief
Alsdann Kolokotronis,
„Wohlauf, und ſchaut der Griechen Schwert,
„Der Räuber gute Flinten!
„Seht, wie die Griechen ſtehn im Streit
„Und niederhau'n die Türken!“ — —

Dienſtag und Mittwoch, reich an Weh,
Der Donnerstag voll Unheil;
Der Freitag endlich graute ſchon, —
O, wär' er nicht gekommen!
Beſchloſſen ward' im Griechenrath,
Die Veſte zu erſteigen.
Gleich Adlern ſtürmen ſie heran,
Sie nahn wie Klippenfalken;
Sie brannten ihre Flinten los,
Die gegen Feuerſchlünde.
Da ſchrie Kolokotronis auf
Am Aegeorg'ſchen Thore:
„Laßt immer eure Flinten ruhn
„Und zücket eure Schwerter;
„Treibt vor euch her, was türkiſch iſt,
„Wie Schafe nach der Hürde!“
Sie trieben ſie, ſie ſchloſſen ſie
Ein in die große Schanze.
Und mit Kolokotronis will
Kekhajas unterhandeln:
„„Abzugsverträge ſchließ mit uns;
„„Laß ab! Gewähr' uns Schonung!““
„Was faſelſt du, o Türkenaas?
„Was red'ſt du, alter Ketzer?
„Gewährteſt du Verträge jüngſt
„Im elenden Voſtitza,
„Als du die Brüder mir erſchlugſt,
„Mit ihnen all die Meinen?“

Der Hirt und Charos.

Ein rüſtiger Geſelle ſtieg
Von Felſengipfeln nieder;
Er trug die Mütze über Quer,
Die Locken wohl geringelt;
Auf hohem Bergesrücken ſtand,
Ihm gegenüber, Charos.
Der ſtieg zur engen Schlucht hinab
Und harrte ſein allborten.
„Von wannen kommſt du her, Geſell,
„Geſelle, wohin eilſt du?“
„„Von meinen Heerden komm ich her,
„„Nach meinem Wohnhaus eil' ich;
„„Ich eile, Brod zu holen, hin,
„„Und dann zurückzukehren.““
„Mich aber, mich hat Gott geſandt,
„Zu holen deine Seele!“ —
„„O laß mich, Charos, laß mich los,
„„Ich flehe, laß mich leben.
„„Ich hab' ein Weib, noch allzujung,
„„Der Wittwenflor mißziemt ihr;
„„Denn geht ſie flinken Schritts einher,
„„So heißts: wie ſucht ſie Freier!
„„Und tritt ſie auf mit leiſem Tritt,
„„So heißt's: wie thut ſie ſpröde! — —
„„Unmünd'ge Kindlein hab' ich noch,
„„Und Niemand ſorgt für Waiſen!““
Doch Charos höret ihn nicht an,
Und wollt' ihn mit ſich führen.
„„O Charos, wenn du's denn gelobt,
„„Und willſt mich mit dir führen:
„„Nun wohl! ſo komm', und ringen wir
„„Auf dieſer Marmorkenne,
„„Und wenn du, Charos, mich beſiegſt,
„„So nimm du meine Seele,
„„Doch ſieg' ich, Charon, über dich,
„„So zieh des Weges weiter.““
Drauf kamen ſie, und rangen ſie
Von früh bis an den Mittag.
Und eben um die Veſperzeit
Streckt Charon ihn zu Boden.

Das reiſende Mädchen.

Ein Mägdlein will zu Schiffe gehn
Um ihrer Schönheit willen;
Doch ſelber ſchiffen kann ſie nicht,
Iſt nicht des Ruderns kundig;
Hundert Ducaten zahlt ſie drum,
Zur Fahrt ein Schiff zu miethen;
Und andre hundert zählt ſie drauf,
Um unentehrt zu reiſen.
Kaum war ſie vom Geſtad entfernt
Zwei Meilen oder dreie,
So ſtreckte frech der Schiffspatron
Die Hand nach ihrem Buſen;
Das Mägdlein aber ſank vor Scham
Leblos zu Boden nieder. — —
Erſchrocken meint der Schiffspatron,
Als wäre ſie verſchieden;
Er faßt ſie mit den Händen ſchnell,
Und ſtürzt ſie in die Seefluth.
Aufwärts treibt ihren Leib die Fluth
In einen Bach Morea's.
Zum Bache kamen Jünglinge
Und Moreotenmädchen.

Sie tauchten mit den Krügen ein,
Und — faßten ihre Locken.
„Sieh da! ein Leib, des Purpurs werth,
„Und Finger, werth der Saiten!
„Sieh, Lippen, für den Kuß gemacht,
„Und wären sie voll Blutes!“
Die rothen Lippen küßt' ich ihr,
Da färbten sich die meinen;
Mit einem Tüchlein wischt' ich's ab,
Da färbte sich das Tüchlein.
Ich wusch es in des Stromes Fluth,
Da färbten sich die Wellen,
Es färbte sich der Küste Saum
Und weit hinaus die Meerfluth.
Es färbten die Galeeren sich
Und stolze Gallionen,
Es färbten sich die zierlichen,
Die pfeilgeschwinden Fischlein.

Serenade.

Vor Thessalonichs hohem Thor
Da setzet sich ein Jüngling hin
Mit schön gelockten Haaren.
In seinen Händen schwinget er
Ein Trommelbecken, pur von Gold,
Und singt sein Weh', und klaget:
„O du mein goldnes Fensterpaar,
„Ihr Jalousie'n, von Silber klar,
„Sagt eurer jungen Herrin doch,
„Daß sie mir zeig' ihr Angesicht!
„Ich bin kein Drache, der sie sticht,
„Kein Leu, der ihr den Nacken bricht!“

Legende von der Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Beatrix, von Rührung überwältigt, ergriff die Hände der ehrwürdigen Frau und drückte sie mehrmals an ihre Lippen.

„Es ist mir schon besser,“ sagte sie zu ihr, „und ich fühle mich im Stande zu gehen und Gott Dank zu sagen für die Gnade die er mir erwiesen, daß er mich in dieß heilige Haus geführt hat. Nur, damit ich es in mein Gebet einschließen kann, seyd so gut und sagt mir, wo ich denn bin?“

„Wo anders solltet Ihr denn seyn,“ versetzte die Schwester, „als in Notre Dame des épines fleuries, da es ja kein andres Kloster in dieser Einsamkeit gibt auf mehr als fünf Stunden in der Runde?“

„Notre Dame des épines fleuries!“ rief Beatrix mit einem Freudenschrei, dem sogleich die Zeichen der heftigsten Bestürzung folgten: „Notre Dame des épines fleuries!“ wiederholte sie, indem sie das Haupt auf die Brust sinken ließ: „Der Herr erbarme sich meiner!“

„Ha, meine Tochter!“ sagte die freundliche Schaffnerin, „wußtet Ihr denn das nicht? Es ist wahr, Ihr scheint sehr weit herzukommen, denn ich habe noch nie Frauenkleider gesehen, welche den Eurigen glichen. Aber unsre liebe Frau vom blühenden Weißdorn beschränkt ihren Schutz nicht auf die Bewohner dieser Gegend. Es kann Euch, wenn Ihr schon von ihr habt reden hören, nicht unbekannt seyn, daß sie gut ist für jedermann.“

„Ich kenne sie, und ich hab' ihr gedient,“ versetzte Beatrix; „aber ich komme weit her, wie Ihr saget, gute Mutter, und es ist kein Wunder, wenn meine Augen anfangs diese Stätte des Friedens und Segens nicht erkannten. Doch da ist ja die Kirche, und das Kloster und die Weißdornbüsche, wo ich so viele Blüthen gesammelt! Ach, sie blühen immer!.. ich war noch so jung, als ich sie verließ!.. Es war zu der Zeit,“ fuhr sie fort, ihr Antlitz gen Himmel erhebend mit jenem entschlossenen Ausdruck, welchen die Selbstverläugnung der Reue des Christen verleiht, „es war zu der Zeit, wo Schwester Beatrix Custodin der heiligen Capelle war. Meine Mutter, erinnert Ihr Euch ihrer noch?“

„Wie sollte ich sie vergessen haben, mein Kind, da ja Schwester Beatrix nie aufgehört hat, Custodin der heiligen Capelle zu seyn? Da sie bis auf diesen Tag unter uns geblieben ist, und, so hoffe ich, noch lange ein Gegenstand der Erbauung bleiben wird für die gesammte Schwesterschaft; da wir, nächst dem Schutz der heiligen Jungfrau, kein sichreres Pfand der Gnade des Himmels kennen?“

„Ich spreche nicht von dieser,“ unterbrach sie Beatrix, mit einem bittern Seufzer, „ich spreche von einer andern Beatrix, die ihr Leben in Sünden beschlossen hat, und die vor sechzehn Jahren eben dieß Amt bekleidete.“

„Der gute Gott wird Euch nicht strafen wegen dieser unsinnigen Worte,“ sagte die Schaffnerin, sie an ihre Brust drückend. „Die Noth und die Krankheit, welche Eure Lebensgeister verstören, haben Euer Gedächtniß mit solchen traurigen Träumereien verwirrt. Mehr als sechszehn Jahre bewohne ich dieß Kloster, und nie habe ich eine andre Custodin der heiligen Capelle gekannt, als Schwester Beatrix. Uebrigens, da Ihr ja gesonnen seyd, unsrer lieben Frau Eure Anbetung und Euren Dank darzubringen, geht, meine Schwester, während ich Euch ein Bett bereiten werde, geht hin zum Fuße des Tabernakels; dort werdet Ihr schon Beatrix finden, und Ihr werdet sie leicht erkennen, denn die Güte des Himmels hat gewollt, daß sie alternd doch keinen der Reize der Jugend verliere. Ich werde Euch alsbald wieder aufsuchen, um Euch dann nicht mehr zu verlassen bis zu Eurer völligen Wiederherstellung.“

Nach diesen Worten ging die Schaffnerin in das Kloster zurück. Mit schwankenden Schritten erreichte Beatrix die Treppe der Kirche, kniete auf den Boden, und beugte ihr Haupt bis zur Erde; dann ermuthigte sie sich ein wenig, erhob sich, und von Säule zu Säule trat sie vor bis an das Gitter, wo sie wieder auf ihre Kniee sank. Durch die Wolke hindurch, welche ihren Blick verdunkelte, hatte sie die Schwester Custodin erkannt, welche vor dem Tabernakel stand.

Allmählich näherte sich ihr die Schwester, wie sie die gewöhnliche Umschau an dem heiligen Orte vornahm, die erlo-

ſchenen Lampen wieder anzündete, oder die geſtrigen Kränze mit neuen erſetzte. Beatrix konnte ihren Augen nicht trauen! Dieſe Schweſter — war ſie ſelbſt, nicht ſo, wie ſie durch Alter, Sünde und Verzweiflung geworden war, ſondern ſo, wie ſie hätte ſeyn und bleiben ſollen in den ſchuldloſen Tagen der Jugend. War dieß ein durch die Reue erzeugtes Trugbild? War es eine wunderbare Strafe, ein Vorſchmack derer, welche der Fluch des Himmels ihr vorbehielt? In dieſer Ungewißheit verbarg ſie ihr Antlitz in den Händen und lehnte es unbeweglich gegen die Schranken des Gitters, mit dem Rande der Lippen die inbrünſtigſten Gebete der frühern Zeiten ſtammelnd.

Indeſſen wandelte die Schweſter Cuſtodin immer herum. Schon hatten die Falten ihrer Gewänder die Schranken geſtreift. Beatrix, zu Boden gedrückt, wagte nicht zu athmen.

„Du biſt es, liebe Beatrix," ſagte die Schweſter mit einer Stimme, deren ſüße Milde kein menſchliches Wort ausdrücken kann. „Ich brauche dich nicht zu ſehen, um dich zu erkennen, denn deine Gebete dringen zu mir ſo wie ich ſie ſonſt vernommen. Es iſt lange her, daß ich dich erwartet habe; aber da ich deiner Rückkehr gewiß war, nahm ich deine Stelle ein an dem Tage, wo du mich verließeſt, damit Niemand deine Abweſenheit bemerke. Jetzt weißt du, was die Genüſſe und das Glück werth ſind, deren Bild dich verführt, und du wirſt nicht mehr weggehen. Dieß iſt, unter uns, für Zeit und Ewigkeit. Kehre daher zuverſichtlich zurück in den Platz, den du unter meinen Töchtern einnahmſt. Du wirſt in deiner Zelle, wohin du den Weg nicht vergeſſen haſt, die Kleidung finden, die du daſelbſt gelaſſen, und mit ihr wirſt du wieder deine urſprüngliche Unſchuld anziehen, deren Sinnbild ſie iſt; es iſt dieß eine ungewöhnliche Gnade, die ich deiner Liebe ſchuldig war, und die ich für deine Reue erwirkte. Lebe wohl, Schweſter Cuſtodin Maria's! Liebe die Maria, wie ſie dich geliebt hat!"

Es war wirklich Maria; und als die verwirrte Beatrix ihre in Thränen ſchwimmenden Augen gegen ſie aufſchlug, als ſie ihre zitternden Arme gegen ſie ausſtreckte, ein von Schluchzen unterbrochnes Dankgebet ſtammelnd, da ſah ſie die heilige Jungfrau die Stufen des Altars hinanſteigen, die Thüre des Tabernakels öffnen, und ſich in ihrer himmliſchen Glorie unter ihrem goldenen Heiligenſchein und den Kränzen von Weißdornblüthen niederſetzen.

Beatrix ſtieg nicht ohne tiefe Rührung in den Chor hinab. Sie ſollte ihre Genoſſinnen wieder ſehen, deren Glauben ſie verrathen hatte, und die, ohne Schuld und Sünde, gealtert waren in der Uebung einer ſtrengen Pflicht. Sie ſchlüpfte unter ihre Schweſtern, mit geſenkter Stirne, und bereit ſich zu demüthigen beim erſten Schrei, der ihre Verwerfung ankündigen würde. Mit pochendem Herzen horchte ſie aufmerkſam auf ihre Stimmen und ſie hörte nichts. Wie keine von ihnen ihre Entfernung bemerkt hatte, ſo achtete auch keine auf ihre Rückkehr. Sie ſtürzte der heiligen Jungfrau zu Füßen, die ihr nie ſo ſchön geſchienen, und die ihr zuzulächeln ſchien. In den Träumen ihres Lebens voll Wahn und Täuſchung hatte ſie nichts erfahren, was einem ſolchen Glück nahe gekommen wäre.

Das große Feſt der Maria, (ich glaube, es war das Feſt der Himmelfahrt), ging vorüber unter gemiſchten Gefühlen von frommer Sammlung und Ekſtaſe, wovon die ſchönſten frühern Feſte dieſer Gemeinſchaft von Jungfrauen, fleckenlos wie ihre Königin, kaum eine Ahnung gegeben hatten. Die einen hatten vom Tabernakel wunderbares Licht niederſtrömen ſehen, die andern hatten den Geſang der Engel ſich zu ihren frommen Geſängen geſellen gehört, und hatten voll Ehrfurcht inne gehalten, um die himmliſche Harmonie nicht zu ſtören. Man erzählte ſich geheimnißvoll, es werde an dieſem Tage ein Feſt im Paradies gefeiert, wie im Kloſter des blühenden Weißdorns; und, ein zu dieſer Jahrszeit ſeltſames Phänomen, alle Weißdornen der Gegend hatten wieder Blüthen bekommen, ſo daß draußen wie drinnen nichts als Frühling und Wohlgeruch herrſchte. Und das darum, weil eine Seele zurückgekehrt war an die Bruſt des Herrn, gereinigt von allen Schwächen und Flecken unſers Daſeyns, und weil es kein Feſt gibt, das den Heiligen angenehmer wäre.

Nur Eine Unruhe trübte einen Augenblick die harmloſe Freude der Tauben der Jungfrau. Eine arme Frau, ſehr leidend und krank, hatte ſich am Morgen auf die Schwelle des Kloſters geſetzt. Die Schaffnerin hatte ſie geſehen, hatte ſie einigermaßen getröſtet und geſtärkt; ſie hatte für ſie ein gutes, weiches Bett bereitet, ihre müden, durch Entbehrungen geſchwächten Glieder auszuruhen; und dann hatte ſie ſie vergeblich geſucht. Das unglückliche Geſchöpf war verſchwunden, ohne daß man eine Spur von ihr fand, aber man vermuthete, Schweſter Beatrix möchte ſie wohl in der Kirche bemerkt haben, wohin ſie ſich geflüchtet.

„Beruhigt Euch, meine Schweſtern," ſagte Beatrix, bis zu Thränen gerührt über dieſe zarte Sorgfalt, „beruhigt Euch," fuhr ſie fort, die Schaffnerin an ihr Herz drückend, „ich habe die arme Frau geſehen und weiß, was aus ihr geworden iſt. Ihr iſt wohl, meine Schweſtern, ſie iſt glücklich, glücklicher als ſie verdient und als Ihr für ſie hättet hoffen können."

Dieſe Antwort beſchwichtigte alle Beſorgniſſe; aber ſie fiel auf, weil es das erſte ſtrenge Wort war, das aus dem Munde der Beatrix kam.

Nach dieſem verfloß das ganze Leben der Beatrix wie ein einziger Tag, wie der Tag der Zukunft, der den Auserwählten des Herrn verheißen iſt, ohne Langweile, ohne Sehnſucht, ohne Furcht, ohne eine andere Bewegung — denn ganz können gefühlvolle Herzen ſich derſelben nicht entſchlagen — als der der Frömmigkeit gegen Gott und der Liebe gegen die Menſchen. Sie lebte hundert Jahre, ohne dem Anſchein nach gealtert zu ſeyn, denn nur die ſchlimmen Leidenſchaften der Seele machen den Körper altern. Das Leben der Guten iſt eine ewige Jugend.

Dann ſtarb Beatrix, oder vielmehr ſie entſchlief im Frieden zu jenem vorübergehenden Schlummer des Grabes, der die Zeit von der Ewigkeit trennt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–Series 458

Digitized by Google

№ 900871

PN4
853
v.5

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.
1.-5. Jahrg.;
1834-40.
Stuttgart.
5 v.

Also published as supplement to Ausland.

Digitized by Google

Digitized by Google